Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete
des Wissens / der Literatur u. Kunst
herausgegeben von Karl Muth

Einundzwanzigster Jahrgang

Oktober 1923 - März 1924

Band 1

Kempten und München
Verlag Jos. Kösel'sche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des I. Bandes XXI. Jahrg.*

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter der Rubrik ‚Rundschau'.

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

*Literatur und Theater

*Kunst

*Musik

IV. Biographisches

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Verschiedenes

VII. Neues vom Büchertisch

VIII. Kunstbeilagen

IX. Besprochene Bücher und Theateraufführungen

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur u. Kunst · Herausgegeben von Karl Muth

Erstes Heft 1923/1924 * Einundzwanzigster Jahrgang

Oktober

Jos. Kösel'sche Buchhandlung München u. Kempten


DEUTSCHE PRÄZISIONSUHR
„ORIGINAL GLASHÜTTE"



Irische Buchmalerei: Titelblatt

Christentum und Kultur / Aus Anlaß eines Buches / Von Theodor Haecker

I.

Dieses Buch von Werner Elert: ‚Der Kampf um das Christentum seit Schleiermacher und Hegel' (München 1921, C. H. Beck), das Anlaß zu diesen Zeilen gab, zeichnet schon nach kurzem Überblick sich aus durch eine wohltuende Sach- und Fachkenntnis, eine Eigenschaft, die bei so groß angelegten Werken recht selten geworden ist, die in solchen Zeiten des Untergangs sogar kaum mehr verlangt, kaum mehr vermißt wird, also z. B. schon gar nicht beim Untergang des Abendlandes. Zwei Qualitäten von hohem Rang in allen Wissenschaften: dispositive Fähigkeit und konstruktive Kraft geben einen klaren, durchsichtigen Grundriß und einen festen, gesicherten Bau. Eine andere noch, die entweder eine ursprüngliche Gabe oder eine schwer errungene Fertigkeit sein kann: knapp, aber erschöpfend zu referieren, ist dem Autor in klassischem Maße eigen. Kurze, aber erschöpfende Referate über Hunderte von Büchern machen dieses Werk zu einem guten Lese- und Lehrbuch über die deutsche Philosophie seit Hegel, um so mehr, als man, durch das Thema bedingt, auch Seiten beschrieben findet, die einer sonst nicht zu sehen bekommt. Wo sonst fände man einen treffenderen und heitereren Ausdruck für die philosophische Allmacht, die um 1800 Kant in Deutschland ausgeübt hat, als in den von Elert zitierten Worten des Theologen Planck, der befürchtete, die kritische Philosophie könnte noch einmal als erklärte Gegnerin der Offenbarung überhaupt aufstehen, zur Beruhigung seiner Leser aber hinzufügte: ‚*Nach mehreren gelegentlichen Äußerungen von Herrn Kant selbst hat man wenigstens keine Ursache, das letzte zu befürchten.*' Deus, deus ille, Menalca! Stark ist Elert in der dialektischen Entwirrung der philosophisch-theologischen Zusammenhänge, geübt in der Abschätzung der Kraft und Schwäche von Argumenten für und wider (nämlich innerhalb der Grenzen seiner eigenen Prinzipien und Überzeugungen, welche die eines echten Lutheraners sind), gewappnet darum und durchaus gewachsen der Kritik der gelehrten Seite der modernen Kultur, ihrer Erkenntnisse, soweit sie auf der mittleren philosophisch-wissenschaftlichen Ebene liegen. Schwach ist er, und versagt in der Kritik der ästhetisch-künstlerischen Seite. Aber während jene Stärke eine durchaus persönliche ist, eine Klangfarbe hat, die nur ihm gehört, ist diese Schwäche ein durchaus Unpersönliches. Es hätten Hunderte der Gebildeten dieser Zeit fast genau oder ziemlich dasselbe schreiben gekonnt. Hier ist er nur der Exponent der gebildeten Schichten unseres Volkes (und eigentlich nicht nur des unseren, sondern Europas, Amerikas, vielleicht der Welt), hier bringt er nur sein Scherflein bei zu dem durch Akkumulation schon überstarken Erweis, daß diese Zeit, wenigstens nach der ästhetischen Seite, nicht in Kultur, sondern in Unkultur lebt, indem ihr nicht so sehr die Genialität einzelner Schaffender fehlt, wie die

lebt,
wie die
1



Christentum und Kultur / Aus Anlaß eines Buches / Von Theodor Haecker

I.

Dieses Buch von Werner Elert: ‚Der Kampf um das Christentum seit Schleiermacher und Hegel‘ (München 1921, C. H. Beck), das Anlaß zu diesen Zeilen gab, zeichnet schon nach kurzem Überblick sich aus durch eine wohltuende Sach- und Fachkenntnis, eine Eigenschaft, die bei so groß angelegten Werken recht selten geworden ist, die in solchen Zeiten des Untergangs sogar kaum mehr verlangt, kaum mehr vermißt wird, also z. B. schon gar nicht beim Untergang des Abendlandes. Zwei Qualitäten von hohem Rang in allen Wissenschaften: dispositive Fähigkeit und konstruktive Kraft geben einen klaren, durchsichtigen Grundriß und einen festen, gegliederten Bau. Eine andere noch, die entweder eine ursprüngliche Gabe oder eine schwer errungene Fertigkeit sein kann: knapp, aber erschöpfend zu referieren, ist dem Autor in klassischem Maße eigen. Kurze, aber erschöpfende Referate über Hunderte von Büchern machen dieses Werk zu einem guten Lese- und Lehrbuch über die deutsche Philosophie seit Hegel, um so mehr, als man, durch das Thema bedingt, auch Seiten beschrieben findet, die einer sonst nicht zu sehen bekommt. Wo sonst fände man einen treffenderen und heitereren Ausdruck für die philosophische Allmacht, die um 1800 Kant in Deutschland ausgeübt hat, als in den von Elert zitierten Worten des Theologen Planck, der befürchtete, die kritische Philosophie könnte noch einmal als erklärte Gegnerin der Offenbarung überhaupt aufstehen, zur Beruhigung seiner Leser aber hinzufügte: ‚Nach mehreren gelegentlichen Äußerungen von Herrn Kant selbst hat man wenigstens keine Ursache, das letzte zu befürchten.‘ Deus, deus ille, Menalca! Stark ist Elert in der dialektischen Entwirrung der philosophisch-theologischen Zusammenhänge, geübt in der Abschätzung der Kraft und Schwäche von Argumenten für und wider (nämlich innerhalb der Grenzen seiner eigenen Prinzipien und Überzeugungen, welche die eines echten Lutheraners sind), gewappnet darum und durchaus gewachsen der Kritik der gelehrten Seite der modernen Kultur, ihrer Erkenntnisse, soweit sie auf der mittleren philosophisch-wissenschaftlichen Ebene liegen. Schwach ist er, und versagt in der Kritik der ästhetisch-künstlerischen Seite. Aber während jene Stärke eine durchaus persönliche ist, eine Klangfarbe hat, die nur ihm gehört, ist diese Schwäche ein durchaus Unpersönliches. Es hätten Hunderte der Gebildeten dieser Zeit fast genau oder ziemlich dasselbe schreiben gekonnt. Hier ist er nur der Exponent der gebildeten Schichten unseres Volkes (und eigentlich nicht nur des unseren, sondern Europas, Amerikas, vielleicht der Welt), hier bringt er nur sein Scherflein bei zu dem durch Akkumulation schon überstarken Erweis, daß diese Zeit, wenigstens nach der ästhetischen Seite, nicht in Kultur, sondern in Unkultur lebt, indem ihr nicht so sehr die Genialität einzelner Schaffender fehlt, wie die

Empfangenden fehlen, oder den Empfangenden die Fruchtbarkeit fehlt, das Organ für Qualität, Echtheit, Potenz; ein Organ, ohne das eine Kultur schlechterdings nicht möglich ist, ohne welches auch das Genie schließlich entarten und verderben muß. Dieser Autor schreibt über Heine, nachdem er von ihm gesagt hat, daß er nicht nur den Charakter eines Hellenen, sondern ein andermal wieder den eines Protestanten oder gar eines Bibelchristen sich beigelegt hat: ‚Alles dies ist bei Heine in dem Moment, wo er es ausspricht, echt.‘ Und es ist zum Weinen! — Dieser Autor hält Ernst Droem für den nennenswertesten Repräsentanten moderner Lyrik und schreibt: ‚Alles, was an Farbe, Klang und Sinnlichkeit erinnert, ist nur noch visionäres Ausdrucksmittel innerer Erlebnisse!‘ Es ist von Ernst Droem die Rede. Es ist zum Lachen! — Dieser Autor findet unter den Malern als Protagonisten Sascha Schneider, bei dem die gestaltsuchende Macht der Innerlichkeit ... in unheimlichen Symbolen ... Sehnsucht nach unendlichen Zielen ... anschaulich macht. Und es ist zum Lachen und zum Weinen! — Aber, wie gesagt, hier spricht aus ihm nur die gebildete ‚Klasse‘ dieser Zeit, und er spricht nur als ihr Index. Hier ist auch kein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten. Sie werden wohl nicht immer auf denselben oder dasselbe hereinfallen, wiewohl sie, glaube ich, beide Thomas Mann für einen sehr, sehr großen Dichter halten, aber sie haben wie einen natürlichen Trieb in sich, einen Spaß für Ernst zu halten, einen Droem für der Dichtung Erwachen und wache Mache für eines Dichters Traum. Unendliches in Wirtschaft und Kultur wird heute von Deutschen in bar bezahlt, aber es ist nicht Gold, und er nicht Goethe. Das ist gewiß nicht das Wichtigste, aber man soll auch nicht so tun, als ob. Wichtiger und viel ernster als solche Urteile absoluter ästhetischer Unzulänglichkeit in unserem Buche ist ein aus einer ganz anderen Sphäre kommendes, aber auch in ihr betrüblichen Mangel an Diskrimination der Geister verratendes Urteil, dieses: ‚Noch stärker zieht der sittliche Ernst der von Rudolf Steiner gegründeten anthroposophischen Gesellschaft an.‘ So etwas soll man von Rudolf Steiner nicht sagen, nein!

Der heroische Titel ‚Der Kampf um das Christentum‘ hat eine Unterabteilung, ‚Geschichte der Beziehungen zwischen dem evangelischen Christentum in Deutschland und dem allgemeinen Denken seit Schleiermacher und Hegel‘, die ihm von seiner Großartigkeit wieder ziemlich viel nimmt und ihn national und konfessionell einengt und überhaupt verbürgerlicht. Als Grund für die konfessionelle Einengung wird angeführt: ‚Die römisch-katholische Theologie hat zwar das fragliche Problem ebenfalls sehr deutlich empfunden, und diese Empfindung hat dort auch eine unstreitig sehr beachtenswerte Literatur hervorgebracht, aber die hüben und drüben eingeschlagenen Wege gehen doch hoffnungslos auseinander.‘ Das wird so sein — klare Worte tun immer gut —, denn der Autor, der hier die Geschichte erzählt vom Kampf, dem theoretischen, hauptsächlich dem theoretischen, und auch dem praktischen, den der Protestantismus um das

Christentum gegen feindliche Philosophie, Wissenschaft und Lebensführung in den letzten hundert Jahren geführt hat, eine traurige Geschichte in der Hauptsache, von selbstzugefügten Niederlagen infolge ruchloser Vertrauensseligkeit und unredlicher Kompromisse und gewollter Flucht vor dem Kreuze — neben wenigen Lebendigen werden Hunderte beschworen, die nie lebendig waren, sie treten auf als Gespenster, etwas langweilig oft, Tote, die den Toten, welche sie begraben haben, noch einmal die knöchernen Hände reichen zu einem nüchternen Reigen: dann nimmt, fast hätte ich gesagt der Kirchhof, aber es ist keine Kirche da, dann nimmt der Friedhof sie wieder auf, und es ist Grab an Grab, und auf vielen ist nicht einmal ein Kreuz errichtet! — der Autor, der diese Geschichte erzählt, ist ein eingefleischter Lutheraner. Er kann vollkommen naiv und aus innerstem Herzen den Satz schreiben: ‚Kann man nach allem, was die Weltgeschichte lehrt, nicht zweifeln, daß auch für unsere Kultur einmal der letzte Tag kommt, so werden die Christen, die aus unserer Mitte dann übrig sind, gleich jenen Pilgervätern nichts anderes mit hinübernehmen in eine neue Welt, als die Bibel unter dem Arm.' Aber vielleicht müßten sie doch auch noch die Fibel mitnehmen, um ihre Kinder das Lesen zu lehren. Sein Held ist Schleiermacher, während ich unter den von ihm dargestellten Männern den Kranz dem Johann Tobias Beck gereicht hätte, einem edlen, frommen und weisen Mann, von dem er den Satz zitiert: ‚Ehe sich etwas zur Idee ausbildet, zum geistig bestimmten Bewußtsein, muß es bereits real gegeben und ins Bewußtsein überhaupt eingetreten sein.' Ein schöner und guter Satz, mit dem man katholisch werden und bleiben kann. Aber sein Held ist Schleiermacher, und irgendwo steht bei Möhler, daß Schleiermacher als Theolog der letzte konsequente Jünger Luthers gewesen sei: und Schleiermacher ist Elerts Held, man sieht, welche Konsistenz seine geistige Haltung hat. Von Schleiermacher sagt er: Er ‚ist der letzte protestantische Theologe gewesen, der r e g e n e r i e r e n d auf die römische Theologie eingewirkt hat. Aber seine Wirkung war nur vorübergehend.' Nämlich weil der Bischof von Rottenburg sie im Gegenteil für degenerierend gehalten hat. Innerhalb der selbstgezogenen Grenzen scheint dieses Buch vollständig zu sein, und doch weist es merkwürdige, erstaunliche, ja verblüffende Auslassungen auf. Auf 500 Lexikonseiten werden schätzungsweise 800 Namen aller Art behandelt, aber nicht in einer einzigen Zeile findet sich der Name Hilty; und nur in einer einzigen, aber gar nicht um seiner selbst willen, der Name Blumhardt, wobei auch gar nicht sicher, sondern sogar unwahrscheinlich ist, daß der echte, der alte Blumhardt gemeint ist. Wie merkwürdig ist das! Erklärlich nur, beschränkte sich der Autor auf wissenschaftliche Theologie allein und wissenschaftliche Theologen. Aber das ist gar nicht so. Alle möglichen Laien und Schriftsteller werden erwähnt bis herab zu Johannes Müller. Hilty aber nicht. Wie erstaunlich ist das! Elert nenne doch einen, der den ‚Kampf um das Christentum' gegen die allgemeinen Anschauungen der

Empfangenden fehlen, oder den Empfangenden die Fruchtbarkeit fehlt, das Organ für Qualität, Echtheit, Potenz; ein Organ, ohne das eine Kultur schlechterdings nicht möglich ist, ohne welches auch das Genie schließlich entarten und verderben muß. Dieser Autor schreibt über Heine, nachdem er von ihm gesagt hat, daß er nicht nur den Charakter eines Hellenen, sondern ein andermal wieder den eines Protestanten oder gar eines Bibelchristen sich beigelegt hat: ‚Alles dies ist bei Heine in dem Moment, wo er es ausspricht, echt.' Und es ist zum Weinen! — Dieser Autor hält Ernst Droem für den nennenswertesten Repräsentanten moderner Lyrik und schreibt: ‚Alles, was an Farbe, Klang und Sinnlichkeit erinnert, ist nur noch *visionäres* Ausdrucksmittel innerer Erlebnisse!' Es ist von Ernst Droem die Rede. Es ist zum Lachen! — Dieser Autor findet unter den Malern als Protagonisten Sascha Schneider, bei dem die gestaltsuchende Macht der Innerlichkeit ... in unheimlichen Symbolen ... Sehnsucht nach unendlichen Zielen ... anschaulich macht. Und es ist zum Lachen und zum Weinen! — Aber, wie gesagt, hier spricht aus ihm nur die gebildete ‚Klasse' dieser Zeit, und er spricht nur als ihr Index. Hier ist auch kein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten. Sie werden wohl nicht immer auf denselben oder dasselbe hereinfallen, wiewohl sie, glaube ich, beide Thomas Mann für einen sehr, sehr großen Dichter halten, aber sie haben wie einen natürlichen Trieb in sich, einen Spaß für Ernst zu halten, einen Droem für der Dichtung Erwachen und wache Mache für eines Dichters Traum. Unendliches in Wirtschaft und Kultur wird heute von Deutschen in bar bezahlt, aber es ist nicht Gold, und er nicht Goethe. Das ist gewiß nicht das Wichtigste, aber man soll auch nicht so tun, als ob. Wichtiger und viel ernster als solche Urteile absoluter ästhetischer Unzulänglichkeit in unserem Buche ist ein aus einer ganz anderen Sphäre kommendes, aber auch in ihr betrüblichen Mangel an Diskrimination der Geister verratendes Urteil, dieses: ‚Noch stärker zieht der *sittliche Ernst* der von Rudolf Steiner gegründeten anthroposophischen Gesellschaft an.' So etwas soll man von Rudolf Steiner nicht sagen, nein!

Der heroische Titel ‚Der Kampf um das Christentum' hat eine Unterabteilung, ‚Geschichte der Beziehungen zwischen dem evangelischen Christentum in Deutschland und dem allgemeinen Denken seit Schleiermacher und Hegel', die ihm von seiner Großartigkeit wieder ziemlich viel nimmt und ihn national und konfessionell einengt und überhaupt verbürgerlicht. Als Grund für die konfessionelle Einengung wird angeführt: ‚Die römisch-katholische Theologie hat zwar das fragliche Problem ebenfalls sehr deutlich empfunden, und diese Empfindung hat dort auch eine unstreitig sehr beachtenswerte Literatur hervorgebracht, aber die hüben und drüben eingeschlagenen Wege gehen doch hoffnungslos auseinander.' Das wird so sein — klare Worte tun immer gut —, denn der Autor, der hier die Geschichte erzählt vom Kampf, dem theoretischen, hauptsächlich dem theoretischen, und auch dem praktischen, den der Protestantismus um das

Christentum gegen feindliche Philosophie, Wissenschaft und Lebensführung in den letzten hundert Jahren geführt hat, eine traurige Geschichte in der Hauptsache, von selbstzugefügten Niederlagen infolge ruchloser Vertrauensseligkeit und unredlicher Kompromisse und gewollter Flucht vor dem Kreuze — neben wenigen Lebendigen werden Hunderte beschworen, die nie lebendig waren, sie treten auf als Gespenster, etwas langweilig oft, Tote, die den Toten, welche sie begraben haben, noch einmal die knöchernen Hände reichen zu einem nüchternen Reigen: dann nimmt, fast hätte ich gesagt der Kirchhof, aber es ist keine Kirche da, dann nimmt der Friedhof sie wieder auf, und es ist Grab an Grab, und auf vielen ist nicht einmal ein Kreuz errichtet! — der Autor, der diese Geschichte erzählt, ist ein eingefleischter Lutheraner. Er kann vollkommen naiv und aus innerstem Herzen den Satz schreiben: ‚Kann man nach allem, was die Weltgeschichte lehrt, nicht zweifeln, daß auch für unsere Kultur einmal der letzte Tag kommt, so werden die Christen, die aus unserer Mitte dann übrig sind, gleich jenen Pilgervätern nichts anderes mit hinübernehmen in eine neue Welt, als die Bibel unter dem Arm.' Aber vielleicht müßten sie doch auch noch die Fibel mitnehmen, um ihre Kinder das Lesen zu lehren. Sein Held ist Schleiermacher, während ich unter den von ihm dargestellten Männern den Kranz dem Johann Tobias Beck gereicht hätte, einem edlen, frommen und weisen Mann, von dem er den Satz zitiert: ‚Ehe sich etwas zur Idee ausbildet, zum geistig bestimmten Bewußtsein, muß es bereits real gegeben und ins Bewußtsein überhaupt eingetreten sein.' Ein schöner und guter Satz, mit dem man katholisch werden und bleiben kann. Aber sein Held ist Schleiermacher, und irgendwo steht bei Möhler, daß Schleiermacher als Theolog der letzte konsequente Jünger Luthers gewesen sei: und Schleiermacher ist Elerts Held, man sieht, welche Konsistenz seine geistige Haltung hat. Von Schleiermacher sagt er: Er ‚ist der letzte protestantische Theologe gewesen, der r e g e n e r i e r e n d auf die römische Theologie eingewirkt hat. Aber seine Wirkung war nur vorübergehend.' Nämlich weil der Bischof von Rottenburg sie im Gegenteil für degenerierend gehalten hat. Innerhalb der selbstgezogenen Grenzen scheint dieses Buch vollständig zu sein, und doch weist es merkwürdige, erstaunliche, ja verblüffende Auslassungen auf. Auf 500 Lexikonseiten werden schätzungsweise 800 Namen aller Art behandelt, aber nicht in einer einzigen Zeile findet sich der Name Hilty; und nur in einer einzigen, aber gar nicht um seiner selbst willen, der Name Blumhardt, wobei auch gar nicht sicher, sondern sogar unwahrscheinlich ist, daß der echte, der alte Blumhardt gemeint ist. Wie merkwürdig ist das! Erklärlich nur, beschränkte sich der Autor auf wissenschaftliche Theologie allein und wissenschaftliche Theologen. Aber das ist gar nicht so. Alle möglichen Laien und Schriftsteller werden erwähnt bis herab zu Johannes Müller. Hilty aber nicht. Wie erstaunlich ist das! Elert nenne doch einen, der den ‚Kampf um das Christentum' gegen die allgemeinen Anschauungen der

Welt gerade in gebildeten Kreisen mit größerer Energie und eben auch mit gesegneterem Erfolge geführt hat als Hilty, der Unzähligen, und nicht bloß Protestanten, sondern auch Katholiken, in schlaflosen Nächten den Trank süßen starken Trostes gereicht hat; der friedlose Herzen wieder beruhigt, besänftigt, der Wahrheit des Christentums aufgeschlossen, weich und dann auch wieder fest gemacht hat, sie wieder zugeführt hat ihrem Schöpfer und Erlöser; der wahrlich auch von echter Kultur etwas verstanden hat, indem z. B. sein Danteaufsatz alle die unzähligen im Jubiläumsjahr Dantes erschienenen, die literarischen wie gelehrten zusammengenommen, an Wert und Substanz weit überragt. Und ebensowenig wird Blumhardt genannt, wiewohl von ihm fast dasselbe gilt und er den ‚Kampf um das Christentum' nicht bloß gegen Menschen und Bücher, sondern sogar gegen Dämonen geführt hat. Wie verblüffend ist das und wie — undankbar! Aber ich werde diesen beiden immerfort die Dankbarkeit bewahren, und ich weiß, daß, was vom wahren Stock an ihnen ist, gerettet und bewahrt werden wird von ihr: der Mutter, der katholischen Kirche. Man weiß bei diesem Autor rasch, woran man ist und wird Unmögliches nicht erwarten; man sieht, daß ein fast zur Natur gewordener stachliger Panzer aus Vorurteilen ihn schützt gegen alles ‚Katholische' oder was er darunter versteht. Und der Unwandelbarkeit der Gewißheit kommt nahe und fast gleich die Starrheit des Vorurteils, des unüberwindlichen, nichts als sich hörenden. Das ist schmerzlich; aber Lutheraner dieser Qualität haben eine andere, bessere Seite doch auch. Nie zwar wird dieser Autor katholische Frömmigkeit und Mystik überschwenglich preisen, als wäre er ihres Kernes und ihrer verpflichtenden Wahrheit gewiß — nie! — aber niemals auch wird ein solcher Lutheraner einen Satz schreiben wie den, den ich eben beim Durchblättern des neuen dicken Buches von Heiler* finde: ‚Ein volles und wahres Leben nach dem Tode konnten sie (die jüdisch denkenden Jünger Jesu) nur in der Form der verklärten Leiblichkeit bejahen. Darum mußte sich für sie die Gewißheit, daß Jesus der Herr sei, in den Glauben an seine leibliche Auferstehung einkleiden. Dem Historiker ist es deshalb wahrscheinlich, daß die leibliche Auferstehung Jesu nicht ein geschichtliches Faktum, sondern nur der notwendige, zeitgeschichtlich bedingte Ausdruck einer entscheidenden übersinnlichen Erfahrung ist.' Ah, welch ein Genus für sich, welch ein erstaunliches Genus bilden doch die ‚Historiker', die Historiker schlechthin! Alles schweige, jeder neige . . . wenn sie voraussetzungslos, aber inappellabel entschieden haben, ob etwas geschehen sein kann oder geschehen ist oder nicht geschehen sein kann und nicht geschehen ist; sie sind die Antizipation des Jüngsten Gerichts . . . Nein, niemals wird ein Lutheraner wie Elert einen solchen Satz schreiben, niemals, da-

* Friedrich Heiler: Der Katholizismus. Seine Idee und seine Erscheinung. München, 1923, E. Reinhardt.

für bürge ich und bürgt sein Buch, in welchem solche Historiker, vornean Harnack, oft mit schneidendem Hohn abgefertigt werden. Und ich weiß nicht, ob es bloße Geschmackssache ist — ich bezweifle es —, ich weiß aber, daß ich selbst einen mit unbezwinglichen Vorurteilen gepanzerten, der Enge verfallenen Lutheraner, so er nur noch die letzten Juwelen des Dogmas eifersüchtig bewahrt, weit vorziehe jener geistverhaßtesten Art — und wäre sie mit der größten Weitherzigkeit gepaart —, ein Dogma zu behandeln: nämlich die Worte wohl zu lassen, ihnen aber den Nerv zu nehmen und das Herz auszureißen. Wenn Christus nicht wahrhaft auferstanden ist und denen, welchen er wollte, erschienen ist, in verklärtem Leibe, aber: leibhaft; wenn die Sentenz: Et resurrexit tertia die, secundum scripturas nur so dasteht, für was sie mag, nein, nicht für was sie mag, denn sie mag nur eines, sondern für was irgendein Historiker mit feuilletonistischen Talenten, der vor der ewigen Wahrheit eine kurzlebigere Eintagsfliege ist, als diese vor den Äonen dieser Welt, darunter sich vorstellen mag oder kann —: dann glaube ich überhaupt kein Wort mehr dieser Confessio, nicht eines mehr, denn dieses hält jenes und jenes ein anderes und also dieses alle. — Man weiß, woran man ist. Solche Lutheraner werden, wenn sie von katholischer Liturgie hören, sich bekreuzen — nicht doch, denn auch das ist Magie und eine Kontamination der Reinheit des Evangeliums, aber ein Schauder wird sie erfassen. Sie sind nüchterne Leute, ihre Sprache wird weder die Süße haben und die Blume, welche die des Weines und der Genialität sind, noch die Blumigkeit haben und die Süßigkeit, welche die der Limonade und der Feuilletonisten sind, um einen echten oder einen unechten Hymnus auf die Schönheiten des katholischen Gottesdienstes zu singen, dafür wird aber eine nüchterne, wissenschaftliche Redlichkeit sie vor einer Argumentation bewahren, die zur Sache paßt wie die Faust aufs Auge, wird nicht so leicht einer solchen intellektuellen Schiebung sich schuldig machen, wie die ist, welche ich beim selben Durchblättern desselben dicken Buches von Heiler finde: ‚Die evangelische Antithese Luthers und Calvins war eine einzigartige g e n i a l e S c h ö p f u n g‘ — dieser Schriftsteller ahnt scheint's gar nicht, welch verdammende Wahrheit er damit sagt! —, ‚aber sie besaß nicht die Kraft, die katholische Idee zu entwurzeln. Sie hatte vielmehr zur Folge, daß der in seinem Bestande aufs schwerste bedrohte Katholizismus alle seine Kräfte sammelte und aufs neue eine großartige Synthese durchführte. D i e s m a l w a r e s f r e i l i c h n i c h t e i n r e l i g i ö s e r G e n i u s, d e r d i e s e S y n t h e s e v o l l z o g, s o n d e r n e i n K o n z i l v o n T h e o l o g e n.‘ Dieses nämlich nenne ich eine intellektuelle Schiebung, weil das Bild vorgegaukelt wird, als wäre das gewaltige katholische Lehrgebäude mit seinen übernatürlichen Wahrheiten vor Trient von einzelnen Genies errichtet worden und nicht auch von Konzilien, als wäre die katholische Wahrheit und Verfassung vor Trient der Zufälligkeit menschlicher Genialität anvertraut gewesen und nicht vielmehr ebenso wie in

Trient und nachher Schutz und Lenkung des Heiligen Geistes, als müßte die Kirche und ihr Zweck verfallen, wenn kein Genie mehr da ist, womit selbstverständlich nicht gesagt ist — wie sollte ich solches sagen?! —, daß seine Hilfe nicht erwünscht sei und angenommen, ja gefordert werde, wenn es im Gehorsam des Glaubens bleibt.

Man weiß bei diesem Lutheraner, woran man ist. Man ist gefaßt, nicht auf Überraschungen, sondern darauf, daß es keine geben wird. Und doch gibt es eine, nach 280 langen Seiten; freilich ist am guten Ende auch sie keine, aber am Anfang ist er eine, der Satz: ‚Die geschichtlichen Regeln, nach denen sich Synthese und Diastase von Christentum und Kultur vollziehen lassen, liegen nicht so an der Oberfläche, daß man diese oder jene mit der Eigenart einer Konfession schlechthin identifizieren könnte. Eine solche Synthese oder Diastase kommt als Schicksal über ein Zeitalter und kann infolgedessen nur bejaht werden.' Dieser Satz mit dem Wort Schicksal ist eine Überraschung, weil er ein Fremdkörper ist in diesem Werk. Man sieht aber, welche Einheit dieses Buch ist, daß erst nach 280 Seiten ein Wort auffällt, deshalb, weil es herausfällt. Die Einheit der Gesinnung gibt einem Mann den Charakter, die Einheit der Anschauung einem Schriftsteller den Stil. Sie ist die erste, die unsichtbare, die innere, die schöpferische Form, die selber erst die äußere, die sichtbare sich schafft, und der Garant ist dafür, daß diese echt ist und nicht bloß ein geborgtes, umgeworfenes Kleid. Tausend Einfälle, die verschiedensten, die buntesten, die einander selber auf den ersten Blick fremdesten und erst auf den zweiten als einander verwandt sich erkennenden und begrüßenden, die unerwartetsten, die unvorhersehbarsten sind Freude und Lust, wenn sie derselben Quelle entströmen, auf derselben Au aufblühen; zwei oder drei schon, so kunstvoll oder vielmehr künstlich auch immer eingestellt, sind eine Qual, wenn schließlich doch die einzige reale Einheit, die sie bindet, der Setzer ist, der sie setzt, der einzige reale Boden, der sie trägt, das Papier ist, auf dem sie gedruckt stehen. Kraut und Rüben sind ein Durcheinander eigentlich noch nicht auf dem Ackerboden, der sie beide trägt und nährt, sondern doch erst auf dem Tisch, auf dem, entwurzelt, sie — durcheinander liegen, so durcheinander wie etwa Gedanken und Bilder in einem neu erschienenen Werk von Tönnies ‚Kritik der öffentlichen Meinung', das ein Schulbeispiel ist für den Mangel an Einheit der Anschauung und in diesem Betracht antipodisch zu dem Werke Elerts sich verhält. (Kein Wunder freilich, da der Autor dieses äußeren und inneren Ungetüms, dessen Lektüre für ein konsistentes Hirn eine Tortur sein muß, die öffentliche Meinung für die designierte Nachfolgerin und den Ersatz der Religion, des Christentums, in allem Ernst zu halten scheint, so daß sein Buch mehr ein gläubiges ist als ein kritisches, weniger führt als sich führen läßt von dieser neuen Göttin, genannt Ö. M., welche eine kommune ist, eine vulgivaga, deren Einheit ihre Blindheit ist für Wert und Unwert, für Wahrheit und Lüge.) Aber Begriff und Wort Schicksal

fallen auf bei Elert, weil sie herausfallen. Auf 280 Seiten war von so vielen und so vielem die Rede: Wolf und Kant und Hegel und Schelling, Schleiermacher, Hase, Rothe, Martensen, Beck, Strauß, Feuerbach, Schopenhauer, Darwin, Zöckler, Rocholl, Pfleiderer, Ritschl, Frank, Kähler und von Dutzenden minderer Sterne; von Religion, Wissenschaft, Philosophie, Psychologie, Naturphilosophie, Religionsphilosophie, Naturalismus, Materialismus, Erweckungstheologie, Apologetik und zahllosen anderen Rubriken, und die gesamte Darstellung und Argumentation bewegte sich in lebendiger Logik auf einer sicheren, erfreulich rationalen Ebene. Wohl war hie und da von Irrationalem die Rede, aber es war mehr im Hintergrund als Voraussetzung, eigentlich Irrationales selbst war auf diesen 280 Seiten (außer ein paar massiven Vorurteilen gegen den Katholizismus, die hinwiederum Elert aber nicht für irrational halten wird) nicht zu finden. Und nun plötzlich dieser Satz, vor dem ich stutzte. Woher dieses? fragte ich. Aus dem eigenen Denken ist es nicht gewachsen, konnte es nicht wachsen. Sicherlich nicht. Woher also? . . . Spengler? . . . Wie denn? Ein Mann, der auf vier Seiten (S. 141—143) eine der geistreichsten Kritiken und Erledigungen der Religionsphilosophie Kants (später nennt er ihn sogar den ‚Totengräber‘, den ‚Henker‘ des Protestantismus) geschrieben hat, der so unbestechlich ist gegenüber der gesamten deutschen idealistischen Philosophie (voreingenommen wie gesagt nur für Schleiermacher, aber dies wird an der unzugänglichen Wurzel seiner persönlichen Religion hängen), ein Mann, der so tapfer immer auf der Seite derer steht, welche die eigene Gewißheit und die eigene Hoheit des Christentums urgieren, und so schlagfertig ist gegen alle die, welche diese eigene Gewißheit in kompromittierende Verbindung mit dem Gewißheitsbegriff der gerade geltenden Philosophie oder Modewissenschaft bringen, diese eigene Hoheit unter die Souveränität eines weltlichen Kulturbegriffs beugen, dieser Mann sollte für seine eigene Theologie, für sein Hauptproblem, Christentum und Kultur, vieldeutige Kategorien Spenglers einfach übernehmen? Wie wäre dieses möglich? Und von der Seite 280 an habe ich weiter keine Zeile mehr gelesen ohne Begleitung dieses Hintergedankens, dieses Verdachtes, dieser Spannung. Sollte er wirklich?! Und nach 40 Seiten, da war der Hintergedanke Gewißheit, der Verdacht bestätigt, die Spannung gelöst: Spengler hatte ein eigenes anerkennendes Kapitel, und ich las den Satz: ‚Und doch liegen vielleicht in dieser wahrhaft historischen Weltansicht auch Ansätze für eine künftige Theologie!‘ Wahrhaft historische Weltansicht soll die Spenglers sein, der, wenn die Geschichtswissenschaft nach ihm sich richtete, ihr ‚Henker‘ und ihr ‚Totengräber‘ werden würde. Und ‚Ansätze‘ für eine ‚künftige Theologie‘! Ach, welch ein Schicksal ist das?! Kein anderes als das Schicksal des Protestantismus! Denn ich leugne nicht — oh, weit entfernt, daß ich es täte, ich leugne nicht Sinn und Tiefe und Geheimnis und Tragik und Komik des Tatbestandes, welchen das Wort Schicksal meint, da er und es ja nicht von Spengler

erfunden, sondern nur banalisiert worden sind. Doch ist es für den Christen niemals die absolute Nacht wie für jenen Großindustriepropheten, es wird durchleuchtet oder umleuchtet von der Sonne der Vorsehung, wird zum — Geschick, geschickt von Gott, welcher Licht ist und keine Finsternis ist in ihm. Aber welch ein Schicksal ist dieses! Bald 1900 Jahre ist das Christentum in der Welt, und es hat nach der Meinung des Protestanten Elert eigentlich noch keine Theologie! Und es ist wahr, der Protestantismus hat keine Theologie; was er im Anfang noch hatte, heute hat er es nicht mehr. Dieses ist das Schicksal der jungen Protestanten, wenn sie heute erwachen: sie haben keine Theologie, sie haben sie nur — vielleicht — künftig! Sie müssen alle und alles von vorne anfangen, jeder für sich, nichts ist getan, alles vertan, nichts in 1900 Jahren, alles muß noch einmal von vorne angefangen werden. Und sie machen sich heroisch an die Arbeit am frühen Morgen ihres Lebens, und wenn sie am späten Abend angelangt sind, siehe, es ist nichts getan und alles vertan. Die Theologie ist immer nur — künftig. Tantalisch dürstend mitten in der Quelle, wälzend den Stein des Sisyphus, schöpfend das Wasser in das Faß der Danaiden, ach, und den Nebel umarmend statt der Hera — welch ein Schicksal, herzbeklemmend und wahrlich zum Erbarmen! Ist es denn aber nur Schicksal? Einer hat aber doch etwas Optimismus sich bewahrt. Unser Autor. Die christliche Theologie war nie so künftig wie heute. Nicht als Paulus, der Apostel, lebte, nicht als Tertullian, Ambrosius, Athanasius und die griechischen Väter blühten, nicht unter Augustinus, selbstverständlich nicht unter Thomas — aber, man denke nur: nicht einmal unter Luther, Melanchthon, Calvin, nein, nicht so ‚künftig' wie heute. Denn siehe da, Spengler ist da! und er liefert, wie allen alles, so gewiß auch Ansätze für eine künftige Theologie. Auf 500 Seiten hat Elert die Geschichte geschrieben — und noch einmal: er hat sie gut geschrieben, die Geschichte von 100 Jahren Protestantismus, wie er, wo immer an oder in dem ungeheuern Gebäude der europäischen Kultur, an Wand oder Mauer, ein anscheinend solider Haken, ein großer oder ein kleiner, sich zeigte, das Schifflein seines Glaubens und Wissens befestigt hat, das immer mehr schwankte auf den stürmischen Meeren dieser Zeiten, weil es immer leichter geworden war, schon jedem Windchen preisgegeben, denn immer mehr Dogmen wurden als unnützer Ballast über Bord geworfen, aber keiner dieser Haken oder Häkchen hielt, sie nicht oder die Wand nicht oder die Mauer nicht. Diese Geschichte hat Elert erzählen gekonnt, aber nun ist der Verdacht: vielleicht nur, weil sie Vergangenheit ist. Denn diese Haken oder Häkchen haben eine zauberische Eigenschaft. Am ersten Tage nämlich, wann sie erscheinen, scheinen sie zehntausendmal größer und solider zu sein als sie sind, einige Zeit danach sind ihre Dimensionen geschwunden, und noch einige Zeit, so sind sie nicht mehr da. Um 1919 aber erschien wieder ein gewaltiger Kloben am verfallenden Gemäuer einer deutschen Epoche, und es staunten die Augen der Zeit und des Augen=

blicks ob seiner Größe, und an ihm, an Spengler, so meinte Elert, könne eine ‚künftige' Theologie sich halten. Welch ein Schicksal! Und wie unentrinnbar! Da ja derselbe, der doch eigentlich ausgezogen war, den Bann zu brechen, ihm verfiel, in einer Weise so grotesk unwahrscheinlich, wie keiner derer, die er gelöst hat, weil die Geschichte sie erlöst hat. Denn in Wahrheit: sind nicht Kant und Hegel und Schopenhauer einfach schlechthin Giganten, verglichen mit Spengler? Oder sind sie vielleicht weiter weg vom Christentum als Spengler? Ist er näher? Ist es nicht ein Zeichen trostloser Desorientierung, wenn eine ‚künftige' Theologie Ansätze suchen und finden soll, ausgerechnet bei Spengler, diesem geschwollensten Produkt der konzentrierten deutschen Geistesverwirrung, und eben dadurch, in Wechselwirkung, wieder aktivsten Produzenten derselben Geistesverwirrung? Welch ein Schicksal! Ist es denn aber nur Schicksal?

II.

Das Thema dieses Buches und dieses Autors wie all der unzähligen Gelehrten und Frommen, die und deren Werke und Ansichten besprochen werden, ist kein anderes als das alte und heute wieder besonders neue: das Verhältnis des Christentums zur Kultur, in einem engeren philosophisch-logischen Feld; das Verhältnis von Glauben und Wissen. Dieses Feld lasse ich liegen, vor allem aus Mangel an Kompetenz. Nur auf einige Dinge, die mir aufgefallen sind, will ich hinweisen. Von all den protestantischen Theologen, denen Elert wohl will, und so also auch von ihm selber wird in erster Linie und aufs schärfste betont, daß der Christ von seinen spezifischen Objekten (es wird bezeichnenderweise fast nie von Wahrheiten gesprochen) nur subjektive Gewißheit haben könne, im Gegensatz etwa zu Adepten von Natur- und mathematischen Wissenschaften, wo man objektive Gewißheit haben könne. Diese radikale Unterscheidung ist, scheint mir, fundamental irreführend und hat die bedenklichsten Konsequenzen. Denn in einem Sinn ist jede Gewißheit, wenn sie Gewißheit ist, immer subjektiv, in einem Sinn, in welchem das Wort subjektiv freilich frei ist von jeglichem zweideutigen Nebensinn des Zweifelhaften, Illusionären, Unbegründeten, Unobjektiven. Und um eine reinliche Terminologie zu haben und zu wahren, sollte man überhaupt unter Gewißheit immer nur den subjektiven Geistesakt verstehen, der einer objektiven Wahrheit entspricht. Der Papagei und das Kind, das eben sprechen gelernt hat, sagen, wenn sie zweimal zwei gleich vier nachsagen, eine objektive Wahrheit, ohne indes eine Gewißheit von ihr zu haben; das Kind wird sie erlangen, der Papagei nie. Die absolute, durch innere Erfahrung erlangte Gewißheit ist in diesem Betracht nicht verschieden von der Gewißheit, die ein Forscher auf Grund einer allgemein einsichtigen Demonstration und Deduktion hat. Die Vindizierung dieses Subjektiven (der subjektiven Gewißheit) ausschließlich für das Religiöse, oder nicht einmal, sondern ausschließlich für das Christliche, die Überspannung seiner Bedeutung überhaupt in

dieser modernen protestantischen Theologie hat zur notwendigen Folge die absolute Ablehnung aller natürlichen Erweise und Beweise jeglicher Art, intellektueller, analogischer, moralischer, philosophischer, metaphysischer Art für bestimmte Wahrheiten oder Vorwahrheiten der christlichen Religion oder für die Wahrheit der christlichen Religion. Für diese Theologie gibt es keine natürliche Religion als Vorstufe und notwendige Basis der christlichen Offenbarung, keine Analogien, keine Antizipationen, keine Affinitäten in den Religionen, die neben dem Christentum tatsächlich existieren und existiert haben und also wohl einen Sukkurs liefern könnten zum Erweis der christlichen, der ganzen Wahrheit. Sie wollen aber nur den Selbsterweis. Nun ist es keine Frage unter Christen, wenn sie es sind, daß sie innere Erfahrungen haben durch Führung, Lenkung, Bewahrung und Erleuchtung, Erfahrungen so sui generis, so spezifischer Art, daß sie mit nichts sonst sich vergleichen lassen, aber sie sind ja doch nicht Gegenstand einer wissenschaftlichen Theologie; wie süß sie schmecken und wie selig sie sind, ist im Grunde doch unmitteilbar, ihre Heimat ist das Schweigen und das Dankgebet. Und es ist ebenso keine Frage, daß der echte Glaube Gabe und Gewirk der Gnade und seine Gewißheit eine göttliche ist. Aber daß die objektiven natürlichen Stützen einer Gewißheit wie der religiösen des Christen von der Wahrheit seiner Religion, einer so den ganzen Menschen, alle seine Fähigkeiten, sein ganzes Wesen, Herz und Kopf, Wille und Intellekt ergreifenden Gewißheit auf ein Minimum reduziert werden müssen, um sie zu wahren, das ist doch eigentlich keine natürliche, jedenfalls keine zwingende Schlußfolgerung, ja, das und wesentlich das ist irrational, ist subjektiv im falschen Sinn; im Gegenteil, meine ich, ist die natürlichere (und freilich die rationalere) die, daß schließlich eben alles, wenn es unverdorben ist, sie stützen, alles zu ihr hinführen wird, und daß man nichts verschmähen solle, was oft so laut von ihr redet und zu ihr hinführt. Aber diese Lutheraner müssen ja selber einmal aus dem inneren Selbsterweis heraus, denn sie sind ja keine bloßen philosophischen Idealisten, keine Hegelianer, keine Liberale wie Harnack und Heiler, sondern sie fühlen sich streng gebunden durch den Glauben an ganz bestimmte, einzelne, konkrete, historische Fakta. Aber Geschichte ist Geschichte. Auch die heilige. Sie hat ihre eigenen Gesetze und Methoden. Daß Christus gelebt hat, kann man einem Heiden, der es noch nicht weiß, zunächst doch nicht anders mitteilen, als wie man einem, der es noch nicht weiß, erzählt, daß Cäsar gelebt und das und das getan hat, daß Sokrates gelebt und das und das gesagt hat, und jener kann der Wahrheit des Erzählten nicht anders sich versichern als dieser: durch Studium nämlich und Forschung und Prüfung. So müssen sie also doch, nachdem sie alle Brücken abgeschlagen haben, auch wieder eine Brücke schlagen, aber eine Brücke schlagen, nachdem man so gut wie die Möglichkeit, Brücken zu schlagen, geleugnet hat: das ist eine verzweifelte Aufgabe. Ich weiß das wohl; vor wenigen Jahren lastete neben anderem auch diese Verantwortung auf mir.

Heute nicht mehr. Aber von ganzem Herzen bedaure ich diese Kraftvergeudung. Wiederum hängt — wie soeben schon angedeutet — mit dieser Isolierung der subjektiven Gewißheit sicherlich zusammen der überhäufige Gebrauch des Irrationalen (was freilich auch die erst jetzt akut auftretende notwendige Reaktion sein mag auf den Panrationalismus Hegels, der eine Zeitlang den Protestantismus fast völlig aufgelöst hat). Das zweite Wort der modernen protestantischen Theologen, und zwar sowohl solcher Lutheraner wie Elert oder Heim, wie auch solcher Liberaler wie Otto oder Heiler, ist das Wort ‚irrational', ja es ist eigentlich ihr erstes Wort. So daß es Zeit wäre, daß sie einmal uns und sich selber klar sagten, was eigentlich sie damit meinen. Meinen sie damit etwa solche Sachen, wie sie in einem von Elert nicht ohne Beifall zitierten Satz von Bachmann (auch einem Theologen der von Elert als der würdigen Nachfolgerin Schleiermachers so gefeierten Erlanger Schule) sich darbieten: ‚Das christliche Erlebnis... als derjenige innere Zustand, in welchem Lust und Unlust, d. h. Seligkeit und Unseligkeit zu vollkommener Stärke entwickelt, d. h. über das ganze Dasein beherrschend ausgebreitet sind, beide aber nicht als Gegensätze auftreten, sondern so aufeinander wirken, daß die Seligkeit gerade an der Unseligkeit ihren inneren Ausgangspunkt hat, daß also die wachsende Intensität der Unseligkeit immer in wachsender Kraft der Seligkeit sich äußert' — wird unter ‚irrational' so etwas schlechthin Unvorstellbares verstanden, dann muß ich schon sagen, daß mich so etwas niemals zum Göttlichen oder Christlichen hinführen oder an es erinnern könnte, sondern höchstens mich veranlassen könnte, den Autor zum wiederholten Besuch eines collegium logicum höflichst einzuladen. Denn das ist, behaupte ich, keine innere Erfahrung, kein inneres Erlebnis, das je ein Mensch gehabt hat oder haben kann, sondern das ist eine glatte Konstruktion unter eklatanter Mißachtung primitivster Logik. Würde der Autor aber auf Kierkegaard sich berufen, so müßte ich erwidern, daß er sich täuscht. Denn das hat Kierkegaard, wiewohl er vieles, namentlich über den Glauben, geschrieben hat, das große Verwirrung in jungen Herzen und Köpfen anrichten kann, doch nie behauptet, wohl aber, daß einer unsagbar unglücklich und doch selig sein könne, was etwas ganz anderes ist. Das kann eine genuine christliche Erfahrung sein und war es bei Kierkegaard in tragischem Ausmaß. Eine Norm aber ist auch sie nicht, und nicht eine Notwendigkeit. Und will man einen solchen Tatbestand irrational nennen, so kann das einen guten Sinn haben, indem der menschliche Verstand und die menschliche Vernunft ihn nicht verstehen und nicht begreifen, sondern der Mensch gezwungen wird, die Lösung bei der Weisheit Gottes zu suchen, welche ist über allen Verstand. Auch gegen den Verstand, dann nämlich, wenn dieser mit dem Trotz sich verbindet und sich isoliert und nur das Seine sucht und will. Wird aber unter dem Irrationalen verstanden einfach alles, das nicht deduziert werden kann, alles, das schlicht gegeben ist, so wird hier, freilich nicht von diesen

Theologen allein, eine unbegründete Reduktion des Rationalen auf den Kreis des nur Intellektuell-Syllogistischen ausgeführt, aber zur ratio im umfassenden Sinn gehört auch das Sehen und Hinnehmen des Gegebenen; denn wem ist es denn schließlich gegeben, wenn nicht der ratio, und wer kümmert sich um es, wenn sie nicht? Wird im besonderen unter irrational verstanden, was heute unser Ohr auf Schritt und Tritt umsummt: das Numinose, das Faszinose, so geschieht hier in der protestantischen Theologie, was immer schon in ihr geschehen ist und wieder geschehen wird: sie ergreift nur eine Seite unter Mißachtung und Weglassung aller übrigen (was oft eine barbarische Zerstückelung des Ganzen ergibt). Mit welchem Recht geschieht es hier? Sicherlich nicht unter der Autorität der Heiligen Schrift, ihrer einzigen Rechtsquelle; denn in ihr ist auch der Logos, ist die Sapientia, welche nicht die Leugnung der ratio sind, sondern ihre Erfüllung und glühende Vollendung. Es gibt hier aber Theologen, die aus einem der majestätischesten Prädikate Gottes, Seiner Unbegreiflichkeit und Seiner Unerforschlichkeit schließen, nicht nur daß Ihm und Seinem unendlichen göttlichen Leben die Logizität mangle, sondern auch daß Er uns unerkennbar sei auch insoweit, als Er selbst sich uns geoffenbart hat. Aber erkennen, daß hier ein mysterium tremendum ist, ist eine Erkenntnis, so gewiß und so rational begründet wie nur irgendeine. — Man wird, fürchte ich, bei einer Untersuchung des Irrationalen in der modernen protestantischen Theologie zunächst einmal entdecken, daß Irrationales wohl da ist, aber zumeist in ihr selber, daß sie die Irrationalität ihres eigenen Verfahrens, nicht mit den Problemen, die da sind, sich zu begnügen, sondern in einer Art sträflicher Lust ungezählte neue und überflüssige sich zu schaffen — daß sie ihre eigene Irrationalität so oft den in Frage stehenden Objekten zuschiebt. Die einen von ihnen verschmähen in puristischem Hochmut überhaupt das Prinzip der Analogie, diese weitleuchtende transportable Fackel, durch welche, fast allein ehe das Licht der Sonne erstrahlt, die Einheit der Welt erkannt wird, und daß sie erschaffen ist von Gott, und welche ihre und der Menschen Beziehungen sind zu Ihm; die anderen mißbrauchen es, verwischen die Grenzen und Qualitäten und sehen in allem das gleiche und beleidigen die unnahbare Majestät, die Unbegreiflichkeit und Unerforschlichkeit des absoluten Gottes. Beide Verfahren aber sind — irrational. Schließlich ist dieses Kreuz, das sie aus einer schief gestellten Gewißheitsfrage sich machen, ihnen fort und fort im Wege, nun endlich zu sagen, worüber sie gewiß sind, wessen denn eigentlich sie gewiß sind. Nie oder kaum erfährt man davon etwas. Vielleicht wird Elert sagen: des Heils. Und er wird damit nicht so sehr das objektive Heil verstehen, salus mundi, dessen man gewiß sein kann, sondern das subjektive, dessen man nicht so ganz gewiß sein kann in diesem Leben. Aber das gibt zur Not nur eine religiös-christliche Anthropologie. Das gibt keine Theologie. Vielleicht wird er sagen: Gottes. Vielleicht ist das so. Aber wenn sie nur erst zur Zweiten Person kommen: Wessen

sind sie dann noch gewiß? Nicht einmal, daß Er auferstanden ist. Das Zitat aus Heiler lehrt es.

III.

Für die umfassendere Frage nach den Beziehungen des Christentums zur Kultur bringt das Buch vor allem durch seine Referate viel Einzelnes, Faktisches, aber meist Erledigtes, Totes von Toten Begrabenes. Aber Prinzipielles nichts, so gut wie gar nichts. Es ist erstaunlich, daß nicht einmal der Versuch gemacht wird, nach einer Erklärung, nach wenn auch noch so vagen Gesetzen zu suchen, wann und wie und warum einmal eine positive Verbindung (‚Synthese‘), ein andermal eine Trennung, Distanzierung (‚Diastase‘) von Christentum und Kultur statthat. Es wird nur konstatiert, daß es so ist. Nur in der Einleitung (Seite 3) stehen folgende Sätze: ‚Es handelt sich hierbei‘ — Synthese und Diastase — ‚freilich niemals um abgeschlossene Zustände, sondern um Tendenzen, um lebendige, im Flusse befindliche Bewegungen. Der vollendete Abschluß einer Synthese von Christentum und Nichtchristentum wäre der Tod des ersten. Aber auch von einer vollkommenen Diastase kann nicht die Rede sein. Denn wie alles Lebendige nur inmitten des Unlebendigen, das Organische nur inmitten des Anorganischen, in den anorganischen Fluten der umgebenden Atmosphäre gedeiht, so gehört auch zum Leben der Christenheit das Umgebensein von einer nichtchristlichen Welt. Und wie bei der Pflanze das Einatmen und Ausatmen den Rhythmus der Lebensbewegung ausmacht, so auch bei der Christenheit. Auch sie kann das Einatmen der umgebenden nichtchristlichen Luft nicht vermeiden, ja sie muß sich diese Freiheit des Einatmens bewahren, wenn sie nicht ersticken will. Da sie aber auch ausatmet, so schafft sie in ihrer Umgebung auch umgekehrt die gereinigte Atmosphäre blätterreicher Wälder . . . Bald sucht sie alle Motive, alle Sehnsucht, alle Erkenntnisse der nichtchristlichen Welt sich zu assimilieren. Ihr Ideal ist die vollkommene Synthese mit der Umwelt. Bis in die kleinsten Gefäße ihres Organismus ist sie angefüllt mit Weltlichkeit. Bald aber setzt aus einer inneren Notwendigkeit die Gegenwirkung ein; denn die Fassungskraft der Gefäße hat ihre Grenzen. Jetzt preßt der Organismus unter mächtigen Kontraktionen die eingeatmete Luft wieder aus, bis er wieder ganz frei und nur er selbst ist. Das Ideal ist jetzt die reinliche Scheidung, die Diastase von Christentum und Nichtchristentum.‘ — Man kann wohl nicht umhin, hier eine Konfusion der Begriffe, eine Unanschaulichkeit des Bildes, eine Inkongruenz zwischen Begriff und Bild festzustellen. Denn es kann doch nie das ‚Ideal‘ eines atmenden Organismus sein, wenn er einmal zu viel Luft eingeatmet hat, unter heftigen Kontraktionen auszuatmen (vollends ein Baum!) und eine Zeitlang überhaupt nicht mehr einzuatmen, um eine ‚reinliche Scheidung zu bewirken‘ und nur ‚er selbst‘ zu sein. Um als Organismus er selbst zu sein, muß er doch wohl auf der Stelle wieder einatmen. Offen-

sichtlich fehlt dem Begriff wie dem Bild etwas: die Unterscheidung nämlich zwischen guter Luft und schlechter Luft. Der Organismus wird die schlechte Luft ausatmen, um gute Luft zu bekommen und einzuatmen. Jetzt ist es aber so, daß dem zugrunde liegenden Gedanken besser das Bild vom Schwamm entspricht, der einmal vollgesogen ist und dann, ausgepreßt, durchaus nur ‚er selbst' wird. Der Vergleich wäre zwar skurril, aber das Bild würde fast restlos die Intention des Begriffs erfüllen, ihn ganz decken. Immerhin geht aus dem Zitat soviel hervor, daß Elert, wiewohl er, gewitzigt durch allzu trübe Erfahrungen, mehr für die ‚Diastase' ist, doch auch eine Synthese des Christentums mit der Kultur für möglich hält, daß er also nicht von jener fanatischen Intransigenz ist, welche das Christliche am liebsten einkapseln und hermetisch verschließen möchte, wenn er es auch, das ist ausgemacht, durchaus nicht — katholisch haben will. Doch der Mangel an jeglicher prinzipiellen Erklärung, warum Synthese und warum Diastase, muß als eine große Schwäche gedeutet werden, und vielleicht ist sie es, die ihn in die Arme Spenglers getrieben hat, was auf den ersten Blick so unerklärlich schien. Sie vielleicht ist es, die ihn mit allzu raschen Händen nach dem ‚Schicksal' greifen ließ. Über Synthese oder Diastase von Christentum und Kultur ist am Ende nichts weiter zu sagen, als daß sie — Schicksal sind! Aber wenn je und irgendwo, dann hat hier ein an sich dunkler und durch den Untergangsbetrieb noch mehr verdunkelter Begriff die Rolle des deus ex machina übernommen. Dunkles wird durch Dunkleres erklärt, nein: verdunkelt. Reichlich wirr ist die Sache, unlöslich verwickelt, da erscheint, zwar nicht Apollo, aber das Schicksal: Ich bin es, ich war es. Geht heim! Und man geht. τοιόνδ' ἀπέβη τόδε πρᾶγμα. Aber noch eine Überraschung hat dieses Buch, ganz am Ende, und sie ist wirklich eine: ‚Erst wenn das Christentum einmal wieder einen Augenblick ganz einsam, d. h. ganz frei von der gegenwärtigen Kultur geworden ist, wird es die schon mehr als einmal in seiner Geschichte bewiesene Kraft bewähren, *eine neue zu erzeugen.*' Wie aber stimmt dieses zu jenem? Ist hier nicht das Schicksal, vollends das Spenglersche, welches nämlich das nackte Fatum ist, so total verlassen, daß vielmehr das Gebiet der Freiheit betreten ist? Hätte Elert die in diesem Gedanken beschlossenen Möglichkeiten vor sich erstehen lassen, er hätte zu den Beziehungen des Christentums Prinzipielleres, ob nun Richtiges oder Unrichtiges, zu sagen versucht, als so, da er von Spengler das Schicksal borgen mußte. Und doch liegt auch in diesem, der ‚Weltansicht' Spenglers, welche doch nach Elert eine ‚wahrhaft historische' ist, einfach, man muß schon sagen mit der Faust ins Gesicht schlagenden Satz eine Übertreibung, sei sie nun schon in Anschauung und Gedanke, sei sie erst in Sprache und Ausdruck. Denn nie möchte ich behaupten, daß das Christentum eine Kultur ‚erzeugt' hat oder erzeugt, welches ja immer das unmittelbarste Verhältnis ist, das sich vorstellen läßt, unendlich viel unmittelbarer und inniger als creare, erschaffen. Das Christentum kann

— und das allerdings hat es oft und in eminentem Maße getan — eine Kultur anhauchen, beleben, befeuern, durchdringen, spiritualisieren, reinigen, läutern, kann sie, die Tochter erschaffener endlicher Geister, hinausweisen über sie selbst, hinauf zum Unerschaffenen, Ewigen, Absoluten Geist und seiner Schönheit ... Der Creator Spiritus, den der Christ anruft, ist der Heilige Geist. Das Werk seiner Schöpfung, seiner Neuschöpfung, ist zu seinem weitaus größeren Teil, in seiner volleren Gestalt im Unsichtbaren vor den Augen Gottes, als im Sichtbaren vor den Augen der Menschen. Alle Schöpfungen der Natur wie auch der Kultur sind unmittelbar nie Schöpfungen des Christentums und seines Geistes, welcher der Heilige ist, sondern sind Schöpfungen der von Gott geschaffenen Naturmacht und des von Gott erschaffenen Menschengeistes. Wie ein jeder Mensch zuerst entsteht durch die Begierde des Mannes und die Lust des Weibes, jeder, gehe er ein zur ewigen Seligkeit oder fahre er zur Hölle — und nur der Einzige incarnatus est de Spiritu sancto — und empfangen und geboren wird in Sünden — und nur Eine war die Immaculata —, so hat auch niemals das Christentum, also jene Kirche, die gemeint ist mit der Una Sancta Catholica et Apostolica Ecclesia, irgendwo oder irgendwann, aus Marmor oder Gold oder Edelstein oder Mörtel oder Holz — in Stadt oder Land, eine Kirche erbaut nach einem Stil, der unmittelbar aus ihrem Geist geflossen wäre, nicht der romanische, der majestätische; nicht der gotische, der mystische; nicht der weltlich zweideutige, das Kreuz schon als Fremdkörper tragende des Barock; nicht der moderne, der Stil der Stillosigkeit, der unsagbar häßliche. Es gibt nicht eine christliche Kultur im selben unmittelbaren Sinn wie eine griechische oder römische oder germanische oder romanische. Immer schöpferisch in jedem Augenblick ist die Kirche nur in dem einzigen Werke, das ihr, und das allein, von ihrem Stifter unmittelbar aufgetragen ist, nur im Heilswerk, alles andere, das viele, das den Augen der Welt viel mehr Auffallende, fällt nur zu und nebenbei. Die Kirche kann Heilige zeugen, sie kann nicht das Genie zeugen, nicht das des Volkes und nicht das des Einzelnen; sie kann es, um es gleich und kategorisch zu sagen, heiligen und in ihren Dienst nehmen, was sie oft getan hat, aber es muß als solches zuerst da sein, in keinem anderen Sinn, als wie Natur und Mensch überhaupt vorher da sein müssen; sie freilich sind immer da, jenes aber nur selten. (So daß die Frage nach den Beziehungen von Christentum und Kultur doch nur eine Unterfrage — also wesentlich dieselbe! — ist zu der nach den Beziehungen des Christentums zur Natur und zum natürlichen Menschen.) Dennoch besteht freilich eine geheimnisvolle Analogie, ja Verwandtschaft zwischen Genialität und Heiligkeit, insofern keine vollendete Genialität — im Unterschied zum Talent — sich vorstellen läßt, ohne einen perspektivischen Hinweis auch auf die ganz andere Sphäre der Heiligkeit, mag ihr Träger real auch noch so fern von ihr sein; insofern aber auch — und das ist viel mehr! — als vollkommene Heiligkeit immer auch einen Aspekt haben wird, der

anders als genial eben nicht adäquat benannt werden kann, Träger auch noch so weit davon entfernt sein, in irgende Kulturwerke zu schaffen. Es wird damit zusammenhängen, daß wie Heiligkeit, beide, Ursprünglichkeiten sind — geheimnisvoll Gnade! —, so zwar, daß das Genie ein unmittelbares Verhält dem dämonischen Wesen der schöpferischen Naturmächte, als besonderen zu der metaphysischen Quelle der Sprache; daß es gewaltige umfassende Leben, welches eines ist in Pflanze und Mensch; daß es ein Wissen hat um Erde und Stein und Metall u und Feuer und Wind und Sturm, um Morgen und Abend u und Mond und Sterne, um das Blau des Himmels und das Wiese und die Weiße der Lilie und Granat und Purpur der unendliches mehr, um Lust und Qual der Geschlechter, um Weib und Kind, um Zeugung und Geburt und Tod, ein Wissen Geschichte der Menschen und Völker, ein Wissen, das anderer Art ist als das der Wissenschaften, deren Fundament und Vor es eher ist; — daß aber der Heilige durch Gnade, nicht durch unmittelbares Verhältnis hat zu der höheren, der unsichtbaren Reich der Übernatur und der Gnade, durch seine Liebe zu Gott Liebe Gottes zu den Menschen, und Werke tut und Schätze sa nicht vergehen und nicht rosten wie die Werke und die Schätze d durch Führung und Erleuchtung im Gebet und Schweigen ein licheres Wissen hat von dem Wesen des Dreieinigen Gottes, wissenschaftliche Theologie. So daß hier das Analogische, das Band die Idee der Unmittelbarkeit ist, der Ursprünglichkeit, d taneität. Es wird aber weiterhin auch damit zusammenhängen, Ziel aller natürlichen Genialität die Idee der Schönheit ist, zu und zu erlangen durch die Macht des Eros; daß aber, zwar Ziel des heiligen Lebens, dessen Anfang und Ende immer Gott is die Liebe ist, aber seine Krönung sein wird die namenlose Schö Herrlichkeit, die Glorie ... Vielleicht wird, natürlich mit einig fikationen, Elert bis hierher mitgehen, so daß jene Übertreibung im Ausdruck, nicht im Gedanken liegt. Nun erst wahrscheinlich w Wege ‚hoffnungslos auseinandergehen'. Natur und Menscheng von Gott erschaffen, zu ihm hin erschaffen: so können sie, ihre nach, beide, mit dem Geist des Christentums, welcher der Geis ist, jede Verbindung eingehen bis zu der innigsten einer Vermähl zu jenem Zustand, in welchem der Geist Gottes für Erschaffen mehr zehrendes Feuer ist, sondern Licht und verklärende Glut brennenden Dornbusch. Dieses muß am Anfang stehen einer je trachtung von Christentum und Kultur, nicht als wäre faktisch und h die innige Einigung die Regel, da sie im Gegenteil, ach! die Ausna nicht deshalb! Aber wer hier am Anfang auch nur um Haaresbr weicht, als wäre Natur und Menschengeist ihrem Wesen nach nic

Schöpfung Gottes und also gut, sondern irgendeines Geistes, also halbgut oder halbböse, oder als wären sie etwa durch die Erbsünde so durch und durch, so von der Wurzel her anders geworden, daß sie Sünden sind und nichts als Sünden und ihr Wesen die Autonomie der Sünde ist; wer hier erzittert auch nur in leisesten Angst des verstecktesten Argwohns, der wird, wenn er ans Ende gekommen ist, um eine Kluft sich getrennt sehen von der Wahrheit, denn im Geiste war jene Haaresbreite schon eine Kluft; der wird, wenigstens in einem Punkte, in einem Kreise seines Seins, verzweifelt-sein, denn jene Angst, jener Verdacht schon waren Verzweiflung. Eine Verbindung bis zur innigsten Vermählung, ja fast bis zur Verklärung schon zwischen Christentum und Kultur ist möglich, ja ist eigentlich dagewesen sozusagen schon vor dem Christentum in den Psalmen, welche gleicherweise Werke höchster menschlicher Genialität und Kultur wie einer unfehlbaren göttlichen Inspiration sind. Sie ist vollkommen, diese Verbindung, in Sprüchen und Gleichnissen Jesu Christi selber. Es sollte doch nicht so schwer fallen, auch in dem menschlichen Sprachleib, den das Wort Gottes, welches nicht vergeht, sich gewählt hat, Form und Stil höchster majestätischer Art zu sehen, es sollte gerade dem deutschen Sprachgeist nicht schwer fallen, dieses zu sehen, leichter als etwa dem romanischen, wobei ich noch gar nicht denke an die Büberei jener ‚katholischen Atheisten‘ oder ‚atheistischen Katholiken‘ der Action Française — wie man auch die Glieder stelle dieser nonsentialen Antithetik! —, welche im Evangelium Chaotisches und Anarchisches sieht. Wohl ist diese Form und dieser Stil nicht das erste, das man an diesen Worten sehen soll oder sieht, sondern im Gegenteil genau das letzte, aber es ist doch auch da, wenn es auch überstrahlt und also gleichsam versteckt ist von dem höheren Lichte des Ewigen. Es ist da und soll auch gesagt werden angesichts jener Frechheit oder Albernheit, als ob es nur die äußere Form und das äußere Maß der Oberfläche und der Geschlossenheit gäbe und nicht auch die dynamische Form und das innere Maß mit Perspektiven in unendliche Tiefen und Höhen: als wären nur Zirkel und Kristall Form, und nicht auch Quelle und Flamme! Niemals wieder ward diese innigste Verbindung erreicht, aber ihr nahe kommen Hymnen und Lieder der katholischen Kirche. Daß in allen drei Fällen das Element des erschaffenen Geistes, das mit dem Geiste Gottes sich verbindet, die Sprache ist, ist kein Zufall. Sie ist immer das Herz der Kultur; ist sie schwach oder krank oder tot, so ist auch all das andere schwach oder krank oder tot. Ist die Verbindung mit ihr möglich, so ist sie möglich auch mit allen anderen Elementen und Formen der Kultur. Was eine innige Verbindung von Christentum und Kultur so oft, so völlig wie gerade heute verhindert, ist nicht das Wesen des Menschengeistes, sondern die Befleckung durch die Erbschuld, mehr aber noch sein faktisch-historischer Zustand des freiwilligen Abfalls, der freiwilligen Auslieferung seiner selbst an dämonische Mächte, seine freiwillige oder strafweise Verbindung mit ihnen, seine Besessenheit von ihnen. Es ist wahrlich nicht

einfach Schicksal, daß das Christentum mit der Philosophie des Platon und Aristoteles sich verbinden konnte, nicht aber oder kaum sich verbinden kann mit der des Descartes, Kant, Hegel, Schopenhauer, sondern der durchaus rationale Grund ist der, daß jene in einem — in höherem Sinn freilich auch prädestinierten — Zustand relativer Reinheit, Offenheit und Empfänglichkeit für die übernatürliche Wahrheit waren, diese aber oft schon an der Wurzel einen Fehler trugen und durch Abfall sich verschlossen dem Lichte oder nach der falschen Seite sahen. Und auch das ist die Erklärung vieler geheimnisvoller Dinge: Hoch oben auf einer Sprosse der Leiter der Wahrheit steht einer, aber er hat das Gesicht nach unten gekehrt, und er wird herabsteigen oder herabfallen; unten an der letzten Sprosse steht ein anderer, aber er hat das Auge und den Willen nach oben gewendet, und er wird hinaufsteigen eine Sprosse um die andere. Siehe, dort steht einer und aller Blicke sind auf ihn gerichtet, im Kleid und glänzenden Schmucke der Wahrheit, aber sein Herz hat ein Laster und sein Verstand ein blindes Auge, und Kleid und Schmuck werden abfallen von ihm. Siehe aber, hier steht einer, übersehen und verachtet, noch nicht erkannt, in Lumpen und Fetzen des Irrtums, aber sein Herz brennt nach der Wahrheit, und er wird eines Tages leuchten in ihrem Kleid und glänzenden Schmuck. Die Erklärung vieler geheimnisvoller Dinge ist hier, ob die Linie aufsteigt oder absteigt, aber wohl nur das Charisma der Unterscheidung der Geister kann sie sehen, solange sie noch unsichtbar sind.

IV.

Überblickt man im Flug die großen Synthesen oder Versuche dazu, von Christentum und Kultur — es hat viele kleinere, aber um deswillen nicht minder wertvolle gegeben —, so sieht man, daß eine innige Verbindung des Christentums mit dem römischen Imperium nicht mehr möglich gewesen ist, dieses mußte zerbrochen werden; daß die innigste Verbindung, so daß die beiden Mächte fast oft wie eine Einheit erschienen, was sie aber niemals sind oder waren, noch sein sollen oder dürfen, im Mittelalter über ganz Europa zustande gekommen war, die innigste, welche die Christenheit bis jetzt gesehen hat; daß die Synthese in Spanien reiner war als die in Frankreich unter Ludwig XIV., wo sie getroffen wurde von dem doppelten Gifthauche des Jansenismus und des Gallikanismus; daß die Kunst der Gotik am meisten sich läutern ließ von dem Feuer des christlichen Geistes, viel, viel weniger aber die Kunst des Barock, in der so vieles, das erst hätte verbrannt werden müssen, zurückgeblieben ist, so daß so oft auch in Kirchen Darstellungen des Heiligsten sich finden, welche die reine Weltlichkeit, ja sogar einfach Obszönitäten sind — das muß gesagt werden trotz jener wohlgemeinten Absicht, die den blinden Schluß zieht: es sollte so sein, ergo ist es so, und schon selbstverständlich trotz der Betriebsamkeit alter und junger Literaten, die ihre Versatilität, ihre chamäleonide Natur und Gabe der Mimicry so gern und oft so ohne Scham verwechseln mit

der lebendigen, aber prinzipienfesten, von oben gelenkten Anpassungsfähigkeit der Kirche —, so sieht man endlich nach diesem Überblick im Flug, daß in unsern Tagen nicht die Synthese, sondern die Trennung so gut wie vollkommen ist. Viele fremden Mächte stellten dem Geist des Christentums sich entgegen, und nicht die geringste war die Mittelmäßigkeit. Das katholische Christentum hat als eines seiner Ideale die aristotelische Mitte, ein Begriff wahrlich nicht der Quantität und des äußeren Maßes, sondern höchster Qualität und inneren, auf Spannung ruhenden Maßes, aber es ist der geschworene Feind der Mittelmäßigkeit. Auf einem Thron aus Lehm und Schlamm und Schleim sitzt dieser Dämon, selber aus Schleim und Schlamm und Lehm ein Koloß, eine ‚Masse', unangreifbar, unanfaßbar, unverbrennbar. Doch auch dort, wo Talent war! Um einen Ehebruchroman durch einen anderen Ehebruchroman zu ersetzen, dazu mußte man Bourget sein; um die Erotik durch Satanismus zu überbieten, eben Huysmans, durch Diabolismus und Sadismus eben Barbey d'Aurevilly, der dafür auch ein echter geistiger Ahne ist der royalistisch-aktivistischen Katholiken, die an Rhein, Saar und Ruhr Untaten begehen, die ohne Beispiel sind, es sei denn ihr eigenes. Aber welch eine Synthese! Sehr viel reiner als all dieses war der Einfall Chestertons in den Detektivroman, aber auch er ist schließlich doch nur ein geistreicher Einfall, ja der geniale Witz eines hochbegabten Journalisten. Eine wahre Synthese ist gar nicht möglich durch Zusammenflicken und dadurch, daß man nun einfach, nur ein bißchen anders und etwas moralischer, nachmacht, was die anderen vorgemacht haben, sondern sie ist selber auch ein spontanes Wachsen, am besten zuerst lange im Verborgenen. Auch ist die Arbeit dieser und wohl auch nächster Generationen gar nicht und kann nicht sein die Synthese, sondern das Wegräumen der Hindernisse und die Befreiung und Läuterung des eigenen Geistes. Nicht minder unmöglich als mit öffentlicher Kunst und Literatur ist eine innige Verbindung mit Politik und Wirtschaft. Welche anderen Beziehungen könnte die Kirche haben zu den Mächten dieser Welt, wie sie heute sind, zu den feigen Hyänen und den reißenden Wölfen, die heute große Staaten führen wer weiß wohin, zu den Mördern und Räubern Europas — welche andern denn als eben — diplomatische, die auch vorgebildet sind im Leben unseres Herrn und Erlösers selber. Denn Seine Beziehungen zum Imperator und dessen Statthalter — wie auch später die des heiligen Paulus in seiner Eigenschaft als Apostel — waren im vollem Sinn des Wortes — diplomatische: nämlich Er sprach von Macht zu Macht, von Souveränität zu Souveränität; von der Macht, die aus sich ist und ewig, zu der Macht, die von Gott nur geliehen ist und zeitlich, die aber Gewalt hat über das Leben des Leibes. Und das ist immer der letzte Sinn ‚diplomatischer' Beziehungen der Kirche zu Staaten, daß sie spricht als Macht zu Macht; auch verfolgt, auch leidend, auch das Kreuz tragend, spricht: von Souveränität zu Souveränität. — Weil eine Synthese nun für absehbare Zeit nicht mög-

lich ist, ist darum Gleichgültigkeit des Christen gegen alle Kultur, unchristliche oder antichristliche, die Forderung? Nicht also! Wohl, es gibt Elemente und Materien der natürlichen Kultur, die indifferent sind gegenüber dem Christentum, oder gegenüber denen das Christentum indifferent ist. Sie bilden die weiten, schönen Spielräume, wo der Mensch, auch wenn er ernsthaft arbeitet, doch gleichsam spielt und frei sich bewegen kann, mundum tradidit disputationi eorum — ohne daß eine Entscheidung fällt oder verlangt wird. Auf allen Gebieten der Kultur, auch in der Politik. Wenn das Christentum durch die Sprache der Heiligen Schrift wie der Kirche wie auch der spontanen Vorstellungskraft mit dem Begriff von ‚König' und ‚Reich' verknüpft ist, so sehr, daß jede auch nur von ferne gedachte Ersetzung durch Begriffe wie Parlament oder Präsident oder Diktator auf der Stelle zu Absurditäten und Skurrilitäten führt, so ist damit beileibe nicht gesagt, daß es seinen unsichtbaren König — was ja immer doch auch eine unadäquate Bildersprache ist — und sein unsichtbares Reich auf Tod und Leben verknüpfen müsse mit Königen und Reichen dieser Welt. Es kann das Werk, das es allein tun soll, auch in Republiken und Demokratien tun. Vollends heute, wo ein Diktator ungleich möglicher ist als ein König, und wo nur das Interesse großer Kinderstuben und die Hinterweltlichkeit von Kleinkinderstaaten von Restauration träumen können. Allein diese relative Indifferenz hat ein Ende im selben Augenblick, wo Fragen der Sitten und des Rechtes einfließen. Denn Sitte und Recht sind das Band, durch das eine Menschenseele inniger zusammenhängt mit ihrem Schöpfer als alles andere Erschaffene. Die Juden konnten von Gott eine Änderung ihrer staatlichen Konstitution erbitten und erreichen, ohne daß er ihnen deshalb seinen Segen entzogen und nicht mehr bei ihnen gewohnt hätte; sie hätten keine Änderung des Dekalogs verlangen gedurft und erreicht, und wo sie selber von sich aus ihn geändert haben, ist Fluch statt Segen über sie gekommen. Gibt es eine Indifferenz des Christentums gegenüber Elementarem und Materialem der Kultur, eben weil dieses selber auch indifferent ist und noch diesseits von Sitte und Recht, so gibt es keine gegenüber Unsitte und Unrecht und noch weniger — welch ein Ungedanke! — eine der Liebe gegenüber Personen und deren Heil. Hier ist in Zeiten des Auseinandergehens und der notwendigen Trennung von Christentum und Kultur große Gefahr. Da ist der persönliche Hochmut des Sektierers, der, von seinem persönlichen Heil, seiner Auserwähltheit überzeugt, die anderen, wie er meint, zur Hölle fahren läßt, da ist aber auch jener unpersönliche Hochmut, der um die eigene Person eigentlich gar nicht so sehr sich kümmernd auf Grund des unerschütterlichen Felsens der Kirche, mit vollendeter Gleichgültigkeit auf die Welt und deren Schicksal sieht. Diese Form ist möglich nur im Katholizismus — dort aber heute auch gar nicht so selten! —, weil sie einen Glauben voraussetzt, den ein Protestant nicht haben kann, ja kaum versteht, den Glauben an die Kirche. ‚Mag die Welt tun, was sie mag, die Kirche steht,' so sagen diese. Und wohl: da Gott sie gestellt hat, wie

sollte sie nicht stehen?! Aber die so sagen, hängen doch nur mit dem letzten und dünnsten Faden an dieser Kirche, sind eigentlich schon fast außer ihr. Sie sind nicht einmal Kinder Abrahams, der unser aller Vater im rechten Glauben ist, und der nicht aufhörte, Gott um Barmherzigkeit zu flehen für jene, die seinen Glauben doch nicht hatten —: sie sind nicht einmal Kinder Abrahams, geschweige, daß sie den Geist Christi und der Kirche hätten. Das menschlich-psychologische Motiv einer solchen Haltung ist oft ein versteckter, tiefer Menschenhaß oder doch eine große Menschenverachtung. Auf den ersten Blick im Widerspruch, im Grunde aber in einem tiefen Zusammenhang damit steht es, daß eben diese, die den Glauben ohne auch nur selbst den letzten Funken der Liebe haben, hinwiederum gerne aus dem Papsttum eine weltliche Macht sans phrase, so eine Art Diktatur in Politik, Wirtschaft und Kultur — vielleicht sogar gestützt auf Minenwerfer und Gasgranaten?! — machen möchten, und somit einen Kreis bilden, für den seinerzeit Newman den Namen ‚faction insolente' übrig hatte. Heute freilich ist das doch kaum mehr als ‚Literatur'. Ich habe in den letzten Sätzen ganz von selbst das Buch, das mir Anlaß war, beiseite gelassen und nur darüber geredet, welche Gedanken ich, seit ich Katholik bin, über Verbindung von Christentum und Kultur gehabt habe und habe; ich habe ganz von selbst das Buch beiseite gelassen an dem Punkte, wo, wie Elert sagt, die Wege ‚hoffnungslos auseinandergehen', dort nämlich, wo gesagt ist, daß Kultur als Frucht des von Gott erschaffenen Menschengeistes ihrem Wesen nach zu dem Geist des Christentums tendiert und ihn verlangt, daß alle Feindschaft immer eine faktische, historische ist, freilich nicht bloß als Schicksal zu bezeichnende, aber keine ist im reinen Wesen. In der Tat: hier liegt der Wendepunkt.* Für Art und Möglichkeit der Verbindung von Christentum und Kultur ist nämlich, so schien mir, im Protestantismus — so dieser überhaupt noch einen Kern des

* Hier ist auch die Quelle des Vorwurfs gegen den Katholizismus, daß er — Synkretismus sei. Man kann es nicht anders sagen, als daß sie diesem Wort allein schon magische Kräfte zuschreiben müssen. Sie brauchen es bloß zu sagen, so ist der Katholik schon vernichtet. Wie aber die Dinge in Wahrheit stehen, mag eine schöne Stelle aus Newman lehren, die ich hier zitiere: ‚Der allerseits zugegebene Sachverhalt ist dieser: — Ein großer Teil dessen, was gemeinhin als christliche Wahrheit gilt, ist in seinen Rudimenten oder in seinen gesonderten Teilen in heidnischen Philosophien und Religionen zu finden. Z. B. die Lehre von einer Trinität findet sich sowohl im Osten wie im Westen; so auch die Zeremonie der Waschungen; so der Ritus des Opfers. Die Lehre von dem Göttlichen Wort ist platonisch; die Lehre von der Menschwerdung ist indisch; von einem göttlichen Königreich jüdisch; von Engeln und Dämonen magisch; die Verknüpfung der Sünde mit dem Leib ist gnostisch; der Zölibat ist bei den buddhistischen Mönchen bekannt; eine Priesterordnung ist ägyptisch; die Idee von einer neuen Geburt ist chinesisch und eleusinisch; Glaube an sakramentale Kraft ist pythagoreisch; und Ehren für die Toten sind polytheistisch. So stellt sich der allgemeine Sachverhalt uns dar; Milman argumentiert nun so: „— Diese Dinge finden sich im Heidentum, darum sind sie nicht christlich;" wir, im Gegenteil,

Dogma bewahrt und also nicht einfach Kultur der Welt mit einer christlichen, entnervten Phraseologie wird — die klassische Formel der von Elert zitierte Schleiermachersche Satz: (das Ziel der Reformation), ‚einen ewigen

ziehen vor, zu sagen: „Diese Dinge finden sich im Christentum, darum sind sie nicht heidnisch." D. h. wir ziehen vor, zu sagen, und wir glauben, daß uns die Schrift dabei unterstützt, daß von Anfang an der Herr der Welt die Keime der Wahrheit weit und breit über die ganze Welt verstreut hat, daß diese mannigfach Wurzel geschlagen haben und aufgewachsen sind wie in der Wildnis, wilde Pflanzen freilich, aber lebendige; und daß daher, wie die niederen Tiere Anzeichen eines immateriellen Prinzips an sich haben, jedoch keine Seelen besitzen, so die Philosophien und Religionen der Menschen ihr Leben in gewissen wahren Ideen haben, wiewohl sie nicht direkt göttlicher Natur sind. Was der Mensch ist inmitten der unvernünftigen Geschöpfe, das ist die Kirche inmitten der Schulen der Welt; und wie Adam den Tieren um ihn ihre Namen gab, so hat die Kirche vom ersten Augenblick an auf der Erde rundum geblickt, und die Lehren, die sie da fand, zur Kenntnis genommen und visitiert. Sie begann in Chaldäa, und weilte dann unter den Kanaanitern, stieg von da herab nach Ägypten und ging weiter nach Arabien, bis sie in ihrem eigenen Land verblieb. Demnächst traf sie zusammen mit den Kaufleuten von Tyrus und der Weisheit der Länder des Ostens und der Üppigkeit von Saba. Dann wurde sie weggeführt nach Babylon und wanderte an die Schulen Griechenlands. Und wohin immer sie kam in Bedrängnis oder in Triumph — sie war dort immer ein lebendiger Odem, der Geist und die Stimme des Allerhöchsten; „sitzend mitten unter den Lehrern, ihnen zuhörend und sie fragend;" für sich beanspruchend, was sie richtig sagten, ihre Irrtümer korrigierend, ihre Mängel ersetzend, ihre Anfänge zu Ende führend, ihre Mutmaßungen erweiternd, und so stufenweise mittelst derselben den Bereich ihres eigenen Lehrunterrichts ausdehnend und dessen Sinn läuternd. So weit entfernt also, daß ihr Credo zweifelhaften Charakters sei, weil es fremden Theologien ähnlich sieht, halten wir vielmehr, daß eines der speziellen Mittel, durch welche die Vorsehung uns göttliche Erkenntnis zuteil werden läßt, dieses ist, daß sie sie instandsetzt, Erkenntnis aus der Welt zu ziehen und zusammenzulesen, und in diesem Sinn wie in anderem, „die Milch der Heiden zu saugen, und zu saugen an der Brust der Könige."

Wie weit dieser Prozeß tatsächlich gegangen ist, ist eine geschichtliche Frage, und wir glauben, daß er früher schon grob übertrieben und falsch dargestellt worden ist von denen, die wie Milman gedacht haben, seine Existenz spreche gegen die katholische Lehre; aber so wenig vorausbestehende Schwierigkeit haben wir in dieser Sache, daß wir, wäre es nicht eine Tatsachenfrage, sondern eine der Theorie, bereitwilligst einräumen könnten, daß Bileam ein Weiser des Ostens war, oder daß eine Sibylle inspiriert war, oder Salomo von den Söhnen Mahols lernte, oder Moses ein Schüler der ägyptischen Hierophanten war. Es bereitet uns gar keine Not, wenn man uns sagt, die Lehre von den Engelsheeren stamme aus Babylon, solange wir wissen, daß sie bei der Geburt Christi gesungen haben; noch daß die Vision eines Mittlers bei Philo sich finde, wenn Er in Wahrheit und Wirklichkeit auf Golgatha für uns gestorben ist. Noch auch haben wir Angst, zuzugeben, daß selbst nach Seinem Kommen die Kirche ein Schatzhaus gewesen ist, aus dem alte Dinge und neue Dinge hervorgingen, daß sie das Gold der frischen Tributpflichtigen in ihr Läuterungsfeuer warf, oder auf ihr eigenes, wie die Zeiten es erforderten, den Stempel von ihres Meisters Bild tiefer geprägt hat.

Vertrag zu stiften zwischen dem lebendigen christlichen Glauben und der nach allen Seiten freigelassenen, unabhängig für sich arbeitenden wissenschaftlichen Forschung, so daß jener nicht diese behindert und diese nicht jene ausschließt' — wobei wohl zu beachten ist, daß ja mit diesem Satz nicht das Minimum der Verbindung gemeint ist, sondern genau das Maximum. Es wird kein Bund gestiftet mit positiven Bestimmungen, wie zwischen freundlichen Mächten, sondern nur ein Vertrag mit rein negativen, wie zwischen feindlichen Mächten, deren Normalzustand eigentlich der Krieg ist, in den der auf ‚ewig' gestiftete Vertrag auch in einem Nu wieder umschlagen kann. Es werden dann freilich immer wieder solche Verträge geschlossen, und immer auf ‚ewig', aber lange ehe die Ewigkeit erreicht ist, werden sie vielleicht aussehen wie der von Versailles. Eine andere, typisch protestantische Form von Verbindung von Christentum und Kultur, wiewohl sie selbstverständlich nicht bloß unter Protestanten vorkommt, ganz gewiß nicht! ist die, für welche Elert den so sehr glücklichen Ausdruck gefunden hat: eine Verbindung durch Personalunion. Sie ist die an Spannungen, an Entdeckungen, an Gefahren reichste. Ihr größtes Beispiel in neueren Zeiten ist ohne allen Zweifel Kierkegaard. ‚Wenn ich nicht bei mir selber wüßte, daß ich ein echter Däne bin, so könnte ich fast, um die Gegensätze zu erklären, die in mir in Bewegung sind, zu der Annahme versucht sein, daß ich ein Irländer sei. Dieses Volk nämlich bringt es nicht übers Herz, seine Kinder ganz zu taufen, sie wollen doch etwas von dem Heidentum zurückbehalten, und während man sonst das Kind ganz unter das Wasser taucht, lassen sie den rechten Arm frei, damit er mit

Der Unterschied zwischen den beiden Theorien ist groß und einleuchtend. Die Vertreter der einen implizieren, daß die Offenbarung ein singulärer, fertiger, einsamer Akt war, oder nahezu so, indem sie eine gewisse Botschaft einführte; während wir, die die andere halten, daß der Göttliche Lehrunterricht wirklich der gewesen ist, den die Analogie der Natur uns leiten würde zu erwarten, zu verschiedenen Zeiten und in vielerlei Weise, mannigfach, komplex, progressiv und sich selbst ergänzend. Wir erachten, daß die christliche Lehre, wenn sie analysiert wird, gleich der Menschengestalt erscheinen wird, „furchtbar und wunderbar geschaffen"; sie aber halten sie für einen Lehrsatz oder für gewisse Prinzipien, die zu einer Zeit in ihrer Fülle herausgegeben wurden, ohne stufenweise Erweiterung vor dem Kommen Christi oder spätere Aufhellung. Sie werfen alles weg, das sie bei Pharisäern oder Heiden finden; wir stellen uns vor, daß die Kirche gleich dem Stab Aarons die Schlangen der Magier verschlingt. Sie sind immer auf der Jagd nach einer fabelhaften ersten Einfachheit; wir ruhen in katholischer Fülle. Sie suchen, was doch niemals gefunden worden ist; wir akzeptieren und verwenden, was selbst sie als etwas Substanzielles anerkennen müssen. Sie werden genötigt, ihrerseits zu behaupten, daß die Lehre der Kirche niemals rein war; wir sagen, daß sie niemals korrupt sein kann. Wir erachten, daß eine göttliche Verheißung die katholische Kirche vor Lehrkorruption bewahrt; was aber sie für eine Verheißung haben oder was sie ermutigt, nach ihrer phantastischen Reinheit zu suchen, das wird nie klar.' (Newman, Entwicklung der Christlichen Lehre, S. 387/8, übersetzt von Theodor Haecker, München 1922. Verlag Herm. A. Wiechmann).

dem das Schwert führen, die Mädchen umarmen könne,' lautet eine frühe Tagebuchnotiz, und ich zitiere sie, weil das beste, das man über ihn sagen kann, ja doch immer von ihm selber schon gesagt ist. Die beiden Mächte lagen in ihrer konzentriertesten Form vor seiner Person: die Natur in ihrer verführerischesten Gestalt, als Genialität; das Christentum mit seiner letzten Forderung, als absolute Selbstverleugnung und Nachfolge; und die Versöhnung, die innige Durchdringung, gelang ihm eigentlich nie, höchstens in einem seltenen Augenblick der Leidenschaft. Keine der Mächte ward zurückgetrieben oder gar vernichtet, da weder Natur noch Übernatur sich vernichten lassen, auch war sein persönliches Leben nicht so sehr bloß ein Schwingen von Pol zu Pol, wie vielmehr die beiden Mächte eine Simultaneität waren in seiner Person. Was half es, daß er über seine Genialität sagte: ‚Ich pfeife darauf!', wenn in seinem Mund auch diese drei Worte noch genial waren, auch sie noch das ‚Muttermal' seiner Person trugen, da ja jeder Punkt, den er setzte, und jedes Komma, das er nicht setzte, nicht anders sein konnten als genial? Aber auf der anderen Seite hat er kein noch so leichtes ästhetisches Objekt behandelt, keinen noch so unmittelbaren dichterischen Einfall gehabt, daß er ihnen ja nicht mit seiner ernsten Religiosität, ja mit seiner Theologie Gewicht gegeben hätte. Hierin um eine Welt verschieden von Goethe. Noch in seinen strengsten christlichen Reden ist Genialität der Anschauung, des Denkens, des Ausdrucks, aber die Wasser mischen sich nicht, so daß die Verbindung selber zu einer ‚Natur' würde; es bleibt ein Unnatürliches, oder es bleibt, da ja das beste, das man über ihn sagen kann, immer schon von ihm selber gesagt worden ist, in seiner Person ein ‚Verzweifeltes', in seinem Bewußtsein ein ‚Undurchsichtiges', ein Punkt, in den er das Licht nicht scheinen lassen will, ein ‚Dämonisches' . . . Nicht wenige, so glaube ich, nicht wenige derer, die heute Sinn haben für das Dämonische der Naturmächte und der Kunst und doch Christen sein wollen; nicht wenige leiden eben heute unter den Spannungen und Gefahren dieser Dunkelheit, die ein Zeichen dieser Zeit ist, das Mal ihrer Zerrissenheit, das viele tragen, ein Ton ihres Klagens, ein Klang ihres Seufzens und Harrens.

Nun lasse ich ganz dieses Buch, nachdem ich mich gefreut hatte, dort, wo die Wege zusammen oder doch nebeneinander gingen, nachdem ich zwar gefaßt gewesen darauf, daß sie auseinandergehen würden, aber traurig, als es hieß, daß sie ‚hoffnungslos auseinandergehen', und doch nicht selber verzweifelt hoffnungslos, sondern hoffend, weil aus Erfahrung wissend, was alles gegen menschliches Erwarten und Nichterwarten geschehen kann, und bauend auf die Kraft, die im letzten Satze des Buches angerufen wird: daß der Christ ‚von Gott erkannt (1. Kor. 13, 12), von Christo ergriffen (Phil. 3, 12), vom Geist belehrt wird' (1. Kor. 2, 13) — weil bauend auf diese Kraft, also selber nicht hoffnungslos, sondern hoffend, daß die Wege wenigstens nicht ‚hoffnungslos' auseinandergehen.

Meine Reise durch die Vereinigten Staaten

Von Hugo Graf Lerchenfeld-Köfering.

Neuyork, 12. Juni 1923, an Bord der ‚Resolute'.

Im sonnigen Glanz des Morgens verliert sich die große Stadt: die ungezählten großen und kleinen Fahrzeuge auf dem breiten, glitzernden Leib des Hudson, die Landungsstellen und Lagerhallen, die Turmhäuser der Halbinsel Manhattan, wie eine Schar himmelstürmender Titanen mit dem gotisch gebildeten Woolworth-Gebäude, vielleicht der klassischen Lösung der Bauaufgabe, als König. Alles tritt langsam zurück, verschwimmt im lichtdurchflossenen Dunste in dem Maße, als sich der große Dampfer in immer raschere Bewegung schwingt. Und während sich dieses große, immer gleich eindrucksvolle Bild der Neuen Welt und ihrer mächtigsten Stadt verliert, steigen andere Bilder auf — Erinnerungen der letzten vier Monate, Erlebnisse einer rhythmisch gesteigerten Existenz. Heute vor vier Monaten, am 13. Februar, die Landung an einem grauen, naßkalten Wintermorgen nach einer stürmischen Überfahrt, die unsere gute alte ‚Hansa' tüchtig durcheinandergeschüttelt hatte. Damals war trotz des dichten Nebels und der Schneemassen, die schmutziggrau und halb geschmolzen Wege und Stege bedeckten, der Eindruck des Neuyorker Hafens, der mit seinem rastlosen, gewaltsamen Leben und Treiben wie ein Symbol des weiten, in manchem Sinne maßlosen Kontinentes erscheint, noch größer und unvermittelter. Denn damals war der Gegensatz zu der wirtschaftlich in Fesseln geschlagenen Heimat lebendig und das Neue aller Erscheinungen von frischer Wirkung. Dazu lagen die Verantwortung für die Aufgabe und die Ungewißheit des Gelingens wie ein Alp auf dem Gemüte. Heute liegt die Reise hinter mir; sie ist tätig und glücklich verlaufen; sie bildet Erlebtes, in etwas Erfülltes, ein Stück Lebensarbeit — Deo Gratias!

So ziehen in der Abschiedsstunde die Erinnerungen vorbei wie die leichten Wolken des Sommertages. Ich will versuchen, sie zu sichten und so manchen Augenblick, den oder jenen Gedanken herauszugreifen, dem eine Anregung, eine Lehre, irgendein Wert innewohnen mag.

Neuyork, 13./17. Februar.

Eine Stadt von ausgesprochener Art, als Großstadt so ganz anders wie die europäischen Großstädte. Für uns Deutsche liegt der Vergleich mit Berlin nahe; ich finde wenig Ähnlichkeit, ganz abgesehen davon, daß die Ausmaße und Steigerungen, die das städtische Leben und die städtische Art durch die Anhäufung von Millionen Menschen erfahren, in Neuyork ungleich stärker sind als in Berlin; dieses steht, von den Größenverhältnissen her betrachtet, auf einer unteren Stufe. Neuyork ist weder die Hauptstadt noch die unbestritten erste Stadt der Vereinigten Staaten; sein Ruf ist in mancher Hinsicht mit dem von Berlin im Reiche zu vergleichen. Und doch ist Neuyork die tonangebende Stadt, ist Dominante. Vielleicht

gibt das seine Stellung am besten wieder: größter Handelshafen, wichtigstes Eingangstor für die fremde Einwanderung und Einfuhr wie für alle fremden Einflüsse; wie ein mächtiger Aussender bei der drahtlosen Telegraphie, so gibt diese Stadt Ideen, Urteile, Moden, Strömungen über das weite Land, das den ausgesandten Wellen kaum irgendeine Hemmung zwischen Weltmeer und Weltmeer bietet. Neuyork ist der amerikanische Prüfstein für künstlerische und literarische Erscheinungen; was hier gangbar ist, wird mehr oder minder in der ganzen Union anerkannt. Aber ist nun Amerika wirklich das Land der Einförmigkeit, Ausgleichung, Verschmelzung, Schablonisierung, Nivellierung, Typisierung nach der Richtung eines Arbeits- und Erfolgsmenschentums? So viele Europäer dies auch annehmen, so herb auch viele Amerikaner selbst über die Erscheinungen des amerikanischen Lebens und Volkstums gerade im Sinne dieses Vorwurfs aburteilen, so sehr auch erfahrungsgemäß Land, Umgebung, Beschäftigung, Lebensgestaltung, Gewohnheit und Willensrichtung eine Nation formen und beeinflussen können, ein solches schlagwortmäßiges Urteil wäre doch verfehlt. Die Amerikaner sind ein europäisches Volk in allen wesentlichen Beziehungen, europäisch in allen Problemen und Schwierigkeiten unserer Zeit und unserer Entwicklung. Amerika und Europa lassen sich nicht scheiden. Dazu eine weitere Bemerkung: Ziel der Reisebeobachtung ist Verstehen — Erfassen des Sinnes oder geistigen Inhaltes des Beobachteten. Homer sagt von Odysseus, er habe den Sinn der Völker erkannt. Dazu ist so manche Voraussetzung nötig. Die beste Voraussetzung ist, in gewisser Hinsicht, die christliche Liebe; eine weitere Voraussetzung, die in Amerika nie fehlen sollte, ist der Humor!

Ich habe Neuyork in den Jahren 1902 und 1909 besucht. Ausbreitung und Entfaltung sind seither in gleicher Richtung mit riesenhaften Schritten vorwärtsgegangen. Fünf große Städte sind hier zusammengewachsen und seit etwa dreißig Jahren administrativ in Großneuyork vereinigt, dazu treten, nur administrativ geschieden, die Hafenstadt Hoboken jenseits des Hudson und die ungezählten Vororte. Wie ein Lavastrom in vielen Verästelungen sich langsam aber unaufhaltsam im Gelände vorwärtsschiebt, so nimmt die große Stadt Besitz von ihrer Umgebung. Nach Norden zu reicht die ununterbrochene Kette der Siedlungen bis an die Staatsgrenze, etwa 30 Meilen oder 50 Kilometer weit. Der Neuyorker Verkehr ist deshalb wohl die härteste Verwaltungsnuß auf der ganzen Welt. Die blinddarmförmige Halbinsel Manhattan zwischen den breiten, buchtmäßigen Wasserstraßen ist die eigentliche Hafen- und Geschäftsstadt. Wie Flut und Ebbe, wie Zufließen und Abströmen des Blutes zum Herzen, so vollzieht sich jeden Morgen und jeden Abend Ankunft und Abgang von vielleicht zwei Millionen arbeitender und sorgender Menschen. Ein merkwürdiger Eindruck, wenn sich die Verkehrsadern — die Straßen, die Trams, die Hoch- und Untergrundbahnen — füllen, bis zum Brechen die Scharen aufnehmen und dann allmählich wieder in den Zustand geschäftigen Gleich-

gewichts fallen. Auf dem Hauptbahnhof der großen Neuyorker Zentralbahn: zwei Stockwerke übereinander, und zwar beide unter der Straßenebene; Zug auf Zug liefert die Mengen an; Männer wie Frauen beinahe in gleicher Zahl, hastend, den Blick gespannt nach vorn gerichtet, bestrebt, ein paar Schritte im Gedränge zu gewinnen, alle fast, bis auf den Unterschied in der Güte oder Sorgfalt, gleichmäßig gekleidet und ausgerüstet, — das ist der Typus der Leute, die vom Bahnhof aus teils durch die unterirdischen Galerien den Untergrundbahnen zueilen, wo die Expreß- und Lokalzüge auf vier Geleisen ihre Fracht ‚down-town' (‚stadtabwärts') befördern, teils auf die von den Turmhäusern überragten, von Trams, Omnibussen und Automobilen wimmelnden Straßen sich ergießen. Gebundenheit und Ordnung, der sich alles lautlos unterwirft, auch hier; der irische Typus des väterlichen Ordnungsschutzmannes; an den Straßenkreuzungen Lichtsignale, von einer Zentrale bedient, die den Wagenverkehr regeln und dem Fußgänger zeigen, wann er die Fahrbahn gefahrlos überschreiten kann. So hat das Bedürfnis und das menschliche Zielbewußtsein sowie eine in großem Zug arbeitende Verbindung administrativer, technischer und wirtschaftlicher Tätigkeit eine bewundernswerte Lösung gefunden.

Von meinem 16. Stockwerk des St.-Regis-Hotel sehe ich südwärts nach dem Stadtinnern über die Dächer weg — die Nachbarhäuser sind ‚alt' —, Pygmäen von drei Stockwerken, nach der englischen Art der schmalen Straßenfront, vielleicht vor 50 Jahren gebaut. Im Nebel des Februarabends nehmen sich die Lichter der Turmhäuser, die da und dort, bald einzeln, bald in Gruppen undeutlich auftauchen, ganz eigentümlich aus; sie erglänzen in unwahrscheinlichen Höhen wie im Dunste verschwimmende Sterne oder wie ferne Bergfeuer; die Atmosphäre ist wie violett — Turner, Whistler —, von feinster malerischer Wirkung. Drüben, wo am Broadway die besuchtesten Theater und Vergnügungsstätten sich häufen und die Lichtreklame Orgien feiert, dringt ein rötlich-gelblicher Schein zum dunklen, wolkenschweren Himmel. Unten auf der Fifth Avenue Gedränge und Lärm, der wie dumpfes Meerbrausen klingt. Hoch oben fühlt es sich geborgen, beinahe weltfern. —

Die Fifth Avenue ist die berühmteste Straße der Stadt. Broadway, der zehn Meilen lang die ganze Stadt von der Manhattanspitze aus diagonal durchquert, reicht nicht an den Rang der Schwesterstraße, obwohl er breiter, länger und einzig in seiner Art ist; er trägt sogar einen Namen; sonst ist, abgesehen von dem ältesten Teil der Stadt, wo die engen und gewundenen Gassen der ersten Ansiedlung, darunter auch Wallstreet, noch erhalten sind, Neuyork wie so ziemlich alle Städte der Union schachbrettartig angelegt — die Straßen in der Nummernfolge von Süden nach Norden in der Querrichtung, die Avenuen, etwa mit ‚Zeile' zu übersetzen, in der Längsrichtung angeordnet. Wenn in der demokratischen Republik erlaubt ist, den Ausdruck plebejisch zu gebrauchen, so ist Broadway plebejisch und Fifth Avenue aus der Menge herausgehoben, eine Straße für

sich. In dieser Zeile seine Niederlassung zu besitzen, ist das Streben jedes Geschäftsmannes. Diese Zeile und keine andere ist das Sinnbild für das verfeinerte Neuyork. Man zeigt sich dort, man besucht die Läden, in denen alle Schätze der Welt ausgelegt sind, von den größten Diamanten bis zu der erlesensten Kleidung, von den italienischen Antiken bis zu den orientalischen Teppichen: alles eben, was die Welt an zivilisatorischen Werten aufweist. Überall Leben und Bewegung, Arbeit und materieller Genuß, Fortentwicklung auf der Bahn der Großstadt. Die alten, kleinen Häuser verschwinden mehr und mehr, um, mehrere Grundstücke zusammengefaßt, in Turmhäuser auszuwachsen. Tief in die Erde, das ist in den gewachsenen Grundfels, auf den Neuyork gebaut ist, werden die Fundamente gemeißelt; Tag und Nacht arbeiten die elektrisch betriebenen Bohrer und mühen sich Werkleute, meist Italiener oder östliche Einwanderer, denen in den Vereinigten Staaten die schwere Handarbeit zufällt; dann geht es in die Lüfte — zuerst der eiserne Rahmen mit genieteten Trägern, dann die Ausmauerung der Stockwerke an mehreren Stellen zugleich, wobei der Rahmen als Gerüst dient; alles aus Eisen und Stein, in den Geschäftshäusern sogar die Türen und Fußböden; die Türen und Verkleidungen aus feinen, täuschend mahagoniähnlich gestrichenen Blechplatten; überall die schönsten Baustoffe des unerschöpflichen Landes.

Ein anderes Bild: Im Mittelpunkte der Fifth Avenue, umbrandet vom Lärm und Getümmel der Straße, überragt von Hochbauten, die St.-Patricks-Kathedrale, die katholische Metropolitankirche, ein gotischer Bau mit zwei schlanken Türmen in den akademischen Formen der neuen Gotik, wie sie namentlich die französische Kirchenbaukunst ausgebildet hat, weit entfernt von der mittelalterlichen Blüte inniger Ergriffenheit, symbolischer Entfaltung, ohne jenen unnachahmlichen Wechsel zwischen Kraft und Bewegtheit, Wucht und Grazie, strenger Form und phantastischem Spiel, dagegen mit einem Hang zum süßlichen, überreichen Ornamentieren — ich denke an die Sühnekirche auf dem Mont Martre in Paris —, wie er dem Geiste echten Kirchentums, vor allem der katholischen Liturgie, fremd bleibt. Straße und Kirche, Außenleben und Versenkung, Sinnfälligkeit und Innerlichkeit, Materie und Geist — andere Welten, Gegensätzliches, an dieser Stelle zu unmittelbarstem Ausdruck gebracht. Es ist 5 Uhr; das Dämmerlicht läßt die hohen Bogen, die Nischen, die Kapellen, den Chor nur in Umrissen hervortreten; wenige Besucher im weiten Raum. Nach der Zerrissenheit des Tages ein paar Minuten der Beschaulichkeit, der Ordnung der Gedanken und Eindrücke, der Abgeschlossenheit, der Sicherheit im Asyle. In der unteren Stadt nächst Wallstreet liegt die alte Kirche St. Thomas mit dem kleinen Friedhof, vom Häusermeere halb erdrückt, einsam im Gewühle, vernachlässigt, geschlossen, eine Kuriosität. St. Patrick wirkt ganz anders; es setzt sich durch, bietet die Stirne, gibt einen Halt, eine Zuflucht, als ein Teil jener großen Anstalt, die sich in Tausenden

und Tausenden von Einrichtungen über das große, weite Neuland spannt, und die dem Amerikanismus den richtigen Weg weist, den die Alte wie die Neue Welt wird gehen müssen, wenn sie sich retten will, — den Weg des Geistes, der Abkehr von dem nur Zeitlichen, das nie mehr sein darf in der Wertung der Dinge als Mittel zum höchsten Zweck, zur Erkenntnis des Sinnes.

* * *

Das Hilfswerk für Deutschland. ‚Drive‘, ‚Treiben‘ ist das amerikanische System. Führerschaft und Organisation sind die Mittel. Namhafte, anerkannte Persönlichkeiten müssen an die Spitze gehen, der ‚Campagnesekretär‘ hat dafür zu sorgen, daß alles klappt, vor allem ‚publicity‘, d. h. die Bearbeitung des Publikums durch die Presse, entfaltet wird. Nach entsprechender Vorbereitung wird dann meist eine bestimmte Zeit für das ‚Drive‘ selbst angesetzt; die Hasen werden in den Kessel zusammengetrieben und zur Strecke gebracht. Unser Hilfswerk muß hier wenigstens im großen etwas anders arbeiten, denn es stößt vielfach auf Widerstand bei den Gegnern der deutschen Sache. Das Zentralkomitee mit dem vortrefflichen, allgemein geachteten Karl Nagel in St. Louis, der unter Präsident Taft Staatssekretär (also Minister) war, an der Spitze, und angesehenen Amerikanern deutscher Abstammung als Mitgliedern, ist 1923 ins Leben gerufen worden, um die bisher zerstreuten Kräfte zu sammeln und neu zu beleben, sowie die Unterstützung aller, auch der nicht deutschstämmigen Kreise zu gewinnen. Die Kinderspeisung, die, seit Kriegsende zuerst durch die Quäker veranstaltet, so segensreich gewirkt hat, steht im Mittelpunkt. Daneben soll für den bedrohten Mittelstand und gemeinnützige Anstalten gesammelt werden. Deutschland und Österreich sind gleichmäßig einbezogen. Einstweilen hat der Ortsausschuß Newyork den Anfang gemacht durch einen Werbefeldzug zugunsten dreijähriger Mitgliedschaft. Andere Städte tun desgleichen. Meine Tätigkeit soll in der Aufklärung über die Not im Vaterlande und in der allgemeinen Förderung des Werkes über das ganze Land hin bestehen, eine Aufgabe, doppelt befriedigend in einer Zeit, wo aufbauende Arbeit so wenigen im öffentlichen Leben stehenden Deutschen vergönnt ist. So fasse ich mein Wirken für das große Werk der Nächstenliebe als ein richtiges Apostolat auf. Heute soll ich einige namhafte Ausschußmitglieder kennen lernen. Die kurze Mahlzeit zwischen den Geschäftsstunden gibt für solche Zwecke die übliche Unterlage. Hoch oben auf der Warte eines der höchsten Turmhäuser, die einen Rundblick über den ganzen Hafen bietet, — ein Bild von unerschöpflichem Reiz in Farben, Bewegung und Wechsel, — in einem der großen Tagesklubs kommt man zusammen. Dorthin strömen um diese Zeit Tag für Tag, Jahr für Jahr Hunderte und Hunderte eiliger Menschen, von dem großen Rade in rastloser gleichwie schicksalsmäßig vorgezeichneter Drehung auf und ab gehoben. Für den Deutschen unserer Tage wirken Reichlichkeit und Behaglichkeit, mit der sich das amerikanische Leben vollzieht, als etwas Ungewohntes,

Entwöhntes; er wird sich dessen immer wieder bewußt, während es die Leute drüben als Selbstverständliches kaum empfinden. Behaglichkeit ist übrigens im amerikanischen Leben einer der Grundtöne, der sich überall durchsetzt, wo die geschäftige Hast des Lebens es irgendwie erlaubt, der Pflanze vergleichbar, die sich an den geschützten Stellen einer sturmumfegten Ebene ansiedelt; auch im persönlichen Verkehr tritt die behagliche Stimmung hervor: wenig Formen, aber doch wenig Reibung, zwischen Bekannten nur ein kurzer Gruß und ein paar Worte in guter Laune. Heute in unserem kleinen Kreise tritt zu dieser Behaglichkeit noch das landsmannschaftliche Gefühl, dazu das gemeinschaftliche Ziel des guten Werkes, so daß sich rasch eine wohltuende Atmosphäre entwickelt.

Zwei Tage später beim Empfangsabend des Zentralkomitees im Hotel Astor; mehrere hundert Personen sind versammelt. Nach amerikanischer Sitte sind die leitenden Persönlichkeiten und Ehrengäste, darunter auch die beiden Generalkonsuln von Deutschland und Österreich, an einer langen, erhöhten Tafel, die nur an einer Seite besetzt ist, im Angesicht der übrigen Gäste aufgebaut. Der ‚Toastmaster‘, ‚Redemeister‘, führt den Vorsitz und stellt die Redner des Abends vor. Dies ist eine eigene Kunst, und wer es versteht, seines Amtes mit Geist und Witz zu walten — der Amerikaner liebt es, wenn bei solchen Gelegenheiten die Redner etwas ‚aufgezwickt‘ werden —, der genießt ein besonderes Ansehen. Am heutigen Abend hat es unser liebenswürdiger Redemeister leicht; denn über fremde Besucher läßt sich vieles sagen und auch ein bißchen fabulieren. Der Amerikaner ist menschenfreundlich; er duldet keine Reden während des Essens; und da das Alkoholverbot ihm nicht erlaubt, sein Glas zu erheben, so verläuft ein solches Bankett recht verschieden von den Gebräuchen der Heimat. Bei jeder Gelegenheit wird eine vaterländische Note angeschlagen, sei es durch Singen des Amerikaliedes, sei es, wie heute, durch ein Hoch auf den Präsidenten, so wie denn auch nirgends das amerikanische Sternenbanner in Tisch- und Saalschmuck fehlt. Das Banner, überhaupt patriotische Äußerungen, treten seit dem Kriege noch mehr hervor wie früher; die Schulen dienen dem Kultus des Banners — flag-parade, flag-day —, ja auch in den Kirchen hängt das Banner als Symbol der nationalen Einheit.

Meine Ansprache ist auf den ernsten Ton des Hilfswerkes gestimmt. Nicht als Politiker bin ich herübergekommen, nicht als offizieller Vertreter meines Landes, sondern als Philanthrop und als Deutscher. Die Not ist groß; Kinder, nicht mehr arbeitsfähige, auf Renten und feste Bezüge angewiesene Personen, geistige Arbeiter, vor allem Studenten — sie alle sind gefährdet, sie bedürfen der Hilfe; für das deutsche und österreichische Volk ist die Aufgabe zu groß. Materielle Hilfe — aber auch moralische Unterstützung ist unser Begehr. Die Aufgabe muß nach der Tiefe erfaßt werden, nach der Erfüllung heiliger, menschlicher Pflicht und göttlichem Gebote; ich schließe mit den Gedanken der Goetheschen ‚Harzreise im

Winter‘. Meine Gattin folgt mir und steigert den Eindruck durch schlichte Worte: ‚Die Sorgen der deutschen Frau, die inneren Beziehungen zwischen unseren Nationen, Dankesschuld für das, was das deutsche Volkstum der Neuen Welt an unvergänglichen Werten gegeben hat.‘ Alles das mit einer zum Herzen gehenden persönlichen Note.

Washington, 17./20. Februar.

Wer als Europäer sich Amerika als das Land des Nurzweckdienlichen, Nüchternen, Unkünstlerischen, ja Geschmacklosen vorstellt, würde in denselben pharisäischen Irrtum verfallen wie der Amerikaner, der in Europa die Stätte der Kunstschätze und Vergnügungen, dafür aber der Arbeitsscheu und technischen Rückständigkeit wähnte. Allerdings weist Amerika einen gewissen Mangel an Sorgsamkeit für die schöne Wirkung auf; vieles, vor allem in der Umgebung der Städte, erinnert an eine schlecht aufgeräumte Kinderstube. Aber einmal hat der Amerikaner für solch unverhältnismäßig, ja heillos große Flächen zu sorgen, und dann sucht er mit der ihm eigenen Tatkraft und Großzügigkeit sein Land auch nach der Seite des Schönen hin mit unleugbarem Erfolg auszugestalten. Gerade die Reise zwischen Neuyork und Washington bietet gute Beispiele. Der Bahnhof der Pensylvania-Eisenbahngesellschaft in der Mitte von Neuyork und der Gemeinschaftsbahnhof in der Bundeshauptstadt gehören zum besten, was sich für solche Zweckbauten denken läßt. Während man früher mit der Fähre über den Hudson zum Endpunkt der Eisenbahn gelangte, ist jetzt der breite Fluß unterquert. Das Empfangsgebäude ist ein wirklich monumentaler Bau: erlesenster Stein, einfachste, dem antiken Stile sich nähernde Bauform, gefällige, ohne reiche Ornamentik durch breite Flächen und gute Stoffe wirkende Inneneinrichtung, übersichtliche und den Riesenverkehr leicht erledigende Anordnung — alles stimmt zur erfreulichsten Wirkung zusammen.

Washington hat sich in den letzten Jahrzehnten zur Großstadt entwickelt. Die Zeiten, da Präsident Jefferson noch beim Kapitol vorzureiten und sein Pferd am Eingang anzubinden pflegte, sind vorbei. Die Bedeutung der Stadt ist ein Gradmesser für die Weltstellung wie für die staatliche Zentralisierung der Union. Onkel Sam ist aus einem Puritaner und Hinterwäldler ein großer Herr geworden und fängt an, auf das Äußere zu halten. Washington, der Aristokrat, wäre damit wohl einverstanden, nur die Entfaltung der Geldmacht in seinem Amerika würde ihm nicht behagen.

Die Vereinigten Staaten haben von allen großen Staaten der Welt die langlebigste Verfassung. Seit der Gründung des Bundes einige Ergänzungen, keine Wandlung der grundlegenden Bestimmungen; gleichwohl läßt sich eine allmähliche Verschiebung der Gewichte sowohl nach der Entfaltung der Staatsaufgaben, wie auch nach der Betonung der Bundesgewalt feststellen. Ursprünglich war die Staatsautorität gegenüber der Selbstverwaltung nur schwach entwickelt; und was die Zentralgewalt betrifft, so

bestanden starke kulturelle Unterschiede zwischen den eigentlichen Neuenglandstaaten und den Kolonialstaaten des Südens. Die Sklavenfrage, die tiefer ging als der wirtschaftliche Gegensatz, brachte die Union an den Rand der Scheidung zwischen Süd und Nord. Der Sezessionskrieg hatte wie alle tiefgreifenden Bewegungen einen Rückschlag nach der unitarischen Seite zur Folge. Die gleiche Wirkung ergab sich aus der Angliederung neuer Staaten wie aus der Umwandlung von Territorien zu Staaten im Süden und Westen. Die Eroberung des Kontinentes durch die ‚Pioniere', ein Unternehmen mit epischen und heroischen Zügen, war eine gemeinschaftliche Sache, erzeugte keine einzelstaatliche Überlieferung. Das gleiche gilt von der Einwanderung und von der sehr bedeutenden Zwischenwanderung, die beide nur einen nivellierenden Einfluß auf das staatliche Bewußtsein üben konnten. Trotzdem sind die amerikanischen Einzelstaaten lebendige Gebilde, und niemand in der Union denkt daran, deren Dasein zu unterdrücken oder auch nur aus theoretischer Liebhaberei zu schmälern. So ergibt sich ein Bild, das ich mit wenigen Strichen, wie folgt, zeichnen möchte: Primäre Selbständigkeit der Staaten in Gesetzgebung und Verwaltung, so daß selbst das bürgerliche Recht sowie die Strafrechts- und die Prozeßnormen zur einzelstaatlichen Legislative gehören; in der Justiz arbeiten die Gerichte der Einzelstaaten und des Bundes territorial und sachlich selbständig nebeneinander. Kein Recht des Bundes, sich außerhalb der verfassungsmäßigen Grenzen Zuständigkeiten anzueignen; gleichzeitig aber unmittelbare administrative Tätigkeit der Bundesregierung in allen zentralisierten Aufgaben; geringes kulturelles Eigenleben der Staaten, dessen Bedeutung sich nur in dem Maße der historischen Überlieferungen und der geographischen Abschließung auswirkt — Neuengland, Kalifornien. Im allgemeinen zeigt sich das Streben nach einer fortschreitenden Verschiebung der Aufgaben aus rein praktischen Erwägungen, indem die Staaten einzelne Angelegenheiten von gemeinsamem Belang an die Bundesregierung abgeben, während sie ihrerseits andere über die kommunale Sphäre hinausgewachsenen Aufgaben übernehmen. Ein Beispiel: Die Prohibition oder das Alkoholverboot ist als Verfassungsgesetz des Bundes eingeführt worden; der Vollzug ist Sache des Bundes; der Staat Neuyork hat in neuester Zeit die selbständige Mitwirkung beim Vollzug abgelehnt, so daß die Bundesbeamten in diesem Staate allein alle polizeilichen Maßnahmen ergreifen. Daß der Bundesverfassung jedes eigentliche föderative Organ fehlt und nur die Bevölkerung der Einzelstaaten durch das Mittel der Wahl, nicht aber die einzelstaatliche Regierung an der Bundesregierung teil hat, ist eine verfassungsrechtliche Besonderheit.

Immer ist das Weiße Haus, der Wohnsitz des Präsidenten der Vereinigten Staaten, ein sinnen- und sinnfälliger Gegensatz zwischen der einfachen Strenge der kolonialen Bauform, die man etwa dem Empirestil vergleichen kann, und der Machtfülle des Bewohners, dem das Hundertzwanzigmillionenvolk auf vier, höchstens, und zwar einer Überlieferung

folgend, auf acht Jahre das Steuer der Regierung und die Vertretung des Reiches überträgt, eine Anwartschaft auf Macht, wie sie kein Monarch in unseren Tagen besitzt. Von dem Weißen Hause getrennt, in dem geräumigen Garten, liegt das Kanzleigebäude, wo der Präsident die Besucher empfängt, eine lange Reihe jeden Tag, von dem Bürger, der aus irgendeinem Teil des weiten Landes her dem Staatsoberhaupt nur eben die Hand drückt, bis zu den Inhabern der Gegengewalt, den Mitgliedern der gesetzgebenden Häuser, und den fremden Vertretern, die auf eine bestimmte Anzahl von Minuten vorgemerkt sind. Ich habe eine halbe Stunde zugewiesen erhalten, der deutsche Botschafter stellt mich vor; ein für das milde Klima von Washington ungewöhnlich kalter Vormittag mit eisigem Nordwind und tanzenden Schneeflocken. Präsident Harding, das Bild des Amerikaners der wohlhabenden Schicht, wohlerhaltener Fünfziger mit freundlichem und offenem Ausdruck, gewinnendem Wesen, keine große Persönlichkeit, aber der Nachfolger Wilsons soll eben nicht zu sehr hervortreten, die selbständige Politik des abgetretenen Präsidenten soll sich nach dem Willen der Mehrheit des Volkes nicht wiederholen. Der Besuch Hardings in Bayern vor vielen Jahren, München, die allgemein auch in der übrigen Welt beliebte Stadt, gibt die Einleitung zum Gespräch; dieses geht dann über auf die Lage in Deutschland, die Gefahren der Stunde, die Notwendigkeit, festen Boden dem deutschen Volke unter seine Füße zu geben; die Anfänge der Ruhrbesetzung. Der Präsident betont seinen christlichen Standpunkt als Mitglied der methodistischen Kirche und die Notwendigkeit einer auf sittlichen Grundlagen beruhenden Führung der Staatsgeschäfte. Aber die Lage ist noch nicht geklärt genug, um die Ordnung der europäischen Wirren erfolgreich zu betreiben. Nein, das ist nicht der Präsident, der die Dinge in die Hand nimmt, ein Zauderer, der die öffentliche Meinung seines Landes beobachtet! Die halbe Stunde ist um; der Staatssekretär Hughes, ein hochgewachsener Neuengländer, der eigentliche Leiter der auswärtigen Politik, löst uns ab. Draußen muß man sich mit einigen heiteren und nichtssagenden Worten durch die Schar der Zeitungsberichterstatter winden und als Zielscheibe verschiedener photographischer Apparate dienen.

Manches Widerwärtige im amerikanischen Leben wird durch Freundlichkeit und Menschlichkeit ausgeglichen. Meine Verhandlung mit dem Leiter der Fahrkartenstelle auf dem Bahnhof vollzieht sich trotz des verwickelten Falles — Umtausch einer auf eine andere Gesellschaft lautenden Karte — mit so viel Hilfsbereitschaft und Leichtigkeit! Auf dem Heimwege in die deutsche Botschaft beschleunige ich meine Gangart: ein Auto hält und der Besitzer bietet mir an, mich an mein Ziel zu bringen, da ich anscheinend Eile hätte.

* * *

Washington hat sich zu einem Mittelpunkt des katholischen Lebens entwickelt; es ist der Wohnsitz des apostolischen Delegaten: die Stellung des Staates zur Kirche schließt die Errichtung einer Nuntiatur aus; die zwei katholischen Universitäten sind mit einer Reihe von Anstalten religiöser Orden verbunden. Endlich hat hier das National Catholic Welfare Council seine Verwaltung, ein Verband, der nach dem Muster des Volksvereins für das katholische Deutschland arbeitet und eine Pressestelle für die katholische Publizistik in den Vereinigten Staaten unterhält. Eine Korrespondenz geht in 36 Zeitungen des Landes. Ich soll einen Beitrag über den deutschen Katholizismus liefern. Die zerrissenen Bande müssen wieder geknüpft, der gute Name Deutschlands und des deutschen Volkes wiederhergestellt werden. Unsere katholische Bewegung wird eines der Mittel sein; hier ist ein gemeinsamer Boden; hier ist eine Ausdrucksweise, ein Sinn in der Erscheinung und Übung, ein höchster Mittelpunkt menschlicher Beziehung. Meine Gespräche mit den Geschäftsführern machen dies sofort klar: die Verschiedenheit des Volkstums, die Ereignisse der Kriegsjahre sind überbrückt; der christliche Gedanke einer Gemeinschaft siegt; die Katholizität ist etwas Lebendiges.

* * *

Am 20. Februar, gegen Abend, trete ich die Reise nach St. Louis an. Nach rastlosen Tagen wirkt die Fahrt wie eine köstliche Abspannung. Es ist geschichtliches Land, das wir durchfahren. Diese Senke des Alleghanygebirges war immer der Weg für Soldaten und Pioniere. Hier verdiente der junge Washington seine Sporen im Kampfe gegen die Franzosen; hier liegt Gettysburgh, berühmt durch die blutige Schlacht des Bürgerkrieges, berühmter durch die Ansprache Lincolns zu Ehren der Gefallenen, das Muster einer vaterländischen Rede — wenige, einfache Worte, tiefe Empfindung, aus wurzelechter Sittlichkeit entspringende Gedanken:

‚. . . Wir weihen das Denkmal ein; — aber in einem tieferen Sinne können wir das gar nicht; nein — wir, die Lebenden, müssen uns selbst weihen, weihen der Vollendung des Werkes, dem die Toten das volle Maß ihrer Hingabe geopfert haben, daß diese Nation die Wiege der Freiheit bleibe und daß die Regierung des Volkes, durch das Volk, und für das Volk von der Erde nicht verschwinde.‘

Über das von unordentlich bewaldeten Höhen eingefaßte Flußtal senkt sich der frostige Abend.

(Fortsetzung folgt.)

Der ungerechte Rechtsanwalt
Von O. Berneder

Die Residenz hatte eine Sensation. Sie hing wie eine reizend gefärbte Frucht am höchsten Zweige der hauptstädtischen Gesellschaft. Weiland Eva hat wohl nicht mit größerem Verlangen zum Apfel der Versuchung emporgeschaut, als wie die öffentliche Neugier jetzt nach diesem sah, der ungepflückt bereits ein Apfel der Sünde genannt werden durfte; nicht, weil aus ihm eine Schuld, sondern weil er selbst aus einer Schuld erwachsen war. Man hatte es also trotz der blühenden Färbung mit einem faulen Apfel zu tun, und es verriet einen bedenklichen Geschmack der Residenzbevölkerung, daß sie so gern, ja geradezu leidenschaftlich damit zu tun hatte. Jede Zeitung, die sich einiges Gewissen daraus machte, ihre Beliebtheit samt ihrer hohen Auflage nicht zu gefährden, stürzte sich auf die Sache mit einem Eifer, der dem Kriminalstaatsanwalt, und mit einer Wahrheitsliebe, die seinem Opfer angestanden wäre. Die Journalisten der Hauptstadt erinnerten sich alle zusammen an keine, die so ergiebig, ja geradezu, wie sie es ausdrückten, klassisch gewesen wäre. In der Tat waren die Elemente, aus denen sich das prickelnde atmosphärische Gemisch, Sensation genannt, zusammensetzte, diesmal in ungewöhnlich reiner Darstellung bei der Sache: Höhenluft vom Hofe, indem der führende Name auf der sensationellen Liste einer Hoheit aus dem Palais gehörte; eine geheimnisvolle Dunkelheit, indem sowohl der bevorstehende Gerichtsprozeß wie auch die Fledermäuse, welche die Presse darüber schwirren ließ, eine solche voraussetzten; und endlich, indem der angekündigte Prozeß um eine Vaterschaft ging, ein Geruch von Unmoral. Ohne sein Mysteriöses wäre der Fall von den Zeitungsleuten sicherlich nur unter die besseren Neuigkeiten gezählt worden, und wenn ihm die Stammatmosphäre aus dem Palais nicht angehaftet hätte, wahrscheinlich nur unter die simplen Skandale, denn mit ihnen ist die Sensation im nächsten Grade verwandt. Sie ist zwar eifrig bemüht, es abzuleugnen, doch täuscht sie den Wissenden nicht, so wenig wie mancher kostbare Duft, der im Kristallfläschchen prunkt, aber unlängst noch Teergestank war. Die Verfeinerung, nicht die Verwandlung des Wesens ist das Betriebsgeheimnis der Kultur. Und die da die Herren im Betriebe sind, können es sich leisten, auch die grobkörnigsten Häßlichkeiten durch die Maschine zu schicken. Was sie herausbereitet, ist zwar wieder Laster, der alte Stoff, aber fein geworden, duftig, farbenvoll.

Was dem Bannkreise der Sensation, der bisher nur in seinen tragenden drei Punkten sichtbar gemacht worden ist, seine letzte und spannendste Note gab, war die seltsame Tatsache, daß man sich über seinen Mittelpunkt nicht einig werden konnte. Denn neben der Hoheit, die sich der behaupteten Vaterschaft entstreiten wollte, und neben der Familie des Kommerzienrates, von welcher sie erstritten werden mußte, war zunehmend mit der Nähe des Prozeßaustrages ein junger Advokat in die Brandung der öffentlichen Rede

gerückt, der das Interessengleichgewicht gefährlich bedrohte. Und schließlich, als es in der Streitsache samt ihrer Vorgeschichte bereits schwierig geworden war, neue Enthüllungen zu machen, riß der jugendliche Rechtsanwalt, den man als Klagevertreter des Kommerzienrates kannte, ohne sein Zutun die allgemeine Aufmerksamkeit dermaßen an sich, daß der bewegungsreiche Sensationskreis völlig aus seinem Mittelpunkte zu fallen und ein Exzenter zu werden drohte.

Je mühevoller es nun der Presse von Tag zu Tag wurde, immer wieder eine andere Legierung von Lüge und Wahrheit auf den Markt zu werfen, desto aussichtsloser wurde es für den, der Wahrheiten suchte statt der Neuigkeiten, sie herauszugewinnen. Die öffentliche Meinung freilich machte zu solcher Sichtung keine Miene. Sie ist ja, seit sie ist, das stumpfsinnige Huhn, das alles bebrütet, was Eigestalt hat, es sei Gips oder Pappe; sie will nur ihren Instinkt verbrüten, behaglich breit und warm über einer Sache werden, selbst wenn es einmal nichts als gemeiner Straßenstaub ist. Für eine ernsthafte Darstellung aber beginnt die saure Arbeit, wo die Masse vergnüglich im Durcheinander schwelgt. So einer die stoßhoch angehäuften Zeitungsberichte vornahm, mußte er nach kurzer Prüfung einen großen Teil wegen offenkundiger Lügenfäule verwerfen. Dafür durfte er einen kleineren Teil ohne peinliche Untersuchung für gültig nehmen, weil er Dinge betraf, die man leicht erfahren konnte, oder solche, die zu entstellen keinen Zweck gehabt hätte. Wenn er sich dann den Rest der Berichte nach dem Grade ihrer einleuchtenden Kraft wie ein Spektrum der Wahrheit danebenlegte, konnte er zu folgendem Entwurf der Lage kommen:

Der jugendliche Kronprinz verkürzte sich anscheinend die Wartezeit, die zwischen ihm und dem Throne lag, durch ein lockeres Leben. Der bevorstehende Prozeß begann, noch ehe er wirklich geworden war, bereits seine Nachwirkungen auf den sittlichen Ruf der hohen Person zu äußern. Er lenkte die öffentliche Beachtung auf ein Ereignis zurück, das vor etwa zweimal Jahresfrist nur so wie eine vermummte Gestalt, die man zu kennen glaubt und doch wieder nicht, an den Augen der städtischen Neugier vorübergegangen war. Hinter verschlossenen Türen war damals ein längerer Prozeß verhandelt worden und bald darauf unter demselben dichten Geheimnis seine Wiederholung vor der zweiten Instanz. Die geradezu erstaunliche Undurchdringlichkeit des Vorganges war nur möglich gewesen in einem Lande, von dessen Gesetzgebung die hohen Standespersonen ungebührlich verhätschelt wurden. Trotz allem Spürsinn waren nur abgerissene Schatten der Wahrheit sichtbar geworden; eine Rechte, die zur Residenz wies, und eine Linke, die nach dem angesehenen Hause des Kommerzienrates zeigte; durch ein unbestimmtes Achselzucken dazwischen wurden die zwei Winke, man wußte nicht recht, verbunden oder getrennt. Aber gerade die Hartnäckigkeit des Dunkels hatte bewirkt, daß man das Wenige, was ihm abgelockt worden war, um so rücksichtsloser glaubte; gerade das haltlose Achselzucken blieb wie ein standhafter Pfeiler im Strome der

Meinungen stehen, und der Wink nach rechts und der nach links fügten sich an ihm zusammen wie die Hälften einer Brücke: darüber muß Großes, ganz Ungewöhnliches gegangen sein! Und sie blieben lange auf der Lauer, ob es vielleicht wiederkehre. Da es nicht geschah, hatte der bewegliche Strom sich anderen Richtungen zugewandt und die Brücke vergessen. Die Zeitungsschreiber hatten mit Wehmut festgestellt, daß der hochbegabte Keim einer Sensation aus Mangel an Nahrung abgestorben war.

Diese gleichsam erratischen Tatsachen waren jetzt nach zwei Jahren lebhaft und bedeutungsvoll in ihren Zusammenhang mit der neuen Affäre eingetreten und standen so natürlich darin, daß sich männiglich wunderte, ihnen diesen Zusammenhang nicht schon zwei Jahre früher angesehen zu haben. Und die ungelösten Spannungen von dazumal senkten sich in die frische Ereignismasse mit der Triebkraft altgegorenen Teigs, der von der letzten Brotbereitung übrig ist. Daher auch, daß die gärende Fülle dann über die Ränder und das nüchterne Maß hinausgetrieben wurde, und daß der Nüchterngebliebene sein liebes Elend hatte, der Sache auf ihr Bleibendes zu kommen. Soviel aber schien festzustehen: der nunmehr schwebende Prozeß war in der Tat derselbe, der vor zwei Jahren gespielt hatte. Es war der letzte Versuch des Kommerzienrates, die zweimal gescheiterte Sache bei der endgültigen Instanz zu retten. Der seltsame Gegensatz, daß die Vorläufer dieses Gerichtsganges die peinliche Verhüllung getragen hatten, während er selber in rücksichtsloser Entkleidung erscheinen wollte, fand so verschiedenartige Erklärungen, daß sie der kühl Überlegende, den wir im Auge haben, wohl artig unter den Tisch gestrichen hat.

Geradezu andauernd in diesem Strudel der phantastischen Kombinationen stand, wie schon angedeutet, der Verteidiger des Kommerzienrates. Unter gewöhnlichen Umständen wird einem Anwalt im Prozeßverlauf kein größeres Interesse zugewendet, als wie man es einem mehr oder minder geeigneten Instrumente widmet, wenn eine schwierige Operation damit vollführt werden soll. Hier aber war diese Nebengestalt durch die geschäftige Hand der Presse, die ihr eine Bedeutsamkeit nach der anderen unterschob, geradezu bis zur Höhe der Hauptpersonen gewachsen. Der kritische Beobachter, den wir uns denken, hat ohne Zweifel reichliche Abstriche auch an dieser Größe betätigt. Und doch, hier dürfte ihm seine lobenswerte Zurückhaltung einen wirklichen Wahrheitsverlust verursacht haben. Die Witterung der Öffentlichkeit hatte es richtig erschnuppert: von diesem Manne ging Rassenluft aus. Bisher hatte der Name des jungen Anwalts nicht so oft in den Prozeßspalten gestanden als in den Berichten des Hochtouristenklubs. Wenigstens erinnerte man sich allgemein, daß sein Bildnis vor zwei, drei Jahren durch die illustrierten Blätter gegangen war, als er kurz hintereinander in jener wilden Bergregion, deren Erschließung sich sein Klub zum besonderen Ziel gesetzt hatte, drei für unersteiglich gehaltene Gipfel als erster und einziger betreten hatte. Seiner Anwaltspraxis schien er ebenbürtige Reize nicht ab-

zugewinnen, zumal da der Reiz des Geldgewinnens vor seinem großen Stammvermögen nicht aufzukommen wußte, und der des Rechtgewinnens nicht vor einer gewissen vornehmen Abneigung gegen die Aufträge von zweifelhafter Güte, die es dabei oft in die Hände zu nehmen galt. Dies durfte man wohl daraus mit Fug entnehmen, daß er, wie bekannt geworden war, manchen Prozeßakt nach kurzem Studium mit bedeutungsvoller Wortlosigkeit an seinen Klienten zurückgegeben hatte. Kam er dadurch auch in den Ruf eines ungewöhnlich ehrenstrengen Charakters, so hatte die Seltenheit seines gerichtlichen Auftretens doch auch zur Folge, daß über seine berufliche Fähigkeit bis jetzt mehr ungünstige als vorteilhafte Urteile umliefen.

Es war gleich zu Anfang eine der vielbeachteten Wendungen in der buntwechselnden Kurve der Sensation, als man erfuhr, daß ihm allein die Verteidigung einer so schwierigen Sache übergeben war von einem Manne, der danach bekannt war, wie sicher und klug er jederzeit ging. Das allgemeine Erstaunen nahm zu statt ab, als die Morgendämmerung des in Aussicht stehenden Prozesses ihre aufhellenden Lichter bis in das Dunkel des vorausgegangenen hineinstreckte und zur Kenntnis brachte, daß der junge Advokat auch vor zwei Jahren schon der einzige Klagevertreter gewesen war und sich dabei zwei Niederlagen hintereinander geholt hatte. In der allerletzten Zeit war in den Salons sogar herumgesprochen worden, er habe damals von der siegreich gebliebenen Hoheit eine spottvolle Beileidsbezeigung erhalten. Dem Übermut des jungen Thronfolgers, der in jenen Tagen eben vor den Festlichkeiten seiner Verlobung stand, traute man den Hieb wohl zu, so hart an der Grenze fürstlicher Haltung er gewesen wäre. Bei unserem vorsichtigen Beurteiler wird dies reizvolle Gerücht wohl ohne weiteres der Verachtung anheimgefallen sein, wenn es ihm, da er jedenfalls kein Fanatiker der Gesellschaftlichkeit ist, überhaupt zu Ohren kam.

Jedenfalls war der Kontrast zwischen den bisherigen Leistungen des Rechtsanwaltes und dem andauernden Vertrauen des Kommerzienrates unerklärlich groß. Aber die öffentliche Stimme hatte, um das Vertrauen verständlich zu machen, zunächst die gar nicht unfeine Folgerung ausgesprochen, die juristische Begabung des ungewöhnlich Begünstigten scheine sich dem Kommerzienrat gerade in der Eigenart des Prozeßverlierens geoffenbart zu haben. In der Tat ist ja, wo ein feines Ziel getroffen werden soll, die scharfe Nadelspitze stets in größerer Gefahr, daneben zu geraten als die Grobheit der Punze. Dafür ist, was sie getroffen, auch nicht entseelt und zerquetscht, sondern mit Eleganz ergriffen. Wenn diese Lesung von der Presse in kurzem wieder fallen gelassen wurde, so liegt diese Unbeständigkeit ebensosehr im Wesen der Sensation, wie es in dem des Vogels liegt, daß er in der Luft nicht stillsitzen kann. Übrigens mußte die Erklärung selbst dem Genügsamen ein Gefühl des Ungenügens hinterlassen.

Es lag für eine quellenfindige Presse sehr nahe, einmal auf die periodischen Berichte des Klubs der Hochtouristen zurückzugreifen und zu ermitteln, daß der Kommerzienrat darin Vorsitzender war. Die Selbstverständlichkeit, daß der junge Gipfeleroberer der Stolz seiner vornehmen Vereinigung war, zu dieser Entdeckung hinzugenommen, das gab eine Erklärungshypothese in Fettdruck und von tagelang dauernder Brillanz.

Aber jeweils war es die Presse am ersten, die über ihre Aufstellungen hinwegging; wie man Steine vor sich her in die Pfütze legt, nur um ein einziges Mal den Fuß daraufsetzen zu können. Nachdem sie inzwischen eine Reihe weiterer Möglichkeiten ausgegeben hatte, deren pure Unmöglichkeit unsern Bedächtigen in berechtigte Empörung versetzt haben wird, blieb die öffentliche Erörterung länger als gewöhnlich, das soll nicht bedeuten, länger als verdient, an einem Punkte haften, der auch in den sensationellen Teil der Presse, sonst der Schauplatz brüderlicher Einmütigkeit aller Richtungen, eine starke Neigung zu Extrameinungen hineintrug. Man hatte nämlich ausgespürt, daß sich der junge und reiche Advokat gelegentlich mit Äußerungen einer sehr demokratischen, um nicht zu sagen antidynastischen Gesinnung hatte vernehmen lassen. Dieselbe politische Haltung sagte man übrigens den Mitgliedern des nun wiederholt erwähnten Klubs der Hochtouristen samt und sonders nach. Da nun die Tätigkeit des Klagevertreters von selbst wider eines der ersten Glieder des regierenden Hauses gerichtet war, so lag es bei der Hand, die Übertragung dieser Aufgabe für ein politisches Zeugnis und deren Übernahme für ein ebensolches Bekenntnis zu deuten. Und wenn sich der vielbeachtete Anwalt in dieser Kampfsache als der fähige Kopf, für den ihn manche hielten, herausgestellt und durch einen Sieg über die Hoheit auf seinen dynastiefeindlichen Standpunkt festgelegt haben würde, war an der politischen Zukunftsrolle dieses Mannes bei seinem Rückhalt am gold- und einflußreichen Klub nicht zu zweifeln. Es ist begreiflich, daß die Blätter je nach der Stelle, auf der sie politisch standen, den Umriß des jungen Verteidigers nunmehr verschieden sahen. Die Sensation teilte sich, bevor sie in die große, fiebernd erstrebte Lösung einmündete, wie ein Strom in mehrerlei Arme, von denen die aufregend-dramatische Verwirrung vor der grandiosen Schlichtung noch geschwind aufs höchste gesteigert werden sollte.

Der kritische Beobachter, an dessen Mienenspiel wir uns über die größere oder geringere Glaubwürdigkeit alles Vorgebrachten und über die Nichtswürdigkeit dessen, was wir noch hätten vorbringen können, zu orientieren pflegten, ist durch seine üblen Erfahrungen hoffentlich kein Massenverächter, sondern ein Massenversteher geworden. Es gibt ja auch eine Psychologie jener geheimnisvollen Großseele, die immer fühlbar wird, wo sich eine Unzahl kleiner Seelen auf der Fläche eines gemeinsamen Gedankens oder auch nur Instinktes zusammendrücken. Das ist nicht anders, wie wenn die Bäume, sobald sich ihrer hinreichend viel zusammenstellen, etwas Neubesonderes zu ihrem Anblick, ihrer Stimme, ihrem Einfluß hinzu-

gewinnen, das in der Vereinzelung keiner hat und eines eigenen Namens wert ist. Wenn also unser Massenpsychologe am Vorabend der großen Prozeßverhandlung seinen letzten kritischen Blick über den gesamten Verlauf der Sensation zurückgleiten läßt, wird er die Tatsache nicht übersehen können, daß sie sich in seltener Fülle und Freiheit ergossen hat, so wie das Gelände den Fluß eben zu lenken bekam. Bei der Menge der Enthüllungen, die sich auf einer Stromlänge von knappen acht Tagen auswirken mußten, war das Gefälle der allgemeinen Mitgerissenheit ein beängstigend starkes geworden, und die klappernden Mühlen daran hatten eine gute Zeit gehabt. Der typischen Reinheit und Urwüchsigkeit des Falles war sehr zustatten gekommen, daß die herkömmlichen Bemühungen, mittels Interpellation der Beteiligten die Gewässer in die nüchternen Kanäle von Berichtigungen und Abschwächungen hinüberzuleiten, gänzlich versagten. Die eine Partei nämlich hatte sich von vorneherein durch ihren Rang und die andere schon beim ersten Versuch durch schroffe Abweisung unzugänglich gemacht. Man hätte zwar meinen können, die verstiegenen, oft schonungslosen Behauptungen der Presse wären Anreiz genug zum Dementieren gewesen. Es wurde sogar von den Journalisten methodisch herausgefordert, indem sie geflissentlich das Groteske betonten und die Darstellung des Vorabendblattes in der Morgennummer auffällig oft ins Gegenteil verkehrten, so wie man auch ein Fell im Finsteren durch Strich und Gegenstrich zu erkennen sucht. Allein die Herausgeforderten waren der Presse an Taktik offenbar überlegen, ließen die Zeitungslügen einander selbst auffressen und sahen den Ruf ihrer Vornehmheit und Unnahbarkeit davon gedeihen wie einen, der fett wird von dem, was andere verzehren. So war es möglich geworden, daß die Sensation all die Zeit her in schöner unberührter Wildheit heranwachsen konnte. Und nun war endlich die letzte Nacht. Sie legte sich schlafen mit der zitternden Hochstimmung einer Braut; der Morgen, der kommt, wird ihr Hochzeiter sein; wenn sie auch weiß, der Abend darauf wird sie beide nicht mehr lebendig finden.

Es ist der Sensation in der Tat kein anderes Schicksal gesetzt; in süß fortschreitender Spannung ersteigt sie schwindelnde Höhen, um wie ein Moses der entarteten Gedanken an dem ersten Blick, den sie von da ins Land der Erfüllungen tun wird, abzusterben. Und es wird ihr letzter großer Genuß werden, meint sie, dieses Sterben im wohligen Taumeltanze des Versinkens. Die Ahnungsreiche ahnt es nicht, welch herbe Tragik ihr Ende verdüstern wird. Denn im äußersten Augenblicke, den Fuß schon abgesetzt vom Boden der Gegenwart, wird sie erkennen, daß noch ein höherer Gipfel der Kombination über ihr gewesen wäre, den sie nicht erstiegen hat. Und dieses wird ihrem Herzen weher tun, als wie es einen Hochtouristen schmerzt, wenn ihm der Gipfel, den er hat, einen höheren zeigt, den er verfehlte. Und ausgerechnet an ihrem Günstling, den sie mit offenkundiger Protektion in den Mittelpunkt der kunstreichen Verwicklungen gezogen hat wie die Löwengestalt ins blühende Gerank eines

Perserteppichs; gerade an ihm soll sie die große Enttäuschung ihres Sterbens erleben. Aber sie wird ihn keines Undanks zeihen dürfen; denn wiederum ist es eine ihrer aparten Daseinsbedingungen, daß sie von denen, die ihr nahe sind, verleugnet wird. So hörte der junge Rechtsanwalt die Sensation bei ihrem Namen rufen und begegnete ihr in der Presse und spottete ihrer phantastischen Tracht, aber sie empfinden, das war ihm so wenig möglich wie einem Satten, sich hungrig zu fühlen; von ihr ergriffen zu werden, war für ihn ein Unding, so gut, wie wenn er ein Buch geschrieben hätte und wollte gespannt sein, was es enthält.

Aber siehe, während sich die große, üppige Sensation in den Brautschlummer versenkte, kam auf ihrem Pfad ein heimlicheres Wesen, ihr unähnlich in jeglichem. Nur die Augen, die zwei nassen, dunklen Quellen im Gesichte, das von ihnen blüht; die Quellen, die keinen Grund verraten; deren Spiegel sich erbötig macht, die ganze Welt darein zu begraben: die Augen waren gänzlich die der Sensation. Und die unsichtbare Gestalt mit ihren Dämonsaugen wandte sich zum Hause des jungen Rechtsanwalts und blieb auf seiner Schwelle sitzen, als wollte sie da warten, bis jene kommen werden, in deren Gesellschaft sie wird eintreten können.

Der Rechtsanwalt hatte in vorgerückter Dämmerstunde noch die kurze Anfrage des Kommerzienrats erhalten, ob ihm ein Besuch zu letztmaligem Gedankenaustausch über die morgige Sache angenehm sei; er würde mit Familie kommen. Die wenigen Worte hatte er mit ebenso wenigen beantwortet. Auf ein und demselben Blatte standen, als es der Diener zurücktrug, die Schriftzüge der zwei vielberedeten Männer. Wer sie da eng beieinander zu lesen bekommen hätte, würde sich über die seltsam unerschütterliche Verbindung der beiden um vieles weniger gewundert haben. Der Unberufenste konnte erkennen, daß die kraftvolle Eckigkeit und der aristokratische Hochstieg, von denen die Schrift des einen wie des andern beherrscht war, einen verblüffend gleichgebauten Untergrund der beiden Charaktere verrieten. Man wurde leicht an zwei Berggipfel erinnert, deren Füße ununterscheidbar ineinanderstecken. Die Sturzbäche von hüben werden denen von drüben beinah auf den Stein und die Welle ähnlich sein, und es müßte merkwürdig zugehen, wenn sie nicht über kurz oder lang zu einem einzigen zusammenfänden.

Der Diener freilich würde sich diese aufhellenden Gedanken nie gemacht haben, auch wenn er das Billett nicht in dem sorglichen Umschlag erhalten hätte. Er war keiner von denen, die gleichsam einen Januskopf der Neugier tragen, und mit dem einen Gesichte stets nach den Ursachen der Dinge und mit dem andern nach den Folgen sehen. Im Gegenteil; er war so recht eigentlich mit zwei Dritteln seines Ich und Wesens in seinen Beinen, und mit dem übrigen Drittel in seinen Händen enthalten. Darum war er auch Diener geworden, und geradezu die Vollendung eines solchen. Denn wer wüßte nicht, daß einem Herrn kein Eigentum seines Dieners so lästig ist als ein eigener Kopf, und keines so willkommen als

Füße, wohlgeeignet zum Laufen! Und wie er so lief mit der eiligen Botschaft und warm dabei wurde, fühlte er doch von der andern Wärme, die dem Rechtsanwalt aus der goldenen Füllfeder geflossen war, nichts durch die feine Hülle hindurch; denn es war nicht Wärme, die man mit Fingernerven empfindet. Nur von den Fühlfäden einer geübten seelischen Witterung wird sie aufgenommen. Und wer sie hat, die Fühlfäden, der pflegt sie aus dem zärtlichen Gespinst einer eigenen Liebschaft zu haben, vielleicht als die letzten, verschlissenen Goldfäden, die ihm davon übrig geblieben sind. Und weil der Diener eine Liebschaft sein Leben nicht gehabt — sie wäre sicherlich ein tragisch-unheilbarer Riß in seine Berufsvollkommenheit geworden —, darum hatte er dem Rechtsanwalt zwar mit angestrengter Aufmerksamkeit auf die schreibende Hand gesehen, indes eben nur wie ein Bedienter auf die Herrschaftskutsche paßt, auf deren Rückplatz er im gegebenen Augenblick wird aufzuspringen haben. Wäre der Umschlag, darin er die Antwort empfangen hatte, nicht schon zugeschlossen gewesen, er hätte es ohne Zweifel nachgeholt, gewohnheitlich denkend, er stehe am Wagenschlag. Nein, der hat die Gestalt auf der Schwelle nicht gesehen und nicht die magische Fluoreszenz der zwei Schriften, die er heimtrug.

Um so tiefer war der junge Anwalt in der Macht des plötzlich empfangenen Lichtes, das dort und da einen Gipfel erhellend die Wege dazwischen geheimnisvoll im Dunkeln ließ. Was sollte der späte Besuch? Die Verhandlung war endgültig und lückenlos vorbereitet, der Kommerzienrat über jede Einzelheit unterrichtet. Was zur Besprechung daran noch übrig blieb, reichte bestenfalls zu einem ordentlichen Vorwand, unmöglich zu einer Erklärung des unerwarteten Entschlusses. Und selbst der Vorwand deckte den Entschluß nur halb. Warum mit Gemahlin und Tochter? Was konnte zumal die junge Dame bewegen, so auffällig aus der stolzen Zurückhaltung herauszutreten, die seit der peinlichen Affäre und wohl an Stelle dessen, was in gläubigen Schichten Buße heißt, von ihr geübt wurde? War es die bloße Unruhe, die ein großer Entscheid im Menschen auftreibt wie Staubwolken auf der Straße? Und hätte sie nur in der Unsichtigkeit dieser Wolken den ratlosen Weg zu ihm eingeschlagen? Oder war es eine andere Unruhe, von der dieses Mädchen, ihrer Schönheit wie ihres Ranges gleich mächtig bewußt, zu einer solchen gesellschaftlichen Kühnheit hingerissen wurde? Die Unruhe der blauen Nadel, wenn sie von einer neuen Kraft erfaßt aus ihrer kühlen Nordbeharrung abgelenkt zu werden beginnt? Er kannte die verborgene Kraft, denn er selber war sie. Und die Geschichte ihres Erstarkens war in ebenso seltsamer wie ausgeprägter Weise die Geschichte des Prozesses geworden, so wie die langsamstille Wärme, die irgendwo beharrlich von einem Strich Erde aufgeht, am Ende die Sturmkraft des atmosphärischen Umsturzes wird.

Er mußte zurückdenken. Drei Jahre sind eine kurze Frist. In gerader Linie von seinem jetzigen Standpunkt hinübergemessen zu dem, der ihm damals eigen war, mochte man die Weite dazwischen eine Kleinigkeit

schätzen. Wenn dir jedoch der ebene Grund im Augenblicke, da du ihn beschreiten willst, vor den Augen versinkt, so kostet das leidigen Umweg oder ein bitteres Niedersteigen. Aus zukünftiger Ferne überblickt, wird sich die Strecke, die du hast der Tiefe opfern müssen, kaum an einem dunklen Strich verraten, den die Kluft durch das Gelände zieht wie die Narbenspur einer zugeheilten Wunde; du allein wirst wissen, ob nicht deine beste Kraft in jener Kluft begraben liegt.

Er war noch nicht lange in seiner Praxis gestanden. Auch noch nicht lange im Hause des Kommerzienrates, der seinen Titel an öffentlichem Rang und Einfluß weit überholt hatte, eingeführt gewesen. Der Name seiner alten, nicht weniger angesehenen Familie hätte ihm den Zutritt um Jahre früher auftun sollen. Erst als er durch seine touristischen Leistungen von sich reden gemacht und deshalb seine Aufnahme in den Klub gewünscht worden war, da hatte der Kommerzienrat seine demokratische Abneigung gegen den dynastisch begeisterten jungen Mann überwunden. Ha, ha, es mußte ihm gewesen sein wie einem Löwen, wenn er den Hahn, dessen Stimme ihm unleidlich ist, in seine eigene Gefolgschaft aufnehmen soll!

Zu mancher Debatte hatte er den alten Herrn, unabhängig wie er sich fühlte, herausgefordert, besonders als die geplante Verlobung des Thronfolgers ruchbar wurde und zu dynastischen Erörterungen reizte, in denen er mit lächelnder Keckheit seine monarchischen Ideen verfocht. Dabei hatte ihm mehr und mehr geschienen, daß den alten Herrn seine scharfgeschnittene Art, zu begründen und zu beweisen, in demselben Grade anzog wie ihn die Sache, die er in dieser Art verteidigte, abstieß. — In jenen Tagen war es gewesen, auf einem Gesellschaftsabend im Hause des Kommerzienrates; dunkel dämmert's ihm von jener Stelle zu, denn dort liegt die jählings aufgebrochene Kluft. Sie hatten sich wieder ihr beliebtes Sonderthema herausgesponnen aus dem bunten Gewebe der vielfädigen Unterhaltung. Mit ungewöhnlicher Widerspruchslosigkeit hatte ihn der Kommerzienrat angehört und das Gespräch zuletzt aus dem Gewoge der Stimmen in eine Fensternische gelenkt, wie ein Schiffer seinen Nachen in die Bucht, wenn er Sturm voraussieht. ‚Herr Rechtsanwalt, ich hätte wohl eine Widerlegung in der Hand, aber sie ist wie ein scharf geschliffener Dolch gefährlich weiterzugeben; soll ich Ihnen das Heft davon reichen, so muß ich selber die Schneide fassen. Wollen Sie mir strengstes Schweigen zusagen?‘ — Er wollte es. — ‚Ich danke Ihnen. Und nun eine zweite Frage: Gedenken Sie noch ferner für eine Dynastie zu plaidieren?‘ Der Fragende war ein Graukopf, wie aus altem Granit; auch gewöhnt, steinkühl zu bleiben; aber die heiße Wut hatte in diesem Augenblick aus ihm geflammt und das Gefüge seiner Rede zersprengt — ‚Meine einzige Tochter hat er verführt — Sie werden nur Gerüchte wissen — hah, könnte der Bub nur zeugen wider seinen Erzeuger! Ins Gesicht hinein leugnet der Lump seine Vaterschaft —.‘ Wie schlagendes Wetter war es dahergebrochen. Und Lügen, Lügen haben nicht solch inneren Druck.

Wie schlagendes Wetter hatte es ihn getroffen: ‚Und dieses Lumpen Name?‘ — Er hört noch heute, wie es der andere langsam grimmig zwischen den Zähnen sammelte und ihm's sozusagen vor die Füße spie: ‚Ihr beschwärmter — Thronfolger!‘

Darauf waren sie die längste Zeit einander wortlos gegenübergestanden; als läge ein tödlich getroffenes Edelwild zwischen beiden, und sie sähen dem Verrinnen seines Blutes zu. Da hatte er, selbst der Getroffene, sein warmes Ideal aus sich geblutet. Dafür war der Zorn, die Sturmflut der Enttäuschung in die durstigen Adern gerollt. Und weil die Aderfüllung des Menschen Charakter ist wie der Saft die Artursache des Baumes, so war der plötzliche Blutwechsel in ihm geworden wie ein Ichwechsel, ganz ein anderer sprach aus ihm seit diesem Augenblicke: ‚Und die Verleugnung lassen Sie sich bieten? Wollen dem Schuft seine ganze Ehre lassen, die ihm nicht halb gehört? — Und auf Ihrer Tochter die ganze Schande? Die Schande eines Fremden!‘ Da hatte der Kommerzienrat ihm einen großen Blick gegeben. Er aber hatte die Wendung seiner selbst rücksichtslos vollendet: ‚Was wundert Sie? Wenn die Sache nun einmal kieloben liegt, warum nicht trotzig auf den Kiel getreten, warum nicht aufgerichtet und das Recht vom Himmel gerissen? Klagen müssen Sie! Überführen und erzwingen!‘ — ‚Die peinliche Sache zur öffentlichen machen? Der Presse in die Schaufenster legen?‘ — ‚Das zu verhindern wird sich Ihr hoher Gegner hinreichend einsetzen. Es läßt sich heimlicher verhandeln als Sie denken. Nur besorgen Sie sich gründliche Beweise, die sind alles!‘ — ‚Verdammtes Ding! Sie wären da. Doch beinah sämtliche auf seiner Seite. Es ist wie immer: die nichtswürdige Hälfte des Leibes hat das Herz davongetragen. Wer holt es auf meine Seite herüber?‘

In seltsamer Wörtlichkeit war ihm die Frage haften geblieben, ohne daß er dazumal Größeres dahinter gefunden hätte als eine ratlose Konstatierung. Er hatte dann dem Kommerzienrat aus der frischen Fülle seiner dynastischen Spezialkenntnisse noch all die bedeutsamen Rang- und Rechtsvorteile herausgeholt, die für das Kind und seine Mutter aus einer siegreichen Durchführung der Streitsache erfließen mußten, und den sarkastischen Wink dazugefügt, die niedrig denkende Hoheit von der bevorstehenden Verlobung her ins Gericht zu fordern; das werde im Palais eine nützliche Verwirrung stiften. Mit einer Schnelligkeit und Sicherheit, die ihm heute selbst erstaunlich war, hatte er dem anderen damals den Griff in die höllisch empfindliche Sache vorgemacht; wie ein Nachtwandler mit der Hälfte seines Wesens Dinge meistert, vor denen die Kaltblütigkeit des ganzen Menschen furchtsam zurückträte; und er war bei Gott nur ein halber gewesen in jener Stunde, denn wenn du jung bist, wächst dir ein Ideal leicht wie die Hälfte deines Wesens an. Lang hatte er das Haus des Kommerzienrates hernach gemieden, wo er so Schönes verlieren, nein, selber hatte zertreten müssen.

Er entäscherte seine Havanna. Weiß der Teufel, am Ende ist auch ein Ideal nichts weiter als Zigarrenglut, ein unfruchtbares Feuer, an dem der wohlige Rauch das beste ist; ein trügerischer Nimbus, der nacheinander jeden Querschnitt des Lebens verheißungsvoll aufleuchten läßt und doch nur der Anfang einer aschgrauen Enttäuschung ist. Dann wäre es klüger gewesen, man hätte keinem Ideal die Treue geschworen. Je nun, er war dem Thronfolger keine schuldig und hat ihm also keine gebrochen; frei kann er jeglichem Mann und Weib gegenübertreten.

Verdammt! Ist das auch wirklich wahr? Heiß glüht ihn etwas an, als hätte er sich einer brennenden Feuerstelle in seiner Brust genähert, darin seit lang nur eine erloschene war. Und ihrer zwei in einer einzigen Stube? Mußte das nicht ein Unding werden? — Ruhig, ruhig! Soll er auch ins Herz noch streitende Parteien und einen verwirrenden Prozeß bekommen? Um das bißchen Wärme dieses Mädchennamens? Wärme, die er nicht gerufen, nicht geschürt! Ach was, wird seine kristallene Ehre nicht sogleich davon zerspringen; die Aufregung hat keinen Sinn. Sein Gewissen wird zur rechten Zeit auf der Stelle sein. Aber herrisch unter die harmlosen Gefühle fahren; nein, laßt sie spielen! Auch das Herz will seine Kinderstube haben, Rest der Jugend!

Die Beschwichtigung schien nicht anzurühren. Wie ein allzuleichter Fuß, der Disteln niedertreten will; hinter ihm richten sie sich wieder auf, wenigstens zu ihrer halben Höhe. Und in der Miene des Rechtsanwaltes blieb der unbehagliche Ausdruck eines Menschen, der in Disteln wandert. Inzwischen war das glimmende Scheibchen der Zigarre wie ein kleiner Mond an seine Finger gerückt und schien gemach zwischen den Rosenwölklein der Haut verschwinden zu wollen. Darüber wurde es dem Rechtsanwalt zu heiß und er warf den Rest mit Heftigkeit in den Becher. Dabei suchte er sich darzustellen, daß die eben empfundene Schwüle nichts Innerliches gewesen sei, sondern nur eine unbewußte Wahrnehmung seiner Fingerspitzen. Übrigens holte er die ungnädig entlassene Zigarre noch einmal heraus und steckte sich eine neue damit an.

Da hatte er aber unvermerkt auch die alten Gedanken wieder herübergenommen aus ihr. — Es war doch merkwürdig. Erst als ihn die stolzen zwei Mädelaugen einmal so recht mit Bedeutung angeblitzt hatten, da hat der Anwalt in ihm die richtigen Augen bekommen und die Wege entdeckt zum glänzenden Sieg, den er haben wird. Morgen schon. — Es ist auch hohe Zeit. Man redet von der Vermählung des Thronfolgers. Jetzt oder nie ist der Augenblick, es in die Welt zu rufen, was er einer anderen versprach — und brach. Vielleicht — ha, es kann ihn seine fürstliche Braut kosten! Des Mädels Ehre wäre königlich gerächt. Und das ist es, was er will. Bei Gott! Er lügt sich nicht.

Es ist nur verwunderlich, daß sich die Gestalt an der Schwelle nicht davon schrecken ließ. Konnte sie denn auf Einlaß rechnen, sie, vom heißen Geblüt der Sensation, hier, wo die Ehre an allen Türen argwöhnisch Wache

stand? Aber sie hatte vielleicht Erfahrung darin, wie man solchen Wachposten mit Bestechung beikommt oder mit Einschläferung. Und sie mochte besser wissen als der junge Rechtsanwalt, wie lästig ihm der allzu stolze Ehrbegriff im Aufstieg seines Lebens würde.

Es ist kein Zweifel; er hatte den Prozeß auf unbefleckte Hände genommen. Es war ihm ebenso unerwartet wie unerwünscht gewesen, als der Kommerzienrat — etwa ein halbes Jahr nach jener bedeutungsvollen Aussprache — an einem Abend wie der heutige bei ihm erschienen war: „Herr Rechtsanwalt, Sie allein können die Angelegenheit führen; und ich gebe die empfindliche Sache nicht gerne einem Fremden preis;' förmlich bittend hatte ihm der stolze Alte seine beringte Hand entgegengestreckt, und wie ein abgedrungenes Opfer hatte er zuletzt die seinige, an der auch ein Ring war, dareingelegt. Und wie zum Beweise der gänzlich unbefangenen Stellung, die er zur klagenden Partei einnahm, hatte er den Prozeß die beiden Male verloren.

Da er von der Rechtmäßigkeit der Klage nach wie vor unerschütterlich überzeugt gewesen war, ja, da ihm der Austrag bis zum äußersten geradezu als eine Pflicht gegenüber der rächenden Gerechtigkeit erschienen war, hatte er dem Kommerzienrat zu mutiger Fortsetzung der Sache geraten, nicht ohne das aufrichtige Beifügen, er halte nach seinen Mißerfolgen einen Anwaltswechsel für selbstverständlich. Zu seinem größten Erstaunen empfing er darauf von der Hand der Tochter selbst die dringende Bitte, seinen Beistand nicht zurückzuziehen; ihr Vertrauen sei durch die Fehlschläge nicht wankend geworden. Kritisch, wie er war, hatte er für die ebenso kurze wie verblüffende Wendung eine Erklärung gesucht, da es ohne Zweifel eine bessere geben mußte, als sie von zwei unglücklich verlaufenen Prozessen dargestellt wurde. Wenn er auch das Einverständnis ihres Herrn Vaters, obwohl es nicht ausdrücklich erwähnt war, hatte voraussetzen dürfen, so war doch anscheinend die Führung damals auf die Tochter übergegangen. Und eine Frauenseele, nun ja, die war allerdings imstande, Vertrauen zu haben, wo nicht fußbreiter Boden ist, auf den sie sich stellen könnte. Die Grundlosigkeit war überhaupt nach seinem Dafürhalten der große Schöpfungsfehler am Weib. Er wird allerdings ein Vorzug, sobald dem grundlosen Weibe ein Mann mit derselben Eigenschaft gegenübertritt; denn dann wird der Mann charakterlos, das Weib eben nur ein Weib geheißen.

Bei solchen Ansichten, und wenn man den Ring nicht sah, den er dazumal noch trug, hätte man ihn als Weiberfeind bezeichnen müssen. Er war es eigentlich auch gewesen. Aber in jenem Sinne, in dem es jeder sein muß, der bereits gewählt hat. Denn sobald sich einer seines Schicksals führenden Stern aus der Unzahl derer, die am Himmel sind, herausgefunden hat, fängt er an, sich die Nächte sternlos zu wünschen, damit er die Bahn dieses einzigen um so reiner genieße. Zu der Tochter des Kommerzienrates hatte er bis dahin nicht mehr als die unerläßlichen Klient-

schaftsbeziehungen unterhalten, die um so spärlicher waren, je mehr sich der alte Herr schonend dazwischenschob, und um so kühler, je intimer die Dinge waren, die es galt in seine Akten aufzunehmen. Eine persönliche Annäherung wäre ihm, selbst wenn er sie gewünscht hätte — und es war nicht der Fall gewesen —, noch schwerer geworden durch die mehr als aristokratische Unzugänglichkeit des Mädchens. War dieselbe schon vor der peinlichen Affäre stadtbekannt gewesen, so hatte sie nachher, da ein gedemütigter Stolz oft stärker ist als ein unversehrter, noch wesentlich zugenommen. Eine um so tiefere Wirkung hatte auf den jungen Mann die plötzliche, weiblich willkürliche Zuwendung gehabt. Ein anderer, der nicht soviel Vorsicht im Urteilen übte und mehr Nachsicht in der Liebe, würde solches Verhalten wohl ohne weiteres für Zuneigung angesprochen haben.

Es war in jener Stunde gut gewesen, daß er selbst bis dahin an das spröde Mädchen, dem es noch immer nicht an hohen Bewerbern fehlte, mit keiner Regung, die nicht seines Amtes war, gedacht hatte. Sonst würde ihn das unverhoffte Ereignis vielleicht in eine Unklugheit gerissen haben. So wie es einen niederstreckt, der sich den Ast voll Früchte herabzuziehen müht, und auf einmal bricht er ihm entgegen. Die Gefahr, daß sich die Verwirrung einer auf den Höhepunkt gelangten Leidenschaft bis in das empfindliche Geäder der Prozeßarbeit hineinergossen hätte, wäre groß gewesen. So aber hatte er aus dem überraschenden Geschehnis zunächst nur jene gehaltene Wärme empfangen, von der die Fäden einer anderen Liebe, wo solche gesponnen sind, nicht abgesengt werden. Sie machte sich überhaupt nur wie eine lebhaft erhöhte Allgemeintemperatur der Seele bemerkbar, und er konnte sich allerhand darüber einreden: sie sei ein natürlicher Wärmevorrat der Jugend oder die warme Ausatmung seines Schaffens.

Dieser letzteren Erklärung fehlte an Glaubwürdigkeit nichts weiter, als daß man sie umdrehen mußte; denn die fieberhafte Anstrengung, womit der Rechtsanwalt nunmehr den dritten und letzten Prozeß vorbereitete, geschah eben umgekehrt in der treibenden Kraft jener Wärme vom Weib. Doch würde er sich gegen eine solche Umkehrung entschieden verwahrt haben. Sie wäre ihm auch bei aller Richtigkeit schwer zu beweisen gewesen; so schwer wie jenes, daß sein Bild im Wasser auf dem Kopfe steht, wenn er sich steift, es stehe wohlgesetzt auf seinen Füßen. Derlei spiegelnde Verhältnisse pflegen ein Tummelplatz der Trugschlüsse zu sein. Und es war sein Fluch, daß er die rest- und rücksichtslose Klarheit, mit der er sowohl seine Akten wie auch seine Gedankengänge erarbeitete, an diesem Knotenpunkte künftiger Verwicklungen, weil er im Gemüte lag, vorübergehen ließ. Ja, es ergab sich die verhängnisvolle Tatsache, daß der Keim der Verwirrung gerade unter dem Schutze der Klarheit, die der Rechtsanwalt auf fremde Angelegenheiten strahlen ließ, unbeachtet wachsen konnte, wie die blendende Aufhellung einer Region immer die Verdunkelung einer

anderen herbeiführt. Und sollte er in diesem vernachlässigten Prozeß der Seele zuletzt unterliegen, so trug die leidenschaftliche Gründlichkeit, womit er den Prozeß jenes Weibes führte, keinen geringen Teil der Schuld. Wie einer dann gerade am leichtesten überwältigt wird, wenn sein flammendes Augenmerk und gleichsam seine ganze Haltung hinter einem Heldenwurf, den er getan hat, her ist.

Beim jungen Rechtsanwalte kam hinzu, daß er seinen Gefühlen, wie angedeutet, ein allzu gnädiger Herr und Gönner war. Während er sonst in allen Stücken menschlicher Edelbildung auf eine Höhe, darein die anderen nur mit dem Haupte reichten, mit den Füßen trat oder doch das ideale Streben danach bewahrte, ließ er seine Gefühle sorglos wie Schleifen des Gewandes niederhängen. Als ob an der bunten Schleife nicht auch einmal der ganze Mann herabgezogen werden könnte! Es war verwunderlich und mußte endlich tragisch für ihn werden, daß er die verborgene Kraft des Fühlens gegenüber dem offenen Auftreten von Wille und Verstand nicht rechnen zu müssen glaubte; daß er im Aufbau des Charakters gleichsam das flüssige Element gegenüber dem festen völlig unterschätzte. Und hätte ihn ein Blick auf den Globus, der zierenderweise bei seinen Büchern stand, belehren können, wie sehr gerade dieser bewegliche Stoff in der ganzen Welt überwiegt, ja schlechterdings die Herrschaft an sich gerissen hat. Auch in der Brust des Menschen liegt er wie ein See, bald tief, bald untief; bald wie ein kleiner, bald wie ein großer. Mit feinen Spiegelungen und harmloser Glätte weiß er zu schmeicheln; aber heimlich bohrend kann er Dämme brechen und Berge unterwühlen. Und je größere Ausbreitung diesen Wässern des Gefühls verstattet wird, desto mehr seelischen Boden bedecken sie mit dem unerforschlichen Dunkel ihrer selbst. Es war verwunderlich, daß der klarheitsbeflissene Anwalt dies leiden mochte.

Nicht, als ob ein Gewässer dieser Art in keiner Seele dürfte sein. Es verleiht der Landschaft eine große Lieblichkeit. Indes, Verzicht auf beherrschbare Erde ist allezeit der Preis, es bleibt dabei. Der junge Anwalt aber glaubte zu herrschen über jeden Zollbreit seiner inneren Welt und wollte es. Und es konnte sich mit der Freiheit seines Gemütes nicht vertragen.

Und dann, je heilsamer der Gedanke jetzt für ihn gewesen wäre, desto seltener dachte er ihn: es lag im Binnenlande seines Innersten bereits ein dunkler See der Liebe. Doch so verborgen, daß ihn die Menschen, obwohl sie ihn bei jedem Lande suchen, bei ihm wohl nicht gefunden hätten. Und war das Verborgensein vordem der süßeste Reiz dieser Liebe gewesen, so war es, je länger, je mehr, ihre Gefahr geworden. Der Blick des einzelnen fliegt nach Vogelweise am liebsten in der Schar. Zu seinem versteckten Glücke war nie ein Blick der Menge geflogen; denn um es schöner zu bewahren, hatte er es nie jemand gezeigt. Nun begann er es eben dadurch zu verlieren, weil auch sein Auge an der gemeiniglichen Schwäche, dem Blick der Masse nachzulaufen, erkrankte. Und je mehr ihm das

zurückgezogene Gewässer einer früh und fernab erworbenen Liebe aus dem Gesichtskreise schwand, desto nachsichtiger war er gegen das neue, frischperlende gewordene, das sich unterhaltsam und harmlos in ihm sammelte und nichts verriet, ob es groß werden will und liegen bleiben wie ein See, oder nur mit kurzem Spiel durch seine Seele rinnen und verrinnen ohne Spur und Schaden. Aber sind nicht solche Kräfte eben dadurch, daß sie weder Grad noch Grenze verraten, besonders geeignet, den Menschen zu verraten? Und haben sie dann unversehens die Fülle einer seetiefen Leidenschaft angenommen, werden ihm seine Hände reichen, den See dieser Sünde wieder aus sich zu schöpfen?

Indes, derlei Erwägungen würden nur etwas genützt haben, wenn er sie hätte anstellen wollen. Bei flüchtiger Betrachtung konnte es scheinen, als habe er augenblicklich seinen sämtlichen Gedanken Urlaub erteilt und als segelten sie auf den lebhaft geschwungenen Kähnen seiner Rauchwolken nach allen Richtungen davon. Es war ihm scheinbar nur um das zu tun, wie er möglichst viele solche Gondeln in die Luft und sein Auge in den Genuß ihres Schaukelns setze. Dazu war es offenbar sehr förderlich, daß er oft das weiße Häubchen Asche in den Becher streifte, unter dem die Zigarre immer wieder einschlafen wollte. — In Wirklichkeit geschah dies äußere Geschäftigsein ganz unbewußt und gleichsam nur mitgerissen von der starken Bewegung, die zu tiefst in seinem Denken vorging.

Er durchlief im Geiste soeben den jüngsten Teil der Prozeßgeschichte, aus dem sie, wenn der Besuch eintraf, auch wohl die Unterhaltung bestreiten würden. Der war nun freilich dazu angetan, auch einen weniger lebhaften Geist, als er ihn besaß, noch nachträglich in Erregung zu versetzen. Wie er sich selber gestand, hatte er seit dem eigenartigen Hervortreten der jungen Dame für die verlorene Sache ein größeres Interesse gefaßt, als er ohne jenes Ereignis für die gewonnene gehabt haben würde. Freilich ging auch dieses weitgehende Geständnis noch nicht so weit als die Wahrheit; denn sein Interesse war nur deshalb ein größeres geworden, weil es sich in ein völlig anderes verwandelt hatte: die Akten waren aus der Hand des Rechtsanwaltes in sein Herz übernommen worden. Und von da an hatte er weder die gigantische Arbeit gescheut, die er sich auflud, noch auch den Grimm der höfischen Kreise, mit denen er es fürs Leben verdarb, und hatte den Prozeß auf die denkbar breiteste Unterlage gestellt.

Dabei war er zunächst ganz heimlich und nur auf Seitenwegen vorgegangen. Fürs erste hatte er gegen eine andere Hoheit aus dem Palais einen Prozeß wegen Zeugnisverweigerung angestrengt und einen scharfgezielten juristischen Vorstoß gegen die überlebten Gerichtsprivilegien des Hochadels damit verbunden. Wieder hatten ihn die offenbar eingeschüchterten Vorinstanzen abgewiesen, die letzte aber, deren Rechtsmut bis hoch hinauf gefürchtet war, glänzend durchs Ziel gehen lassen. Ein reizender Vorläufer der großen Sensation war, leider wie ein Komet hinter Wolken, im Dunkel der streng geschlossenen Verhandlungen aufgeflammt und nieder-

gebrannt. Diesem siegreichen ersten Prozeß ließ der junge Rechtsanwalt einen gleichartigen auf dem Fuße folgen und brachte ihn bereits vor der zweiten Instanz zu einem vollbefriedigenden Abschluß. In raschem Aufeinander hatte er sich so Griff für Griff die widerstrebenden Zeugen herangeholt; es war keiner so gewandt, der nicht im Fangnetz seiner Fragen schließlich hängen geblieben wäre. Dieses mit diabolischer Sicherheit zu handhaben, befähigte ihn seine ungewöhnliche Geistesgegenwart, kraft deren ihm ein unglaublich großer Komplex von Möglichkeiten und Tatsachen übersichtlich und beherrschbar wurde. Nur die restlose Wahrheit konnte vor ihm schützen. Das hatten die Beklagten jeweils früh genug eingesehen und die rettende Wahrhaftigkeit erwählt. Diese Wahl war ihnen durch geschworenen Eid und natürlichen Sinn für das Recht ohne Zweifel erleichtert worden, aber durch die üblen Folgen, welche sie für den hohen Verwandten und als Folge der Folgen für sich selber davon voraussahen, wieder ebensosehr erschwert. Der Rechtsanwalt seinerseits hatte, was die Hauptsache war, eine Reihe erdrückender Zeugenprotokolle errungen.

Dabei war ihm trotz formeller Verwahrung heimlich willkommen gewesen, daß die Verhandlungen auf Grund der höfischen Schutzparagraphen und zugunsten der hohen Persönlichkeiten, die er belangte, in das gewohnte Dunkel gehüllt worden waren. Es würde seinen Zwangszeugen wohl nicht eilen, ihre still davongetragenen Niederlagen im Palais herumzuzeigen und den Ingrimm des mißbeliebten Thronfolgers früher als nötig auf sich zu lenken. So konnte der Anwalt darauf rechnen, daß der für die Hauptverhandlung gesicherte Umsturz aller Prozeßdinge seinen eigentlichen Gegner völlig überrumpeln würde. Um aber die vernichtende Wirkung seines Schlages auf das höchste zu steigern, und besonders auch, um dessen politische Nebenwirkungen gänzlich auszunützen, galt es zu erreichen, daß die entscheidende Verhandlung öffentlich war. Als sich darum der Gerichtshof mit herkömmlicher Anwendung jener Standesprivilegien zum Gegenteil entschlossen hatte, da war in den Scheinwiderstand, den er bisher geleistet hatte, eine stählerne Widersetzlichkeit gefahren, wie wenn die leere Scheide ihres Säbels habhaft wird. Er hatte den großen Termin noch einmal vertagen lassen und ein Verfahren angestrengt, um die rücksichtslose Öffentlichkeit der Verhandlung zu erzwingen. Er war wie ein Löwe, der sich der Unwiderstehlichkeit seines Erscheinens dermaßen sicher geworden ist, daß er hellen Tag haben will, um den majestätischen Sprung auf den, der ihm verfallen ist, zu tun.

Und je schwieriger es zu werden drohte, mit seinem Antrag durchzudringen, desto kräftiger fühlte er sich von den oben erwähnten Gründen angetrieben, ihn um jeden Preis durchzusetzen. Es mußte in der Tat ein schwerer Schlagschatten auf die monarchistische Seite fallen, wenn es ihm gelang, den treulosen Streich des Thronfolgers in die grelle Beleuchtung der Öffentlichkeit zu rücken und den Augen aller darzutun, wie wenig sauber eine Hand sein könne, die daran ist, nach der Krone zu greifen.

Nicht zuletzt aber war es ein taktischer Vorteil, den sich der junge Verteidiger, um mit der größtmöglichen Sicherheit vorzugehen, durch die Form der Öffentlichkeit verschaffen wollte. Sie mußte nämlich eine unwillkürliche Rückenstärkung für den Gerichtshof werden, dem es gewiß kein leichtes sein würde, den hohen Beklagten endgültig und so restlos, wie es das nunmehr abgeschlossene Aktenmaterial zu verlangen schien, schuldig zu sprechen. Die Zeugenschaft der großen Masse mit ihrem in fremder Sache oft verblüffend energischen Rechtsgefühl war auch wirklich geeignet, das Auge der Richter gegen die Blendungsversuche der höfischen Sonne zu beschatten und ihm genügende Unterscheidungskraft zu bewahren, so daß ihnen der dunkle Krater Schuld in dieser Sonne nicht entgehen konnte.

Diese beiden Gründe, der taktische und der politische, hatten offenbar auch über den Kommerzienrat soviel vermocht, daß er dem kühnen Antrag seines Sachwalters zustimmte, obwohl er damit die Blicke der Allgemeinheit auf sein Haus so gut wie auf das der Hoheit lenkte. Rätselhafter mußte man es finden, wie seine Tochter jene Zustimmung über sich gewann, die ohne Zweifel für niemand schwieriger und zugleich die einzig entscheidende war. Immerhin gab es Gründe auch für das unpolitische Weib. Sie konnte merken, daß sich die Öffentlichkeit auf unbekannten Wegen bereits ihr halbes Geheimnis angeeignet hatte, und mußte erwarten, daß die Findige sich auch die andere Hälfte noch holen würde. Und sie selbst konnte schließlich die Rangvorteile, die ihr bei günstigem Verlauf der Sache in Aussicht standen, ohne Preisgabe der bisherigen Heimlichkeit überhaupt nicht an sich nehmen. Wie man sein Gewand nicht gegen ein besseres vertauschen kann, ohne einen Augenblick bloß zu sein, so hatte sie nur die Wahl, entweder die vorübergehende Beschämung oder den Verlust verlockender Eitelkeitsgüter zu tragen. Da war für ein Weib die Entscheidung zwar nicht leicht, aber auch nicht zweifelhaft. Unaufgehellt aber mußte man es hinnehmen, daß die Rücksicht auf den Vater ihres Kindes, das ihr dieser doch nicht hatte geben können, ohne Leidenschaft von ihr zu empfangen, keine hemmende Kraft mehr übte. War jene Liebe doch nicht für die Sinne hineingedrungen? Oder war sie in der nachfolgenden Kälte des Thronfolgers zu einem solch brennend kalten Haß gefroren, daß sie den Treulosen mit Freude auf das knirschende Eis konnte hinstürzen sehen? Aber konnte man dies glauben, wenn man bedachte, daß er sie aus den Augen ihres Buben, den sie liebte, täglich ansah? Es bleibt eben, wenn du dir Weibeshandlungen erklären willst, immer ein unlöslicher Rest: das Weib.

Als kurz darauf der aggressive Antrag des jungen Rechtsanwaltes zur Verhandlung kam, da zeigte sich, daß die gegnerische Seite von den Zeugenschaftsprozessen in der Tat kaum gerüchtweise berührt worden war, obwohl die Beklagten in ihrer nächsten Nähe standen. Aber im Laufe des juristischen Kampfes, der um die Öffentlichkeit des Verfahrens nun ent-

brannte, schien der Gegner die Annäherung des Löwen immer deutlicher zu ahnen. Entweder war es Witterung, die er aus der Luft bei Gericht entnahm, oder die kluge Auslegung von Bemerkungen, die sich der Rechtsanwalt entwischen ließ und die sich anhörten wie das Knacken der Zweige unter den Pfoten des heranschleichenden Löwen. Jedenfalls war die wachsende Erregung im Lager des Thronfolgers unverkennbar. Nicht als ob sie diese offen gezeigt hätten. Im Gegenteil trugen sie die äußerste Sorglosigkeit, die Beute aus ihren früheren Siegen, zur Schau. Den klägerischen Antrag behandelten sie wie einen Mückenstich und mochten auch allen Ernstes erwarten, ihn schon mit einem dünngestrichenen Pflästerchen dynastischer Hinweise zu heilen. Sogar die äußerste advokatische Rührigkeit, von der sie plötzlich erfaßt waren und die zu einem Mückenstich in keinem Verhältnis stand, ließ sich zwanglos auf ihn beziehen, indem man gerade an solch winzigen Wunden gemeiniglich mit allen Fingern zu kratzen hat.

Allein der vermeintliche Mückenstich machte hinter der Haut nicht halt, sondern bohrte sich bis in das Herz der hohen Prozeßsache durch. Sie fühlte sich mit einem Male nimmer so gesund; ja, wenn die Geschäftigkeit der Advokaten ihr Puls war, hatte sie starkes Fieber. Die anfängliche imperatorische Handbewegung, mit der sie den Gerichtshof an die höfischen Vorrechte verwiesen, würde höchstens gereicht haben, die Mücke zu vertreiben, wenn sie noch an sie hätten glauben können. Aber inzwischen begannen sie den Löwen zu erkennen, langsam, undeutlich, wie jemand, der mit geschlossenen Augen an ein Ungetüm herangeraten ist und sie erst öffnet, wenn er mit dem Kopf dawiderstößt: gerade die große Nähe verzögert das Erkennen. Sie hatten ein Stücklein Gelb im Auge, das war wie Löwengelb; ein Stücklein Fell, das war wie Löwenfell; und in der Seele einen Tropfen Gefühl, der war wie Löwenschreck; doch den Umriß des Ganzen erfaßten sie nicht.

Als die verscheuchende Handbewegung nichts gegen den Antrag des jungen Rechtsanwalts vermochte, versuchten sie es mit dem Hiebe der Faust. Indes, der Gegner wußte jedem Schlag solch einen scharfen juristischen Stachel entgegenzuhalten, daß sich ihre sämtlichen Argumente daran zu Tode stachen. Durch seine dynastischen Sonderstudien war ihnen der junge Advokat auf der ganzen Linie überlegen. Es hatte einen süßen Reiz der Rache für ihn, die Dynastie mit eben den Waffen zu schlagen, die er einst angelegt hatte, um sie zu verteidigen. Trotz des verzweifelten Widerstandes von drüben und trotz der schwierigen Stimmung, die sich auch unter den Richtern gegen den zwar rechtsklaren, aber unerhörten Beschluß erhob, setzte er ihn durch. Die Bahn zum großen Tag war frei.

(Fortsetzung folgt.)

Kirche und Heidentum
Von Paul Ludwig Landsberg

Wer auf die reale Geistesentwicklung der Zeit zu achten gelernt hat, wie sie sich ganz klar stets nur in wenigen Personen vollzieht, sieht, daß wir uns geistigen Entscheidungsschlachten nähern. Solche Entscheidungsschlachten — Glaube gegen Glaube — entstehen überall und mit Notwendigkeit, sobald die Glauben als Wirklichkeiten erlebt und gelebt zu werden beginnen. Gerade das aber geschieht heute durch Gottes Gnade in der Not der Zeit. Die äußeren Gewohnheitsstützen sind den Gemütern der Menschen durch die gewaltige Hand der Not zerschlagen, und wer nicht Wirklichkeit des Glaubens findet, der stürzt in den Abgrund und das Nichts. Daher in allen religiösen Gemeinschaften eine Neudurchseelung der erstarrten Körper, eine Neudurchblutung der blutleeren Organisationen mit Menschenseele und mit Menschenblut, mit eigentlicher, ernster religiöser Leidenschaft. — Das ist gut so. Im Versuch der ‚Verwirklichung' liegt für die Glauben ein scheidendes Prinzip. Subjektive Wahrhaftigkeit und objektive Wahrheit sind wesentlich aufeinander angelegt und können nicht anders als sich stets suchen. Am Ernst zerbricht der Wahn, und es siegt der wahre Glaube. Solange der Protestant nicht ernsthaft Protestant, der Jude nicht ernsthaft religiöser Jude, der Heide gar kein richtiger Heide ist, können sie sich in ihrem ‚Glauben' — ich meine ihre ‚Konfession' — durchaus geborgen fühlen: im Versuch einer zunächst innerseelischen und dann äußerlich tätigen Verwirklichung muß das Falsche ihres echt intendierten Glaubens zerbrechen, oder sie zerbrechen selbst als religiöse Persönlichkeiten. Durch das Ernstnehmen des Wahns führt eine tragische Straße zur Wahrheit, von der nur die Lauen stets unwegsam getrennt sind. Wenn wir erst sehen, wie die Gestalten des religiösen Geistes ernst und gewappnet zur Seelenschlacht hervortreten, so ist uns auch sicher, daß der Sieg der göttlichen Wahrheit nicht mehr fern sein kann.

Das ist der Grund, warum wir uns nach allen Seiten umsehen und froh sind, wenn wir Ernst treffen, mag er sich auch auf Inhalte richten, die uns stückhaft oder gar unwert erscheinen. Bei diesem Umblick sehen wir die gläubigste Gegnerschaft, und eben darum die fruchtbarste dem Christentum erwachsen in dem ‚frommen Heidentum', das seit Nietzsche eine unübersehbare Erscheinung geworden ist. Die Auseinandersetzung des Katholizismus mit dem neuernsten Protestantismus der Barth und Gogarten, und schließlich selbst die Auseinandersetzung des Christentums mit dem neuernsten Judentum der Buber und Brod sind Kämpfe intra muros, gemessen an diesem Kampf, bei dem der Gegner die christliche und theistische Haltung als solche und ganze existentiell in Frage stellt. Mit dem, was von dieser Seite gedacht wird, muß jeder Christ innerlich fertig werden, denn es betrifft in Wahrheit Nöte, die eine so sehr große Zahl der wertvollen geistigen Jugend Europas vom Christentum zurückhalten. Eben das wäre aber nicht mög-

lich, wenn die Vorwürfe, um die es sich handelt, nicht auch irgendwelche tiefere Bedeutung, ja selbst positive Berechtigung hätten. Der Satz, nach dem in allem Seienden das Sein als solches gut ist, gilt auch für Theorien, und nun gar für gesamtmenschliche Wertungspositionen. Das gute Seiende und das Maß ihres Nichtseins in Gerechtigkeit zu durchschauen, heißt erst, sie durch ‚Aufhebung' wahrhaft überwinden. Das sind die Überwindungen, das sind die Geistessiege christlicher Kirchen: ‚Ecclesia haeres haereticorum.' Wir gehen also dies Heidentum an, indem wir einen ganz festen christlichen Ausgangspunkt nehmen, aber gerade darum mit Verstehen und Hingabe. Eben dadurch zeigt sich die überlegene Weite des vollen Christenglaubens. Ganz ohne ‚Kompromisses' zu bedürfen — wir haben mit dem Wort in geistigen Dingen nie auch nur einen vernünftigen Sinn verbinden können —, ganz ohne in der Weise der unbeteiligten Feigheit ‚tolerant' zu sein, lieben wir das Gute und das Sein auch im Glauben des Gegners, und sind als Kämpfende Liebende stets und stets Lernende.

* * *

Das Wort ‚Heidentum' wird hier nicht gebraucht als Synonym für moderne Erbärmlichkeit. Die moderne Erbärmlichkeit teilt mit echtem Heidentum nur ein negatives Merkmal, den Mangel an der Beziehung des Lebens zu einem transzendenten Richtpunkt hin. Ihr Wesen ist von dem des Heidentums unterschieden wie Nacht und Tag. Moderne Erbärmlichkeit ist Dingdienst und Gelddienst, Heidentum ist Lebensdienst und Menschen-Götterdienst. Die furchtbarsten Anklagen gegen die Moderne entfuhren dem richtenden Munde heidnischer Gläubiger: Nietzsche, George, Gundolf, Klages. Der Mensch der modernen Erbärmlichkeit fürchtet über alles Maß den Tod, der für ihn die letzte Wirklichkeit ist. Damit wird er zum Knecht alles dessen, was er zur Fristung des empirischen individuellen Lebens nötig hat, zum Bauchdiener, Dingdiener und Gelddiener, weil er Todesdiener im Grunde ist. Die ‚Lebensmittel' sind seine Herren. Lebensdiener ist er nur scheinbar. Der bloße Nichttod kann ja keineswegs Leben genannt werden, und Lebensdienst nur auf qualitative Steigerung und Gestaltung gerichtet sein. In diesem Sinne ist der fromme Heide echter Lebensdiener, jeden Augenblick bereit, das individuelle und empirische Leben an ein höheres hinzugeben. Er kennt die Wirklichkeit des in Gestaltungen fortschreitenden Lebensprozesses auch über den eigenen Tod hinaus. Wohl war das Problem des Todes die tiefste Qual der Antike, aber wie manche heroische Antwort haben Problem und Qual nicht gefunden bis zu jenem stoischen, unvergeßlichen Endwort in der Philosophie der Tapferkeit: ‚Qui potest mori, non potest cogi.' Daß der heroische Selbstmord höchster Lebensdienst werden kann und vielleicht das letzte große Wort der Antike war, zeigt gerade den wesentlichen Unterschied gegenüber jener modernen ängstlichen Bewahrung des schalen Lebens um jeden Preis. Mit Heidentum ist hier also gemeint die Heiligung des Lebens im natürlichen Sinne, aber nur seine Heiligung, nicht seine Verdingung und Vergeudung, und andererseits seine Heiligung

nur so weit, als sie sich isoliert vom Geistigen und Übernatürlichen vollziehen soll.

Von dieser Stellung aus wendet man sich nun gegen das Christentum, und es ist zunächst meine Aufgabe, den Sinn und die innere Konsequenz dieser Angriffe ohne Abschwächung darzustellen. Lebensheiligung wendet hier gegen Geistheiligung ihren ausschließlichen Anspruch. Aus den ernstesten Äußerungen — zum Beispiel Klages' entscheidungsvollem Werk ‚Vom Kosmogonischen Eros' — spricht ein Geisthaß, der in seiner geistgebildeten, wenn auch lebensvollen Äußerung schwer ohne Bemerkung eines Widerspruches von Emotion und Äußerungsform zu verstehen ist. Der Geist ist es, der hier dem Geiste Mord sinnt.

* * *

Klages' höchstes Bild ist das des ‚Unterganges des Geistes im Leben', wie er in seltenen Augenblicken der Ekstase geschehen soll. Das berührt in der Tat Tiefen des altgriechischen Weltfühlens und der altgriechischen Mysterien, von deren genialer und überzeugender Deutung Klages seinen Ausgang nimmt. Seele und Leib sind hier die zwei Erscheinungsformen eines göttlichen Lebens, das in der Einheit des Stromes und in der Vielheit der Gestalten, in der Ursprünglichkeit und in der Vollendung verehrt wird. Die Mysterien bedeuten für den Mysten eine Rücktauchung in das ewige, schöpferische Fluten selbst, die apollinischen Götterkulte die Verehrung von dessen hervorgebrachten, schönen und individuellen Gestalten. Diese beiden Grundrichtungen der Lebensheiligung finden sich auch im heutigen Heidentum, in dem der Anbeter des dunklen Rausches Klages, der Preiser von Romantik und Musik, neben seinem früheren Meister George und dem klugen Gundolf steht, die alle seine Lehren für gefährliche Ausgeburten gestaltfeindlicher und vorweltlicher Artung halten mögen. Es sind hier polare Gegensätze; aber sie gehören zusammen. Auch die Deutungen der Antike von Friedemann, Gundolf und Salin auf der einen, von Klages auf der anderen Seite müßte man schon zusammennehmen, um ein Bild zu erhalten. Der Eleat ist blind für die Welt des Lebensurgrundes und der Mysterien, der Herakliteer ist blind für die Lebensgestalten und ihre schöne Wirklichkeit. Beide gehören zur Antike, und die modernen Deuter bekunden ihre Zugehörigkeit durch das, was sie jeweils sehen, und durch das, was sie jeweils nicht sehen. Für beide hat aber der Geist als ein Prinzip übernatürlichen Ursprungs keine Stelle im Sein, und wo er gefühlt wird, keine Heiligkeit. Er wird dann als bloße Unnatur, ja als Widernatur empfunden. Man wendet sich gegen den Platonismus, durch Umdeutung in das nur Apollinische wie Friedemann und Salin, oder durch offene Bekämpfung wie Klages, und eben gegen die Geistreligion: das Christentum. Das Christentum ist schuldig an der Welt, wie sie heute ist. Indem es ein überweltliches Phantom von Geist heiligte, entheiligte es zugleich diese ganze lebendige Welt, in der wir wirklich leben.

Für ein Phantom von geistiger Gottes- und Nächstenliebe opfert es

den wirklichen Eros, gibt ihm — wie Nietzsche sagte — Gift zu trinken, und bringt das triebhafte, schöne Leben der Menschen erst in Unordnung und Schande. Soweit Entartung da ist, trägt es die Schuld, indem es ganze Lebenssphären, ja die ganze Sphäre des Lebens entheiligte, so daß die Möglichkeit qualitativer Unterscheidung von edel und gemein innerhalb dieser Sphären praktisch zunichte wurde; so wie man Plato als Apolliniker ‚retten' will, um dann den Platonismus als Abfall selbst von seinem eigenen Meister um so schärfer bekämpfen zu können, so suchen geringere Geister dann wohl auch Christus vom Christentum zu trennen und etwa den heiligen Paulus in um so höherem Grade für das, was sie dem historischen Christentume vorwerfen, verantwortlich zu machen. — Die durch das Christentum entheiligte Welt wird Objekt jenes Wahnsinns der sinnlosen Macht und Beherrschung, von dem besonders die nordische Menschheit zunehmend befallen wird. Aus dem Christentum tritt seine wahre Häßlichkeit hervor in Gestalt seiner legitimen Spottgeburt, des Kapitalismus. Die schon als tot gegebene Natur wird ‚Material' für einen Angriffswillen, der keine Achtung mehr vor der organischen Gestalt hat. In der Entlebendigung der Natur setzen Galilei und Descartes nur das Werk des Christentums fort. Alle Verbrechen am Leben der Welt und des Menschen, angefangen vom Frühkapitalismus und der Kolonisation bis hin zum Weltkrieg, gehen wenigstens ihrer Möglichkeit nach auf diese Seite des Christentums zurück. Nur eine entheiligte Welt konnte so behandelt werden, nur ein entheiligter Mensch sich und seinesgleichen so behandeln. Das indirekte aber notwendige Produkt des Christentums ist der Zynismus, da man im Menschen das Bewußtsein seiner Göttlichkeit als Gestalt des Lebens gebrochen, ihn mit dem unerreichbaren Vorbilde eines nur geistigen Gottes genarrt hat. Wir sterben am Geist, der das Leben aufgezehrt hat. Der letzte antike ‚Sünder' kann uns wie in jenem furchtbaren Gedicht Georges noch zurufen ‚Lebendige Gespenster!'. Das ist die Erbschaft einer Periode von zwei Jahrtausenden christlicher Geistheiligung. Das unnatürliche Symbol des Geistgottes am Kreuz, der den jubelnden Lebensgott Dionysos vertrieben hat, zeigt, wo die Schuld am lebendigen Tode des gegenwärtigen Menschen im Grunde gelegen ist. — Die Metaphysik, die hier vorausgesetzt wird, hält die transzendenten Wirklichkeiten zum mindesten für weit weniger wirklich als die Wirklichkeiten der Natur. Die Transzendenz gewinnt nur scheinhafte Realität, indem sie das Blut der Immanenz einsaugt. Diese Voraussetzung ist entscheidend. Sie geht hervor aus dem, was ich in einem besonderen Sinne die Weltanschauung des natürlichen Menschen nennen möchte, des Menschen, dem das Auge der Seele noch nicht geheilt ist von der furchtbaren Krankheit, der es seit Adams Fall verfallen ist.

* * *

Trotzdem kann man gar nicht leugnen, daß hier eine wesentliche Seite des Gegensatzes von Heidentum und Christentum gesehen ist. Eine Anschauung liegt der Meinung zweifellos zugrunde. Auch das ist erwägens-

wert, ob nicht zum mindesten die Möglichkeit des Lebensverfalles der neueren Zeit noch im Christentume angelegt gewesen ist. — Ganz und gar abzulehnen ist jedoch die übereinfache und vorschnelle Wertung dieser Dinge auf Grund eines fast ungeprüften, naturalistischen und darum grundfalschen Weltbildes. Die Geschichte des Geistes in der Menschheit ist, als Geschichte der heilswichtigen Erkenntnis betrachtet, wesentlich die der Krankheit und Heilung der Organe für das Übernatürliche, der Ohren und Augen der Seele, mit denen Gottes Wort vernommen, transzendente Wirklichkeit erblickt werden kann. Im Platonismus gelangte diese Heilung für die antike Welt so weit, wie sie ohne den Eingriff eines übernatürlichen Arztes gelangen konnte. Im alten Testament sehen wir Gott, besonders durch die von ihm gesandten Propheten, seinem Volke allmählich die Binde der Sünde von den Augen nehmen. Der wahre Heiland der Blinden, der wahre Arzt der Menschheit war aber erst Christus. Die Heilsgeschichte ist auch die wesentliche Geschichte der menschlichen Erkenntnis. — Der Platonismus hatte die Umschränktheit des natürlichen Menschen durch die natürliche Welt bereits durchstoßen und hatte in ihm ein Organ geweckt und ausgebildet, durch das er mit **einer** transzendenten Weltschicht in Beziehung treten konnte, mit der Wirklichkeit der Ideen, als der ‚ersten Transzendenz'. Vor dieser Wirklichkeit schwand ihm die natürliche Welt zu schattenhafter Nichtigkeit dahin. Die Erreichung dieser Stufe, die allein noch vom Menschen, ‚von unten' aus zugänglich ist, bleibt seine zentrale, weil seine heilsgeschichtliche Bedeutung. Hatte er so die Naturwelt durch die Ideenwelt relativiert, so war nunmehr das Christentum die Relativierung von Naturwelt und Ideenwelt durch die sich selbsttätig offenbarende Personwelt. Die zweite, die Personstufe der Transzendenz, zeigte sich als das eigentlich Wirkliche. Die Ideen wurden Gedanken einer Person, die Dinge blieben in ihrem Sosein Abbilder der Ideen, erhielten aber zugleich eine unmittelbare Beziehung auf die göttliche Person, durch deren freien Willen sie ihr Dasein, ihr Jetztsein und ihr Hiersein erhalten hatten. **Im Kerne des Christentums liegt der Glaube, daß das erste und tiefste Seiende und zugleich das Heiligste das Reich der Personen sei, geordnet um die Person der Personen, den geistigen, überweltlichen Gott.** So unterscheidet sich dies Weltbild sowohl von dem heidnischen Realismus, für den die Dinge an sich sind, ursprünglich in sich und unabhängig von jedem persönlichen Geiste, als auch von dem humanistischen Spiritualismus, der seit Bischof Berkeleys irreführender Apologetik aus dem Christentume selbst als subjektiver Idealismus hervorgegangen ist. Die Verwechslung zwischen göttlicher und menschlicher Personalität, die diesem Weltbilde zugrunde liegt, führt ja in ihren Realkonsequenzen* auch nur zum heidnischen Realismus und Materialismus hin, da die von Gott getrennte menschliche Person, sofern

* Nicht in ihren logischen Konsequenzen. Meinungen haben logische Konsequenzen, Haltungen Realkonsequenzen oft dialektischer Art.

man sie überhaupt noch Person nennen kann, jedenfalls gegen die Welt der Dinge ihr Personsein nicht zu behaupten vermag. Den Menschen gegenüber ist die Dingwelt selbständig, nicht aber gegenüber dem Geiste an sich, nicht aber gegenüber dem personalen Wesen, das ihr Denker, Schöpfer und Erhalter ist, und mit dem der Mensch tiefer und unmittelbarer als sie verbunden zu sein vermag. Der Kern des christlichen Lebens ist ein Verhältnis von Person zu Person, Berührung des menschlichen Personkernes durch die göttliche Liebe und betende Gegenliebe des Menschen. In jeder echt persönlichen Beziehung, in der Liebe zu Gott und in der wahren Selbst- und Nächstenliebe wird die ‚Vernichtung' der natürlichen Welt wie der Ideenwelt erfahren. So ist es zu verstehen, wenn das Grundgebot Christi, das Liebesgebot, das ganze Reich der Personen, aber kein außerpersonales Sein zu nennen weiß. Jedes Seiende soll in der richtigen Ordnung von einer Art der Liebe betroffen werden; aber die höchste Art der Liebe, die Christus hier meint, und von der sich alle andere Liebe ableitet, kann aus dem Reiche der vollen Wirklichkeit, aus dem Reiche der Personen, nicht hinausgehen. Im Vergleiche mit diesem Reiche gibt sich alles andere als nichtig, das sich sonst so hochmütig als das Eigentliche aufdrängt. Es ist die große Belügung des gefallenen Menschen durch die Dinge, daß sie sich ihm geben, als wären nur sie allein existent, eine Belügung, die durch die philosophische Ideenschau beunruhigt, durch den religiösen Grundakt des Wiedergeborenen, durch die personale Liebe, aufgehoben wird. Dann vermag der Mensch unter der Leitung Gottes seine Personalität erst von der Potenz in den Akt zu erheben. Jedes Vordringen im Transzendenten enttäuscht ihn zugleich über den ontologischen Rang des Immanenten. Obgleich der Mensch selbst als Person angelegt ist, mußte ihm doch sein eigenes Heimatreich durch die Tat Gottes in seiner Offenbarung erst wieder geöffnet werden. An die Dinge entäußert, vermochte er sich in seinem personalen Fürsichsein nicht mehr zu erfahren. Zum echten Sammlungsakte unfähig, hatte er sich nur noch als Gegenstand unter Gegenständen, als psychophysisches Ich = beseelter Leib und als psychologisches Ich = Gegenstand der inneren Anschauung, nicht mehr als Person im pneumatischen Sinne, die alle Gegenstände ‚hat', selbst aber nur im Akte der Sammlung erfaßt und nie vergegenständlicht werden kann. Erst auf dem Hintergrund der göttlichen Person, gleichsam als Analogie zu ihr, entdeckt nun auch der Mensch sich als Person. L. Feuerbachs vom Standpunkt des Naturalismus geniale und konsequente Meinung, nach der die Gottesidee eine Projektion und Hypostasierung menschlicher Eigenschaften ist, indem die Menschheit nämlich in ihrem Gattungsselbstbewußtsein aus ihren Attributen und Prädikaten besondere Subjekte gemacht habe, muß gerade hier versagen. Reine Person ist ja nur Gott, und nur von ihm aus ist es möglich, das Maß des Personseins zu bestimmen, das in irgendeinem anderen Wesen darinnen ist, ja, man kann sagen, daß in der Gotteserfassung der Mensch erst Person wird. Die Glaubenserfahrung allein führt zum Personreich. Für den Heiden ist dies Reich heute noch Chimäre und Vampyr, weil ihm

der wesentliche Zugang dazu fehlt. Wer diesen Zugang aber in irgendeinem Maße hat, weiß, daß Welt und Mensch von Gnaden der göttlichen Person ihr Sein haben, nicht aber Gott von Gnaden der Welt oder des Menschen.

Wer den personalen Geist haßt, wer seinen Untergang wünscht, wird am Geiste zerschellen, denn seine Haltung ist einfach nicht wirklichkeitsgerecht. Der ,Untergang des Geistes im Leben' ist ein unmögliches und widersinniges Ziel für ein Wesen, dessen Kern und Würde es ist, geistig zu sein. — Was setzt nun aber das Christentum dieser Formel entgegen? Soll etwa der Untergang des Lebens im Geiste das Ende seines Heilsweges bedeuten, soll dem dunklen Rausch der helle Rausch als Blüte des Lebens einseitig entgegengesetzt werden? — Nicht ganz so ist die Meinung. Dem Menschen als dem geistigen Lebewesen oder besser dem lebendigen Geistwesen, als dem Mischwesen schlechthin, dem Vernietungspunkt der kosmischen Grundgegensätzlichkeit, ist die volle Ekstasis nach beiden Richtungen hin versagt. Das menschliche Leben liegt wesensgemäß zwischen dem dunklen und dem hellen Pol. Dadurch hat es seine Spannung und seine Doppelheit. Auch nach dem Tode ist die Einheit des Menschen eine geistig-lebendige, nur daß die volle Vergeistigung von Leib und Leben erreicht sein kann. Weder die bloß geistige Einheit der fortlebenden Seele des Platonismus, noch die bloße Rücklösung in das Allleben, die in der älteren griechischen Religion die Form seelischen Fortlebens ist, noch die apollinische, zeitlose Fixierung eines schönen Lebensaugenblickes entsprechen dem christlichen Bilde von der Ewigkeit der Seele. Das Ziel des Christentums ist eine Einheitbildung von Geist und Leben ohne Zerstörung des Lebens, durch V e r g e i s t i g u n g d e s L e b e n s und V e r l e b e n d i g u n g d e s G e i s t e s. Es gilt die rechte Ordnung zu finden, in der der Geist das Leben beherrscht und gestaltet, das Leben dem Geiste dient und ihm Fülle gibt. Das Christentum kann und muß der vollen Wirklichkeit gerecht werden unter strenger Wahrung des Primates des personalen Geistes, wie er seiner Erfahrung entspricht.*

* * *

Nicht also in der Wertung des Geistes haben wir vom Heidentum zu lernen. Hier ist es durch eine neue Erfahrung widerlegt und muß im Namen der Wahrheit bekämpft werden. Niemand kann auch nur wünschen, sein geistiges Personsein zu vernichten, das er als höchste Gnade erfährt. Dem Heiden sei hier nur eindringlich und ganz persönlich das Wort Augustins gesagt: ,Tota nostra opera in hac vita est sanare oculum cordis, per quem videtur Deus.' Er soll es befolgen, und die Erfahrung selbst — sie allein vermag es — wird sein Bild der Welt erweitern und berichtigen. Die Philosophie wird ihn zur Ideenstufe und der Glaube zur Personstufe

* Die heidnische Argumentation leidet schwer unter der modernen Voranstellung des psychologischen vor den ontologischen Gesichtspunkt. Psychologismen gegen das Christentum, wie neuerdings W. Ottos werden nach unseren Betrachtungen gegenstandslos.

des Seienden führen. Zu lernen haben wir an anderer Stelle vom Heidentum: in seiner Wertung des Lebens. ‚Lebensheiligung' ist eine Aufgabe, die auch für den Christen gestellt ist und die er gerade heute klar erfassen muß. In Einem nämlich haben Mahnungen wie die von Klages ihre Anschauungsgrundlage und ihr gutes Recht. In der empirischen ‚christlichen' Welt hat in der Tat der Geist in einer Weise zerstörend auf das Leben gewirkt, die man furchtbar nennen muß, sobald man sie gesehen hat. Hier liegt ein Problem, dem mit bloßen Rechtfertigungstheorien nicht fruchtbar beizukommen ist. Die Lebenszerstörung ist sicherlich besonders geschaffen worden durch die lutherische Form des Christentums, welche die Harmonie von Gnade und Natur so sehr zu Ungunsten der Natur zerstörte. Es ist sicher, daß es sich hier um ein einseitiges, um ein häretisches Christentum handelt, aber doch um eine Einseitigkeit besonderer Art. Der ursprüngliche Protestantismus ist eine Überspannung des spezifischen personalen und übernatürlichen Prinzips des Christentumes selbst. So hat ihn Möhler mit Recht dargestellt und gewürdigt. Die protestantische Übergeistung war die persönlichste Angelegenheit eines Nietzsche. Aus der Angst vor dem Geist, der hier das Leben und schließlich sich selbst zerstört, wird der heidnische Geisthaß verständlich. An dem Geist, der sich gegen das Leben wendet, rächt nämlich sogleich das Leben sich. Abgeschnitten von dessen dynamischen Fluten stirbt er ab und erstarrt zum Intellekt. Ein Zerrbild des Geistes scheint Herr der Zeit, und statt es als Zerrbild zu erkennen, identifiziert man den Geist selbst damit, dessen unverzerrte metaphysische Realität man nicht kennt und nicht kennen will. Die Frage ist, wie es zu dieser Verzerrung, zu dieser Vampyrisierung des Geistes überhaupt kommen konnte? Wir wollen nicht aufweisen, was vor aller Augen liegt und tausendmal beklagt worden ist, was der flüchtigste Blick auf moderne und antike Vitaltypen schon evident macht; wir wollen nur fragen: Trägt das Christentum die Schuld daran? Wenn mit Christentum die Lehre Christi und das göttlich reine Wesen gemeint ist: nein und abermals nein. Wenn aber mit Christentum gemeint ist die Weise der Realisierung dieses Göttlichen durch Menschen, dann: ja und abermals ja. — Im Wesen des Menschen liegt eine Begrenztheit, durch die er gezwungen ist, einseitig zum mindesten in der Verwirklichung zu sein und jeden positiven, geistigen Erwerb an anderer Stelle zu bezahlen. Die *weitgehende Entheiligung und Ertötung des Lebens ist nichts anderes als der Preis, den die Menschheit für die Aneignung des christlichen Geistglaubens zahlen mußte.* Wenn der Mensch die Botschaft Christi aufnahm — ein endliches Gefäß einen unendlichen Gehalt —, so mußte für ihn dadurch alles nihilisiert werden, was wohl in der Botschaft enthalten, aber nicht ihr Spezifisches und Neues war, damit er dies Spezifische und Neue überhaupt fassen könne. Die Abhebung vom Alten mußte eine Übertonung erfahren, um überhaupt zu geschehen. Auch die geistigen Sinne haben ihr Kontrastgesetz. Die volle ‚Reife', das ist die Vereinigung allumfassender Liebe und Gerechtigkeit mit absolut fester und klarer Ent-

schiedenheit und Ordnung, ist Gott allein zu eigen und wird von Einzelmensch und der Menschheit im Prozesse ihrer Reifung nur angestrebt. So muß die Menschheit der Entschiedenheit oftmals die Weite und der Weite oftmals die Entschiedenheit zum Opfer bringen. Das rächt sich immer, so notwendig es sein mag. Es ist eben nie richtig im absoluten Sinne, sondern eben immer nur ‚richtig' unter schon gegebenen in sich selbst mangelhaften Seinsvoraussetzungen. Die moderne blutleere und geistlose Erbärmlichkeit ist eine Folge der Einseitigkeit, die wenigstens als Tendenz im Christentum der Menschen von vornherein gelegen war, die dann in der Gnadenlehre Luthers und dem kartesianischen Dualismus ihre letzte Aufgipfelung gefunden hat, nachdem die großen mittelalterlichen Versuche im hierarchischen Ordnungsgedanken eine wirklichkeitsgerechte Zueinanderordnung von Leben und Geist, sowie von Natur und Übernatur zu finden keine fortdauernde Reallösung zur Folge gehabt hatten. Es ist gleich töricht zu leugnen, daß christliche Tendenzen in Scotus, Calvin, Luther und Cartesius samt ihren verhängnisvollen Auswirkungen sich durchsetzen, als darauf eine Anklage gegen das Christentum zu gründen. Es gilt, die Folgen jener Einseitigkeit, die mehr oder minder in jedem menschlichen Christentum und ganz sicher im katholischen Christentum nach der Gegenreformation darinnen liegt, zu erkennen, zu beklagen und nach Kräften auf Abhilfe zu sinnen. Zu ‚beklagen' nicht in dem Sinne, als sei dies ‚Bezahlen' nicht lediglich als Folge eines Gesetzes des menschlich-begrenzten Wesens überhaupt anzusehen, auch nicht in dem Sinne, als sei all dieses Verlustes der geistliche Gewinn nicht unendlich mal wert gewesen; als ob die Menschheit, aufs Neue an die Ursprungswahl der geistigen Entwicklung der letzten zwei Jahrtausende gestellt, nicht deren ganze Lebensverheerung um der christlichen Geistigkeit willen ohne Zaudern hinnehmen würde: wohl aber zu beklagen im Sinne einer emotionalen Anerkennung, daß hier überhaupt ein Verlust vorliegt. Diese Anerkennung ist die Voraussetzung einer willensmäßigen Umstellung, sofern sie sich mit der Einsicht verbindet, daß die Zeitaufgaben sich sehr geändert haben, daß, was einst notwendig, wenn auch schädlich war, heute nur noch schädlich, über den notwendigen Grad längst hinausgesteigert ist.

Den reinen Geist herauszustellen in einer Zeit des Panvitalismus, den persönlichen Geist herauszustellen gegenüber einer objektividealistischen Philosophie, die sich an Stelle der Religion gesetzt hatte, war Zeitaufgabe der Tertullian und Augustin und schon des Paulus. Panvitalismus des Volksglaubens und objektiver Idealismus der Philosophie, nicht ein blutleerer Rationalismus standen diesen gegenüber. So haben sie die Wiederheiligung des Lebens und des Leibes, die der wahre Sinn des Christentums gegenüber den Verfallslehren der Antike, in welchen diese in ihr Gegenteil umschlug, auch bedeutete, nicht in der prinzipiellen Klarheit durchgeführt, deren wir in der gewandelten Zeit bedürftig sind. In jenem Satze Augustins, der das letzte Wort der Antike und das erste des Christentums zusammenfaßt, indem er die Vergottung des Menschen zur Folge der Menschwerdung

Gottes macht, ist wohl der ganze Mensch gemeint; im Gegensatz zu jenem Vergottungsziele des Platonismus, in das nur der reine Geist im Menschen durch Entleibung eingehen konnte. Jedoch ist gerade diese Seite des Gedankens der **leiblichen** Menschwerdung Gottes, der leiblichen Auferstehung von den Toten und der Mitvergottung des Leibes im christlichen Leben von den Vätern der Kirche nicht endgültig herausgebildet worden. Bei ihnen beginnt schon diese Tendenz, die dann Descartes, nachdem der Thomismus sie weitgehend überwunden hatte, wieder in die Philosophie, nunmehr bis in ihre letzten Konsequenzen vorgetrieben, eingeführt hat. Aber selbst bei Descartes kann man noch im Zweifel sein, ob die romantisch-panvitalistische Polemik nicht vielfach wie die Realität des Geistigen, so auch sein Verdienst unterschätzt hat. Die Vertotung der gesamten untergeistigen Welt ist nur der Preis, den dieser ‚philosophus christianissimus' bezahlen mußte für seine nach Augustinus vielleicht erstmalige, reine Erfassung und Entfaltung der geistigen Persönlichkeit. — Ist aber nicht unsere Situation eine ganz andere? Nicht das Übermaß, sondern Zersetzung und Mangel des Lebens gefährden heute den Geist selbst. Das Leben ist nur gar zu gründlich tyrannisiert, statt beherrscht worden: geschwächt, wo es sich dieser Tyrannis fügt, also besonders in den positiv christlichen Bevölkerungskreisen, hoffnungslos zersetzt und verdorben, wo es sich ihr und zugleich auch der berechtigten und nötigen Herrschaft des Geistes entzogen hat. Man denke nur an die schamlose Gemeinheit und zugleich hilflose Fahrigkeit, die in den Beziehungen von Mann und Frau immer mehr die Regel werden. Es zeigt sich, daß die Grundmächte des Daseins nur in einer bestimmten Ordnung zueinander bestehen können, ohne das Bild des Menschentums nach allen Hinsichten zu zerstören. **Wer heute den Geist heilen will, muß auch vom Leben her beginnen.**

Damit scheint mir auch für die kirchliche Wirklichkeitsformung eine bestimmte Willensrichtung gegeben. Die Natur muß von der Gnade geheilt werden. Was in der großen geistigen Bewegung des Spätmittelalters lebendig war, was im Lebenswerk des heiligen Franziskus und in ganz anderer Weise auch in der thomistischen Lehre über Natur und Gnade verwirklicht und gemeint war, brüderliche Heiligung der lebendigen Wesen in ihrer Gesamtheit, Vollendung der Natur durch die Gnade, vermag vielleicht erst heute seine volle praktische Bedeutung zu gewinnen. Nur dann wird durch alles Heidentum hindurch, wird — um es konkret zu sagen — trotz Nietzsche und George oder vielmehr durch sie hindurch ein edler Teil der Jugend den Weg zur christlichen Wahrheit finden, wenn deren Vertreter der Zeitnotwendigkeit, die in dem am tiefsten von Nietzsche erlittenen Einspruch des Lebens gegen die Übergeistung gedeutet ist, aus ihrem Gnadenschatze und ihrer ethischen Autorität Lösung und Heilung bringen. Ist es nicht stets Sache der Kirche gewesen, Teilwahrheiten der Zeiten aufzunehmen, aber durch dies Aufnehmen zugleich die verkrampfte Einseitigkeit in ruhige Gliedschaft zu verwandeln. Und ist je ein Ruf aus der Bedrängnis des Le-

bens selbst so hörbar geboren worden wie der Ruf Nietzsches? ‚Wahr' darum in einem weit tieferen Sinne als nur in dem der Schullogik, wie etwas, das nur im Leiden und nicht im Lernen — nach dem Worte des Aristoteles — als Kern der Dinge uns zugänglich wird. Die Kirche muß auch hier Erbin der Häresie werden, sie muß verstehen und helfen. Der Lebensstrom der Jugendbewegung darf nicht zu sehr mit Mißtrauen betrachtet werden, als ob er die Geistbeherrschtheit des Lebens zu zerstören drohte. Wo ist denn heute noch Geist, der nicht des Lebens, und Leben, das nicht des Geistes spottet? Der Auseinanderbruch ist ungeheuerlich. Jugendbewegung stellt zunächst überhaupt die primäre Fülle des Lebens wieder her, deren auch der Geist bedürftig ist. Sie ist das Erwachen und die Notwehr des durch den isolierten Geist mißhandelten Lebens. Ihre schwerste Gefahr ist das Heidentum, die alleinige Heiligung ihres primären und spezifischen Prinzips, das in der Tat im Vitalen gelegen ist. Bleibt sie aber als Heidnische Jugendbewegung in dieser ihrer Einseitigkeit, so ist sie nicht wirklichkeitsgerecht, und die Realität des Geistes wird sich in ihrem Verhängnis zeigen, hat sich für den Sehenden schon darin gezeigt. Die Aufgabe der christlichen Jugendbewegung ist: die wiederbewegte Lebensfülle zu bewahren und der Herrschaft des Geistes zuzuführen. Sie bleibt vitale Bewegung, aber geistig gestaltet. Das Leben erwacht und ordnet sich spontan dem Geist unter, der von den christlichen Gemeinschaften, insbesondere von der katholischen Kirche in den Zeiten des Verfalls gerettet worden ist. Das ist das Phänomen der christlichen, der katholischen Jugendbewegung. Sie ist der Beginn einer neuen lebensgerechten christlichen Haltung, die in den besten Traditionen des Katholizismus angelegt ist, der Beginn einer Reallösung unseres Problems.

Franz Liszt: Tschardasch-Wirbel und 'Confiteor Deo' / Von Karl Linzen

Wir kauften als Primaner unsere Zigarren — Felix Brasil, das Stück zu sechs Pfennig — bei Knesevits in der Wielandstraße. Spiridon Knesevits war ein Montenegriner und besaß neben einem treuherzigen Wesen und einem etwas heiseren, fremdartigen Akzent ganz das Äußere, wie man es von einem Sohn der ,Schwarzen Berge' erwartet. In seine heimatlichen Farben gekleidet, hätte er eine Prachtgestalt abgegeben. Als er, auf der Höhe der Kraft, an einer Lungenentzündung hinstarb, da sagte man in Weimar: ,Wieder einer von der alten Garde —!' Der braune Spiridon war nämlich, bevor er sein regsames Zigarrengeschäft begründete, Diener und Reisebegleiter des Herrn Abbé gewesen, des alten Franz Liszt in der Hofgärtnerei — und dieser Franz Liszt war für das damalige Weimar immer noch ein Kapitel.

Ein Kapitel übrigens war er und ist es noch heute in den Erinnerungen an meine eigene Kindheit.

Fast immer sind solche Erinnerungen mit ganz bestimmten Straßen, Häusern, Gartenbezirken verknüpft, deren Bild dem Herzen eingegraben ist wie die feine Ätzung auf einer Kupferplatte. Spätere Erlebnisse verwischen das Bild — aber es leuchtet immer wieder durch. Nächtens wird es im Traume lebendig, oder in einer Fieberstunde, oder unter den stillen Nachmittagsgästen in einem Café. Manchmal auch mitten im lauten Menschenlärm. Dann dämmern plötzlich Stiegenwinkel, die vor Zeiten unser Fuß durchhuschte — eine Schranktür knarrt, ach, so vertraut —, zwischen Glaskugeln und Malvenstöcken taucht auf ein liebes, altes Gesicht, das nun lange schon im Tode verblich. Oder ferne Glocken läuten —

Das winzige katholische Kirchlein in der Marienstraße zu Weimar hatte natürlich keine Glocken. Dazu war es viel zu bescheiden und arm. Nur ein Stundenschläger befand sich auf dem Dache. Der befeuerte mit seiner scharfen, dünnen Stimme uns kleine Ministranten, die wir morgens von verschiedenen Stadtrichtungen her dem Meßdienst zustrebten, manchmal zur Eile. Es gab damals noch solche Winter mit mannshohen Schneemauern, zwischen denen man mit Schulränzel und Frühstücksbrot ein wenig beklommen hintappte, oder über Nacht entstandenes Glatteis, über das es sich unheimlich wie auf Spiegelglas glendern ließ, oder Morgennebel so dicht und dick, daß man schweratmend wie in einer Vermummung lief. Da tat denn das Stundenglöcklein not, das Richtung wies und zur Eile trieb. Denn der lange, blasse Kaplan mit der Brille machte bei der leisesten Verspätung ein sehr ernstes Gesicht.

Eigentlich war die Kirche bloß ein quadratischer Betsaal von zwölf Schritt Länge und Tiefe. Die Decke wuchtete niedrig. Holzsäulen, vom Tünchermeister und seinem Gesellen marmoriert, täuschten eine falsche Pracht vor. Emporen gab es nicht. Gleich neben der Türe, vom bret-

ternen Fußboden, erhob sich das klapprige Orgelwerk, dessen schadhaft schnaufende Bälge wir Kinder zuweilen treten durften; in der Saalmitte ragte mit spärlichen Vergoldungen das Taufbecken; drei Schritt weiter die Kommunionbank und der Altar; rechts glomm das ewige Lichtlein, links im Schatten lag der Beichtstuhl. Die Sakristei war nicht größer als eine Streichholzschachtel.

Uns Kindern deuchte das freilich über die Maßen ehrfurchtgebietend und herrlich. Das bläulich marmorierte Weiß der Säulen und Wände, das dünne Gold, das Purpurglas der Lampe, die ragenden Zinnleuchter, dies alles getaucht in schwimmenden Weihrauchnebel, war uns eine Vorstellung himmlischen Glanzes. Übrigens war das Kirchlein nichts anderes als ein umgebauter Pferdestall im Großherzoglichen Jägerhause und wies in den Zusammenhängen seiner Entstehung zurück auf einen französischen Priester Henry, der einst vor der Revolution geflüchtet war, weiter auf Napoleon, den Sieger bei Jena, und auf Karl August von Weimar. In dieser Enge, Gedrücktheit und Armut der kleinen Diasporagemeinde lag wohl etwas, was an die heimlichen Zusammenkünfte der ersten Christen gemahnen mochte: alle kannten einander persönlich, jeder wußte um des andern Schicksal und Ergehen. Etwas Feines, Rührendes und Poetisches umwitterte diese Gottesdienste am Rande von Goethes grünwogendem Park. Mir dünkt manchmal: so schönen Gesang, so jauchzende Marienlieder hab' ich später nie wieder gehört wie damals in den abendlichen Maiandachten, wenn der Fliederduft durch die kleinen Fenster hereinströmte und sich eigentümlich mit dem Geruch des heiligen Harzes vermischte. Die Adventslieder waren so dunkel sehnsuchtschwer, die Fastengesänge hatten so tiefblau, so schwarzgrau schleppende Flügel. Niemals später waren die ‚stillen Messen' so überirdisch still, die Hochämter so kerzendurchglüht feierlich, so todtraurig-düster die Requiems. Niemals wieder tropfte von den Monstranzen so lauteres himmlisches Gold, schrillten die Karfreitagsklappern in der ‚zerstörten Messe' so beinerschütternd schrecklich.

Wenn wir morgens — manchmal ein wenig außer Atem — in der Sakristei angelangt waren und die Schulranzen abgeworfen hatten, dann gingen wir sogleich daran, die kleinen Verrichtungen unseres Amtes zu üben. Da galt es, die Ewige Lampe mit neuem Öl zu versehen, die Altarkerzen anzuzünden, dem Kaplan das weiße Gewand, die Albe, mit dem Zingulum zu gürten, den Wein abzumessen und geschwind hinter das Jägerhaus zu laufen nach frischem Wasser. Hinter dem Hause nämlich, in einer schmalen, gänzlich toten Gasse, wo nur Tauben gurrten, rauschte einsam ein verwitterter, kühler Steinbrunnen, in dessen Becken zumeist ein paar hergewehte Eschenblätter schwammen.

Eines unserer wichtigsten Amtsgeschäfte aber war es, von der Sakristei aus zu spähen und festzustellen, ob Spiridon Knesevits seinen Herrn und Meister, der täglich die Messe besuchte, schon in die Kirche

hereingeleitet und links vom Altar im vordersten Betstuhl untergebracht hatte. War dies der Fall, dann galt es, zu eilen und dem alten Herrn Abbé das schwarzsamtene, geblümte Kissen zu bringen, auf dem er während der Messe zu knien gewohnt war. Er zeigte sich immer gütig gegen uns Knaben und dankte nicht bloß mit Worten, sondern häufig auch mit klingender Münze, wobei wir jedesmal mit neuem Respekt gewahr wurden, wie unheimlich viel loses Geld in der Hosentasche des Herrn Abbé klimperte.

Das Bild des berühmten Meisters Franz Liszt gehört in meinen Erinnerungen an die kleine Kapelle in der Marienstraße gewissermaßen zum ‚eisernen Bestand‘. Strahlte über unserm kindlichen Ministrantentum der Kaplan etwa wie ein blasser, ernster, ein wenig kalter Mond, so war der weißhaarige Herr Abbé die mystische Sonne. Übrigens hab' ich niemals bemerkt, daß die beiden Gewaltigen sich umeinander bekümmert oder auch nur voneinander Notiz genommen hätten. Aber ich konnte mir schier den einen nicht ohne den andern denken — es war wie ein geheimnisvolles geistliches Band, das von dieser zu jener Seele lief, und es schien mir nicht bloß äußerer Zufall oder Willkür, sondern ein naturnotwendiger Zwang, daß während der Messe beider Stimmen, des opfernden Priesters und des beiwohnenden Meisters, sich zu tiefmurmelndem Doppelklang vereinigten.

Denn dies war das Besondere des Falles: Franz Liszt betete auf seinem Platze die lateinische Liturgie der Messe derart laut mit, als ob er selber es gewesen wäre, der zelebrierte. Der Kaplan, der dies mit Geduld hinnahm, mochte ihm damit stillschweigend ein Vorrecht des Genius einräumen — ein Vorrecht wohl auch der priesterlichen Soutane, die der Meister im Reich der Töne trug. Wenn ich mich recht entsinne, so hielt sich Liszt in der Art seines Betens nicht durchaus und streng an den kirchlichen tonus; er sprach vielmehr die liturgischen Formeln in einer gewissen impulsiven, eindringlichen, ja nicht selten leidenschaftlich flackernden Art. Besonders beim Stufengebet des ‚Confiteor Deo omnipotenti —‘. Ja, das ‚mea culpa — mea maxima culpa‘ — die Worte von der Schuld, der urewigen, großen Menschenschuld wälzte und rollte er regelmäßig mit einem Ausdruck von Inbrunst, der vielleicht erschütternd war, der unsre jungen Herzen zugleich aber wie etwas Neues, ganz Fremdes berührte. Ja, manchmal leise erschreckte —

So ging die Messe vonstatten: der Kaplan brachte das Opfer dar, Liszt zelebrierte gleichsam mit, wir kleinen Akoluthen aber schwangen die silberhellen Meßglöckchen, hantierten klappernd mit dem heiligen Gerät, schwenkten das schwere Meßbuch von der Epistelseite nach der Evangelienseite und wieder zurück. Doch dazwischen wandten wir manchmal verstohlen die Köpfe und lugten mit scheuer Knabenneugier nach dem weltberühmten Beter hin, der nur zwei Schritt seitwärts im vordersten Gestühl zusammengesunken kniete und immerfort murmelnd die Lippen bewegte. Sein mächtiges Haupt war vorgestreckt, das Gesicht in die tatzen-

gleichen Hände vergraben, und ungehemmt, mit fließenden Strähnen, umflutete das im Dämmerschein der Kirche bläulichweiße Greisenhaar die schwarzen Ärmel des Priesterkleides.

Da mußten wir wohl zuweilen ein wenig nachsinnen. Dieses Haupt, in aller Demut noch, war ein bemähntes Löwenhaupt. Oder das Haupt eines der alten Zauberer in unsern weihnachtlichen Märchenbüchern. Wohlgemerkt, der guten, freundlichen Zauberer, die mit ihren spinnbeinlangen Fingern Segen schöpfen und über die dürstende Menschheit verströmen. Und war er denn in der Tat nicht ein Wundermann — schrieben nicht die Zeitungen, daß er ein Magus und König sei in seinem Reich der Töne, ein Bändiger der störrischen Klaviertasten wie keiner vor ihm, ein Hexenmeister gleich jenem andern von der Geige, dessen Schatten mit dem rabenschwarzen Haar zuweilen noch ruhelos in mondhellen, menschenleeren Konzertsälen umgehe? Der war ein Genuese gewesen wie Franz Liszt ein Ungar — Zigeuner, heimatsuchende Vaganten dem Herzen nach waren sie beide. Aber die Soutane, die unser Meister trug, das Priestergewand schloß erst den Ring, es rundete die Erscheinung ganz und gar und rückte das spukumwitterte Bild von einem dämonischen Musikanten in uns Kindern vertraute, anheimelnde, mystisch fromme Verklärung.

Dieser Franz Liszt — das wußten wir ja — war in Rom ebensogut zu Hause wie in Weimar; er verkehrte dort mit Erzbischöfen und hohen Purpurträgern wie hier in der Hofgärtnerei mit seinen musikalischen Freunden und Schülern. Unsre Knabengedanken gingen ins Phantastische: er war wohl immer schon gewesen, war niemals erst geboren worden und würde niemals sterben; wenn er hier nicht kniete in seinem Gestühl, dann war er eben in Budapest, in Paris, in der ewigen Stadt — und umgekehrt, ja, er war selber ewig wie seine Kunst, sein Ruhm und wie die lateinischen Gebete der Kirche: als ‚ewiger Musikant‘ erhaben über die Hemmungen von Raum und Zeit.

Nur über das ‚Confiteor Deo —‘ nicht; dem ‚mea culpa — maxima culpa —‘ war er unterworfen wie jeder andere Mensch. Ja, es war augen- und ohrenscheinlich, daß der große Meister ein besonderes, ganz persönliches und heimlich leidvolles Verhältnis zu diesem ‚mea culpa —‘ hatte. In unserm kindlichen Rätselraten dachten wir wohl an die und jene Wirrsale seines berühmten Lebens, von denen wir durch Zufall und auch nur halbdeutlich gehört. An die schöne Gräfin aus Paris, die, wie man sagte, um seinetwillen den Gatten verlassen hatte — und an die Fürstin Wittgenstein, die das gleiche getan und nun schon lange in Rom Buße tat unter lauter Purpurschleppen. Und etwas Unstatthaftes, schier Unmögliches erwogen wir: die zwei Töchter nämlich und den Sohn, die dem ledigen Meister von der Pariser Gräfin geboren worden. Cosima hieß die älteste und hatte des Meisters Freund, den berühmten Richard Wagner, geheiratet, nachdem sie auch erst vorher einen Gatten, den berühmten Bülow, verlassen.

‚Mea culpa — maxima culpa —‘ War es darum immer — das

tiefe, leidenschaftliche Gemurmel? Wie mochte wohl der ernste, blasse Kaplan über seinen Mitzelebranten denken? ‚Et ne nos inducas in tentationem —‘ sagte er gerade mit seiner immer gleichen, kühlen Stimme. Und wir beeilten uns zu antworten: ‚Et libera nos a malo.‘ Ein Höherer, viel Höherer von Ansehen und Rang hatte ja offensichtlich verziehen: der Kardinal Fürst Hohenlohe, zwischen dem und dem sündigen Meister unlängst vor der Kirchentür das Händeschütteln, die herzliche Begrüßung stattgefunden.

Ja, neulich hatte die kleine, schmächtige Eminenz hier selber am Altar gestanden und zelebriert. An diesem purpurschimmernden Tage hatte der Kaplan in eigener Person den Meßdienst übernommen; uns Ministranten blieb das scheue Zusehen. Nur Franz Liszt hatte wie immer in seinem vordersten Gestühl knien und die lateinischen Gebete mitmurmeln dürfen. Nun ja — er verkehrte und tafelte auch nachher mit der römischen Eminenz im großherzoglichen Schlosse.

So gab es immer dies und das zu beobachten und zu sinnen, und es geschah wohl gar, daß für Momente sich eine kleine Zerstreuung einschlich in unsere fromme Hantierung. Dann traf uns regelmäßig beim nächsten ‚Dominus vobiscum‘ ein ernster Blick aus den Augen des langen, blassen Kaplans. Der zeigte niemals eine Spur von Neugier, er war immer derselbe, und es war ihm völlig gleichgültig, ob nach dem ‚Ite, missa est‘ der Herr Abbé sogleich aufbrach oder noch eine Weile in Andacht versunken blieb. Wir aber hatten letzteren Falles Eile, fertig zu werden und Spiridon Knesevits zu beobachten, wie er in Bescheidenheit herzutrat, den Herrn und Meister abzuholen. Je nach dem Wetter trug er dann einen Plaid, eine Sommermantille, einen wärmeren Mantel, einen Regenschirm — meistens aber gar nichts im Arm. Denn damals in der Kindheit und besonders, wenn Franz Liszt in Weimar weilte, war nach meiner Erinnerung fast immer breitflutender goldener Sonnenschein, und die alte, trauliche Marienstraße mit ihren unmodischen Häusern lag so still und vornehm, ohne Trambahn- und andern Lärm, wie heute schon lange nicht mehr.

Nun aber, da der Meister vor die Kirche trat, geschah regelmäßig etwas Sonderbares — etwas, was uns abermals in Widersprüche hineinführte und schier verwirrt machte. An der Türe nämlich, auf freier Straße, harrte der Schwarm der ‚Lisztianer‘, der Schüler und Schülerinnen des angebeteten, vergötterten Lehrers. Ein internationales, dionysisch-apollinisches Musikvolk: fadendünne, geschmeidige Klavierjünglinge mit glattem Mähnenhaar und schönen, schmalen Gesichtern, malvenbunte exzentrische Weiblichkeit mit transparenter Haut, mit Pagenköpfen, mit Botticelli-Frisuren und präraffaelitischem Lächeln. Ein babylonisches Sprachengewirr erscholl — im Nu war der Meister umringt. Und er, der eben noch so weltentrückt in der kleinen Kirche gekniet und dumpf in sich hinein psalmodiert hatte wie der büßende König David, er war auf einmal ein anderer. Ganz Bewegung, Feuer, ja dämonische Lebendigkeit. Ganz aber auch Güte, Heiterkeit und sonnenhaftes Lächeln. Frage und Antwort kreuzten sich klingenschnell, Witzworte

schossen wie Pfeile, man hörte fröhliches Lachen. An jedem Arm des Meisters hing sogleich irgendeine bevorzugte phantastische Weiblichkeit, der er durch einen Kuß auf Stirn oder Wange das Recht hierzu eingeräumt hatte. Da ward uns klar: dieser rätselvolle Mann, der Herr Abbé Liszt, hatte wohl nur im Dämmerbezirk der Kirche seine müde und alte Stunde; hier draußen aber im flutenden Sonnenschein, in all dem Weltdrang, der sich ungestüm an seine Soutane schmiegte, da war er jung, sprühend, geistvoll und witzig wie all die andern. Immer freilich um drei Hauptеslängen über ihnen. Das internationale Gezwitscher, das schwatzende Redespiel, das Raunen und Schmachten des Musikantentrosses verlor sich langsam die Marienstraße entlang in der Richtung der Hofgärtnerei. Und wenn wir Geduld genug hatten, dann konnten wir noch sehen, wie das lichte Lindengrün der Belvederer Allee die schwarze Soutane und die bunten Schmetterlingsgewänder umfing.

Das ‚Confiteor Deo‘ aber, die uralte, düstere Klage von Menschenwirrsal, Menschenschuld — wo war sie geblieben? Hatte Franz Liszt, der also heiter seinem fleißigen, immer jungen Tag zuschritt, sie in der engen Kapelle zurückgelassen, um morgen früh sie murmelnd von neuem zu wiederholen? Oder war das Stufengebet ein Vogel, samtviolett wie die Meßgewänder zur Bußzeit, der mit feierlich lautlosen Fittichen neben allen Stunden, auch den sonnigen und arbeitsreichen, des Meisters herschwebte und sich abends noch, wenn er schlafen ging, zu Häupten seiner Bettstatt kauerte?

Das blieben die ungelösten Fragen. Und so tummelten wir uns denn, bevor der Kaplan die Kirche verließ und unsere Säumnis bemerkte, mit unsern Ränzlein am alten Brauhaus vorüber zur katholischen Schule hin, die damals noch eine Art Wanderschule war und sich zu Zeit grade in dem kleinen Hof einer Bäckerei eingenistet hatte. Sie zeigte noch ganz einen patriarchalischen Zuschnitt und war, was den Lehrer, die Schüler, den Rohrstock und die übrigen Lehrmittel betraf, so recht eine Schule nach dem Herzen von Jean Paul oder Wilhelm Raabe.

* * *

Was Liszts äußern Lebensgang betrifft, so weiß alle Welt, daß der große Meister des Klaviers zwei Jahre nach der Aspern-Schlacht geboren wurde in Ungarn als der Sohn eines Rechnungsoffizianten des Fürsten Esterházy; daß er, neun Jahre alt, schon öffentlich spielte und das Staunen des Publikums auf sich zog; daß er in Paris, wo man den Jüngling feierte, in gesellschaftlicher und künstlerischer Fühlung war mit George Sand und dem edlen Chopin; daß einem mehrjährigen freien Liebesbund zwischen ihm und der schönen Gräfin d'Agoult, die sich von ihrem Gatten getrennt hatte, zwei Töchter und ein Sohn entsprossen; daß Paganinis dämonische Erscheinung und Geigenkunst auf seine Virtuosenlaufbahn entscheidend Einfluß gewann; daß er umherreisend, von Beifall umtost, ein Gekrönter unter seinen Zunftgenossen, alle Konzertsäle Europas mit den Proben einer uner-

hörten Meisterschaft erfüllt hat, und daß er endlich, des Zigeunerlebens müde, 1848 Rast machte in Weimar, um dort als Hofkapellmeister zu wirken und den schöpferischen Ideen und Werken seiner Freunde Richard Wagner und Hector Berlioz den Weg zu bereiten.

Er hatte, kurz bevor er nach Weimar kam, auf seinen Reisen in Rußland die Fürstin Carolyne von Sayn-Wittgenstein geb. Iwanowska, kennen gelernt und als Gast geweilt in ihrem Hause zu Woronince. Bei dem Hofkonzert, das er am 2. Februar, dem Geburtstag des Großherzogs, dirigierte, schwang er in seiner merkwürdig langen, schlanken Hand den kostbaren, von Smaragden schimmernden Taktstock, den ihm die Fürstin Carolyne verehrt hatte. Diese selber verließ bald nachher ihre Heimat und ihren Gatten, mit dem sie nur ein lasses Band verknüpft hatte, und kam nach Weimar, wo sie mit ihrem Töchterchen, der zehnjährigen Prinzeß Marie, die ‚Altenburg' bezog, ein einsam und ernst dreinschauendes räumiges Haus jenseits des Flusses auf einer Anhöhe, über welche vier Jahrzehnte vorher — nach der Schlacht bei Jena — preußische Flüchtlinge und nachsetzende französische Kavallerie sich hinab in die schmale Brücke und in die Stadt ergossen hatten.

Und nun begann die für Weimars gesellschaftliches und künstlerisches Leben so denkwürdige Epoche, in deren Betrachtung der Ilm-Chronist sagen muß, daß nach Goethe wohl niemand wieder einen so gewaltigen Einfluß auf die geistige Atmosphäre des Hofes, des Adels und der für Höheres empfänglichen Bürgerschaft ausgeübt hat wie Franz Liszt. Der großen dichterischen Blütezeit folgte jetzt ein musikalischer Nachfrühling, dessen Glanz freilich sehr rasch wieder verblich.

* * *

Wir Menschen einer sehr viel härteren und kargeren Zeit können uns eines leise ironischen und doch im Grunde wehmütigen Lächelns manchmal nicht erwehren, wenn wir nachlesen, wie enthusiastisch, überquellend, folgsam jedem Impuls des Herzens man ehedem war. Da sitzen an einem Novemberabend 1841 im bescheidenen Speisezimmer des ‚Russischen Hofes' zu Weimar drei Leute von künstlerischem Rang und Namen: der Schauspieler und Regisseur Eduard Genast und das Ehepaar Klara und Robert Schumann. In der Finsternis draußen rattert ein Wagen vor, und wenig später betreten den matt erhellten Raum zwei Fremde in Reisekleidern: Franz Liszt, der auf seinen musikalischen Wanderfahrten heute zum ersten Male die Goethestadt flüchtig berührt, und sein intimer Freund, der Fürst Lichnowsky — Felix Lichnowsky, den sieben Jahre später in Frankfurt die Wut eines revolutionären Pöbelhaufens zum Opfer erküren soll.

Schumann und Liszt kennen sich natürlich; man begrüßt einander mit jener gebärdevollen Lebhaftigkeit, die den geborenen Musikanten im Blute liegt, man rückt am Tische zusammen und verbringt den Abend unter Gesprächen über Woher und Wohin des Konzertlebens und über das ewige Thema Kunst. Eine Krawattennadel, die der berühmte Ungar trägt, erregt

Klaras bewundernde Aufmerksamkeit. Sie stellt dar eine Weltkugel aus blauer Emaille, von Sternen übersät, in einer goldenen Adlerklaue ruhend. Sogleich zieht Liszt, der immer Freigebige, Ritterliche, das Kleinod aus dem schön gefalteten Seidenbausch, und er ruht nicht eher, als bis die Freundin das Geschenk annimmt.

So spannen sich überall zwischen ihm und den Frauen sogleich die Fäden. Als er wenige Tage später im intimen Hofkreis am Flügel saß und die Wundergelenke der Finger über den Tasten spielen ließ, da waren es die hochfürstlichen Damen, die Kaisertochter Maria Paulowna und die Erbgroßherzogin Sophie, die dem ungarischen Musikanten voll Aufmerksamkeit die Notenblätter umwendeten.

Und nun — sieben Jahre später — hauste oben in den schönen Räumen der ‚Altenburg‘ die kluge, zärtliche Freundin, die Fürstin Carolyne. Eine der reichsten Erbtöchter Polens, zugleich aber ihm geistig ebenbürtig, eine hochgebildete, ja gelehrte Dame, der römischen Kirche, in der sie geboren worden, mit der besonders gefärbten slawischen Inbrunst ergeben. Sie liebte Liszt. Das von ihm komponierte ‚Pater noster‘, das in einer Kirche zu Kiew zum erstenmal an ihr Ohr geschollen, hatte in dem Frauenherzen nicht wieder zu klingen aufgehört. Nach Meinung der Fürstin wies der Ehekontrakt mit dem Prinzen Wittgenstein von vornherein Mängel auf, die es dem Papst ermöglichen, ja leicht machen würden, die Fessel zu lösen. Dann stand der Verheiratung mit dem Meister nichts mehr im Wege. Dieses ewige Herumreisen und Konzertieren, dieser zigeunerische Kunstbetrieb, dieses Schlafen in Gasthofbetten und Gespeistwerden aus der Hand des Zufalls war nichts für einen zu überragender Größe Berufenen. In all den Beifallsstürmen, die durch die lampenhellen Säle wogten, litt des Meisters zarte Gesundheit, verkümmerte sein innerstes Bestes: seine schöpferische Kraft. Er sollte ja nicht nur Virtuos, nicht nur Nachschöpfer bleiben. Der Ruhmeskranz, den die liebende Frau vom Schicksal für die Stirn des Freundes heischte, sollte aus jenem Feingold getrieben sein, das um die Locken eines Mozart, um das ernste Haupt eines Beethoven schimmerte. Darum auch hatte sie mit kluger weiblicher Überredung den Eigenwilligen und doch Lenksamen zur Seßhaftigkeit in Weimar bestimmt. Er sollte in Stille arbeiten, schreiben, komponieren können. Dieses Erhöhen der Stunde durch Saus und Braus, durch Champagnergenuß, dieses Flamme-Sein für taumelnde weibliche Motten, dieses Her und Hin von Beseligung und Katzenjammer — der große Tschardasch-Wirbel seines Lebens mußte aufhören. Denn er war ein Starker und ein Schwacher zugleich, dieser große und im Grunde fromme Franz. Es war die tragische Seite seiner Güte und Ritterlichkeit, daß er, kein Verführer, aber ein Allzuleicht-Verführter, alle Frauen glaubte so nehmen zu müssen, wie sie sich, spielend oder glühend, ihm gaben; daß für ihn allzu sehr das Gefühl maßgebend war, eine Dame von Geist und Rang dürfe nicht vergeblich sich bloßstellen, zum mindesten müsse der Mann durch scheinbares Entgegenkommen selbst eine Aufdringlichkeit verschleiern und wettmachen.

Der neue weimarische Hofkapellmeister hielt im ‚Erbprinzen' am Markt eine Art von Standquartier. Immer von Freunden, von Musikvolk, von Schülern und Schülerinnen umringt. Jeden Vormittag entfaltete sich im Erdgeschoß des alten Absteigehauses der Thurn- und Taxis-Post, das jetzt ein vornehmer Gasthof war, ein bewegtes, oft buntes musikalisches Lagerleben. Alles drängte sich, nach seinem Gespräch, seinem Klavierspiel, seiner Persönlichkeit hungrig, um den Meister, der selten genug zu Stift und Papier greifen konnte, um einen Einfall, ein Motiv, einen musikalischen Gedanken aufzunotieren.

Nein — er mußte noch mehr Ruhe, viel mehr Beschaulichkeit mußte er haben! Der musikalischen Bohême-Luft enthoben sein. So dachte die Fürstin, als sie, um seine Zukunft bekümmert, das zweite Stockwerk der ‚Altenburg' ihm einräumte. Franz Liszt und die Freundin wurden nun Hausgenossen. Natürlich tuschelten die Herren vom Kammerschlüssel, die Adelsdamen und auch die Bürgersleute. Was den Hof selbst betrifft, so ignorierte er offiziell die Veränderung. Die großherzoglichen Einladungen an die Fürstin wurden von den Lakaien auf der ‚Altenburg', die an Liszt nach wie vor im ‚Erbprinzen' abgegeben. So half man sich mit einer Fiktion, gab sich den Anschein, nichts von einer ‚schiefen Lage' zu wissen.

Die Annullierung ihrer Ehe mit dem Prinzen Wittgenstein war nicht so leicht wie die temperamentvolle Fürstin sich eingeredet hatte. Schwierigkeiten aller Art stellten sich entgegen, die Verwandten in Polen türmten Hindernis über Hindernis. Eines Tages gelangte auf die ‚Altenburg' ein Ukas des allmächtigen Zaren: die Fürstin Carolyne habe nach Rußland zurückzukehren. Sie befürchtete Einsperrung in ein Kloster und gehorchte nicht. Nun verfügte Kaiser Nikolaus ihre Verbannung aus Rußland und Sequestrierung der fürstlichen Güter. Damit fiel Carolyne von Sayn-Wittgenstein ipso jure in Ungnade auch bei der Schwester des Zaren, der Großherzogin Maria Paulowna. Liszt, der nach wie vor Gefeierte, traf fortan die Freundin nicht mehr bei Hofe. Und an der ‚Altenburg', die ernst, einsam und windumbraust hinter dem Blätterfall des Wäldchens auf der Höhe lag, fuhren in diesem und den kommenden Herbsten keine Kutschwagen mit aufgemalten Wappenschildern mehr vor. Nur Künstler und Fremde fanden sich fortan noch zu Besuch bei den Menschen ein, über deren Häuptern ein so tragischer Konflikt schattete: bei dem Zauberer und Magus der Töne, der vielen Trost und Ruhe brachte, aber selbst ein Leben lang Ruhe suchte und nicht fand; bei der edelgearteten Polin, die mit Inbrunst an einer Kirche hing, deren Satzungen dem Glück ihres Herzens zu wehren drohten; bei der reizend aufgeblühten Prinzessin Marie, dem ‚Sternen-Lieblingskind', wie sie Peter Cornelius nannte. Da gab es trauliche Teestunden und kerzenhelle Abendgesellschaften, bei denen an kleinen Tischen zu je vier Personen soupiert wurde. Der damals kränkelnde Meister trug einen kurzen schwarzen Samtrock; sein blasses Gesicht belebte sich und wurde strahlend, sobald er nur am Flügel saß. Fürstin Carolyne, klein,

brünett und gelblich, von einer sprudelnden Beweglichkeit, hatte die slawische Vorliebe für farbige Kleiderstoffe, für malvenbunt leuchtende Schale. An den Musiksaal, in dessen Mitte zwei Flügel standen, schloß sich das Wohnzimmer der Fürstin, dessen Hauptwand mit Liszts schönem Bild von Ary Scheffer geschmückt war. In weichen, niedrigen Sesseln saß man um den Kamin und hörte, wenn das Klavierspiel schwieg, den Wind wie schicksalschwanger die alte Heerstraße entlang und um das Wäldchen brausen. Man fühlte sich daheim und dachte nicht an Reise. Was dem großen Meister die Reise gebracht, die Reise des Ruhmes durch alle Länder: die Kleinodien und Köstlichkeiten an Gold, edeln Steinen und Elfenbein — das alles war nebenan in Glasschränken zur Schau gestellt und wurde zuweilen von der Kaminflamme umschimmert.

Das waren zwölf arbeitsreiche, fruchtbare Jahre, die Liszt auf der ‚Altenburg' verlebt hat. Seine sämtlichen sinfonischen Dichtungen stammen aus dieser Zeit. Nicht minder das, was er auf literarischem Gebiet geschaffen. Auf der ‚Altenburg' entstanden die ‚Dramaturgischen Blätter', die Abhandlungen über Richard Wagner, das Buch über Frédéric Chopin, die Sammlung: ‚Aus den Annalen des Fortschritts', die Studie ‚Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn' — lauter Werke, die wortwörtlich unter den Augen der Freundin geschrieben wurden. Die Schreibtische Liszts und der Fürstin waren Nachbarn in demselben Arbeitszimmer. Die geistige Gemeinschaft war so innig, daß jeder gab und empfing, daß beider Gedanken sich in jeder Minute begegnen mußten, daß gemeinsamer Künstlerwunsch mit heißer Inbrunst dasselbe werdende Werk umwarb. Niemand kann heute nachprüfen, wie groß der Anteil war, den bei der Entstehung von Liszts geistsprühenden Schriften die Fürstin Carolyne für sich in Anspruch nehmen durfte.

* * *

Das Klavier hat polyphonen Charakter wie das Orchester. Es unterscheidet sich aber von diesem etwa wie ein Stahlstich oder Kupferdruck von dem farbigen Gemälde. Liszt selber hat einmal das Instrument, dem hauptsächlich er Geltung und Ruhm verdankte, im Hinblick auf die Beschränktheit als Ausdrucksmittel der Photographie verglichen, die auch nur das Hell und Dunkel sowie die Halbtöne, nicht aber das spezifisch Farbige wiedergebe.

Im übrigen läßt sich sagen, daß das Klavier mit seinem zur Zeit aufs höchste vervollkommneten Mechanismus eben um dieses maschinenmäßigen Charakters willen zu unsern sprödesten und ausdrucksärmsten Instrumenten zählt. Die schlechteste Geige ist, was die Möglichkeit einer unmittelbaren Übertragung der seelischen Inspiration anlangt, im Vorteil gegenüber dem — ‚Flügel' oder ‚Pianoforte' genannten — komplizierten Tasten- und Hammerwerk, bei dem Gefühl und Nerv des Künstlers von den schwingenden, tönenden Saiten getrennt sind durch die Schranken eines äußerst subtil und zweckmäßig hergerichteten, aber in sich starren und leblosen Materials.

Wie nun — so fragt man sich manchmal etwas zweifelnd — war es der Virtuosenhand denn möglich, durch ein Streicheln oder Peitschen dieser sklavenhaft gehorchenden schwarz-weißen Tastenskala in allen Konzertsälen Europas so unerhörte Siege zu erringen, Krämpfe von Beifall auszulösen und eine Meisterschaft, deren Triumph an die flüchtige Stunde geknüpft schien, zum Gespräch des Jahrhunderts zu machen? Hatten vielleicht die skeptischen Stimmen recht, die sich zuweilen schon damals erhoben und Blasphemien wagten wie die, daß dieser Musikant und Magus am Ende den künstlerischen Heiligenschein neben der ruhmschaffenden Feder eines Rellstab nur einer hysterischen Massenbegeisterung verdanke, der mit ihm von Ort zu Ort reisenden Mystik seines romantischen Zigeunerlebens, den elegant abenteuerlichen Pariser Salonschatten, die sich Baronin de Dudevant alias George Sand und Gräfin d'Agoult alias Daniel Stern benannten? Und nicht zuletzt natürlich den unter seinen Klaviergewittern, den Mondscheinen und perlenden Kaskaden erzitternden weiblichen Spinalsystemen und Blaustrumpfherzen, dem internationalen Zug berauschter Bacchantinnen, der überall das Podium des ungarischen Konzertlöwen umbrauste.

Aber ernsthafte, gewichtige Stimmen aus jener Zeit sprechen hingegen wieder für die Echtheit der durch Liszts Spiel ausgelösten Wirkungen. Manche bewunderten vornehmlich das Kolossale seiner Hantierung am Flügel, sie verehrten in dem allzeit mild, gütig und sonnenhaft lächelnden Meister den unbarmherzigen Tyrannen seines schwergeprüften Instrumentes. Noch keiner, sagten sie, habe den klingenden Metallsaiten so viel geboten, sie so geknechtet wie er. Gleich altägyptischen Sklaven strafften sie sich vor ihm, die wimmernden Messingdrähte, und führten, von Peitschenhieben des in Wildheit tobenden Magus angefeuert, unter Stöhnen und Zuckungen die ungeheuren musikalischen Pharaonenbauten aus. Ja, in diesem Spiel war etwas bergeversetzend Gigantisches, Höllenschlünde öffneten sich, Sonnen flammten auf, der Plafond des Konzertsaals wurde sphärisch geweitet zum gewaltig klingenden Sternenzelt.

Andere wieder mochten sich, wenn Liszt spielte, umweht fühlen von Pußta-Hauch, sie spürten vor allem das Ungestüme, den Tschardaschwirbel, witterten das ruhelos Dämonische. Und dachten dabei wohl an den andern, den unheimlich großen Bruder von der Geige, den schwarzhaarigen Paganini.

Und abermals dritten war das eigentlich Preiswürdige die große Innigkeit, die Seele von Franz Liszts Klavierkunst. Er zuerst und er als einziger habe das Wunder besessen, die tote Maschine singen zu machen. Ein Wunder, ein psycho-physikalisches Geheimnis, das mit ihm in die Welt gekommen, mit ihm wieder zu Grabe gegangen sei. Wenn der Meister vor den Tasten Platz nahm und seine merkwürdig langen Hände darüber hinschweben ließ, dann sei nichts mehr von Mechanik, von Hebel- und Hammerwerk vorhanden gewesen. Es habe jedem musikalisch Hellhörigen wahrlich so scheinen müssen, als ob die bebenden Fingerspitzen die Saiten unmittelbar berührten und in tönende Schwingung versetzten.

Und nun das Sonderbare: Franz Liszt bedurfte, um solche Wirkungen hervorzuzaubern, durchaus nicht eines kostbaren Steinway- oder Bechstein-Flügels: ihm war jedes Klavier, auch die älteste und abgespielteste Wiener Tafelform, jeder Klapperkasten, jede harfenartig aufrauschende ‚Draht-kommode‘ eben recht. Wo ein Stümper bei der Armseligkeit des Mittels nur einen Lacherfolg erzielt hätte, da schwebte, wenn man den Zeitgenossen glauben darf, das Spiel des Meisters, adlerhaft wie immer, ganz nahe der Sonne, an jeder Schwungfeder triefend von Gold.

Adelheid von Schorn erzählt in ihrem Buche* von einem uralten Flügel, der in der Wohnung ihrer Mutter zu Weimar gestanden habe. Ein riesenlanges Instrument, dem ein besonderes Pedal für Janitscharenmusik eingefügt war. Zu einer gewissen Berühmtheit in der Stadt sei das groteske Möbel gekommen durch ein Bonmot des Meisters. ‚Liszt war‘ — so entnimmt die Verfasserin den Aufzeichnungen ihrer Mutter — ‚in einer kleinen Abendgesellschaft bei Frau von Schwendler. Er hatte eine große Vorliebe für die alte Dame; bei ihr machte er auch diesmal eine Ausnahme und setzte sich an das Klavier. Es war ein alter Klapperkasten; Liszt — nachdem er selbst diesem Flügel herrliche Töne entlockt — sagte, indem ein feines Lächeln seine Lippen umspielte, sich zur Hausfrau wendend: „Von wem ist denn dieses Instrument?" Frau von Schwendler warf mit Würde den Kopf in den Nacken, schlug die Arme übereinander und erwiderte:

„Von Wallenstein!" (In Eisenach war damals eine Instrumentenfabrik von Wallenstein.)

„Ah! — von Wallenstein!" entgegnete Liszt, und spielte eine Rhapsodie, daß der „Wallenstein" erzitterte. Am folgenden Abend war ebenfalls eine kleine Gesellschaft bei der Schreiberin dieses — Liszt war wieder da — und Liszt warf seine Augen auf einen Flügel — Klapperkasten pour Klapperkasten — Liszt spielte wieder. Plötzlich hielt er mitten im Spiel an:

„Ah! — Probablement que c'est là un Piccolomini!" — Schallendes Gelächter! — Liszt spielt weiter. Die Freunde des Hauses nennen den „Alten" nur noch „Piccolomini".‘

* * *

Das Geistreiche, Witzige, Pointierte war überhaupt eine Seite von Liszts Persönlichkeit. So wie er am Klavier manches Stück fast jedesmal anders spielte, indem er die Pfeiler und Schwibbogen der Melodie unverrückt ließ, aber sie immer neu umhängte mit einem Traubengerank improvisierter Figuren, aus der Stimmung des Augenblicks heraus erdichteter Ornamentik, so war der Meister auch im Leben ein unerschöpflicher Causeur. Ein verschwenderischer Souverän der Konversation. Er hat es brauchen und anwenden können, dieses Salontalent. Denn wie viele hochbedeutende Menschen haben seinen Weg gekreuzt — auch noch im stillen Weimar!

---

* Zwei Menschenalter. Erinnerungen und Briefe aus Weimar und Rom. Herausgegeben von Adelheid von Schorn. Greiner & Pfeiffer. Stuttgart.

II 42

Es war das Weimar der fünfziger Jahre. Noch schwankte über den offenen Schloßhof, von einem herkulischen Brüderpaar namens Volkland getragen, die altmodische Portechaise, in deren Gehäuse die bejahrte Großfürstin Maria Paulowna oder eine Dame des Hofkreises saß; noch war die einst so schöne Frau von Heygendorff alias Karoline Jagemann, die vormals den Herzog Karl August bezaubert und Goethes Theaterleitung bekriegt hatte, soeben erst gestorben; noch bewirteten, wenn winterabends die Mansardenfenster des Hauses am Frauenplan ein wenig heller blinkerten, Ottilie von Goethe und ihre Schwester, die Priorin Ulrike, eine kleine Zahl von Gästen am mageren Teetisch. Sie trugen hierbei weiße Tüllhauben, schön aufgeputzt mit bunten Bändern, und daraus hervorquellend graue, glatt aufgesteckte Locken. Und die beiden kränkelnden Goetheenkel saßen feierlich steif.

Dies alles freilich lebte nicht eigentlich mehr; es bedeutete nur noch ein wehmütiges Scheinleben durch die magische Kraft der Erinnerung. Franz Liszt aber und was in seinem Gefolge nach Weimar gekommen, das war wirkliches Leben, war Gegenwart und glaubte Zukunft zu sein. Wenn man die Reihe der später zu Ruf gelangten Schüler überfliegt, die da um den Meister geschart waren, all die glänzenden Namen der Wissenschaft und der schönen Künste abwägt, mit denen sein Name irgendwie verquickt ist, wenn man bedenkt, auf wie vertraulichem Fuße die Großen der Welt mit dem ungarischen Zauberer und Magus zu verkehren beliebten, dann gewinnt man schier den Eindruck, als ob Franz Liszt, diesem königlichen Musikanten — mutatis mutandis — im Kreise seiner Zeitgenossen ein ähnlicher Rang beschieden gewesen sei wie einstmals dem Malerfürsten Rubens. Und er ist diesem Rang gerecht geworden. Großherzog Karl Alexander, der hohe Gönner und Freund, hat oft das Zeugnis ausgestellt, daß Liszt, sein Kammerherr, ihm niemals einen eigennützigen Rat gegeben.

Nur auf ein Aeußerliches freilich, auf die Geste des viveur und grand seigneur soll bei Nennung des Namens Rubens hier hingespielt werden. Dem geistigen Wesen, dem innersten Tempo nach ist, obwohl das dynamische Element auch bei Rubens eine große Rolle spielt, dem großen Maler und dem Musiker nichts gemein. In dem Maße wie die Kunst der Farbe, an die Fläche im Raum gebunden, der zeitdurchhaftenden Tonkunst gegenüber naturnotwendig statisch und ruhevoll erscheint, sehen wir in Franz Liszt mehr einen Genius der Unstete, einen stürmischen Pilgrim der Kunst und des Lebens, den fleischgewordenen Tschardasch-Wirbel mit Frack und wallender Mähne, den ans wilde Steppenroß geschmiedeten ‚Mazeppa‘ seiner sinfonischen Dichtung. Ja, Dämonen schlagen den Takt dieser Prestissimo-Lebensfahrt, unabläßig klingt ein heiseres, zur Eile antreibendes: ‚Away! Away!‘

So waren die ‚stillen‘ Kapellmeisterjahre in Weimar eigentlich nur Episode. Ausgefüllt wie jede seiner Lebensspannen von hundert Gedanken, Entwürfen, von drängender innerer Unruhe. Ausgefüllt auch von Frauen. ‚Was Liszt für eine beispiellose Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht

hatte, habe ich oft, fast mit Grausen, gesehen,‘ so berichtet noch aus der Zeit, da der Meister schon schneeweiße Haare hatte, Adelheid von Schorn. ‚Und das hörte auch mit seinem Altwerden nicht auf. Es war geradezu schmerzlich, daß sich noch immer solche fanden, die den ruhebedürftigen Greis als begehrenswerte Beute betrachteten.‘

Wer denkt hier nicht an den Rattenfänger von Hameln, der eine ganze Stadt von Kindern zwang, hinter seiner verhexten Flöte herzutanzen? Wer nicht an die eigentümlich physische Wirkung der Musik auf die Frauen? Wer nicht an den dämonischen Charakter der Tonkunst, die nach Schopenhauer wie keine andere der Künste unmittelbarer Ausdruck sein soll des in die Welt der Erscheinung sich drängenden ungestümen Willens zum Leben?

Der Wille zum Leben, zum Wirken, zum fruchtbringenden Schaffen war — über aller Wirrsal der Weiberwirtschaft — ja doch die große Dominante in diesem Künstlerschicksal. Und dann der eingeborene Wille zum Wohltun, zum Gütigsein. Er hat sonnenhaft geleuchtet aus den großgeschnittenen Zügen der Lisztschen Physiognomie.

Kein anderer Berühmter ist so oft konterfeit worden wie Franz Liszt. Die spätere Wohnung der Fürstin Carolyne in der Via del Babuino zu Rom enthielt ein kleines Zimmer, in welchem sich nichts weiter befand als unzählige Büsten ihres Freundes. Wer sich den Jüngling in seiner zarten Schönheit, den Liebling der vornehmen Pariser Welt, den Wahlverwandten eines Frédéric Chopin, den Ritter der Gräfin d'Agoult vor Augen halten will, der studiere die schöne Steinzeichnung von Joseph Kriehuber, in der, nur wie Hauch angedeutet, links und rechts neben dem jugendlichen Lockenhaupt die befreundeten Häupter einer George Sand und eines Alfred de Musset über die Stuhllehne dämmern könnten. Aufs äußerste durchgeistigt, rasseschön und geschmeidig wirkt das Gemälde von Ary Scheffers Hand. Paul von Joukowsky aber hat den dämonisch mystischen, den greisen Liszt verewigt, der vor einer Blätterwand im breiten Armsessel hochgerichtet thront wie auf einem Königsstuhl. Das helle, kühne Auge scheint aus Geisterfernen zu spähen. Unwillkürlich denkt man an einen alten Adler, der die Schwingen zusammengefaltet hat und ruht; aber das Feuer schwelt in den Adern, alle Pulse wogen noch vom schwindelnden Höhenflug.

Jedes der Bilder spiegelt etwas von dem reichen und vielfachen Facettenschliff dieses ‚Baccalaureus der Tonkunst‘, wie er sich selber genannt. Wie werktätig und aufopfernd er als Freund war — nicht immer mit Dank belohnt — das hat die Kunstgeschichte auf einem ihrer goldensten Blätter verbucht, indem sie seinen Namen und den erlauchten Richard Wagners eng ineinander schrieb. Wie zart, freigebig und voller Güte er sich allzeit gegen seine Schüler erwies, davon zeugen zahlreich überlieferte Beispiele. Vielleicht ist manchmal seine Nachsicht zu weit gegangen wie in dem Falle des jungen unglücklichen Tausig, seines begabten und geliebten Benjamin, der einer strengeren Zucht als der auf der ‚Altenburg‘ beburft hätte, wenn er dem Schicksal entgehen wollte, als Dreißigjähriger schon grauhaarig zu

sterben. Übrigens liegt es wohl in Art und Wesen des hoch Musikbegnadeten, daß er bei Gefühlsausbrüchen mehr als andere Sterbliche der Übergänge enträt. So hat es geschehen können, daß der sonst so gütige Meister plötzlich ganz unpädagogisch einem Stümper oder Unbescheidenen das Notenheft um die Ohren schlug, oder daß er mitten im Spiel abbrach, mit funkelnden Augen und buchstäblich gesträubter Mähne, und sich dann auf einen Unglücklichen stürzte, der die Weihe der Stunde irgendwie durch Gähnen oder ein Zeichen der Langweile zerrissen hatte.

So war sein Temperament durch Gewalt und Plötzlichkeit unberechenbar wie ein Zigeunertanz. Was Wunder, wenn dem drängenden innern Tschardasch ein großes Bedürfnis nach äußern Reizmitteln entsprach: nach Wein, Champagner, Kognak und schweren Zigarren. Es berührt sich dieses Faktum eng mit dem, daß die Genialen der Stimmung überhaupt dazu neigen, das Zwielicht der grauen Stunde künstlich aufzuhöhen, im leichten Rausch der Nerven den ersehnten Ausgleich zu finden zwischen wirklicher Welt und Traum, zwischen Alltäglichkeit und gesteigertem Anspruch.

Denen, die Franz Liszt einen Menschen des Genusses nennen möchten, kann man entgegenhalten, daß er vor allem auch ein großer Arbeiter war, ein unermüdlicher Schrittmacher im Reiche des Idealen, ein Pilgersmann von hohen Zielen. ‚Schwierigkeiten sind notwendig, um sie zu besiegen. Bleiben wir der Ewigkeit getreu!' so lautet ein Wort des Meisters. Ja, um den Widerspruch voll zu machen, darf man sagen, daß in Liszt nicht wenig von einem Asketen, einem Mönch und Einsiedler gesteckt hat. ‚Fumo è piacere, piacere è fumo' — diese Tabak-Devise des Duca Sermonetta hätte auch auf dem Aschenbecher unseres leidenschaftlichen Virginia-Rauchers prangen können. ‚In den letzten Wochen seines Lebens,' so berichtet August Göllerich in seiner Liszt-Biographie, ‚als wir ihm eines Tages das ausgezeichnete Werk von H. v. Thode: „Franz von Assisi" vorlasen, sagte uns der Meister: „Wäre die Musik nicht gewesen — ich hätte mich ganz der Kirche gewidmet und wäre nur Franziskaner geworden. Man irrt, wenn man meint, äußerliche Gründe hätten mich vermocht, ein ‚leichtfertiger Abbé' zu werden. Gar nicht — sondern es war mir innerstes Herzensbedürfnis, der Kirche, der ich dienen wollte, auch wirklich anzugehören. In dieser Hinsicht ist mein Leben ein Kreisring. Jugend- und Altersneigungen treffen am selben Punkte zusammen."'

Franz Liszt war im tiefsten wohl ein homo mysticus, ein Mensch der inbrünstigen Anmutungen, kein logischer Denker, kein Philosoph. Er war es so wenig, daß er sogar eine Abneigung empfand gegen philosophische Systeme jeglicher Art. An Schopenhauer zum Beispiel respektierte er nur die unheimliche Größe, man möchte sagen: die düstere Melodie, die leidenschaftliche Sprache seines Wesens. Aber dem Ringen mit lehrhaften Begriffen, den zwingenden Folgerungen des Intellekts ging der Meister der Töne gern aus dem Wege. Für alle Schönheiten der Welt empfänglich und doch von Grund aus tief frommen und demütigen Herzens, war und blieb er

‚ein Mensch mit seinem Widerspruch‘. Irgendwo lief ein Riß durch seine Natur. Aber diesen Riß, den angeborenen Zwiespalt füllte er aus durch die Einheit eines allumspannenden kindlichen Welt- und Gottesgefühls — es war in ihm, diesem Reizbaren, hochgradig Bewußten und Modernen, wohl etwas von der Inbrunst und Leidenschaft des naiven mittelalterlichen Menschen, der im Augenblick noch, da er sündigt und fehlt, sogleich das ‚Confiteor‘ auf den Lippen hat — das ‚Mea culpa‘ — das Geständnis der Wirrsal und Schuld vor Gott.

Künstler sind und bleiben — bei aller Weltgebundenheit — weltfremde Kinder. Fremd im Tageslärm, unmündig auf den Märkten, urverwachsen nur der Natur, dem Untergrund alles Lebens. Das ist ihre Achillesferse, ihre Simsonlocke, ihr Geheimnis, ihre Schwäche und Größe. Und vielleicht sind, wenn man normales Menschenmaß anlegt — es braucht nicht das Schneidermaß des Philisters zu sein — unter den Künstlern die Musiker am intellektfernsten, inkommensurabelsten. So sicher die klingenden Paläste der Tonmeister gleich den steinernen der Architekten festgefügt ruhen auf dem Fundament streng physikalischer Gesetze, so unlogisch, befremdend temperamentvoll, sprunghaft, ganz hingesunken in Gefühl zeigt sich der Musikant im Leben. Da kommt nach Weimar, um seinen geliebten Meister Franz Liszt zu besuchen, der ungarische Geiger Remenyi. Ein höchst origineller Kauz, der, wenn er spielt, zugleich alle Glieder tanzen läßt. Ungarische Tscharbasch-Weisen — Zigeunermelodien sind natürlich sein Steckenpferd. Adelheid von Schorn, die einmal in Liszts Wohnung dem Jauchzen und Rasen von Violine und Flügel zuhören durfte, hat den Eindruck niemals wieder vergessen. ‚Die beiden Ungarn spielten nicht nur die Musik, sie waren selbst Musik — in jedem Nerv — bis in die Fingerspitzen; anders weiß ich es nicht auszudrücken. Zum Schluß fiel Remenyi Liszt zu Füßen und umklammerte seine Knie; man wußte nicht, ob er lachte oder weinte vor Enthusiasmus — und Liszts Gesicht leuchtete, wie nur seines leuchten konnte.‘

(Schluß folgt.)

Köln / Von Jakob Kneip

Wenn die Scharen hünenhafter Männer, die in ihrem Herzen die wilden Sagen von Wodan und Donar und den unheimlichen Kampflaut der Eddalieder trugen, zu Streit- und Beutezügen aus den Wäldern jenseits des Rheins hervorbrachen und über die letzten Ausläufer des Berglands an den Strom gelangten, bot sich ihnen ein überraschender Anblick: Von einem Hügel über dem Strom leuchtete, streng und fremdartig getürmt, mächtiges Bauwerk herüber: Flache Dächer, von Säulen getragen, seltsames Bildwerk, und an den Bauten Gestein von niegesehenem Glanz. Alles das umschützt von hohen Mauern und Türmen; und am Ufer unten, an der festen hölzernen Brücke, lagen die bewaffneten Boote dieses unheimlichen braunen Volkes aus dem Süden, das sich hier seine Stadt gebaut, vor Anker.

Fast fünfhundert Jahre stand diese Römerstadt am Rhein. Eine römische Kaisertochter — seltsames Geschick! — hatte hier, im befestigten Lager, das Licht der Welt erblickt und ihren Stolz dareingesetzt, aus dieser Stätte ihrer Geburt ein kleines Rom zu machen; Handwerker aus der Heimatstadt, alte Legionäre und einen kleinen Hofstaat von Adligen hatte sie hier angesiedelt. Kapitol, Palatium und Statio wurden erbaut, und um das Forum, das den Hügel krönte, erhoben sich bei dem heiligen Brunnen die Tempel.

Fünfhundert Jahre lang spiegelte sich diese Colonia Agrippinensis stolz und fremd im Strome, fünfhundert Jahre — an menschlicher Lebensdauer gemessen eine unendliche Zeit! — dauerte diese erste Besatzung am Rhein. Dann aber brachen die immer wieder andringenden Germanen so wild und verheerend herein, daß von dem alten Glanz nicht viel mehr übrig blieb. Dennoch: Name, Anlage und ein alter Stamm der Bewohner bestand fort; ja, manche Patriziergeschlechter der Stadt wollen — mit geheimem Schauer und Stolz — noch heute römisches Blut in ihren Pulsen klopfen hören. Und wo immer man im Umkreis der alten Römerstadt in die Tiefe gräbt, bringt man noch heute Säulen, Sarkophage, Grabsteine, Götterbilder, zarte Gläser, Knochen, Amulette und Siegelringe ans Licht; im Museum steht ein ganzer Flügel mit Juwelen, Schmuckstücken und römischem Gerät gefüllt; und in den Wandschränken vieler Kölner Familien sind Wunderdinge aus dieser verschütteten Römerstadt zu sehen.

* * *

Im Volke aber lebt kein großer Nachklang von Erinnerungen aus jener Zeit. Um so reicher die christliche Legende aus dem Dunkel ältester Überlieferung, um so schöner und schauervoller die Sage aus den wilden Kämpfen fränkischer Zeit.

Aus dem Nebel frühester Kindheitsdämmerung leuchten mir noch heute drei Wundermären, die in den Erzählungen des Großvaters immer wiederkehrten: die Legende der heiligen drei Könige, die Legende der elf-

ausend Jungfrauen, und — fast ergreifender noch als dies alles für den Bauernbuben — die Geschichte von den vier Haimonskindern. Hinter den Eifelbergen, tief in der Ebene ahnten wir sie, die sagenhafte, vieltürmige Stadt, die selbst die Bewohner unserer entfernten Berge so oft und mächtig n ihren Bann zog. Ihr Dom, die gewaltigste aller Kirchen des Landes, barg in goldener Truhe die Leiber jener drei Könige, die uns beim Sternalersingen vertraut geworden waren wie Sankt Nikolaus und Sankt Lambert, der Kirchenpatron; in Sankt Ursula lagen, nach dem Bericht des Großvaters, in einer goldenen Kammer der elftausend Jungfrauen heilige Gebeine; und dann schilderte er jenes schauerliche Ende des Rosses Bayart, des unbesiegbaren, auf dessen Rücken die Haimonskinder gegen den Kaiser Karl in den Kampf gezogen waren. Friede sollte endlich geschlossen werden zwischen Karl und dem Herrn des Rosses, dem starken Reynold; aber das Roß selber sollte in den Rhein versenkt werden. Am Ufer stand Karl der Kaiser mit Reynold und den Großen des Reiches; und man band dem Rosse einen Mühlstein an den Hals und stieß es hinab in die Fluten. Aber es tauchte alsbald wieder auf, sah seinen Herrn am Ufer stehn und schwamm auf ihn zu. Und man band ihm einen zweiten Mühlstein an den Hals, stieß es abermals hinab; und wieder tauchte es auf, sah die Augen seines Herrn auf sich gerichtet, sprang heraus aus dem Strom und lief auf ihn zu. Da gebot der Kaiser dem Helden, seine Augen abzuwenden, und mit drei Mühlsteinen beschwert wurde es zum drittenmal hinabgestoßen in den Strom. Noch einmal hob es sich hoch aus den Wellen; als es aber die Augen seines Herrn nicht mehr fand, senkte es mutlos den Kopf und trieb nieder auf den Grund. Und Reynold der Starke, sein Herr, legte von Stund an das Schwert beiseite und trat unter die Maurer, die den Dom erbauten. Da er aber mehr arbeitete als die Gesellen, diese auch seine Kraft fürchteten, fielen sie über ihn her, als er im Schlafe lag, und erschlugen ihn.

Also blieb diese Stadt aus uralter Sage selbst dem entfernten Bergvolk im Geiste verbunden, wurde von himmlischem Glanz überstrahlt und das Ziel mancher Pilgerschaft.

* * *

Lange blieb Köln Lieblingssitz der fränkischen Fürsten. Noch liegt auch diese Spanne seiner Geschichte in Dämmerung gehüllt; um so schöner steigen die wunderbaren Gestalten heiliger Bischöfe und Frauen auf aus dem Nebelglanz der Legende: Sankt Maternus, Sankt Severin, Sankt Evergislus, Sankt Agilolphus, Sankt Kunibert, Sankt Plectrudis, die Gemahlin Pippins von Heristal, und Sankt Kunera, die Heilige der ‚Königsstadt Rheine', die mit Sankt Ursula und ihren Jungfrauen in Verbindung gebracht wird.

Sicher ist aber auch, daß Köln einen großen Teil jener blutigen Familienkämpfe unter den fränkischen Fürsten in seinen Mauern erlebte;

und an der Schwelle einer neuen Epoche steht jene schauerliche Sage von der Ermordung Sigeberts, des letzten ‚Königs von Köln', und seines Sohnes, wie sie uns Gregor von Tours erzählt hat: Als Chlodwig mit Hilfe Sigeberts, des Königs von Köln, bei Zülpich über die Alemannen gesiegt hatte, schickte er einen Boten an dessen Sohn und ließ ihm sagen: ‚Sieh', dein Vater ist alt und hinkt mit einem Fuße; stirbt er, so erbst du sein Reich und seine Schätze, und die Freundschaft Chlodwigs wird dir sicher sein.' Da erhob sich im Herzen des Sohnes die Herrschsucht, und als sein Vater bald darauf über den Rhein zur Jagd ritt und mittags ermüdet in seinem Zelte lag, ließ er ihn im Schlaf von den Knechten überfallen und erschlagen. Dann schickte er folgende Botschaft an Chlodwig: ‚Mein Vater ist tot, und sein Reich mit allen Schätzen ist in meiner Hand. Komme und wähle dir, was Du von meinen Schätzen begehrst!" Chlodwig ließ ihm erwidern: ‚Du sollst alle Schätze für Dich behalten. Aber ich sende Dir Leute; denen magst du alles zeigen, was Du hast!"

Und die Boten des Königs kamen, sahen sich alle Schätze an und kamen zuletzt an eine Truhe; daran machte der Sohn Sigeberts halt und sprach: ‚In dieser Truhe hat mein Vater seine größten Kostbarkeiten aufbewahrt.' —

Die Leute Chlodwigs sagten ihm, er möge sie öffnen und mit der Hand hineingreifen bis auf den Grund, auf daß sie alles sähen, was darin läge. Da sich aber der junge König über die Truhe beugte, erhob einer von ihnen eine Art und schlug ihm den Kopf ab, so daß er in die Truhe rollte.

Also berichtet die Sage dieses Königshauses erschütterndes Ende und deutet an, wie der Schwerpunkt des Reiches sich nach Westen verschob.

Unter Karl dem Großen ist schon Aachen völlig an die Stelle von Köln getreten, und als unter seinen Nachfolgern das Reich zerfällt, verliert Köln gänzlich seine politische Bedeutung. Nicht aber seine wirtschaftliche und geistige. Vielmehr bildet sich gerade durch diese politische Loslösung jener Zustand von Selbständigkeit und Bürgerfreiheit heraus, der durch das ganze Mittelalter Köln seine Eigenart und Bedeutung, ja seine Weltgeltung verliehen hat. Die zentrale Lage zwischen den reichen Ländern des Westens, inmitten fruchtbarer Landschaft und leicht zugänglich von allen Seiten, erhob es zur mächtigsten Handelsstadt Westeuropas und führte mit Geld und Waren auch Geist und Kunst hierher. So wurde Köln statt einer Fürstenstadt, statt einer Prunkstadt gekrönter Häupter, eine Stadtrepublik von völlig eigenem Gepräge, in welcher der Stolz und der freudige Lebensgenuß seiner Bürger, das Geld und der Geist übermächtig und weltberühmt wurden. Mehr noch: Die Legende wirkt jetzt erst in himmlischer Wunderkraft. Hallen und Kuppeln erheben sich über die Krypten, darin die Gebeine der Heiligen ruhen, zu niegesehener, rätselhafter Schönheit.

Mit Beginn des 10. Jahrhunderts, da der Bruder des Kaisers Otto I. den Kölner Bischofsstuhl bestieg, beginnt jener herrliche Rausch frommer Begeisterung, der in ununterbrochenem Kunstschaffen Köln im ganzen

Abendland als eine ‚heilige Stadt' bekannt werden ließ. Bruno, Heribert, Pilgram und Anno waren die Gestalten jener großen Bischöfe, die hier nacheinander in heiligem Eifer sich an Kunstschöpfungen überboten.

In den vielen Stiften, Klöstern, Kirchen mit all ihrem Schmuck gewinnt das kirchliche Leb'en einen Glanz, wie ihn keine deutsche Stadt in jener Zeit erlebt hat. Die rätselhafte Basilika Sankt Pantaleon, wie eine Burg auf den Hügel getürmt, war die Lieblingsgründung des hl. Bruno. Er hat auch Sankt Maria im Kapitol, Sankt Andreas, Sankt Cäcilien und wahrscheinlich das Kloster Groß Sankt Martin erbaut. Sein Nachfolger, der hl. Heribert, ließ auf dem anderen Rheinufer die Abtei Deutz erstehen und begann den Bau von Sankt Aposteln; der Bischof Pilgram vollendete ihn; unter ihm wird auch zu einem Neubau von Sankt Ursula geschritten, der unter dem letzten und wohl geistvollsten Kirchenfürsten dieser stolzen Reihe, dem hl. Anno, zu Ende geführt wurde. Annos schönstes Denkmal in Köln blieb die Kirche von Sankt Georg und außerhalb Kölns die Abtei der Michaelskirche in Siegburg. Wie die Entwicklung der Kölner Baukunst an diesen und vielen andern Kirchen (die teilweise längst verschwunden sind) ihren Fortgang nimmt, wie sie immer wieder neue, kühnere Formen und schönere Lösungen findet, wie sie durch die grundfeste sächsische und die zur durchgeistigten Gotik schon emporgetriebene französische Baukunst Anregungen empfängt, wie sich Krypten und Kapellen mit kostbaren Goldschreinen und wunderbarem Kunstgerät, wie sich Altäre und Wände und Fenster mit herrlichem Bildwerk füllen, bis dann auf dem Höhepunkt dieses Rausches im Bau des Doms plötzlich die Gotik zum Sieg kommt — das hat Heribert Reiners in seinem Werk (Kölner Kirchen, J. P. Bachem) in blühender Darstellung geschildert.

Aber neben der erdrückenden Pracht und Fülle der Kathedrale, die sich nicht genug tun kann in Linien und Formen, tritt fast zu gleicher Stunde jene strenge Gotik der Aszese auf, wie sie die Bettelorden schufen. Schöne Beispiele dieser neuen Formenwelt finden wir an der Minoriten-, Antoniter- und Kartäuserkirche, in Sankt Andreas, Sankt Severin, Sankt Alban, Sankt Peter und Sankt Columba; doch an den Reichtum der romanischen Epoche reicht all diese Kunst nicht heran. Auf den gewaltigen Rausch religiöser Hingebung folgt eine geistige Dürre und Abspannung. Auch die Würde der Renaissance und das Pathos des Barock konnte in der Bürgerstadt Köln keinen rechten Boden gewinnen.

Dann aber naht die große Öde. Das Jahrhundert der Maschinen und Fabriken türmt in jammervollem Größenwahn in den Steinwüsten seiner Boulevards und Vorstädte jene pomphaften Backsteingotteshäuser, die Fabriken ähnlicher sehen als Kirchen . . . Mit der Kunst in Köln ist es zu Ende; erst in Profanbauten des letzten Jahrzehnts gewinnt sie wieder Geltung und Zukunft.

* * *

Dem Fremden, der von Osten her über den Rhein fährt, wächst heute noch wie in alter Zeit vor dem Häusermeer am Stromufer ein Bild auf, das ihm unvergeßlich diese Stadt bestimmen muß: das graudunkle Wundergebirge des Doms und der breitwuchtige Wachturm von Groß-Sankt Martin. Doch betritt er dann die Stadt, so wird der Eindruck bald ein anderer: In diesen alten, engen Gassen und Gäßchen, mit den dürftigen, engbrüstigen Häuschen, herrscht heute ein Gedränge von Menschen, Bahnen, Wagen — überfällt ihn ein solch ohrenbetäubender Lärm, daß er erschreckt den Atem anhalten muß. Dies ‚heilige Cöln' scheint der Rangierbahnhof Europas geworden zu sein! Das fromme Geläut seiner Glocken verhallt im Lärm der Autos und Bahnen; und zwischen hochwachsenden Häuserblocks verschwinden immer mehr die Wahrzeichen alten Gottesglaubens, der kindhaft und lebensfreudig einstmals alles Geistige beherrschte in dieser Stadt. Demütig geduckt in enger Gasse, oft gänzlich verloren zwischen überragenden Bauten, Wand an Wand mit Banken, Nachtcafés, Mietskasernen, Warenhäusern — führen viele dieser Heiligtümer aus alter Zeit heute ihr scheues, verborgenes Dasein.

Aber man würde dennoch fehl gehen, wenn man sie überlebt und gewesen wähnte: Etwas Heiliges und Geheimnisvolles liegt über diesen Bauten. Wer gar ihr Inneres erlebt hat: im strahlenden Licht eines Hochamts am Sonntagmorgen oder im Lichterglanz einer Weihnachtsmette, der weiß und fühlt es mit Wehmut, daß sie aller heutigen Baukunst dies eine voraus haben: Sie sind im Glauben und mit der Seele gebaut. Sie sind selber Geheimnis. Nie wird man ihre Schönheit ganz ergründen. Sie sind unnachahmlich und rätselhaft in ihrem Bau und inneren Glanz wie die Goldschreine in ihren Schatzkammern und Krypten; sie sind Geist vom Geist des Meisters der ‚Madonna im Rosenhag' oder der ‚Madonna mit der Bohnenblüte'. Ein ununterbrochenes Fließen göttlichen Lichts strömt aus von ihnen Tag und Nacht. Die Festkreise des Jahres bewahren sich in der nüchternen Öde und Geschäftshatz der Weltstadt hier ihren stillen, zauberhaften Glanz. In der göttlichen Feier findet die Seele hier Heimat und Ruheplatz. Aus dem Geläut der Glocken, aus Gesang und Orgelklang und aus dem Geheimnis heiliger Handlung schwingt von hier in den sinnverwirrenden Lärm der Straßen — überraschend und trostreich — zuweilen ein Tönen der Ewigkeit. Feierliche Umzüge mit den Gebeinen der Kirchenheiligen, althergebrachte Prozessionen nach rheinischen Wallfahrtsstätten bewahren inniges Gemeinschaftsgefühl und heimatliche Vertrautheit unter den Gläubigen. Und ist auch der Zustrom der Menschen zu diesen Stätten Gottes in Köln heute nicht mehr so zentral und öffentlich wie in Benares oder Mekka, in Jerusalem oder Rom — der Altkölner hat den Weg zu ihnen nicht verloren; er bewahrt sich im verzweifelten Kampf um die Dinge dieser Welt hier seine erstaunliche, unbekümmerte, kindhafte Heiterkeit.

* * *

Ja, noch blieb Köln auch heute vor allen anderen deutschen Großstädten die Stadt der Heiligen und Kirchen, die Stadt der Gottestrachten, Prozessionen und wogenden Glocken, die Stadt kinderfrommer Gläubigkeit mitten im Weltgetümmel.

Soll ich erzählen von diesem Geist alter Gottesfreude? — — Nun, das Erlebnis mag sprechen:

In der Frühe des Augustmorgens waren die ersten Wallfahrer hinausgepilgert; zu Fuß durch die weite niederrheinische Ebene, gen Kevelaer. Seit 250 Jahren geht die Fahrt, nach heiliger Vätersitte! Die alten Fahnen, die alten Wallfahrtszeichen trugen sie mit; und so wallte der fromme Zug hinaus aus der Weltstadt.

Sechs Tage lang hallte dann die alte Bruderschaftskirche Sankt Kunibert wider von Gesang und Gebet, von Orgelton und Glockenklang. Sechs Tage blieb das Allerheiligste ausgesetzt, sechs Tage erstrahlte das Bild der Gnadenmutter an einer Säule der Kirche im Flammenkranz, und die Daheimgebliebenen fühlten sich mit den Pilgern draußen in steter Feststimmung, erlebten und genossen im Geiste die Freuden und Gnaden jener, die betend und singend unter Gottes Himmel durch die Fluren zogen, um endlich der Erfüllung froh an heiliger Stätte niederzuknien.

Dann kam die Stunde der Heimkehr.

Wahnwitziger denn je hallte die Stadt wider an jenem Abend von Geld und Geschäft, vom Taumel der Genüsse, vom Tumult der Wagen und Maschinen, von einem wahrhaft babylonischen Völkergewirre; und mitten durch diese tolle Welt zogen die bestaubten Pilger mit ihren alten Wallfahrtszeichen und Fahnen, wie Verirrte aus einer längstgewesenen Zeit; aber schon begrüßten sie die Glocken in vollem Schall; schon strahlte die Kirche Sankt Kunibert im Licht; schon war Bank an Bank gefüllt: Männer, Frauen, Kinder, Greise — bis zum ältesten Mütterchen wollten sie alle in der Kirche zur Stelle sein, die Heimkehrenden zu empfangen. Endlich weitete sich die Pforte; die Orgel erbrauste, die Schar der abgemühten Wallfahrer zog mit den Fahnen in die strahlende Halle ein.

Und plötzlich brach es los in einem Jubel, der auch den grimmigsten Spötter hätte fortreißen müssen: ‚Gegrüßest seist du Königin, o Maria . . .'

Nie habe ich das Lied also singen hören. Die Pforten der Ewigkeit schienen geöffnet. Überirdisches Licht strahlte nieder in die Kirche, in die hingegebenen Herzen von tausend gläubigen Menschen. Die gottfremde, in wilder Weltunruh dahinrasende Stadt war versunken rings um die Kirche. Eine heilige, große Stunde auf einer seligen Insel wurde denen von Gott geschenkt, die hier versammelt waren.

Zwei alten Mütterchen, die neben mir standen, traten die Freudentränen in die Augen. Ich mußte sie selig preisen in ihrem Glück: Wem gewährte die Welt da draußen ein gleiches zu dieser Stunde?

* * *

Drei Kronen, elf Flammen! Sinnreiches Wappenschild, gehalten vom Reichsdoppeladler der deutschen Hansa — herrliches Symbol der heiligen Stadt, der mächtigen Weltstadt am deutschen Strom!

Hat sie ihre Mission für die nahe Zukunft erkannt? Ihre heilige Aufgabe unter den Völkern, die in ihren Mauern durcheinanderströmen? Eine christliche und eine deutsche ist diese Mission. Ihre Lösung heißt: Treue.

Durch Jahrhunderte haben die heiligen Elftausend in Sankt Ursula, haben die drei Magier aus Morgenland ihr Glanz und Weihe verliehen. Ihre Kirchenherrlichkeit war ohnegleichen in deutschen Landen. Sancta Colonia Dei Gratia Romanae Ecclesiae Fidelis Filia stand es als ein Schwur auf ihrem reichsstädtischen Siegel durch sechs Jahrhunderte. Als Metropolitankirche hat sie bis 1559 die niederländischen, westfälischen und sächsischen Bistümer beherrscht; mächtig war ihre Ausstrahlung zu religiöser Anregung und Befruchtung; Kölner Baumeister, Maler und Goldschmiede machten Schule am Rhein und in ganz Westeuropa. Paris selbst, ‚die Sonne des Abendlands', wurde zur Zeit eines Albertus Magnus, Thomas von Aquin und Duns Scotus von Köln überstrahlt. Und während zur Zeit der Reformation die Kirchen aller Städte jenseits des Rheins ins Wanken gerieten, hielt Köln durch seine unerschütterliche Festigkeit im alten Glauben den ganzen deutschen Westen.

Dann aber kam mit Rationalismus, Revolution und Fremdherrschaft Öde und Verfall. Wohl wurde Köln noch einmal der Wallfahrtsort romantischer Geister, aber sein eigner Geist schien tot; — wohl zeigte Bischof und Priesterschaft preußischer Bevormundung gegenüber die Kraft der Überzeugung, aber das geistige und künstlerische Leben der Metropole wie der ganzen Provinz mußte unter der übermächtigen geistigen und künstlerischen Hegemonie von Preußen-Deutschland, aus seiner großen Überlieferung herausgedrängt, allmählich absterben.

Der Kölner Bürger, einstmals ein königlicher Kaufmann, dessen Handel bis nach England, bis zum Eismeer, bis in die sagenhaften Städte Rußlands und des Orients ging, und der es als ein nobile officium ansah, auch der Kunst und allen schönen geistigen Dingen in seinem Hause ein Obdach zu schaffen, war ein spießbürgerlicher Krämer geworden, derb, behäbig und alltagsgetreu, aber ohne Schwung und geistigen Weitblick. Als gar in dem reichgewordenen Industriedeutschland auch Köln wieder anfing eine reiche Stadt zu werden, sammelte sich hier zu unzähligen schwelgerischen Festen ein sattes, leichtsinniges, unbekümmertes Völkchen, das in tollen Karnevalsbällen seine grauen Winter durchtobte, das in blitzendem Dialektwitz sich selbst verspottete und vom Lachen ins Weinen fiel, wenn rührseliger Singsang oder tränenreicher Lyrismus sein Herz ergriff. Tief fromm blieb es dennoch zumeist: aber vom Derb-Profanen zum Heiligen (Stammtisch vom ‚versoffenen Rosenkranz'!) war bei ihm nur ein leichter Schritt.

* * *

Auch heute findet der Geist und die Kunst in Köln noch kaum eine gastliche Stätte. Keiner der großen Kaufherren, keines der mächtigen Stadthäupter unter Priestern oder Laien hat dies nobile officium der Väter wieder aufgenommen. Während in München, Berlin, Frankfurt und sogar Düsseldorf und der Nachbarstadt Bonn sich immer noch Gaststätten des Geistes auftun, in denen Gelehrten, Dichtern und Künstlern freier Gedankenaustausch und Anregung geschaffen wird, ist eine solche Stätte in Köln heute nicht mehr zu finden. Und doch müßte von solchen Sammelstätten aus der Geist erstrahlen, der hier Zukunft schafft.

Mit der neuerstandenen Universität haben sich jedoch zwei wichtige Kreise (die sich in manchen Gedanken berühren und stützen) in Köln gebildet und sind weit über die Stadt hinaus von Wirksamkeit geworden. Der eine, lebendigere, ganz auf die mächtig flutende Gegenwart eingestellt in religiösphilosophischem Erkenntnisdrang, ist der Kreis Max Schelers, der eine zahlreiche Schar von Jüngern heranzog; der andere ist der des katholischen Instituts unter Leitung von Professor Switalski, das in seinem ersten diesjährigen Kursus eine Reihe um das Erkenntnisproblem zentrierter Vorlesungen bot, und auf der Scholastik fußend hinüberschritt auf das ganze Gebiet der neueren Philosophie.

Aber die Zukunftswirkung beider Kreise bedeutet doch nur einen Teil der großen christlichen und deutschen Aufgabe, die Köln unter den gegenwärtigen Möglichkeiten vollbringen könnte. Die zentrale Lage zwischen mächtigen Handelsvölkern hat Köln nach dem Krieg eine Entwicklung beschert, wie sie keine andere deutsche Stadt erlebt hat. Köln hat die alte Mutterstadt Rom heute schon an Einwohnerzahl, Flächenraum und Handelsbedeutung überholt. Und doch beginnt sich, nachdem durch das Versailler Diktat auch die äußersten Festungsringe gefallen sind, der Raum erst zu füllen. Bis halbwegs Neuß und Düsseldorf reicht heute die Stadtgrenze hinab. Und unendlicher Reichtum deutscher und ausländischer Industrie- und Handelsherren hat sich hier angesammelt. Die Schiffe der großen Seestädte kommen bis in seine Häfen, die an beiden Stromufern auf eine Strecke von mehr als 15 Kilometern hin mit ihren Schiffsmasten, Lagerhäusern und Kranen der Stadt, wenn man von Düsseldorf auf dem Rhein heranfährt, das Aussehen einer mächtigen Hafenstadt geben.

So in allen Fundamenten seiner Entwicklung fußend auf einer unvergleichlichen christlich-deutschen Vergangenheit und in der Gegenwart vom Schicksal begünstigt wie keine zweite deutsche Stadt, könnte Köln, wie die Würfel auch fallen am Rhein, unter den Völkern die große christlich-deutsche Vermittlerin werden in einem wahrhaft erhabnen Sinne. Gleich erfüllt vom Alten wie vom Neuen, könnte sie — ein Alexandrien des zerrissenen Abendlandes — zwischen den Völkern von West und Ost den Geist einer neuen sittlichen Weltordnung heraufführen.

Kritik

Moderne Mystik in der Dichtung
Von Karl Debus

Der Expressionismus weist einen Zug zur Mystik auf. In ihm trat die irrationale Bewegung, die Sehnsucht nach Religion, die ihren Beginn bereits in die Tage der Romantik zurückdatiert und als Unterströmung die Geistesentwicklung der letzten Jahrzehnte begleitet hatte, wieder ans Tageslicht. Doch von der Romantik unterscheidet den Expressionismus die unhistorische Einstellung. Dem Expressionisten ist die Innerlichkeit einzige Wirklichkeit. Von der Außenwelt will er nicht viel, von der Geschichte als geistigem Kulturbestand nur insofern etwas wissen, als sie sich symbolisch zur Ausdeutung ewiggültiger menschlicher Bezüge verwenden läßt. Die neue Mystik des Expressionismus entbehrt der Bindung und Bändigung durch die Erfahrung, durch die Überlieferung, durch die Kirche. Rilke sagt einmal:

Es gibt so wunderweiße Nächte,
drin alle Dinge silbern sind;
da schimmert mancher Stern so lind,
als ob er fromme Hirten brächte
zu einem neuen Jesuskind.
Weit wie mit dichtem Demantstaube
bestreut erscheinen Flur und Flut;
und in die Herzen traumgemut
steigt ein kapellenloser Glaube,
der leise seine Wunder tut.

Das ist ganz moderne Mystik im bezeichneten Sinne. Die christlichen Heilsbegriffe sind nur Hilfsmittel um eine ganz allgemein ergriffene Stimmung voll religiöser Sehnsucht auszudrücken, ohne daß man von einem eigentlich christlichen Empfinden sprechen könnte.

Nun ist Rilke eigentlich noch kein Expressionist. Er stand zugleich am Ende einer ausgehenden und am Anfang einer neuen Entwicklung. Er war Bildungsdichter von einer verfeinerten Wortkultur, die dem einen Zwecke untergeordnet wurde, das religiöse Erlebnis, ‚Gott' auszudrücken. Dieser Gottesbegriff ist stark pantheistisch gefärbt. Rilke war ein Mystiker der Einfühlung, sein Optimismus war analytisch und reflektierend, dabei war Rilke noch historisch gerichtet, von einer sonderbar reifen und etwas müden Stimmung. Er hatte sich in die mystisch-lehrsame Beschaulichkeit alter Klöster eingefühlt, die abseits vom Strome der Zeit stehen und ihn, je höher er geht, um so besinnlicher vorbeirauschen lassen. Die grüblerische Beschaulichkeit in Rilke war ein Ende, die dunkle Gottahnung ein Anfang neuer Entwicklung. Für Rilke ist Gott der ‚Bauer mit dem Barte', das Ureinfache, Urtümlich-Primitive. Die österreichische Verfeinerung und Differenzierung verlangte nach dem Schlichten, es brach die elegische Stimmung durch. Rilke blieb ein Ästhet auch im weltanschaulichen Sinne, ein Genießender, ein reizsamer Mensch, ein Impressionist der Kultur und des Geschmacks, dessen Haupttendenz gleichwohl die letzte Vereinfachung war im Namen Gottes.

Überwog bei Rilke Empfindung und spekulativer Verstand, so war Mombert ein Akrobat der Phantasie, der seine kosmischen Gesichte um ihrer selbst willen

liebte, losgelöst von jedem Zweck- und Tatbewußtsein. Das war in der Zeit sinnlicher Eindruckskunst, in den Tagen eines Liliencron und Arno Holz etwas Unerhörtes. Obwohl aber Mombert die Beziehung zur Außenwelt scheinbar abgebrochen hatte, so ist er doch an der Grenze des Impressionismus stehen geblieben. Er arbeitet mit den bereits phantastisch-traumhaft gestalteten Schall- und Lichteindrücken, an denen er sich im grandiosen dichterischen Nachtspiel berauscht. Und nie hat er dabei die Wachheit des Selbstzuschauers überwunden. Daher hat seine Lyrik trotz aller Phantastik Umriß. Kosmische Laute sind es, aber ohne eigentliche Ergriffenheit und Ehrfurcht, ohne die es kein Erkennen des Göttlichen gibt. Mombert berauscht sich am großgesehenen Bild, am Klang orphischer Urworte, aber er weiß ganz gut, daß er nicht das All geschaut und dessen Wirkungskraft und Samen, sondern daß er selbst der Demiurg der Afterwelt ist, die klingt und blendet.

Der eigentliche Expressionismus brachte wieder eine Literaturrevolution. Gegen die Sklaverei des Eindrucks soll der Ausdruck, gegen die Sinnenwelt die Seele gesetzt werden. Ihre Offenbarungen werden im rasenden Rhythmus emporgeschleudert, als ob das moderne Hirn fürchte, die Stimme des Instinktes, der in Zeiten primitiver Kulturanfänge in Volksdichtern so stark und sicher spricht, zu stören. Auf katholischer Seite war Sorge ein Deuter innerlichster Vorgänge und religiöser Erkenntnisse, deren Tiefe und Ergriffenheit seit langem ohne Vorbild war. Mehr aktivistisch eingestellt war eine Gruppe jüngerer Dichter, die sich im Zeichen des ‚Weißen Reiters' am Rheine zusammenfanden. Weinrich ist unter ihnen der sprachgewaltigste. Konrad Weiß ist allen diesen gegenüber eine eigentümliche Erscheinung. Er hat am meisten den Konflikt der Zeit zwischen Geist und Fleisch, zwischen Drinnen und Draußen erlebt. Alle seine Vorgänger und Mitstrebenden wirken einheitlicher, geschlossener. Weiß überwindet in der Tiefe seines Wesens den Zwiespalt nur langsam und nach schweren Kämpfen. Er ist in der sinnlichen Schwere und zugleich Innerlichkeit seines Wesens ein Schulbeispiel für die Entwicklung, welche die Zeit vom Impressionismus zum Expressionismus genommen hat, ohne noch das klassische Gleichmaß von Drinnen und Draußen zu erreichen. War Rilke sinnlich (wenn es auch Gemälde, Worte, Musik und nicht die Natur selbst war, von der er seine Anregungen empfing), so ist Weiß im Grunde ideell gerichtet und sucht die Abhängigkeit vom Außeneindruck zu zerbrechen; es ist krampfhafter Versuch des Verstandes, Entwicklungen zu erzwingen, die organisch noch nicht reifen wollen. Weiß leidet an der Überkultur des Intellektes. In dem Gedichtband ‚Tantum dic verbo' (Kurt Wolff-Verlag) ist das Problem der Menschwerdung in den Mittelpunkt gerückt. Die geheimnisvolle Tatsache der Individuation empfindet der philosophische Dichter als Fluch. Damit rührt er in grüblerischer Weise an die Grundvoraussetzungen des Lebens überhaupt. Was bisher Gegebenheit, Voraussetzung war, wird in einem Zeitpunkt gesteigerter Erschütterung und Nervosität in Frage gestellt: Leben und Wirken selber. Das Rätsel der Reifung, des Werdens, wird in schmerzlicher Weise erlebt. Jedes Erlebnis, das Gott sendet, ist ein Anstoß zur Befreiung vom Staube körperlich-sinnlichen Daseins. Den Dichter zieht es in jäher Weltangst zur Weise vormenschlichen Lebens in mythischer Freiheit zurück.

Grab ist jede Geburt:
Wer sich gürtet seinen Gurt,
muß die eigne Seele morden;
warum bin ich Mensch geworden?

Es ist das Gefühl, verstoßen zu sein, auf der einen Seite von der Erde, dem sinnlichen (‚mütterlichen‘) Prinzip und auf der andern Seite vom Geiste, dem Reich der Ideen, wo zugleich Freiheit und Notwendigkeit herrscht. Der Mensch inmitten hat das Gefühl des Unverbundenseins, der Vereinsamung. Alles, was Leib, Gewand, Verkörperung heißt, wird im antik-platonischen Sinne zur Frage, so auch der mystische Leib der Kirche. Vor Jahren hatte Witkop in seinem Gedichtbande ‚Eros‘ ein ähnliches philosophisch-dichterisches Thema behandelt. Aber es war damals mehr ausgedacht, als erlebt; ohne zwingende innere Notwendigkeit aufgegriffen. Es scheint, daß die Fragestellungen, die damals in unreifer Art poetisch von katholischer Seite angefaßt wurden, nun aus persönlicher Lebenstragik heraus zum Austrag gebracht werden mit Hilfe des mystischen Gedankengutes, das mit Plato auch in den Anschauungsschatz der Kirche aufgenommen wurde. Denn tatsächlich ist das Leiden am Zusammenstoß zwischen Sinnlichkeit und Geist spezifisch christlich. Nur hat unsere Zeit im Gegensatz zum Mittelalter im Glauben nachgelassen. Gott steht nicht mehr im Mittelpunkte des großen Kampfes, die Seele ficht ihn um ihrer selbst willen aus, stoische Geisteshaltung löst weitgehend die christliche Frömmigkeit ab.

In ‚Tantum dic verbo‘ hat der Dichter den Glauben an die Natur. Er drängt an die Quellen des Allebens; er hört es in sich dumpf sprechen, undeutbar dem Verstande. Und doch muß er als Poet, als Verwalter des Wortes, als bewußter denkender Mensch deuten. Und so drückt er die Augen zu und läßt — ‚es‘ sprechen. Und ‚es‘ spricht. Unverständlich, ohne Sinnzusammenhang:

Maria, bleiches Bild.
Sahst du die hohen Ähren,
Die Luft vor Hitze zittern,
und wie Giraffen wittern,
die Leiber ihre Mühn
hinschleppen wie in Gittern,
wie Schatten sich verzehren,
als wie Kamele ziehn?
Die Wüste ist ganz leer,
Die Erde dürstet sehr.

Hier ist Weiß an eine Grenze gestoßen. Die Wüstenhitze, zugleich Symbol der seelischen Stimmung, ist unnachahmlich eingefaßt. Impressionismus und Expressionismus scheinen ineinander überzugehen, aber auf Kosten des logischen Zusammenhangs. Weiß will hier aus einer Überschärfe des spekulativen Verstandes heraus oft künstlerisch die Einheit erzwingen, wo sie erlebnismäßig noch nicht da ist. Er ringt um den Hymnus, die letzte Einheit von Philosophie und Poesie, wie sie in Hölderlin ihr unerreichbares Vorbild hat: ‚Ein Hymnus dachte ich zu sein dir, Herr.‘ Der Hymnus setzt aber eine äußerste Gelöstheit voraus, der Dichter muß ganz Gefäß, Organ Gottes sein. Wenn in Hölderlins letzten gewaltigen Hymnen bereits der einheitliche logische Zusammenhang zu zerbrechen scheint, so bedeutet dies das Ende einer Entwicklung, der Dichter konnte die Fülle der Gesichte nicht mehr fassen. Er hat mit dem Wahnsinn sein Leiden, das zugleich seine Seligkeit war, bezahlt. Weiß ist in obigem Gedicht noch allzu bewußtkunstmäßig.

Gegen das Streben nach dem Einswerden mit der Natur erhebt sich immer wieder die Vernunft, der Geist. Gott soll als Geist erfaßt werden, aber der Wille fühlt ihn so hoch über sich, daß er sich dumpf unterwirft. Diese Unter-

werfung im alttestamentlichen Sinne bedeutet aber noch keine Befreiung. Inmitten von Natur und Gott findet sich oft die Seele allein, und aus dem Gefühl des freien Schwebens zwischen den großen Polen erwächst eine wehmütig-romantische Stimmung:

Mitten im Baum
zittert ein einziges Blatt;
seliger Raum,
daß meine Seele nicht Stätte hat!
Wohin sie eilt,
findet sie sich am Ziel,
wo sie verweilt,
ist ihr weilender Hauch zuviel.
Bittere Lust
kommt erst wie leise Luft heran,
flieht durch die Brust,
Daß ich die Erde nicht lassen kann.

Noch öfter findet sich das Gefühl der Zerrissenheit und Leere. Das Getrenntsein vom naiven Menschentum erweckt in Weiß nicht die Sehnsucht nach inniger Verbindung von Mensch zu Mensch:

Ich bin noch immer auf der Flucht —
und kann im eignen Herzen fassen
noch nicht das Wort, das Herzen sucht.

Bis an die Grenzen Nietzscheanischer Einstellung ist er vorübergehend geraten: ‚Und Gut und Bös verläßt der Seele Schoß.'

In dieser Not ringt der Dichter um den tieferen religiösen Sinn von Legende und Heilsgeschichte. Er sucht sie rein erlebnismäßig psychologisch zu fassen, ohne ihren objektiv verpflichtenden und zugleich historischen Gehalt in den Vordergrund zu rücken. In gewissen Gedichten erinnert das tief persönliche Ringen mit den letzten Werten der Religion an Annette Drostes geistliche Gedichte. Es ist derselbe Ernst, dasselbe Schwächegefühl, derselbe Mut des Wiederaufstiegs. Nur ist Annette Droste einfacher und klarer.

Es ist der Fluch der Gier, des ewigen Zweifels, der Eva die Frucht vom Baume reißen, der Judas am Tische des Herrn nur auf Verrat sinnen läßt, und der bewirkt, daß in ihm die Gabe zum Tode wird. Und diese Gier als unselige Erbschuld spürt die Menschenseele als ausgestoßener Gast durch alle christlichen Jahrhunderte. Weiß in seines Suchens Unrast hat sie auch gefühlt. Die Gabe des Wortes schon, die Dichtkunst, verwandelte sich ihm zum Fluch. Es ist das ein echtes Problem der expressionistischen Geistesrevolution, die genau so wie die Romantik eine neue Weltanschauung ans Licht fördern, alles gleichsam von vorn anfangen und erleben wollte: Die Form des Ausdrucks ist Gegenstand des ästhetischen Ringens geworden: tantum dic verbo. Auf dem Wege vom Sinnlichen zum Innerlichen, vom Eindruck zur Seele, den das Neuheidentum übermüdet von der Außenkultur und aufgerüttelt in den Tiefen durch das Kriegserlebnis gemacht hat, droht auch Weiß zu straucheln. Das Leiden am Worte ist bei ihm in Wirklichkeit das Leiden an der noch unzulänglichen und vielfach erzwungenen inneren Schau, für die das Wort erst gefunden werden muß. ‚Mich hat die Gabe mit Fluch erfaßt.' Daß schließlich doch ein besserer Weg gefunden werden wird, darauf deutet schon im ersten Buche der sittliche Ernst des Ringens, die Hingabe an eine innere Führung: ‚Im Vertrauen wuchs ich stets.'

Schon am Schlusse von ‚Tantum dic verbo' war eine neue Forderung durch-

gebrochen: ‚Gib mir Menschen, gib mir Welt!‘ Es ist die Rückkehr aus der Vertiefung zur Erscheinung, das Hinstreben zum Nicht-Ich. Sie sollen ihn nicht mehr mit dem Schein ihrer bloßen Tatsächlichkeit belasten. Er will sie in ihrem relativen Werte sehen als Wegsteine zu Gott. Diese Wandlung vollzieht sich langsam im zweiten Buche des Dichters: ‚Die cumäische Sibylle‘ (Georg Müller Verlag, München 1921). Das Problem ist nun viel bestimmter und eindeutiger ein metaphysisches geworden. Aus der Sphäre der subjektiven Willkür tastet es in das Reich der objektiven Geltung. War im ersten Buche ein Protest gegen die Individuation vorhanden, so handelt es sich nun gerade um die Fleischwerdung des Wortes als tiefstes mystisches Geheimnis Gottes und der Seele in der Zeit. Wie wird das Urbild zum Fleisch, und wie wird es in uns verwirklicht? Zur Welt muß der Dichter irgendwie ein Verhältnis wiedergewinnen. Noch ist die neue Erkenntnis leidvoll, denn ach, wie arm ist der Mensch! An Stelle der alten Zuversicht ist Erschütterung getreten. Gott ist vollkommen, von Ewigkeit her voll Macht, Weisheit, Güte; nur wir sind der Abfall, wir nur der ‚Neid Gottes‘. Diese Selbsterkenntnis ist wie ein Anfang zu neuer Liebe. In der Entselbstung werden wir immer zu Gottes Gefäß, seinem Organe. Weiß beginnt die Gefahr des eigenen Grübelns zu erkennen. Er taumelt vom Sinn zum Worte, aber das Urbild ist nicht sein eigen, nicht etwas, was er selbstherrlich erzwingen kann; er kann es nicht erschaffen, bestenfalls begreifen. Und hier ist er von Gott abhängig, wie Jonas, zu dem der Herr sprach:

Ich bin Jehova, meines Auges satt
von Menschen, Dingen, Vieh; und all dein Hoffen
ist nur mein Bild, genährt von deinem Wort.

In dieser Erkenntnis begreift er, daß wir nur an die Erde gebunden sind, der Sinn des ‚Stirb und Werde‘ geht ihm auf. Auch das Grab ist notwendig zur Theophanie. Die Erde soll auch als ‚ewig verschlingendes Grab‘ bejaht werden. Die Notwendigkeit des Leidens ist verstanden, Vertrauen soll da sein auch noch im Fall.

Nur dies noch, daß mein Werde,
in Leid erstrebt,
sich immer wieder unter deine Erde
als eingeborne Schuld
in Demut gräbt,
hier bin ich zu Hause
eigene, in dir gelebt,
Wurzelhuld, . . .

Der ganze Inhalt des Schmerzes, der Inbegriff dessen, was Menschsein heißt, ist symbolisch-mystisch im Holz des Kreuzes geschaut: ‚Wie hast du mich erhöht!‘ Daneben tritt die geschichtliche Beziehungsfülle, die praktische Forderung der Nachfolge, zu der eben nur die Kirche als Erbin der Vollgewalt Christi verpflichten kann, zurück. Daher fehlt auch die Gnade, deren Verwalterin und Spenderin ebenfalls die Kirche ist. Gott wird immer noch allzu intellektuell als der starre Binder und Gebundene erfaßt. Noch immer lebt im Dichter die Angst vor Gott und der eigenen tiefsten Kraft. Und ewige Hemmung ist immer wieder der ‚Neid‘, das voreilige Minderwertigkeitsgefühl, das aus der Erkenntnis der Spannung entspringt, die zwischen Ideal und Wirklichkeit in der Seele des gnadenlosen Menschen besteht:

Wer krank zu jedem Bilde spricht:
wär' ich vollendet so wie du,

daß ich des eignen Kerns nicht bleibe,
der kennt das Ende ohne Ruh',
der ißt und trinkt das Selbstgericht.

Eine Hauptform dieser Unruhe ist noch immer die gesteigerte Innenschau. Sie wird als Qual empfunden, am Leben vorbeiführend (siehe das Gedicht ‚Der nackte Jüngling', S. 65). Wohl führt die Innenschau zu Gott, sie ist ja Suchen nach Gott. Aber qualvoll ist die innere Leere, die sie mitunter erzeugt, da sie Abkehr von den Inhalten der Welt ist: ‚Ich bin gespeist, und Speisens bin ich krank, ich bin getränkt, mein eignes Ich zu trinken . . .' Hier hilft nur das Sichlosreißen von sich selbst. Das Leidensverdienst Christi wird für Weiß nur dann lebendig, wenn alle Schwäche auf Christus geworfen, in ihm bejaht, erduldet, ertragen wird. Das sei der metaphysische Sinn der Christustat für uns Menschen. Das Leid wird zum Weltleid, abgelöst vom Einzelich.

Ich wollte zeigen, was ich sah
und was ich immer mehr erfuhr,
und fand mich auf der eignen Spur
besinnungslos und mir geschah,
als ich mich fand, war ich schon da,
ich bin geteilt, und in der Schur
des Schmerzes fand lebendig nur
ich mich erkannt auf Golgatha.
Den Sinn frug ich umsonst um Rat,
Erkenntnis, die nur Blöße sucht,
nahm mir mein letztes Eigenkleid,
nun schlägt der Sinn der Schmerzenszeit,
ein dürres Blatt noch, um die Frucht,
wann fällt sie ab, wann reift die Tat?

Aus dem Kampf mit dem Worte, das eben nicht bloß Schall und Rauch ist, das sein Eigenwesen besitzt und sich nicht vergewaltigen läßt, gibt es für den Dichter einen Ausweg: die Wendung zum Christentum der Tat. In die Sinnlosigkeit hatte dieser Kampf den Poeten geführt, weil er seinen Willen durchsetzen wollte. Und nun steht die Flucht in die Tat auch wieder im Zeichen der Antithese. Das Christentum der Tat muß gelebt werden. Hier hört die Spekulation auf und folgerichtig auch die Weißsche Dichtung. Der Mensch ist nicht a se, noch per se, er ist nur ‚ein Nächster', d. h. abhängig, ein Geschöpf, kein Schöpfer der Dinge, die ‚wahr sind, nur ohne ihn, in ihm nur Verrat'. Diese Auffassung schießt freilich weit übers Ziel hinaus. Die Verkleinerung des subjektiven Wertes, die vollständige Kapitulation vor dem ‚Worte' ist nur eine Folge des ehemaligen Überlegenheitsstrebens. Man hatte dem Worte seinen Eigenwert genommen, um es ganz in den Dienst von Stimmung und Eindruck zu stellen. Es hat sich gerächt. Und die Erkenntnis der objektiven Verhältnisse im Reiche der geistigen Werte treibt den Dichter in die — Praxis. Und sofort verallgemeinert er sein Erlebnis. Dem Menschen fehlt die unendliche Freiheit und Einzigartigkeit Gottes. Er ist soziales Wesen und als solches auf die Gemeinschaft und das Wirken in ihr angewiesen. So weist ihn der Dichter immer wieder auf das ‚Wort der Tat' zurück. Aber dieses ‚Wort der Tat', moralisierend und lehrhaft, ist nahe daran, die Grenzen der Dichtkunst zu sprengen.

Die spekulative Lyrik von Weiß ist schwer zugänglich. Für den Philosophen ist sie vielfach zu sehr Erlebnis, für den Freund der Dichtung zu sehr Analyse

und Philosophie. Der Mystiker vermißt die freudigen Erlebnisse der Begnadung. Und doch hat diese Lyrik in ihrer Schwere und Tiefe eine zeitgeschichtliche Bedeutung. Sie deckt Zusammenhänge auf, die keineswegs bloß persönliche, die auch allgemeingültige Bedeutung haben. Sie zeigt das tiefinnerste Problem unserer Übergangszeit: das Ringen der modernen Seele um Gott — ohne Gott. Das ist ein Paradoxon und scheint gewagt, ja frevelhaft. Ist mit dem, der guten Willen hat, nicht Gott? Er ist mit ihm, aber er kann sich nur durch das Leiden dem verständlich machen, der aus der Einsamkeit der Ichbestimmtheit zu ihm kommt. Und so ist diese Lyrik eine Lyrik des Schmerzes.

Ihre Form, die das Verständnis nicht gerade erleichtert, zeugt vom Aufwachsen eines ganz neuen Formwillens. Die allegorisch-mystische Beziehungsfülle aus dem geistlichen Zeitalter mittelalterlich-deutscher Dichtung scheint wieder erreicht. In den Erklärungen des Hohen Liedes aus dem Frühmittelalter wird das Verhältnis der Braut zum Bräutigam bald als das Verhältnis der Seele zu Christus, bald als das der Kirche zu Christus, bald als das von Maria zum Heiligen Geiste gedeutet, die vier Räder am Wagen des Amminadab mit vier göttlichen Tugenden verglichen. An diese Methode erinnern die poetisch-mystischen Vergleiche von Weiß. Da ist der Hirsch (Adam), der sein Geweih am Baum (Christi) abstößt, da er nicht anders sich vom Leid des Wachsens und Reifens zu Gott befreien kann. In diesen Symbolen wird das Historische, das Empirisch-Einmalige, alle Tatsächlichkeit aufgelöst in Erkenntnis und Erlebnis. Vom Stand der Entwicklung der letzten Jahrzehnte aus gesehen, wird hier die historische Geisteshaltung mit ihren eigenen Mitteln überwunden. Es ist jene Geisteshaltung, die mit Erkenntnissen und Wertungen einer zeitbedingten Geschichtswissenschaft das ganze Kulturleben messen und beschränken will. Vergessen wird aber leider auch die wirkliche Geschichte. Diese ist auch in ihren Tatsachen und in ihnen erst recht überall in uns und um uns lebendig. Und je größer die Tatsachen der Geschichte sind, desto stärker beeinflussen sie auch heute noch unser Denken. Das ist ja der größte Berechtigungsnachweis der Kirche, daß Christus kein Symbol und keine bloße Idee ist. Abgesehen davon gelingen Weiß mitunter Vergleiche von hohem, dichterischem Schwung und philosophischer Weite. Die Mutter, die das Leid des Sohnes am Kreuze überdauert, ist die Menschheit, die empirisch auch nach Christi Tod zu leiden hat an Tod, Sünde, Endlichkeit. Der Schächer, der Christi Leiden mitleidet, ist der Mensch von heute, überall. Die ‚Teilung im Kern' bedeutet den Geist, der ‚Schöpfung erfuhr', der als solcher zwischen Tier und Engel steht, den zwiespältigen Menschengeist. Die ‚Angeln' sind die Prinzipien, Grundwesen, Grundvoraussetzungen. Die Vision um den ‚zerknechtet toten Leib' wird anschaulich gemacht durch ein Weib, das im Osten der Welt in ‚Sinnschaft muttertrunken' steht (= Hängen an der Welt, an den Sinnen), und dieses Weib wird wieder verglichen: es steht wie ein Schmerzensmal am grenzenlosen Golf (= die Ewigkeit, das Unsinnlich-Absolute, Unendliche, Unbedingte).

Der Rhythmus erinnert manchmal an Mombert. Man vergleiche folgende zwei Strophen:

Weiß: Leicht wallt Gewölk vor dem Mond hin,
weißen Atem haucht die Nacht aus,
leise flüstern die Blätter dem Wind nach,
die Seele tritt aus ihrem dunklen Bild heraus.
(‚Tantum dic verbo'.)

Mombert: Nur daß ich wachte.

Nur daß ich eine Fackel trug,
die zuckend rot den dunklen Gang beblutete,
den steinernen Gang, in dem wir wandelten.

Eigentlich ist die Sprache diesem heimlichen Musiker — Not. Er möchte sich im Hymnus ausströmen und muß immer wieder Worte voll Vorstellungskraft, sinnlich-anschaulicher Plastik finden, je abstrakter das ist, was er auszudrücken hat. Das reine magische Wort, das eigentlich keinen Sinn mehr hat, läßt ihn unbefriedigt. So verliert er nie des ‚Sagens Not'. Die Sprache ist philosophisch konzentriert und doch innerlich bewegt, dramatisch, weil alles energisch erlebt und erlitten ist.

Bleibt dieses Wort,
das Wort, das nur bekennt und nicht gebeut:
Sieh da, ein Mensch in seiner stummen Acht,
ein ausgestoßnes Ich, zerschlagner Stolz,
und kein Vollbracht?

Das ist eine Reihe personifizierter Abstrakta, die gegenständlich wirken. Hier und da erinnert die Sprache an Novalis:

Ein Morgenstrahl will schießen,
windhelle Wasser fließen.

Die Strophen sind oft dialektisch gegeneinander aufgebaut. Die erste Strophe eines Sonetts beginnt mit ‚Warum' und enthält die Frage. Die zweite fängt mit ‚Weil' an und bringt die Antwort. Am meisten Schwierigkeiten macht dem Leser die oft gezwungen freie Wortstellung. Alle überkommenen grammatikalischen Vorschriften sind hier zerbrochen, man muß sich zusammensuchen, was zusammengehört. ‚Von Gott die Seele übermannt', ist noch das Gewöhnlichste. Das Prädikat wird vorausgesetzt ohne das stellvertretende Pronomen: ‚umdonnert rings den Kreis ein gleicher Chor' (statt: ‚es umdonnert' usw.). Appositionssätze werden aneinandergereiht, teilweise asyndetisch, ohne Hilfszeitwort. Lästig ist die häufige Ausfüllung von ganzen Verszeilen mit lauter einsilbigen Worten:

Weil jedes Ding, durch das ich auch dir glich — —
Nun ist er, der ich durch ihn Sinn
und Kern bin, er, der mich vermißt,

Der Gesamtweg des Dichters geht in beiden Büchern vom Sinneseindruck zum reinen, geistigen Ausdruck aus religiösem Erlebnis und Spekulation. Von der Tatsachenbestimmtheit will er auf leidvoller Straße zur Schau der ewigen Werte, zu Gott. Das bedeutet immer mehr Ausschaltung des geistigen Stolzes, leidvolle Verdemütigung. Noch ist dieser Religion die Passivität anzumerken. Die Seele fühlt sich als Erde, über die Christi Kreuzweg geht, und auf welcher der Heiland stetig fällt.

Daß ich dir widerfuhr,
die Erde bin, du Gänger,
sie bleibt getreuer, als der Troß Anhänger
des Kreuzwegfalls,
ein Abdruck deiner Spur.

Hier wird die Innerlichkeit zu weit getrieben. Es ist passives Leiden unterm Kreuz, nicht bewußte Nachfolge. Dabei läuft noch immer Kritik, Reflexion und Protest, ja Stolz mit unter. Das Hoffnungsvolle an der Weißschen Spekulation ist gerade das Leiden an ihr. An ihrem Ende steht doch nicht die Flucht vor der Welt und vor der Notwendigkeit geschichtlicher Gebilde und geschichtlicher Entwicklung, sondern die Ahnung ihres Sinnes und ihrer Bedeutung auf dem Wege zu Gott.

Rundschau

Zeitgeschichte

Die politische Idee des Katholizismus auf eine Formel zu bringen ist die Absicht einer kleinen, aber beachtenswerten Schrift des Bonner Rechtslehrers Prof. Dr. Karl Schmitt, die den Titel führt: ‚Römischer Katholizismus und politische Form' (Hegener, Hellerau 23). In ihrer mehr geistreich als begrifflich-logisch verfahrenden Argumentation geht sie von der Feststellung aus, daß es einen antirömischen Affekt gäbe, dem nicht nur fanatische Sektierer, sondern ganze Generationen frommer Protestanten und griechisch-orthodoxer Christen unterlagen, die in Rom den Antichrist gesehen haben und sehen. Im Gegensatz zu Cromwells dämonischer Wut sei diese Gegnerschaft in neuester Zeit zwar mehr und mehr rationalistisch, humanitär, utilitaristisch und flach geworden und habe sich nur noch einmal bei Dostojewski zu der säkularen Größe seiner Schilderung des Großinquisitors erhoben. Aber so viele Abstufungen der antirömische Affekt auch erfahren habe, es bleibe immer die Angst vor der unfaßbaren politischen Macht des römischen Katholizismus.

Worin besteht nun diese Macht? Bei dieser Frage bereits beginnt ein wunderliches Durcheinander der Meinungen. Liegt sie, wie die einen wähnen, in der ungeheuren Starrheit ihrer Grundsätze und dem feinverzweigten hierarchischen Verwaltungsapparat, der, indem er das religiöse Leben kontrolliert, die menschlichen Willensregungen an der Wurzel faßt, oder liegt sie nicht gerade umgekehrt in der erstaunlichen Elastizität, womit sie sich jeder neuen Lage mit grenzenlosem Opportunismus anzupassen versteht? Schmitt zeichnet diesen Opportunismus mit folgenden Worten: ‚Sie verbindet sich mit den entgegengesetzten Strömungen und Gruppen, und tausendmal hat man ihr vorgerechnet, mit welchen verschiedenen Regierungen und Parteien sie in den verschiedenen Ländern Koalitionen geschlossen hat; wie sie, je nach der politischen Konstellation, mit Absolutisten oder Monarchomachen geht; während der hl. Allianz, nach 1815, ein Hort der Reaktion und Feind aller liberalen Freiheiten, und in anderen Ländern dieselben Freiheiten, besonders Preßfreiheit und Schulfreiheit, in heftiger Opposition für sich beanspruchend; wie sie auf dem europäischen Kontinent das Bündnis von Thron und Altar predigt und in den Bauerndemokratien schweizerischer Kantone oder in Nordamerika ganz auf der Seite einer überzeugten Demokratie zu stehen weiß.' Obwohl vieles, was in diesem Verhalten widerspruchsvoll erscheint, nur als Folge und Begleiterscheinung eines politischen Universalismus genommen werden muß, so erklärt Schmitt sie doch auch aus einer allgemeinen Tatsache: ‚Jede Partei, die eine feste Weltanschauung hat, kann in der Taktik des politischen Kampfes Koalitionen mit den verschiedenartigsten Gruppierungen bilden. Für den überzeugten Sozialismus, soweit er ein radikales Prinzip hat, gilt das nicht weniger als für den Katholizismus. Auch die nationale Bewegung hat, je nach der Situation des einzelnen Landes, bald mit der legitimen Monarchie, bald mit der demokratischen Republik ein Bündnis geschlossen.' Gerade die hier angeführten Beispiele des Sozialismus und des Nationalismus können uns einen Fingerzeig geben, nach welcher Richtung der politische Wille des Katholizismus wirksam wird. Sowohl die Ideen des Sozialismus, wie des Nationalismus sind pseudoreligiöser Natur. Die Kirche dagegen hat nie einen Hehl daraus gemacht, daß sie sich zwar im gegebenen

Falle politischer Mittel bedient, daß aber ihr eigentlicher und einziger Zweck das Religiöse, das Heil der Seelen ist. Alles, was diesem Zwecke dient und sich innerlich mit ihm verträgt, ist ihr willkommen, alles, was ihm widerstreitet, wird sie ablehnen oder bekämpfen. Heute gibt es viele, die verzweifelt nach einer ordnenden Macht in der Welt Ausschau halten, wobei sie eine bestimmte Ordnung im Auge haben, und die nicht die Geduld besitzen, den Ausgang des Ringens um diese Macht im Glauben an eine göttliche Weltleitung abzuwarten. Das gilt sowohl für die innerstaatlichen wie für die weltpolitischen Verhältnisse. Sie möchten den Katholizismus selber als eine politische Macht in dem Kampf um die Entscheidung einsetzen, d. h. durch gewisse, als katholisch charakterisierte Forderungen seine Anhänger für die Durchsetzung eben dieser Forderungen aufbieten. Alle Versuche, von diesem Zweckgedanken aus das Wesen einer ‚katholischen Politik' zu bestimmen, leiden uranfänglich an einer Einstellung auf politische und kulturelle Zuständlichkeiten, die irgendwie mit geistig oder empirisch durchlebter Geschichte zusammenhängen. Nun ist ja gewiß auch der Katholizismus oder konkret gesprochen, die Kirche in die Geschichte hineingestellt und aus ihr gar nicht herauszudenken, aber das ist doch nur nach der Seite ihrer äußeren Schicksale der Fall, und diese Schicksale können folgenreiche Veränderungen sowohl in verfassungs- wie verwaltungsrechtlicher, wirtschaftlicher und soziologischer Hinsicht im Gefolge haben. Aber wenn sie in ihren geschichtlichen Formen auch dem Wandel alles Irdischen unterworfen ist, so bleibt ihr tieferes Wesen doch ein Unwandelbares, das in alle geschichtlichen Formen eingehen, sich mit ihnen bekleiden kann. Wer daher die politische Idee des Katholizismus suchen und umschreiben will, der muß sich an dieses Unwandelbare und nicht an seine geschichtlich bedingten Auswirkungen halten, oder er wird nur jeweils die politische Idee einer bestimmten, sich katholisch wissenden Zeit und Menschengruppe fälschlich als die politische Idee des Katholizismus hinstellen. An diesem Fehler kranken fast alle aus irgendeiner Zeitnot heraus unternommenen Versuche.

Einen völlig anderen Weg beschreitet der Bonner Rechtsgelehrte. Um die politische Idee des Katholizismus ins Klare zu bringen, ist sein Blick nicht sowohl auf die anderen in der Welt wirksamen politischen Tendenzen eingestellt, als vielmehr auf jene in unserer Zeit stark und stärker hervortretende Neigung, die Welt zu entpolitisieren und die Ordnung allein durch das Spiel der ökonomischen und technischen Kräfte sicher zu stellen. Im Gegensatz zu dieser Entpolitisierung erblickt nun Schmitt in der Kirche die Hüterin der politischen Form schlechtweg. Sie, deren inneres und äußeres Leben eine durchaus charaktervoll gegliederte Form aufweist, kann nur wieder mit geformten Kräften sich verbinden. Wo irgend politische Form besteht, da ist auch für die Kirche die Möglichkeit eines Zusammenwirkens gegeben. Sie kann daher mit jeder Staatsform gemeinsame Sache machen, nicht aber mit einem Denken, das seine Normen nur aus dem Ökonomisch-Technischen entnimmt. ‚Eine Vereinigung der katholischen Kirche', so heißt es einmal in dem genannten Versuch, ‚mit der heutigen Form des kapitalistischen Industrialismus ist nicht möglich. Der Verbindung von Thron und Altar wird keine von Büro und Altar, auch keine von Fabrik und Altar folgen . . . Der Katholizismus wird sich jeder Gesellschafts- und Staatsordnung anpassen, auch derjenigen, in der kapitalistische Unternehmer herrschen oder eine Organisation der Gewerkschaften oder Betriebsräte. Nur kann er sich erst dann anpassen, wenn die auf der ökonomischen Situation basierende Macht politisch ge-

worden ist, also wenn die zur Herrschaft gelangten Kapitalisten oder Arbeiter in aller Form die staatliche Repräsentation mit ihrer Verantwortung auf sich nehmen.' Daß Repräsentation stattfinde, ist wesentlich. Die katholische Kirche, die keine ‚repräsentativen Einrichtungen' hat, ist doch die größte und inhaltreichste Repräsentation der Welt. ‚Sie repräsentiert die civitas humana, repräsentiert in jedem Augenblick den historischen Zusammenhang mit dem historischen Augenblick der Menschwerdung und des Kreuzesopfers Christi, sie repräsentiert Christus selbst, persönlich, den in geschichtlicher Wirklichkeit menschgewordenen Gott. Im Repräsentativen liegt ihre Überlegenheit über ein Zeitalter ökonomischen Denkens.' Die bürgerliche Gesellschaft und ihr Zwillingsbruder, die proletarische, sind keiner Repräsentation mehr fähig, solange als sie vom rein ökonomischen Denken beherrscht sind. Zu ihrer Geistesart gehört, auf jede Repräsentation zu verzichten: ‚Der Gelehrte und der Kaufmann sind Lieferanten oder leitende Arbeiter geworden . . . Beide bedienen, wenn sie wirklich modern sind, einen Betrieb. Beide sind anonym. Sinnlos zu verlangen, daß sie etwas repräsentieren. Sie sind entweder Privatleute oder Exponenten, nicht Repräsentanten.' Repräsentation setzt den Glauben an eine Idee voraus: ‚Solange noch ein Rest von Idee besteht, herrscht auch die Vorstellung, daß vor der gegebenen Wirklichkeit des Materiellen etwas präexistent ist, transzendent, und das bedeutet immer eine Autorität von oben.' ‚Kein politisches System kann mit bloßer Technik der Machtbehauptung auch nur eine Generation überdauern.' Zum Politischen gehört die Idee, ‚weil es keine Politik gibt ohne Autorität und keine Autorität ohne ein Ethos der Überzeugung'. Gelänge es dem materialistischen Ungeist, wie in Rußland, wo junge Bolschewisten aus dem Kampf für das ökonomisch-technische Denken einen Kampf gegen die Idee schlechtweg machen, den Staat restlos zu entpolitisieren, ‚so bliebe die Kirche die einzige Trägerin politischen Denkens und politischer Form; sie hätte ein ungeheuerliches Monopol, und ihre Hierarchie wäre der politischen Weltherrschaft näher als jemals im Mittelalter'. Daß sie einen solchen Zustand ‚nach ihrer eigenen Theorie und ideellen Struktur' nicht wünschen dürfe, versäumt Schmitt nicht zu betonen; supponiert sie doch den politischen Staat neben sich, eine societas perfecta und nicht einen Interessenkonzern. Sie will nur eine Gemeinschaft, in der zwei Repräsentationen sich als Partner gegenüberstehen, und diese Gemeinschaft findet sie einzig mit dem politischen Staat.

Das kirchliche Denken und Handeln beruht durchaus auf einer besonderen Rationalität. Aber dieser kirchliche Rationalismus und der des naturwissenschaftlichen Denkens sind ganz verschiedene Dinge. Während heute die naturwissenschaftlich-technische Methode das Denken der Welt beherrscht, liegt ‚der katholischen Argumentation eine besondere an der normativen Leitung des sozialen menschlichen Lebens interessierte, mit spezifisch juristischer Logik demonstrierende Denkweise zugrunde'. Ihr Rationalismus liegt im Institutionellen und ist wesentlich juristisch. Schmitt zitiert den Ausspruch Renans: ‚Toute victoire de Rome est une victoire de la raison.' Auch durch ihre juristische Formierung ist ein Gegensatz aufgetan zwischen der Kirche und der Welt des Nur-Ökonomischen, denn das Ökonomische hat eine durchaus privatrechtliche Tendenz, was Beschränkung der juristischen Formierung bedeutet, während das Juridische der katholischen Kirche publizistisch ist. Aber gerade dieser juridische Charakter, der ihrer Institution beiwohnt — wohl bemerkt, sie nicht ausmacht! —, hat der Kirche, selbst von Katholiken, eine Gegnerschaft eingetragen, deren Hauptsprecher in jüngster Zeit Rudolf Sohm geworden

ist.* Schmitt sagt: ‚Die Durchdringung mit juridischen Elementen geht in der Tat außerordentlich weit und manches, oft zu Vorwürfen benutzte, scheinbar widerspruchsvolle politische Verhalten des Katholizismus findet in der formalen, juristischen Eigenart eine Erklärung.‘ Aber was er auch immer mit der weltlichen Jurisprudenz an formeller Überlegenheit über die Materie gemein haben mag, dadurch überragt der Katholizismus sie doch, daß er ‚etwas anderes und mehr repräsentiert als die weltliche Jurisprudenz, nämlich nicht nur die Idee der Gerechtigkeit, sondern auch die Person Christi‘. Daß die römische Kirche Christus nicht als einen Privatmann und das Christentum nicht als Privatsache und reine Innerlichkeit auffasse, sondern zu einer sichtbaren Institution gestalte, das sei der ‚große Verrat‘, den man ihr vorwirft. ‚Eine dunkle weitverbreitete Stimmung empfindet die institutionelle Kälte des Katholizismus als böse und Dostojewskis gestaltlose Weite als wahres Christentum. Das ist so flach wie alles, was nur Stimmung und Empfindung ist.‘

So glänzend und richtig die hier skizzierten Ausführungen Schmitts auch sind, so könnte doch dagegen die Frage sich erheben, ob mit dieser Umschreibung des Verhältnisses des römischen Katholizismus zur ‚politischen Form‘ wirklich auch die politische Idee des Katholizismus ausgesprochen sei und ob sich das Wesen einer katholischen Politik mit solch formalen Betrachtungen erfassen lasse. Aber ich glaube, es gibt tatsächlich keine andere politische Idee des Katholizismus. Was man auch immer mit ihr verbinden wollte, wie etwa die föderalistische im Gegensatz zur zentralistischen Idee, kann doch nur beiläufig und unter gewissen Umständen mit katholischer Argumentation verfochten werden. Wesenhaft gehört es nicht zu einer katholischen Politik. Die katholische Gesellschaftslehre als ein Teil der Moral ist von dem politischen Handeln natürlich nicht zu trennen. Aber der politischen Mittel sind viele, um ihre Forderungen zu verwirklichen oder die verwirklichten zu befestigen. Die Verwirklichung dieser Forderungen ist von den politischen Formen unabhängig und von einem jeden politisch tätigen Katholiken anzustreben.

In einer Aufsatzreihe: ‚Zur Grundlegung einer katholischen Politik‘* (Frankfurter Volksztg., 2.—4. Sept. 1923) von Dr. Ernst Michel, dem Herausgeber des Werkes ‚Kirche und Wirklichkeit‘, findet sich die Behauptung: ‚Die Tatsache, daß der Kirche in der Neuzeit Europas nicht mehr unmittelbar Völker und Staaten gegenüberstehen, sondern Einzelmenschen, einerlei zunächst, welcher Art und von welcher Stärke ihre soziale Gebundenheit sein mag, bedeutet auf politischem Gebiet: Die Kirche als aktive politische Macht, als politisch schöpferische Größe ist aus dem Völker- und Staatenleben Europas ausgeschieden und hat ihre politische Sendung, die sie im Mittelalter für Europa hatte, ihren Gliedern, den einzelnen Katholiken, anvertrauen müssen, die nun ihrerseits selbständig diese Sendung im politischen Leben ihres Volkes, der europäischen Gesellschaft, ja der Menschheit auf sich nehmen müssen.‘ Wenn es schon durchaus gewagt ist zu sagen, der Kirche stünden in der Neuzeit nurmehr Einzelmenschen gegenüber, aber keine Körperschaften, zu denen doch auch die Staaten gehören, und die Kirche, die Corpus κατ᾽ ἐξοχήν ist, habe somit aufgehört, hinwiederum auf Körperschaften zu wirken, und wäre es auch nur durch Inspiration, so ist es vollkommen unrichtig zu behaupten, die Kirche habe ihre politische Sendung an die Einzelnen abgetreten. Hier wird die innerstaatliche politische Aktivität, die die Kirche nie anders

* Vergl. Rosenstock, Die Epochen des Kirchenrechts. 16. Jahrg. 1. Heft, S. 64—78.

* Als Sonderdruck erschienen in der Carolusdruckerei, G. m. b. H. Frankfurt a. M.

entfaltet hat als durch die Einzelnen, von denen sie lediglich verlangte, daß sie sich dabei von den auch für die Politik gültigen Grundanschauungen sowohl der lex naturalis wie der lex divina leiten lassen sollen, verwechselt mit der Ausübung ihrer Macht im zwischen- und überstaatlichen Bereich, worin sie nie auf ihre Souveränität verzichtet hat, noch jemals wird verzichten können. Wir empfinden es daher als eine schwächliche und durchaus unjugendliche Seelen- und Geisteshaltung, wenn in einem Artikel der ‚Kölnischen Volkszeitung', der gegen unseren Aufsatz ‚Die neue Generation und der Papst' von Dr. Friedr. Fuchs (Augustheft) polemisiert, von Studentenseelsorger Robert Grosche im gleichen Atemzug, da gesagt wird, die katholische Jugend fühle ‚sich geborgen in der Liebe des hl. Vaters', ‚der Umfang der päpstlichen Souveränität' — wenn auch nur indirekt — abgegrenzt und rein auf ‚die Sphäre des Religiösen' eingeschränkt wird. Jugend, die liebt, zirkelt nicht ab und feilscht nicht um Kompetenzen. ‚Sie fürchtet keine päpstliche Theokratie', wie es in dem Aufsatz heißt, denn sie weiß, ‚Rom zielt ins Übernatürliche, auch wenn es diplomatische Aktionen einleitet'. Die Polemik in der ‚Köln. Volksztg.' verfehlt ihr Ziel. Weit entfernt, daß wir wünschen könnten, das arbitrium mundi solle geübt werden mit Gefährdung der religiösen Mission des Papsttums, glauben wir vielmehr, daß die religiöse Verantwortung es wagen müsse, sich hinwegzusetzen über Trübungen des guten Einvernehmens mit den politischen Machthabern selbst auf die Gefahr, daß dadurch äußere Vorteile und Ehrungen eingebüßt und Leiden in Tausch genommen werden. Wollte die Kirche auf ein arbitrium mundi im Sinne ihrer Verantwortung für die civitas humana, für die Heilighaltung des Lebens und die religiöse Freiheit verzichten, es ist keine Frage, die Freimaurerei, die Schmitt als die letzte europäische Gegnerin der universalen Kirche bezeichnet, würde es versuchen, den leer gewordenen Thron einzunehmen. Poincaré hat in seiner Kammerrede, durch die er das päpstliche Schreiben an Kardinal Gasparri abwehrte, den Papst in das Gottesreich verwiesen, und es ist keine Frage, daß der atheistische Staat mit der Verbannung des Papstes in die ‚Sphäre des Religiösen' durchaus einverstanden wäre. Das war ehedem die Sprechweise des Liberalismus. Wir Heutigen wissen: Die Kirche mischt sich zwar in die weltlichen Händel nicht wie gleich zu gleich ein, aber sie verzichtet auch nicht auf ihr Recht, die Völker und Machthaber zur Ordnung zu rufen, wenn sie in diesen Händeln gegen die lex naturalis und die lex divina freveln.

-th.

Lateinischer Block und Rheinland.

Politische Erschütterungen pflanzen sich nicht selten auf religiöses Gebiet fort. Oft wiederum sind sie selbst letzte Ausstrahlung religiöser Prozesse. Diese Beobachtung kann nicht dem Argwohn überheben gegenüber religiösen Formeln, die lediglich in Anwendung gebracht werden, um rein politische Urteile und Begehren einzukleiden. So findet heute der Franzose für seine angelsächsischen Antipathien die Formel ‚la paix protestante'. Damit meinen die von den französischen Jesuiten herausgegebenen ‚Etudes' (vom 20. Aug.) den Versailler Frieden, da seine Macher jenen jahrhundertealten Baum, die Doppelmonarchie der katholischen Majestät, gefällt haben, während der finstere germanische Wald aufrecht stehen bleiben durfte, in dessen düsterem Dickicht Luthers Psalmen weiter hallen zusammen mit den Hymnen an Odin, den Gott des frisch-fröhlichen Krieges. Eine religiöse Formel weiß Norbert Wallez in der belgischen ‚Revue catholique des idées et des faits' (vom 29. Juli) auch für den französisch-belgischen Imperialismus zu

finden. Er schlägt die Bildung eines französisch-belgisch-italienischen Blocks vor, gegen den weder Mitteleuropa noch das angelsächsische Reich etwas vermöchten. Auch die Rheinlande — gelte doch für die Völker nicht minder das Gesetz der Massenanziehung — würden bald einwilligen, diesem Block beizutreten. ‚Durch solches Zusammenarbeiten würden Belgier, Italiener, Franzosen und Rheinländer zu Herren der europäischen Wirtschaft und durch die Wirtschaft zu Schiedsrichtern über den größten Teil der politischen Probleme der Welt.‘ Und nun nach solch brutalem Geständnis wirtschaftlichen und politischen Machthungers die kulturell-religiöse Verbrämung: ‚Sie würden so sicherstellen den Einfluß der hellenisch-lateinischen und katholischen Kultur.‘ Für die Katholiken jenseits des Rheins, die an diese Förderung der katholischen Kultur durch die Lostrennung der Rheinlande vom Reich wirklich glauben und die, weil sie der dort nicht ohne weiteres vorauszusetzenden geographischen und historischen Kenntnisse entbehren, nicht schon zu der Einsicht gelangen, daß es eine deutsche Volksgemeinschaft gibt, daß die Rheinlande ihr zugehören und daß die Forderung ihrer Abtrennung (und damit der Verewigung des Kriegszustandes), von einem Katholiken ausgesprochen, diesen auch schon schamrot machen müßte — die annexionslüsternen Imperialisten unserer eigenen Vergangenheit, wenn sie nicht erröteten, beweisen für einen Christen nichts dagegen — für jene Katholiken sei doch darauf hingewiesen, daß der Verlust der Rheinlande den deutschen Katholizismus auf den Stand und die Not der Diaspora herabdrücken würde. Hat schon Versailles dem katholischen Volksteil Deutschlands ein Fünftel seines Bestandes gekostet (dem protestantischen ein Zwanzigstel), so würde die Loslösung der Rheinlande ihn noch um weitere 7,4 Millionen schwächen (den protestantischen um 4,9 Millionen). Die Rheinlande losreißen, das hieße dem katholischen Deutschland, das nach einem Worte Pius' XI. ‚den großen Abfall vor 400 Jahren schon während des furchtbaren Krieges und so auch in den gegenwärtigen Prüfungen gutzumachen gewußt hat durch so viel Eifer und mit einer so soliden und tatkräftigen Organisation des katholischen Lebens‘, das Herz ausschneiden.

Ernesto Vercesi, der in der Augustnummer von ‚Vita e Pensiero‘, der von Professoren der Mailänder katholischen Universität herausgegebenen Kulturzeitschrift, das Projekt der Revue catholique kritisch zerpflückt, findet die belgische Aufforderung, mit den Rheinländern zusammen einen lateinischen Block gegen Deutsche und Engländer zu bilden, doch ‚ein bißchen stark‘. ‚Es werden aus der Volkswirtschaft und der Religion entnommene Gründe geltend gemacht. Man lädt uns mit anderen Worten ein, jetzt, wo die Franko-Belgier im Ruhrgebiet stehen, uns auf die Seite der beiden okkupierenden Mächte zu schlagen, um den gegen die deutsche bismarckische Einheit gerichteten französischen Plan zu verwirklichen. Ich glaube nicht,‘ so versichert Vercesi, ‚daß sich auch nur eine italienische Regierung finden wird, die einer Einladung zu folgen imstande wäre, wie sie die Revue catholique vorbringt.‘ Der italienische Kritiker gibt schließlich den französischen und belgischen Freunden den Rat, sie sollten sich im Hinblick auf den europäischen Frieden und ihre eigenen nationalen Interessen auf eine bessere Spur bringen lassen. ‚Wollen sie wirklich England die schöne Rolle eines Hüters des europäischen Friedens überlassen? Und wenn England interveniert, so wird es dies sicherlich nicht auf dem Boden der reinen Idee tun, wie ihn sich der Heilige Vater in seinem Brief an den Kardinal Gasparri gewählt hat.‘ (Die Aufnahme, welche der Papstbrief in französischen Kreisen gefunden hat, veranlaßt Vercesi, in einem Artikel: ‚Der französische Nationalismus und die Weltmission des Papsttums‘ die Franzosen daran zu er-

innern, daß der Papst nicht der Hirte der Erstgeborenen der Kirche, welche die Erstgeborene der Revolution geworden, allein ist.) ‚Wenn England', so fährt Vercesi fort, sich an die Spitze der Neutralen und aller der Völker stellt, die zum europäischen Frieden zurückkehren wollen, hat es Mittel genug an der Hand, um die Nationen in eine Zwangslage zu bringen, die unter dem Vorwand der Reparationen in Wirklichkeit es dahin bringen wollen, daß die deutsche Einheit zerrissen wird, nur damit die Existenz eines Landes sichergestellt werde, in dem die Geburtenziffer dauernd sinkt.'*

Von der eingestandenen Furcht vor Entvölkerung war diktiert der Artikel im katholischen ‚Correspondant' (vom 25. Januar 1923), der unter Hinweis auf die Geschichte des römischen und des angelsächsischen Imperiums die Schaffung eines Großfrankreichs erwägt, in das Belgien und das linke Rheinufer — ‚ein Belgier, ein Schweizer, ein Rheinländer sind ja fast Franzosen'! — einbezogen werden könnten.'**

Herausgefordert durch solche Auslassungen von französischer Seite, unterzieht L. J. C. van Gorkom in der Revue der holländischen Katholiken, dem ‚Beiaard' (August / September 1923), ‚De Fransche Rijnpolitiek', einer schneidenden Kritik. Seine These, für die er den geschichtlichen Beweis erbringt, lautet: ‚Der Rhein ist die Längsachse des alten, ursprünglichen Deutschland; das Rheinland ist das kerndeutsche Land.' Sie verficht er gegen Barrès und sein Phantasieprodukt, die „âme celtique" des Rheinlands, ‚die — du fühlst schon, worauf es hinausläuft! — den Anlaß geben muß, daß Frankreich wieder — „une mission", eine Sendung im Rheinland hat.' Und der Holländer fährt fort: ‚Armes, beklagenswertes Rheinland! Wieviel Pein, wieviel Leid, wieviel Erniedrigung, wieviel Chikane bedeutet dies wiederum für dich: diese „Mission", die Frankreich unter der Leitung von dergleichen Hypernationalisten, wie Maurice Barrès einer ist, dir gegenüber zu haben behauptet. Die Ruhrbesetzung, die nach Poincaré „nicht" als Annexionsversuch gemeint ist, kann jedenfalls um so besser zugleich die Rheinlandsmission fördern.' Noch deutlicher bekundet der Autor seinen Verdacht: ‚Die französische Politik hat das Ruhrgebiet besetzt und hofft, dadurch um so besser den dauernden Besitz des linken Rheinufers bewerkstelligen zu können, um so noch in elfter Stunde und endgültig das Ideal der „frontières naturelles" zu verwirklichen. Es wird über die schweren und vielleicht unerfüllbaren Bedingungen gesprochen, unter denen das Ruhrgebiet vielleicht etappenweise geräumt werden könnte; über die Räumung des linken Rheinufers . . . wird von französischer Seite nicht mehr gesprochen. Im Gegenteil, die gesamte französische Presse, auch die Zeitschriften, und die katholischen nicht minder, sind noch vollauf mit dem Problem beschäftigt, wie die französische Mission auf dem linken Rheinufer zu erfüllen sei.' Van Gorkom, der, in Erinnerung an die auf die Niederlande bzw. Belgien gerichteten Annexionsgelüste der beiden Bonaparte, und Projekte wie das des ‚Correspondant' vor Augen, bei seinen flandrischen Brüdern das germanische Element nicht minder von ‚verfransching' bedroht sieht wie am deutschen Rhein, setzt schließlich seine Hoffnung auf eine große und reiche Zukunft der niederländischen Kultur, die der vordringenden französischen Kulturmission gewachsen sein werde, eine Hoffnung und

* Auf der dem Bevölkerungsproblem gewidmeten Semaine sociale von Grenoble (30. Juli bis 5. August) wurde darauf hingewiesen, daß in den Jahren 1934 bis 1940 die während des Krieges geborenen Jahrgänge in Frankreich 135 bis 150000, in Deutschland 650 bis 800000 Mann betragen werden. 1950 wird, vorausgesetzt, daß sich der europäische Bevölkerungszuwachs gleich bleibt, Frankreich 40, Italien 47, England 53 und Deutschland 78 Millionen Einwohner zählen (Revue des Jeunes vom 25. August 1923).

** Vergl. Hochland, April 1923, S. 94.

Erwartung, die ihm für das Wiederaufleben des katholischen Bewußtseins in seiner Heimat sehr belangreich erscheint. Der katholische Niederländer — so verstehen wir den hier angedeuteten Zusammenhang — will, auf eine an sich schmale Kulturbasis eingeengt, den durch die Sprache ihm verbundenen südlichen katholischen Stammesbruder in Flandern sich nicht durch Romanisierung rauben lassen.* Diese Erwartung in bezug auf die Kräfte des katholischen Bewußtseins läßt van Gorkom an die katholischen Niederländer die Frage richten, ob sie denn auch aktiv genug das miterlebten und mitfühlten, was den augenblicklich machtlosen Deutschen zur Stunde in ihren Rheinlanden angetan werde.

Hörten wir hier einen holländischen Katholiken seine Idee über das Rheinland formulieren, so entwickelt R. de Saint-Jean in der von den französischen Dominikanern geleiteten Zeitschrift der jungen Generation, der ‚Revue des Jeunes‘ (vom 25. August) die ‚Idée catholique et française sur le Rhin‘. Um es kurz zu sagen, ein katholisches Frankreich zieht die Rheinlande an, ein antiklerikales stößt sie ab und überläßt sie dem preußischen Einfluß. Die antiklerikale Politik Frankreichs hat ‚den Ausgleich zwischen dem Reich und den Rheinländern beschleunigt und die moralische Einheit des Reichs erleichtert‘. Also die deutsche Einheit ist's, gegen die diese ‚Idée catholique sur le Rhin‘ zielt. ‚Selbst nach dem Kulturkampf noch‘, heißt es da weiter, ‚legten die Rheinländer der Germanisierung (!) Hindernisse in den Weg (als ob die Rheinländer nötig hätten, germanisiert zu werden, so wie wohl die Elsässer das Romanisieren brauchen): es ist der elsässische Bischof Korum, der 1882 den Stuhl von Trier besteigt...‘ Den Namen Korum hätte der Artikelschreiber in diesem Zusammenhang nicht nennen sollen. Er möge bei General Mangin anfragen wegen der deutschen Haltung dieses deutschesten Bischofs, der, ein Greis von 78 Jahren, nach Rom eilte, um die Saar der deutschen Diözese zu erhalten.* Wenn de Saint-Jean zum Schluß seine Landsleute an die internationale Pflicht der Katholiken erinnert und sie auffordert, an die Spitze ihres europäischen Aktionsprogrammes ihre Pflichten gegen die Rheinländer zu stellen (bei Gott, es gäbe solche Pflichten, elementare Christenpflichten, wenn nur der Herr von Saint-Jean sie im Auge hat!), was sehen wir da schließlich anderes als ein politisches Begehren, auf eine religiöse Formel gebracht? Dabei sind wir keineswegs unempfindlich für die Erinnerung, welche der Aufsatz in uns an die Freundschaft Montalemberts mit Reichensperger weckt. Wir sprechen nach wie vor dem katholischen Rheinland den Beruf zu, dem übrigen Reiche, zumal Preußen als moralischer Vermittler zu dienen bei Frankreich, eine Mission, die ein betont katholisches Frankreich im Gegensatz zu einem antiklerikalen erleichtern wird, ein katholisches Frankreich freilich, dessen Katholizismus erst eine innere Umkehr erfahren müßte. Heute sind wir noch versucht, den französischen Katholiken mit Worten, die Marc Sangnier ihnen von der Kammertribüne zurief, und die, wenn einer, so nur seine eigene ritterliche Persönlichkeit und der in ihrem Banne stehende Kreis Lügen strafen könnten, unsere Befürchtung auszusprechen, daß die Politik der Versöhnung mit Hilfe der Elemente der Linken siegen wird, die zum großen Teil aus Männern besteht, welche keinen christlichen Glauben haben, und sogar ein altes Überbleibsel von Antiklerikalismus im Herzen tragen.

-s.

* Man beachte, daß unter den Herausgebern des ‚Beiaard‘ der flämische Bürgermeister von Antwerpen Frans van Cauwelaert zeichnet.

* Man lese dies nach bei Heinrich Teschemacher, Ein deutscher Bischof, Erinnerungsgedanken an Dr. Michael Felix Korum, Bischof von Trier. München, Lentner.

Philosophie

Philosophische Zeitkritik. Wie nötig eine grundsatztreue Beurteilung der Zeit unter philosophischen Gesichtspunkten, aber in wirksamer, der Schulsprache entkleideter Form ist, das lehrt ein Blick auf das geistige Chaos der Gegenwart. Daß sie aber trotz dieser allgemeinen Verwirrung möglich ist und dazu noch an einer weithin sichtbaren Stelle in Erscheinung tritt, wo man soviel philosophischen Ernst nicht ohne weiteres erwartete — im Feuilleton einer Tageszeitung nämlich —, ist erstaunlich und erfreulich. Das geistige Gewicht der Artikel von Robert Drill in der ‚Frankfurter Zeitung' kommt einem nun, da sie in Buchform* gesammelt vorliegen, stärker zum Bewußtsein als in der Hast der täglichen Zeitungslektüre. Wo Drill auch immer dem geistigen Chaos unserer Zeit zu Leibe rückt: ob er über Steiner schreibt oder über Spengler, über ‚Die Kultur der Häckelzeit' oder über den Expressionismus, über Max Webers Religionssoziologie oder über die Judenfrage, ob er sich mit Hegel auseinandersetzt oder mit den verschiedenen Strömungen des Sozialismus, stets weiß er mit erfrischend gesundem Instinkt das Unechte vom Echten zu scheiden, stets sagt er Beachtliches, mit vorbildlicher Klarheit und erstaunlicher Schlagkraft des Wortes; nur selten trifft sein Hieb daneben oder allzuweit übers Ziel hinaus.

Schon ein flüchtiges Durchblättern dieses Buches zeigt — und eh' man sich's versieht, hat man's durchgelesen —, wie voreilig alles Schelten über ‚das' Zeitungsdeutsch und über ‚den' Journalismus ist; wie es neben dem schlechten nicht nur gutes, sondern sogar ausgezeichnetes Zeitungsdeutsch und hervorragenden Journalismus gibt. Drill scheut sich nicht, sich einen Literaten zu nennen. ‚Gibt es Literaten,' so umschreibt er seine Aufgabe, ‚die die Dinge durcheinanderbringen, so muß es doch auch andere geben, die sie wieder auseinanderlegen.' Die durch das Literatengeschwätz heillos verwirrten Begriffe wieder zurechtzurücken, mit einer erquickend großen Mitgift gesunden, klaren und nüchternen Menschenverstandes, ist sein Ziel.

Ein solches Zurechtrücken ist nur möglich, wenn man selbst mit beiden Füßen auf festem Boden steht. Drills Standpunkt ist der Kantianismus, aber ein durch gesunden Menschenverstand gemilderter Kantianismus, der dem Konkreten herzhaft ins Auge blickt und sich nur selten in sonderbaren und abstrakten Konstruktionen gefällt. Mit Hilfe einer an Kant geschulten Denkklarheit will Drill Licht bringen in das Dunkel der Begriffsverwirrung unseres Geisteslebens. Er selbst nennt sich einen Rationalisten und Aufklärer, betont aber zugleich, daß es zweierlei Rationalismus und zweierlei Aufklärung gebe, daß der Rationalist, den er meine, ganz gut wisse, ‚daß der Mensch nicht bloß aus Denken besteht. Aber er unterscheidet sich von anderen dadurch, daß er das Denken nicht vernachlässigt, und das lohnt sich'. ‚„Aufklärung" und Aufklärung', heißt es an einer anderen Stelle, ‚ist zweierlei. Der „Aufklärer" ist ein Seichtredner. Er weiß vielleicht manches, nur nicht das, worauf es ankommt. Der Aufgeklärte aber kennt vor allem das eine Notwendige, die Schranken der menschlichen Erkenntnis und die Folgen, die sich daraus ergeben.'

So hält sich Drill fern von jenem seichten Aufkläricht, das den Glauben überwunden zu haben wähnt. Ja, in einem eigenen Aufsatz ‚Über den angeblichen Zusammenbruch der alten Weltanschauung' führt er die monistische Behauptung ad absurdum, der Glaube

* Dr. Robert Drill, ‚Aus der Philosophenecke. Kritische Glossen zu den geistigen Strömungen unserer Zeit' (Frankfurter Sozietäts-Druckerei).

sei durch die Wissenschaft widerlegt worden. Freilich, wenn er zu seiner Verteidigung anführt, ‚daß auch viele kirchliche Lehrsätze, die auf den ersten Blick sonderbar erscheinen, im Grunde einen Gehalt bergen, der sich bei psychologischer Betrachtung enthüllen läßt und etwas mehr Weisheit enthält als die leichtfertig gebaute Weltanschauung Häkels', so blickt hier auch bei ihm der moderne psychologistische Pferdefuß durch, woran auch dadurch nichts geändert wird, daß er sich im übrigen mit Nachdruck gegen allen Historismus, Relativismus und Subjektivismus wendet, gegen ‚all das elende „Erlebnis"-Geschwätz unserer Tage', besonders auch gegen die ‚Erlebnis'-Theologie wie gegen den theologischen Liberalismus überhaupt, der ‚kein Wort der Bibel auf dem andern gelassen' habe, und dem Drill unter anderem folgende Sätze ins Stammbuch schreibt: ‚Nur mit Ingrimm kann man daran denken, wie diese sogenannte moderne Weltanschauung gewirkt hat, deren Vertreter überdies einen nicht geringen Terrorismus ausübten und niemanden gelten ließen, der sich ihr nicht unterwarf. Das hat auch tragikomische Folgen gehabt. Es ist so weit gekommen, daß sich moderne Theologen nicht mehr getrauten, einen persönlichen Gott zu verkünden, aus einer — ja, wir wollen es offen sagen: aus einer wenn auch unbewußten Feigheit, aus der Furcht, nicht mehr für vollwertig genommen zu werden. Wie konnte denn auch ein moderner Mensch nach Darwin, Energie- und Entropiegesetz noch glauben!'

Drill will also trotz einer gewissen Zurückhaltung hinsichtlich letzter persönlicher Glaubensentscheidungen, wie man sie aus jener psychologistischen Wendung und aus anderen Stellen seines Buches gelegentlich herausfühlt, doch nicht gegen den Glauben kämpfen, sondern nur gegen den Aberglauben, gleichgültig, ob er nun in naturwissenschaftlichem, ‚geisteswissenschaftlich'-theosophischem oder sozialistischem Gewande auftritt. Insofern ist er kein ‚Aufklärer' im üblen Sinne des Wortes. In seinen positiven Grundüberzeugungen aber ist er Rationalist der alten Schule. Er glaubt nämlich fest daran, daß das unserer Vernunft ‚Natürliche' auch unbedingt das Wahre und Richtige sein müsse, ‚da uns die Natur keinen Unsinn in den Kopf gesetzt haben wird'. ‚Unter „Natur" in solchem Zusammenhange', schreibt er an einer anderen Stelle, ‚versteht Kant — dessen Gedanken lediglich Drill wiederzugeben glaubt — die Vorsehung, also Gott.' Von hier aus gelangt Drill zu der Ansicht, daß der ‚tiefsinnige' Gedanke der Uroffenbarung ‚in bildlicher Form das Richtige' treffe. ‚Kant hat uns gezeigt,' so führt er aus, ‚daß die sittlich-religiösen Grundbegriffe in der Vernunft des Menschen vor aller Erfahrung bereitliegen — also auch im primitiven Menschen, und eine Ahnung davon kommt eben in dem Gedanken der Uroffenbarung zum Ausdruck, da doch jemand jene Grundbegriffe in den Menschen gelegt haben muß, und das kann nur Gott sein.' Freilich sieht sich Drill genötigt, hinzuzufügen: ‚Es ist merkwürdig, daß Kant diese Auffassung, zu der seine eigene Lehre führt, nicht in Betracht gezogen hat.'

In Wirklichkeit ist das vielleicht doch nicht gar so merkwürdig. Kant wollte ja nur etwas von der reinen Vernunft aussagen und gar nichts von der empirischen Menschennatur oder gar vom primitiven Menschen, die ja auch zu dem durch die Auffassungsformen der reinen Vernunft allererst geschaffenen Inhalt der Erfahrung gehören. Und er betonte nachdrücklich genug, daß die Vernunft sich selbst autonom ihre Gesetze gebe, so daß also gar nicht die Rede davon sein kann, irgend jemand habe etwas ‚in sie hineingelegt'. Das Prinzip der Kausalität läßt sich ja nach Kantischer Auffassung gar nicht auf

diese Frage, die den Bereich möglicher Erfahrung überschreitet, anwenden. Und folgerichtig ist Gott für Kant bloß Postulat der Vernunft, kein Ens realissimum, das selbst die Vernunft geschaffen hat. — ‚Welch ein Rückfall in Heteronomie!‘ wird jeder echte Kantianer rufen, wenn er Drills Ausführungen über die Uroffenbarung liest.

So hat Drills gesunder Menschenverstand, ohne es zu wissen und zu wollen, auch den Kantianismus zurechtgerückt. Damit hat er sich der christlichen Weltanschauung sehr genähert, und es ist nicht erstaunlich, daß er es nun, nach dieser Umdeutung Kants, bedauert, wie wenig man auf katholischer Seite der inneren Verwandtschaft Kants mit dem Christentum gewahr werde. ‚Es ist eigentlich sehr schade,‘ schreibt er, ‚daß er (Kant) den kirchlich-gläubigen Katholiken dogmatisch verschlossen ist; formal könnte man sich keine besseren Kantforscher wünschen. Die „Petrus-Blätter“, ein katholisches Organ, brachten einen interessanten Artikel über das Thomas-Kollegium in Rom; es heißt da: „Eine solche Stätte der Wissenschaft ist nötig für die Gegenwart, die nicht genügend vorbereitet ist, um die Bedeutung des heiligen Thomas zu erfassen. Denn es gilt nicht bloß, ihn historisch zu erklären, wie etwa ein kunstgeschichtliches Denkmal des Mittelalters, sondern er muß der Neuzeit, die nicht metaphysisch denken gelernt hat, erst spekulativ nahegebracht werden. Deshalb muß er zuerst erklärt werden, und diese Erklärung selbst muß methodisch erlernt werden, ehe davon die Rede sein kann, die Spekulation des Aquinaten weiterzuführen!“ Wie prächtig, wenn dieser Geist Kant zugute käme! Aber das ist eben nicht möglich, sondern im Gegenteil: wenn man in einem katholischen Buch etwas über Kant findet, so ist es meistens geradezu betrübend, wie man das auch bei Scheler antrifft. Dabei wissen die katholischen Autoren garnicht, wie sie sich manchmal mit Kant berühren; man kann in katholischen Büchern ganze Seiten finden, die kantisch klingen, und das ist nicht einmal verwunderlich, weil diese Seiten im Grunde nur etwas Natürliches aussprechen, und da trifft man immer mit Kant zusammen.

Außer der Umdeutung Kants ins ‚Natürliche‘ — und infolgedessen auch ins Christliche — ist hier noch etwas anderes beachtenswert: Die Struktur des mittelalterlichen Geisteslebens ist für Drill formales Vorbild, an das wir uns halten müssen, wenn wir aus dem ‚Chaos der Moderne‘ herausfinden wollen. ‚Das Mittelalter‘, so schreibt er, ‚hatte in der „Summa“ des Aquinaten eine feste Grundlage, die den einzelnen Wissenschaften einen einheitlichen Zentralpunkt und eine hierarchische Ordnung gab, sowie Maßstäbe der Beurteilung. Gleichviel ob und inwieweit man der „Summa“ beistimmen mag, sie hat aus dem damaligen Wissen einen Organismus gemacht, der lebte und in der katholischen Welt heute noch lebt.‘ ‚Nach der Glaubensspaltung,‘ so fährt Drill nun allerdings fort, ‚war diese Einheitlichkeit nicht zu halten, aber Kant bot die Mittel zu einer anderen „Summa“, da doch der ganze Kritizismus nichts ist als die Herstellung der lebendigen, natürlichen geistigen Ordnung. Man wollte das nicht, und nun, nach einem Jahrhundert, befindet man sich in vollständiger Anarchie. Außer in altgläubigen Kreisen nirgends feste Punkte, keine Wertmaßstäbe, sondern die Behauptung, daß sie der Wissenschaft nicht möglich seien, keinerlei Sicherheit in Fragen jeder Art, überall Relativismus. Es riecht nach Auflösung, nach „Untergang des Abendlandes“.‘

Aber trotz dieser romantischen Flucht zu Kant — romantisch deshalb, weil doch wohl mehr daran schuld war als bloß der böse Willen der Nichtkritizisten, daß der Kritizismus nicht zur neuen Summa

wurde — schließlich gelangt Drill immer wieder von den verschiedensten Ausgangspunkten zu der wahrhaft Einheit, Ordnung und Kultur schaffenden Kraft: dem Geist des Christentums. Am deutlichsten zeigt sich das in seiner tiefdringenden Kritik von Radbruchs ‚Kulturlehre des Sozialismus', die leider nicht mehr in die Buchausgabe aufgenommen wurde. Wie stets, so betont Drill auch hier dem marxistischen Materialismus gegenüber, daß es der Geist ist, der sich den Körper baut. Insbesondere wendet er sich gegen die Auffassung Radbruchs, die höchste Form des sozialen Lebens, die ‚Gemeinschaft', sei aus einer Gemeinsamkeit des Werkes hervorgegangen. ‚In der Art des Arbeitsorganismus,' so exemplifiziert Drill am Mittelalter, ‚lag ja schon dieser Geist, der also ganz offenbar das Primäre der mittelalterlichen Kultur gewesen ist. Es war der Geist des Christentums. Er hat lange Zeit der Berufstätigkeit eine richtige Stellung zugewiesen. Das Gewerbe konnte sich nicht ausleben wie es wollte, so daß der einzelne auf die anderen keine Rücksicht genommen hätte, sondern es war einer Regelung unterworfen, die von metaphysischen und ethischen, eben von den christlichen Gesichtspunkten ausging. Mag auch vieles hereingespielt haben, zutiefst waren es doch diese Richtlinien, die geregelt haben und ohne die es anders gekommen wäre. Wenn die Ordnung des Handwerks unter dem Gedanken stand, daß der Gewinn nicht jede beliebige Größe erreichen dürfe, sondern einem arbeitsreichen Leben eine anständige Existenz ermöglichen sollte, so war das in letzter Linie nicht aus irgend welchen triebhaft wirtschaftlichen Entwickelungen hervorgegangen, die dann diesen Geist erzeugt hätten, sondern selbstverständlich umgekehrt aus einer Geistesverfassung, die vom Christentum geformt war. Diese Ordnung war eine Überwindung des Egoismus; sie war ja nicht etwas bloß Äußerliches, das nur hingenommen worden wäre, sondern sie wurde als richtig empfunden, bis das in Verfall geriet. Die Ordnung war also, wenn auch in verschiedenen Graden, gebilligt und gewollt, der Selbstsucht entgegen, was natürlich nicht anders als durch geistige Zucht erzielt werden kann. Wirtschaftliche Vorgänge können sehr wohl imstande sein, einen solchen Geist zu verderben, aber nicht, ihn zu schaffen. Er muß vorausgegangen sein, wenn es sich um Verhältnisse handelt, die nur mit ihm zusammen bestehen können. E r ist es, der ‚Gemeinschaft' hervorruft; ihr ergeben sich dann die angemessenen äußeren Formen wie von selber. E r ist es, der Tradition hinstellt und auf diesem Grunde Stil bildet. Und nur e r vermag es, auch den Künstler so einzuordnen, daß er . . . ganz in dem Werke aufgeht. Das Werk ist der Schluß, am Anfang steht der Geist. Es ist eine groteske Verirrung, daß diese Linie mit dem Werke beginne.

Nicht anders verhält es sich mit der Meinung Radbruchs, daß das Christentum kein Organ für die Arbeit, für das Werk habe. Das Christentum, das die Werke, die Kultur des Mittelalters geschaffen hat! Es schätzt die Seele höher als die ganze Welt, aber will denn eine Rangordnung besagen, daß das, was im Range tiefer steht, überhaupt nichts sei? Das Christentum wußte, was es tat, als es den Schwerpunkt in die Seele des einzelnen Menschen legte. Auf „radikalen Individualismus" ging es wahrlich nicht aus, obgleich Radbruch es dafür hält. Das tut übrigens nicht er allein, man kann es öfter von protestantischer Seite hören. Aber es ist ein Mißverständnis, das auf einer grobschlächtigen Art des Systematisierens beruht. Die einzelne Seele — Individualismus, nichts ist einfacher als das, woraus sich wiederum ergibt, daß das Christentum trotz der Tatsache des Mittelalters nicht geeignet ist, Gemeinschaft zu erzeugen. Aber wenn man etwas mehr darüber nachdenken

wollte, wie sich der Vorgang der Gemeinschaftsbildung psychologisch abspielt, dann würde man Individualismus und Gemeinschaft (oder Sozialismus im weiteren Sinne) nicht in den Gegensatz stellen, wie es zumeist geschieht. Denn jeder echte Sozialismus beginnt beim Individuum. Ein bloß organisatorischer Sozialismus ist keine Gemeinschaft. Wenn er überhaupt durchzuführen ist, besteht er doch nur solange wie die Macht, die ihn erzwingt; schwindet sie, so fällt er zusammen.... Das Christentum aber treibt den Menschen ja gerade, aus sich heraus, über sich hinaus zu gehen. Man braucht sich doch nur die Bergpredigt anzusehen, um das zu erkennen. Sie wendet sich an den einzelnen, aber nicht an den vereinzelten Menschen . . . sie predigt Gemeinschaft.' Radbruch ‚ist nichts davon aufgegangen, daß eine würdige, dauerhafte Gestaltung des Diesseits und insbesondere gerade ein „sozialistisches" Diesseits die Verlegung des seelischen Schwergewichts ins Jenseits voraussetzt, weil doch nur so die Dinge dieser Erde diejenige Leichtigkeit erhalten, die schließlich allein das Zusammenleben ohne Aufreibung ermöglicht.'

In diesen Ausführungen ist von Kant mit keinem Wort die Rede. Allem — im Grunde nur vermeintlichen — Kantianismus zum Trotz bricht hier die anima naturaliter christiana mit Macht durch. Sein gesunder geistiger Instinkt hat Drill die schöpferischen Kräfte gezeigt, die allein zur Erneuerung führen können. Deshalb erklärt er auch gegenüber Spenglers Behauptung, wir Menschen des Westens seien ‚religiös fertig': ‚Der Mensch des Westens ist so weit davon entfernt, religiös fertig zu sein, daß er am Anfang religiöser Erneuerung steht.' Und in einer an den Artikel gegen Radbruch anknüpfenden Auseinandersetzung hebt Drill ausdrücklich hervor, daß damit ‚keineswegs eine Literatenreligion' gemeint sei.

Im Lichte der Ausführungen gegen Radbruch gewinnt eine Übersicht über unsere geistige Gesamtlage aus dem Essayband, die unsere Betrachtungen abschließen mag, erst ihre volle Bedeutung: ‚Es kommt wirklich etwas Neues . . . Eigentlich ist es etwas sehr Altes, aber neu im Verhältnis zu dem, was lange geherrscht hat. Wir stehen am Ausgang einer Zeit, in der sich der menschliche Geist in unerhörter Weise mißhandelt hat. Unter den Fahnen der Freiheit und des Fortschritts wurden Materialismus, Marxismus, Monismus, Naturalismus, Impressionismus, Historismus, Relativismus dahergebracht, und weil die Fahnen wehten, hat man es für gut gehalten und sich den Ismen unterworfen. Aber sie alle sind der Natur des Menschen zuwider. Solange er unbefangen ist, weiß er eine Menge, z. B. dies, daß er etwas bedeutet und dazu da ist, die Dinge zu meistern. Aber er hat sich die Unbefangenheit nehmen lassen und sich selber armselig gemacht, da er ja doch nichts könne und die Entwicklung, die Natur, die Notwendigkeit oder wie man es sonst nannte, alles bestimme. Armselig und äußerlich. Aber Menschen, die so heruntergebracht werden, fühlen schließlich einmal, daß da etwas nicht in Ordnung ist. Es hat lange gedauert, nun aber steht die Sehnsucht nach Gesundheit dagegen auf . . . Deutlich heben sich Bestrebungen ab, die allen Subjektivismus zu überwinden suchen, und da ein Drang zur Objektivität das beste Mittel ist, seelische Spaltung zu schließen, darf man gewiß sein, daß die ersten Schritte auf dem Wege, der ins Freie führt, getan sind.'

—r.

Kunst

Irische Buchmalerei. **Erschreckende** Phantastik, rohe, barbarische Erregung, wildschweifende Zügellosigkeit in Linie, Farbe, Bildgestaltung wird vielleicht der erste aufreizende Eindruck für den sein,

der vor diese Blätter tritt; gleichgültig, von welchem Punkt des Abendlandes er sich nähert: von den ägyptischen Monumenten oder von hellenistischen Geweben, von der hierarchischen Gebärde des romanischen Mittelalters oder von Raffaels sanften Rhythmen.

Da hängt der Leib des Herrn am Holz des Kreuzes; frontal, wuchtig die wie aus einem sich windenden Schlangenleib gefügte Masse des Fleisches; dünn, gebrechlich, infantil die Gliedmaßen der Arme und Hände. In asymmetrischer Anordnung als flächenfüllender Dekor oben zwei Engel, unten die Männer mit dem Speer und dem Essigschwamm. Die Gesichter wie Fratzen verzerrt, das Haupt trotz der im Vorgang begründeten Notwendigkeit einer Drehung des Körpers nach vorne gewendet und nur seitlich geneigt. Die Farbe schreiend bunt; das Gewand Christi braunrot, die Arme, die Beine hellblau, das Haar gelb, der Kreuzesstamm blau und rot; im übrigen Olivgrün vorherrschend.

Oder jene von geflügelten Seraphinen und einem Ornamentstreifen wilder Tiere umgebene Maria mit dem Kinde, in deren wuchtiger körperlicher Frontalität, roh geschnittenen Gesichtszügen nichts von der lieblichen und erhabenen Schöne der himmlischen Frau zu leben scheint, die weit mehr dem Bild einer starren, brutalen, in Gold und Edelsteingeschmeide funkelnden heidnischen Göttin zu gleichen scheint.

Wiederum ein anderes Gesicht: Mensch, Löwe, Stier, Adler, die Symbole der vier Evangelisten in ornamentalen, aus Mustern von Flechtwerk und Mäander gefügten Rahmungen. Aus der plastischen Form heraus das Liniengerüst wie in einem Herbarium gepreßt, die Gestalt der Symbole heraldisch als Wappentiere in einer von allem wirklichen Leben gelösten Erstarrung gefaßt.

Oder das gewaltige Geäst eines riesigen ornamentalen Stammes breitet sich aus. Geflochtene Bänder, Spirallinien, ineinander verwebt und an den Enden wieder zu neuen Spiralen sich schlingend, Tafelwerk geometrischer Figuren, die wundersame Mosaikfelder bilden, Gitterungen, deren Spitze wieder zur Wurzel strebt und in diese sich ergießt; und aus dem Geflecht auftauchend die gewundenen Leiber, die jähen Köpfe phantastischer Ungeheuer verkrampfter Menschen.

Wer versuchte, solche ersten Eindrücke in eine vorläufige ordnende Formel zu fassen, möchte sagen: diese Blätter zeigen eine Abkehr vom Bild der sichtbaren Wirklichkeit, die im Umkreis der abendländischen Kunst beispiellos ist. Das körperliche Sein von Mensch und Tier wird geleugnet und nur das Gerüst gleichsam der Umrisse (und auch dies nur in verzerrter Form) gegeben. Die Fläche wird als geometrisches Ornament begriffen, dessen phantastische Vielfältigkeit freilich jeder registrierenden Benennung widerstrebt. Die Seite gleicht einem bunt funkelnden Gewebe, das in barbarisch dumpfem Rhythmus auf und nieder schwingt.

Die Ergebnisse der Wissenschaft über Ursprung, Ausbreitung und Art dieses Kunstschaffens sind wenig ertragreich geblieben und besagen etwa: Zwischen den Jahren 700 und 800 sind die wichtigsten Bücher geschrieben worden. Eine vor diesem Zeitpunkt entstandene Bilderhandschrift läßt sich nicht feststellen, und was später (nach 800) in Irland geschrieben wurde — bis ins 11. und 12. Jahrhundert hinein hat man in diesen Formen gefaßte Bücher geschaffen —, erscheint als matter, nachahmender Nachklang. Auf dem Kontinent und in England entwickelte sich dieser Stil organisch weiter. Von einem Werden dieses Stils kann man kaum reden. Denn schon die frühest entstandenen Bücher — etwa die von Kells und Durrow — bringen die ganze Fülle der Ornamentik, der Tier- und Menschenbildung in vollendeter, reifer Bildung. Anfang und Ursprung

ruhen in vollkommenem Dunkel; vielleicht schon deshalb, weil das erhaltene Material wohl nur einen geringfügigen Bruchteil des ursprünglich geschaffenen ausmacht.

Die Kenntnis der frühchristlichen Handschriften in England, das wiederum mit Irland in vielfachen Beziehungen stand, ist zwar durch historische Nachrichten verbürgt. Indessen sind diese Notizen von geringem Belang, da (wie der Augenschein erweist) auf die irischen Bücher eine wesentliche Einwirkung von seiten der italienischen Malerei, wie sie in erheblichem Maß bei der zeitgenössischen angelsächsischen Buchmalerei geschah, nicht statt hatte.

Gewisse ornamentale Elemente, die wir bei den Iren finden, wie Geflecht und Spirale, mögen zum allgemeinen Formenschatz des primitiven Menschen gehören, da sie auch schon in der Kunst von Mykene vorkommen. Andere, wie das häufig wiederkehrende Trompetenmuster, hat man auf das römische Urbild der Palmette, das durch England vermittelt worden sein mag, zurückgeführt. Die Kenntnis byzantinischer, koptischer, syrischer Dekorationsformen — Treppenmuster, Flechtband, Tierornament —, die syrische Kaufleute mit Stoffen, Elfenbein und Emailarbeiten verbreitet haben mögen, ist wahrscheinlich, wenngleich sie ebenso wie die Zusammenhänge mit einheimischen Schmuckformen auf Metall- und Steinwerken nicht eigentlich deutenden, sondern nur umschreibenden Wert hat, da die Zusammenhänge eben nur allgemeiner, nicht etwa kausaler Natur sind.

Die Auswirkung dieser Kunst blieb nicht auf die Heimat beschränkt. Sie wirkte hinüber nach England (wo in dem Evangelienbuch von Lindisfarne ein Denkmal erhalten blieb) und durch die Klostergründungen und Missionen der irischen Mönche auf das Festland. Würzburg und St. Gallen, die Moselgegend, das südliche Frankreich und Spanien wurden Stätten dieser Kunst, die die alten Überlieferungen weiterbildeten und pflegten, wobei die Frage nicht entschieden werden kann, ob manche der in diesen Gegenden noch heute aufbewahrten Bücher dortselbst entstanden sind oder Geschenke der Heimat waren.

Diese Ornamente haben nichts mit raumfüllender, flächenschmückender Absicht gemein. Die in Kreisen, Spiralen, Gittern, kristallischen Musterungen schwingende Linie ist ohne Anfang und ohne Ende. Die geometrische Formel, in der sie sich bindet, ist nur die Fassung, die den ins Grenzenlose strahlenden Kräftestrom, die hymnische Rhythmik dieser unendlichen Melodie zusammenhält.

Der Mensch, das Tier, die Natur gilt nichts in seiner körperlichen, sinnlichen Erscheinung; nur sein geistiges, vom leiblichen gelöstes Dasein wollte begriffen und geformt werden. So ist alles auf eine vollkommen zweiflächige Formel gebracht, und um den Eindruck der Unwirklichkeit zu steigern, symetrisch, frontal, ohne alle psychologische Differenzierung gefaßt; der Gefühlsinhalt auf den eindeutigen Ausdruck unmittelbarer Beziehung zum Göttlichen gebracht: Ehrfurcht, Anbetung, Unterwerfung. Und Gott selbst oder die Jungfrau in dem ursprünglichen biblischen Verhältnis einer monumentalen, hierarchischen Überordnung über den Menschen.

Die Mönche, die diese Bücher malten, und die Gläubigen, die diesem Glauben anhingen, leugneten das Diesseits, seinen farbigen Schein, seine Erkenntnisse. (Nicht als ob sie sie nicht gekannt hätten oder nicht zu formen vermochten; auf dem Weg über Britannien wurde ihnen das Weltbild der späten Antike und seine illusionistischen Formeln dargeboten.) Sie schauten die furchtbare und feierliche Vision einer jenseitigen Welt, die nach dem schnellen Vorübergang der im Schein sich erschöpfenden irdischen Dinge sich erfüllen mußte, und gaben ihrem Vertrauen auf die apokalyptische Ver-

heißung in Bildern Gestalt, die in äußerstem Gegensatz zu Raum und Körpern dieses sichtbaren sinnlichen Daseins gebaut sind.

Wunderliche Tiere, Drachen, Eidechsen, Schlangen, Hunde winden sich langgestreckt und ineinander verbissen zwischen den Buchstaben und heiligen Gestalten. Bilder der Laster und dumpfen menschlichen Triebe, Sichtbarwerden seelischer Bedrängnisse und Anfechtungen und des Widerstreites geistiger Kraft mit der schwachen Natur des Menschen. Erste gewaltige Gleichnisse jener dualistischen, zwischen Gut und Böse gespaltenen menschlichen Wesenheit, die mit dem Glauben des Christentums in die Welt kam, von den Lehrern und Bildnern des Mittelalters bis in die tiefsten Gründe ausgebaut wurde und in den Wasserspeiern und Drolerien der Gotik einen späten schmerzhaften Ausdruck fand.

In diesem Weg von den irischen Büchern zur gotischen Kathedrale liegt Nerv und Mitte der Religiosität des nordischen Abendlandes. Nie hat der Süden eine Wirklichkeit und Überlieferung so hemmungslos leugnendes Kunstschaffen gekannt. Die Bilder der Katakomben, die frühchristliche Basilika, die Mosaiken sind Zeugnisse der Verschmelzung antiker Kultur mit christlichem Leben. Und dies Erbe übernahm in späteren Jahrhunderten unter den Karolingern und den Ottonen und vor allem seit dem 13. Jahrhundert auch der Norden. Falls überhaupt der Zwiespalt von geistigem und körperlichem Leben, von Idee und Wirklichkeit wenn nicht überwunden, so doch ausgeglichen wurde, ist das im Cinquecento, im Zeitalter der Renaissance, geschehen.

Auf diesen Blättern der irischen Bücher aber hat die im Glauben entzündete Inbrunst des germanischen Nordens einen von Zweifel und Schein des irdischen Daseins gelösten feierlichen Hymnus angestimmt.

Dr. Kurt Pfister.

Literatur

Jakob Boßharts Welt, wie sie aus den sechs Bänden ‚Erzählungen'* und dem Roman ‚Ein Rufer in der Wüste'** sich erhebt, sieht dich mit einem Gesicht voller versteinter Furchen an, über die aus schmerzlich-gläubigen Augen ein verklärendes und gleichzeitig unterstreichendes Licht fällt. Welch eine Welt von Habsucht, Bosheit, Neid, Gier, Herzenskälte und Schwachheit! Über den Sarg der Braut hinweg schielt man nach einer neuen Geliebten, ganze Ortschaften werden vom Hunger nach Gold verdorben; Leidenschaft mordet, Ekel am Leben baut sich ein philosophisches System, dessen Gipfel der Selbstmord ist, das Gespenst der Vererbung haucht ganze Geschlechter mit Elend und Tod an, der Teufel geht wahrhaftig in der Welt um, sonst könnte ein einfaches Herz garnicht verstehen, wie es in Schuld gerät. Ehegatten verderben sich und das Kind, an dem sie zerren, mit ihrem Haß, der Sohn schlägt die Mutter, Mutter verflucht das Kind, man schwört Treue und bricht den Eid, wenn er keinen Vorteil mehr bringt, das vertrauende Mädchen wird verführt und das berechnende geheiratet, Eltern sind unnützer als Gerümpel, wenn sie alt werden und kein Geld mehr haben: Selbstsucht überall, eisige und brennende, immer aber rasende Selbstsucht, die Welt ist eine Hölle. Aber immer finden sich da und dort reine Opferseelen; erscheint in ihrem Licht die Hölle vielleicht nicht noch schrecklicher? Schadet nichts, man muß trotzdem an Gott glauben und das Gute im Menschen, jede Opferseele muß eine andere entzünden, dann wird schließlich doch diese Welt zögernd zu leuchten beginnen. Ist die Welt überhaupt von Anbeginn und

---

* ‚Erzählungen' von Jakob Boßhart, 6 Bände. (H. Haessel, Verlag, Leipzig).

** Jakob Boßhart, ‚Ein Rufer in der Wüste', Roman. (Grethlein u. Co., Leipzig).

rettungslos schlecht, oder ist sie es nur, weil sie Gott vergessen hat? Boßhart ringt sich von dem lähmenden Anblick des Schlechten los und spricht gläubig: Diese armen, jämmerlichen Menschen konnten nur so böse werden, weil sie Gottes Hand losgelassen haben und nun blind in der Irre tappen, wütend gegeneinander stoßen und sich beißen wie Tiere, die man zusammensperrt. Sein ‚Rufer in der Wüste' schreit nichts als: Gott und die Liebe; mag man ihn niederschlagen — der Ruf weckt Echo. Wäre es anders, so müßte man die Welt vergiften, zertreten, denn es ist besser, daß nichts ist, als das Böse.

Dieser Jakob Boßhart ist kein Literat, sondern ein Mensch und ein Dichter. Die Form, schwer, lakonisch, düster, ist nicht erdacht, sondern notwendige Folge der Einstellung eines schmerzlich-fühlenden Menschen zu den Dingen. Sie ist schwer von Blut und Tränen, innerlich vor Erschütterung bebend, hart und schmucklos hingesetzt wie ein Beweis, an dem es nichts zu deuteln und zu beschönigen gibt. Dieser Schweizer hat nicht die weinselige Fabulierungskunst wie der jüngere Keller und nicht die spießbürgerlich-rationalistische Art des alten Keller, er ist schon eher vom Holze Gotthelfs, aber, wie mir scheint, tiefer, freier und zugleich gläubiger, was viel heißen will. Er hat so gar nichts, was dem Durchschnitt gefallen könnte, und auch das ‚gebildete' Lesepublikum verträgt ihn nicht, weil er zu ehrlich und ganz unliterarisch ist. Wie viel bitterer, ernsthafter und gottvertrauender ist der Weg des Fabrikantensohnes, des ‚Rufers in der Wüste', als etwa der des Wassermannschen ‚Wahnschaffe'! Aber gerade weil er so ist, kommt dieser Weg als ästhetische Anregung nicht in Betracht, und vor dem mit harter Ethik gepflasterten Weg beben die Fußspitzen der Snobs bei der ersten Berührung zurück. Würde Boßhart gelesen, viel gelesen, so wäre das ein herrlich gutes Zeichen für uns; vielleicht geben die katholischen Volksbibliotheken dieses Zeichen, damit der Dichter nicht ein ‚Rufer in der Wüste' bleibt.

Franz Herwig.

Die Kunstbeilagen dieses Heftes, ‚Irische Buchmalerei: Titelblatt' und ‚Initiale' sind dem Werke Kurt Pfisters ‚Irische Buchmalerei', das als 2. Band der von ihm herausgegebenen Reihe ‚Kunst des Mittelalters' demnächst bei Gustav Kiepenheuer, Potsdam, erscheint, entnommen und finden in dem gleichnamigen Artikel desselben Autors auf Seite 108 ihre Würdigung.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Friedrich Fuchs und Dr. Otto Gründler, beide München.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Paul Sieberz in Wien VI, Capistrangasse 4.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, wird keine rechtliche Haftung übernommen. Porto für Rücksendung ist beizufügen.

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur u. Kunst · herausgegeben von Karl Muth

Zweites Heft 1923/1924 * Einundzwanzigster Jahrgang

November

Jos. Kösel'sche Buchhandlung München u. Kempten


DEUTSCHE PRÄZISIONSUHR
„ORIGINAL GLASHÜTTE"
DEUTSCHE PRÄZISIONS-UHRENFABRIK
GLASHÜTTE (Sa.) e. G. m. b. H.
GLASHÜTTE (Sa.) 40.
Verkaufsstellen
auf Anfrage.



Ruth Schaumann / Familiarum columen

Auswärtige und innere Politik
Berührungen und Kollisionen / Von Speculator

1. Geschichtliche Einleitung.

Wer kennt nicht Gambettas Wort: ‚Der Antiklerikalismus ist kein Exportartikel‘? Da Frankreich aus außenpolitischen Gründen Wert darauf legte, seinen Anspruch auf das Protektorat über die Katholiken der Levante und des fernen Orients aufrechtzuerhalten, sah selbst ein so wütender Kirchengegner wie Gambetta ein, daß es zweckmäßig sei, mit der antikirchlichen Politik an den Grenzen Frankreichs haltzumachen, sie nicht ins Ausland zu übertragen. Selbst in der Zeit der schärfsten Kirchenverfolgung unter Combes — zu Anfang dieses Jahrhunderts — traten die französischen Diplomaten und die Kommandanten der französischen Kriegsschiffe mit ihren Besatzungen im Ausland gern demonstrativ als gläubige Katholiken auf.

Von welterfahrenen Deutschen konnte man vor 1914 eine Umprägung des Gambettaschen Spruches hören: Der Antisemitismus sei kein Exportartikel. Unter den angesehensten und einflußreichsten Deutschen in London, Newyork, San Francisco, Johannesburg und an manchen anderen Plätzen waren viele Juden. Soweit im alten Deutschen Reich antisemitische Tendenzen fortwirkten, empfahl es sich, unsere Beziehungen zum Ausland und zu den Auslandsdeutschen davon freizuhalten.

Diese beiden Beispiele werfen das Problem des Verhältnisses zwischen auswärtiger und innerer Politik auf, eine Frage, deren praktische Wichtigkeit nicht geringer ist als ihr Reiz für den theoretischen Feinschmecker. Die Frage ist bedeutungsvoller für ein Land mit parlamentarischer als für ein solches mit Kabinettsregierung. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß beim parlamentarischen System, dessen Kämpfe sich nahezu ausschließlich um innere Angelegenheiten drehen, dessen Vertreter fast immer unter innerpolitischen Parolen gewählt werden, dessen Atmosphäre von Innenpolitik erfüllt ist, ja dessen Daseinszweck sozusagen die Innenpolitik darstellt, innenpolitische Einflüsse auf das außenpolitische Gebiet hinüberzuwuchern streben. Das Problem ist besonders brennend in unserer heutigen Lage, da die ‚deutsche Frage‘, die durch Bismarcks Reichsgründung endgültig gelöst schien, durch die gewaltsame Losreißung deutscher Gebiete, die Aufteilung der Donaumonarchie, die französische Rhein- und Ruhrpolitik und allerhand andere dunkle Intriguen erneut auf die Tagesordnung Europas gesetzt ist, während gleichzeitig infolge der plötzlichen Umwälzung im Innern nicht nur die Leitung unserer inneren Politik, sondern auch ein maßgeblicher Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten unerwartet und ohne Vorbereitung auf Männer übergegangen ist, die sich zuvor fast nur mit innerer Politik beschäftigt hatten.

Bevor der Versuch unternommen wird, einige theoretische Sätze über die zweckmäßigste Regelung des Verhältnisses zwischen auswärtiger und

innerer Politik aufzustellen, wird es nützlich sein, in einem empirischen, illustrierenden Teil dem Leser Anschauungsmaterial zu bieten, ihm an der Hand von Schulfällen aus der Geschichte verschiedener Epochen und Völker vor Augen zu führen, wie mannigfaltig die Berührungen und Konflikte sind, die zwischen auswärtiger und innerer Politik eintreten können, und welche Lösungen dieser Konflikte sich durch den Erfolg als richtig, welche als falsch erwiesen haben.

Eine eigenartige Verquickung äußerer und innerer Politik zeigt sich bei der sogenannten Heiligen Allianz, die ursprünglich zur gemeinsamen Bekämpfung der Revolution geschlossen war. Im Kampf über innere Einrichtungen waren die europäischen Mächte in zwei feindliche, einander bedrohende Hälften zerfallen, die Verfechter des absoluten oder Legitimitäts- gegen jene des liberalen Prinzips. Die Bündnispolitik der Großmächte war also abhängig von der inneren Politik der anderen Staaten. Freilich kamen außenpolitische Gegensätze zwischen den Mächtegruppen hinzu. Anderseits wurde die Heilige Allianz durch mannigfache außenpolitische Divergenzen zwischen den Verbündeten gelockert. Das Urteil der Geschichte über die Heilige Allianz und die ihr eigentümliche Vermengung von auswärtiger und innerer Politik lautet nicht günstig.

Der Zusammenschluß der kapitalistischen Mächte gegen das bolschewistische Rußland erinnert in mehr als einer Hinsicht an die Heilige Allianz.

Auch in Bismarcks stolzem Dreikaiserbund, der die Tradition der Heiligen Allianz übernahm und 1884 zum letzten Male erneuert wurde,* waren innenpolitische Tendenzen noch nicht ganz ausgeschaltet. Für Bismarck waren sie freilich weniger Selbstzweck als ein Mittel, um den Autokraten Alexander II. von Rußland dem Bund günstig zu stimmen.

Jedes Schulkind weiß, daß ein Hauptmotiv Frankreichs bei der Entfesselung des Krieges von 1870 der Wunsch war, über innere Schwierigkeiten hinwegzukommen, durch einen äußeren Erfolg die geschwächte Stellung der Regierung im Innern zu festigen. Jedes Schulkind weiß auch, wie das Unternehmen endete.

In seinen Gedanken und Erinnerungen führt Bismarck ein lehrreiches Gegenstück dazu an. Er spricht von der ‚bekannten Neigung namentlich der französischen Politik, innere Schwierigkeiten durch Kriege zu überwinden‘, und erzählt, daß 1863 Zar Alexander II. der preußischen Regierung ein Bündnis angeboten habe, das offenbar gegen den deutschen Liberalismus zielte und wahrscheinlich den Krieg gegen Österreich bedeutet, somit der preußischen Politik ein Mittel geboten hätte, mit einem Schlag den Verfassungskonflikt im Innern (im reaktionären Sinn) und die deutsche Frage (im preußischen

* O vanitas vanitatum! Nur ein Menschenalter später waren die ehrwürdigen Kaiserdynastien gestürzt, der Zar aller Reußen in Sibirien ermordet, die letzte apostolische Majestät elend auf Madeira umgekommen, der Oberste Kriegsherr des mächtigsten Heeres aller Zeiten, selbsternannter Admiral des Atlantischen Ozeans, flüchtig, in Holland im Exil! Solcher Umwälzungen waren wir Zeugen!

Sinn) zu lösen. Trotz der offensichtlichen Vorteile dieses lockenden Angebots iberredete Bismarck seinen König, es abzulehnen. ‚Denn nur ein Krieg, der ı der Linie der nationalen Entwicklung gelegen hätte, hätte zu diesen zwei lielen führen können.' Bismarck wollte nicht durch ein außenpolitisches Rittel, nicht einmal durch ein scheinbar so günstiges, wie ein Bündnis mit lußland, innenpolitische Vorteile erringen; er verschmähte es, die äußere der meren Politik unterzuordnen.

Im Innern als Erzreaktionär verschrien, scheute Bismarck sich nicht, je ach Bedarf und Umständen mit revolutionären Bewegungen in anderen ändern zu paktieren, z. B. 1866 mit ungarischen Rebellen (Klapkasche Leion). Im Krimkrieg forderte er im Gegensatz zu vielen Konservativen eine autonome' Stellungnahme Preußens, nicht nach innenpolitischen Symathien, der Tradition der Heiligen Allianz, sondern nach der Lagerung der taatlichen Interessen. Das Legitimitätsprinzip hielt ihn nicht ab, mit Naoleon III. regen Verkehr zu pflegen und seinem Könige dasselbe anzuraten.

Auch in der inneren Politik Preußens und des Norddeutschen Bundes erstand sich Bismarck zu überraschend fortschrittlichen Maßnahmen, wenn r damit seinen größeren außenpolitischen Zwecken zu dienen glaubte. Über ie Zeit nach dem Kriege von 1866 schreibt er: ‚Es geschah hauptsächlich unter em Einfluß dieser Erwägungen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, aß ich mich entschloß, jeden Schachzug im Innern danach einzurichten, ob er Eindruck der Solidität unserer Staatskraft dadurch gefördert oder gechädigt werden könnte. Ich sagte mir, daß das nächste Hauptziel die Selbtändigkeit und Sicherheit nach Außen sei, daß zu diesem Zwecke nicht nur ie tatsächliche Beseitigung (?) innern Zwiespaltes, sondern auch jeder Schein avon nach dem Auslande und in Deutschland vermieden werden müsse; aß, wenn wir erst Unabhängigkeit von dem Auslande hätten, wir auch in nserer inneren Entwicklung uns frei bewegen könnten, wir uns dann so iberal oder so reactionär einrichten könnten, wie es gerecht und zweckmäßig rschiene; daß wir alle inneren Fragen vertagen könnten bis zur Sichertellung unserer nationalen Ziele nach Außen.' . . . ‚Bis dahin war ich beeit, der Opposition nach Bedürfnis blackmail zu zahlen, um zunächst unsere olle Kraft und in der Diplomatie den Schein dieser einigen Kraft und die Möglichkeit in die Wagschale werfen zu können, im Falle der Not auch reolutionäre Nationalbewegungen gegen unsere Feinde entfesseln zu können.'

‚Im Hinblick auf die Notwendigkeit, im Kampfe gegen eine Übermacht es Auslands im äußersten Notfall auch zu revolutionären Mitteln greifen u können, hatte ich auch kein Bedenken getragen, die damals stärkste der reiheitlichen Künste, das allgemeine Wahlrecht, schon durch die Cirkularepesche vom 10. Juni 1866 mit in die Pfanne zu werfen, um das monarhische Ausland abzuschrecken von Versuchen, die Finger in unsere nationale Omelette zu stecken.' . . .

‚Die Annahme des allgemeinen Wahlrechts war eine Waffe im Kampfe egen Österreich und weiteres Ausland, im Kampfe für die deutsche Einheit,

zugleich eine Drohung mit letzten Mitteln im Kampfe gegen Coalitione In einem Kampfe derart, wenn er auf Leben und Tod geht, sieht man d Waffen, zu denen man greift, und die Werte, die man durch ihre Benutzun zerstört, nicht an: der einzige Ratgeber ist zunächst der Erfolg des Kampfe die Rettung der Unabhängigkeit nach Außen.' . . .

Zu jener Zeit wollte Bismarck den preußischen Landtag um Indemnit für sein verfassungswidriges Verhalten während der Konfliktszeit bitte Von konservativer Seite machten sich dagegen Einflüsterungen geltend, d darauf abzielten, ihn von diesem, seinem König wenig sympathischen Vo haben abzubringen und im Gegenteil die Verfassung formell aufzuhebe Bismarck aber hatte vor allem das eine große Ziel vor Augen, die Lösung d deutschen Frage. Er erkannte, daß in erster Linie nationale Einigkeit i Innern not tat und daß es schädlich sein würde, ‚die nationale und libera Führung an Süddeutschland abzugeben'. Daher beharrte er bei seinem Vo satz und setzte seinen Willen durch.

Andererseits war ihm selbst die große nationale Einheitsbewegung je n der Konstellation nur Mittel zum Zweck und wurde bei Gelegenheit rücksichtsl seinen augenblicklichen sonstigen außenpolitischen Tendenzen untergeordn

Aus Rücksicht auf die Stimmung in Wien ließ Bismarck 1870 auf ein Vorschlag des Wiener Gesandten demonstrative Erinnerungsfeiern an d Schlacht bei Königgrätz verbieten.

Bekannt ist, daß er unserer kolonialen Betätigung im Hinblick auf En land durchgehends mehr oder weniger skeptisch gegenüberstand. Noch 18 sprach er in drastischer Weise von dem ‚deutschen Kolonialschwindel', der se politischen Kreise ‚tölpelhaft' störe. Damals noch drohte er, Ostafrika u Samoa ganz aufzugeben, und er dachte daran, Südwestafrika gegen Hel land den Engländern zu überlassen. Höher als den Erwerb von Witu u der Luciabucht schätzte er das Wohlwollen des englischen Außenminist Marquis Salisbury. ‚Wenn die Nationalliberalen sich verletzt fänden u ihn in der Kölner und anderen Zeitungen angriffen, sei ihm das glei giltig. . . Das Verhältnis zu England sei ihm wichtiger wie (der damal nationalliberale Parlamentarier) Herr von Cuny.'

Gelegentlich gab Bismarck zur Erreichung außenpolitischer Ziele sei inneren Politik auch eine **reaktionäre** Wendung. Die starke Kam stellung, die er Ende der achtziger Jahre gegen den Reichstag und die S zialdemokratie einnahm, hat man ein ‚Unterfutter' für den Rückversicherun vertrag mit dem absolut regierten Rußland genannt.

Bei der Kulturkampfpolitik Bismarcks mischten sich außen- und inn politische Motive. Überall witterte er reichsfeindliche ‚ultramontane' T denzen, nicht nur in Rom, in Österreich und anderen katholischen Lände auch am Berliner Hofe, in der französischen Regierung, ja sogar in d Vereinigten Staaten von Amerika. Objektiv betrachtet, erwies sich das U ternehmen außen- und innenpolitisch gleich schlecht fundiert. Die auß politischen Ursachen existierten vielfach mehr in der argwöhnischen Phanta

es kampflustigen Kanzlers als in der Welt der Wirklichkeit, und innerpolitisch stellt der Kulturkampf vielleicht den ärgsten Fehlschlag Bismarckscher Politik dar.

Bei seiner Polenpolitik dachte der eiserne Kanzler in erster Linie nicht an die direkt betroffenen Polen, vielmehr an das Verhältnis zu Rußland. Unmittelbar vor dem polnischen Aufstand von 1863 gab es in Rußland zwei Strömungen, eine polenfreundliche (Gortschakow), deren Obsiegen zu einem Bunde Rußland-Frankreich führen konnte, und eine antipolnische. Bismarck erstrebte den Sieg der antipolnischen Richtung, weil sie eine russisch-preußische Annäherung ermöglichte. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Zar Alexander II. entschloß sich zur schärferen Tonart. Es kam im Februar 1863 zu einer russisch-preußischen Militärkonvention gegen die drohende polnische Erhebung. Damit hatte sich Bismarck die unentbehrliche Rückendeckung der konservativen Schutzmacht Rußland für seine revolutionären Ziele in der deutschen Frage gesichert. Spätere Stadien der Bismarckschen Polenpolitik zeigen dieselbe Rücksichtnahme auf das außenpolitische Verhältnis Deutschland-Rußland.

Aus allen diesen Beispielen aus Bismarcks Tätigkeit ersieht man eines: Um erstrebenswerter außenpolitischer Vorteile willen nahm Bismarck ohne Skrupel selbst die schwierigsten innerpolitischen Hindernisse. Während ihm die Außenpolitik eigentlich immer Selbstzweck war, war ihm die Innenpolitik, und zwar selbst wenn es sich um wichtige innerpolitische Dinge handelte, nicht selten nur Mittel zum außenpolitischen Zweck.

In demselben Sinn hat Millerand einmal die innere Politik geradezu eine Funktion der Außenpolitik genannt. Stresemann sprach in seiner Programmrede als Reichskanzler den Satz: ‚Die beste Außenpolitik besteht darin, Ordnung im Innern zu schaffen.'

Die deutsche Umwälzung von 1918 beruhte ebenso wie die französische Revolution von 1789 in beträchtlichem Maße auf außenpolitischen Ursachen: Der deutsche Umsturz auf dem Mißerfolg unserer Waffen, der Zermürbung durch Blockade und feindliche Propaganda, dem Verlust des Krieges; die französische Revolution auf der Unzufriedenheit über das geminderte Ansehen Frankreichs in der Welt. In beiden Fällen ist in Umkehr von Ursache und Wirkung der außenpolitische Rückschlag durch die innerpolitische Gärung verstärkt worden.

Im Jahre 1871 dankte Victor Hugo es in schwungvollen Worten dem Deutschen Reich, daß es Frankreich von seinem Kaiser befreit habe, und er knüpfte daran prophetisch die Hoffnung, daß Frankreich dereinst Gleiches mit Gleichem vergelten werde.

Etwa von 1889 ab wurde die Annäherung zwischen Frankreich und Rußland immer deutlicher. Mit innerpolitischen Augen betrachtet, mußte der Bund der atheistischen und (damals) radikalen Republik mit dem absoluten orthodoxen Zarentum in beiden Ländern widernatürlich erscheinen. Das außenpolitische Interesse erwies sich als stärker, alle innerpolitischen Hem-

mungen wurden überwunden. Bei seinem denkwürdigen Besuch in Paris umarmte und küßte Väterchen Zar den französischen Präsidenten vor dem vor Begeisterung rasenden französischen Publikum. Bei den Besuchen des französischen Präsidenten an der Newa spielte die Kapelle des Zaren die aufrührerischen Weisen der Marseillaise, während gleichzeitig selbst gemäßigt liberale Bestrebungen im Innern des Russenreiches mit Verbannung nach Sibirien geahndet wurden. Wie richtig vom französischen Standpunkt die Unterordnung der innerpolitischen Rücksichten unter die außenpolitischen Erfordernisse war, haben wir Deutsche im Weltkrieg allzu schmerzlich fühlen müssen. Wie verschieden ist die politische Denkweise, die zum Zweibund Frankreich-Rußland führte, von jener, die die Heilige Allianz ins Leben rief. Aber nach dem Weltkrieg sahen wir, wiederum vorwiegend aus innerpolitischen Motiven, nur mit Rollenvertauschung, das Verhältnis Frankreich-Rußland neuerlich auf den Kopf gestellt.

Von einem klassischen Konflikt innerpolitischer und außenpolitischer Tendenzen berichtet Paléologue, ehemals französischer Botschafter in St. Petersburg (Revue des deux mondes, Januar 1922). Das durch den unglücklichen Krieg mit Japan und die Unruhen von 1905 geschwächte Rußland wollte eine große Anleihe auf dem französischen Markt aufnehmen. Die Linksparteien Rußlands verlangten, daß die Anleihe der Duma zur Genehmigung unterbreitet werde; Premierminister Graf Witte war dagegen. Das radikale Kabinett Bourgeois in Frankreich zauderte. Sollte französisches Geld den russischen Absolutismus stützen? Sollte die französische Republik im Kampf zwischen dem russischen Volk und seinem Unterdrücker für den Unterdrücker oder den Unterdrückten Partei nehmen? Es war die Zeit kurz nach der Konferenz von Algesiras, die Spannung zwischen Frankreich und Deutschland war akut, Wilhelm II. versuchte unentwegt eine Annäherung an Nikolaus II. Im Rat der französischen Regierung behielt die Außenpolitik die Oberhand. Paris ging über das Verlangen der russischen liberalen Parteien hinweg und ließ die Anleihe, auch ohne Genehmigung durch die Duma, auf dem französischen Markte zu. Im französischen Publikum ahnte man die Zusammenhänge kaum, aber bei vielen Mitgliedern der russischen Kadettenpartei herrschte noch zehn Jahre später eine gewisse Verstimmung gegen Frankreich. Man wird nicht leugnen können, daß auch hier die französische Politik des In-den-Vordergrund-stellens der auswärtigen Interessen sich für Frankreich als vorteilhaft erwiesen hat.

Bei Beschreibung des Besuches, den Viviani und Albert Thomas (Sozialist) während des Krieges in Rußland abstatteten, bemerkt derselbe Paléologue, daß jeder Besuch französischer Staatsmänner in Rußland durch die Natur der Dinge als ein Akt demokratischer Propaganda wirke.

Fast unentwirrbar waren äußere und innere Politik im Nationalitätenstaat Österreich-Ungarn verknüpft. Panslavismus in Rußland, großserbische Agitation, Kroatenfrage in Ungarn und die Schwierigkeiten zwischen den beiden Reichshälften hingen aufs engste miteinander zusammen. Die ita-

lienische Irredenta in Trient und Triest und das außenpolitische Verhältnis zum ‚verbündeten' Italien waren lediglich zwei Erscheinungsformen eines und desselben Problems. Die interne Tschechen- und Ruthenenfrage waren mit dem Verhältnis zu Rußland, die Lage in Siebenbürgen mit dem Verhältnis zu Rumänien verflochten.

Die englische Politik wird den Staatsmännern des Kontinents oft als Muster vorgehalten. Während der Deutsche bei dem Worte Politik hauptsächlich an Fragen der inneren Politik denke, an die Unterschiede der Parteien und ihrer Ziele, an die innere Staatsverwaltung, Steuern u. dgl., sehe der Engländer alles unter dem Gesichtswinkel der auswärtigen Politik. Er stelle überall die Frage voran: Wie wird das englische Weltreich nach außen hin gesichert, welche Konstellation der Mächte ist für uns wünschenswert oder gefährlich, welche Wandlung in den Zuständen der anderen Staaten haben wir zu unterstützen oder zu bekämpfen? Alle inneren Fragen würden diesen großen auswärtigen Problemen untergeordnet. Man wird diesem Urteil zustimmen können, wenn man es auf die Staatsmänner im Gegensatz zur Masse des Volkes beschränkt und es außerdem dahin modifiziert, daß gerade neuerdings vielgenannte englische Politiker, insbesondere Lloyd George in Versailles, St. Germain und Sèvres, der ruhmreichen Überlieferung zum Schaden ihres Landes nicht immer treu geblieben sind. In Versailles hat der aus der inneren Politik stammende Lloyd George gegen die narkotisierende Wirkung seiner eigenen Schlagworte nicht genügend Widerstandskraft bewiesen; in ihm ist der Staatsmann dem Demagogen erlegen. Viele wollen daraus geradezu auf eine Dekadenz der demokratischen Staatskunst schließen. Der frühere italienische Ministerpräsident Nitti, in seinem sehr verständigen Buche ‚Das friedlose Europa', einer Probe besten lateinischen Geistes, verteidigt zwar seinen Freund Lloyd George wegen dessen Verhaltens in Versailles in beredter Weise und, wie man zugeben muß, nicht ganz ohne Erfolg. Die dort veröffentlichte Denkschrift Lloyd Georges vom 25. März 1919 beweist, daß der englische Premier die Gefahren eines intransigenten Friedens rechtzeitig erkannte. Aber es ist schwer einzusehen, daß es dem kleinen wallisischen Zauberer nicht möglich gewesen sein soll, mehr Unglück für Deutschland, England und ganz Europa zu verhüten, zumal Präsident Wilson in den meisten Punkten im Gegensatz zu dem unerbittlichen Clémenceau die vernünftigere englische Auffassung teilte. In der allerjüngsten Zeit ist bei der englischen Politik Selbstbesinnung und Rückkehr zu den bewährten früheren Methoden zu erkennen. Bei der Einschränkung der Marinerüstungen (Konferenz von Washington) und bei der Bereinigung der irischen Frage waren Erwägungen der äußeren Politik (Verhältnis zu Amerika) ausschlaggebend. Lloyd Georges Verhalten in Genua und die seitherige englische Reparationspolitik, wenngleich vorerst schüchtern und matt, beruhen auf richtigerer Einschätzung des außenpolitischen (und des damit übereinstimmenden innerpolitischen) Interesses des britischen Reiches.

James Arthur Balfour, jetzt Lord Balfour, der als einer der größten lebenden britischen Staatsmänner gilt, englischer Premierminister von 1902 bis 1905, zeigte sich in der von Joe Chamberlain aufgeworfenen Schutzzollfrage derart unschlüssig, daß die von ihm geführte unionistische Partei darüber in ruinöse Zersplitterung geriet und bei den Neuwahlen von 1906 eine beispiellose Niederlage erlitt. Balfour fiel persönlich durch, und seine Führerschaft in der Partei war ernsthaft in Frage gestellt. Ein Wort, ein Entschluß (Befragung des Volkes mittels Parlamentsauflösung und Neuwahlen) hätte in den Jahren 1902 oder 1903 die Situation für seine Partei mindestens erheblich erleichtert.

Warum ließ der nüchtern und kalt rechnende, überlegene Staatsmann die Dinge so lange scheinbar hilflos wie ein Kind treiben?

Sein Biograph Raymond antwortet: Aus Gründen der äußeren Politik. Die Entente Cordiale mit Frankreich war im Werden, und Balfour befürchtete, die etwa ans Ruder kommende liberale Partei werde die eben begonnene außenpolitische Neuorientierung nicht fortsetzen. Darum wollte er einen Regierungswechsel um jeden Preis vermeiden. Erst als die Entente Cordiale ein fait accompli geworden war, als sie derart ins Volksbewußtsein eingedrungen war, daß man mit Sicherheit annehmen durfte, auch die liberale Partei werde daran festhalten, entschloß Balfour sich zum Rücktritt. Die Partei hatte durch sein Zögern schwersten Schaden erlitten, aber das Interesse des Staates, wie er es auffaßte, war gewahrt. Der objektive Betrachter muß zugeben, daß die Überordnung der außenpolitischen über die Parteirücksicht sich im Lauf der weiteren Entwicklung als vom englischen Standpunkt richtig erwiesen hat.

Diese Reminiszenz aus der Laufbahn Balfours leitet über zu dem Thema ‚Parteien und Auswärtige Politik'. Balfours Beispiel beweist, daß es nicht richtig ist, zu behaupten, daß in parlamentarisch regierten Ländern die auswärtige Politik naturnotwendigerweise den Erfordernissen der Parteipolitik untergeordnet werde.

Doch wäre es ebenso irrtümlich, anzunehmen, daß in den Ländern mit alter parlamentarischer Erfahrung die Parteigegensätze das Gebiet der auswärtigen Politik immer mieden. Man erinnere sich der Gegnerschaft zwischen Pitt und Fox während der französischen Revolution. Zur Zeit des großen Gegensatzes Gladstone-Disraeli galt in der englischen Politik die liberale Partei als mehr zu Frankreich, die konservative zu Deutschland hinneigend. Die beiden Führer bekämpften einander in auswärtigen Fragen nicht minder erbittert als im Innern. Als Delcassé nach Faschoda (1898) die Annäherung an England vollzog, hatte er durchaus nicht alle Parteien, nicht einmal alle bürgerlichen Parteien, hinter sich; die radikale Linke unter Combes und Caillaux war für eine andere Orientierung. Der Streit zwischen Republikanern und Demokraten in den Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen Senat und Präsident Wilson wegen des Vertrages von Versailles und des Völkerbundes ist in aller Gedächtnis. Seit der Konferenz von Genua hat

sich in England in der Frage des Verhältnisses zu Frankreich eine eigentümliche Scheidung der Parteien offenbart. Die Koalitionsliberalen, ein Teil der unabhängigen Liberalen und der unionistische Flügel der Konservativen sowie die Arbeiterpartei unterstützen die von Lloyd George eingeschlagene europäische Politik, während die Extrem-Konservativen, die Jingos (Northcliffe) und gewisse nicht zur Koalition gehörige Liberale (Lord Grey), denen Lord Robert Cecil nahesteht, sich für größere Rücksicht auf Frankreich aussprechen. Gerade in England beruhen solche Gegensätze freilich nicht selten auf Parteitaktik; zur Macht gelangt, würden Asquith oder Grey kaum eine von Lloyd George und Baldwin stark abweichende außenpolitische Richtung verfolgen. Wer will entscheiden, inwieweit Poincarés heutige intransigente Haltung auf äußeren, und inwieweit sie auf innenpolitischen Erwägungen, der Angst vor dem bloc national, beruht?

Die Jahresversammlung der S. P. D. in Görlitz im Jahre 1921 entschied sich, wie erinnerlich, ziemlich überraschend für die ‚Große Koalition'. Wie viele Anhänger der Partei waren sich darüber klar, daß bei diesem Frontwechsel der Parteileitung Gesichtspunkte der auswärtigen Politik und außenpolitische Einflüsse maßgeblich mit im Spiele waren? Die verpönte ‚Geheimdiplomatie' hat dabei meisterhaft gearbeitet.

Nicht immer hat die deutsche Sozialdemokratie sich so intensiv wie heute mit auswärtiger Politik beschäftigt. Ihre Außenpolitik bestand früher im Traum von der Internationale, aus dem sie der Ausbruch des Weltkrieges jäh aufscheuchte.

Auch die deutsche Zentrumspartei schenkt, wie ihr neues Programm beweist, der Außenpolitik neuerdings mehr Aufmerksamkeit als früher.

In Krisenzeiten, namentlich während eines Krieges, pflegen in Frankreich wie in England die außen- und innenpolitischen Dissonanzen zu verstummen. Die von der französischen Revolution geführten Kriege liefern dafür klassische Beispiele. Napoleons I. Militärdiktatur war absolut und kaum angefochten. Viele zaristisch gesinnte russische Generale und Offiziere haben sich aus Patriotismus vorbehaltlos der Roten Armee Sowjetrußlands zur Verfügung gestellt. Möchte doch Ludendorff von ihnen lernen!

Nicht selten finden sich Beziehungen zwischen der auswärtigen Politik eines Landes und der Innenpolitik fremder Länder. Die Heilige Allianz ist bereits erwähnt. Bismarck erklärte gelegentlich England wegen des dort herrschenden parlamentarischen Systems und des daraus resultierenden häufigen Wechsels der beiden Parteien in der Regierung für minder bündnisfähig. (Ob er in seinem Innern so dachte, ist eine andere Frage.) Bei der moralischen Einkreisung Deutschlands vor und während des Weltkrieges war unsere Innenpolitik zum mindesten ein willkommener Vorwand.

Freundschaft mit einem anderen Staate hat häufig eine über das Normale hinausgehende Indifferenz gegenüber dessen innenpolitischen Problemen im Gefolge. Hier ist an Bismarcks scheinbare Gleichgültigkeit gegen die Balten und Deutsch-Österreicher zu erinnern. Schon im Dezember 1870

erklärte Bismarck mit Bezug auf die Deutschen in Österreich der K. u. K. Regierung amtlich: ‚daß wir alle antidynastischen Bestrebungen in der österreichisch-ungarischen Monarchie als antimonarchische und in letzter Spitze auch gegen uns gerichtete ansehen‘. Ihm war ‚jede germanische Eroberungstendenz gegenüber Österreich eine Torheit, die außerhalb aller vernünftigen Politik liegt‘. Unser langjähriges Bündnis mit Österreich-Ungarn ist die Hauptursache für die erstaunliche Unkenntnis des deutschen Volkes in allen österreichischen Fragen und für unsere erschreckende Interesselosigkeit gegenüber unseren Volksgenossen im heutigen Österreich, der Tschechoslowakei und den anderen Sukzessionsstaaten. Unsere Waffenbrüderschaft mit der Türkei legte uns gegenüber der türkischen Armenierpolitik eine gewisse Zurückhaltung auf.

Bei der Auswahl der diplomatischen Vertreter haben von jeher (freundliche oder weniger freundliche) Rücksichten auf die Verhältnisse des Empfangsstaates mitgesprochen. In diesen Zusammenhang gehört die Erscheinung, daß Preußen als Gesandte beim Hl. Stuhle grundsätzlich nie Katholiken gewählt hat.

Mit dem Ausbruch des Krieges fallen viele Hemmungen für die Einmischung in die Innenpolitik des Feindes weg. Der Weltkrieg mit der Erklärung der Unabhängigkeit Polens, dem irischen Aufstand, der Mexiko-Depesche, der Verkündung des Selbstbestimmungsrechts der kleinen Nationen, der Propagandatätigkeit der Entente hat dafür allzu viele Beispiele geliefert. Paléologue erzählt, daß, zur sichtlichen Freude Nikolaus' II., der Feindbund schon im Februar 1917 entschlossen gewesen sei, vor Beginn von Friedensverhandlungen auf Absetzung der Hohenzollern-Dynastie zu bestehen.

Die angeführten Beispiele, die sich beliebig vermehren lassen, zeigen, daß es falsch sein würde, sich die auswärtige und die innere Politik eines Staates als wasserdichte Kammern vorzustellen, die sich nicht berühren. Vielmehr gehen tausenderlei mannigfaltige Wechselwirkungen vom einen Gebiet zum anderen hinüber und herüber. Der folgende mehr theoretische Abschnitt wird versuchen, in die Wirrnis des praktischen Geschehens logische Ordnung zu bringen und einige Leitgedanken und Grundsätze für das richtige Verhältnis zwischen auswärtiger und innerer Politik aufzustellen, ohne sich doch zu vermessen, ein erschöpfendes System zu kreieren und den unendlichen Reichtum der Wirklichkeit schulmeisterlich in enge Richtlinien zu zwängen.

2. Der Primat der auswärtigen Politik.

Politik ist keine Wissenschaft, am wenigsten eine exakte Wissenschaft, sondern eine Kunst. Mathematische Beweise sind in der Politik selten zu führen. Dem Staatsmann, der in einer gegebenen Situation zwischen zwei Alternativen zu wählen hat, werden selten auf der einen Seite nur Vorteile winken, auf der anderen nur Nachteile drohen. Es wird sich meist darum handeln, abzuschätzen, welches das kleinere Übel ist oder bei welcher Lösung mehr Nutzen herausspringt. Zutreffende Erkenntnis der Tatsachen und rich-

tige Schlußfolgerung sind wichtig, aber wichtiger sind die Intuition, das Feingefühl, die Fingerspitzen, der Takt. Auch hinsichtlich des Verhältnisses zwischen auswärtiger und innerer Politik ist es nicht möglich, starre Gesetze aufzustellen, eine Doktrin, die in allen Lagen unfehlbar den richtigen Weg weist. Vielmehr kommt nur in Frage, aus der immanenten Logik der Dinge und den Lehren der Geschichte einige wenige allgemeine Grundsätze abzuleiten, die in der Regel Geltung beanspruchen dürfen. Der geborene Staatsmann aber wird sich weniger von theoretischen Richtlinien als von seiner Divination und seinem Instinkte leiten lassen.

In der Praxis ist es oft schwer zu entscheiden, ob eine Frage in erster Linie der auswärtigen oder der inneren Politik angehört. Die Wehrvorlagen eines Staates z. B. sind ein Kreuzungspunkt zwischen beiden Gebieten. Ja sogar theoretisch ist die Grenze zwischen beiden mitunter flüssig. Die Polenpolitik des Deutschen Reiches und Preußens bis 1918 war mehr formell als der Sache nach innere Politik. Umgekehrt gehört heute unser Verhalten gegen Deutschösterreich mehr in der Form als im Wesen unter den Begriff der auswärtigen Politik, wenngleich rein außenpolitische Momente dabei beachtet werden müssen.

Oberster Grundsatz muß die Einheitlichkeit der Leitung des Staatsschiffes sein. Scheinbare Widersprüche zwischen auswärtiger und innerer Politik eines Landes mögen zulässig, unter Umständen sogar zweckmäßig sein; in Wirklichkeit, im innersten Rat der Regierung muß unbedingt und ausnahmslos ein Einvernehmen zwischen den verschiedenen Ressorts gefordert werden.

Wo äußere und innere Politik miteinander kollidieren, gebührt grundsätzlich der auswärtigen Politik der Vorrang. Dies ist der Sinn der Lehre Leopold von Ranke's vom Primat der auswärtigen Politik. Dieser Primat beruht auf elementarer Logik. Denn was nutzt die vollkommenste Ordnung im Innern eines Staates, wenn äußere Gefahren seinen Bestand in Frage stellen? Haben nicht gerade wir Deutsche in unserer jüngsten Geschichte die Verkennung dieser Wahrheit teuer genug bezahlt?

Ranke, der Meister unserer modernen Geschichtschreiber, und Bismarck, der Meister unserer Staatsmänner, sind sich eins in der Erkenntnis der primären Bedeutung der Außenpolitik. Sie haben diese Erkenntnis oft genug mit ausdrücklichen Worten ausgesprochen, und überzeugender noch kommt sie in ihren Lebenswerken zum Ausdruck, bei Ranke in der ganzen Art seiner geschichtlichen Auffassung und Darstellung, bei Bismarck in seinem politischen Handeln.

Der Primat der auswärtigen Politik ist die Erklärung dafür, daß so oft der leitende Staatsmann eines Reichs das Portefeuille des Auswärtigen innehat oder daß er sich doch de facto, wie in dem oben zitierten Falle Balfour, und wie bis 1922 — zum Ärger des Foreign Office — Lloyd George, überwiegend mit Fragen der Außenpolitik abgibt. Bei Gladstone war es nicht in demselben Maße der Fall, aber die auswärtige Politik der

Gladstoneschen Ministerien hat auch ganz besonders viel Kritik gefunden. Nach Freiherrn von Eckardstein soll Bismarck sich gelegentlich geäußert haben: ‚Sollte jemals der Fall eintreten, daß ein preußischer, in der Ochsentour großgewordener Regierungsbeamter Reichskanzler wird, so würde dies wahrscheinlich sehr bald Finis Germaniae bedeuten. Denn in ihrem maßlosen bürokratischen Dünkel glauben solche Herren meistens alles zu wissen und alles zu können. Vor allem haben sie aber kein Verständnis für die Psyche des eignen Volkes, geschweige denn für diejenige des Auslandes.' Eckardstein kann es sich nicht versagen, diese Äußerung gegen Theobald von Bethmann Hollweg auszuschlachten. Bismarck verlangte mit Recht, daß der Führer der deutschen Regierung vor allem für die Leitung der Außenpolitik qualifiziert sein müsse.

Es würde einen Mangel an konkreter Anschauung verraten, wenn man den Primat der Außenpolitik als eine überall und immer in gleichem Maße gültige Norm betrachten würde. Doch arbeitet zurzeit die Entwicklung der Menschheit eher in der Richtung einer Verstärkung als einer Abschwächung des Prinzips. Die moderne Entfaltung von Wirtschaft und Verkehr und mancherlei internationale Bewegungen geistigen Inhalts haben einen viel engeren gegenseitigen Konnex und viel lebhaftere politische Beziehungen der Staaten, selbst der einander fernsten, mit sich gebracht, als dies noch vor einem Menschenalter denkbar schien. Ranke und Bismarck mochten noch jede überstaatliche, internationale Organisation von sich weisen. Für sie hing die Geltung eines Staates in der Welt ausschließlich und ausnahmslos von seiner militärischen Macht ab. Inzwischen sind die Zeiten andere geworden. Es ist nicht einzusehen, warum es eine auf immer unabänderliche, gewissermaßen naturrechtliche Unmöglichkeit sein soll, im internationalen Verkehr, im Verhältnis der Staaten zueinander, dem Recht und der Sittlichkeit dieselbe dominierende Stellung zu sichern, die sie innerhalb des einzelnen gesitteten Staates seit langem unbestritten, wie etwas Selbstverständliches, einnehmen. Freilich wird auch heute nur ein Träumer den unschätzbaren Wert physischer Macht für einen Staat verkennen. Aber daneben wird man nicht mehr aufhören, von der Solidarität der Interessen der ganzen Menschheit zu sprechen. Auch der Gedanke eines *wahren* Völkerbundes wird nicht immer nur ein Objekt für wohlfeile Witze der ‚Realpolitiker' bleiben.

Im ‚Politischen Gespräch' bringt Ranke sein politisches Glaubensbekenntnis in folgenden Worten zum Ausdruck: ‚Das Maß der Unabhängigkeit gibt einem Staat seine Stellung in der Welt; es *legt ihm zugleich die Notwendigkeit auf, alle inneren Verhältnisse zu dem Zweck einzurichten, sich zu behaupten.* Dies ist sein oberstes Gesetz.' ‚Du scheinst mir vorzuwerfen, was Aristoteles an einigen alten Gesetzgebern tadelt, ich denke mehr darauf, den Staat groß und mächtig zu machen, als die Bürger weise und gut, und mehr auf Kampf und Bewegung gehe mein Absehen, als auf Frieden und Muße. Für den Anfang des Daseins, für die Epoche, wo es die Erkämpfung der Unabhängigkeit gilt, hast Du nicht unrecht.

Allmählich werden alle friedlichen Bedürfnisse der menschlichen Natur sich geltend machen: Dann muß sich alles ausgleichen.' Erinnern diese Sätze nicht an Bismarcks oben zitierte Worte: ‚Ich sagte mir, . . . daß, wenn wir erst Unabhängigkeit von dem Auslande hätten, wir auch in unsrer innern Entwicklung uns frei bewegen könnten, wir uns dann so liberal oder so reactionär einrichten könnten, wie es gerecht und zweckmäßig erschiene; daß wir alle innern Fragen vertagen könnten bis zur Sicherstellung unsrer nationalen Ziele nach außen?' . . . Man kann in der Tat konstatieren, daß Bismarck bis zur Gründung des Reichs im Jahr 1871 in noch höherem Maße und noch ausschließlicher von außenpolitischen Sorgen absorbiert war, als später, nachdem es ihm gelungen war, das deutsche Volk in den Sattel zu heben.

Je krisenhafter die äußere Lage, um so absoluter der Primatsanspruch der Außenpolitik. Ein Sprichwort der Buren besagt, daß man die Pferde nicht wechselt, während der Wagen den Strom durchquert. Wohin auch immer unsere menschlichen Sympathien neigen mögen, eine Betrachtung unter dem ausschließlichen Gesichtspunkt des Vorteils ergibt, daß die Griechen einen Akt zweifelhafter Klugheit begingen, als sie mitten während ihres gefährlichen Abenteuers in Kleinasien Venizelos, den ‚Augapfel' der Entente, entließen, und den König Konstantin zurückriefen.

Innerpolitische Interessen von untergeordneter Bedeutung wird man sich leichter entschließen der außenpolitischen Situation zum Opfer zu bringen, als Interessen, mit denen das ganze Volk innig verwachsen ist. Viele Regierungen werden zu einer innerpolitischen Konzession besonders dann bereit sein, wenn die Kosten von einem volksfremden Teil des Staates (z. B. den Polen im alten Preußen) zu tragen sind, wobei nur im einzelnen Fall zu untersuchen ist, ob es gute auswärtige Politik ist, sich über die Interessen der nationalen Minderheit hinwegzusetzen. Die heutige britische Regierung hat sich, wie schon erwähnt, im Gegenteil vorwiegend aus Erwägungen äußerer Politik zum Entgegenkommen gegen die Wünsche des irischen Volkes entschlossen.

Es wäre doktrinär, den Satz vom Vorrang der auswärtigen Interessen blindlings und kritiklos unter allen Umständen zur Anwendung zu bringen. Gerade das Prinzip, das zur Statuierung des Satzes geführt hat, die Rücksicht auf die Erhaltung des Bestandes des Staates, kann eine Abweichung zur gebieterischen Pflicht machen. Die Gegenwart liefert ein anschauliches Beispiel. Es ist theoretisch denkbar, daß im Lauf weiterer Entwicklung ein enges politisches Bündnis mit Sowjetrußland die außenpolitische Stellung Deutschlands mächtig stärken würde, daß es aber wegen der Gefahr tödlicher innenpolitischer Ansteckung, also aus inneren Gründen, trotzdem abgelehnt werden müßte. Für das außenpolitische Verhältnis Deutschlands zu Rußland ist bei unserer geographischen und sonstigen Lage die Verschiedenheit des beiderseitigen inneren Régimes viel bedeutungsvoller als für die Beziehungen zwischen Frankreich und Ruß-

land. Auch 1863 versprach das früher erwähnte russische Bündnisangebot Preußen wichtige außen- und innenpolitische Vorteile; trotzdem lehnte Bismarck es ab, vorwiegend aus einem Gesichtspunkt innerer deutscher Politik, dem er damals mit Recht überragende Bedeutung zuschrieb. Ein Hauptmotiv, das Lloyd George zur Unterstützung des Gedankens des Völkerbunds veranlaßte, war ein der Sphäre des britischen Weltreichs entnommenes innerpolitisches: weil der Völkerbund die überseeischen Dominions zur Mitarbeit bei der auswärtigen Politik des Mutterlandes heranzieht und dadurch die Solidarität zwischen dem Mutterlande und den Dominions und die notwendige konstitutionelle Weiterentwickelung des Weltreichs fördert. Freilich deckt sich hier für England innen- und außenpolitisches Interesse.

Als **Grundsatz** ist festzuhalten, daß bei Konflikten zwischen beiden Gebieten der inneren Politik nur in seltenen Ausnahmefällen ein entscheidender Einfluß auf außenpolitische Entschlüsse eingeräumt werden darf und in der Regel umgekehrt der Außenpolitik der Vorrang gewährt werden muß. Dieser Vorrang kann soweit ausgedehnt werden, daß, wie Bismarck mitunter getan hat, der ganze Kurs der Innenpolitik geändert oder eine an sich notwendige Umorientierung unterlassen wird. Für ein so heroisches Mittel werden die Staatslenker, zumal beim parlamentarischen Régime, freilich nur ausnahmsweise zu haben sein. Im Normalfall wird es genügen, aber auch unerläßlich sein, daß die für das Ausland nicht geeignete Ausstrahlung einer innenpolitischen Tendenz an der Grenze aufgefangen und zurückgehalten wird oder daß sie zum mindesten nur in einer dem außenpolitischen Interesse angepaßten Färbung und Tönung ins Ausland dringt. Dies ist der praktische Sinn des Gambettaschen Satzes, daß der ‚Antiklerikalismus' kein Exportartikel sei. Um bei Gambettas Sprachgebrauch zu bleiben, so wird man ein Exportverbot für den bedenklichen Artikel zu erlassen (vergl. das Verhalten des radikalen Kabinetts Bourgeois gegenüber der russischen Anleihe 1905) oder mindestens eine zweckentsprechende Exportpackung vorzuschreiben haben.

Die Vereinigten Staaten von Amerika, militärisch, maritim, wirtschaftlich und finanziell mächtig, wirtschaftlich selbstgenügsam, moralisch angesehen, fast ohne Nachbarn und nahezu ein Kontinent für sich, sind in geringerem Grade von der auswärtigen Politik abhängig, als ein Nationalitätenstaat in der geographischen Lage des alten Österreich-Ungarn. Für das Maß der Wichtigkeit der Außenpolitik sind neben der ethnographischen Zusammensetzung und der geographischen Lage zahlreiche andere Momente von Bedeutung: Die öffentliche Meinung der Welt, die wirtschaftlichen Zusammenhänge, die Verfassung des Staates und ganz besonders die **machtpolitische Konstellation** im Innern und bei den anderen. **Fast alle diese Faktoren wirken zusammen, um das Deutsche Reich in seiner heutigen ohnmächtigen Lage völlig vom Auslande abhängig zu machen und unserer auswärtigen Politik** — soweit wir

zu eigener Politik überhaupt fähig sind — schlechthin ausschlaggebende Bedeutung für unser ferneres Schicksal zu verleihen.

Wir stehen unter fremder Finanzkontrolle, mögen wir uns auch scheuen, das böse Wort auszusprechen; unsere Steuern und Zölle, unsere Währungs- und Anleihepolitik müssen wir nach dem Diktat unserer Feinde einrichten. Auf das Geheiß der Entente oder der Reparationskommission beschließt der deutsche Reichstag Gesetze und hebt er solche auf. Die Rheinlandkommission schreibt vor, daß gewisse Eisenbahnlinien nicht gebaut werden dürfen, schon gebaute zu beseitigen sind. Wie oft lesen wir von einer neuen Note des Generals Nollet über die Organisation unserer Polizei, von der uns aufgezwungenen einseitigen militärischen Abrüstung gar nicht zu reden. Mit anderen Worten, selbst auf wichtigen Gebieten der reinen Innenpolitik sind wir vom Auslande abhängig. Um so mehr müssen wir uns bei Fragen, die enger mit der Außenpolitik zusammenhängen, ausschließlich von der Rücksicht auf die auswärtige Situation leiten lassen. Erwägungen innenpolitischer, gar parteipolitischer Natur dabei mitsprechen zu lassen, diesen Luxus kann Deutschland sich heute nicht leisten. Dies gilt in völlig gleicher Weise von Bestrebungen der Rechts- wie der Linksparteien. Wir haben gesehen, wie scharf Bismarck zwischen dem außenpolitischen Interesse des Staates und innenpolitischen Neigungen zu scheiden verstand. Bei allen Aktionen, die unsere außenpolitische Stellung berühren, muß die oberste Frage lauten: ‚Welche Wirkung wird es im Ausland ausüben, namentlich in Frankreich und England und auf deren Verhältnis zu uns und zueinander?' Damit ist gewiß nicht gesagt, daß wir jede Forderung der Gegner unbesehen bewilligen müßten — schon wegen der möglichen Konsequenzen unerfüllbarer Versprechungen nicht. Mit so einfachen theoretischen Formeln ist das Problem nicht zu lösen. Nur die sorgfältige Prüfung aller allgemeinen und besonderen Umstände kann von Fall zu Fall zur richtigen Entschließung führen.

Der folgende Aufsatz wird versuchen, aus der gewonnenen theoretischen Erkenntnis in einigen wichtigen aktuellen Fragen die praktische Nutzanwendung abzuleiten.

(Schluß folgt.)

Der ungerechte Rechtsanwalt
Von O. Berneder

(Fortsetzung.)

Es war kein Wunder, daß sich der junge Rechtsanwalt den bewegten Verlauf dieser advokatischen Kämpfe heute am Vorabend jenes Tages, der sie mit dem Siege krönen sollte, umständlich durch den Sinn gehen ließ. Er tat es mit der Liebe eines Komponisten, der sich sein Werk, der Vollendung nahe, noch einmal herunterspielt, um die Stimmung für ein ebenbürtiges Finale daraus zu schöpfen. In der wachsenden Prozeßbegeisterung wurde ihm auch der angesagte Besuch mit jeder Viertelstunde, um die er sich verzögerte, sowohl verständlicher als auch willkommener. Es drängte ihn selber, die heiße Fülle zuversichtlicher Empfindungen, deren er sich vollgesonnen hatte, aus sich zu schütten und doch wieder zu empfangen, so wie man Allzuhitziges aus einer Schale in die andere gießt und dadurch zu wohltuender Wärme temperiert. In ähnlicher Weise mußte auch der Kommerzienrat mit seiner Tochter zu dem Wunsche gekommen sein, das Vorausgegangene und besonders das Bevorstehende mit ihm durchzusprechen, nicht, damit es klarer werde, sondern weil es ein Genuß war, in der beruhigenden Klarheit, die es bereits hatte, zu verweilen.

Er fühlte sich von seiner eigenen Erklärung nicht wenig geschmeichelt. Und doch, hätte er die Sicherheit gehabt, daß sie den Besuch der jungen Dame restlos erkläre, so wäre er hinwiederum sehr unzufrieden mit seiner Erklärung gewesen. An seinem Gewissen, das Klarheit begehrte, scheu vorüber suchte sein Blick an dem Benehmen des Mädels den dunklen Rest, den er von jener Erklärung heimlich ausnahm und dem Liebesspiele seines Herzens überwies. Er verfuhr da ohne Zweifel mit Unterschlagungskünsten wider seine Ehre, brachte weniger zu Buch, als was er empfing und wollte gar noch, daß keine Differenz vorhanden sei. Er wollte die neue, romantische Wärme, die mehr und mehr seine Prozeßarbeit und ihn selber belebt hatte, weitergenießen und noch näher haben und zu gleicher Zeit verlangte er, das thermometrische Silber müsse auf dem kühlen Strich der Ehre stehen. Er glaubte es allda vielleicht auch zu erblicken, denn wer wüßte nicht, wie leicht man sich über den Stand dieses dünnen, glasumglitzerten Fadens täuschen kann, wenn man von ungeeigneter Stelle danach schaut. Und die sonnig flimmernde Höhe der Gunst, die er sowohl bei jenem stolzen Mädchen als auch in ihrem gigantischen Prozeß errungen hatte, mußte zu scharfen Beobachtungen der schlechteste Standpunkt sein.

Vielleicht wenn er einmal längere Zeit mit sich allein geblieben wäre; zum Beispiel wenn er sich für einige Tage in die Stille seiner Gebirgswelt begeben hätte, daß er die Warnungszeichen seiner Seele endlich gehört haben würde: den leisen Tropfenschlag, in welchem sein Gefühl zwar langsam, aber unaufhaltsam aus dem Kristallgefäß seiner Rechtschaffenheit in verbotenes Erdreich überging. Das geschah um so heimlicher, weil es ein haarfeiner Sprung war, den er diesem Kristallgebilde zugefügt hatte;

und um so sicherer, weil die Leidenschaft ein Flüssigsein von alles durchdringender Art besitzt. Am Tropfenschlage hätte er ihn merken müssen, den Sprung, wenn er endlich die Stille gefunden hätte, die dazu auch gehört.

Aber niemand durfte erwarten, daß ihm zu einer Zeit, wo sein Beruf in der Hochblüte war, eine Bergtour in den Sinn kommen würde. Und doch hätte es lieber heute als morgen geschehen müssen. Indes, vielleicht würde schon ein stiller und nach innen gewendeter Abend genügt haben, ihm die Offenbarung seiner Seelenlage zu geben; ein Abend wie der heutige, an welchem nichts zu tun war als über die Arbeit vieler Tage die nächtliche Reife kommen zu lassen.

Aber als die mütterliche Abendstille soeben ihre Hand ausstrecken wollte nach der seinen, um ihn schrittweise in sein Innerstes zu führen, da ließ sich der Besuch anmelden. Auf die Führung des Dieners verzichtend — war das, weil ihm mit ihren vielwissenden Augen die unsichtbare Gestalt voranging? —, trat er nach wenig Augenblicken über die Schwelle. Der Rechtsanwalt stieß die brennende Zigarre in den Becher und eilte zur Begrüßung: ‚Eine seltene Stunde, die solch eine Seltenheit zuwege bringt! Meine Türe hat sich lange nicht vor einer Ehre wie der heutigen aufgetan!' — ‚Still! Still! Herr Rechtsanwalt!' schlug ihm's der alte Herr, voran hereintretend, mit der Autorität von vier goldenen Ringen in die Hand, ‚seien Sie kein Zeremonienmeister und seien Sie kein Dichter!' Mit lachendem Kopfschütteln, aber so schnell, wie wenn er plötzlich eine wunde Stelle an seinen Fingern spürte, zog er seine Rechte aus der harten Goldpanzerung, in die sie ihm der Kommerzienrat geschlagen hatte. Gleichsam Heilung suchend, legte er sie darauf in den warmen Verband einer dargestreckten Mädchenhand, die sich mit der Feinheit von Seide und der Weichheit von Samt halb um die seine schmiegte, und er meinte: ‚Dichter sein? — Welch eine Verspätung, wenn mir das Schönste, was einer dichterisch erträumen könnte, die eifersüchtige Natur vorweggeschaffen hat! Da bleibt mir nur das Vergnügen —' ‚es in die Prosa überzusetzen,' sprang der gutgelaunte Spott des alten Herrn dazwischen; er bestrich die Klinke des feinen Gedankentürleins, die der andere niederdrücken wollte, geschwind noch mit Pech. — ‚Papa ist ein Bär; mit ihm ist nicht zu tanzen,' ließ das Mädchen seine kurze Vernichtung über den väterlichen Ausspruch gehen. ‚Aber auch mit Ihnen nicht, Herr Rechtsanwalt! Wo haben Ihre Worte den Elfentanz gelernt, den trügerischen? Gar so fein ist Ihr Faden! Hinge die Wahrheit daran, so müßte er stärker sein.' — ‚Mit nichten! Auch die Sonne hat ihr Gewicht und hängt an ihren eigenen Strahlen fest genug.'

Als ihre Hände einander verließen, hatte die seine den mahnenden Schmerz überwunden. Es war doch gut, daß sie des Ringes seit geraumer Zeit entwöhnt war. Solch ein funkelndes Ding ist oft wie ein Siegel der Pfändung an vornehmer Türe, und die da eintreten wollen, kehren

wieder um: den Reichtum, den wir suchten, besitzt er nicht mehr! Heute aber will er für reich und frei gehalten sein; für einen Menschen, der nicht nur aus seiner Kasse, sondern auch aus der Fülle seines Herzens unbeschränkte Ausgaben machen darf.

Er hat sich der Frau Kommerzienrat zugewendet, einer stillen Matrone: ‚Willkommen, verehrte Frau! Unendlich lieb von Ihnen! — Ah, welch eine Überraschung! Der kleine Junker ist mit Ihnen!‘

Ein wenig scheu hinter die Falten ihres dunklen Seidenmantels gedrückt, kam er wie ein Kleinod, das hinter vielen Verhüllungen steckt, als der letzte zum Vorschein. Er war in eine samtene Tracht gekleidet, die von rassiger Schwärze, man konnte sagen, funkelte. Das Köpfchen schwebte darauf nur so wie ein Wölklein Morgenrot über der sinkenden Nacht. Der junge Rechtsanwalt, zum erstenmal der unschuldig-schönen Ursache des häßlichen Prozesses gegenüber, ließ sich auf ein Knie zu ihm nieder und fing sich des Buben wachsweiche Hände, so fein, als wären sie nur eine spielende Zierat auf dem köstlichen schwarzen Stoff: ‚Grüß dich Gott, mein lieber Kleiner, grüß dich Gott!‘

Unwillkürlich nahm er den Gruß auf die Lippen, dessen frommer Klang in jenen freigesinnten Kreisen nicht allzuoft gehört werden konnte. Es ist eben so: das Unberührte, das Reine erzwingt sich, niemand berührend, seine eigene Etikette; und immer etwas vom Zeremoniell des Göttlichen. Durch Kindesaugen blickst du in den Himmel, der eben, weil er noch voll Nacht der Unbewußtheit ist, die Sterne des Ewigen samt und sonders zu sehen gibt.

Mit milder Gewalt hielt er die zwei warmen Händlein umschlossen; sie verschwanden gänzlich in seinen hartgeschnittenen Männerfäusten, wie weiches Silber, eingesprengt in das starke Gestein; wie helle Flämmchen, die im dunklen Erz eines Löschhorns untertauchen; man konnte Angst bekommen, sie möchten ihm auslöschen darin. Und dennoch waren es die gefangenen zwei Hände, die kindisch kraftlosen, die ihn nicht aufstehen ließen. Ihm war auf einmal, nicht seine Rechte, sondern seine Seele sei durch all die Hände gegangen, die sich ihm dargestreckt haben; seine Seele wie ein irrender Vogel, der sein Nest verlor und eine Raststelle sucht. Und die Hand des Kommerzienrates sei für den Vogel ein Schlaghäuschen gewesen, das ihn fing; und die des Mädchens ein zierlicher Käfig, der ihn behalten wollte; und die Hand der Matrone ein brüchiges Nest ohne Wärme: jetzt aber sei ihm in Gestalt dieser reinen Kindeshand der frischlebendige Zweig geworden, nach dem ein jeder Vogel mit ewiger Leidenschaft begehrt, weil er darauf mit sorglos-fröhlichem Geschaukel frei im freien Himmel schwebt! Darum wollte seine Seele nicht mehr von dem süßen Zweige lassen; wollte auch im Spiegel jener sturmlos-heiteren Gewässer bleiben, die als Kindesaugen nicht weit von diesem Zweige ihrem Traum oblagen. Und wer weiß, wer weiß! Der Vogel, der seine Seele war, hätte sich am Ende der reinen Melodie besonnen, die er in der Freiheit einst gekonnt.

Aber wie ein Fluch zuvieler Versäumnisse schien es ihm auferlegt: wenn das Klopfen von der innerlichen Seite, wo des Gewissens vereinsamte Gemächer lagen, hörbar werden wollte, rief ihn den Augenblick zuvor eine andere Pflicht nach außen. Er erhob sich aus den traumgeschwind über ihn gesprudelten Gedanken und schritt den Gästen zu seinem hochvornehmen Gesellschaftsraum voran.

Wohl hing die reinigende Stimmung noch an ihm, so wie die Tropfen an dem, der unter sprühenden Wassern gestanden ist. Aber mit jedem Schritte fielen sie von ihm ab und wurden immer weniger, und der Strahlenmantel einer heißen Sonne schlug sich, ihm die letzten von der Seele saugend, eng und enger um seine wehrlose Kraftgestalt —: Wie auserlesen sie sich heute trägt! Und wie rosenfreudig! Als trüge sie sich mit irgendeiner — großen Liebe! Hah! Warum kommt sie dann zu ihm? So zu ihm? Hat er einen Prozeß gewonnen, den er weder angestrengt noch geführt zu haben sich bewußt ist? Und den er nicht gewinnen kann, ohne verloren zu sein; wie noch ein Tropfen vom Kinde, aber auch schon wie ein verrinnender, leuchtet ihm das auf.

Gemessene Schritte schreitend, denkt er stürmende Meilen. — Warum hat sie den Buben bei sich? Wenn sie vom Prozesse reden wollen? Wie reimt es sich, dies Bild voll fröhlicher Schönheit zwischen öde Aktenblätter einzumengen? Es wird sein erstes sein, die Aktenbündel, die er hergerichtet hat, vom Tisch zu schaffen; er hätte klüger getan, ein Bilderbuch statt ihrer —. Nichtsnutzige Einfälle! Beinahe heftig stieß er die Türe auf und ließ seine Gäste an sich vorüber in den Raum; er schien zu hoffen, auch seine unruhigen Gedanken würden dabei in der Selbstvergessenheit an ihm vorübergeraten. Nein, sie blieben ihm hartnäckig an der Seite. Wie Schaumflocken, die der Sturmgewässer unheimlich scherzendes Gespiel sind, hüpften sie um ihn empor. An den irren Schaumflocken hätte er es merken sollen, daß er neben dem Abgrunde ging.

Unwillkürlich faßte er, als der Letzte folgend, wieder nach der Hand des Kleinen, der mit belustigender Umständlichkeit über die Schwelle trippelte: ‚Komm, Bubi, geh' mit mir; denn schau, wir müssen Freunde werden! Willst du?' Der Kleine gab ihm auf die unversteckte Werbung, die das Versteck einer größeren werden konnte, einen zutraulichen Blick und überließ ihm großmütig seine runde Hand. Gar weich und warm wie eine Pflaume, die einer soeben aus dem Sonnenschein herausgepflückt hat, lag sie wieder in der seinen. Im Genusse dieser zarten, unaufregsamen Wärme wünschte er die Glut jener anderen Hand nicht mehr zu berühren.

Dieser Bubengriff, so winzig und keines leidenschaftlichen Druckes mächtig, ja, der wäre für ihn das rechte Maß, in dem er die Gunst und Liebe dieses Hauses ergreifen durfte. Ist es nicht vornehme Regel, nie soviel zu nehmen, als dir geboten wird? Und nur soviel, als du Raum dafür im Herzen übrig hast? Verdammt! Das ist mehr als

Schicklichkeit, das ist Gebot der Ehre, Zwangslage des Gewissens. Er fühlt die runde, weiche Hand auf einmal wie einen spitzen Nagel in der seinen, und der feine, fremde Puls, den er verspürt, scheint die Hammerschläge zu führen, die ihn fest an den reinen Augenblick der Einsicht heften wollen. Warum spricht er nur zum Kinde von der Freundschaft und läßt dem Weibe Zeit und Hoffnung, daß sie ihn zu Größerem versuche? Wahrhaftig, sie müssen Freunde werden! Und wären sie schon mehr gewesen, so müssen sie wieder Freunde werden! Oh, hätt' er es nur schon gesagt, das kühlende Wort, das sein muß! Noch haben sie keines der Liebe zueinander gesprochen, noch wäre es Zeit.

Hah! Wirklich noch Zeit? — Er möchte wissen, wann! In dieser Stunde, da ihn die Gastlichkeit verpflichtet, der Liebenswürdige zu sein? Unmöglich heute ein zurückstoßendes Wort! Unmöglich! Die gesellschaftliche Blöße, die er sich vor diesen dreien gäbe!

Ach, die Blöße! Ob er denn nicht sieht, daß er die Sicherheit, in die er seinen gastlichen Ruf glaubt bringen zu müssen, seinem Herzen entzieht? Oder wäre er schon soweit, daß er die Gefahr des Herzens liebt wie eine des Gebirgs?

Der Mensch erlebt derlei verwegene Stunden. Und wer ein starkes Fühlen mit sich trägt, so wie die Eiche ihre Riesenkrone, die verwegensten. Da ist er auf einmal satt am Frieden; eine starke Leidenschaft entfaltet ihre Eichenkrone, und überdrüssig der schäfchensanft einhergeschobenen Wolken will sie in einem feurig-wilden Sturme untertauchen, in dem sich alle Äste der Empfindung jauchzend biegen. Doch wer wüßte nicht, daß die gestürzten Eichen all' an ihrer Krone zugrundegegangen sind? Ja, der Mensch hat gefährliche Stunden. Und die gefährlichsten, wer ein allzu bewegliches Herz im Busen trägt, so wie in der Bucht ein ruhloser Nachen vor Anker liegt. Da wird der friedsame Wellengang dem Nachen zu kleinlich und reizlos die Geborgenheit; in rollende Sturmflut will er hinausgerissen sein. Und liegt eine schlafende Liebe vergessen im Kahn: bevor sie erwachen mag, ist sie lautlos über Bord zur Tiefe.

Hat nicht auch der junge Rechtsanwalt solch einen Schläfer der Liebe im Nachen? Und wäre er schon soweit, daß er in einem tollen Sturme seiner ledig werden möchte? Soweit? — Niemand ist, der es einem sage; denn er selber weiß es am wenigsten und kennt im Augenblick nur seine höflichen Pflichten.

Er läßt den Knaben aus der Hand und ladet seine Gäste, indem er noch einen Stuhl in die Reihe holt, zum Sitzen ein: ‚Ganz nach Bequemlichkeit, Herr Kommerzienrat; die Tischgesetze, schlag' ich vor, seien suspendiert! Wir wollen die Herzlichkeit an ihre Stelle setzen!' — ‚Völlig Ihrer Meinung, mein lieber Herr Rechtsanwalt!' sanktionierte der alte Herr den Antrag mit seines Basses ruhevoller Souveränität und wollte sich gleichsam hinter seiner Stimme her in die Tiefe des nächsten Fauteuils versenken. ‚Nicht so, Papa!' schritt seine Tochter ein; ‚wie übel verstehst

du dich auf den geselligen Ausgleich!' Und sie schob ihn um einen Sitz weiter und definierte einen anderen für die Frau Kommerzienrat und war wie die Herrin des Hauses. Lächelnd blickte der alte Herr nach dem Rechtsanwalt: ‚Da sehen Sie! Ihren Willen haben, das nennen die Frauen unsere Bequemlichkeit!'

Der junge Hausherr gab den lächelnden Blick an das Mädchen weiter; doch hatte er ihn vom Spott des Alten gereinigt und so helliebenswürdig dadurch gemacht, daß er in ihrem Gesicht ein Erröten als Widerschein hervorrief. Aber geschickt unterschlug sie den verräterischen Schein, indem sie sich zum Knaben niederbückte: ‚Und wo will Bubi sitzen?'

Manches Kräutlein, das für eine bestimmte Wirkung ausersehen ist, muß gepflückt werden, bevor es die Blüte hervorgebracht hat. — War es auch ihr darum zu tun, eine Wirkung mit dem Kleinen zu erzielen, weil sie ihm keine Zeit zur Antwort ließ, sondern ihn kurz vom Boden pflückte und in die grüne Polsterung eines Sessels hob, der dem des jungen Gastgebers benachbart zu werden verhieß? — ‚Es ist nur, Herr Rechtsanwalt, um zu vermeiden, daß wir Großen uns um den Vorzug Ihrer rechten Hand zerkriegen,' begleitete sie ihr Tun mit schelmischer Erklärung und setzte den Punkt, der dahinter gehörte, als Kuß auf die gleichmütige Kindesstirne.

Wortlos aufrecht sah er ihr zu. Ist das die Stolze, deren Kühlheit schon so viele vergeblich erhitzt hat? Von der sie sagen, sie atmet nicht, damit es nicht scheine, als hätte sie eines Atems Wärme für jemand? — Hah, Mädchen, leugne es mir: nun glühst du doch von einer Leidenschaft! Was hätt' dich Spröde, Stählerne so schmiegsam gemacht? Was hätte soviel Herzlichkeit aus dir gelockt? Und zu mir kommst du in solchen Flammenzeichen der Liebe? Warum gerade zu mir?

Weit offen steht seine unvorsichtige Seele und nimmt den tropischen Hauch all dieser Wahrnehmungen und Gedanken in sich auf. Der schlägt sich an ihren Fenstern nieder, die sonst so nüchtern, kühl und klar, und macht sie undurchsichtig; sehenden Auges wird seine Seele dahinter blind sein.

Das Mädchen hatte sich mit eleganter Wendung auf einen Platz zurückbewegt, der wie zufällig gegenüber dem Rechtsanwalt für sie übriggeblieben war. Sie stand noch einen Augenblick, als überschaute sie prüfend ein spielfertiges Schach, dann sagte sie mit einem Spott, der mild wie Händestreicheln war: ‚Hab' ich nicht wohlgetan, zu handeln? Der Herr Rechtsanwalt ist wie alle Männer den Aufgaben der Behaglichkeit nicht gewachsen. Seht nur, er versäumt sich selbst mit seinem Denken! Ich werde ihm das Patronat über meinen Liebling entziehen müssen.' Die sorglose Art, in der sie dabei ihren Platz einnahm, ließ von ihrer Drohung nichts befürchten. — ‚Verzeihen Sie,' kam der Rechtsanwalt zu sich und ließ sich ein wenig verwirrt neben dem Knaben nieder, ‚auf solche Klienten habe ich zu wenig studiert; ich werde ein unbeholfener Protektor sein. — Indes' — er schob die goldenen Locken ein wenig zurück und enthüllte sich

das Profil des Knaben — ‚ist solche Zartheit nicht selbst ihr bester Schutz? Oder wie? Hatten wir einen Feind, als unser Kopf noch klein genug war, in diesen Lockenhelm zu passen?‘

Der Kommerzienrat ließ ihm den Widerspruch nicht hingehen: „Hm,‘ rollte es seiner Rede voran wie eine Schaufel dunkles Erdreich, in das sie gepflanzt werden soll; ‚wir hatten als Kinder wohl keinen Feind; aber unser Junge da, ich möchte doch meinen! Ist gegen ein wehrloses Kind je eine perfidere Aktion der Unterdrückung geschehen?‘ — Der junge Rechtsanwalt entdeckte nicht ohne Verwirrung, wie wenig er den Prozeß bisher für das Kind und wie sehr für die Mutter geführt hatte. Glücklicherweise waren die Interessen beider so in eins verwachsen, daß er die Sache des Mädchens nur hatte fördern können, indem er die ihres Kindes wohl versah. Der Knabe war in der Tat der Mittelpunkt des juristischen Problems und darum nirgendwo besser am Platz wie neben seiner rechten Hand, die im Prozeß das Zepter führte. ‚Sie haben recht, Herr Kommerzienrat. Ich hatte mich augenblicklich zu wenig bedacht.‘

Ein Herodesstück wäre dem Königssohn gelungen, wenn er mit der Verfolgung dieses unschuldigen Kindes ans Ziel gelangt wäre. Es namenlos und ohne Vater ins Leben werfen wie in den Streit eine Urkunde, die von niemand unterschrieben ist und nirgends gilt! Verdammte Ehrlosigkeit!

Eine ganz neue Prozeßfreude zieht durch seine Seele; hoch und rein gleich einer rosigen Wolke; hinweg sowohl über den kühlen Gipfel der Ehre, auf den er die Sache anfangs gestellt, wie auch über die sonnigen Wege der Zuneigung, auf denen er sie später dahingetragen hatte. Anwalt dieses Kindes sein, war das nicht fast soviel wie sein Schöpfer sein. Aus makelhaftem Dunkel wird er es erlösen, frei und schön in die Sonne stellen und seiner Liebe wert sein. Göttliches Gefühl, der Liebe eines Kindes würdig sein! Er legt seine Hand auf die Locken des Knaben.

Seiner Hand aber strömen aus der Wärme dieses kleinen Hauptes Gedanken zu, die er heute noch schreiben wird. ‚Das war die unrühmlichste Fehde, in die sich das stolze Haus jemals gestürzt hat. Eine unvergeßliche Niederlage ist ihm besorgt,‘ erinnerte er zuversichtlich seine Gäste. — ‚Und gleichwohl, mein Lieber,‘ warnte ihn der Kommerzienrat, ‚Sie dürfen noch nicht sorglos sein! Das ist kein Krieg nach gemeiniglichem Brauch; erst der geschlagene Feind wird Sie am grimmigsten verfolgen.‘ — ‚Kein besseres Zeugnis für einen Rechtsanwalt, als von den Lumpen verfolgt zu werden. Und kein Lohn der Verfolgung so schön als der zutrauliche Blick einer solchen Unschuld.‘ Er zog das schmiegsame Köpflein des Knaben gelinde an sich und erstaunte heimlich darüber, wie schnell er ihn lieb gewann. Und dieses Röslein Jugend warf der Thronfolger einfach weg; über den Zaun auf die Straße, unter die Füße von jedermann, weil sich ein neues Lieb daran stechen könnte! Verfluchte Niedrigkeit!

Er schüttet im Geist seine Rede weg wie einen abgestandenen Trunk; er wird dem Thronfolger einen Becher mischen, daß ihm kein Hochzeits-

wein mehr schmecken soll. Und die Wahrheit, das seltenste Gericht auf fürstlichen Tafeln, soll er so reichlich vorgesetzt bekommen, daß er sich für sein Leben daran sättigen mag. Hei, königliches Morgen!

Wie Schwindel einer ungeheuren Höhe legt es sich an seine Schläfen. Den kühnsten aller Gipfel wird er im Angesicht der ganzen Hauptstadt morgen überwinden. — Es fällt ihm ein, wie köstlich es sein müßte, von solch massenumrauschter Höhe weg in die stillen Berge zu gehen, wo auch ein Gipfel seiner wartet, schon Jahre lang. Er wird es überlegen, es hat ja Zeit; die Clowenspitze macht ihm so schnell keiner streitig.

Es wäre in der Tat eine viel wichtigere Sorge für ihn gewesen, daß er sich diesen Abend auf der Höhe seines Charakters hielt, oder eigentlich, daß er sie wiedergewann. Er aber strebte nur danach, auf der Höhe der geselligen Situation zu bleiben und seinen Gästen angenehm zu sein. Dabei mußte ihm von Blick zu Blick deutlicher werden, daß sein rechter Besuch das junge Mädchen war und die übrigen nur Begleitung. Was nützte ihm das Beisein selbst dieses reinen, kleinen Wesens, wenn es ihn ebenso notwendig wie unbewußt gegen die Mutter entwaffnete! Wie das Flämmchen einer frommen Wetterkerze ohnmächtig untergeht im Riesenbrand des blitzgetroffenen Hauses, wohl so am Ende das milde Leuchten der zwei Kindesaugen in der Lohe seiner Leidenschaft.

Und wenn er tragischerweise gerade durch dieses Kind zu einem Weibe verführt wurde, das er nicht haben durfte, so war es die stillreifende Rache für etwas, das er vergessen zu haben schien: es hatte ihn vor Jahr und Tag ein Knäblein mit ebensolchen Augen zu einem Mädchen gerufen, das einst mit dem Kinde das Recht erwarb, sein Weib zu werden; er hatte den Ruf überhört, das war seine Schuld gewesen. Und es wurde seine Tragik, daß er jetzt dieses fremde Kind so willig hörte, aber so falsch verstand. Denn während es ihn mit der natürlichen Mission, die reinen Augen innewohnt, zu seinem besseren Wesen heimrief, hörte er sich nur immer zu dem berückenden Weibe gerufen, das ihm gegenübersaß, und folgte dem Rufe Schritt für Schritt.

‚Das war ein ausgezeichneter Einfall, Verehrteste, mir diesen lieben, kleinen Gast zu bringen. Fröhliche Auspizien lese ich aus diesem kleinen Himmel, und ich danke Ihnen für die Gunst.‘ Sie spielte mit dem roten Steine ihres Halsgehänges und meinte im Ton einer bloßen Belustigung, aber mit Augen tieferer Lust: ‚Herr Rechtsanwalt belieben zu schmeicheln! Einfälle zu haben pflegen sich sonst die Männer vorzubehalten; wir Frauen müssen zufrieden sein, Impulse — — oder wie sagt unser Papa?‘ Mit ihren Blicken lud sie den Spott ihrer Rede umständlich über dem grauen Haupte des Kommerzienrates ab und wandte sich dann wie eine Biene, die unterwegs ihren Stachel verstochen hat, mit Worten, die nur mehr Honig waren, an den Herrn des Hauses: ‚Ich höre es aber mit dem größten Vergnügen, Herr Rechtsanwalt, daß mir eine Freude für Sie gelungen ist; denn mehr als diese haben Sie um den Jungen verdient. Sie sehen

übrigens, daß er sich höchst behaglich an Ihrer Seite fühlt; es steht zu befürchten, in einem unbewachten Augenblicke wird er Ihnen das Du antragen!' — ‚Anträge, die der Himmel stellt, werde ich nie bekämpfen. Auch wird das Du, indem wir Freunde sein wollen, nur eine selbstverständliche Rechtsfolge sein, die höchstens noch Ihrem mütterlichen Einspruch unterworfen ist.' Er legte seinen Arm um den Knaben und machte solchermaßen auch ihm die juristischen Sätze erfaßbar. Zutraulich sank ihm das klugäugige Köpfchen zu. Aber von drüben ein strahlender Blick des Mädchens; ‚Einspruch gegen eine Freude meines Kindes? Ich habe nichts als Dank dafür, Herr Rechtsanwalt, einen großen, freudigen Dank!'

Doch wer dir solchen auf einem allzu großen Wagen zuführt, kommt offenkundig mit der Absicht, noch viel mehr zu empfangen und heimzufahren. Der Rechtsanwalt besaß ohne Zweifel den Scharfsinn, es zu merken; aber er traute sich die Kraft, es zu hindern, nicht mehr zu, und wenn sie ihm seine Seele, seine Ehre, seine ganze Vergangenheit davonführe, jene ruhmvoll bekannte, die er mit Berggipfeln geschrieben hat, und jene stillere Vergangenheit, die mit Küssen geschrieben und ihr unbekannt war. Verdammte Weiberaugen! Wenn sie eine Hölle wären, er müßte sich auch hineinstürzen in ihre Glut.

Seine Finger vergraben sich in die blonde Lockenunschuld eines kindlichen Hauptes und greifen doch zu gleicher Zeit immer tiefer in eine dunkle Schuld hinein. Aber je länger das Mädel zu ihm spricht, desto unvermeidlicher erscheint ihm diese Schuld, ja geradezu notwendig und erlaubt.

‚Der Knabe,' fährt sie nach einigem Zögern fort, ‚ist mir eine Sorge für die Zukunft. Sein Wissensdrang wird eines Tages nicht mehr durch Bilderbücher und Märchen gestillt werden können. Nun gibt es aber Erkenntnisse, die man dem Kopf nicht hinaufreichen kann, ohne dabei auf das Herz treten zu müssen. Andere Knaben werden ihre Väter vor ihm rühmen; da wird die heikle Frage ungepflanzt wie eine Distel bald in ihm aufwachsen; Sie verstehen mich, Herr Rechtsanwalt!'

Die kunstvolle Einkleidung ihrer Gedanken teilte sich mit einer leisgewordenen Stimme in die schwierige Aufgabe, so von dem Kleinen zu reden, daß er in währendem Beisein ihren Worten abwesend blieb. Diese Vorsicht, die um so rühmlicher war, je gewöhnlicher sie vernachlässigt wird, gab dem Rechtsanwalt ein hohes Maß von Klugheit zu erkennen. Aber die Unvorsichtigkeit hinwiederum, mit der sie ihre letzte Sehnsucht durchleuchten ließ wie rotes Blut die Haut durchschimmert, verriet ihm ein noch höheres Maß von Leidenschaft. Denn was hatte er mit solch intimer Sorge der jungen Mutter eigentlich zu tun? Nichts, wenn sie wie bisher zueinander bleiben wollten. Jedoch, dann hätte sie gewiß nicht davon gesprochen; es wurde ihr ohnedies, wie er fühlte, nicht leicht. Aber welche Gemeinschaft konnte es zwischen ihnen geben, in welche dieses Kind als gemeinsame Sorge eingeschlossen war? Nur eine solche, durch die das Kind zuvor ihr gemeinsames Eigentum wurde.

Er dachte wieder einmal mit seiner alten unwiderstehlichen Klarheit und erschrak über das Ergebnis, jedoch mit einem Schrecken, der Süßigkeit statt Furcht zurückließ. Gewissermaßen, um sich wider das Erschrecken abzuhärten, ging er prüfend noch einmal durch seinen Gedankengang. Aber keine Beziehung zeigte sich ihm, die weit genug reichte, um der Vaterlosigkeit des Kindes zu steuern, und doch nicht so weit, um die Freiheit der Mutter zu berühren. Was wäre dem Knaben mit einer bloßen Freundschaft gedient? Davon sprachen sie ja doch nur, weil es die genießenden Gedanken so nahe an das letzte, was sie nicht aussprechen durften, heranführte. Auf den Platz, darauf der Vater steht und einsteht für sein Kind, kann eben der beste Freund nicht treten. Und wenn er das blonde Köpflein da mit Küssen panzern wollte, mit dem Munde, der ihn hingelegt hat, zöge er den Panzer wieder fort.

Eines Vaters Kuß, ja das ist etwas anderes. Darunter schließen sich geheilt alle Wunden zu, in deren Schmerz ein Knabe zum Vater kommt; vor solchem Kusse weichen Unglimpf und Verachtung wie vor einem königlichen Wappen scheu zurück. Gedenkt das Mädchen ihm dies Wappen väterlicher Herrschaft zu verleihen?

Er stellt sich eine Frage, von der er nicht mehr glauben kann, daß sie eine ist. Das Mädchen ist so deutlich geworden als sie es mit Feinheit werden konnte; sie wirbt um ihn, sie wirbt! Und er darf es doch nicht glauben. Er muß die reizvoll aufgeblühte Überzeugung verleugnen, als wäre sie nicht da; alle Boten ihrer Liebe erschlagen und tun, als wären sie nicht gekommen, erschlagen und verscharren in der unfruchtbaren Erde eines Versprechens, das ihn bereits mehr Jahre gereut als einst Wochen gefreut hat, das er nicht erfüllen und nicht brechen kann. Verwünschte Ehre! Hat sie ihm das Rückgrat so versteinert, daß er sich um diesen Edelstein von Liebe, um den sich andere fast erschlugen, nicht einmal soll bücken können?

Und wie schweigend seine Gäste um ihn sitzen! Als hörten sie auch den quälenden Mißklang seiner Gedanken. Es geht wie eine hinkende Glocke in ihm; hell schlägt seine Leidenschaft an, aber die Ehre auf der anderen Seite will nicht dareinklingen; und dieser fehlende Schlag martert die Ohren mehr als jener anwesende sie ergötzen kann. Er aber, verdammt, er hat keine Macht darüber; er kann den reinen Klang des Gewissens nicht erzwingen und den Sturmton der Leidenschaft nicht dämpfen, das lärmt und läutet im Takt der Hölle dahin. Verwünscht!

Wie aus brennendem Hause stürzte er sich aufs Geratewohl aus seinen Gedanken: ‚Wie alt ist der Kleine jetzt?‘ — Da ihm nur zu tun war, den heißen Boden seiner selbst zu verlassen, und da er wie ein Springender nicht wählen konnte, wo er gerade hintreffen wird, so glaubte er mit seiner Frage auf einer ganz zufälligen und darum indifferenten Stelle der Unterhaltung zu sein. Aber das feine Erröten des Mädchens gab ihm vor allen Worten Bescheid, wie nah an ihrem Herzen diese Frage vorüber sein mußte, um ihr Blut in solche Bewegung zu bringen. ‚Das habe ich Ihnen noch nicht gesagt,

weil man eine Überraschung nur gläschenweise wie den Sekt kredenzen soll: Bubi hat seinen fünften Geburtstag heute!' — ‚Wie?' Er suchte nach der Hand des Kleinen: ‚Das ist ja ein köstliches Zusammentreffen!' — ‚Nicht wahr, wie geistreich der gedankenlose Zufall sein kann! Morgen wird sich des Kleinen großer Prozeß entscheiden!' In den Augen des Rechtsanwaltes blitzten zuversichtliche Gedanken: ‚Ich kann meinem süßen kleinen Klienten schon heute den Sieg in die Hände drücken. Doch da wir über dieses nun auch Freunde geworden sind, was soll ich dir nebst jenem Siege sonst noch schenken, Bubi, sag?' Er neigte sich zu ihm hernieder, ob in dem offenen Gesicht vielleicht ein Wunsch zu lesen stünde. Der Junge schüttelte das Haupt; es war aber anzusehen, als rücke er seinen Lockenhelm zurecht für einen Angriff. Er besann sich einen Augenblick und setzte dem Belagerer seiner Augen plötzlich einen schelmischen Kuß auf die Wange.

Der fühlte sich von brennender Verwirrung und wie von der Bluttaufe eines neuen Schicksals überronnen, nur daß sie die Sünde nicht nahm, sondern brachte: O Bube, du verdammte kleine Unschuld! — Er kann nicht wählen, was er denkt, nicht wählen, was er tut; er legt dem Knaben seinen Kuß zurück auf seine kissenweiche Wange wie auf das Polster ein königliches Krönlein der Liebe, das er einen Augenblick hat tragen dürfen. Und er kann nicht wählen, was er beschließt: Er wird sich das Krönlein wieder holen und der König dieser Herzen sein; das Krönlein samt der Krone wird er nehmen, eine flammende Habsucht nach Liebe durchloht ihn, er kann nicht wählen, was er beschließt.

Verlegen hebt er das Haupt. Ein schweigendes Lächeln steht an der Pforte seiner Lippen, als wäre es der Camerlengo seines Herzens und müßte sich nach Dienerweise vor eine Torheit seines Herrn hinstellen. Und ein gütiges Lächeln der Frau Kommerzienrat nickte dem seinigen zu. Der alte Herr aber hat das ebenso kleine wie sensationelle Ereignis zuletzt mit seinem lustig-vollen Lachen zugeschüttet: ‚Der Bub gebraucht seine Freundschaftsrechte! Und da Sie zwar das Opfer, aber auch der Anwalt seiner Rechte sind, so werden Sie die süßen Folgen ertragen müssen, da hilft kein verleugnen. Haha!'

Dem Rechtsanwalte blieb, indem er halb nach außen, halb nach innen horchte, nirgends eine ganze Überlegung übrig, weder auf dem Schauplatz seiner seelischen Tragödie, noch in dem äußerlichen Lustspiel, dem sich ihre Unterhaltung hingab. Es war darum eine vorschnelle Weise, wie er jetzt den Ausdruck des Kommerzienrates aufgriff: ‚Verleugnen? Nein! Dies Wort und seine Praxis wollen wir der Hoheit überlassen!' — Da fällt ihm plötzlich ein: Bist du denn nicht der letzte, der dieses Wort verschenken darf, als ob er es niemals bräuchte! Ja, sitzt es nicht eingefleischt und wie ein durch und durch gewachsener Dorn in seinem Gewissen! Verdammt! Er auch schon auf dem Wege des Thronfolgers? Ein fieberndes Zählen zwingt ihn: Drei, vier — nein, es sind auch fünf Jahre! Hol's der Satan! Ist da kein Fehler? Sein halbes Vermögen um einen Fehler! Doch mag er zählen,

wie er will, es sind nicht mehr und sind nicht weniger; der Teufel selbst scheint sie ihm vorzurechnen.

Er hatte das Jahr vorher im Revier seines Klubs die erste Hochtour gemacht. Noch vor dem Aufstieg hatte er jenes Mädchen gesehen, dessen Bild er wie ein Heiligtum auf die Riesensäule des Friedhorns hob. Und als er siegreich zurückkam, hatte er die Jungfrau mit heißer Bemühung gewonnen. Um ihre zwei Augen würde er leicht zehn schönere Siege zu Berg darangegeben haben. Sie waren dunkel wie die Nacht, hinter der die Sonne rollt. Und Sonne verhieß er ihnen. Doch verdammt, er hat sie noch dunkler gemacht um einen tiefen Schatten der Schuld! Und es ist kein Ausweg: Der Bube muß jetzt fünf Jahre werden. Wohl noch in diesem Monat! Hah, und wenn es durch das Spiel des Teufels noch genauer träfe? An diesem Tage? Er könnte nicht sagen, das ist unmöglich. O verfluchtes Kalendarium, in dem die Festtage seiner Leidenschaft mit denen seiner Ehre niemals harmonieren wollen, und was die eine feiert, wird von der anderen verworfen.

Indes, er muß doch endlich seine Kraft gebrauchen! Warum auch jeder Aufregung seines Ehrgefühles unterliegen? Er kennt es doch, es ist empfindlich wie ein Wasserspiegel, und wenn es einmal in Unruhe ist, so bildet es die unschuldigsten Dinge in den ungeheuerlichsten Formen ab. Soll er sein Leben lang der Sklave eines vergangenen Augenblickes bleiben? Und weiß er denn, ob das kühle Mädchen im Gebirge seiner wirklich noch wartet und begehrt? Wie lange schon, daß sie ihm kein solches Begehren mehr ausgesprochen hat! Es ist der Liebeszauber wohl auch von ihrer stolzen Seele inzwischen abgeglitten, so wie sich ein glitzerndes Schneefeld auf dem steilen Hange lockert und niedergeht; er träfe etwa nur verwüsteten Weg, begrabenes Land bei ihr. — Zu diesem Weibe aber hat er eine strombreit aufgetane Straße. Konnte es so gefährlich sein, den Kahn vergnüglicher Weise ein wenig hineintreiben zu lassen? Es wird nicht gleich eine Mauer hinter ihm wachsen und Unabänderliches schafft er nicht. Auch mit seiner Ehre wird er sich in einer nachdenksamen Stunde wohl verständigen; er ist ein gewandter Sachwalter. Jetzt aber endlich Ruhe mit diesem Tumult der Gedanken! Sein gastlicher Ruf kommt je länger je mehr in Gefahr.

‚Verzeihen Sie! Was bin ich für ein unaufmerksamer Hausherr! Doch, Sie wissen ja, ein großer Tag erzeugt wie in den Straßen das Leutgedränge so im Geist ein großes Gedränge der Gedanken.' — ‚Nichts willkommener als dieses!' fiel der Kommerzienrat lebhaft ein; ‚es wird den Thronfolger morgen jämmerlich erdrücken, denk ich.' — Der Rechtsanwalt konnte sich einer bescheidenen Zustimmung nicht enthalten: ‚Zum wenigsten ist gesorgt, daß ihm sehr enge wird. Und seine Advokaten will ich so in die Klemme treiben, daß ihnen nicht einmal Raum genug, um mit Würde umzufallen, übrigbleiben wird.' — ‚Ganz Ihre Art!' lobte der Kommerzienrat weiter; ‚ich kenne die Art! Sie sind ein verteufelt scharfer Disputant; ich möchte Sie nicht wieder zum Gegner haben.' — ‚Das wirst du kaum vermeiden, Papa,' griff das Mädchen zurechtweisend ein, ‚wenn du, um ihn zu loben,

keine größere Eleganz aufwendest.' — ‚Und die wäre?' widergrollte sein Baß, indem er sich noch tiefer in sein unergründliches Dunkel zurückzog. — Sie würdigte ihn keiner weiteren Belehrung und begnügte sich, seine Brummfliegen mit einer Handbewegung totzuschlagen. ‚Und was für spitzbübische Sachen gar unser Junge macht! Ist das die Artigkeit, die du mir versprochen hast?' Vom Gesicht des Knaben glitt ihr Auge mit der Flüchtigkeit, wie man von den Noten weg auf die Tasten sieht, zum Rechtsanwalt hinüber: ‚Was werden Sie von meiner Erziehung denken müssen!' Als trüge die kleine Rede eine Schleppe von Purpur, so ging es in nachfolgender Röte über ihre Wangen. Es kam aber offenkundig nicht davon her, weil der Knabe etwas Unbegreifliches getan, sondern weil er durch seine kindliche Tat das gegenseitige Geheimnis der Erwachsenen so selbstverständlich ausgesprochen hatte. Und weil auf ein Wort, das errötet, ein schwieriges Antworten ist, so überging es der Rechtsanwalt mit vorsichtigem Schweigen; er legte nur seinen Arm um die Schulter des Kleinen und sagte scherzend: ‚Bubi, schau! Jetzt bekommst du die Schelten, die ich verdient habe. Nun halten wir aber erst recht zusammen, nicht wahr!'

Hell öffnete ihm der Kleine die süße Laube seiner Augen, die weiß wie der Schnee und blau wie der Himmel blühte. Eigentlich schämte er sich, sie zum Stelldichein jener Liebe zu mißbrauchen, die ihm das Mädchen nicht ohne Verletzung der weiblichen Scheu und er dem Mädchen nicht ohne Verletzung der männlichen Treue entgegenschicken konnte. Aber er war nun einmal so weit, es zu tun. Und schließlich hatte ihm das Mädel selber diesen Dolmetsch ungesagter Dinge zur Seite gesetzt; da bekam von sich aus jede Freundlichkeit, die er dem Kleinen erwies, ein zweites Gesicht, das seiner Mutter zugewendet stand.

In lässiger Vergessenheit hing seine Hand dem Knaben auf die Brust herab; der begann mit ihr zu spielen und sich so für den Mangel tauglicheren Spielgeräts in dieser strengen Stube zu entschädigen; der Rechtsanwalt überließ sie ihm lächelnd, so, wie zur Ebbezeit das Meer den Kindern einen seltenen Steinblock zum Beklettern freigibt.

Alle Kräfte und Gedanken aber hatten sich in seinem Innersten geballt: Sieh, wie es in diesem Weibe flammt! Um dich! Um dich! Und wie oft muß sie vor diesem Kinde freundlich über ihn geredet haben, daß ihm die feine Knospe in der ersten Stunde aufgeht, als wenn sie längst in seiner Sonne gestanden wäre. Schmiegt sich der Kleine nicht an ihn, als wäre er, der junge Rechtsanwalt, schon immer der Stab gewesen, an dem dieses königliche Reis emporwachsen will! Dann ist er freilich ein dürrer Stab gewesen, hat nichts von dem Leben verspürt, das sich zärtlich um ihn ranken wollte. Endlich aber hat ihn die jungfeine Rebe mit ihrem Leben angesteckt. Nun will er selber grünen und sprossen, baumgroß in den Himmel der Liebe wachsen und mit leidenschaftlicher Krone um sich greifen. Und sprengen ihm die Wurzeln auch den Felsgrund des Charakters und wächst er auch den Wetterblitzen zu: er muß, er muß!

Es ist ihm nichts so deutlich jetzt wie dieses, daß sie alle miteinander nur gekommen sind, um die kühne Werbung des Mädels jedem Ahnungslosen zu verschleiern und ihm, dem Ahnenden, gewiß zu machen. Wozu anders die intime Anfreundung des Kommerzienrates, der sich, aufrecht und unabhängig wie er war, nie um eine Schmeichelei für jemand bückte? Die streichelnde Löwenpranke! Haha! Beinahe zum Lachen ist ihm und nichts so deutlich, nichts.

Aber hartnäckig stört ihn etwas im Gesichtsfeld seines leidenschaftlichen Blickes. Wie wenn er eine Brille trüg und könnte sich nicht an ihren Rand gewöhnen, auf dem sich zweierlei Bilder der Welt überwerfen. — Hah! Narr, der du immer noch bist! Wer zwingt deinen Blick, wie ein Zirkusreiter ewig im Kreise dieses Widerspruchs herumzujagen? Vorwärts und geradeaus ins Glück! Die Steine laß liegen am Rand, wie sie liegen! Und wär' auch ein Wörtlein dabei, das du selber gegeben, ach nein, nur verloren hast, blicke mutig vorüber!

Aber er findet den Mut nicht. Es war eben doch ein heiliges Wort; ob verloren, gestohlen, geschenkt: jene andere hat es! — Verwünschtes Gewissen, du Zwergenhütte! Das Leben wächst und wächst und wird ein Riese; bleibt er in der Hütte, so kann er einst nicht mehr heraus; verläßt er sie, so kann er einst nicht mehr hinein. Und heute steht sein Leben auf der Schwelle und weiß nicht, soll es ein oder aus.

Der Bube hört einen Augenblick auf, mit den Fingern des jungen Rechtsanwaltes zu spielen, und blickt ihm fragend ins Gesicht. Der bekommt einen heimlichen Schreck. Bleib still! Nur jetzt keine Frage von dir, du ungelegene Unschuld! Er weiß seine eigenen nicht zu beantworten. Und wie er heute in seiner Seele daran ist, fürchtet er selbst eine Kinderfrage. So wie einer den Fall eines winzigen Steinchens fürchtet, wenn er neben dem Abgrund über bewegliches Geröll zu schreiten hat. Im scherzenden Taktatak solch eines Steinchens ist schon manchem Hochtouristen der Boden und das Leben unter den Füßen davon. Auch der Elawen, den er besteigen wird, hat solche Stellen. Schon lange graut ihm davor.

Aber der Kleine wollte allen Erwägungen zum Trotz sein Frage haben: ‚Großpapa trägt so niedliche Ringe. Warum hast du gar keinen, sag!‘

Da zuckte seine Hand wie verwundet auf und brannte ihn, als hätte er sie mitten in einem Dorngestrüpp und nicht in der wohligen Umklammerung der Bubenhände. Einen Ring, hah; einen Ring hätte ich wohl, du kleiner Großinquisitor. Doch das, das kann ich dir nicht sagen. Und noch weniger, wie sie mich geißeln, deine verfluchten feinen, spielenden Finger. — Aber sagen muß er etwas; wie der Bub ihn anschaut; und wie sie warten, warten! Verdammtes Spiel! Die Frage, die wird sein Jüngstes Gericht! — Er wüßte wohl eine Antwort! Und wie er sie denkt, da fährt sie mit Springflammen der Sinnlichkeit an ihm empor, daß all Gewand der Scheu und Ehre in Fetzen gebrannt von ihm abfällt. Warum besinnen? Eine sinnigere gibt es für sie beide nicht; er drückt den Knaben an sich wie

einer, der sich über den schwindelnden Steg hinüber an etwas halten muß: ‚Das Ringlein, du Schelm — ich werde mir bald eines holen, damit du zufrieden bist — —.'

Er hielt sich hart an den Buben, als fühlte er den Steg überm Abgrund schwanken. Dann aber, gleichsam kühn an das Ufer springend, richtete er einen festen Blick auf das Mädchen. Ihr Haupt war gesenkt; ihr Auge schien geschlossen und vermauert; wie die Form es sein muß, wenn der Meisterguß in sie hineinflammt; durch die Wangen sickerte der rote Schimmer des glühenden Ereignisses. Und Glut war in ihm selber, glomm über sein gebräuntes Gesicht und verriet den Erzguß, in dem sich die Neugestaltung, aber auch Verhärtung seines inneren Geschicks vollzog. Da sank seine erste Liebe, in der er das Lieben gelernt hatte, zur dienstbaren Form der neuen herab; es wurde klar, wie hohl sie längst gewesen war und daß sie endlich wie eine ausgediente Form zerschlagen werden mußte, um den Glanz der neuen Schöpfung freizumachen.

Doch suchte er diesen Gedanken zu entkommen. Aller Durchglühung zum Trotz verspürte er ein Frösteln in ihrer Nähe, als ob die Ehre und das Gewissen wie ein Gletscher in ihm läge, unerbittlich hell und kalt und jede Fußtapfe von Schuld, die darübereilen will, behaltend. Aber er hatte nicht Lust, diese Spuren zu erforschen, woher sie kamen und wohin sie führten. Und überhaupt, es drückt allerhand Gewild seine Spuren im Revier der Seele ab; er kann nicht wie ein Jäger hinter einer jeden her sein. Gar jetzt! Jetzt hat er Gäste, hat er Pflichten! Und die Ehre ist ein großes Feld, wird nicht verwüstet sein von dem und jenem Tritte, der es trifft. Er ist zu ängstlich. Doch wird er sich berechtigten Beschwerden seines Gewissens nicht entziehen; nein, nein! Sobald die Gäste fort sein werden, sobald er einmal Ruhe hat!

Und indem er seine Ehre warten hieß, beeilte er sich, seinen Gästen aufzuwarten; es mußte über allem schon eine gehörige Zeit verstrichen sein. — ‚Verzeihen Sie! Mit jedem Augenblicke werde ich der Ehre Ihres Besuches unwürdiger: nun habe ich noch kein Krümmchen auf den Tisch gebracht!' Er stand auf und schob die Äußerungen ihrer höflichen Abwehr elegant wie seinen Stuhl zurück. — Ob sich nicht die Dämonengestalt, die keinem sichtbar und allen fühlbar hinter ihm gestanden war, in die verlassenen Polster niederließ?

Er warf im Vorüberschreiten einen Blick auf die hohe, elfenbeinziffrige Standuhr und staunte, in wie wenigen Minuten der Prozeß ihrer Herzen abgerollt war. Aber du siehst es ja auch der Uhr nicht an, wie es inner ihr in den feinsten Rädern eilt und hastet, während außen der Zeiger schläfrig nach den Ziffern greift. Was ist so ein Zeiger doch für ein wunderlicher Geselle! Gibt jedem Stundenschlag dieselbe Handauflegung; aber den einen salbt er zum König, und die Regierung vielleicht eines ganzen Lebens fällt ihm zu; einen anderen aber zum alles opfernden Priester; und legt mit derselben Ruhe einer dritten Stunde das Mörderzeichen Kains —

schweig, du nörgelndes Gewissen! Er will die erste Stunde haben, ja, er will und wird die anderen zu verhindern wissen. — Er reißt den Hörer vom Haken und spricht eine kurze Weisung in die Küche.

Gleichmütig heiter quillt jetzt das Gespräch zwischen ihnen auf. So wie Wellen, die sich hoch übers Rad gestürzt und das Oberste davon zu unterst gewälzt haben, dann sorglos in der Tiefe davon plaudern. Ja, in der Tiefe! Wann wird es der junge Rechtsanwalt merken, daß er in der Tiefe ist?

Heute wohl nicht; denn der Mut des Steigens, der ihn hebt, ist ungemein. Und ungemein die Gelegenheit, die ihn trägt. Die Stunde steht vor ihm wie ein prachtgezäumtes Roß; auf der einen Seite lockt ihn der Bügel der Liebe, es zu besteigen, und auf der anderen der Bügel des Ruhmes; welch gnädiger Zufall, der ihm die seltenen zwei an einem Roß zusammengab! Und er stößt die beiden Füße tief in die beiden Bügel hinein, und er reitet sorglos in den Genuß.

Meint er, es sei die Ehre wie ein Hündchen, darum froh, hinter ihm nachlaufen zu dürfen? Und ist er so gewiß, daß ihn die ehernen zwei Bügel freigeben werden, wenn er einst unversehens zwischen Absprung oder Sturz wird wählen müssen?

Doch keine dieser Fragen läßt er vor, so dringend sie sich melden; er denkt wohl, ein Besuch wie heute verträgt sich nicht mit einem zweiten. — Das Mädel hat sich mit lächelnder Energie des Servierens bemächtigt, und er schärft seine Sinne, damit er nichts von dem duftigen, klingenden, funkelnden Zauber verliere, den ihr lebhaftes Wesen atmet, spricht und sprüht. In selbstbewußter Vergleichung stellt er seine eigenen Vorzüge daneben; im Stolze einer vollen Ebenbürtigkeit kann er dies Weib sich nehmen, sobald er will. Das wird er beweisen. Wer ihn morgen hört, wird niemals sagen können, er sei der Beschenkte des Kommerzienrates. Und es konnte nicht schaden, schon in dieser Stunde und auch in diesem Kreise einen milden Ton dieses Beweises, den er seiner Ehre schuldig war, erklingen zu lassen. Mitten im bewegten Fluß der Unterhaltung holte er zuletzt doch das Aktenbündel herbei und legte es, den Entwurf der großen Anklagsrede aufschlagend, zwischen sich und den Kommerzienrat auf den Tisch: ‚Wenn es die Damen erlauben; der Herr Kommerzienrat wird diese kleine Lesung wünschen.‘

Es wird eine Weile still. Die zwei Männer beugen sich zusammen. Wie die beiden Köpfe eines Bogens aneinanderrücken, wenn sie im Begriffe sind, den tödlichen Pfeil zu entsenden. Aber während der alte Herr mit Augen funkelnder Genugtuung durch die kraftvoll wuchernden Zeilen geht, findet der junge Rechtsanwalt seine Worte jetzt so dürr und saftlos wie Gezweig, das man im müden Herbst vom Baum geschnitten hat. Inzwischen aber ist eine frühlingstarke Triebgewalt über ihn gekommen, und Geißelruten von ganz anderer Schwungkraft werden ihm gelingen; sie sollen sich diabolisch in den nackten Rücken des Thronfolgers beißen; denn er wird ihn unerbittlich bloßstellen. — Als der Kommerzienrat schon längst durch

die Rede war und nach einem hinreichenden Wort des Lobes zu suchen schien, schwebte sein Geist noch über dem Kampffeld und spähte mit Falkenblick nach neuen Angriffspunkten; das gab noch Arbeit heute; wie Falkenfänge krümmte sich's in seinen Fäusten.

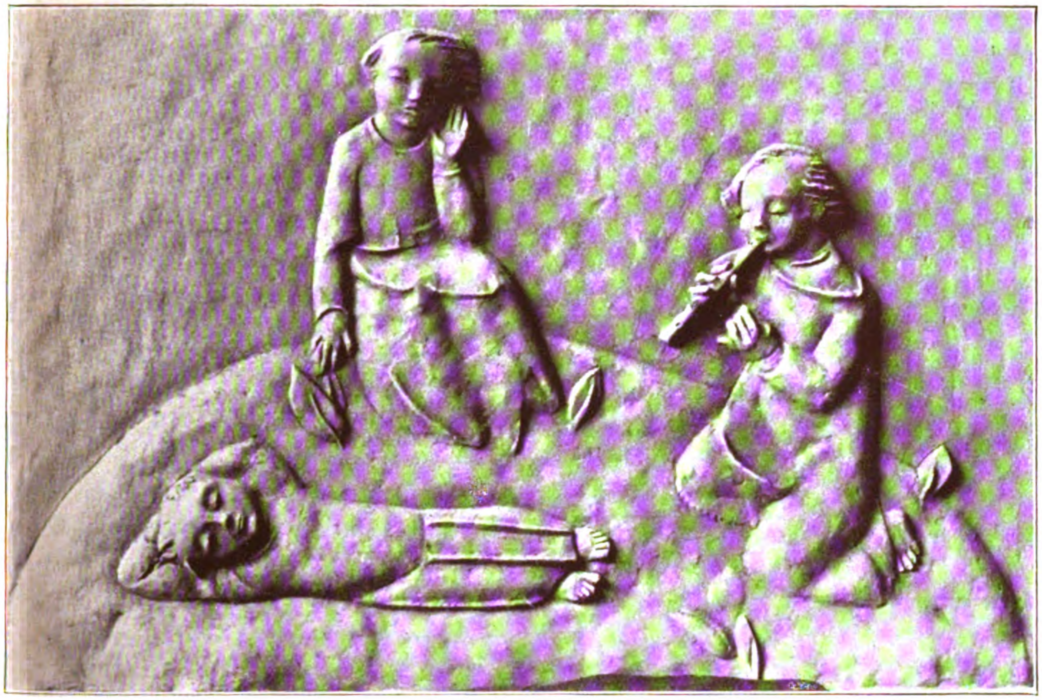
Der Kommerzienrat erhob sich, um aufzubrechen. — ‚Sie wollen mich schon verlassen?' — ‚Ja; denn im schönen Rausche dieser Rede will ich schlafen gehen. Sie haben mir den ganzen Menschen von der Seele geschrieben.' Er bot dem Rechtsanwalt die Hand: ‚Ich reiche Ihnen nichts mehr als den Freund!'

Frohstolz und stummen Dankes neigte sich der junge Rechtsanwalt über das bedeutsame Wort, als grübe er's mit sich selber zu wie eine goldene Summe ins tiefste Versteck. Schnell aber wächst, wo er das inhaltsvolle Wort in seiner Seele vergrub, hochflammend eine Blume auf: das ist die letzte Einladung, die deutlichste! Ich werde kommen, ja! Um dich, du Stolze, Schöne! denkt er den Feuergedanken fertig und drückt ihn dem Mädchen in die Hand wie einen heimlich-heißen Schwur. Noch einmal steigt es rot in ihren Wangen auf, so wie die Wettersäule im Kristall, wenn sich die Lüfte zur Klarheit durchgerungen haben, und strahlende Wettergunst entlacht ihren dunklen Augen: ‚Auf Wiedersehen, Herr Rechtsanwalt!'

Wenn der Himmel am blauesten war, pflegte er seine Hochtouren zu steigen. Er wird sie um keinen Tag verschieben dürfen, die Hochtour seiner Liebe. Die Leidenschaft nach stolzen Gipfeln ist nun einmal sein Schicksal. Und eine zweite Hochtour geht durch seinen Sinn; die Besteigung des Clowen liegt fußfertig in seiner Tourenmappe. Soll er von einer Höhe auf die andere? Ei, warum nicht? Es sucht des Himmels herrlicher Funke auch bloß die Spitzen heim!

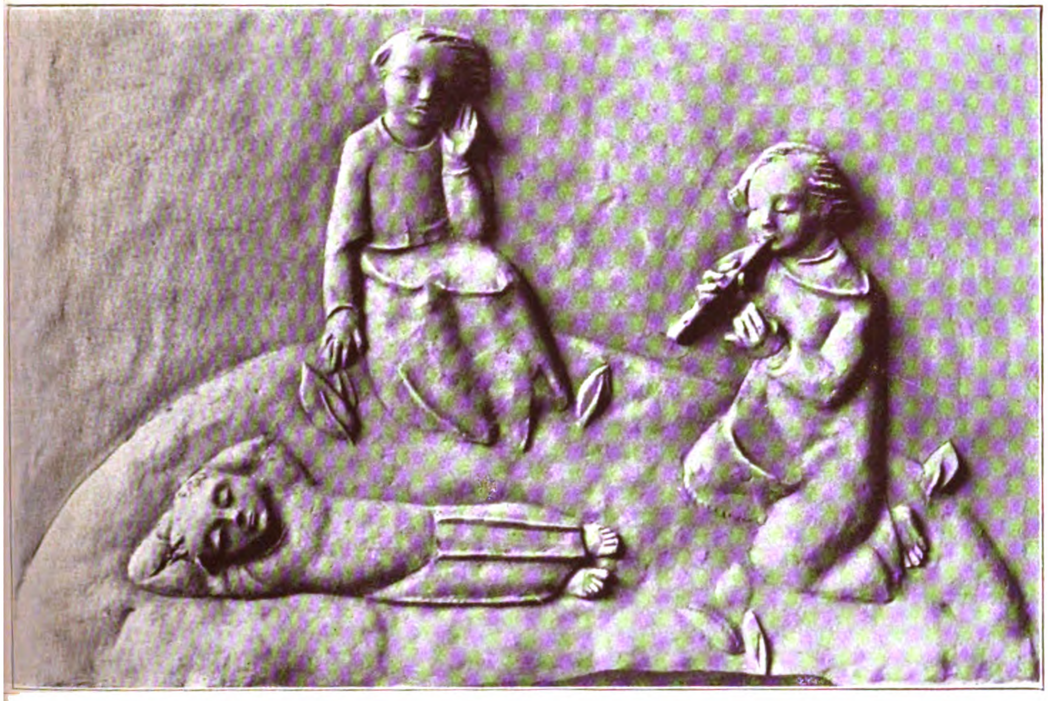
Er beugte sich nur flüchtig zu dem Kleinen nieder; vielleicht, weil ihn die aufrichtende Kraft seiner hochgemuten Gedanken nicht länger dabei ließ; vielleicht aber, weil seiner Seele im reinen Anhauch dieses Kinderatems nicht mehr so behaglich war wie anfangs. ‚Schlaf recht lang und süß, mein Kleiner! Schlaf unberührt über das rauhe Spiel hinüber, das wir morgen um dich spielen müssen!' Mit zwangloser Geschicklichkeit lenkte er die Gedanken seiner Gäste noch einmal auf den Prozeß, um sie im Banne seiner Kraft und Tüchtigkeit, auf die allein ihre Sache morgen gestellt war, zu entlassen. Nachdem die stille Frau Kommerzienrat noch einen stummen Händedruck von ihm empfangen hatte, griff er nach dem geschnitzten Türflügel, legte ihn mit leichter Sicherheit vor ihnen zurück und schloß ihn ebenso geräuschlos wieder zu, indem er ihnen folgte.

Wie verlärmendes Wasser rann das höfliche Abschiedsgespräch draußen tiefer und tiefer die Treppe hinab und verrann. Totenstill und doch nicht erstorben lag das verlassene Gemach, als wäre es geradewegs die unhörbar atmende Brust des Schweigens. Der abgedämpfte Lüster schaukelte ganz wenig, aber sehr feierlich hin und her; davon schwankte es von milden





Ruth Schaumann / Grabkinder und Schafmusik





Ruth Schaumann / Grabkinder und Schafmusik

behalten. Sonst hätte er merken müssen, wie tief der Gipfel seines Hochgefühles lag. Denn wenn die Welt im Sinken ist, magst du ihre höchsten Gipfel besteigen und sinkest doch. Und dein Charakter ist deine Welt; die eine Hälfte gab der Ewige dir fertig und für die andere die Vollmacht, ihr Schöpfer zu sein. Aber auch das Gebot, sie beide zu bewahren. Und dieses übersah der junge Rechtsanwalt. Er glaubte, sein Gemüt so ehrenhaft erzogen zu haben, daß er keine Aufsicht mehr darüberstellen wollte.

Es ist ja auch nicht zu leugnen, daß seine Gerichtsrede ursprünglich echtester Boden war, aus dem nur Gerechtigkeit erwachsen konnte. Doch was er in letzter Stunde noch dazugeschaffen hatte, stammte nicht mehr aus seiner Leidenschaft für das Recht, sondern für das Weib. Und die verschwenderische Fülle, mit der ihm dieses neue Erdreich zurann, war gerade ein Zeichen, daß es von einer Rutschung kam, von einem Charakterbruch. Er aber unterschied die zweierlei Erde nicht; er sah nur das strotzende Blühen seiner Zuversicht und seiner paragraphisch gesicherten Gerechtigkeit an und wurde sehr fröhlich dabei. Er warf die Blätter seiner Rede in die Mappe und stieß mit der Heftigkeit eines kaum gebändigten Jubels den Deckel darüber: ‚Du hast deinen Meister gefunden, übermütige Hoheit! Und ich mein Meisterstück!'

Nun aber will er auch seinen Schlaf haben; den stillen, dunklen Kahn, der den Menschen mit fliegender Geschwindigkeit ans Ufer eines neuen Tages bringt; aussteigend aber ist ihm, als sei das Schifflein die ganze Nacht auf einem Flecken gestanden. Er hebt sein Teeglas vom Tische und will sich noch einen Schlaftrunk mischen; aber im hellen Licht erblitzt es wie eine feine, verstohlene Schramme an dem Glas. ‚Verwünscht! Es hat einen Sprung!' Einen Sprung! wiederholt es ihm seine Seele mit unangenehmer Bedeutsamkeit. ‚Das Mädel hat zu hitzig eingegossen.' — In jäh auffprühendem Unbehagen schleudert er das rissige Ding in den Servierkorb hinüber, und mit einem Schrei von Scherben platzt es an die zierlich ausgeschlagene Wandung; ihn aber gelüstet's nach keinem Trunke mehr. Als hätte ihn der Geiferrachen einer Kröte angespritzt, geht er, die brennenden Tropfen Verdruß an sich, zu Bett.

(Fortsetzung folgt.)

Franz von Baader / Von Otto Gründler

Im Zeitalter des deutschen Idealismus, das man sich gewöhnt hat, die ‚klassische‘ Epoche der deutschen Philosophie zu nennen, hat es so etwas wie eine christliche Philosophie kaum gegeben. Der Anschluß an die Überlieferungen des Mittelalters war damals noch nicht vollzogen. Nur einige Wenige versuchten in tragischer Vereinzelung im Gegensatz zur idealistischen Philosophie der Zeit, die sie im tiefsten Grunde als unchristlich, ja als antichristlich empfanden, an der sie die Hybris der selbstherrlich sich dünkenden menschlichen Vernunft wohl herausfühlten, ein Gebäude der christlichen Philosophie aufzurichten. Unter ihnen ragt Franz von Baader hervor als einer der tiefsten und originellsten Denker des deutschen Katholizismus. Auch seine gewaltige Kraft konnte freilich, losgelöst von aller Tradition, die gesetzte Aufgabe nicht lösen. Denn sie überstieg die Kräfte eines einzelnen, und notwendig konnte auch Baader, trotz aller Gegensätze zur herrschenden Philosophie, dem Banne des Zeitgeistes nicht entrinnen. Es bleibt sein Verdienst, in einer pantheistischen Zeit, welche die Distanz zwischen Geschöpf und Schöpfer in frevelhafter Überhebung verwischte, den Theismus mit allem Nachdruck in den Mittelpunkt der Philosophie gestellt und in einer vernunftstolzen Zeit den Glauben an die göttliche Offenbarung mannhaft verfochten zu haben. Aber seine Oppositionsstellung brachte es mit sich, daß er nun im Gegenteil dazu neigte, der Vernunft zu wenig Spielraum zu lassen und all unser Erkennen auf Offenbarung zu gründen. Ganz auf sich selbst gestellt, ohne Leitung durch eine heilsame Überlieferung, gelang es ihm nicht, auf die wirklich großen christlichen Denker der Vergangenheit zurückzugreifen. Als er Hilfstruppen für seinen Kampf gegen den Zeitgeist heranziehen wollte, war er ganz auf zufällige Entdeckungen angewiesen, und der Zufall führte ihn auf den theosophischen Mystizismus eines Jakob Böhme und eines St. Martin. Nicht nur eine unglückliche persönliche, somnambul-hellseherische Veranlagung hat bei dieser Wahl eine Rolle gespielt, auch hier war Baader Kind seiner Zeit, einer Zeit, die aufs tiefste erregt war von jenen Erscheinungen, die man damals, bei ihrer Entdeckung, unter dem Namen des ‚tierischen Magnetismus‘ zusammenfaßte, und in denen man den Schlüssel zu allen Geheimnissen und Wundern der Natur in der Hand zu halten glaubte.

Durch diese mystizistischen Strömungen beeinflußt, ist Baaders kühnes und eigenwilliges Denken zuweilen, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, von der Bahn der katholischen Wahrheit abgeirrt. Wie rein und lauter aber sein Wille geblieben, das zeigt der Widerruf aller gegen die Lehre der katholischen Kirche verstoßenden Sätze, den er auf dem Totenbett am 22. Mai 1841 bei seiner letzten Beichte leistete.

Die sechsundsiebenzig Jahre seines Lebens waren reich an Enttäuschungen und fehlgeschlagenen Hoffnungen, arm an äußerem Erfolg. Am 27. März 1765 als Sohn des kurfürstlichen Leibarztes Joseph Franz Baader zu München geboren, bildete er sich in den Naturwissenschaften

und im Bergwesen aus, arbeitete zunächst praktisch in England und Schottland, kehrte aber, als sich seine Hoffnungen dort nicht erfüllten, nach München zurück, wo er in den Staatsdienst eintrat und bis zum Oberbergrat aufstieg. Aber schon im September 1820 wurde er, fünfundfünfzigjährig, anläßlich einer Neuorganisation der Bergwerksverwaltung unter Belassung seines Titels und Gehalts außer Funktion gesetzt und niemals wieder aktiv verwendet. In dieser unfreiwilligen Muße begann er für eine Neugestaltung Europas in christlichem Geiste zu wirken. Doch alle seine großzügigen Versuche schlugen fehl, die ihretwegen mit den Höfen von Petersburg, Wien und Berlin angeknüpften Verbindungen trugen ihm nur Enttäuschungen, Verdächtigungen seiner bayerischen Untertanentreue und Verstimmungen ein. Endlich konnte er, als die Universität von Ingolstadt nach München verlegt wurde, einundsechzigjährig als Universitätslehrer seinem übersprudelnden Geist und impulsiven Mitteilungsdrang freien Lauf lassen; aber auch dann fühlte er, der nur den Rang eines Privatdozenten mit Professortitel einnahm, sich ständig zurückgesetzt und besonders durch seinen Gegensatz zu dem das geistige Leben beherrschenden Schelling bedrückt.

Geschätzt und anerkannt von den Zeitgenossen des süddeutsch-romantischen Kreises, blieb Franz von Baader nach seinem Tode lange Zeit beinahe vergessen. Den Modernen war er zu christlich, den Christen wegen seiner gelegentlichen Irrtümer und Absonderlichkeiten, wegen seiner ganz persönlichen, unmethodischen, durch keine Tradition gebundenen Art des Philosophierens suspekt. So hat man ihn denn im Raritätenkabinett der Philosophiegeschichte unter der Rubrik der sonderbaren Käuze aufgestellt; da wurde er von manchen bestaunt, zuweilen auch als erlesene Sensation genossen, nur von ganz wenigen Sachkennern aber, die zum religiösen und christlichen Urgrund seines Philosophierens vordrangen, geliebt und seiner wahren Bedeutung nach gewürdigt. In den üblichen Handbüchern figuriert er in einer mehr oder weniger kurzen Anmerkung zu Schelling, obwohl er doch weit stärker auf diesen einwirkte, als er selbst von ihm beeinflußt wurde, obwohl Schelling ihm ganz wesentliche Impulse für die theistische Wendung seiner Philosophie verdankt.

Heute nun, wo der Vernunftstolz des modernen Denkens im Gewitter der Weltkatastrophe zusammenbrach, wo der moderne Mensch, dieses vermeintlichen Haltes beraubt, sich zurückzuwenden beginnt zu den ewigen Wahrheiten des Glaubens, wo sich geistesgeschichtlich infolgedessen eine Synthese von moderner und christlicher Philosophie anbahnt, eine Auffüllung der neuen Denkformen mit christlichem Gehalt — heute endlich scheint Baaders Stunde gekommen. Sein Name ist in vieler Mund, nachdem schon im Jahre 1917 Alexander Schmid seine ‚Grundzüge der Sozietätsphilosophie' (Hellerau, J. Hegner) und 1921 Max Pulver eine Auswahl seiner Schriften (Insel-Verlag) herausgab.

In der Tat, Franz von Baader ist seinem ganzen Wesen nach ein

kühner und genialer Vorläufer dieser geistigen Weltwende. Kein Geist läßt sich denken, der besser in unsere chaotisch gärende und ringende Zeit paßte. Fast alle ihre Tendenzen, gesunde wie ungesunde, klar und zielbewußt in die Zukunft weisende, wie auch unklar suchende, in die Irre führende, finden bei ihm Anhaltspunkte. Mystizismus, Theosophie und Spiritismus können sich an einzelnen Stellen seiner Werke berauschen; seine letzten kirchenpolitischen Schriften kommen der heute verbreiteten Schwärmerei für östliches Christentum entgegen, auch jener Strömung außerhalb der katholischen Kirche, welche in wiedererwachter Sehnsucht nach Katholizität, aber noch ohne den Mut zu starker autoritativer Bindung gern das ‚Katholische' vom ‚Römischen' ablösen möchte.

Wenn auch alle diese Umwege zum Ziel führen können — schon mancher ist aus einem Steinerianer ein Christ geworden —, enthielte Baaders Werk nichts als solche Nährstoffe für die Krankheitskeime der Zeit, dann wären alle wohlgemeinten Warnungen vor diesem ‚gefährlichen' Denker berechtigt, dann könnten die Vorkämpfer christlicher Weltgestaltung und christlicher Philosophie jedenfalls ihrer Sache nicht besser dienen, als indem sie den Mann und sein Werk schleunigst in der Versenkung verschwinden ließen.

Aber dem ist nicht so. Lebendiger als die Krankheitskeime sind in Baaders Werk die Heilkräfte, die allein zur Genesung führen können. Ihm war es im Grunde trotz allem lediglich um eine christliche Philosophie, ja mehr, um eine christliche Welt- und Lebensgestaltung zu tun, um eine christliche Politik, eine christliche Wissenschaft und eine christliche Gesellschaftsordnung. ‚Über das durch die französische Revolution herbeigeführte Bedürfnis einer neuen und innigeren Verbindung der Religion mit der Politik' (1815), ‚Über das durch unsere Zeit herbeigeführte Bedürfnis einer innigeren Vereinigung der Wissenschaft und der Religion' (1824), ‚Über den Zwiespalt des religiösen Glaubens und Wissens als die geistige Wurzel des Verfalls der religiösen und politischen Sozietät in unserer wie in jeder Zeit' (1833), ‚Über den solidären Verband der Religion mit der Naturwissenschaft' (1834) — schon diese Titel einiger seiner Aufsätze umreißen klar seine geistige Einstellung. Sein ganzes Leben lang kämpfte er für die Durchdringung aller Gebiete des geistigen Lebens mit christlichem Geist und gegen die ‚antireligiösen Philosopheme' des Idealismus. Diese Linie in seinem Denken ist sein eigentliches Werk; alles übrige hat er — abgesehen von den späteren kirchenpolitischen Ideen — von anderen, hauptsächlich von Jakob Böhme, entlehnt. Und in allen seinen Schriften, auch wenn sie die sonderbarsten Titel, wie etwa ‚Über den Blitz als Vater des Lichts' tragen, leuchten auf dem dunklen Hintergrund abstruser Naturphilosophie und Böhmeschen Mystizismus immer wieder blitzartig große und wahrhaft christliche Gedanken mit ursprünglicher Kraft auf, Gedanken, die in ihrer lichten Klarheit und eigenwilligen Formulierung beinahe ohne jede Begründung überzeugen. Wegen dieses blitzartigen Aufleuchtens nennt Görres den Philosophen ‚ein eigentliches elektrisches Blitzgenie'. ‚Aus

seinem geistig-physischen, chemischen Prozesse', so fährt er fort, ‚entwickelt sich in ihm dies Blitzen und in dem jenes zuckende, durchdringende, hellaufleuchtende, brillante Licht und das schlagende Wort; weit umher wird die Umgegend erhellt von diesem Feuer; dann wird's wieder dunkel, und der nächste bricht vielleicht eine halbe Meile vom vorigen aus. Der Blitz hat es auch an sich, daß er nur um seinetwillen da ist, und einschlägt nicht auf gewiesenem, sondern auf eigenem Wege; also in Kirchen und in andere Häuser, auch wohl dicht neben den Blitzableiter. Nie ist es einem eingefallen, sich in die Disziplin zu geben, und so hat auch Baader sie unnötig für sich befunden.'

Systematisches Denken paßte freilich nicht zum Temperament des ‚elektrischen Blitzgenies'. ‚Man fühlte wohl,' schreibt sein Biograph Franz Hoffmann, ‚daß Baader stets nur Bruchstücke aus einem großen Ganzen gab, man konnte nicht bezweifeln, daß dieses Ganze in seinem umfassenden Innern vorhanden sei, man bezweifelte nur, ob es ihm bei so vorgerückten Jahren möglich sein werde, dieses Ganze noch weit genug ausgeführt darzustellen. Daß dieser überreiche Geist die ihm gewordene „Fülle der Gesichte" jemals erschöpfend zur Darstellung bringen werde, dies konnte niemand für möglich halten, der einige Jahre in seiner Umgebung war. Seine Schriften verschwanden fast vor dem Reichtum und der Lebendigkeit seiner Persönlichkeit . . . Er war das vollkommene Gegenbild der gewöhnlichen Gelehrten, die er selbst mit ausgepreßten Zitronen zu vergleichen pflegte.' Diese in Baaders Natur wurzelnde Systemfeindlichkeit wurde noch verstärkt durch seinen Gegensatz zur idealistischen Philosophie, deren vorschnelles Systematisieren er scharf verurteilte. Mit Spott und Hohn erklärt er, er habe es sich ‚seit vielen Jahren besonders angelegen sein' lassen, jenen Philosophen, ‚welche, wie sie uns sagen, ihr System abgeschlossen und sich in selbem verschlossen haben', ihr ‚borniertes Konzept zu verrücken . . ., selbst auf die Gefahr, daß sie mich, den sie verrückenden, selber für verrückt, d. h. in ihrer Kantschen Sprache für einen Mystikus, wenigstens für unsystematisch und also unklar hielten oder ausgaben, womit sie sich denn freilich das Unbequeme des ernsten Eingehens auf meine Erinnerungen ersparten. Nun kömmt man allerdings wohlfeilen Kaufes zu solch einer Klarheit, falls man, wie diese Systemmacher zu tun pflegen, die Fülle dagegen aufgibt, oder falls man des wachstümlichen, immer jugendlich forttreibenden Prinzips des nie alternden Geistes verlustig, nur noch mehr in die Breite sich ergießt, wo nicht ganz erstarrt; oder endlich falls man auch das Systematische darin setzt, daß man in einem ganzen Buche nur einen Gedanken breit schlägt und aufbläst, ohne daß dieser Gedanke sich doch hierbei innerlich . . . in demselben Verhältnis verdichtet; wo sodann freilich auch der bornierteste Hörer oder Leser am Ende diesen einen und alleinigen Gedanken wegbringt und hierüber sich und seinem Lehrer gratuliert'.

Trotzdem entbehrt Baaders Philosophie nicht der inneren Einheit.

‚Die Begriffe', so pflegte er nach Hoffmann zur Beruhigung für diejenigen zu sagen, welche ein fix und fertig gemachtes System für unentbehrlich halten, ‚bilden keine Reihe, sondern einen Kreis, und es ist ganz gleichgültig, wo man anfängt; nur muß jeder Begriff ins Zentrum zurückgeführt werden können.' Dieses Zentrum seines Philosophierens ist Gott.

Auch in der Erkenntnislehre. Erkennen ist für Baader kein rein intellektueller Vorgang, sondern eine reale Seinsverknüpfung, ein reales Teilhaben des Erkennenden am Erkannten (und umgekehrt), ein Teilhaben, das im Innersten der Liebe verwandt ist. ‚Über die Analogie des Erkenntnis- und des Zeugungstriebes' lautet der Titel einer seiner tiefsten Abhandlungen, an deren Spitze er den Satz stellt, daß ‚das Erkennen selbst, insofern es vollendet ist, keineswegs indifferent oder affektlos' sei. Für die Lehre, daß Erkennen mehr sei als bloß intellektuelles Begreifen, daß es ein reales Umgreifen, Durchdringen, Zeugen und Gestalten darstelle, beruft sich Baader hier auf das Wort der Bibel: ‚Und er erkannte sein Weib, und sie gebar.'*

Wenn das Erkennen so eine reale metaphysische Verknüpfung bedeutet, so kann es für das Wesen des Erkenntnisaktes selbst nicht gleichgültig sein, welche Stelle der Erkennende und das Erkannte in der hierarchisch gegliederten Ordnung des Seins einnimmt. Baader unterscheidet drei Regionen des Seins: Gott, die vernünftige und die unvernünftige Natur, die göttliche, die Geistes- und die Naturregion, Leben, Natur und Übernatur. Je nachdem nun in dieser Stufenordnung ‚das Erkennende dem Erkannten oder Anerkannten gegenüber, wenn es über und wenn es unter ihm steht', ist der Erkenntnisakt selbst ein völlig verschiedener. ‚Das Erkennen, insofern es abwärts von einem Höheren gegen ein Niedrigeres geht, ist ein Ergründen und Begründen und zugleich ein Be- und Umgreifen, d. i. ein Gestalten des Erkannten. Aufwärts sohin ein Gestaltetwerden des letzteren.'

Der Mensch kann also nach Baader Gott nur erkennen, insofern er von ihm erkannt, innerlich durchdrungen wird: cogito quia cogitor. Ja, in einer geradezu ontologistischen Wendung erklärt er, ‚daß das wahre, eigene Sehen der Kreatur nur durch ein Eingerücktsein in das Ursehen, welches zugleich das Urtun oder Schaffen ist, begriffen wird', wie er denn auch das Wort ‚Vernunft' von ‚vernehmen' herleitet, ihr also in erster Linie ein rezeptives Vermögen zuschreibt.

Trotzdem ist Baader kein reiner Ontologist. ‚Gott in und an sich, d. h. das Licht selbst ohne alles und vor allem Sichtbaren sehen wollen,' so

* Nicht ganz mit Unrecht tadelt Görres an Baaders Darstellungsweise ‚vorzüglich die Einmischung erotischer Bilder in die höchsten Geheimnisse . . . Die Schrift ziert sich niemals gegen diese Dinge, aber sie ziert sich auch nicht mit ihnen, sie gebraucht sich ihrer, wo sie zufällig ihr begegnen, aber nie, um das Höhere an ihnen zu demonstrieren'.

bemerkt er ausdrücklich, ‚hieße freilich ein Widersprechendes verlangen. Denn nur das Sichtbare läßt sich in und aus dem Licht heraus sehen, und das Sichtbare ist überall nur Bild eines Unsichtbaren in jeder Region.' Aus der sichtbaren Welt, so lehrt auch er, läßt sich die Wirklichkeit eines Weltbaumeisters von jedem Gesunden einwandfrei erkennen. ‚Die Leute, welche überall Verstand, Absicht, Weisheit nicht sehen und finden wollen, dagegen überall nichts als blinden Zufall, Unverstand, Verwirrung und Nacht sehen möchten, denen muß wohl Licht und Verstand und Ordnung mächtig unwillkommen und unangenehm sein.'

Das sind offenbare Widersprüche. Aber im großen ganzen überwiegt bei Baader der Ontologismus. Überzeugt, daß alle Gotteserkenntnis im Grunde ein Erkanntwerden durch Gott darstellt, lehnt er alle Anstrengungen der menschlichen Vernunft, von sich aus, ohne Hilfe der Gnade Gott zu erkennen, alle Versuche eines Beweises von Gottes Dasein als das Wesen Gottes verkennend und im Grunde atheistisch ab. ‚Ich nenne diese Versuche affektiert,' so schreibt er, ‚weil, sowie man an einen solchen Versuch tritt, man auch schon stillschweigend Gottes Dasein negiert hat, da Gott nur dann ist, wenn er nicht erwiesen werden kann (aus einem Anderen, Früheren usw.), weil er nämlich nicht erst erwiesen zu werden braucht und vielmehr der mich (als den ihn und mich Wissenden) Erweisende ist.' So ließ die Opposition gegen den Vernunfthochmut des Idealismus Baader in den entgegengesetzten ontologistischen Irrtum verfallen.

Baaders Erkenntnislehre enthält im Grunde schon seine ganze Metaphysik. ‚Die innewohnende Erkenntnis ist eine wechselseitige Lust des Erkennenden und des Erkannten. Es ist Gottes Lust, sich in seinem Gleichnis zu besitzen.' Ebenso ist es des Menschen Lust, die unter ihm stehende Natur erkennend zu durchdringen, ihr gegenüber dieselbe Stellung einzunehmen, die Gott dem Menschen gegenüber einnimmt. Das kann er freilich nur, wenn er seine wahre Stellung in der Ordnung des Seins erkennt und sich als Diener fühlt des ihn durchdringenden göttlichen Lebens, diesem willig Einlaß gewährend. Es ist des Menschen eigentlicher Beruf, von dem er im Sündenfall abwich, der Mittler zu sein zwischen Himmel und Erde, Gott und Natur. Er ist das ‚Schlußgeschöpf', ‚vermöge seiner Zentralnatur gleichsam der Mittler (der Nerve, d. h. Gottes Empfindungs- und Bewegungsorgan in der Natur) zwischen dem Schöpfer und allem übrigen Geschöpf', er sollte ‚der offene Punkt (Gottes-Leiter) in der Schöpfung in einem noch höheren Sinne sein, als dieses die Sonne ist, und wenn er folglich wieder ein solcher wird, wenn das höhere Leben frei und ungehemmt wieder in ihm aufgeht, so ist es wohl begreiflich, wie jede niedrigere Natur, die in die Beleuchtungs- und Wirkungssphäre dieses wieder geöffneten Sonnenwesens tritt, sofort auch ihr eigenes, bis dahin verschlossenes, weil dieses Sonnenblickes entbehrendes Leben aufschließen, und wie also der Mensch, jenem Orpheus in der Fabel gleich, Harmonie und Segen auch in der niedrigeren Natur um sich verbreiten . . . wird . . . So kolossal und erhaben nun auch auf diese

Weise ein Imperium hominis in naturam sich weist, welches freilich ein anderes als jenes Bakonische ist (durch Industrie, mit welcher der Mensch selbst eigentlich nur als ein Chevalier d'industrie in der Natur auftritt), so unglaublich märchenhaft und phantastisch, falls wir dieses von der Ethik geforderte Imperium in naturam mit dem dermaligen Zustande dieses Menschen als eines aller seiner Insignien und seiner Gewalt entblößten Bettelkönigs der Natur vergleichen, so untilgbar sind doch die Dokumente einer solchen Macht und Sympathie des Menschen mit der äußeren Natur.'

So kreist Baaders Philosophie um zwei große Brennpunkte: Gott und Mensch. Beide sind nicht voneinander zu trennen. Nur weil der Mensch seine eigene Mission in der Welt vergaß, konnte er seinen Schöpfer vergessen. ‚Nur durch Vernachlässigung und Verleugnung der Rechte und Anlagen seiner eigenen Natur wird der Mensch zum Verleugner seiner selbst, d. i. zum Menschenleugner und eben hierdurch allein zum Gottesleugner, indem der Mensch nur mittelbar, nämlich durch und nach Verleugnung seiner eigenen Natur und Wesens seinen Gott zu leugnen vermag.' ‚Der Mensch ist nichts, falls er nicht das Organ (Bild) Gottes ist, und wer also das Original leugnet, der leugnet auch das Bild, so wie er mit diesem auch das Original leugnet.' Das erinnert an Max Schelers These, die Idee des Menschen sei ein ‚Theomorphismus', und an Peter Wusts jüngsten Versuch (‚Vom Wesen der historischen Entwicklung', Hochland, April und Mai 1923), das Wesen der endlichen Person von der absoluten her zu verstehen und so die christliche Lehre von der Gottebenbildlichkeit des Menschen wieder in den Mittelpunkt der Philosophie zu rücken. Klarer noch als Baader hat Martin Deutinger* — in vielem ein Fortsetzer und Vollender gerade der positiven Linien der Baaderschen Philosophie — die Gottebenbildlichkeit des Menschen zu umreißen versucht, indem er, alte christliche Gedanken wieder aufnehmend, die dreigliedrige, leib-geist-seelische Natur des Menschen und die Dreiheit der Attribute des Menschengeistes — Sein, Erkennen und Wollen — als Abbild der Trinität auffaßte. Auch Baader kennt diese Dreiheiten, wie sich ja bei ihm auch das gesamte Sein in drei Regionen gliedert. Doch der trinitarische Gedanke tritt bei ihm etwas zurück. Dafür betont er um so nachdrücklicher, daß der Mensch Gottesbild nicht nur in jenem allgemeinen Sinne sei, ‚in welchem jedes Geschöpf ein Bild des Schöpfers heißt, sei es, daß selbes als Intelligenz ein Bild Gottes als Überintelligenz, sei es, daß es als nichtintelligente geschaffene Natur ein Bild Gottes als Übernatur ist, sondern daß dieses Bild-Gottes-Sein vom Menschen im engeren Sinne, und zwar in demselben Sinne prädiziert wird, in welchem Paulus (in seiner Disputation mit den Akademikern Athens) sagte: daß zwar Himmel und Erde mit allem in beiden

* Seine Darstellung und Kritik der Baaderschen Philosophie in ‚Das Prinzip der neueren Philosophie und die christliche Wissenschaft' (Regensburg 1857) ist bis heute das Beste, was über Baader geschrieben wurde.

Enthaltenem von Gott geschaffen und gemacht sei und in Ihm, in seiner Macht als absolutem Herrn beider stehe, bestehe und lebe, daß indes nicht sie, wohl aber der Mensch seines (Gottes) Geschlechtes sei.' ‚Ohne ein solches Schlußgeschöpf und ohne den unmittelbaren Eingang Gottes in selbes, als gleichsam den bleibenden und zweiten Sabbat' wäre nach Baader ‚eine unauflösbare Verbindung oder Einigung des gesamten Geschöpfes mit dem Schöpfer . . ., welche doch der alleinige Zweck der schöpferischen Liebe . . . war', nicht möglich gewesen.

Trotz dieser hohen Einschätzung des Menschen hielt Baader schärfer als die ‚antireligiösen Philosopheme' seiner Zeit, schärfer auch als einige maßgebende Denker der Gegenwart an dem Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf fest. ‚Der Mensch bedarf nur eines einzigen religiösen Aktes seines Gemüts und Geistes,' so schreibt er, ‚um sich von der ewigen Unterschiedenheit des Schöpfers vom Geschöpf zu überzeugen.' Und er wendet sich gegen den ‚Irrtum mehrerer Mystiker', die das ‚Ich selbst im mystischen Tode zugrunde gehen lassen möchten, gerade als ob das Geschöpfgewordensein die Sünde selber wäre, und als ob das Geschöpf durch seinen Selbstmord seinen Schöpfer zu entsündigen hätte'. Ein solcher mystischer Tod wäre keine wahrhafte Vereinigung mit Gott, ‚welche bekanntlich die Vereinten nicht aufhebt, d. h. nicht im engeren Sinne dieses Wortes, wohl aber sie emporhebt, sondern eine pantheistisch-mystische Konfusion'. Es wäre ‚eine grundfalsche, aller Religion widerstreitende Behauptung, falls man sagen wollte, daß Gott . . . erst durchs Geschöpf sich Inhalt gibt, und daß der Allesbestimmende nur erst durch den Schöpfungsakt sich selber bestimmt, erfüllt, d. h. verwirklicht, aus Etwas, was nicht Gott ist, sich zum wirklichen Gott machend. Und ebenso falsch wäre ferner die Behauptung, daß Gott nicht, wie die Religion lehrt, sein Geschöpf zu sich und in sich vollendend und verklärend erhebt, sondern daß er aus ihm erst zu sich selber' kommt.

Diese Sätze richten sich ursprünglich gegen Hegel. Aber sie scheinen doch wie für unsere Zeit geschrieben. Heute sind die Geister wieder ergriffen von der Unruhe zu Gott, von der Sehnsucht nach dem Wesenhaften. Das moderne Denken beginnt, am Menschen die mehr zufällige Außenfläche, das ‚Ich', vom innersten, wesenhaften Kern, vom ‚Selbst' zu unterscheiden. Hingerissen und trunken von der großen und wahren Erkenntnis, daß dieser Wesenskern des Menschen ‚Gottes Geschlechtes' ist, zögert es nun nicht, in einem kühnen Sprunge dieses menschliche Selbst schlechtweg dem göttlichen gleichzusetzen. Und wohl fühlend, daß das menschliche Selbst noch nicht vollendet ist, noch nicht den Stand der Verklärung erreicht hat, auf den es seinem Wesen nach angelegt ist, daß — um mit Baader zu reden — die Gottebenbildlichkeit des Menschen nicht nur Gabe, sondern zugleich auch Aufgabe ist, mußte man diese Unvollkommenheit des Geschöpfes, diese Abweichung von seiner Idee, folgerichtig auch in den Schöpfer hineintragen. So gelangte man zu der Vorstellung eines noch unfertigen, leidenden Gottes,

der erst in der Entfaltung und Entwicklung seiner eigenen Schöpfung sich selbst verwirklicht und erlöst, zum Begriff eines ‚wurmstichigen Absoluten', wie Wust ihn nennt.

Aus diesem Labyrinth, in das die Überbewertung einer im Grunde richtigen und fruchtbaren Entdeckung hineinlockte, kann nur die christliche Wahrheit wieder herausführen. Sie stellt die rechte Mitte dar zwischen Vergötterung des Menschen und Verleugnung seines eigentlichen Wesens. Denn der Mensch ist weder Gott selbst, noch ist er auch bloß Tier, bloß ein Stück belebte Materie, sondern Ebenbild Gottes, in die Mitte gestellt zwischen Himmel und Erde.

Zu diesen Erkenntnissen kann Baader Führer sein. Gewiß, sie sind nicht sein ausschließliches Eigentum, man kann sie in jeder Dogmatik finden. Aber Baader hat sie mit besonderer Eindringlichkeit und Sprachgewalt vertreten, mit der Eindringlichkeit dessen, der um sie täglich und stündlich gerungen, der sie für sich selbst neu entdeckt und wiedererobert hat. Und er hat sie einer idealistischen Überhebung und einer naturalistischen Unterschätzung des endlichen Subjektes gegenüber vertreten, ähnlich den beiden Polen, zwischen denen auch heute die Haltung des modernen Menschen schwankt. Und gerade, weil sich heute die Situation etwas verschoben hat, weil im modernen Mystizismus stärkere religiöse Kräfte am Werke sind als im Hegelschen Idealismus, weil er weniger auf metaphysische Spekulation aus ist als auf religiöse Lebenswahrheit, gerade deshalb hat dieser im tiefsten Grunde religiöse Denker unserer Zeit vielleicht mehr zu sagen als seiner eigenen.

Die Idee des ‚wurmstichigen Absoluten' ist ein letzter Versuch, auch heute noch, trotz allem, was wir an Bosheit und Niedertracht erlebt haben und noch täglich erleben, am Pantheismus festzuhalten. Wenn kein wesentlicher Unterschied besteht zwischen Schöpfer und Geschöpf, dann allerdings läßt sich das grauenvolle Bild der Welt, wie es uns die letzten Jahre enthüllt haben, nur fassen unter der Voraussetzung, daß Gott selbst unvollkommen und leidend, daß er, wie Karl Spitteler sagt, ‚krank' sei. Und auch der Theismus ist vor ernste Fragen gestellt. Die Lehre von der Sündhaftigkeit des Menschen, vom Sündenfall, vom Teufel, die der Liberalismus fast bis zur Unkenntlichkeit auszulöschen bestrebt war, hat eine in unserem ‚fortgeschrittenen' Jahrhundert ungeahnte aktuelle Bedeutung erlangt. Auch bei Baader, diesem unentwegten Gegner der liberalen Theologie, spielt das Problem des Bösen eine vorherrschende Rolle. Ohne die Lehre von einem freiwilligen Abfall des Geschöpfes vom Schöpfer, einer Abirrung des Menschen von seiner ursprünglichen Bestimmung wäre sein ganzes theistisches System haltlos. Die Realität des Bösen ist der dunkle Grund, von dem sich sein lichtes Bild von der Gottebenbildlichkeit und hohen Bestimmung des Menschen abheben muß. Mit dem Menschen ist auch die ganze Natur gefallen und verfinstert, mit ihm nur kann sie sich wieder zu Gott erheben. ‚Sieht man aber das Wesen oder Unwesen einer solchen im Geschöpf aufge-

kommenen Negativität nicht ein, so muß man selbe, da man sie (das Böse) als am und im Geschöpf haftend doch nicht leugnen oder bemänteln kann ... in Gott selber legen, wie solches wirklich seit lange viele Grübler im Orient getan.' Nur auf Grund der christlichen Lehre vom Sündenfall kann man an der Reinheit und Absolutheit der Gottesidee festhalten, ohne all unserer Erfahrung von der Realität des Bösen zu spotten. Ähnlich wie für Baader ist es auch für Max Scheler ‚ein sicherer Vernunftschluß, daß die Welt durch eine freie geistige Ursache nach ihrer Schöpfung in eine grundlegend andere Verfassung geraten sei'. Nur so läßt sich der Unterschied ‚einer von dem absolut vollkommenen Gott geschaffenen Welt und derjenigen Welt, wie sie mir als wirklich bekannt ist', erklären.

Immer wieder kehrt Baader zum Problem des Bösen zurück, mit einer Hartnäckigkeit, die deutlich verrät, daß er nicht nur mit der ‚antireligiösen' Philosophie seiner Zeit zu kämpfen hatte — er nennt den Teufel ‚den ersten praktischen Idealisten und Egoisten (sich selber nach einer alten Sage anbetend, bespiegelnd und bewundernd und zu sich sagend: aham, ich bin's!)' —, sondern auch mit dämonischen Mächten in seiner eigenen Seele. Der Eindringlichkeit gegenüber, mit der Baader vom Bösen spricht, wirkt selbst Schopenhauers Pessimismus, der der ethisch-religiösen Grundlage entbehrt, matt und farblos. Harmonischen Naturen scheint Baader mit dieser überstarken Betonung des Teufelsproblems des Guten etwas zu viel getan zu haben. Als ich, noch ganz unter dem Eindruck der ersten Lektüre Baaders stehend, für eine religiöse Zeitschrift einen Aufsatz schrieb, der allzusehr um dieses Problem kreiste, da sagte mir der fein abwägende Herausgeber: wir wollen weniger vom Teufel und mehr von Gott hören. Das mag für in gläubiger Tradition Aufgewachsene seine Berechtigung haben; der suchende Mensch aber wird angesichts der heutigen Weltlage nie zum Gottesglauben gelangen können, ohne zugleich des Teufels gewahr zu werden.

Alle Einwände können sich übrigens nur gegen die leidenschaftliche Betonung richten, mit der Baader vom Teufel spricht. Sachlich ist er weit davon entfernt, das Böse zu verabsolutieren, in manichäischen Dualismus zu verfallen. ‚Der Böse', so schreibt er, ‚ist nicht essential, sondern will sein, strebt zu sein.' Er ist erfüllt von dem ‚tantalischen Bestreben, von Gott sich loszumachen' — das Wort ‚Sünde' leitete Baader von ‚sondern' her — und da ihm dies Losmachen wesensmäßig nicht gelingen kann, verfällt er ‚in Gotteshaß und Gottesscheue. Eigentlich gibt es darum keinen Gottesleugner, weil es keinen von Gott los sich machenden gibt, und es ist also falsch, die Religion in der Abhängigkeit des Geschöpfes von Gott überhaupt zu setzen, da ja auch die Teufel diese Abhängigkeit anerkennen müssen'. So müssen sie noch in ihrer Auflehnung, in ihrem ohnmächtigen Haß gegen Gott Zeugnis ablegen von Gottes Allmacht. ‚Der Gottliebende wie der Gotthassende geben ohne Aufhören Zeugnis von Gott. Wie nämlich der Gute im Glück Gott preiset und ihm dankt, im Unglück ihn bittet, so flucht der Böse im Schmerz und Unglück Gott und trotzt ihm im Glück.'

Für den Abgefallenen, sich gegen ihn Auflehnenden wird Gottes Wille, der ihm ‚Lust sein könnte und sollte, zur Last‘, drückt auf ihn als von außen auferlegtes Gesetz. Erst mit dem Bruch der Liebe trat das Gesetz hervor, weshalb die Liebe hinwiederum des Gesetzes Erfüllung ist, da dieses im Grunde nur die Absicht hat, den Menschen zur Liebe zurückzuführen, ‚ihm seine Privation fühlbar zu machen, damit selbe ihn zum Bekenntnis (Beichte) seines Vergehens, somit zur Verzeihung, Vergebung oder Weggebung und Tilgung seiner Verderbtheit bringe‘. Die Ethiker, die wie Kant nur eine Gesetzesmoral predigen, hält Baader — ‚ob sie schon mit ihrer Autonomie usw. sich für die Liberalen, dagegen die Religiösen für Servile achten — für die moralisch Unfreien‘. Ja, er erklärt geradezu, man könne ‚eine Moral, die ganz und bloß auf einer Analyse dieses Gesetzes in diesem einseitigen Sinne gebaut wäre, . . . auch als eine Moral oder Sittenlehre für Teufel anempfehlen‘.

In seinem Aufsatz ‚Über Kants Deduktion der praktischen Vernunft und die absolute Blindheit der letzteren‘ vom Jahre 1796 — eine der ersten und bedeutsamsten Kantkritiken — hat Baader das näher ausgeführt: ‚Eigentlich ist jene Äußerung des Gewissens im engsten Sinne‘, so heißt es da, ‚welche Kant als moralisches Gesetz nur allein beachtet, immer nur negativ, vorwerfend, billigend und verwerfend. Das Gesetz (im Sollen) sagt mir nämlich, daß meine Willenskraft (Charakter) in ihrer dermaligen Äußerung sich als böse zeigt. Aber dieses Gesetz gibt mir hiermit weder gute Kraft, Gesinnung (Trieb), noch nimmt sie mir den bösen . . . Das moralische Gesetz und, insofern dessen Erkenntnis auch die ganze Moral sein soll (in welcher Beschränkung der Erkenntnis, wie man sagt, ja eben ihre so sublime und hochgerühmte Reinheit besteht), alle Moral, ist sohin und eigentlich als moralische Selbsterkenntnis die moralische Unglückseligkeitslehre‘.

Trotzdem schätzt Baader das Gewissen im Grunde höher ein als Kant. Denn er erkennt in ihm — ähnlich wie dies später Newman ausführlicher im ‚Grammar of Assent‘ dargelegt hat — ein Medium zur Erkenntnis Gottes. Daß Kant dies nicht tat, darin besteht die von Baader gerügte ‚Blindheit‘ seiner praktischen Vernunft. ‚Was war näher und leichter aus dieser Analyse [des Gewissens] sich ergebend,‘ so führt er aus, ‚als daß wir (im Gewissen) das Vernommensein oder Vernommenwerden unseres Selbst in unserer innersten Lebenstätigkeit, als Willen gebärend oder bestimmend, anerkennen und gewahr oder ganz eigentlich mit absoluter Gewißheit inne werden; daß wir hier auf eine uns in unserer Willensgebärde vernehmende, gegen dieselbe bereits sensible, sowie reagierend sich uns wieder vernehmbar machende Natur, Wesen, Reales agieren..., ein Wesen, das bereits Platon so schön (im Alkibiades) mit einem Auge andeutet, in dem allein unser eigenes (Geistes-) Auge sich spiegelnd sehen und sich selbst bewußt sein könne, eine Natur endlich, die sich ipso facto meinem Gemüt als Gemüt, meinem Willen als Willen kund tut — warum, sage ich, geht Kant die-

sem Vernunftfaktum, wie er's selbst nennt, nicht näher und ernsthafter zu Leibe und macht mit dem hier nichtssagenden Worte praktische Vernunft eine Art Nebel, in der selbst das Bedürfnis einer klareren Anerkennung dieses Realen nicht nur nicht mehr helle und dringend bleibt, sondern als ob es törichter Fürwitz und phantastische Gespensterseherei wäre, für immer uns a priori zurückgewiesen wird. Warum gibt er uns hier dem frostigen moralischen Idealismus preis und verwandelt „dieses kräftige lebendige Wort", das, in uns gepflanzt, unsere Seelen selig und frei oder elend macht, je nachdem wir ihm in die Hand oder zuwider handeln, in einen nichtigen Lufthauch?'

Nicht minder scharf geht Baader mit Kants Religionsphilosophie ins Gericht. ‚Die Kantische Vorstellung eines radikal Bösen, wonach dem gefallenen Menschen nicht mehr zu helfen stünde, tilgt die Religion radikal', ist ‚ein Popanz, von welchem die Religion nichts weiß'. Man kann auch nicht ‚an den Menschen, seine wahre Mission, seine Gottebenbildlichkeit und seine Erlösungsfähigkeit glauben, ohne zugleich auch an den Teufel zu glauben. Dieser Glaube allein kann die Anschauung, daß der Mensch nicht ‚erster Erfinder des Bösen war (welche Originalität ihm Kant zudachte)', sondern ‚nur Finder desselben', nicht ‚Urheber und Vater der Lüge', sondern nur Verführter, begründen. ‚Der Sturz des stolzen Luzifer', schreibt Baader, ‚ging Gott nicht zu Herzen, wohl aber der Fall des schwachen, durch Sinnlichkeit verführten Menschen. Indem aber dieser Fall Gott zu Herzen ging, ging sofort die rettende, helfende Liebe von diesem seinem Herzen aus und fing mit der Menschwerdung . . . das Werk der Versöhnung, d. i. der unauflösbaren Wiedervereinigung Gottes mit dem Menschen und durch ihn mit der Welt an.'

Nicht nur der Mensch, auch die Natur wird durch Baaders christliche Philosophie wieder in ihre eigentlichen Rechte eingesetzt, vor Vergötterung wie vor Verachtung gleicherweise geschützt. Baader betont, ‚daß mit dem Glauben an Gott dem Menschen auch der Glaube an die Natur verloren geht und daß gegen den von Gott abgefallenen König der Natur auch diese (sein Reich) sich empört hat'. Der gnostischen Irrlehre, welche die Materie ‚für ein Geschöpf des Bösen selber nimmt', hält er den Satz entgegen, man könne den Sitz des Bösen ‚ursprünglich nur unter, nicht in die Natur setzen (wie denn dieses Böse Unnatur heißt)'; der Mensch solle die Natur ‚beherrschen, folglich über ihr und naturfrei, obschon nicht naturlos sein'. ‚Die Religion', so erklärt er, ‚weiß von keiner Vergeistigung des Leiblichen, die nicht zugleich eine Verleiblichung des Geistigen wäre.' — ‚Schon Plato nahm die Leibwerdung (indem er unter Leib nur den sterblichen Leichnam begriff) für eine Unvollkommenheit des Lebens, da sie doch dessen Vollendung ist.' Allen ‚Pharisäern und Sadduzäern, allen Supranaturalisten und allen Infranaturalisten' gibt Baader in dem Aufsatz ‚Über die Begründung der Ethik durch die Physik' zu bedenken, daß ‚eine Theorie der Religion, insoweit sie der Mensch darzustellen vermag, nur im

Verständnisse des innigen, ewigen Zusammenhanges des ethischen Lebens mit dem physischen, des Geistes mit der Natur zu finden ist', daß ‚die Ethik von der Physik (und sohin auch diese von jener) getrennt grundlos und gottlos wird, mit ihr vereint und durch sie begründet zur Religion führt'. Baader faßt den ‚Begriff einer Übernatürlichkeit nicht als Naturlosigkeit (etwa als ein Fallenlassen der Natur) . . ., sondern als eine Erhebung der letzteren, d. i. als ein Teilhaftwerden derselben an Gottes Natur'. Auch hier, in der Stellung zur Natur und in der Bewertung des Bösen in der Welt hält die christliche Philosophie wieder die richtige Mitte, die Mitte zwischen Weltvergötterung und Weltverneinung, zwischen Optimismus und Pessimismus.

Harmonie von Natur und Übernatur, innigste Verbindung zwischen Gottes-, Nächsten- und Weltliebe, das ist die Quintessenz der Baaderschen Philosophie. Sie ist so durchaus religiös gerichtet, daß Baader sie dem Rationalismus eines Kant, Hegel, Strauß zum Trotz eine ‚philosophie de la prière' nennen konnte. Hat er doch auch die Wirksamkeit und Berechtigung des Gebetes Kant gegenüber hervorgehoben: ‚Nicht beten wollen ist die Sünde, unlustig zu ihm zu sein und endlich nicht mehr beten können, ihre Strafe.' ‚Jeder Mensch,' so erklärt er, ‚der an einen lebendigen Gott und dessen lebendigen Verkehr mit seinem eigenen lebendigen Gemüt glaubt, . . . wird sich des Gebetes (als einer Verstandesschwachheit) so wenig zu schämen brauchen, als er sich jedes anderen wahren Gemütsaffektes zu schämen braucht, und noch weniger wird er's für nötig finden, bei dem Philosophen (der denn doch auch nur ein armer Sünder und Schelm ist wie er) über die Befriedigung oder Nichtbefriedigung dieses in ihm lebendig gewordenen Bedürfnisses erst anzufragen.'

* * *

In dem entschiedenen Theismus seiner Philosophie, in der Lösung des Problems des Bösen, die mancher ringenden Seele einen Ausweg aus ihrer Not zeigen kann, in der Lehre von der Gottebenbildlichkeit und Sendung des Menschen, von der Harmonie zwischen Natur und Übernatur, ist die Bedeutung Baaders für die Gegenwart noch nicht erschöpft. Er war der Überzeugung, ‚daß Theorie und Praxis, Licht und Wärme wie überall, so besonders in der Religion immer nur zusammen sich entfalten, nur zusammen eingehen, daß es ein falsches Licht ist, welches kalt läßt oder erkältet, und eine falsche Wärme, welche verfinstert', und war demgemäß bestrebt, seine Ideen auch in die Praxis umzusetzen, das ganze Kulturleben seiner Zeit mit christlichem Geist zu durchdringen und im christlichen Geist zu gestalten. Im Hinblick auf jene ‚wahrhaft blasphemische Behauptung' der ‚Frommen und Nichtfrommen' seiner Zeit, ‚daß der Mensch als vernünftig zwar überall wissen solle, was er tut, daß er aber nur bei seinem religiösen Tun nicht wissen dürfe, könne und auch nicht zu wissen brauche, was er tut', lag es ihm vor allem am Herzen, den ‚Zwiespalt der Wissenschaft und der positiven Religion' zu überbrücken, eine ‚innigere Vereinigung der Wissenschaft und der

Religion' herbeizuführen. An das Credo ut intelligam des Anselmus anknüpfend, schreibt er: ‚Es ist nämlich ein falsches Wissen, was sich gegen den wahren Glauben erhebt, und ein falsches Glauben, welches das wahre Wissen hemmt.' Energisch wendet er sich gegen jene Religionsfreunde, die, ‚erschrocken und entsetzt über die Verwüstungen, welche neuere Philosophen in den Religionsdoktrinen angerichtet hatten', die Philosophie am liebsten ganz abschaffen wollten, ‚nicht einsehend, daß die Verbrechen dieser Intelligenz nur durch ihre eigenen Tugenden wieder versöhnt werden können'. Im Grunde schwebte Baader schon eine große Kultursynthese in christlichem Geiste vor, wie wir sie heute wieder erstreben, wo es noch deutlicher als vor hundert Jahren sichtbar geworden ist, wohin die chaotische Zersplitterung des modernen Lebens führt, wo überall die Sehnsucht nach Einheit, nach Zusammenfassung des unübersehbaren Bildungsstoffes von einem festen Punkt her wacht — welcher feste Punkt, wie schon Baader klar erkannte, nicht im Zeitlichen, sondern nur im Ewigen liegen kann.

Sind diese Bestrebungen bei Baader auch nur Programm geblieben, so ist sein Verdienst, dieses Programm erstmals aufgestellt und in den christlichen Grundideen seiner Philosophie wenigstens einige Leitsätze zu seiner Verwirklichung gegeben zu haben, Leitsätze, die später Martin Deutinger in seinen ‚Grundlinien einer positiven Philosophie als vorläufiger Versuch einer Zurückführung aller Teile der Philosophie auf christliche Prinzipien' (1843 bis 1853) systematischer ausbaute. Baaders unsystematische, sprunghafte Natur konnte eine solche großangelegte Kultursynthese unmöglich durchführen, ganz abgesehen davon, daß so etwas niemals das Werk eines einzelnen sein kann, daß die Zeit dafür noch nicht reif war. Um so mehr aber sind die von Baader ausgehenden Impulse noch bis heute wirksam, da sie bis heute ihr Ziel nicht erreicht haben.

In der Erkenntnis, daß Gottesliebe das Fundament aller dauernden menschlichen Gemeinschaft ist, daß die Staaten ohne Religion nicht bestehen können, versuchte Baader sein christliches Kulturprogramm mit Hilfe der Regierungen von Rußland, Preußen und Österreich zu verwirklichen. Dieser naiv-enthusiastische Versuch einer Reglementierung von oben, vom Staate her mußte fehlschlagen; er stand im Grunde auch im Widerspruch zu Baaders eigenen Prinzipien. Schreibt er doch selbst deutlich genug: ‚Wenn nämlich schon Religion und Wissenschaft jeder Nation oder jedem Staate nicht nur dienlich, sondern zur Erreichung des Staatszweckes unentbehrlich sind, so sind doch beide schon aus dem einfachen Grunde nicht bloße Staatsdiener, weil seit Einführung des Christentums es keine Staats- oder Nationalreligion mehr gibt, und der Begriff einer solchen ebenso absurd ist als jener einer Nationalwissenschaft, z. B. einer bayerischen Wissenschaft im Gegensatz zu einer preußischen.'

Vielleicht verdanken wir es aber diesem Liebäugeln mit dem Staat, daß Baader als einzigen Teil seines Kulturprogramms die ‚Sozietätsphilosophie' näher ausgeführt hat, denjenigen Teil seines Werkes, der uns heute vielleicht



Ruth Schaumann / Die königliche gute Nacht

am aktuellsten berührt. Weitsichtige Geister ahnten schon bald nach der französischen Revolution, welches Chaos durch die selbstherrliche Emanzipation des Individuums von der göttlichen Weltordnung entfesselt werden würde. Das Streben nach Freiheit durch Auflehnung widersprach der ganzen Philosophie Baaders; nach ihr konnte es nur zur Unfreiheit, zum schwer lastenden Gegendruck des Gesetzes führen. In der Überzeugung, daß es absurd sei, ‚das Problem der bürgerlichen Gesellschaft ohne den Geist der Religion lösen zu wollen', daß nur die religio, die ‚ursprüngliche und radikale Gesellschaft zwischen Gott und den Menschen', eine wahrhaft freie Gemeinschaft der Menschen untereinander begründen und gewährleisten könne, hielt Baader den Revolutionären den Satz des Evangeliums vor: ‚Nur wenn euch der Sohn frei macht, seid ihr wahrhaft frei', redete er andererseits ebenso eindringlich den Regierenden von gestern ins Gewissen, deren gottlose Despotie, deren ‚heillose Verkennung der moralischen Natur der Autorität und ihre Vermengung mit der physischen Kraft', welche sie vergessen ließ, daß alle wahre Macht von Gott stammt, daß ‚Regenten und Volk gleichberechtigt' sind, ‚von Gottes Gnaden konstituiert sich zu nennen', allererst die Revolution heraufbeschworen hatte.

Ohne Liebe ist freie und für die Dauer gegründete Gemeinschaft unmöglich. ‚Das Band der Liebe und Vereinigung, welches mehrere Gemüter als Glieder eines und desselben Gemeinwesens frei, weil von innen heraus verbindet, kann nur als Wirksamkeit eines und desselben, all diesen Gemütern zugleich innewohnenden zentralen Wesens begriffen werden, dem sich alle von Rechts wegen unterworfen haben. . . Die Religion spricht darum in ihrem Hauptgebote: „Liebe Gott über alles, deinen Nächsten aber wie dich selbst" in der Tat das Prinzip alles wahrhaft freien Gemeinwesens aus. Die christliche Religion, als die Religion der Liebe, ist sohin allein auch die Religion der Freiheit.'

Mit lauter Stimme müßte man heute diese monumentalen Sätze in die blutende Welt hinausrufen. Es ist für Baader selbstverständlich, daß das vom übernationalen Christentum geschlungene Band der Liebe nicht vor den Grenzen der Nationen halt macht: ‚Die christliche Religion begnügte sich nicht, die einzelnen Nationen durch innige, freie, wechselseitige Verbindung der Regenten und Regierten neu zu begründen, sondern sie dehnte diese organische Einung sofort auf alle Nationen und auf alle Menschen aus, zum offenbaren Beweise, daß es das Oberhaupt der gesamten Menschheit selber war, von welchem diese Einigungsmacht ausging, und so entstand denn jener europäische Staatenbund, welcher in der früheren Geschichte ohne Beispiel ist und den wir in den neueren Zeiten in demselben Verhältnisse wieder erschlaffen sahen, in welchem jenes universale Bildungs- und Einigungsprinzip diesen Staaten nicht mehr als Seele innewohnt, weswegen auch nicht mehr wie früher von den Europäern gesagt werden kann, daß sie überall, wo sie in der übrigen Welt hinkommen, die Barbarei verschwinden und wahrhafte Zivilisation aufblühen machen.'

So ist auch Baaders Sozietätsphilosophie ganz theozentrisch eingestellt, ein organisches, im Metaphysischen verwurzeltes Glied seiner Philosophie, in deren Mittelpunkt die Gottesidee steht.

* * *

Weiter, zusammenhängender und gangbarer, als ein erstes flüchtiges Durchblättern seiner Werke vermuten läßt, sind also die Wegstrecken im Lande der Philosophie, die das blitzartige Leuchten des Baaderschen Geistes erhellt. Immer wieder sind sie freilich durch dunkle, abstruse Partien unterbrochen, die der Wanderer in einem kühnen Sprunge überschreiten muß, und nur ganz wenige Aufsätze Baaders sind vom Anfang bis zum Ende gewinn- und genußreich zu lesen. Es wäre aber wohl möglich — wenn es auch gewiß keine leichte Aufgabe ist —, aus Baaders Werk nur die Darstellung seiner großen positiven Leitideen auszuwählen und von dem dunklen mystizistisch-theosophischen Hintergrund, von dem sie sich abheben, nur einen kleinen, unentbehrlichen Rest stehen zu lassen. Max Pulvers Auswahl freilich löst diese Aufgabe nicht, wohl nicht nur, weil das dem Herausgeber zu mühsam war, sondern vor allem, weil er selbst eine gewisse Freude an jenem dunklen Hintergrund hatte. Die Mühe, die großen und lichten christlichen Gedanken Baaders herauszuarbeiten, würde sich aber wohl lohnen, denn sie stehen, wie wir gesehen haben, in lebendiger Beziehung zum philosophischen Schaffen und geistigen Leben der Gegenwart, in der sie als heilsames Ferment wirken könnten.

Meine Reise durch die Vereinigten Staaten

Von Hugo Graf Lerchenfeld-Köfering.

(Fortsetzung.)

St. Louis, Kansas City, Spokane, 22. Februar bis 2. März 1923.

Die Sonne geht über den bereiften Ebenen des Staates Indiana auf — einem Teil der mittelwestlichen Kornkammer auf dem Alluvium des großen Stromsystems, ehedem Meerboden, als die Alleghanyberge des Ostens und das Felsengebirge des Westens allein aus dem Ozean ragten; fruchtbarstes Ackerland weithin, sorgfältig bebaut; die einzelnen, aus Holz gezimmerten, rotbraun gestrichenen Gehöfte von weitgestreckten Weizen- und Maisfeldern umgeben; die größeren Gehöfte sind von runden Futtersilos überragt, die in der Ferne wie Kirchtürme wirken; Rinder und schwarze oder braune Schweine treiben sich auf den eingezäunten Weideflächen herum; ihre Zukunft liegt in den großen Schlachthäusern von Chicago. Hier ist das Gebiet des Überflusses und Überschusses. Kleine, dünn bestockte Wälder der Sumpfeiche geben am endlos verschwimmenden Horizont der Landschaft ein parkmäßiges Gepräge. Am späten Nachmittag durchquert die Bahnlinie eine bewaldete Hügelkette; jenseits erglänzt das breite Band des ‚Vaters der Gewässer'. Auch die Hellenen haben sich die großen Ströme als ‚Väter' gedacht und gebildet — als Befruchter, Patriarchen. So ziehen sich Ideen und Symbole über die Zeiten, Völker und Zonen hin. Zwischen niederen Steilufern — ‚bluffs' genannt — treiben die grauen Fluten nach Süden, ein Bild ruhiger, in sich geschlossener Kraft.

St. Louis, die französische Gründung auf der Verbindungslinie zwischen der Kolonie Louisiana (an der Mündung des Mississippi) und Canada, liegt auf beiden Ufern; auf dem östlichen, linken im Staate Illinois das Inferno einer Fabrik- und Eisenbahnstadt, auf dem westlichen, rechten im Staate Missouri, erhebt sich das Häusermeer des eigentlichen St. Louis; ein Typus der amerikanischen Großstadt in Häßlichkeit und Schönheit, in brutaler Nüchternheit und kraftvollem Streben nach ästhetischer Gestaltung, in Typisierung, in Übermaß von Geschäftigkeit und Verkehr, in Beleidigung aller fünf Sinne, aber auch gleichzeitig in Zweckmäßigkeit, Lebensfülle und Kampf um Verbesserungen aller Art. Der Dualismus, der in den Grundbegriffen von Gut und Böse die sichtbare Welt wie alles Menschliche beherrscht, wird auch in der komplementären oder kompensierenden Natur der Eigenschaften lebendig; er schließt ebenso die Vollkommenheit wie das Unvollkommene von der ausschließlichen Herrschaft aus.

Gleichwie in allen diesen Städten sind es die neuen Wohnquartiere von St. Louis, die schon aus der Gegensätzlichkeit des Eindruckes befreiend und versöhnend wirken. Sie sind auf den die Stadt im Westen einsäumenden Geländewellen angelegt. Der Stolz der Stadt ist der große, viele Quadratkilometer messende, immer fester von den Fangarmen der Großstadt eingeschlossene Park, der seinerzeit die Weltausstellung beherbergt hat.

* * *

Das Streben des Amerikaners nach Typisierung drückt sich auch im Hausbau aus: das Geschäftshaus und das Wohnhaus als Familienhaus, das Miethaus und der Gasthof. Durchweg ist das Bauwesen der privaten, kapitalistischen Tätigkeit überlassen, die bisher auch in vorbildlicher Weise für die Erschließung des Baugeländes wie für die Herstellung der Wohnungen gesorgt hat. Der ‚Real-Estate-Man' oder auch der Unsitte der Wortkürzungen zufolge ‚Realter' genannt, ist eine Macht im wirtschaftlichen Leben, Grundstückspekulant und Bauunternehmer zugleich. Etwas von der Pionierarbeit steckt darin; diese behagt dem Amerikaner, liegt ihm im Blute. Das dem angelsächsischen Brauch entsprechende Familienhaus wird in den großen Städten hauptsächlich unter dem Einfluß der Bedienungsnot mehr und mehr vom ‚Appartement-House' — Miethaus mit Einzelwohnungen — abgelöst. Vielfach nehmen diese Häuser die Ausmaße der Turmhäuser an. Auch hier hat der Osten, vor allem New-York, den Ton angegeben. Das Turmhaus hat allmählich auch dort Eingang gefunden, wo die Ausbreitung der Stadt nach allen Seiten unbehindert ist, wo also die Ausnutzung des Baugrundes nach der Höhe vom Standpunkt der Rente außer Betracht bleibt; steigen doch die Baukosten in stärkerem Verhältnis mit der Zahl der Stockwerke; aber es gehört gewissermaßen zum Begriff der größeren Städte, mindestens ein solches Haus zu besitzen; Ehrgeiz und Nachahmungstrieb entscheiden.

Auch der Gasthof ist typisiert; vor allem sind es die Hotelgesellschaften, die mehrere Betriebe vereinigen, je einen in einer Anzahl großer Städte. Der alte patriarchalisch geführte Gasthof, in dessen Vorhalle die Gäste mit dem Hute auf dem Kopfe in tiefen Armstühlen, die Füße möglichst hoch aufgestemmt, rauchend oder tabakkauend und spuckend gesessen sind, ist verschwunden oder hat sich in die kleinen Binnenorte zurückgezogen. Der neue Großbetrieb ist mit allen technischen Errungenschaften ausgestattet; in den Vorhallen drängt sich unablässig der Verkehr; die Mechanisierung feiert Triumphe. Dafür ist der Gast auch Wertgegenstand, der durch gute Dienste gewonnen werden muß. Die Einrichtung der Zimmer ist einfach, geschmackvoll, bequem; die der Reinlichkeit dienenden Vorrichtungen sind mustergültig; jeden Morgen liegt eine der gelesensten Tageszeitungen vor der Tür; die Bibel auf dem Schreibtisch — Altes und Neues Testament —, erinnert an die Pilgerväter, die Neuengland besiedelt haben. Unter dem Schutze des Gasthofes sammeln sich eine Menge Verkaufsstätten und Gewerbe, die Handreichungen zur Pflege des äußeren Menschen anbieten. Gegen Abend zur Essenszeit schwärmt es wie vor einem Bienenkorb. Außer an den Sonntagen wird im Eßsaale nach den Klängen der letzten in New-York anerkannten Melodie getanzt. Näselnde und schnarrende Jazz-Musik; von perverser Aufdringlichkeit, in ihrer Rhythmik fesselnd; ein Rückschlag ins Negerhafte. Aber gilt nicht auf einem anderen Gebiete Ähnliches für die bildende Kunst?! Der Wiener Walzer ist verbannt — alle möglichen neuen Tänze beherrschen das Feld — schleppend, ohne Sentimentalität, aufflackernd, launisch, eigensinnig. Aber auch hier Typisches. St. Louis —

Kansas City — Spokane — überall das gleiche. In Spokane atme ich auf, wie ich im Waschraum des Hotels endlich etwas Neues erblicke — an Stelle der Handtücher eine Vorrichtung, um sich die Hände mit Heißluft zu trocknen.

* * *

Amerika tanzt; aber die Tanzveranstaltungen in den Hotels haben nichts mit öffentlichen Tanzdielen gemein; etwas Derartiges wäre mit den amerikanischen Auffassungen von gesellschaftlichem Anstand unvereinbar und wird aus der Öffentlichkeit verwiesen; nur die Bekannten, die sich zum gemeinsamen Essen im Hotel verabredet haben, tanzen untereinander. Das Äußere muß gewahrt bleiben; das mag Heuchelei sein, und das Wort von den getünchten Gräbern mag Anwendung finden; aber dennoch liegt in solchen Schranken ein Schutz gegen Demoralisation, eine Hemmung, der sich das große Heer der Unentschiedenen, Grundsatzlosen, Herdenmenschen fügt; auch hier gilt der Kollektivismus der menschlichen Sinnesrichtung. Es gibt in der Tat eine gesellschaftliche Moral, die allerdings nicht eigentliche Sittlichkeit ist, nur Form, Herkommen, Reflex. Aus solchen kollektiven Strömungen setzt sich der Stimmungskreis oder das ‚Milieu' zusammen, woraus die stärksten Einflüsse vielfach nur im Unterbewußtsein des einzelnen oder der Gruppe sich auswirken. Aus den gleichen Gründen können kollektive Erscheinungen der Entfesselung, Formensprengung, Zügellosigkeit eintreten, wie sie vor allem in revolutionären Zeiten auf dem Gebiete der gesellschaftlichen Sitte zu beobachten sind; auch die deutsche Revolution der letzten Jahre hat dies bewiesen.

Die gesellschaftliche Sitte der amerikanischen Nation steht unzweifelhaft unter dem dauernden Einfluß des neuenglischen Puritanismus. Dieses ist das Ferment, das gleichsam die Gärungsmasse durchdringt, die aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt ist, so daß schon oft die Frage aufgeworfen wurde, ob von einer amerikanischen ‚Nation' überhaupt die Rede sein könne. Und doch ist drüben eine Nation entstanden europäischer Wesenheit mit den Besonderheiten, die sich aus der Umgebung und der Natur des Landes, aus der Stammes- oder Volkesmischung, nicht aus der Rassenvermengung ergeben, wenn anders man die weiße Rasse als Einheit auffaßt. Es gibt keine ‚Euramerikaner' nach dem Vorbild des Begriffes der ‚Eurasier'. Nicht eigentlich vom ‚Schmelztiegel' sollte die Rede sein, sondern vom ‚Gärungsbottich', in dem die einzelnen Flüssigkeiten sich mischen und von der angelsächsischen Hefe durchsetzt werden. Der Puritanismus wahrt Form und Schein der Sitte in der Gesellschaft — ‚Cant' ist das Wort; Unsittlichkeit ist genug vorhanden, ja die Zeitungen bringen mit Vorliebe die Skandalgeschichten aus der ‚Gesellschaft' mit epischer Breite und den Bildern der ‚Helden'. Soeben geht durch den Blätterwald die Mär von der Ermordung einer Angehörigen der New-Yorker Welt, in der man sich unterhält; großstädtisches Vergnügungsleben, arme, verirrte Menschen, die einem Phantom nachjagen. Diese Sucht der Zeitungen, sich solcher Vor-

kommnisse zu bemächtigen und in das Privatleben einzudringen, ist einer der großen Schäden des amerikanischen Lebens, von allen einsichtigen und ernsten Amerikanern beklagt und trotzdem fortdauernd, weil eben das Profanum Vulgus allen Völkern und Epochen, auch allen Schichten gemein ist. Gleichwohl scheint die Moral des amerikanischen Volkes, was das Verhältnis zwischen Mann und Frau betrifft, im Vergleich zu Europa gesund zu sein. Geregelte Existenzbedingungen vor allem im Wohnungswesen, rege Arbeitsamkeit, Gewöhnung an ungezwungenen Verkehr der Jugend, religiöse Einflüsse, Betonung der Erziehung vor der Vermittlung von Wissen in den Schulen, koloniale Stellung der Frau, deren althergebrachte Bevorzugung das Selbstbewußtsein steigert, — all das wirkt zusammen, um eine gesündere Atmosphäre zu schaffen. Dabei ist natürlich nicht an einen Idealzustand zu denken. Die Amerikanerin erliegt den Übertreibungen der Mode ebenso wie ihre europäische Schwester, die geselligen Funktionen in den wohlhabenden Schichten der Städte äußern ihre verflachenden Wirkungen, unter der Decke gibt es genug Fäulnis; die Scheidungen sprechen beredt genug, wenn sie auch nicht unbedingt als ein Zeichen sittlicher Zersetzung zu deuten sind; denn wenn einmal die Ehe ihres religiösen und sakramentalen Charakters, den nur die katholische Kirche in vollem Umfang aufrecht erhält, entkleidet und mehr oder weniger zu einem Rechtsgeschäft geworden ist, also die Bindung im Gewissen fehlt, so folgt ohne weiteres die Neigung, sich einer lästig gewordenen Fessel zu entledigen, zumal dann, wenn die Gesetzgebung der Neigung entgegenkommt. Dies gilt namentlich vom Recht in den neuen Weststaaten, das den Scheidungslustigen auch anderer Staaten zur Verfügung steht.

* * *

In allen Städten finden Versammlungen der deutsch-stämmigen Bewohner zugunsten des Hilfswerkes statt. Das Deutschtum ist nach Zahl und Einfluß recht verschieden. Wie viele ‚Deutschstämmige' gibt es in den Vereinigten Staaten? Die Frage ist kaum zu beantworten; denn es gehören dazu eigentlich doch nur die, welche noch das Bewußtsein eines kulturellen Zusammenhanges mit der alten Heimat haben — und das trifft bei weitem nicht für alle zu, in deren Adern deutsches Blut vorherrscht. So wird wohl die Ziffer von zwölf Millionen nicht zu niedrig gegriffen sein. Dabei spielt die Generation im allgemeinen keine Rolle. Manche Familien haben ihr deutsches Bewußtsein aus den Tagen erhalten, da ihre Voreltern gegen Ende des 17. Jahrhunderts in die Kolonie der Bruderliebe, Pennsylvania, die Gründung des Idealisten und Philanthropen William Penn, einwanderten. Auch die Nachkommen der Auswanderer von 1848 zeichnen sich besonders aus; sie haben dem deutschen Element den für die Behauptung des Stammesbewußtseins nötigen Intellektualismus gebracht, der auch in den späteren Geschlechtern noch fortwirkt. Aber gerade das Festhalten am Deutschtum hat unseren Auswanderern vielfach auch die Möglichkeit genom-

men, in der neuen Heimat sich politisch und gesellschaftlich durchzusetzen; denn die herrschende Landessprache ist das Englische. Anders die Iren: Diese beherrschen das Englische als ihre Sprache schon bei der Landung und haben dadurch einen Vorsprung; die Sprachenfrage hat auf die Behauptung ihres Stammesbewußtseins keinen Einfluß. Beim Deutschen dagegen bedeutet die Aufgabe seiner heimatlichen Sprache nicht selten auch das Ausscheiden aus dem Volkstum. In Kansas City muß ich in beiden Sprachen reden, um mich bei allen verständlich zu machen.

Glänzend ist die Versammlung in St. Louis. Die deutschen Vereine haben ein wirksames Aufgebot erlassen; auch der Bayernverein ist darunter. Deutsches Lied leitet ein und stellt Zusammenhänge her, die das gesprochene Wort nur unvollkommen zu knüpfen vermöchte. Ich rede von der Heimat und ihrer Not; wirtschaftliche Hilfe muß unseren Kindern werden; aber auch moralische Unterstützung verlangen wir von allen unseren deutschen Brüdern. Drüben im besetzten Gebiet haben die Franzosen Schillers Wilhelm Tell verboten; denn es soll nicht heißen: ‚Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!' — Da geht eine Bewegung durch den Saal. Nur der äußere Feind wird uns Deutsche zusammenschweißen — dies große und arme deutsche Volk, das, nach einem Worte des Philosophen Leopold Ziegler über den deutschen Menschen, immer wandern und ersehnen muß. Wird sich dieses wandernde, sehnende Volk durch all den Wust internationaler Träumerei, durch all den Unverstand nationalistischer Unduldsamkeit zur brüderlichen Einigkeit, zum richtigen Verhältnis zu seiner Umwelt finden?! ... St. Louis wird helfen, wird erfolgreich ‚treiben'; dafür bürgen die vortrefflichen, in allen Lagern angesehenen Führer, die ihr Haupt auch in den Zeiten der Verfolgungen und Leidenschaften während des Krieges nicht gesenkt haben.

* * *

St. Louis ist als Sitz der weltbekannten Brauerei Anhäuser & Busch durch das Alkoholverbot schwer betroffen worden. ‚Prohibition' ist eine der Fragen, die alle Gemüter bewegt. Die Demokratie hat zweifellos etwas Gewalttätiges an sich — Unterdrückung der Minderheit durch eine Mehrheit, Freiheitsbeschränkung unter der Flagge der Freiheit. Seit zwei Generationen hat der Streit zwischen den ‚Nassen' und ‚Trockenen' mit wechselndem Erfolg getobt. Der Heroismus des Weltkrieges hat den Heroismus der Enthaltsamkeit gezeitigt; mit einem Schlage sollten der Hydra alle Köpfe abgeschlagen werden. Der Zusatz zur Bundesverfassung, der Reihe nach von allen Bundesstaaten angenommen, — man bedenke, was es heißt, dafür eine Mehrheit bei den gesetzgebenden Körperschaften sämtlicher Länder zu finden, — stellt Einfuhr und Vertrieb von alkoholhaltigen Getränken unter Strafe; ein Entschluß, der gewiß der sittlichen Größe nicht entbehrt, erklärlich aus den schlimmen Trinksitten des Landes, aus der Vorliebe für das schwere Getränk, aus den Mißständen des Kneipenwesens, des ‚Saloon', eine Pest in dem Leben der Städte, der Ort von allerlei Korruption, auch der

politischen; denn die Kneipwirte waren vielfach anrüchige Parteizutreiber. Und doch ist die Hydra nicht tot. Der Mensch ist erfinderisch im Hang zum Schlechten. Jetzt geht der Kampf weiter um verbotene Einfuhr und um die sonstige Umgehung des Gesetzes, und zwar ist es wieder der konzentrierte Alkohol, der Schnaps, der im Vordergrunde ist, bei dem sich die Gefahrprämie bezahlt macht. Täglich gehen ein paar Menschen in diesem Kampfe zugrunde; Schmuggel im großen zur See und zu Lande; eine Flottille von Schmuggelschiffen — ‚rum-fleet‘ genannt — kreuzt vor der Küste, um im geeigneten Augenblicke die Küstenwachtschiffe der Behörden zu täuschen; die Zeitungen berichten von Feuergefechten und erfolgreichen Streifen der Polizei. So fügt sich ein neuzeitliches Blatt zur alten amerikanischen Chronik, die uns in der Jugend in den Goldsucher-, Indianer- und Wildwest-Erzählungen in Atem gehalten hat. Und doch sind Alkohol-Verbrauch und -Mißbrauch bedeutend eingeschränkt. Vor allem äußert sich diese Wohltat des Gesetzes in den minderbemittelten Schichten, die den Preis für die Schmuggelware nicht bezahlen können; das ‚Saloon‘ ist von der Straßenecke verschwunden. Das alles ist, soziologisch betrachtet, ein Glück, und deshalb wird kein gewissenhafter Beobachter die Wiederkehr der alten Zustände wünschen dürfen. Aber das Leben ist ein fortgesetzter Kampf mit dem Unvollkommenen und Bösen! Schon zeigen sich andere Schäden. Bestechung der Polizei für das Dulden geheimer Schankstätten; Überhandnahme von Schankstätten mit sog. alkoholfreien Getränken, in denen auch die weibliche Jugend mit Vorliebe verkehrt, während der Besuch des ‚Saloon‘ sich für jedes ehrbare Frauenzimmer ohne weiteres verbot; weiter Herstellung von verbotenen Getränken im eigenen Hause — ‚home-brew‘ — mit allen Nachteilen einer solchen Einrichtung; endlich Demoralisation, die in jeder Mißachtung des Gesetzes durch die Bürger droht. Volksstaat und Volksregierung ruhen mehr als andere Staatsformen auf einer bewußten Anerkennung von Verfassung und Gesetz. Abraham Lincoln, der überzeugteste Anhänger der Demokratie, sieht in der Ehrfurcht vor dem Gesetze die erste Pflicht des Bürgers. Gerade unsere deutsche Entwicklung der letzten Jahre während des Krieges und der Revolution hat mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, wie Geringschätzung der staatlichen Befehle mit dem Schwinden des staatlichen Denkens Hand in Hand geht. ‚Ich ehre Ihr Land, indem ich seine Gesetze befolge!‘ — mit diesen Worten soll ein Japaner einen ‚Cocktail‘, das auf kräftiger alkoholischer Grundlage aufgebaute, phantasievolle, vor dem Essen genossene Nationalgetränk des Amerikaners, abgelehnt haben. Soll wirklich der Osten durch seine straffere Form und Zucht den Westen überflügeln?! Wie dem auch sei — Prohibition wird wohl nie wieder ganz verschwinden. Zum Schaden des Gemeinwohles ausartende Freiheit darf nicht zum Idol werden. Aber im allgemeinen scheint mir eine weise, dem Bedürfnisse der menschlichen Natur entgegenkommende durchführbare Beschränkung besser zu wirken als integraler Heroismus, der den Entschluß nicht überlebt.

Einstweilen ruht der Betrieb der auch in bezug auf die Arbeiterwohlfahrt musterhaft ausgestatteten Brauerei zu einem großen Teil; die alkoholarmen Ersatzbiere haben keinen weiten Markt; das bedeutet nicht nur Brachliegen bedeutender Kapitalien, sondern auch eine Beeinträchtigung gerade des deutschen Gewerbefleißes, auch Vereinslebens in der ganzen Union.

* * *

Die ‚Westliche Post', die deutsche Tageszeitung von St. Louis, hat mich in einem Leitartikel warm begrüßt; vielleicht sogar etwas überschwenglich; aber es ist nun einmal amerikanischer Brauch, Personen, denen eine führende Stellung zuerkannt wird, herauszuheben — ‚boost' heißt der Ausdruck; vom demokratischen Standpunkt ganz logisch, während bei uns eher eine gegenteilige Neigung besteht, die es solchen Personen erschwert, sich das nötige Vertrauen zu gewinnen. Das Blatt ist als westlichste deutsche Tageszeitung weit verbreitet. Vor dem Kriege gab es noch täglich erscheinende deutsche Zeitungen an der Pazifischen Küste; sie sind, wie so viele andere in der Union, dem deutschfeindlichen Treiben zum Opfer gefallen oder haben sich nur mehr als Wochenblätter gehalten. Wahrhaftig, die deutsche Presse hat keinen leichten Stand; sie ist keine Goldgrube; ihre Träger haben in den schweren Jahren des Krieges Mut und Opfersinn für die Sache bewiesen. Für die Erhaltung der deutschen Sprache und der geistigen Verbindung mit der alten Heimat kommt der deutschen Presse eine hervorragende Bedeutung zu. Sie kämpft auch in diesem Augenblick unermüdlich gegen alle Verleumdungen und Vorurteile, denen der deutsche Name ausgesetzt ist; das Hilfswerk findet bei ihr die tätigste Unterstützung. Der Richtung nach dient die deutsche Presse im allgemeinen keiner besonderen Partei und vertritt bürgerliche Anschauungen; einen breiten Raum nimmt nach Art der amerikanischen Blätter der unterhaltende und volkstümlich belehrende Teil ein.

* * *

In Kansas City trete ich in dem gastlichen Hause eines der deutschen Führer mit einem der Schriftleiter der im Mittelwesten besonders weit verbreiteten und angesehenen Zeitung, des ‚Kansas City Star', in Verbindung. Als ich vor vierzehn Jahren lediglich als ‚étranger de distinction' das Land bereiste, konnte ich mich der Reporter kaum erwehren; obwohl ich jetzt eine bekanntere Persönlichkeit bin und mit besonderem Zweck reise, ist dies anders. Dies erklärt sich offenbar mit der, mindestens gesagt, Zurückhaltung, die allem Deutschen gegenüber auch nach dem Friedensschluß geübt wird. Die englisch geschriebene Presse des Landes ist eine Macht; in den kleinsten Städten erscheinen Tagesblätter; auch die ‚Provinz' ist reich an einflußreichen Organen; die öffentliche Meinung empfängt von der Presse Richtpunkte, Betonungen, Triebkräfte. Aber es besteht eine Wechselwirkung: auch die Presse richtet sich

nach der öffentlichen Meinung, sucht ihr zu gefallen. Denn der Herausgeber und sein Stab wollen verdienen und leben. Es gibt große Geschäftsunternehmen, die viele Blätter gleichzeitig mit fertig gesetzten Artikeln bedienen, so daß draußen nur die örtlichen Nachrichten beigefügt zu werden brauchen. Arbeitsteilung und Mechanisierung auch hier. Die Kriegsstimmung der Presse dauert noch an; eigentlich ist man da stehen geblieben, wo man im November 1918 gestanden ist. Die öffentliche Meinung hat sich Urteile — Vorurteile gebildet; die Presse zögert. Wird es der öffentlichen Meinung gefallen, umzudenken, Vorurteile zu berichtigen?! Vorsicht, das Geschäft könnte leiden, der Anzeigenteil geschmälert werden! Auch in der Schriftleitung sitzen Menschen, Amerikaner, Teilnehmer an dem Kreuzzuge zur Rettung der westlichen Zivilisation. Das alles ist menschlich; auch ohne daß man eine fortwirkende Propaganda und Käuflichkeit annimmt — zweifellos wird aber von unseren Gegnern auch auf diesem Gebiete noch kräftig gearbeitet —, erklärt sich die weiterhin feindliche Stimmung der Presse aus der Schwerkraft des Impulses und aus ihrem Verhältnis zur öffentlichen Meinung des Landes. Ausnahmen sind zahlreich zu verzeichnen, und bei diesen Ausnahmen spricht wohl die persönliche Überzeugung und die Liebe zur Wahrheit; denn irgendwelche materiellen Vorteile stehen kaum in Aussicht; deutsche ‚Propaganda' gibt es auch jetzt keine. ‚Propaganda' — ein verfehmtes Wort. Der Amerikaner ahnt, daß er belogen worden ist, und das will er für die Zukunft verhüten; nur sieht er Propaganda gerade in jedem Versuche, frühere Lügen zu berichtigen, die andere Seite darzustellen. Das lange Gespräch mit dem Schriftleiter des ‚Star' über Deutschlands Lage, die Ruhrbesetzung, die mögliche Entwirrung findet seinen Niederschlag in einem erträglichen, wenn auch ziemlich dürftigen Bericht auf der zweiten Seite des ‚Morgen-Star'.

* * *

Hinter dem monumentalen Bahnhof von Kansas City, der mit dem weiten und gepflegten Bahnhofsplatz und den breiten Zufahrtsstraßen für das Streben der amerikanischen Städte nach der Verbindung von Zweckmäßigkeit und Schönheit spricht, beginnt das große Gebiet des Westens. Die geographische Gliederung ist einfach: das von Gebirgswällen eingeschlossene Hochland des Felsengebirges, gewissermaßen das Rückgrat des ganzen Kontinentes, dacht sich nach Osten langsam in dem unermeßlichen, leicht gewellten ehemaligen Prärieland bis zum Stromgebiete ab, während es nach Westen in Absätzen kurz zum Ozean abfällt. Die Prärie ist in fruchtbares Ackerland umgewandelt worden. In dieser Jahreszeit herrscht die braune Farbe vor. Auch der mächtige Missouristrom, der seine natürliche Freiheit noch besitzt und seine Rinnsale nach Gutdünken in der breiten, von Buschwerk und Weißpappeln bewachsenen Niederung wählt, ist gelbbraun. Der Wind fegt Staubwolken über das Blachfeld; eine ‚Khaki'-landschaft, großartig in der Linienführung, niederdrückend in der Stimmung.

Am nächsten Morgen Weideland, Föhrengehölze, blitzende Schneedecke, tiefblauer Himmel ... Draußen im Westen kommen sich die Menschen, die der Zufall zusammenführt, rasch näher; der Ankleideraum, das Rauchabteil des Schlafwagens schafft Gelegenheit zu allerhand Gesprächen. Eine Gruppe unterhält sich über Politik; Europa und Amerika; die Ruhraktion; ein alter Herr doziert, Bischof einer der evangelischen Kirchen, ein Kaufmann, ein Gewerkschaftsleiter; im allgemeinen sind sie verständig; ich mische mich in das Gespräch: Das deutsche Volk, sagt der Bischof, ist schon recht; nur der Kaiser und das Junkertum sind vom Übel gewesen. Alles freundliche Leute ... Der Tag dehnt sich; wir treten in den Staat Montana — ein indianischer Name, der nichts mit dem lateinischen ‚Mons' zu tun hat. Kahle Berge, Felsriffe. Purgatorio — ein Platz zum Büßen, so ernst, klar und leer ist das Land. Die Northern-Pacific-Linie durchquert die Wälle des Felsengebirges an der niedrigsten Stelle; weite, menschenleere Hochtäler, deren Bewaldung nach Westen zu mit der Feuchtigkeit des Klimas zunimmt: Wenige Orte, meist um große Sägewerke erbaut. Der Zug fährt langsam, sicher, ununterbrochen, unendlich beruhigend und beschaulich wirkend; ich beschäftige mich mit meinem Artikel über den deutschen Katholizismus für die Washingtoner Zentrale. Tag — Nacht — wieder Tag; durch das breite Flußtal senkt sich die Strecke — dunkle Wälder streben hinan; aus den Tälern schauen Bergketten weiß herüber, ruhige Formen, sanfte Hänge — Skilaufphantasien. Pond O'Rell, — nach einem Missionar so benannt —, ein großer See zwischen Bergen und Wäldern: Sägewerke haben den Baumbestand zerstört; nur die riesigen Stümpfe verkünden die vergangene Pracht der unberührten Natur; Forstfeuer haben das ihrige beigetragen; geschwärzte Baumleichen ragen über den unregelmäßig wuchernden Unterwuchs hervor. Das ist die Heimat der großen Fichtenarten ... Eintägige Pause in Spokane, einer rasch aufstrebenden Stadt, die den natürlichen Wasserkräften des Flusses Entstehung und Blüte verdankt; von den Landsleuten freundlichst aufgenommen. Die Aufforderung, landeinwärts in den Bergen eine Kupfermine zu besuchen, muß ich ablehnen; diesmal ist es keine Vergnügungs- und Studienreise; die Termine sind tyrannisch. — Erst ein Anfang in der Erschließung des Landes ist gemacht; noch liegen die Bodenschätze ungehoben, noch beschränkt sich die Forstwirtschaft auf pfleglicheres Schlagen und die Bekämpfung der Waldbrände.

Wieder eine Nacht, und Seattle, die Hafenstadt am Ozean im Staate Washington, eine der großen Pforten für die Verbindung des Westens mit dem Osten, ist erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Liszt: Tschardasch-Wirbel und 'Confiteor Deo' / Von Karl Linzen

(Schluß.)

Die Tage auf der 'Altenburg' waren gezählt. Anfang März 1860 reiste die Fürstin Carolyne, die mit ihrer schönen Tochter an manchem Winterabend Meßgewänder und fromme Tapisserien für die Kirche gestickt hatte, nach Rom, um dort persönlich beim Papste die Annullierung ihrer Ehe mit dem Prinzen Wittgenstein zu betreiben. Es war geplant, daß Liszt, der einstweilen in Weimar blieb, zum gegebenen Zeitpunkt nachkommen sollte, um dann in einer der vielen Kirchen Roms mit der geliebten Frau vor den Traualtar zu treten. An eine Dame schreibt er in jenem Frühling über den Stand des geistlichen Prozesses: „. . . die Fürstin ist vor etwa zehn Tagen nach Rom abgereist. Ihre große Lebens- und Herzensangelegenheit hat endlich eine günstige, legitime Lösung gefunden, welche ohne die jämmerlichen Intriguen zehn Jahre früher hätte erreicht werden können. Seit zwei Monaten ist die Nichtigkeit ihrer Ehe mit dem Prinzen Nikolas Wittgenstein regelrecht von dem katholischen Konsistorium Rußlands, das diese Frage angeht, ausgesprochen und von dem Erzbischof-Metropoliten unterzeichnet worden. In dieser Hinsicht ist alles in schönster Ordnung, wie sie es wünschte. Was noch fehlt, hängt von gewissen Abmachungen (convenances) ab, die man jetzt nicht verletzen oder vernachlässigen darf . . .'

Franz Liszt verlebte diesen Sommer auf der 'Altenburg' allein. Aber er war, obwohl er um Dingelstedts Gegnerschaft willen den kühnen Dirigentenstab schon vor Jahresfrist aus der Hand gelegt hatte, weder unbeschäftigt noch einsam. Er sammelte um sich seine Schüler, bewirtete Gäste, spielte im Übermut manchmal Klavier nicht nur mit den Fingern, sondern — ein Bravourstück seiner Jugendwildheit! — auch zugleich mit den Ellenbogen; er stieg an mondhellen Abenden stundenlang heiter und geistvoll konversierend den vielgestuften Treppenweg, der durch das Wäldchen leitet, auf und nieder, trank Champagner und Stärkeres im 'Erbprinzen' und im 'Neuweimar-Verein', der nicht selten bis zu Sonnenaufgang 'tagte', und ward durch solches musisches Zigeunerleben füglich eine Beute der residenzlichen Klatschmäuler, die ohnedies über den Wegbereiter des 'Tannhäuser', 'Lohengrin' und anderer gräßlicher 'Zukunftsmusik' schon manchmal ach und weh geschrien hatten.

Erst im Oktober 1861 — auf den sieben Hügeln der ewigen Stadt lagen die Wunder des südlichen Herbstes — langte Liszt in Rom bei der Fürstin an. Zwischen beiden lag eine Trennung von reichlich anderthalb Jahren. Als Tag der Trauung hatte man den fünfzigsten Geburtstag des Meisters bestimmt. Die Kirche von San Carlo am Corso war festlich geschmückt, alle Vorbereitungen waren getroffen. Da erschien am Vorabend der Zeremonie ein Sekretarius des Kardinals Antonelli bei der Fürstin und brachte Botschaft: die Feier müsse einen Aufschub erleiden, weil Seine

Heiligkeit Pio Nono die Prozeßakten noch einmal revidieren wolle. Es ergab sich später, daß Verwandte der Fürstin, die zufällig in Rom weilten, im letzten Augenblick noch mit dringenden Argumenten beim Papste vorstellig geworden waren.

Diese Verzögerung entschied. Liszt sowohl wie die Fürstin Carolyne ließen den Plan einer Ehe fallen. Bei ihr, der nicht mehr jungen Frau, mag die sakramentale Scheu, die Wucht der religiösen Bedenken die Wagschale des Entschlusses niedergedrückt haben. Im Schatten des Domes von Sankt Peter wohnend, fand sie die Kraft der Entsagung — nicht ohne heimlich tiefen Schmerz darüber, daß der vieljährige Freund und Lebensgenosse die Sache leichter nahm als sie selber.

Für Franz Liszt — das muß gesagt werden — bedeutete das Abstehen von einer kirchlichen Verbindung mit der edlen Polin kein Opfer mehr. Er war in seinen Beziehungen zu den Frauen ja wandelbar. Die Monate der Trennung hatten die leidenschaftlichen Gefühle in ihm gedämpft wie Sommerregen den Staub löscht. Wohl wäre er pflichtgemäß und gern, wenn die Trauung sich hätte ermöglichen lassen, auch jetzt noch mit der Freundin zum Altar geschritten. Aber neuen Hindernissen war seine Geduld nicht gewachsen. Er berührte fortan die Heiratsfrage mit keinem Wort mehr, und die Fürstin, in ihrem weiblichen Empfinden verletzt, doch unwandelbar in ihrer Treue, litt und — schwieg.

Es entsprach wohl dem Tschardasch-Tempo seines Lebens, daß er so und nicht anders war: ein Zigeuner des Gefühls. Kein Zweifel, dieser feine, gütige, immer das Beste wollende Mensch, dieses begnadete Genie hatte für Ehe und feste bürgerliche Lebensform nicht mehr Begabung als sonst ein Vagant. ‚Der Eid ist eine ernste Sache,‘ so lautet nach Fanny Lewalds Zeugnis ein mündlicher Ausspruch Liszts, den er einst bei einer Wagenfahrt durch strömenden Regen tat. ‚Wer kann beschwören, daß er immer derselbe bleiben wird? Ich bin gewiß, daß man mit mir am besten fährt, wenn man mir meine Freiheit läßt, daß es riskiert ist, mich zu binden, sei es an eine Person oder an einen Ort.‘*

Die Fürstin Carolyne hat Rom nicht wieder verlassen. Als wenige Jahre später Prinz Wittgenstein starb und Eminenz Hohenlohe sich erbot, den Akt der Trauung sogleich in seiner Kapelle vorzunehmen, da lehnte die Dame ab.

* * *

Im Norden der ewigen Stadt — nicht weit von den akanthusgrünen Terrassen und dem alten glutumflimmerten Steineichen-Hain der Villa Medici — da dämmert irgendwo drei Stock hoch in der dumpfigen Backofenluft der Via del Babuino ein kleines komfortables ‚Chambre garnie‘, zu welchem man auf engbrüstigen steinernen Treppen mit überhohen Stufen raschatmend hinanklimmt. Wer oben vor der grüngestrichenen Tür steht,

* Vgl. Adelheid von Schorn: ‚Das nachklassische Weimar‘. Verlag von Kiepenheuer, Weimar.

die ebensogut in eine Armleute-Wohnung führen könnte, zieht an einem gewöhnlichen Bindfaden, dessen durch ein Bohrloch herabhängendes Ende freilich nur ein kundiges Auge entdecken wird, und eine Glocke im Innern beginnt zu scheppern. Sie bimmelt und scheppert endlos. Schließlich erscheint, während das aufgeregte Metall sich noch immer nicht beruhigt hat, ein gravitätischer Cameriere. Der Besuch wird durch ein kleines und durch ein größeres Zimmer in den Salon geleitet. Das kleine birgt nichts weiter als einen weitläufigen Tisch, auf dessen Platte unzählige Liszt-Skulpturen von unterschiedlichem Kunstwert gruppiert sind; längs der Wände aufgereiht hängen, wie eine kostbar schimmernde Verkleidung, stattlich dicke Wachsstöcke, buntfarbig mit viel Gold und karmesinroter und plastischer Andeutung der hochheiligen Wundmale — lauter Passions- und Osterkerzen, von der Hand mit dem Fischerring, von Pio Nono selber gesegnet. In dem zweiten Zimmer sind Bücher — nichts als Bücher. Sie füllen, kunstkritischen, moralphilosophischen, kirchengeschichtlichen, dogmatischen Inhalts, die steifen Repositorien, bedecken die Tische und Stühle, liegen umhergestreut auf dem Fußboden. Der dritte Raum ist der Salon. Dort sitzt, von Narzissen und Nelken, von blühenden Gräsern der Campagna umduftet, eine kränkelnde Dame — klein, brünett und geblich, mit geistvollen, etwas scharfen Zügen. Das dunkelblaue Kleid umsäumt roter Passepoil, eine schneeige Spitzenhaube bedeckt das metallische Haar, Atlasbänder, wie Regenbogen schillernd, umknoten das energische Kinn und gleiten dann reich und lose nieder auf die Brust.

Die Art, wie die Fürstin ihre Besuche empfängt, ist verschieden. Wenn es etwa ein Gelehrter ist wie Gregorovius, oder ein Diplomat, Schriftsteller und Künstler wie Graf Gobineau, dann zeigt sie den gedankenvollen Ernst, der ihre Züge nicht weniger kleidet als die polnische Wärme und Zärtlichkeit, womit sie eine Vertraute ihres Herzens, ein Kind in die Arme schließt. Ist es ein andermal Erzbischof Haynald aus Kalocsa, der pflanzen- und sternenkundige Freund — mit lila Passepoil und Knöpfchen auf der Soutane, lila Strümpfen, schwarzen Schnallenschuhen und lila Käppchen — dann sprudelt die Dame von Lebhaftigkeit und Konversationslust. Der Erzbischof ist ein feiner Weltmann. Wenn aber der Abbé Liszt von Tivoli, wo er wohnt, herübergekommen ist, um der Freundin und Lebensgenossin auf ihrem Flügel aus seinen neuesten Kompositionen vorzuspielen: aus der ‚Legende etwa von der heiligen Elisabeth', aus dem ‚Christus'-Oratorium oder aus einem der Werke, die den ‚San Poveretto di Dio' verherrlichen — dann leuchtet aus den dunklen, jeder Inbrunst fähigen Augen der fürstlichen Einsiedlerin immer gleichmäßig die Verklärung einer ungeminderten, untilgbaren, von Entsagung und heimlichem Weh überschatteten Liebe.

Die Namen Chopin, Berlioz, Richard Wagner sind aus dem Interesse der Dame zurückgetreten. Der Ausdruck ‚Zukunftsmusik', den sie selber auf der ‚Altenburg' zuerst geprägt hat, verlor schon lange seinen Zauber in den mystischen Schauern der Gregorianischen Klänge.

So lebt sie, die einst die Einsperrung in ein russisches Kloster gefürchtet hat, freiwillig nonnenhaft nun schon seit Jahren und Jahren in der Via del Babuino. In der Reihe der romfahrenden Damen, denen Rom zum Schicksal geworden, und die auf eine skandinavische Königin, auf Christine von Schweden, wie auf eine Ahnherrin zurückblicken können, eine der markantesten Erscheinungen. Das Rauchen der riesenhaften Zigarren, womit sie einst die Weimarische Gesellschaft weidlich chokierte, hat die Fürstin aufgegeben. Seit der Verheiratung ihrer Tochter, der schönen Prinzessin Marie — des ‚Sternen-Lieblingskindes‘ — mit dem Prinzen Konstantin von Hohenlohe-Schillingsfürst, dem Bruder des Kardinals, mehr noch seit dem entsagungsvollen Ausgang der eigenen Heiratsangelegenheit sucht ihr unruhiges Herz nach Ersatz. Kardinal Antonelli, der im Vatikan wohnt und bald zu ihren besten Freunden zählt, übt die Kunst, auf dem reichbesaiteten Instrument dieser Frauenseele zu spielen, mit Meisterschaft. Unmerklich zieht er, langmütig und geduldig, die Gedanken der Fürstin von dem Heiratsplan, ja von allem Weltlichen überhaupt ab. In vertrauten Gesprächen weckt er die nie erloschene Flamme kirchlicher Inbrunst zu heißerem Leben als je. Der Unruhe, dem Tätigkeitsdrang steckt er neue große und lockende Ziele. Mit der Leidenschaft und Energie, die ihr Wesen kennzeichnen, hält die Fürstin sich bald für ein Werkzeug in der Hand des Höchsten, dazu bestimmt, durch Taten des Scharfsinns und Geistes, durch gelehrte Schriften die Kirche Christi von anhaftenden Schlacken zu läutern. Zwei Setzer, die in einer römischen Druckerei lediglich in Carolynes Solde stehen, haben zu tun, mit der fruchtbaren fürstlichen Feder, die bis zehn Stunden des Tages übers Papier gleitet, Schritt zu halten. Einige Titel ihrer Werke lauten: ‚Buddhisme et Christianisme‘; ‚De la pière par une femme du monde‘; ‚La matière dans la dogmatique chrétienne‘; Simplicité des colombes, Prudence des serpents‘. Den Haupteifer und Fleiß ihres römischen Lebens aber widmet die theologisch erglühte fürstliche Dame den vierundzwanzig Bänden ihres Lebenswerkes: ‚Causes intérieures de la faiblesse extérieure de l'église‘, eines Werkes, von dem ein Berühmter gesagt haben soll, daß nicht geringe kirchenhistorische Kenntnisse dazu gehörten, um es mit Verständnis zu lesen.

Es ist die aufgeregte Zeit des Vatikanischen Konzils. Kirchenfürsten aller Länder, Spanier, Franzosen und bärtige Patriarchen des Ostens, tauchen in Rom auf. In den Augen flackert Leidenschaft. Düster liegt über dem Meinungskampf der tragische Schatten Döllingers. Die Fürstin selbst hält in dem Für und Wider des gelehrten Streits es nicht für möglich, daß das Dogma der päpstlichen Infallibilität durchgesetzt werde. Aber dann heißt es: Roma locuta, causa finita est. Das erregte Meer der Kirche glättet sich wieder, nicht ohne hier und dort noch zornig aufzuschäumen.

Chinarinde schluckend, vom römischen Fieber geschüttelt, liegt die Fürstin oft Tage, ja Wochen zu Bett. Aber immer gleitet die fleißige Feder, umgeben die Folianten aus der Vatikanischen Bibliothek aufgeschlagen das

Krankenlager. Wenn der Hochsommer seine weiße, sengende Fackel über die Stadt der weltgeschichtlichen Trümmer hält, wenn der unbarmherzig blaue Himmel sich zu verfinstern scheint von Staub und Dunst und Glut, wenn alle Vornehmen und Reichen sich aus den Backöfen der römischen Gassen nach Norden und in die Berge retten, dann bezieht die Fürstin Carolyne in dem Hause der Via del Babuino das ‚kühle Klima' des vierten Stockes. Jahraus, jahrein kennt sie keine andere Sommerfrische, hat sie eine tiefe Abneigung, Rom zu verlassen.

Alles sieht sie, wie Liszt sich ausdrückt, ‚durch ihre römische Brille'. In den praktischen Dingen, auch an politischem Scharfblick ist ihr der Herr Abbé überlegen. Aber sie hat einen lebendigeren Sinn als er für die Schönheiten der Natur, für philosophische Probleme, für den farbigen Gestaltenzug der Geschichte. ‚Jetzt habe ich mich an meine eigene Arbeit gemacht,' so schreibt sie an eine Freundin in Weimar.* ‚Das ist die Welt des Friedens und der Klarheit! Es ist die Atmosphäre alles Verzeihens und aller Entsagung. Meine Morgenstunden sind frei — ich mache die Läden zu gegen die Hitze, und während der glühendsten Zeit verbringe ich den Tag mit einer ganz kleinen Lampe, um selbst die Wärme der Flamme zu vermeiden. — Diese Dunkelheit wird sogar sehr angenehm — sie ist kühl und läßt dem Geist eine merkwürdige Freiheit, wie sie die Dichter oft suchen, wenn sie nachts arbeiten. — Zwischen vier und fünf kommt etwas Wind, der die Luft erfrischt, dann setze ich mich in den Wagen, um einige Meilen vor Rom Landschaften und Sonnenuntergänge zu bewundern, wie nur die römische Campagna sie darbietet! wie sie Claude Lorrain und Poussin begeisterten. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, mit welcher Poesie dieses, in seiner Großartigkeit so einfache Schauspiel mich erfüllt. — Neulich war ich bei der Brücke vor der Porta Salara, einer berühmten historischen Stelle, denn von Porsenna bis zum letzten Anführer der Barbaren, die Rom erobern wollten, sind alle von dort gekommen und haben Schlachten an den engen Ufern des Anone geliefert. Tausend und abertausend Menschen sind dort bei den verzweifelten Kämpfen der Eroberung und Verteidigung gefallen! Diese Ebenen waren mit Zelten bedeckt, auf diesen Hügeln schallten Kriegsgesänge, Waffenlärm und Schlachtfanfaren. — Und jetzt! — Die untergehende Sonne warf ihren leuchtenden Glanz auf die grünen Auen! — Keine Wolke am Himmel. — Das Blau des Zenits ging allmählich in den Gold- und Silberton über, der dem italienischen Himmel eigen ist. — Eine Menge Kühe gingen oder lagen friedlich und träumend zwischen den stark duftenden Gräsern der Weiden ... Oft vergleiche ich diese durch ihre Linien, Farben und Erinnerungen so erhabenen Gegenden wegen ihrer Verschiedenheit mit den idyllischen Eindrücken von Thüringen — und diese verlieren nicht dabei, denn sie haben ihren eigentümlichen Charakter. Wie reizend erinnere ich mir Ober-Weimar, die kleine malerische Brücke, wo ich so oft Pferde beobachtet habe, wie sie tranken

* Henriette von Schorn; vgl. Adelheid von Schorn: loc. cit.

und sich badeten, wenn ich früh morgens um 6—7 Uhr zu Fuß dorthin ging, um meinen Kaffee zu trinken, oder beim Sonnenuntergang mit meiner Tochter und jemand von unserer Gesellschaft . . .‘

* * *

Kreuz und quer kutschiert sie durch Rom. Jeden Sonntagnachmittag verbringt sie eine Stunde im Vatikan bei ihrem Freunde, dem Kardinal Antonelli. Oder sie fährt kurz vor Sonnenuntergang, wenn die Schattenmuster der Architekturen, der Obelisken und Zypressen wie auf rötlichen Brokat fallen, den Monte Pincio hinan, freut sich der Musik im Freien, der sie grüßenden Bekannten, der vornehmen römischen Gespanne mit den stolz trabenden Pferden, der roten, dunklen und lila Soutanen, die wie Farben eines Malven- oder Tulpenbeetes abseits aus den umbuschten Gängen leuchten, und genießt zuletzt, wenn das Gestirn entschwindet, von der Höhe den Anblick der Peterskuppel, um deren unbewegliches Massiv der Flammenrausch des südlichen Abends wogt.

Die Fürstin betet leise — und dann träumt sie. Ja, ihr Leben — ist es nicht nur mehr Arbeit, Gebet und Traum? Vom Monte Pincio nieder rollen, kaum daß die Sonne fort ist, die Karossen und Kutschen eilends der Stadt zu. Jeder fürchtet die Fieberlüfte, die mit den Fledermäusen daherkommen. Der Fürstin dünkt, daß sie fiebert. Sie hat Gesichte und träumt. Sie sieht den Abbé Liszt drüben in Tivoli, in der Villa des Kardinals, bei der Arbeit sitzen. In seinem einsamen Turmzimmer am Schreibtisch, auf dem ein antik geformtes Lämpchen glüht. Durch die Fenster herein dämmert die weite, öde, wellige Ebene, die Campagna, über die gerade das erste Mondlicht hingeistert. Man hört aus dem Garten Zikadengezirp und leises Rauschen der Zypressen. Die langen, schon seit einigen Jahren schlohweißen Haare des Meisters im Priesterkleid streifen beim Schreiben manchmal das Notenpapier. Was mag ihr Freund heut abend so eifrig zu komponieren haben? Einen Hymnus vielleicht zu Ehren seines Namenspatrons, des ‚San Poveretto di Dio‘ — ein schauervoll andächtiges Agnus Dei zu der großen Messe, von der er schon manchmal gesprochen? Die Fürstin, die dem heimlichen Fiebergang ihres Blutes lauscht, muß bei dem Singen in ihrem Ohr plötzlich an die Wasserspiele der Villa d'Este denken, und sie murmelt halblaut vor sich hin die Worte aus Johannes: ‚Sed aquam ego dabo ei, fiet in eo fons aquae salientis in vitam aeternam.‘

Am ergiebigsten freilich für das Gedanken- und Traumleben sind die weiten Fahrten in ‚die schöne Wüste‘, in die Campagna hinaus. Dort über dem ehemaligen hügeligen Meeresboden mit den vielfach stockenden Wasseradern, die eine Sumpfluft erzeugen, sind zwar die rechten Brutstätten des Fiebers; aber es gibt für den, der das Auge hat, in der bräunlichen Landschaft Stellen von einziger, schwermutvoller Schönheit. Man sieht dem Spiel der einsamen Wolken zu, die unbeweglich scheinen und doch ewig sich formen und umformen zu wechselnden Gestalten und Tierleibern. Man lauscht dem Abendgesang der Grillen, der messerscharf in der Stille

wetzt. Man sieht in ihrer malerischen Verlumpung die berittenen Hirten das Rindergebrüll umkreisen. Ja, man schaut Geschichte. Von der Appischen Straße herüber grüßen die Gräber der Scipionen; gewaltig rundet sich, mit einem Marmorfries von gewundenen Blumen und Stierschädeln, das Totenmal der Cäcilia Metella; näher der Stadt dämmern in der weichen Tufferde die Katakomben des heiligen Calixtus. Bald hier, bald dort an einem Punkt der ungeheuren Ebene läßt man vielleicht den Wagen halten und beobachtet den Untergang der Sonne, der großen römischen Sonne. Wie das geschliffene Purpurglas einer ewigen Lampe, so hängt sie in dem bläulich schwimmenden Abendrauch; Goldleisten und brünstige Bemalungen durchzucken das phantastische Kirchenschiff des Himmels, das wie mit hundert Fenstern erglüht.

Den Kutscher aber schreckt plötzlich die Nachtluft, die Fieberstunde, die er auf der Zunge schmeckt. Er hat Weib und Kind daheim und noch nicht Lust zu sterben. Wie toll geht die Rückfahrt. An Landhäusern und Vignen, an dichtgeschmiegten Piniengruppen vorüber. Aquädukte glitzern auf mit springendem, fließendem Wasser. Dann saust das Gefährt durch eine endlose schmale Gasse, die zwischen kalkweißen Mauern durchschlüpft. Grabkreuze, Zypressen, die silbergrün im Mondlicht stehen, Zikadengeräusch. So ein römischer Kutscher, wenn die Nacht kommt, hat den Teufel im Leibe!

Die Fürstin sitzt ganz still — sie fiebert wieder und träumt. Flattert nicht längs der Mauern, um die Köpfe der Pferde, die weiße Toga der Scipionen, setzt sich das Pflaster, auf dem die Wagenräder hinrattern, nicht zusammen aus den holprigen Stierschädeln vom Fries der Cäcilia Metella? Die Fürstin wird, wenn sie nach Hause kommt, Chinarinde nehmen. Was ihr nicht alles durch den Sinn huscht! Die Kindheit und erste Mädchenzeit auf den Schlössern und Gütern jenseits der Karpathen, der unselige Traualtar in Polen, die endlos traurigen Ehetage mit dem Prinzen in Rußland, das ‚Paternoster‘ in der Kirche zu Kiew, das wie Hoffnung aufscholl, die Erscheinung dann des Meisters selbst, der, schlank und schön wie ein Cherub, mit leuchtenden Augen vor sie hintrat, die unvergeßlichen Tage endlich, da er in Woronince zu Besuch bei ihr weilte. Und zuletzt die ‚Altenburg‘, die ‚schiefe Lage‘ mit Verbannung vom weimarischen Hofe, das Tuscheln der Kammerherren und des Adels — Und nun hier Rom, dieses Antlitz von Ewigkeit unter den Städtegesichtern der Erde — Rom, die Entsagung und Erlösung! Wie klein alles Menschliche vor diesem Antlitz, das kein Gestern und kein Morgen kennt! Wie nichtig alle Irrungen, Wirrungen des Herzens, wie ohnmächtig die irdischen Wünsche und Hoffnungen!

Die Fürstin betet. Ein Moment ist ihr vor die Seele getreten, da sie vor dem greisen Pio Nono gekniet und er mit dem Fischerring sie gesegnet hat. In seiner schönen, weichen Stimme war an jenem Tag ein überströmendes Feuer. Es brannte heiß in die Seele der Frau, deren Augen einen Herzschlag lang vor Inbrunst dunkelten.

Der Wagen steht in der Via del Babuino, die Glocke scheppert endlos, der Cameriere erscheint. Carolyne von Sayn-Wittgenstein durchschreitet rasch das Zimmer mit den Liszt-Büsten und den Passionskerzen; sie hält sich im Salon nicht auf, sondern geht sogleich nach dem Schlafzimmer. An allen Gliedern zitternd von Fieber und Erinnerung, sinkt sie nieder vor dem Kruzifix.

Morgen, wenn das unbarmherzige Gestirn über Rom glüht und alle Gassen und Plätze menschenleer sind, wenn draußen in der traurigen Ebene die Hirten taumeln und der große Pan schläft, dann wird sie wieder hinter verdunkelten Fenstern bei dem kleinen Lämpchen sitzen und schreiben bis Sonnenuntergang. ‚Les causes intérieures de la faiblesse extérieure de l'église.‘

Ja, morgen — falls nicht, ein Heft frischgeschriebener Noten unter der Soutane, Franz Liszt von Tivoli herüberkommt —.

* * *

Für den Freund ihres Lebens hatte sie immer Zeit. Ob ihre Wege auch auseinander gingen, ob sie auch seine menschlichen Schwächen erkannt hatte, er war ihr der Zauberer, der große Magus, geblieben. Die Fürstin war stolz darauf, wie die Spornerin seines Genius so auch die erste Empfängerin seiner musikalischen Aussaat und Frucht zu sein. Wer hätte wohl ihn verstanden wie sie, die die Löserin seiner Rätsel, die mütterliche Hüterin seines Wohlergehens, die entsagungsvolle Freundin seines Herzens, seine innigste Vertraute war? Wenn er auch zuweilen über ‚die römische Brille‘ der Fürstin schalt, wenn auch gelegentlich eine Dissonanz kam über einen Streitpunkt der Politik, über eine kirchliche Frage oder über das Thema ‚Schopenhauer‘, den die Polin haßte, während Liszt ihn wie einen Unheimlichen bewunderte — sobald der Meister sich vor den Flügel setzte, dann klangen die Seelen der Alternden doch immer wieder zusammen.

Es gab vielleicht gefährliche Momente. Wenn er ihr von Frauen erzählte — von anderen Frauen — dann konnte plötzlich das Slawenblut in der Fürstin aufsieden, und ihre Stimme hatte einen gereizten Klang. Aber immer war sie sogleich wieder entwaffnet durch die ahnungslose Kindergüte seiner Augen. Er, der die Frauen wie ein Spielzeug, wie reizende Kinder nahm, war am Ende selber ein Kind. Mußte sie, Carolyne, nicht die Hände über ihn halten, seinen Genius nicht behüten vor dem Versinken in Zerstreuung und Weltlichkeit?

In keiner andern Absicht als dieser hatte sie ja damals dahin gewirkt, daß Liszt das geistliche Gewand nahm. Wenn es nach der Fürstin Wunsch gegangen wäre, dann hätte der vormalige weimarische Dirigent, der 1865 in der Kapelle des Kardinals Hohenlohe zu diesem Zweck die drei ersten geistlichen Weihen empfing, die Leitung und Regenerierung der sixtinischen Musik übernommen. Aber Pio Nono, dem der Meister einmal im Pfarrhaus des Monte Mario vorspielte, hatte sich wohl leise befremdet gefühlt

von gewissen weltlichen und gar dämonischen Untertönen in dieser Kirchenmusik. Wenigstens war seit jenem Spiel Seine Heiligkeit nicht wieder auf die Ernennung Liszts zum päpstlichen Kapellmeister zurückgekommen.

Wie dem auch sein mochte, für Franz Liszt war durch die Fürstin in Rom eine andere Heimat gegründet worden. Er hatte im Vatikan gewohnt, und die Tür seines Zimmers hatte sich gerade gegenüber von Raffaels Loggien befunden, zwei Schritt nur von Michelangelos Sixtina. Vom Garten der Villa Mellini aus, der sich neben dem gastlichen Pfarrhaus von Monte Mario dehnt, hatte er den grandiosen Weitblick über Rom und die Campagna genossen. Und wenn er das flache Dach der Villa erstieg, dann war sein vom Notenschreiben ermüdetes Auge bis an die Küste geschweift und hatte sich über die optische Täuschung gewundert, daß der grünblaue Wasserstreifen am Horizont höher gelagert schien als die Landschaft, und daß ein braunes Segel, das etwa in dem Silberdunst aufzitterte, nicht kraft seiner Schwere sogleich niederglitt auf den Strand.

Franz Liszt war, wie seine pastoralen Klavierdichtungen, seine ‚Stürme', seine die Schönheiten der Schweiz und Italiens ausschöpfenden ‚années de pélérinage' bekunden, ein großer Naturbeobachter. Ja, man darf sagen, daß kaum ein anderer Meister der Töne sein Kunst so häufig und wirkungsvoll aus den Quellen der äußern Erscheinungswelt gespeist hat wie er. Aber er verlor sich — im Gegensatz zur Fürstin — nicht an den Zauber der Natur. Dazu war er zu unruhigen Blutes, zu rastlos von Haus aus, zu wenig ausdauernd in der Beschaulichkeit, zu sehr Gesellschaftsmensch. So hat es wohl Leute gegeben, die ihm den eigentlichen Natursinn überhaupt absprechen wollten. Er war im Grunde kein Freund der Einsamkeit, oder doch nur dann, wenn er tief in der schöpferischen Arbeit steckte. Dann konnte er sich ganz vergessen, beschäftigte sich in keiner Weise mit ‚Franz Liszt', war durchaus objektiv gerichtet im Sinne Goethescher Lebenskunst. Fühlte er sich aber frei, dann brauchte er Geselligkeit, äußere Anregung, Konversation. Auch das Wandern, das ‚Spazierengehen' als solches war diesem ewigen Wanderer fremd. Von den zahlreichen kostbaren Spazierstöcken, die ihm im Lauf der Jahre von Enthusiastinnen verehrt wurden, hat er niemals einen benutzt.

Auch dieses Rom, die ‚Niobe der Städte', liebte er eigentlich nicht, fühlte sich eher abgestoßen von der oft stilwidrigen Mischung aus antikem Ruinen- und Trümmerwerk und aus modernem Baugeschmack. Aber im Grunde fehlte ihm, dem Musiker, wohl der tiefere historische Sinn, der in der gelehrten Fürstin so überaus lebendig war.

Wenn Liszt in Rom weilte, dann war es, um der Freundin nahe zu sein, um sich auszuruhen von Musik und Menschen, um in Stille und Abgeschiedenheit zu arbeiten. Aber er verließ Rom immer wieder, das alte Wanderleben hörte nicht auf. Immer blieb das Mazepparoß gesattelt — gellte, nur gedämpfter, das heisere ‚Away! Away!' —, wirbelte der Tschardasch weiter, wenn auch gemäßigter als in einer jugendtollen ‚Un-

garischen Rhapsodie‘. Die Stationen im Norden: Weimar, Budapest, Bayreuth, die er auch im geistlichen Gewande immer wieder aufsuchte, bedeuteten für den alternden ‚Baccalaureus der Tonkunst‘ unablässig einen Rückfall in die Strapazen der Virtuosenzeit. Abgehetzt und blaß, gewissermaßen reumütig traf er dann jedesmal wieder in Rom ein und zog in der Via del Babuino drei Stock hoch an dem Bindfaden, den er so gut kannte. So blieb er, der die drei Bücher ‚Jahre der Pilgerfahrt‘ fürs Klavier gedichtet, lebenslang ein Pilgrim, wie Tannhäuser den verdorrten Stab nach Rom setzend, auf daß er dort grüne.

Später pflegte er Wohnung zu nehmen in Tivoli bei dem Kardinal Hohenlohe. Villa d'Este war, wie Carolyne sich ausdrückte, ‚eine Feerie — ein Traum — eine Vision von Italien‘. Dort hauste er mit einem Diener ganz allein in einem Seitenflügel und betrieb, wie es in einem Briefe heißt, ‚in stiller Einsamkeit eine fromme Lese- und Schreibkur‘. Wer ihn besuchen wollte, der zog auch hier eine endlos bimmelnde Schelle und fragte eine alte Frau, die herangeschlurft kam, nach dem ‚Signor Commendatore‘, nach dem Abbé Liszt. Eine schmale steinerne Treppe, eine geräumige Terrasse, ein Turmzimmer mit Ausblick auf die Campagna, über deren braunes Hügelgelände bewegliche Wolkenschatten huschten, daran angrenzend Eßzimmer, Musik- und Schlafkabinett — das war hier draußen Liszts Eremitage. Der Herr Abbé war ein bezaubernd liebenswürdiger Wirt, der sich je nach dem Gunstgrad, dessen sich der Besucher erfreute, auch wohl an den Flügel setzte oder zum Abendessen einlud. Adelheid von Schorn, die ihm gelegentlich Sekretärdienste leisten durfte, berichtet über einen Ausflug mit Bekannten nach Tivoli, wohin der Meister sie eingeladen hatte: ‚Er machte es mir gleich behaglich, denn er gab mir Briefe zu schreiben, die schon auf mich gewartet hatten. Dann ging er mit mir nach dem Hotel Regina, wo die Damen* abgestiegen waren. Wir mußten fast das ganze Dorf durchwandern, und ich sah ein originelles Bild nach dem andern. Schon auf dem öden Platz vor der Villa schienen einige Kinder nur das Erscheinen Liszts erwartet zu haben, um sich ihm anzuschließen; je weiter wir gingen, je größer wurde der Troß. Er verteilte Kupfermünzen, und die Leute stürzten aus den Häusern, um ihm die Hände und den Rock zu küssen. So war es jedesmal, wenn er ausging, aber das geschah allerdings selten. Die Klosterkirche liegt dicht neben der Villa; um die Messe jeden Morgen zu hören, brauchte er die Straße nicht zu betreten. . . . Wie ich mit ihm durch die engen Gassen schritt, die pittoresken italienischen Bilder an mir vorüberziehen lassend, da kam es mir vor, als wenn er nirgends so hingehöre als hierher. Die Bettelbande, die jeden andern geärgert hätte, amüsierte ihn. Er lachte mit den Leuten, zankte sie aus, wenn sie zu unverschämt wurden, und schenkte ihnen doch wieder. Er sah aus wie ein Patriarch, den alle verehren und von dem alle haben

* Frau und Fräulein von Bernstorff.

wollen. Unter großer Begleitung kamen wir also am Gasthof an. ... Wir standen oben an dem großen Wasserfall, wo die breite, silbergrüne, klare Wasserfläche ruhig fließend aus dem gemauerten Bogen kommt, um einige Schritte weiter mit Donnergebraus in die Tiefe zu stürzen. Daß fließendes Wasser einen nachziehenden Einfluß auf den Menschen hat, der lange hineinsieht, hat wohl schon jeder empfunden, aber so wie hier hatte ich es noch nie gefühlt. Ich sah, daß es Liszt gerade so ging. Er ergriff plötzlich meine Hand und sagte: „Kommen Sie fort von hier, das Wasser zieht uns sonst nach." — Den Abend brachten wir bei Liszt zu. Nach dem Essen spielte er: „Adagio" von Mendelssohn, dann eine Melodie, die in St. Peter mit Posaunen geblasen wird, wenn der Papst den Segen erteilt, „tu es Petrus" und „Pastorale" aus seinem „Christus" und „Isoldens Liebestod" . . .'

Ein andermal, da sich von Norden her Besuch angemeldet hat, sieht man den alternden Mann schon vor Tagesanbruch in einen Omnibus steigen und vier Stunden lang durch die schlafende Campagna fahren. Schauderhaft durchgerüttelt steht er in seinem verstaubten Abbé-Gewand zu Rom am Bahnhof und liest halblaut in einem kleinen Gebetbuch. Er sieht müde und blaß aus. Die Haare, deren braunes Gelock einst die schöne Gräfin d'Agoult spielend auf ihrer weißen Haut schimmern ließ, hängen greisenhaft, verwirrt und strähnig auf die Schultern. Liszt macht einen heimatlosen Eindruck. Seine Taschen sind vollgestopft mit Zeitungen und Büchern, auch lugt daraus hervor das Ende eines dicken Wachsstockes, bei dessen flackerndem Licht er heut nacht lesen wird.

Ja, heimatlos war er im tiefsten, dieser vom Leben angegraute, zerfurchte und verstürmte musicus et clericus vagans — oder, wie es in der gegensätzlichen Art des Künstlers liegt, heimatlos und doch auch heimatberechtigt überall. Unruhig, ein feiner Edelzigeuner bis zuletzt. Da ist er plötzlich des Traumlebens unter den Zypressen von Villa d'Este überdrüssig; es gelüstet ihn, wie der alte Adler von den Beutezügen der Jugend träumt, wieder einmal nach Beifall und klatschenden Händen. So spielt er öffentlich in Tivoli in irgendeiner Philharmonie, und die Fürstin Carolyne kann über das Ereignis nach Weimar berichten: ‚. . . Sie können sich denken, wie die ganze Stadt aus Entzückung in Ohnmacht fiel. Bürgermeister, Stadtfarben, alles war im Spiel . . .' Oder er muß wieder einmal elegantes Leben genießen. Dann diniert und soupiert er in Rom — viel zu oft, wie die Fürstin findet. Nicht ohne heimliche Eifersucht findet. Denn wenn er in der Stadt ist, der Herr Abbé, in Gesellschaft schöner, vornehmer römischer Damen — dann kann es nicht ausbleiben: ‚Il fait l'homme charmant.'

So natürlich immer auch in Weimar, wo er nach sechsjähriger Abwesenheit zum ersten Male wieder eingetroffen war und auf der ‚Altenburg' Quartier genommen hatte. Liszt im langen Abbé-Rock, Liszt als römischer Geistlicher — das war in der protestantischen Goethestadt keine kleine Sen-

sation gewesen! Die Bürger hatte das Ärgernis nur geprickelt, einige vom Adel aber waren geradezu chokiert gewesen und hatten sich mit der neuartigen Erscheinung erst ausgesöhnt, als der Meister — bei seiner Schlankheit in der schwarzen Soutane riesengroß erscheinend ‚wie ein Heros‘ — auf der Wartburg stand im herrlichen alten Landgrafensaal und, von Chören und Orchesterklängen umbraust, seine „Heilige Elisabeth‘ dirigierte.

Dann war eines Tages auf der ‚Altenburg‘ große Auktion. Die Wohnungen Liszts und der Fürstin wurden ausgeräumt, die Haushaltungsgegenstände verkauft. Kunstsachen aller Art, Papiere, Bücher und Noten, grüne Malachit-Trophäen aus Rußland, exotische Waffen und kostbare Tschibuks — Erinnerungen an die Virtuosenzeit, an den Verkehr mit ungarischen, türkischen und russischen Großen — lagen auf den Treppenfluren bunt durcheinandergestapelt. Es roch nach Vergang, nach Mäusen und Motten. Wenn beim Hantieren der Werkleute ein Gefäß oder ein Spiegel zerbrach, dann schien der Vorfall symbolisch und bedeutsam. Waren nicht Hoffnungen und Träume, die zwölf Jahre hindurch in diesen Räumen gewohnt, zerbrochen? Dann wurde es auf der ‚Altenburg‘ wieder einsam. Melancholie spann um Haus und Berg, der Herbstwind kam die ausgetretene Heerstraße daher und durchfegte das raschelnde Wäldchen.

Im Januar 1869 bezog Franz Liszt seine neue Wohnung am Ende der Marienstraße. Die Hofgärtnerei. Hier — im Angesicht der breiten Lindenallee — brachte er fortan jedes Jahr bis zu seinem Tode etliche Monate zu, die nicht der schöpferischen Arbeit, sondern dem geselligen Musizieren, der Konversation, dem Nichteinsamsein gewidmet waren. Hier sammelten sich — auf das Losungswort: ‚Der Meister ist da!‘ — sofort immer wieder Schüler und Freunde um ihn, den unentgeltlich unterrichtenden ‚Klavierlehrer‘, und in den bescheidenen, bald schon ziemlich verwohnten Räumen, deren Einrichtung, stilvoll einfach, weitab war von prunkhaftem Bourgeoisgeschmack, scholl es von Musik und Stimmen. Turgenjeffs, des Russen, markanter Dichterkopf tauchte unter den Zuhörern, Anton Rubinstein und Graf Géza Zichy, der einarmig, bloß mit einer Hand spielte, unter den Konzertierenden auf. Liszt schaltete wie ein Patriarch, allzeit gütig, Widersprüche lösend, helfend und schlichtend. Er konnte in Zorn geraten, wenn in seiner Gegenwart von einem zufällig Abwesenden unlieb gesprochen wurde. Adelheid von Schorn, die den alten Meister in vielen Fragen des Alltags betreute und zur Beruhigung der in Rom sich um Liszt sorgenden Fürstin gern seine ‚Vorsehung‘ machte, erzählt über Leben und Treiben in der Hofgärtnerei: ‚Für das musikalische Weimar war in diesen Zimmern ein Versammlungsort, wie er so eigenartig wohl noch nie dagewesen. Jeden Sonntag vormittag von 11 bis 1 Uhr war Matinée. Jeder Künstler rechnete es sich zur Ehre an, wenn Liszt ihn aufforderte, sich dabei hören zu lassen. Meist wurden neue Sachen aufgeführt, oft waren Fremde da, oder die besten Schüler durften spielen. Manchmal ließ der Meister sich selbst am Flügel nieder. Der Großherzog fehlte fast nie, und eine kleine Anzahl der intimsten Freunde

und Freundinnen Liszts waren das ständige Publikum — sonst sah man nur Künstler. Im Salon saß man während der Musik, im Eßzimmer standen meist die Herren. Liszt liebte es nicht, wenn die Damen im Salon sitzen blieben wie in einem Konzert; er selbst ging herum und hatte gern, wenn die Gesellschaft sich zwischen den Musikstücken erhob und unterhielt... Zweimal in der Woche kamen die Schüler von 4 bis 6 Uhr nachmittags zu ihm. Er ging auf und ab und ließ einige spielen, was sie gerade studiert hatten. Seine Bemerkungen konnten sich alle zu Herzen nehmen. Wenn er den Schüler vom Klavierstuhl wegschob und sich selbst hinsetzte — um zu zeigen, wie man es machen und nicht machen solle — dann drängte sich die ganze Schar um den Flügel, so nah sie nur konnten, um ja keinen Ton, kein Wort, keine Miene des geliebten Lehrers zu verlieren. Aber wie war dieser Lehrer auch mit den jungen Leuten! Für diese Güte gibt es gar keine Worte! Er gab ihnen die Stunden nicht nur umsonst, sondern öffnete seinen Beutel jedem, der bittend zu ihm kam — und das mag nicht selten gewesen sein! Mit Rat und Tat stand er ihnen bei — manchmal leider ohne Ansehen der Person. Er hat gute und schlechte Erfahrungen gemacht, aber bis zu seinem Tode hat er sich nicht abhalten lassen, zu sorgen und zu helfen . . .'

Es konnte nicht fehlen, daß auch Unwürdige sich um den Meister drängten. Solche, die ihm Handschuhe, seidene Taschentücher, ja auch Notizen und Manuskripte stahlen. Teile des ‚Heiligen Stanislaus' sind wahrscheinlich auf solche Weise verschwunden. Hans von Bülow, der von Cosima um Wagners willen getrennt war, aber in unbeirrbarer Verehrung an dem Lehrer und Schwiegervater hing, kam, um nach dem Rechten zu sehen, von Zeit zu Zeit nach Weimar und reinigte den Augiasstall der Hofgärtnerei. Da flogen jedesmal viele von den schillernden weiblichen Motten, die sich — zum Kummer aller ehrlichen Freunde des viel zu nachsichtigen und gutmütigen Meisters — im Hause eingenistet hatten, allerhand Flirt betrieben und mit dem Titel von Liszt-Schülerinnen prunkten, an die freie Luft hinaus. Aber kaum hatte der alte wackere Meisterschüler, der auch ein Ruheloser war und nach dem Zeugnis seines Schwiegervaters kein Talent zum Ehemann besaß, Weimar verlassen, da hockte auch schon wieder die buntfrisierte musikalische Talmigesellschaft zu Füßen des wehrlosen alten Mannes, in allen Sprachen kichernd über den glücklich abgereisten grimmigen ‚Cerberus der Hofgärtnerei'.

Kein Zweifel: die große Müdigkeit war da. Es war die Müdigkeit eines durch ein biblisches Alter hin von seinem Temperament, von Musik und Geselligkeit gehetzten Kunst- und Lebenspilgers. Rotwein, Kognak und schwarze Virginia-Zigarren mußten die vermorschte, von Haus aus zarte Konstitution über die mattesten Stunden forttäuschen. Whist und ‚Schwarzer Peter' wechselten mit Beethoven und Wagner ab — musikalisches Genie und Banalität wohnten in der Hofgärtnerei manchmal eng beisammen.

‚Aber der Abend ist herabgesunken; es zieht der Mond eine leuchtende

Furche auf der Welle, die leise wie der Glaube an göttliche Dinge in unserer zweifelnden, zögernden Seele erzittert.‘

So hatte vor vielen Jahrzehnten, im September 1837, der schwärmerische Jüngling geschrieben. Noch war das innere Feuer nicht tot. Noch konnte er der Fürstin gegenüber, die, wie sie betonte, ‚Kunstkritik vom katholischen Standpunkt aus‘ übte und den ‚Parsifal‘ Wagners als eine Persiflage des Glaubens verurteilte, sich lebhaft auf Bayreuths Seite stellen und wieder einmal über die ‚römische Brille‘ der Freundin schelten. Noch waren, wie ein englisches Blatt sich ausdrückte, seine letzten Reisen nach Paris und London wahre Triumphzüge unter ‚schneesturzartigem Beifall‘. Liszts höchster Ehrgeiz schien erfüllt: Nicht dem Virtuosen, sondern dem genialen Komponisten, nicht dem Augenblick, sondern der Ewigkeit galt diese letzte Begeisterung — das Finaleaufbrausen der ‚Lisztomanie‘, wie einst ein Spottwort Heines gelautet hatte. Aber nun erloschen die Lampen rasch — der Konzertsaal dieses überreichen Lebens verfinsterte sich. Alle Tscharbasch-Wirbel waren vorüber —

* * *

Und das ‚Confiteor Deo —‘?

In Albano, wo sich die Diözesankirche des Kardinals Hohenlohe befand, war Franz Liszt einst mit dem lila Mantel eines Titularkanonikus bekleidet worden. Aber dieses prunkhafte Symbol einer geistlichen Standeserhöhung verschwand so plötzlich, wie es aufgetaucht war. Niemand von des Meisters Freunden hat nachher wieder den lila Mantel zu Gesicht bekommen.

Schon manches Jahr vorher aber — 1858 — hatte der ungarische Musikant sich unter dem Spott der Welt, besonders gewisser französischer Journale, zu Budapest in den Orden der Franziskaner, den sogenannten ‚Dritten Orden‘, aufnehmen lassen. Seitdem hatte er schriftlich wie mündlich immer wieder den Wunsch geäußert, einstmals nach seinem Tode in einem Mönchsgewand eingesargt zu werden und, ohne Geleite, Musik und Leichenpomp, ein dunkles Plätzchen zu erhalten in der Gruft jener Franziskaner.

In einem 1860 aus Weimar datierten Briefe, der sich als Nachtrag zu Liszts Testament in den hinterlassenen Papieren seiner Universalerbin, der Fürstin Carolyne, vorgefunden hat, lautet eine Stelle:*

‚Ich schreibe dieses nieder am 14. September, am Tage, wo die Kirche das Fest der Kreuzeserhöhung feiert ... Ja, „Jesus Christus am Kreuze“, das sehnsuchtsvolle Verlangen nach dem Kreuze und die Erhöhung des Kreuzes: das war immer mein wahrer, innerer Beruf; ich habe ihn im tiefsten Herzen empfunden seit meinem siebzehnten Jahr, wo ich mit Tränen und demütig bat, man sollte mir erlauben, in das Pariser Seminar ein-

* Vgl. August Göllerich: ‚Liszt‘. Zweiter Teil.

zutreten; damals hoffte ich, es würde mir vergönnt sein, das Leben der Heiligen zu leben und vielleicht selbst den Tod der Märtyrer zu sterben. — So ist es leider nicht gekommen — aber doch nie ist mir — ungeachtet der Vergehen und Verirrungen, die ich begangen habe und wegen deren ich eine aufrichtige Reue und Zerknirschung empfinde — das göttliche Licht des Kreuzes ganz entzogen worden. Manchmal sogar hat der Glanz dieses göttlichen Lichtes meine ganze Seele überflutet. — Ich danke Gott dafür und werde sterben, die Seele an das Kreuz, unsere Erlösung, unsere höchste Seligkeit geheftet ...'

Ein halbes Jahr, nachdem der todmüde ‚Baccalaureus der Tonkunst' in Bayreuth die Augen geschlossen, ging jenseits der Berge in der Via del Babuino auch die Fürstin Carolyne zur Ruhe ein. Sie hatte ihr Werk — das vierundzwanzigbändige — soeben noch beenden können.

* * *

Oben am Wäldchen, dicht neben der ‚Altenburg', da sprang ehedem aus vermorschtem Mauerwerk ein kühler Quell. Dort lagen, wenn der Sommer brannte und die Grillen zirpten, wir Knaben und kleinen Ministranten manchmal stundenlang im Rasen und starrten immerfort auf das sprudelnde Wasser hin. Starrten, bis daß plötzlich, von der Welle getragen, ein kleines, eidechsenartiges Tier, ein Salamander, schlängelnd mit herausglitt. Dann freuten wir uns und bargen die Beute behutsam im Taschentuch.

Manchmal war es ein schöngeflammter Molch, den wir als Feuersalamander bezeichneten und dessen gewölbter Bauch wie ein kleiner Abendhimmel prächtig glühte. Das Tierlein deuchte uns geheimnisvoll, weil es feucht auf der Hand war und kühl und doch zur Flamme irgendwelche Beziehung hatte. Der Glaube war uns vielleicht nicht fremd, daß der Salamander dem Feuer trotze, daß sengende Vernichtung ihm nichts anhabe.

Nun sind Jahre und Jahrzehnte dahingegangen, das Antlitz der Erde hat sich verwandelt. Franz Liszt, Spiridon Knesevits, der lange, blasse Kaplan und alle sind tot. Der eine und andre wohl auch von uns kleinen Ministranten aus jenen Tagen. In der Marienstraße wird nicht mehr Messe zelebriert. Aber in der schmalen, gänzlich toten Gasse hinter dem ehemaligen Betsaal rauscht der verwitterte Steinbrunnen, an dem wir vor Zeiten die Meßkännchen füllten, noch immer. Hergewehte Eschenblätter schwimmen zuweilen darin, Tauben gurren, und über den kleinen, grasbewachsenen Hof — man sieht dort zwischen Holzspeichern noch Reste der ehemaligen Kirchenfenster — glaubt, wer lange hinhorcht, ein leises, tiefes Gemurmel zu vernehmen. ‚Mea culpa — maxima culpa —.' Es ist ganz so, als ob der lange, blasse Kaplan und unser alter Freund Franz Liszt dort hinter den Fenstern noch immer beteten: ‚Confiteor Deo omnipotenti —'

Gedichte / Von Ruth Schaumann

Das Sonett um St. Joseph

Da er ein Knabe war, besaß er nichts
Denn Hände, die nach armen Blumen langten,
Und Augen, die mit müden Eseln bangten,
Im Felde seines mageren Gesichts.

Nach Worten eines dürftigen Berichts
Geschah es aber, als er lange krankte,
Daß eine Hecke in die Kammer rankte,
Gebeugt vom Rot des blühenden Gewichts.

Und daß die Wölbung singend sich erkor
Ein Vogelpaar und in den Rosen baute —
Dem schnitt er zu von seinem braunen Haar. —

Und Gott erkannte ihn und sah ihn vor,
Daß er nur ihm das Kleinod anvertraute,
Das Rose, Nest und Lied in einem war.

Marienbild

Fuhrmann, laß uns beim Rade aufsitzen!
Die Steine haben so scharfe Spitzen —
Das Knäblein ist müde
Und deine Rüde
Leckt zu ihm auf.
Manchesmal scheint durch den reifenden Hopfen
Ein gelber Tropfen,
Des Dorfturms Knauf.

Fuhrmann, wir danken dir deine Güte!
Nimm doch die Blüte
An deine Haube!
Siehe, wir fanden sie noch im Laube —
Nun wird der Weg so steil —
Laß deinem Pferd das Seil,
Daß es nicht schnaube. —

Da sie nun saß auf dem hölzernen Wagen
In ihren tiefroten Mantel geschlagen
Als Gottes Glaube,
Dachte der Mann seiner Herden und Schuren,
Und durch den herbstlichen Wald, da sie fuhren,
Sang eine Taube.

Lied

Wollest mich Dir legen
In die andre Hand,
Wie zu langem Regen
Ein gehügelt Land.

Gib mich aus der rechten
In die linke nur,
Wie der Hirt den Knechten
Läßt sein Schaf zur Schur.

Wie die volle Schale
Mehrstes Naß verschwenkt,
Daß in wunde Male
Es ein Bettler senkt. —

Denn in jedem Leben
Bleibe ich doch Dein —
Und ich will vergeben
Ohne Lohnung sein.

Das Ständchen

Flötet, flötet mich zum Schlafe
Fort von meiner Hände Werk —
Sanfte Schafe, Mutterschafe,
Ziehn auf meiner Seele Berg;
Flötet, flötet Ernst und Süße —
Flötet mich vor Gottes Füße.

Abendrot und Mondenschale
Gleiten klar an sich vorbei,
Aus des Himmels Felsentale
Glimmt ein Stern und glimmen zwei —
Flötet, flötet alle Güte
Aus der Knospe hin zur Blüte.

Weiden duften aus dem Dämmern,
Eine ferne Wildnis rauscht.
Meines Herzens armes Hämmern
Sich in großes Atmen tauscht.
Flötet, flötet — Gottes Wille
Senkt mein Leben in die Stille.

Zur Nacht

Du bist das Nest im Abend,
Darein mein Haupt sich birgt,
Darin mein Sein vergrabend
Nichts will und nichts mehr wirkt,
Du deckst wie Duft der Kerzen,
Davon die Flamme wich,
Dein Leid und Deine Schmerzen,
Wie Flügel über mich.

Die Amsel singt vom Schlafe
Zum Traum die junge Brut,
Im Schweigen seiner Schafe
Der Hund des Hirten ruht —
Ich falte noch die Hände,
Dann wird die Erde stumm
Und bebe noch — als stände
Dein Heer um uns herum.

Bringst Du auch andre Seelen
So sanft wie mich zur Ruh?
Deckst Du auch andrer Fehlen
So sehr wie meines zu?
– Du hast mich, Dir im Arme,
An Deine Brust gesellt –
Erbarme, ach erbarme
Dein Herz der ganzen Welt!

Der Hüter

Hüter, ist die Nacht bald hin?
Durch die Bäume blitzen Sterne
Und des Wasserlaufs Gerinn
Pocht verzagt an Felsenkerne.
Weil ich doch so elend bin —
Hüter, ist die Nacht bald hin?

Nimm mein Haupt auf deine Knie,
Das wie schwere Tulpe schwanket.
Hörst du, wie das Käuzchen schrie
Und für blutge Nahrung danket?

Alles hat so argen Sinn —
Hüter, ist die Nacht bald hin?

Du bist still, und ich bin bang,
Von den Höfen kommt kein Krähen,
Keines Schnitters früher Gang
Kommt das Erntefeld zu mähen,
Nur das Dunkel haucht darin —
Hüter, ist die Nacht bald hin?

Hüter, ist der Tag noch weit?
Finster sind der Tanne Strähnen
Und die Säume deinem Kleid
Naß vom Tau und meinen Tränen.
Doch mein Leben ist bereit —
Hüter, ist der Tag noch weit?

Ergebung

So müde ist mein Wesen,
Als wie die Wiese steht
Im Blühen auserlesen,
Bevor die Sichel geht;
Bevor die Abendfarbe
Den Tau hernieder träuft,
Bevor des Mondes Garbe
Sich auf die Wasser häuft.

So müde ist mein Wille,
Mein Wünschen ist so matt,
Wie eine kranke Grille
Entschläft auf welkem Blatt,
Wie eine süße Birne
Ihr Reiftum satt gemacht,
Wie eine Kinderstirne,
Die sich gar irr gedacht.

So müde und doch staunend
Bin ich allein in mir —
Da kommt ein Hauch gar raunend
Und spricht so tief von Dir,
Und birgt sich in die Fülle,
Die mich zum Rande speist —

Wann ist es, daß die Hülle,
Die ärmlichste, zerreißt?

O Gott, laß mich nie meinen . . .

O Gott, laß mich nie meinen, ich wäre gut —
Es würde sein, wie wenn mir jedes Ziel genommen wäre,
Es wäre wie das Ende einer süßen Märe,
Darin mein Kinderherz voll Schmerz geruht,
Es würde sein wie eine Flut,
Die keine Quelle mehr zur See gebäre —
O Gott, sei übergnädig und gewähre,
Daß ich nie meinen soll, ich wäre gut.

Du hörst mich, Herre, Du bist nicht ergrimmt —
Denn da ich gestern ging im Dufte innigster Vollkommenheiten,
Hast Du mich angerührt und meinem Schreiten
Den Stein im Hof, den härtesten, bestimmt.
Nun trage ich die Hände beide wund und schwach
Und kann nichts anderes an diesem Tag beginnen,
Als durch die Chöre alles Lebens rinnen,
Wie durch die Wiesen ein verkürzter Bach.

O Herr, erhalte mich in Zweifeln und in Qual —
So köstlich ist der Birnbaum, der am Abend,
Sich aus des Regentags Betrübnis grabend,
Nocheinmal schimmert vor der Sonne Tal.
So köstlich ist mein kleines weißes Boot,
Wirft es sich in die Bucht aus scharfem Meere —
O Gott, daß ich Dich immer mehr begehre
Wie der Verhungernde sein Brot,
Gib mir für jede Freude eine Not,
Gib mir für jeden Abend einen Tod,
Und sei Du selber meiner Tiefe Lot —
Wenn ich mich stumm zu Dir hinüber wehre.

Ruth Schaumann: Plastik und Dichtung
Von Friedrich Fuchs

Theodor Georgii, der christliche Erbe Hildebrandschen Kunstschaffens, setzte einmal der ‚christlichen' Kunst das Ziel, Kunst schlechthin zu sein. Göttliche Bestimmung weist dem Menschen einen ähnlichen Weg. Wird Gnade gleichsam zur Natur, kommt der Heilige. Nur mühevolles Ringen läßt hier wie dort in die Vollendung eingehen. Aber wie begnadete Menschenkinder geboren werden — noch brauchen es deswegen keine Heiligen zu sein —, so geschieht es zuweilen, daß eine christliche Kunst von Gnaden gleich als Kunst schlechthin — es muß nicht gleich die große Kunst sein — ans Licht tritt. Die Kunst der jungen Plastikerin Ruth Schaumann hat nicht die Erwachsenen-, sie hat die Kindertaufe empfangen, sie ist vielmehr christlich geboren. Die moderne religiöse Kunst ist eine bekehrte Kunst. Trifft die Konversion, wenn sie überhaupt echt ist, starke Naturen, so verwinden sie den Substanzraub, den ihre Natur unter dem jähen Einbruch der zehrenden Übernatur zunächst erlitten, und erfahren schließlich doch die von den Theologen statuierte Vervollkommnung der Natur durch die Gnade.

Und doch bleibt es ein Verhängnis für die religiöse Kunst, daß in der Moderne bis in unsere Tage hinein die Kunst (als Gesamterscheinung genommen) und die Welt des christlichen Glaubens voneinander geschieden sind, daß die Kunst zum Glauben nur willensmäßig hinüberzukommen vermag, daß andererseits der Glaube nur von außen und nachträglich an die Kunst herangebracht werden kann. So ist notwendigerweise die christliche Kunst reflektiert, absichtsvoll, gewollt, Kunst guter Gesinnung, guten Willens. Der Glaube ist aus einem eigenen Keim entsprossen, die Kunst aus einem eigenen: die Ausgewachsenen aber sollen eins werden! Statt daß die Kunst, vom Glauben befruchtet, christlich empfangen wird! So aber war es in den Tagen christlicher Kunstvergangenheit. Sie muß denn auch das Modell, wehe Modell, abgeben für die künstliche Verchristlichung der Kunst von heute. Ein genuin-christlicher Künstler — mag er groß oder klein sein, das ist eine zweite Frage — ist daher in unserer Zeit eine Gnade, die einen freudig danken läßt.

Die Kunst Ruth Schaumanns ist aber solch genuin-christliche Kunst. Nicht von außen an sie herangeholt sind die christlichen Vorstellungen, nicht ist hier das Religiöse braver Wille und fromme Gesinnung, ruhend auf einem allzu schwächlichen natürlichen Substrat, noch krampfhaftes Bemühen einer im Grunde gottfernen Kunst um christliche Gebärde. Noch weniger bemächtigt sie sich, nach Art mancher Renaissancekünstler, aber auch gewisser Moderner, christlicher Motive, um sie zu verweltlichen. Ihre Madonna ist gewiß die Mutter mit dem Kinde, aber sie ist darüber hinaus mehr. Das Christliche ist bei Ruth Schaumann nicht Sache des Motivs, des Stoffs; ihre Kinderfiguren sind so gut fromm wie

ihre Engelsgestalten. Das Grabrelief, das ein schlummerndes Kind im Kreise flötenblasender Gespielen zeigt, ist fromm, ja bei seiner antik-hellenisch anmutenden Haltung christlich, ohne daß ein christliches Symbol verwendet wäre. Das Christliche ist die Muttersprache ihrer Kunst.

Was Martin Deutinger vom Wesen der Poesie sagt, gilt von dieser Plastik: sie ist das Hervorbrechen und Offenbarwerden des unerschöpflichen, verborgenen Lebens der Ewigkeit in den Formen und Bildern des sichtbaren, gegenwärtigen Lebens. Wer so schafft und formt, fühlt sich nur als Instrument in der Künstlerhand eines Höheren. So tragen denn diese Gestalten, ‚Die Seele‘, ‚Die Schläferin‘, Kinder und Heilige, nicht das Zeichen des Prometheus auf der reinen Stirne, sind nicht

Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich!

Nicht der trotzige Bildner Prometheus ist der Schutzherr dieser Kunst, vielmehr die ‚Weisheit‘, die beim Herrn, da er die Welt schuf, war, alles ordnend, und sich freute an jedem Tag, spielend vor ihm alle Zeit, spielend auf dem Erdkreis, und deren Wonne es ist, zu sein bei den Menschenkindern. Die ‚Weisheit‘, am liebsten in schlichter Verborgenheit als der Jesusknabe der Legende, der aus Ton Vögel formt und kindlicher Freude voll in die Hände klatscht, daß sie auffliegen.

Solch spielendem Bilden und Formen ist der Töpferton das gegebene Element. Unmittelbar unter den Händen der Künstlerin wachsen die Gebilde pflanzenhaft aus dem Lehm. Der Weg von der Inspiration zum Schaffen kann nicht kurz genug, das Verhältnis zum Stoff nicht innig genug sein. An einem Stück, das in der Urform gleich gebrannt wird, muß solche Kunst besondere Genugtuung haben. Die männliche Art des Bildhauers, der dem Stein die Gestalt abtrotzt und hart auf hart ihm seinen Willen aufzwingt, liegt diesem Mädchen, das ein zu feines Gefühl seiner selbst hat, um auch nur einen Schritt über seine Kraft hinaus zu tun, ferne. Ihr Schaffen vollzieht sich in Hingebung. Wenn sie schon, statt mit der lebenswarmen Hand zu formen, nach dem kalten Medium des Meißels greift, so ist es die Holzskulptur, die sie erwählt. Holz, bildsamer als Stein, schafft geringere Distanz zum inspirierten Künstler als Stein. Ein holzgeschnitzter kleiner Altar der Künstlerin, im Hochrelief die Madonna mit dem Kinde zwischen Ochs und Esel darstellend, war auf der Münchener Gewerbeschau 1922 zu sehen. Mit den einfachsten Mitteln ist da im Spiel von Licht und Schatten dem warmen Lindenholz ein Leben entlockt, das auf den Beschauer ausströmt und ihn sanft in die weihnachtliche Andachtsstille des Bildes zieht.

Aber Terrakotta bleibt doch die spontane Ausdrucksform dieser Begabung. Die Glasur der Majolika kann die plastische Wirkung noch erhöhen durch Farbe und Licht zu oft metallischem Glanz. Doch sie kann auch

die Zartheit der Formen verwischen. Die jungfräuliche irdene Form, die nur durch ihre natürliche herbe Schönheit wirkt und allen einschmeichelnden Glanz malerischer Effekte verschmäht, mag den Vorzug vor der Majolika verdienen.

Nach der technischen Seite hat Ruth Schaumann viel ihrem Lehrer Joseph Wackerle zu verdanken. Die Natur hat sie mit klarem Auge studiert. Aktblätter von erstaunlicher Sicherheit zeugen davon. Formverwandtschaft mit der gotischen Plastik tritt da und dort in die Erscheinung. Die ‚Törichte‘ dürfte unter dem Bogen eines gotischen Domportals neben ihren mittelalterlichen Schwestern mit Ehren bestehen. Der Kopf St. Mechtilds, deren Antlitz man es glauben mag, daß es das fließende Licht der Gottheit geschaut hat, könnte auch aus einer gotischen Pfeilerwand auftauchen. Der Herr mit dem Liebesjünger an seiner Brust mag von gotischen Vorbildern angeregt sein. Doch Goethe behält recht. Was nützt Natur und das Gebildete der Kunst rings um dich her,

Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Diese liebevolle Schöpfungskraft ist Ruth Schaumann gegeben, und sie strömt beseelend über bis auf das Kleinste, das die Bildnerin ergreift, ohne je den Drang zum großen Werke zu verlieren. Wie die Kirche mit ihrer Liturgie auch das Geringste verklärt und mit ihren Segnungen bis zum schlichtesten Gebrauchsgegenstand, einem Brunnen, einem Tisch, einem Kranz oder Gewand herabsteigt und, wenn sie an alles einzelne, was da ihre Segnung weitertragen könnte, gedacht hat, noch die rei cuiuscumque benedictio bereit hält, in der sie zum Schöpfer fleht, cuius verbo sanctificantur omnia, so zieht auch die Kunst verklärend selbst das Kleinste in den Kreis ihres Kosmos.

Wenn Ruth Schaumann einen Weihwasserkessel formt, so bleibt es immer Kunst, wird nie Kunstgewerbe. So willig ihre Kunst jeweils dem von außen gekommenen Berufe dient, so baut sie doch auch dem bescheidensten Gebilde eine Seele ein, die ihren Eigenwert hat auch außerhalb des Zweckgedankens. So gewiß nun diese kleinen Terrakottafiguren und Gruppen, die den Stolz der Basten'schen Keramik-Werkstatt in München ausmachen, wie die entzückenden ‚Traubenkerle‘ oder die ‚Tröstung‘ und die Masken wie das ‚Peterle‘ oder die ‚Eitelkeit‘ mit ihrer stupenden Ausdruckskraft oder der ‚David‘ und auch die Krippenfiguren in Majolika und Holz mit beseelender Liebe geschaffen sind, so hat diese Liebe hier doch eine Not zur Tugend umgeschaffen. Die Kostspieligkeit des Materials, des Ausformens und Brennens legt dem aufs große gehenden Kunstwillen Beschränkung auf. Wohl ist das Idyll die natürliche Landschaft der jungen Künstlerin, Reliefs wie die Madonna im Hag, die Lattichmadonna oder Gruppen (von harmonischer Geschlossenheit) wie die ‚Sommerwiege‘ und die ‚Schafmusik‘ sind Idylle,

freilich heilige Idylle, Sinnbilder seligen Friedens und überirdischen Heimwehs. Aber aus der Ebene dieser idyllischen Landschaft bahnt sich die Künstlerin Anstiege empor zu einer großen Kunst, wo das Göttliche sich nicht mehr klein und freundlich macht, wo es in Majestät aus seiner Verborgenheit hervortritt.

Das jüngste Werk Ruth Schaumanns, das Relief ‚Die königliche gute Nacht‘, die Madonna im Schmuck der Sternenkrone mit dem göttlichen Kinde, ist ein solches Atemholen auf der Höhe. Trägt auch die kleinste Terrakotte das Siegel ihrer Eigenart, so ist sie hier ganz sie selber und doch wieder nur williges Organ. Das nächtliche gestirnte Himmelsgewölbe — im eigenwillig geformten, fast geschweiften Stück Ton spiegelt es sich ab. Um mit den Mitteln der Sprache eine Vorstellung von dieser Plastik zu geben, muß man des Novalis Hymnen an die Nacht zitieren, da, wo sie ansteigend zum Schluß sich zur Madonna erheben.

Die Sehnsucht der Künstlerin zielt ins Große. Eine ganze Kapelle, wie sie die holländischen Benediktiner von Vaals ihr angeboten hatten, ein Auftrag, der wegen der Schwierigkeiten des Auslandsverkehrs nicht zur Ausführung kam, könnte ihrem ersten Schaffensdrang genügen. Um Kultbilder zu schaffen — es sei nur an ihre „Immaculata‘ erinnert — dazu hat sie sowohl die Frömmigkeit als auch, weil es mit dieser, die im Lyrischen stecken bleiben kann, noch nicht getan ist, die Fähigkeit zu objektiver, überindividueller Gestaltung.

Das Verhältnis zwischen Auftrag und Inspiration, das bei Ruth Schaumann obwaltet, zeigt diese Fähigkeit im schönsten Lichte. Für die ‚Münchner Familienhilfe‘ sollte sie einen hl. Joseph im Relief schaffen, nicht die übliche heilige Familie, in der die Madonna die Gruppe beherrscht, vielmehr den Pflegevater als ‚Familiarum columen‘, als Stütze, an die sich Mutter und Kind anlehnen. Und in der Tat hat es die Künstlerin verstanden, den Joseph als sorgenvollen Beschützer die Gruppe so beherrschen zu lassen, daß er doch Joseph, der demütig dienende, blieb. Ein Auftrag für ein Grabrelief sah vor: die Verstorbene, ihre drei Kinder, die ewige Seligkeit, einen Apfelbaum und — einen Krankenstuhl. Und doch hat gerade dieser Krankenstuhl die Inspiration aufs glücklichste gelenkt. Der Stuhl wie eine antike Kline — wie das Ganze eine aus der Taufe gehobene antike Grabstelle ist — läßt die Gestalt der Mutter (der idealisierten) in der Haltung einer Ruhenden darstellen, deren harmonischer Linienfluß ewige Ruhe — requiem aeternam ausströmt. Oder ‚Die Seele‘! Der Auftrag lautete ursprünglich ‚Psyche‘. Mit einer Psyche — es schwangen wohl für sie fremde Assoziationen mit — konnte die Künstlerin nichts anfangen, sie formte sie um in eine ‚Seele‘: eine sinnende Mädchengestalt, auf einen Hügel hingesunken. Als in einem solchen Fall der Auftraggeber nicht einmal für die Selbstkosten der Künstlerin aufkommen wollte und man ihr zuredete, das Stück doch nicht herauszugeben, rief sie in komischer Verzweiflung aus: Aber er hat mir doch die Idee gegeben!

Hier ist wieder das gesunde, fruchtbare Verhältnis zwischen Auftraggeber und schaffendem Künstler hergestellt, wie es in allen großen Kunstepochen bestanden hat. Der echte Künstler ist kein Monomane, er steht in lebensvollem Kontakt mit seiner Umwelt, ist geöffnet ihren Anregungen, nimmt sie in sich auf, reinigt, verklärt sie, setzt sie um in eigenes Fleisch und Blut. Denn so willig Ruth Schaumann jeden Auftrag mit allen seinen gegenständlichen Forderungen auf sich nimmt, ihre unverwischbare Eigenart drückt sie — fast möchte man sagen mit Kindertrotz — ihm unfehlbar auf. Der echte Künstler hat seine unnachahmliche Signatur, aber weil er ein allseitiger, reicher Mensch ist, kann er mit allem, was ihm zugetragen wird, eine Verbindung eingehen, kann er die unvollkommenen Vorstellungen der Umwelt zur Klarheit erlösen. Er ist demütig; indem er anderen dient, findet er sich selbst.

Es ist nicht leicht, die Eigenart der Schaumannschen Kunst zu umschreiben. Ein Zug in ihr sei angedeutet: eine Kindlichkeit, die sehr wohl reif ist, die jugendfrische Lebenskraft mit christlicher Melancholie und Leidensfähigkeit verbindet und deren Geheimnis endlich christlicher Glaube heißt. Die Moderne kehrt zum Primitiven zurück aus rechter Einsicht in ihren greisenhaften Zustand, aber in Verkennung des Weges. ‚Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .‘ Das Werden! Hier tut's nicht Technik, nicht Manier, sondern Gnade allein. Die krampfhaften Verjüngungsversuche der Moderne stellen erst recht ihre Senilität zur Schau; sie affektiert Kindlichkeit. Ihr Primitivismus ist nichts als ‚Romantik‘. Bei Ruth Schaumann quillt die primitive Form, die sich mit den Kunstversuchen des Kindes oder des primitiven Menschen darin begegnet, daß sie, statt naturalistischer Abklatsch zu sein, das Wesen eines Dinges widergibt, aus dem jugendfrischen Born einer Kindlichkeit, die nicht erworben, die ihr geblieben, besser noch gereift ist als freies Geschenk der Gnade. Der innige Zusammenhang zwischen Kindlichkeit und Christenglaube wird hier am Kunstwerk offenbar. All diese großen und kleinen Gebilde sind Weihegeschenke an den Gott, ‚der meine Jugend fröhlich macht‘ — qui laetificat juventutem meam. Der betende Mensch, dessen Finger sich noch falten, dessen Knie sich noch beugen können, — seine Sehnen sind noch jugendfrisch; ihm widerfährt dauernd das Mysterium der regeneratio. Der Betende hat Vertrauen, er ist spontan, unmittelbar, geöffnet, gelöst, er hat das Gefühl des Heimischseins in der Welt, vermischt mit dem Gefühl des Staunens und geheimnisvollen Erschauerns. Er ist Kind. In ihrer Kindlichkeit ist die Kunst Ruth Schaumanns Zeugnis einer neuen Generation, die sich freudig in ihr erkennt, eine Generation, der man die Liturgie als heilig-ernstes Spiel verkünden konnte, die dem Zwang des Zweckgedankens sich entwand und wieder nach dem Sinn statt nach dem Zweck zu fragen begann, eine Generation, die jung ist in ihrem Verhältnis zur Natur und zum brüderlichen Mitmenschen.

Der Primitivismus der Ruth Schaumann, soweit er nicht bedingt ist durch einen begründeten Verzicht auf alle nicht plastischen, also z. B. ma-

lerischen Werte und auf eine formale Schönheit, welche deutsche Kunst im Vergleich zur ungebrochenen Kraft des Ausdrucks von jeher gering anschlug, ist nichts künstlich Zurückgeschraubtes, so wenig wie Jugend und Frühling. Er hat die Anmut des nicht Aufgeblühten. Der Erweis seiner Echtheit ist seine mit der Natur wetteifernde Fruchtbarkeit. Die Künstlerin schöpft aus einer nie versiegenden Quelle von Einfällen. Primitivität und Reichtum der Inspiration paaren sich aufs glücklichste.

* * *

Von dieser Plastikerin läßt sich schwer sagen, ob ihre primäre Begabung überhaupt eine plastische und nicht vielmehr eine poetische ist. Ruth Schaumann dichtet nicht wie manche andere bildenden Künstler, die, zumal in Epochen universaler und harmonischer Kultur, als Dilettanten im besten Sinn persönlichen Bekenntnissen ein poetisches Gewand überwarfen oder ihr Werk mit epigrammatischen Randnotizen spielerisch umrankten: sie ist als eine Dichterin so gut wie als eine Plastikerin anzusprechen. Der eine wie der andere Quell steigt gleich stark in ihr. Der dichterische trat lange vor dem plastischen zutage. Die Ungunst der Zeit trifft die Schuld, wenn nur die 1917/18 entstandenen frühen Gedichte der Achtzehnjährigen durch den Druck der Öffentlichkeit zugänglich gemacht sind. Unter dem Titel ‚Die Kathedrale‘ zusammengefaßt, sind sie im Kurt Wolff-Verlag im Jahre 1920 erschienen. Einzelnes Spätere hat Alois Wurm, der Künstlerin von Anfang an in ihrem Schaffen ein treuer und verständiger Mentor, in seiner Zeitschrift ‚Die Seele‘ veröffentlicht.

Wohl steht hinter der Dichtung Ruth Schaumanns dieselbe Persönlichkeit, die wir schon aus ihrer Plastik kennen lernten. Wohl gilt das Deutingersche Wort, mit dem wir oben ihre Bildkunst kennzeichneten, nicht minder treffend für ihr dichterisches Werk; aber irrig wäre es, anzunehmen, die Künstlerin bringe nur mit verschiedenen Mitteln da wie dort dasselbe zum Ausdruck. Dem widerstritte schon die Natur der beiden Künste. Wenn sich ihr Anteil an den beiden schwesterlichen Musen mit Hilfe von Kategorien scheiden läßt, so wird, was in ihrem künstlerischen Wesen auf das Objektive hin angelegt ist, der statischen Plastik, das Subjektive ihrer wesentlich lyrischen Dichtung und deren Dynamik entsprechen. Aber auch in den biblischen Stücken, die doch einen deutlichen Zug zum Objektiven aufweisen, ist trotz gewisser ganz plastisch gesehener Einzelheiten (nur ein Beispiel:

Zur atemlosen Einsamkeit des Hügels
Hat sich der Meister zagend aufgetrauert)

die Abgrenzung gegen die Plastik hin scharf gezogen. Man halte nur das Josephsrelief und das Sonett auf St. Joseph nebeneinander: dort ein Gesamteindruck, hier wohl dasselbe Josephsbild, aber erst aus Einzelzügen und aus der Abfolge eines Vorganges sich ergebend. Es liegt in der Natur des poetischen Ausdrucksmittels, der Sprache, daß sie, selbst an der Grenze des Stoffes, viel ausdrucksfähiger ist als die Materie der Plastik. Wie es

allerdings auch leichter zu Exzessen, ja zum Unsinn mißbraucht werden kann als Stein oder Ton, an dem jede künstlerische Hochstapelei schon durch das technische Ungenügen rasch sich entlarvt, so hat andererseits das Wort als die unmittelbarste und leibhafte Form des Gedankens und Gefühls vor der Plastik ungeahnte Ausdrucksmöglichkeiten voraus, zumal für eine Natur, die, wie unsere Dichterin, ganz der Inspiration hingegeben ist. Auf der kurzen Spanne Wegs von der Inspiration zum Worte werden weniger Tropfen kostbaren Nasses verschüttet als auf der längeren Strecke, die zur plastischen Form führt.

Wie das Glas für das Licht zugänglicher ist als andere erdhafte Stoffe, in ähnlicher Weise muß man sich nach einem Worte Deutingers die Seele des Dichters für die Ahnung eines höheren Lebens und für das diesem Leben entsprechende Wort zugänglicher und durchsichtiger denken als die Seelen anderer Menschen. Diese natürliche Durchsichtigkeit ist der Fall der Ruth Schaumann. Deutinger weist auf die inneren Zusammenhänge hin, die zwischen dem dichterischen und dem prophetischen Sinn bestehen. Nicht anders sieht Novalis den Sinn für Poesie in naher Verwandtschaft mit dem religiösen, dem Sehersinn. ‚Der Dichter ordnet, vereinigt, wählt, erfindet — und es ist ihm selbst unbegreiflich, warum gerade so und nicht anders.' ‚Die Sprache ist Delphi.' Wer die Gedichte ‚Die Kathedrale' zum ersten Male in die Hand nimmt, mag zunächst von der Dunkelheit der Sprache geschreckt werden. Es gibt eine echte Dunkelheit dichterischer Sprache, es gibt eine gefälschte; es gibt, um gleich die äußersten Pole zu nennen, die Dunkelheit Pindars und des antiken Chorlieds, und es gibt die fatale Dunkelheit kleiner moderner Poeten, die erst glücklich sind, wenn es ihnen gelungen ist, ihrem Stil den letzten Schick der Unverständlichkeit beizubringen. Die echte Dunkelheit ist schmerzliches Unvermögen, das Geschaute klar auszusprechen. Wenn Deutinger recht hat, daß, was schon zuvor allen bekannt und in Worten ausgesprochen war, nicht mehr Gegenstand der Poesie sei, so müssen dem Dichter für das Neue, das er zu künden hat, zuerst die Worte fehlen. Deutingers Ausspruch ‚Des Dichters Wort muß von solcher Tiefe sein, daß erst die Zukunft seinen Inhalt vollkommen erfüllen kann', geht in seiner vollen Schwere wohl nur auf den ganz großen Dichter; aber muß nicht auch auf den kleinsten Dichter, sofern er nur echt ist, von dem Schatten dieser geheimnisdunklen Wolke fallen? Nun bricht aus den Gedichten der Ruth Schaumann, den dunklen, meine ich, fast immer ein Licht, das schließlich das ganze Dunkel aufsaugt.

So wird der Leser aus dem Gedicht ‚Elevation':

> Nur eines Lächeln fehlt noch, sonst begänne
> Ich schlanken Aufstieg mit geschloss'nen Füßen . . .

nur schwer die Anschauung des mystischen Schwebens, der Levitation, die ihm zu Grunde liegt, gewinnen; aber er liest weiter:

> . . . und ich auf Licht in gleicher Höhe stände
> Mit dem verschmiegten Nest der braunen Meise,

Daß ihres Brütens scheues Lauschen leise
In mein Gefühl durch weiche Augen fände.

Und weilte in Erhebung aller Stille,
Vernehmend durch die Bildung inn'rer Schleier
Den zarten Bruch der ersten Vogeleier,
Bevor ich mir an Deine Brust entquille.

Und nun beginnt er zu verstehen. Der wundervolle Schluß taucht das ganze Gedicht in sein zartes mystisches Licht: Die Seele, die ihr Gehäuse sprengen will, um sich zu Gott aufzuschwingen. Das wird nicht in logischer Entwicklung gesagt, aber die einzelnen Elemente wie reine ungebrochene Farben sind dazu gegeben; erst in der Zusammenschau des gleichgestimmten empfänglichen Lesers, der so zum Mitschaffenden wird, verbinden sie sich miteinander.

Die Dunkelheit ist bei Ruth Schaumann echt, denn sie hellt sich zusehends auf in den jüngeren Gedichten, die, je reifer sie werden, mit um so schlichteren Mitteln das auszudrücken vermögen, wozu die frühen Gedichte noch ein solches oft mühevolles Aufgebot von Mitteln brauchten; denn trotzig besteht die Dichterin darauf, zu sagen, was sie schaut, auch wenn sie der Sprache Gewalt antun müßte. Wie in der Plastik verzichtet sie auf glatte Schönheit zugunsten des Ausdrucks. Der ‚Grabwächter Christi' beginnt:

Ich schlief vom Steh'n hernieder . . .

Das ist außergewöhnlich und hart, aber von überraschender Anschaulichkeit. Die Präpositionen müssen kühn neue Beziehungen herstellen. Wie unnachahmlich prägnant bringt die Dichterin Mutter und Kind zueinander in Beziehung, wenn sie von der werdenden Gottesmutter sagt:

Um das ferne Kind ist sie entschlafen.

Die Reflexion des Novalis: ‚Poesie bezieht sich unmittelbar auf die Sprache' ist keine Banalität; man wird nicht beim Lesen beliebiger Verse an sie erinnert, wohl aber, wenn man Dichtungen der Ruth Schaumann hört. Ihre Sprache kennt bildhafte Prägungen, die einem im Gedächtnis haften bleiben. Eine Sternennacht: ‚Im Gesumm der Sternenbienen'. Eine Ölberglandschaft: ‚Und tief am Himmel heilt des Nachtrots Wunde'. Aber auch ohne Bilder ist die Sprache prägnant genug. Da tauchen Bäume auf, ‚die dunkel eingewölbt nur noch im Innern wehn'. Das Schönste, was man von der Sprache Ruth Schaumanns vielleicht sagen kann, ist wieder ein Wort des Novalis, das auf sie angewandt sei: ‚Alles Sichtbare haftet am Unsichtbaren, das Hörbare am Unhörbaren, das Fühlbare am Unfühlbaren. Vielleicht das Denkbare am Undenkbaren.'

Die Kraft und Prägsamkeit dieser Sprache, die solche Rückverbindungen zu den Hintergründen der Dinge hat, wird unterstrichen durch das Musikalische des Verses. Eine große Spannweite der Form ist dieser Lyrik zugemessen. Sie reicht vom strenggebauten Sonett bis zum be-

schwingten beweglicheren Lied. An die Musikalität Brentanoscher Lieder erinnert das ‚Ständchen':

Flötet, flötet mich zum Schlafe . . .

Antike Rhythmen schwingen auf Umwegen nach in ‚Bekümmernis':

Gib deine Hände und laß uns wortlos sein.
Denn unsere Augen beten den Abend an —
Schwer wie die Frauen, die sich begegnet sind
Oberhalb Nazareths, bei goldner Pforte . . .

Es nimmt einen Wunder, einer Sammlung von Gedichten, die ganz auf das gläubige Vertrauen zum Wort aufgebaut sind, zum Verbum, das doch Symbol des uns geschenkten Gottessohnes werden durfte, dieses Bekenntnis vorangestellt zu finden:

Ich weiß, wie ich und diese alle heißen,
Und alle Namen sind wie hohe Dämme,
Die unsre Ahnen furchtsam aufgeführt,
Um nah gelegne Ströme weit zu trennen.
Wir haben erbhaft nie daran gerührt —
Wie lange währt dies ‚Nur beim Namen nennen',
Wann sind die vielen Wasser reif geschürt,
Sich brausend ineinander zu bekennen?

Das gleiche Thema wiederholt sich, auf metaphysische Ebene gehoben, wenn der junge David spricht:

Auf eines Hügels Schwinge lag ich her
Und wurde brudergleich dem Angeschauten,
Den Wolken und der Würze blauer Rauten,
Selbst Berge überstanden mich nicht mehr.
In Allem war ich, Alles war in mir
Und lag aus sich bewegt in Deinem Schoße,
Bis unbewußt ich mich daraus verstoße
Und meine Herde weide unter Dir.

Das große Thema der Mystik: Das Verhängnis der Individuation dunkelt hier im Hintergrund. Aber dieses Motiv will in der Lyrik Ruth Schaumanns nicht im philosophischen Verstande gepreßt werden, es dient ihr nur als Sinnbild für das Heimweh nach dem Ewigen, das immer wieder wie der rührende Kehrreim eines Volksliedes anklingt.

Diese Sehnsucht, aufgelöst zu werden und die Weltdinge wieder von ihrem Urgrund aufsaugen zu lassen, eine Sehnsucht, die dann auch wider die trennenden Dämme von Wort und Name brandet, bleibt aber auch nicht ohne Gegenpol. Dies ‚Nur beim Namen nennen' ist ja des Dichters schönste Lust, lebt doch in ihm die Sendung Adams fort, den der Herr geheißen, alles Vieh und die Vögel des Himmels zumal und alle Geschöpfe der Erde mit ihrem Namen zu nennen, nach ihrem Wesen, wie die Väter hinzusetzen. Man braucht nur die Namen zu mustern, welche die Dichterin

ihren plastischen Schöpfungen gibt, um zu wissen, mit welcher Freude sie das ‚Beim Namen nennen‘ übt, und zu begreifen, daß am Namen Wesen hängt. Das Heimweh aber findet seinen Gegenpol in einer kindlichen Freude am Leben und seinen Erscheinungen, wie sie ‚Die Weide‘ jubelnd kündet:

Ich wachse wie die Weide,
Die uns am Bach gen Osten steht —
In Liebe und im Leide,
In Dämmerung und im Gebet.

— — —

Der Tag spinnt keine Seide,
Dazu sie nicht den Wipfel beut,
O Weide, Schwester Weide,
Wie sehr mich doch mein Leben freut.

Franziskanisch, nicht pantheistisch ist das Verhältnis dieser Lyrik zu Gott und Natur. Kein Sichverwandeln in Fels und Vogel, Baum und Blume, sondern ‚Schwester Weide‘! kein Sichverlieren an die Natur, wohl aber inmitten der Schöpfung als Gotteskind vom Vater sich finden lassen, wie es in der ‚Zuflucht‘ so innig erfleht wird:

Die Seele nimm mir auf und halte bitte
Für eine kurze Weile ihr Verzagen,
Wie man mich trug in kranken Kindertagen,
Daß ich des Lagers Härten nicht so litte.

Geduldig laß mich Dir in Armen zittern,
Wie Du auch duldest Beben eines Blattes,
Dem kleinen Lamm entschuldigst sein Ermatten
Beim Schmerzen fremder Kräuter, selten bittern.

Aus Deiner Hände liebendem Befassen
Strömt Güte in mich ein von Deinem Herzen,
Und unbesorgt kannst Du gleich freien Kerzen
Mich wieder klar alleine brennen lassen.

Gott ist das eine Thema dieser Fuge von Gedichten. Und doch welch zarte Scheu, Gottes Name auch nur zu nennen! Die Dichterin beschämt den Kritiker, der redet, wo sie verstummt. Hier vernimmt man nicht jene lauten Apostrophierungen Gottes wie in der tönenden Rhetorik wühlender, krampfhafter Gottsucherlyrik, die immerzu sucht und sich nicht finden lassen will. Wer Gott besitzt, wen Gott besitzt, spricht gedämpftere Sprache. Aber auch die süßliche, fromm plauschende Jesuslyrik liegt hier fernab. Als ob die Dichterin die Süßigkeit des Namens Jesu in sich bewahren möchte, nennt sie ihn nie. Und doch findet sich in der ‚Kathedrale‘ ein Christusgedicht wie dieses:

Fiat.

Behalte mich Dir vor, so Du begehrst,
Daß einer Deines Namens wegen leide,

Demütig sich in hänfne Stricke kleide
Vor Händen, die Du auserwählt bewehrst.

Mir sind gewiß die Pfeile nicht zu scharf,
Der Lanzen keine sollte meiner schonen,
Denn jede läßt mich tiefer in Dir wohnen,
In den ich bis zur Neige gehen darf.

Wund stehst Du vor mir und ich liebe Dich,
Noch außer Dir und schon in Dich genommen —
Und Viele wird der Eingang überkommen,
Daß sie ihn selig suchen, Herr, wie ich.

Ein Prüfstein für die religiöse Haltung der Schaumannschen Lyrik mag ein Vergleich sein, zu dem die biblischen Stücke der ‚Kathedrale' mit Rilkes ‚Marienleben' auffordern; als Beispiel ein Vergleich von Rilkes ‚Mariä Verkündigung' mit dem ‚Engel Gabriel' der Ruth Schaumann. An Sprachkultur reicht hier die Dichterin an Rilke heran, an Kraft der Gestaltung und Schaubarmachung des Wunders reicht sie über ihn hinaus:

Mir sträubten alle Federn aus den Poren
Vom Schimmern ihres Haares und dem Streifen
Geneigter Stirn . . .

Schließlich das Scheiden des Engels:

In steilen Flügeln hing ich, bis sie schwangen,
Und ich geblendet glitt vom Sonnenstaube,
Gefolgt vom tiefen Schlummerruf der Taube,
Die sich dem reinsten Nestraum unterfangen.

Doch worauf es uns hier ankommt: Bei Rilke wird aus der Begegnung des Engels mit der Jungfrau eine Sensation:

Nicht daß ein Engel eintrat (das erkenn),
Erschreckte sie . . .
Nicht daß er eintrat, aber daß er dicht,
Der Engel, eines Jünglings Angesicht
So zu ihr neigte, daß sein Blick und der,
Mit dem sie aufsah, so zusammenschlugen,
Als wäre draußen plötzlich alles leer
. . . nur sie und er,
Schaun und Geschautes, Aug' und Augenweide . . .

Kurz, hier ist alles auf den fast brutalen Gesichtssinn eingestellt. Die Wirkung ist unzart, peinlich. Man übersetze sich die Rilkesche Auffassung ins Malerische, und man wird gewahr werden: Das Bild, welches das christliche Bewußtsein von der Verkündigung in sich trägt, ist hier verzerrt.

Die Dichterin, nachdem sie von der geneigten Stirne der Madonna gesprochen, läßt den Engel oben fortfahren:

. . . und ich vernahm das Reifen
Von meiner Gegenwart in ihren Ohren.

Indem sie alles auf den feineren Gehörsinn stellt, begegnet sie sich mit den mittelalterlichen Malern des Marienlebens, die durch das Ohr den Herrn empfangen werden lassen, und trifft die Sprache des christlichen Empfindens. Wenn Ruth Schaumann in der großen Verkündigungsgruppe, die sie geschaffen hat, und die leider infolge der Ungunst der Zeit im Gips stecken blieb, den Jüngling-Engel sich über die Kniende von rückwärts neigen läßt, so ist das nicht nur die Lösung eines formalen Problems: Geschlossenheit der Gruppe, sondern zugleich eine Sublimierung des Vorgangs in scharfem (unbewußtem) Gegensatz zu der Auffassung Rilkes, jenem suggestiven Sich-ineinanderbohren von Engel und Jungfrau.

Man wird in Rilkes ‚Marienleben' auch schwerlich ein solches Mitleben mit den heiligen Personen, des nur der Glaube fähig ist, antreffen, wie es die Dichterin mit den Worten bekundet, die sie ‚Nach Christi Tempelweile' zu dem Wiedergefundenen die Mutter sprechen läßt:

Sieh mir nicht an, wie mühsam ich mich freue.
Es ist mir nur wie graues Haar gekommen,
Daß ich nun, da Dich Gott ergriffen hat,
Wohl nichts mehr als ein Nest im Frühling bin,
Das große Hände plötzlich ausgenommen.

Solches Miterleben der Heiligen Geschichte aus innigem Gemüte kennt man, wenn es dort auch anderen Ausdruck findet, von der Droste her. Aber das soll keine literarhistorische Einreihung sein.

Literarischen Abhängigkeiten ist hier nicht nachgespürt worden. Eines nur läßt sich mit Gewißheit sagen: Die literarische oder vielmehr unliterarische Nahrung der Dichterin ist das deutsche Volksmärchen. In dieses Märchenreich mit seinen guten und bösen Geistern, mit Verzauberung und Erlösung gehen auch ihre eigenen lebhaften Kindheitserinnerungen ein. Sie ist Fleisch und Blut vom deutschen Märchen.

Ein Märchenspiel ‚Die Glasbergkinder' (1921) ist denn auch ein klar sich abhebender Gipfel in ihrem poetischen Schaffen geworden. Schon die kleine Schülerin hatte ein Franziskusspiel (1917) geschrieben, welches ein Fiorettikapitel, das schon Herder zur Nachdichtung reizte, das von der vollkommenen Freude, dialogisierte; ein poetisches Exerzitium, läßt es immerhin, wenn auch in kindlicher Weichheit, die Züge der Dichterin erkennen. ‚Die Glasbergkinder', dies Spiel in fünf Akten, verlangt bei aller Zartheit und Intimität nach Spielern und nach Öffentlichkeit. Hier geht es um meine und um deine Sache, um die Sache zweier Generationen, denen die Dichterin, vielleicht ohne darum zu wissen, ihre Stimme geliehen hat. Sie dichtete, was sie als Glied einer Generation empfand, worunter sie litt, wonach sie verlangte, aber als sie es ausgesprochen hatte, war es nicht mehr ihre Angelegenheit, hatte sie für ihre Brüder und Schwestern in der Zeit und, worin sich ihr Spiel als dramatisch bewährt, auch für die Alten das erlösende Wort gefunden. ‚Die Glasbergkinder' sind darin ein echtes Märchen, daß sie, um noch einmal Novalis

sprechen zu lassen, zugleich prophetische Darstellung, idealische Darstellung sind. Ohne daß dieses scheue Mädchen in der ‚Jugendbewegung' drinnen gestanden wäre, war sein Herz doch so jugendlich bewegt, daß es das Spiel von der Jugendbewegung schreiben konnte, von der unerlösten, deren Tragik aber doch in jeder Jugendbewegung, die immer auch Generationenkampf sein wird, nachzittert und erlöst sein will. So sehe ich im Geiste dieses Spiel auf Burg Rothenfels aufgeführt, wie denn seine Kinderrollen nicht nach Berufsschauspielern, sondern nach schlichten jungen Menschen verlangen, nach Dilettanten, wenn sie nur ‚dilettanti' von Herzen sind. Die Sprache ist von einer Demut und einer stillen in sich ruhenden Schönheit, die Charaktere von einer Einfalt, daß sich dem in sich mächtigen Worte nur willige Träger bieten müssen.

In ländlicher Festesfreude beginnt der erste Akt. Obsternte auf dem Meierhof. Reigende, singende Knaben und Mädchen. Die Entdeckerfreude der Knaben bringt das erregende Moment. ‚Ein Kahn, ein Kahn!' Erwin: ‚Auf, fahren wir über!' Meierin: ‚Das tut mir nicht!' Sie warnt, es ist drüben nicht geheuer. Ein Seltsamer geht um. Aber Erwin steigert sein Begehren: ‚Drüben ist's schön.' Meierin: ‚Hier auch.' Erwin: ‚Drüben ist's schöner.' Meierin (lächelnd): ‚Schöner denn im Paradies?' Erwin: ‚Man kann doch nicht immer darinnen bleiben. Adam und Eva sind ja auch fort.' Meierin: ‚Und durften nie wieder hinein.' Erwin aber folgt im unbewachten Augenblick dem ‚Hol über!' des bösen Geistes. Zum Dank wird ihm die Initiation durch den Bösen zuteil:

So sollst du Führer sein,
Ist erst die Kindheit mein
und Glas der Stein . . .

Der böse Geist verhext die Natur. Die Menschen, noch eben harmlos fröhlich, werden böse zueinander. Und das Mädchen Vene spricht beim Grollen des Donners: ‚Gott ist zornig über uns alle.'

Der folgende Akt bringt den Aufbruch der Kinder. Wohin? ‚Wo es besser ist.' ‚Dort ist alles neu. Wir müssen nicht mehr gehorchen. Keiner ist über uns. Wir sind allein.' So Erwin, und zujubeln ihm die Kinder: ‚Führe uns, Erwin, führe uns!' Die Mütter aber klagen: ‚Unsere Kinder hassen uns, wehe, wehe!' Vene, nicht angesteckt von dem Taumel, folgt gleichwohl aus sorgender Liebe den andern: ‚Ich muß mit ihnen.'

Der dritte Akt zeigt im Dome die Alten, wie sie in schuldbewußtem Gebete ringen: ‚Ich war nicht mehr gütig zu meinem Knaben. Mit der Güte, die Strenge ist und doch ruhesam, weil sie liebt.' Die Mutter der Vene aber schaut wie in einem Gesichte den Zug der Kinder. Auf tut sich der Mauergrund: Die Kinder auf dem Wege. In rührendem Klageton erheben die Steine, das Heidekraut und die Hasen ihre mahnende Stimme. Dann der Schreckensruf: ‚Glas, alles ist Glas . . . Haltet mich, oh, ich gleite', übertäubt von der Erscheinung der aufrauschenden Stadt: ‚Die Stadt, unsere Stadt!'

Marmelne Steine
Fenster von Demant . . .

Und die Mütter im Kerzenschein:

Herr, gib sie wieder,
Wenn es Dein Wille ist . . .

Der vierte Akt findet die Kinder im Saale des Bösen, wie sie rastlos tanzen in taumelnder, toter Freude. Zu Bene gesteht Erwin: ‚Ich bin unselig; unaufhörlich geht ihr Reigen dahin. Ihre Stirnen sind naß. Und sie glauben, das wäre die Fröhlichkeit, und fühlen ihr Elend nicht.' Ein singender Vogel, der sich aus der heimatlichen Stadt verflogen hat in diese tote Welt von Glas, weckt den Kindern im Traum die erloschene Erinnerung an die Heimat und kündet die Erlösung:

Lebendig Gold
Ihr nehmen sollt,
Wenn ihr vom Turm herunterwollt.
Doch wer es gibt, muß sterben.

Bene opfert ihr Goldhaar und stirbt den Liebestod für Erwin und die Gefährten. Aus ihren unzerreißbaren Strähnen flicht sich eine Leiter die Tiefe hinab. Den toten Leib der Bene tragen sie mit.

Und nun ziehen (im fünften Akt) die Kinder im Winterabend, vom Volk am Ufer erwartet, zurück über den Strom, der zum erstenmal zugefroren ist. Als sie da ein Schrecken faßt: ‚Es ist schon wieder Glas zu unseren Füßen,' tönt es tröstlich aus den Wassern:

Toren, Toren,
es ist gefroren
der ganze Fluß für euern Zug.
Er soll euch tragen,
wenn Wellenschlagen
den Heiland und den Jünger trug.

Die Kinder (erinnernd): Der ist, ein Kind, gelegen im niedern Stall.

Das Volk: Zu dieser Nacht. Der ist, der allen Wegen
ein Rasten und ein Ziel gemacht.

Kinder: Siehe, sie warten, siehe, wir kommen heim.

Erwin (erbebend): Wir sind im Schnee ein Garten,
darin liegt Keim an Keim,
der leise Wurzeln schlägt.

Das Volk (demütig): Wir werden seiner hüten,
biß daß er eigne Blüten
und endsam werte Früchte trägt.

Der Kritiker kann hier nur mit einem leisen Amen einfallen.

Kritik

Die Melusine der Ilse von Stach.
Von Joseph Sprengler

Auf ihre ‚Griseldis‘ läßt Ilse von Stach ein Schauspiel ‚Melusine‘* folgen. Doch hat diesmal der Novellenschatz des Mittelalters eigentlich nur die Parabel hergeliehen. Wie nämlich in Lessings ‚Nathan‘ die Ringerzählung, so bietet hier die Melusinenfabel lediglich das Gleichnis. Die Handlung selbst spielt in der Gegenwart. Platz ist ein adeliges Gut im Westfälischen. Da wird der Herr des Schlosses Adalbert von Tengknagel nebenbei Raimund, seine Frau Margarete nebenbei Melusine genannt, während ihre Ältesten, die Zwillinge Pius und Clemens, nebenher Uriens und Horribel heißen. Nebenher und zwischendurch: dies ist überhaupt der Gang des Dramas, das die Einheit von Ort und Zeit hält. Gibt es sich als ein psychologisches Stück, als ein Problemstück, scheinbar nicht unfern der ‚Nora‘, ganz dicht an der ‚Frau vom Meer‘, in Wahrheit ist alle realistische Rede nebenher, zwischendurch aber blinkt immer der Sternengrund einer metaphysischen Tiefe, welchen Ibsen in seiner mittleren, kämpferischen Periode nicht hatte.

Melusine, bereits Mutter von sechs Kindern, trägt ein siebentes unter dem Herzen. Daß sie es nicht zugleich im Herzen trägt, daß sie die Sorge um ihre Leibessprossen zurückstellt, daß sie die Erziehung vernachlässigt, weil sie einem geistigen Element, ihrem Dämon, der seherischen Gottbesessenheit, dem ‚Melusinentum‘ folgt, das ist ihre Tragik. Schuld? Schicksal? Die Verwandten und Verschwägerten nennen es von vornherein Schuld. Die Verwandten sind als Vernunftspießer gezeichnet. Sie sind die Philister wider den Genius des Ausnahmemenschen. Insofern und in vielem anderen ist das Drama echt romantisch. Fehlt natürlich auch nicht die Ironie. Aber die Hauptsache ist sie beileibe nicht, denn alle Polemik bleibt sozusagen an den Rand geschrieben. Das satirische Licht fällt gleichsam von der Seite herein. Bloß nebenher. Wesentlicher ist etwas anderes aus der Romantik.

Man war früher, zumal von Hermann Hettner ab, sehr geneigt, an den Kräften der Romantik bloß das Lockere, allzu Persönliche zu erkennen. Romantisch hieß dann, voller Subjektivität sein, freiherrlich schalten, ironisch auflösen, mutwillig zerstören. Wie sehr sich die Romantiker aber ebenso zum Denken und Schließen anspannten, wie sie an einem systematischen Bau wirkten, dazu bedarf es gar nicht der Berufung auf die romantische Philosophie, weder auf Fichte, noch auf Schelling, noch auf Baader. Auch Dichter wie Zacharias Werner waren durchaus Systematiker. Und gab es je ein um Synthese inniger bemühtes Wesen als die gottselige Einfalt der Katharina Emmerich?

Schon die ‚Griseldis‘ der Stach war zu Baader, vielleicht auch zu Werner zu stellen. Wie er, wie vor ihm Gichtel, wie vor Gichtel Jakob Böhme, wie längst vor Böhme Plato, so trachtete die Stach, den geschlechtlichen Zwiespalt zu lösen, Mann und Weib auf das Bild des ureinen, ungespaltenen Gottes zu weisen, und Mann und Weib im Hochmenschlichen, im Zeichen des Geistes zu einen. An diesem Gedanken spinnt die Dichterin der ‚Melusine‘ weiter. Sie kommt ja von

* Ilse von Stach. Melusine, Schauspiel in drei Akten. (Kösel und Pustet.)

allen heute poetisch Schaffenden dem norwegischen Meister Ibsen darin am nächsten, daß sie ihre Werke eins ans andere kettet. Es galt ihr also, das Netz der Metaphysik zu vollenden. Gab sie in der ‚Griseldis' die Metaphysik der Ehe, die ‚Melusine' sollte geradezu in die Metaphysik der Schöpfung leuchten. Das und nichts Geringeres ist die tiefste Idee dieses Dramas. Wieder einmal klingt das Lied vom Schmerz der Individuation, Schopenhauers dunkles, Nietzsches trunkenes Lied. Gleich in den Verszeilen des Anfangs fällt das Wort: Urmütterwehe. Worin besteht es? In dem Abtrennen der Formen aus dem Mutterleib, aus dem kosmischen All-einen.

Gegen Ende, ehe Melusine erblindet, schaut sie, von den Ihrigen Abschied nehmend, noch jedem ins Gesicht. Dabei sagt sie zu dem jüngsten Knäblein:

‚Du letzte von den männlichen Geburten,
in dir hat sich erschöpft, was Mutterschoß
an Menschenseelentum in Knabenform
sich jemals träumen konnte . . .'

Und zu dem einen Töchterchen:

‚Mein Mädchen, meine Tochter, — meine Form —
du Form, an der ich so viel Leid getragen.'

Mutterschaft ist demnach das Sinnbild des großen Werdens. Aus einem Schöpfungstraum, aus einem Weltschwangersein springen die Formen der Vereinzelung heraus. ‚Geprägte Form,' sagte Goethe, ‚die lebend sich entwickelt.' Selbst ihre Feinde, die Nüchterlinge, betrachtet Melusine als ‚die Form, die Gott dem Widerspruch zu ihres Lebens Nötigung verliehn'. Schopenhauer hatte in der ‚Welt als Wille und Vorstellung' vom Widerstreit des Willens mit sich selbst, von den Erscheinungen eines und desselben Willens gesprochen, die sich untereinander bekämpften. Auch das kehrt in der ‚Melusine' wieder. Herr von Tengknagel ist eben mit seinem Bruder in einer Aussprache begriffen, da tritt nach kurzem Klopfen der Förster des Gutes ein: ‚Herr Baron, sollen wir diese Nacht ein paar Enten schießen? Zwischen halb drei und halb vier zieht eine Kette von zehn Vögeln über den Weseker Teich. — Wenn wir davon ein paar herunterholten?' Der Baron aber erwidert darauf: ‚Ein Gedanke Gottes, der sich in Form verfing, schießt auf einen anderen, wie es scheint, minderen Gedanken Gottes, der sich auch — in Form — verfing . . .'

Es gibt wohl innerhalb der drei Akte keine Wendung des Dialogs, die so in aller Kürze und Plötzlichkeit den Umriß des ganzen Stückes kennzeichnete: nebenher die Außenwelt, das, was Schopenhauer den Schleier der Maja nannte; zwischendurch die Metaphysik. Der Philosoph des Pessimismus hat allerdings aus der Wirrnis der Erscheinungen keinen anderen Ausweg gewußt als später sein Schüler Strindberg. Ihr Quietiv war die Erkenntnis. Aus ihrem Erkennen folgte die Resignation. Nietzsche stellte gegen sie den dionysischen Kunstrausch der Griechen. Aber nicht Rausch, nicht wilde Lust, nicht Wissen, nicht Verzicht, nicht Verzweiflung lauten die orphischen Worte des Christentums. Schon im ‚Genesius' hat sie die Stach gekannt und genannt: Durch Glaube, Hoffnung und Liebe zum Erlöser. In der ‚Melusine' hebt sich abermals dieses Credo heraus. ‚Heute, — heute, glaube ich', ruft der Gatte, ‚an den Geist, der da schafft und der da erlöst, der spaltet und eint, — sich selbst, und mit ihm, — die Vollenden.' Und Melusine fügt hinzu: ‚An den Geist, der versucht und bewahrt.' An die ‚neubegriffene Dreifaltei von Schöpfergeist und Gotteslamm', bekennt Herr von Tengknagel, die ‚ein und dasselbe' sind.

Der Bogen ist geschlossen. Die Formen, einst aus der Hand des Vaters en lassen, kehren, im Blut des Kreuzes getauft und erkauft, in die Seligkeit zurü Die metaphysische Handlung ist aus. Oder noch nicht. Am ‚Genesius‘ wur zuerst deutlich, wie die Stach um ihr Drama die Weihe priesterlicher Feier z breiten sucht. Wie eine Messe entfaltet sich die Szene. Nicht eine Erneueru von Calderons Sakramentsspielen, eine neue Form dafür. So baut sich auch d dritte Akt der ‚Melusine‘ auf. Der Geistliche des Schlosses, ein Pater, der a Klug- und Weisheitsredner durch das Drama geht, erinnert die Betrübten a den Sühnetod des Heilands: Evangelium. Der Schloßherr spricht das Cre Melusine bringt das Licht ihrer Augen dar: Opferung. An den Stufen d Aktes aber ertönt das Schuldgeständnis.

Hätte die Stach nur die hellen Himmelsfarben von Glaube, Hoffnung u Liebe, sie hätte damit nie das schreiben können, was sie als erste wieder geschriebe geformt, nein visionär geschaut und mit Inbrunst gedichtet hat: die christlic Tragödie. Indem sie jedoch in das Christliche auch das Griechische band, indem s den paulinisch Freien zugleich durch die Ananke, das heißt durch den Bann des Ve hängnisses, der antiken Notwendigkeit schreiten und brechen ließ, wurden ih Verse schwer, ihre Sätze zerwühlt, ihre Schreie aufflammend, ihre Tränke dunk aber auch süß stärkend wie aller Kelch des Leids. Merkwürdig, wie bereits i ‚heiligen Nepomuk‘, ihrem ersten dramatischen Gedicht, Schicksal und Sünde i einander rinnen. Vom ‚Zwielicht der Schuld‘ würde Friedrich Theodor Visch dabei sprechen. ‚Schuldlos schuldig‘ nannte es Hegel. ‚Schuld des Dasein Hegels Gegenfüßler Schopenhauer. Und die Kirche lehrt uns die Erbsünde, d Unvollkommenheit diesseits. Das ist denn auch die Schuld der Melusine, unvol kommen zu sein, nur künden, nicht handeln, nur ahnen, nicht führen und helfe zu können, zwar den Abglanz des Geistes, aber nicht die Wärme des Blutes z haben, und ob der übernatürlichen Sendung die natürlichen Pflichten der Mutt zu versäumen. ‚Und wenn ich Weissagung habe und kenne alle Geheimnisse un alle Wissenschaft, und wenn ich allen Glauben habe, so daß ich Berge versetz die Liebe aber nicht habe, bin ich nichts‘, heißt es im ersten Brief an die Korinthe

Es ist sprachlich von einer wunderschönen, sicheren Ausdruckskraft, daß be Melusinens Schuldbekenntnis plötzlich das Versmaß wechselt und der jambisch Fuß in einen sich aufgipfelnden Stoßrhythmus übergeht. Während die Mutte ihr Töchterlein segnet, überfällt sie die Gnade der Einsicht, wie sie den Genesius wie sie die Königin Offnei, wie sie den Azzo und die Griseldis, wie sie noch all Gestalten der Stach überfallen hat.

‚. . . wirst du die heilige
Genoveva sein, die ihrer Liebe Kraft
hin über Dächer, Unheil deckende, verströmt —,
und alles, was wohl unter solchen Dächern
wie in der Welten Abgrund sich zerfleischt,
einbringen in die große Ruhe Gottes.
Mit solcher Frauenliebe, die nur liebt,
und die nicht urteilt, segne dich der Himmel —
sei auch das Segens-Rinnsal untermischt mit Torheit.
. . . ich hatte sie nicht,
mich lenkte sie nicht,
die hohe, die unbegriffene,
sie, die die anderen heiligt,

die Schwestern, die besseren,
alle Geist-Spaltung sanft
brückenden Schwestern,
ich hatte die Liebe nicht.'

Daß sie, die Seherin, statt der Liebe die Gabe des Gesichtes hat, es ist das Gesetz, nach dem sie angetreten. Ruf, Bestimmung, Dämon. Fühlt sie sich schuldig, sie ist es; doch nicht in einem moralischen, eben in einem viel tieferen, metaphysischen Sinn. Ist es nun Widerspruch, daß sie sich rein persönlich anklagt? So sei es die Paradoxie des Christuslebens, alle Schuld auf sich zu nehmen.

Ibsen hat einst das Dichten als ein Gerichtstag-halten über sich selber bezeichnet. Solch ein Gerichtstag ist das Drama ‚Melusine'. Zwei Seelen wohnen, ach, in ihrer Brust. Goethe hat das körperhaft gemacht, gestaltet: den Tasso und den Antonio. Goethe stand auf der Erde, ein Klassiker. Ilse von Stach brauchte nicht einmal in einer romantischen oder gleichviel: expressionistischen Strömung zu sein, ihr ganzes Wesen schlägt bereits ins Geistige, Grüblerische, Reflexive. Wie Hebbel läßt sie unablässig die Personen sich selber beobachten. Inneres Theater. Raum für Abstrakta. Drama des Ichs. Bekenntnisdrama. Daher kommt es auch, was ich schon früh bemerkte, daß in ihren dramatischen Spielen eigentlich das Gegenspiel fehlt. Auch Melusine hat kein Gegenspiel. Der vielleicht die Macht über sie hätte, ihr Gatte, hat nicht die Kraft. Und diejenigen, die wohl eine robuste Philisterkraft haben, besitzen keine Macht über sie. So muß Melusine in sich über sich selber entscheiden. Was ihr Gemahl tut, ist bloß Hebel zu ihrer Handlung. Es ist ohnehin wenig, es ist fast gar keine äußere Handlung in dem Stück. Nebenher. Der erste Akt dient der Exposition. Der zweite ist Gesprächsakt. Und nur der dritte bringt eine scène à faire, die aber gar keine ist.

Melusine hat ihren Mann als Braut schon gebeten, daß er sie, ob die Philister noch so schelten, in ihrem Eigenwesen, ihrem Sehertum schütze und gewähren lasse. Und Herr von Tengknagel ist milde wie Dr. Wangel in der ‚Frau vom Meer', denn er weiß, ‚daß die Kinder der Ebene immer diese rastlose Sehnsucht der Seele in die Weite haben, — daß es der ferne geheimnisvolle Horizont ist, der so lockt . . .' Als man ihm aber den einen Zwillingssohn ins Haus trägt, den der andere in Eifersucht angeschossen hat, da fährt auch er gegen die Frau los: ‚Bist du eine Frau wie andere Frauen, — aus deren Schoß der Mann Nachkommen erwarten kann, wohlgestaltet an ihren Seelen? — Bist du nicht Melusine und schweifst in Elementen, die einer rechtlichen Frau und Gebärerin nicht zukommen?' — Ein Blitz nur, ein unbedachtes, böses Wort, in der Erregung, in der Angst, im Schrecken losgeschnellt, sogleich bereut und zurückgenommen; dennoch genügt es, um Melusine, deren Augen von je krank sind, erblinden zu lassen. Gewiß mehr ein physiologisches Schicksal als ein dramatisches! Und so locker der Knoten sitzt, so wenig scharf ist die Auseinandersetzung zwischen Mann und Weib. Keine scène à faire; Lyrik, Verkündigung an die Frauen und Mütter: Glaubt und hofft! Liebt und opfert!

Ein Kritiker hat gemeint, Melusine habe ihr Prophetentum erst zu offenbaren und zu beweisen. Falsch! Was in der Exposition, in der Voraussetzung steht, braucht nicht mathematisch bewiesen zu werden. Dadurch, daß Melusine gleich beim Heben des Vorhangs ihren Seelengrund in den Strophen von Ariost und Goethe öffnet, erhöht sie sich in dem gleichen Maß, wie die Oktave über die Prosarede der andern emportritt. Ihr Sehertum ist also durch die Form, durch

den Stil hinreichend beglaubigt. Übrigens soll ja nicht Melusinens Wort an sich, das ganze Drama soll Verkündigung sein. Und, wie gesagt, nebenher Problemdichtung. Prüft die ‚Griseldis' der Stach das Verhältnis von Mann und Weib, beide Hemisphären, die Kraft und die Hingabe, mit dem Gnadenmeer der Kindschaft Gottes umschließend, so begrenzt ‚Melusine' die Frau innerhalb der Familie. Bräutliche Geliebte, Frau, Mutter, wirkendes Glied der großen Menschheit zu sein, ist ihr Reichsamt.

Aus der inneren Form des Dramas ergibt sich, daß ebenso die Sprache geteilt ist. Den zeitlichen und psychologischen Problemen das Zwiegespräch, für die Metaphysik der monologische Vers. An zwiesprachlichen Erläuterungen ist zweifelsohne zu viel beigegeben. Nicht daß sie, wie in Bahrs ‚Stimme', das Thema entheiligten, aber sie verlangsamen den thematischen Fluß mehr als für ein Drama gut ist. Voll innerer Unruhe ist wieder die gebundene Rede. Keine südländisch reine Oktave; germanisch, so viel Unregelmäßigkeit drängt und sprengt die Zeilen, die bald fünftaktig, bald Trimeter, bald Achtfüßer sind. Und welch herrliches Gewoge haben die Verse der Blinden!

‚Blind bin ich deinem geliebten Antlitz,
blind den zärtlichen Blicken der Kinder —
aber ich sehe nun eure Stimmen,
sehe und höre zumal eures Mundes
atmenden Seufzer . . .
(Sie deutet zur Sonne)
Blind bin ich ihr, der großen Versucherin,
blind dem berauschenden Kranz der Sterne,
aber sehend dem seligen Kranze,
der mich in hoher Gemeinschaft umfängt . . .'

Um Melusine ist immer Höhenluft. Sie steigt nicht, sie steht oben. Wer die Dialoge linear nachzeichnen wollte, fände, daß die Rede der Philister in platter Fläche bleibt, daß ein Dialog wie der zwischen dem Schloßherrn und dem Pater suchend ansteigt und anschwillt, und daß Melusinens Wort, wenn es in ein Gespräch zu zweien geflochten wird, immer in eine Rede vor vielen, an viele ausläuft.

Frau Melusine ist der herrschende Mittelpunkt. Man könnte freilich auch sagen der Eckstein, der zum Anstoß wird. Frau Melusine ist die Sonne der Idee. Ein paar Nebenpersonen letzten Grades ausgenommen, haben alle anderen ihr Licht oder ihren Schatten von ihr, eine Komposition, deren man schon im ‚Genesius' gewahr wurde. Melusine ist das Drama vom Schicksal des Geistes, der weht, wo er will, wie es wiederum auch der ‚Genesius' schon war.

Der junge Hebbel hat, als er 1839 über das Drama seiner Gegenwart schrieb, zwei Arten der Tragödie geschieden. Über die Volkstragödie setzte er ein ‚höheres Drama, eine Tragödie, die es nur mit dem reinen Menschen, dem Menschen an sich, in seiner zweifelhaften Stellung zu Gott und Natur zu tun hat . . . Doch ist es noch die Frage, ob die Kunst bei einer so allgemeinen Herrschaft der Humanitätsidee fortexistieren kann, und jedenfalls ist die Zeit, wo diese geisterhafte Herrschaft eintreten wird, noch fern'.

Unterdessen ist sie eingetreten. Aber die Frage besteht auch nach dem Expressionismus noch immer, erst recht noch. Möglich, daß den religiösen Dichtern mit der Gnade, mit dem Glauben, mit der Liebe, mit der Glut die Antwort verliehen ist.

Rundschau

Zeitgeschichte

‚Katholischer Indifferentismus.'
‚O weltliche Parteileidenschaft, und selbst wenn du heilig und national genannt wirst, nein, so weit reichst du nicht, daß du seine Gleichgültigkeit fangen kannst! Er fragt: „Wessen ist das Bild, das auf die Münze geprägt ist?" Man antwortet: „Des Kaisers." „Dann gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Unendliche Gleichgültigkeit! Ob der Kaiser Herodes oder Salmanassar heißt, ob er ein Römer oder Japaner ist, das ist ihm das Allergleichgültigste. Aber auf der anderen Seite: unendlich klaffender Unterschied, den er zwischen Gott und dem Kaiser befestigt! „Gebt Gott, was Gottes ist!" Denn weltlich wollte man es zu einer Gottesfrage machen, ob es erlaubt sei, dem Kaiser Steuer zu geben; so will man die Weltlichkeit gern als Göttlichkeit schminken ... er aber machte ... das Steuerzahlen an den Kaiser zum Allergleichgültigsten, das will sagen, zu etwas, was man tun soll, ohne nur ein Wort oder einen Augenblick mit dem Gerede darüber zu verlieren, um so desto mehr Zeit zu bekommen, Gott zu geben, was Gottes ist.' (Kierkegaard, Einübung im Christentum.)

Während meiner Kriegsgefangenschaft, am Fuße von Monte Cassino, habe ich an religiösen Besprechungen und Bibelstunden teilgenommen, die ein kleiner Kreis von protestantischen Offizieren mit zwei Theologen abhielt. Und ich — der Katholik — war der einzige, der in der Entscheidung Christi über den Zinsgroschen nicht Staatswohl und Untertanenpflicht im Vordergrunde sehen wollte, sondern die Nebensächlichkeit aller weltlichen Bindungen Gott gegenüber (der aus dem Worte des Herrn nicht Bürger-Ernst, sondern Ironie heraushörte). Ich freue mich, nachträglich in dem sehr schweren (von Ernst schweren) Buche Kierkegaards dieselbe Deutung, freilich eben in Kierkegaardschem Pathos, gefunden zu haben, wie ich sie in dem Aufsatz ‚Katholischer Indifferentismus' gewagt habe („Hochland', Juni 1923).

Nun hat Dr. Albert Lotz in einem Artikel der ‚Allgemeinen Rundschau' („Kirche, Kultur und Politik', 9. August d. J.) diesen Aufsatz angegriffen.

Er durfte übersehen, daß dessen Titel und Inhalt eine Abwehr waren, gerichtet gegen einen Aufsatz von O. Eberz mit dem Titel: ‚Katholischer Imperialismus' („Hochland', Oktober 1922). Denn Lotz hat den Grundgedanken, daß ‚Kultur und Christentum (im wesentlichen) nichts miteinander zu tun haben', richtig herausgehoben und ihn auf ein Gebiet bezogen, auf das er sich tatsächlich auch bezieht, auf den politischen Kampf der kirchlichen Parteien um staatliche und ‚kulturelle' Einrichtungen, auf den immerwährenden ‚Kulturkampf', dem Lotz jetzt, im ‚Krisenstadium der Moderne', mit großem Optimismus entgegensieht. (Ob der Optimismus berechtigt ist, weiß ich nicht; von ‚Katakombenaktivismus' hätte er aber dabei nicht sprechen sollen: der sähe eher dem Indifferentismus gleich, der ihm doch so gefährlich sein soll.)

Auch sein Begriff von ‚Kultur' kommt dem meines Aufsatzes näher, als die Schriftleitung der ‚Allgemeinen Rundschau' in ihrem ‚Nachwort' meint: auch ich stelle, trotz Kunze, der in dem ‚Nachwort' herangezogen wird, und nach Spengler, unter ‚Kultur' nicht bloß die Formen des sogenannten ‚freien menschlichen Schaffens' in ‚Wissenschaft, Technik und Kunst', sondern auch das politische Leben und (bis zu einem sehr hohen Grade) die Formen der Religiosität (ihre Formen!), also das ‚Reich des

gebundenen Menschen' (wie Kunze sagt). Denn der Mensch ist — in der ‚Wahl' der Formen — hier nicht weniger gebunden und nicht weniger frei als dort: beide Reiche entfalten sich in seinem ‚Stile', wie sie müssen, naturgemäß wie seine Körperformen.

Lotz will sogar ‚eine Strecke Wegs mit mir zusammen gehn'. Als er es um seines Aktivismus willen nicht weiter vermochte, hätte er sich nun freilich nicht von dem Namen Spenglers schrecken lassen, oder vielmehr diesen Namen nicht benutzen sollen, um mich von vornherein zu diskreditieren — denn der Indifferentismus, den ich meine, besteht als Forderung (und als Auffassung vom Wesen der Kirche) auch ohne Zusammenhang mit den ‚Spenglerschen Spekulationen', auch für die Kulturoptimisten, und bestand in gleichem Sinn auch für den mittelalterlichen Katholiken. (Was ist das Mönchstum anderes als das Bewußtwerden dieser Forderung an den ‚vollkommenen' Christen?) Lotz stimmt übrigens auch diesem Indifferentismus noch ziemlich weit zu: nämlich in den Fragen der ‚materiellen' und in vielen der ‚geistigen Kultur' (der staatlichen, gesellschaftlichen und künstlerischen Formen), ‚denn hier', sagt er, ‚handelt es sich sub specie aeternitatis wirklich um Zeitliches, Unwesentliches'.

Aber daß die Kirche, so wie ich sage, im Kern ihres Glaubens und ihrer Sendung der ganzen Kultur gegenüber indifferent, unabhängig sei, dünkt ihn falsch und in den Wirkungen ungeheuer. ‚Sonst hatte,' ruft er aus, ‚Machiavelli recht, als er die Politik von der kirchlichen Moral trennte; sonst ist es Widersinn, Kapitalismus, Marxismus, Faschismus zu bekämpfen, weil sie der katholischen Kulturauffassung widersprechen' usw. Das sieht denn freilich sehr gefährlich aus. Zumal, wenn zum Schluß noch an den Tätigkeitsdrang der katholischen Jugend (‚Wir Jungen') appelliert wird, die damit ‚den sicheren Boden unter den Füßen verlöre' und ‚mit einem Male im — Nichts' stünde. (Die Seele wäre doch damit noch nicht verloren?) Jetzt sei nämlich, wie es im Anfang heißt, für die Katholiken die Zeit der Problematik vorbei, über die Gewissenserforschung sei man ‚im wesentlichen hinaus' (was ein Christ nie sein sollte, auch nicht in der Politik!); und man dürfe nicht mehr in Frage stellen, was schon zur ‚Binsenwahrheit' geworden sei. (‚Binsenwahrheiten' sind aber immer verdächtig und sollen daher immer in Frage gestellt werden.)

Diese Folgerungen nun, wie sie Lotz unmittelbar aus dem Kultur-Indifferentismus meines Aufsatzes zieht, sind aber falsch gezogen:

Erstens hat der, der wider das Schwert nicht das Schwert ergriffe, damit nicht auch schon dem Schwerte recht gegeben.

Und zweitens ist es etwas anderes, (mit den Mitteln des Geistes und der Liebe) eine bestimmte Kulturform zu ‚bekämpfen', wenn sie der Liebe oder gar der Gerechtigkeit widerspricht, etwas anderes, für eine bestimmte Kulturform zu kämpfen. Und die Kirche kann sich ihrer negativen sozialen und kulturellen Aufgabe, ihren Verboten und Warnungen um Gotteswillen, um so freier und unabhängiger hingeben, je weniger sie selbst an eine bestimmte Form gebunden, je weniger sie engagiert, je mehr sie indifferent ist. Gerade dann ist sie vor jeder ‚Opportunitätssklaverei' am sichersten bewahrt. Das ist ja der geheime Dorn im Fleische jeder ‚christlichen Politik', jeder ‚christlichen Partei', ob sie nun mehr nach rechts oder nach links neigt, daß ihr Christentum irgendwie durch den Parteizweck gebunden wird, statt daß es umgekehrt wäre.

‚Die' ideale Staats- und überhaupt Kulturform, in der nichts mehr zu ‚bekämpfen' wäre, gibt es nicht. ‚Die Ameise kennt die Formel ihres Ameisenbaues, die Biene die ihres Stockes (wenn sie sie

auch nicht nach Menschenart kennen, so kennen sie sie doch in ihrer eigenen Art, und mehr ist ja nicht nötig), aber der Mensch kennt seine Formel nicht' — nämlich die Formel seiner ‚sozialen Organisation', sagt Dostojewski (‚Vervollkommnung im religiösen Geiste' im ‚Brenner', Dezember 1919). Es ist ein Vorzug und nicht, wie Lamennais meint, ein Mangel der Kirche, es zeugt von der großen Reinheit ihres religiösen Charakters, daß sie infolge der ‚übernatürlichen Ordnung', der sie anhing, nicht imstande war, ‚die menschliche Gesellschaft zu organisieren, sie sich anzugleichen, sie auch aufzusaugen'. (Lamennais, Du passé et de l'avenir du peuple.) Gerade das Gegenteil hat stattgefunden: die Kirche hat in hohem Grade die Formen der menschlichen Gesellschaft, in der sie wirkte, übernommen, übernehmen müssen, denn es waren die Formen der Menschen, aus denen sie bestand — und ist doch in hohem Grade davon unabhängig geblieben. — Um nochmals auf Spengler zurückzukommen: er meint, das paulinische Christentum sei eine Pseudomorphose der arabischen Kultur in hellenistisch römischen Formen, eine neue, flüssige Geistesmasse in die ausgelaugten Formen einer fremden Gesteinsart ergossen und so zu fremder Kristallisation gezwungen. Mag sein oder auch nicht. Aber immer und überall muß das **Christentum** in einer **menschlichen** Kulturform, als Pseudomorphose des Göttlichen in der menschlichen Natur erscheinen. Und in jedem Christen soll das Bewußtsein dieser Pseudomorphose lebendig sein, jeder Christ soll ein wenig sich selbst und der Welt überlegen sein, ‚jenseits aller Kultur' stehen. Das ist sein Indifferentismus. Es gibt kein naives, natives Christentum. Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt.

Nun hätte ein radikaler Indifferentismus, der als kulturelle Abstinenz und Askese zur Tat würde, allerdings ‚ungeheure Wirkungen'. Er würde, wenn er sich verbreitete, ungefähr ebenso wirken wie ehemals das Christentum der ersten Zeit. (Indifferentismus an sich könnte auch z. B. stoisch sein, aber mit Glauben und Liebe ist er das Christentum.) Man braucht sich nur vorzustellen, daß ein Teil der ‚geographischen Christenheit' (Kierkegaard) wirklich christlich würde, eine Stadt zum Beispiel. Was würde, was müßte da alles verschwinden an sogenannten Kulturgütern und Kulturaufgaben! Bei Klerus und Laien, bei den Literaten und bei den Bürgern, bei den Unternehmern und bei den Arbeitern! Und andererseits: es wäre nicht bequem zu leben als wirklicher Christ (Kierkegaard), die Verfolgungen würden nicht ausbleiben. Da wäre dann das Wort vom ‚Katakombenaktivismus' am Platze. Und erst, wenn die ganze Welt wirklich christlich würde, wie stände es dann, bei dem allgemeinen Indifferentismus, um die ‚Kulturarbeit'? Darum brauchten wir uns dann aber wahrhaftig nicht zu kümmern. Schopenhauer führt (für seine Zwecke) in den ‚Ergänzungen' zum IV. Buch seines Hauptwerkes eine Stelle aus dem heiligen Augustin an, die gut hierher paßt: ‚Novi quosdam, qui murmurent: quid, si, inquiunt, omnes velint ab omni concubitu abstinere (zwar kein Kultur- aber ein Natur-Indifferentismus), unde subsistet genus humanum? — Utinam omnes hoc vellent! dumtaxat in caritate, de corde puro et conscientia bona et fide non ficta (Indifferentismus allein tut's nicht!): multo citius Dei civitas compleretur, ut acceleraretur terminus mundi (de bono conjugali c. 10.)' — ‚Lasset die Toten ihre Toten begraben' und für ihre Jungen sorgen!

Aber wir sind weit davon. Und ich selber gar. (Utinam omnes hoc vellent! — Unerfüllbarer Wunsch.) Darum kehre ich bescheiden zurück zu dem Kompromiß, für den ich mich auf den Apostel Paulus berufen habe. (Lotz hätte, da

er meine Ausdeutung des Pauluswortes zitiert, auch auf das Wort selbst hinweisen sollen.) Ich verwehre also weder anderen noch mir selbst eine bestimmte Stellung in allen kulturellen Fragen. Nur darf man nicht sagen, sie sei ‚die‘ christliche, ‚die‘ katholische, man darf der Politik und der Kulturarbeit keine falsche Deckung geben, sie in der Skala der Werte nicht falsch einreihen, man darf ‚die Weltlichkeit nicht mit Göttlichkeit schminken‘. (Ich verweise auf das ratione peccati in Hefeles Aufsatz ‚Absolutes Christentum‘, Österreichische Rundschau, Mai 1923, auf den ich schon im Juliheft des ‚Hochland‘ aufmerksam gemacht habe.) — Ich selbst bin z. B. ziemlich konservativ gesinnt (ich glaube es mir noch leisten zu können), und ich glaube, man ist berechtigt, in konservativem Sinne auch politisch zu wirken; ich bin auch familiär gesinnt, d. h. ich sorge mich mit besonderem Anteil um meine Familie und ich halte meine Kinder fest in Zucht und Ordnung; ich bin national gesinnt, d. h. ich denke zunächst an mein eigenes Volk: aber ich wünschte all das zu sein im Geiste des Apostels: ‚als ob ich es nicht wäre‘.

Zum Schluß ein feines, freilich wieder pessimistisches, aber im Grunde biblisches Wort von Pascal: ‚Montaigne hat unrecht: dem Herkommen soll man nur folgen, weil es Herkommen (Brauch und Sitte) ist, nicht weil es vernünftig oder recht wäre; die Menge aber folgt ihm gerade deshalb, weil sie es für recht hält: sonst würde sie ihm nicht mehr folgen, obwohl es Herkommen ist.‘ — Es paßt schon her! Und es ist überdies wieder eine Spiegelung des Herrenwortes vom Zinsgroschen.

Ludwig Hänsel.

Geschichte

Antike und Mittelalter erscheinen der herkömmlichen und populären Geschichtsanschauung als schroff einander gegenüberstehende und sich ausschließende Gegensätze. Diese Anschauungsweise ist das Erbe von Renaissance, Aufklärung und Neuhumanismus. Aber auch die Romantik hat, von der andern Seite her, diese Anschauung gefördert, denn das Mittelalter, das sie liebte und für das sie daher auch allein einen Blick hatte, war das auf das Gefühl wirkende Mittelalter. So wurde das Mittelalter allzu gefühlig und formlos (und damit historisch unwahr) aufgefaßt. Das Mittelalter war aber zugleich starker weltanschauungsbildender Intellekt und machtvoller Wille, die für wahr erkannten Werte in Tat und Wirklichkeit umzusetzen. Sinn für den klar und groß gedachten Gedanken bedeutet aber zugleich Sinn für Form und Gestalt, und damit etwas vom Geist der Antike. So suchen etwa Herman Hefele und Paul Landsberg uns das Mittelalter zu zeigen, gegenüber romantischer Verherrlichung der Mystik die Kulturwerte der Scholastik, gegenüber romantischer Glorifizierung des christlich-germanischen das romanische Mittelalter heraushebend, — das Mittelalter, in dem noch ein gut Teil Antike mitschwingt. Diese Betrachtungsweise hat ihr Recht in der Abwehr der entgegengesetzten Einseitigkeit; aber einseitig ist auch sie. Sie sieht vor allem das Mittelalter, das schließlich zur Renaissance und damit doch aus dem Mittelalter herausführt. Und immer wirkt hier eine stark ästhetische Einstellung mit, die sich durch das rein künstlerisch Wirkungsvolle in besonderem Maße beeindrucken läßt.

Daß man aber bei solcher Einstellung zu völlig entgegengesetzter weltanschaulicher (religiös-ethischer) Beurteilung gelangen und in einseitiger Bewertung der Form den Geist, der unter ihrer Hülle lebt, durchaus verkennen kann, zeigt in schlagender Weise eine Erscheinung wie Wolfram von den Steinens Ausgabe von

‚Staatsbriefen Kaiser Friedrichs II.'* die sich zugleich als ein Kulturprogramm gibt. Es ist dabei besonders lehrreich, zu beobachten, daß auch von den Steinen wie Landsberg in einem engen Verhältnis zu Stefan George steht. Auch ihm schwebt ein Bündnis von Antike und Mittelalter vor; aber eben hier wird deutlich, wo diese beiden geistigen Welten sich denn doch unweigerlich scheiden. Der Punkt, wo ihre Wege auseinandergehen, heißt Renaissance.

An diesen Punkt hat schon Jakob Burckhardts genialer historischer Blick den gewaltigen Staufer Friedrich II. gestellt, — eine Persönlichkeit von so ungewöhnlichen Ausmaßen, daß sie schon immer eine mehr als nur historische Aufmerksamkeit auf sich zog; v. d. Steinen erhebt sie nunmehr zum Prototyp eines Weltanschauungsideals. Originell freilich ist diese Wertung nicht; sie bedeutet nur die Isolierung und damit die Überhöhung einer Persönlichkeit, die schon bei Nietzsche auf dem Podest steht, das die Reihe von großen Männern der Geschichte — und insbesondere der Geschichte der Renaissance — trägt, in denen er die Vorbilder des Übermenschen erblickt. Diese Nietzschesche Wertung der Persönlichkeit nun vereint sich bei v. d. Steinen mit einem an Stefan George gebildeten Kult der literarischen Form, die wir an den imposanten politischen Briefen Friedrichs bewundern. In beiderlei Hinsicht ist Friedrich ein Mensch der Renaissance. Mittelalter und Renaissance aber scheiden sich, wo die Renaissance Übermenschenkultus, und vor allem, wo sie Selbstkult des Übermenschen wird.

Gewiß scheint es noch Mittelalter zu sein, daß bei diesem ‚ersten modernen Menschen auf dem Throne' (wie Burckhardt ihn nennt) es die Idee des universalen Kaisertums ist, die zu einem Höchstmaß von Geltung und Ansehen gesteigert wird — wie von Bonifaz VIII. die Idee des universalen Papsttums. Gewiß scheint es noch Mittelalter zu sein, daß jene höchste Steigerung mit den Mitteln der religiösen Weihe zu erreichen versucht wird. Aber es scheint nur so. v. d. Steinen zwar läßt sich hier täuschen. Er, der Schüler des Historikers und zugleich des George-Jüngers Friedrich Wolters, erblickt in dem kaiserlichen Friedrich und dessen Verhältnis zu seinem Volke die ideale Gestaltung des Verhältnisses von „Herrschaft und Dienst". Aber das ist Stilisierung, ist Trübung des historischen Bildes durch die vorgefaßte ästhetische Einstellung. In Wahrheit hat gerade dieser ganz italianisierte Staufer, dieser Erbe normannischen Blutes und normannischer Tradition, einer durchaus rationalistischen und egozentrischen Übermenschenauffassung des Universalismus gehuldigt und die Pflichten des kaiserlichen Amtes in weitgehendem Maße den Interessen dynastischer Realpolitik geopfert. Und daß ihm die Religion — mit ihrem repräsentativen Ritual wie mit ihrer politischen Wegweisung (in der Kreuzzugsrichtung) — gerade gut genug zum Mittel für seine politischen Zwecke war, macht ihn zum praktischen Machiavellisten vor Machiavelli. Gerade jene Übersteigerung der ideellen Ansprüche der weltlichen Macht aber war die stärkste Negation des Mittelalters, denn sie ließ keinen Raum mehr für die ideelle Überordnung der geistlichen Universalmacht, die bis dahin prinzipiell (unbeschadet aller Meinungsverschiedenheiten in der Beurteilung des politischen Einzelfalls) auch von der kaiserlichen Seite stets anerkannt worden war. Friedrichs II. Religion ist Staatsvergottung als Hülle der Selbstvergötterung; als der erste weltgeschichtlich große Mensch der christlichen Ära gibt er, der das

* Werke der Schau und Forschung aus dem Kreise der Blätter für die Kunst. Breslau, Ferd. Hirt. — Vgl. auch meine Besprechung im ‚Literaturblatt' der ‚Frankfurter Zeitung' Nr. 17 vom 17. Aug. 1923.

mittelalterlich-fromme ‚Christ ist Kaiser‘ (des deutschen Reichssiegels) in eine Selbsterhöhung zum Christus umkehrte, das Beispiel eines renaissancehaften Trachtens, ‚wie Gott‘ sein zu wollen, — ein die heidnischen Kaiser des alten Rom übertrumpfendes Beispiel für den Abfall vom Schöpfer, der immer darin besteht, daß das Geschöpf sich ihm gleich dünkt und damit sich an seine Stelle setzt.

In Friedrichs Renaissancemenschentum ist in der Tat viel vom Geist der Antike, aber jener Antike, die sich nicht mehr mit dem Geist des Mittelalters zu einen vermag. Seine Taten wollen, wie Steinen rühmt, ‚durch sich selbst sinnvoll‘ sein; des christlichen Mittelalters geistige Größe aber war begründet in dem Bewußtsein, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist, daß Sinn nur besitzt, was Sinnbild ist, daß nur die Tat etwas ‚bedeutet‘, in der ein Höheres, Ewiggültiges symbolhaft hereinragt in diese Welt der Unvollkommenheiten.

Nicht den Werten der Weltanschauung, nur künstlerischen Werten vermag eine so stark ästhetische Betrachtungsweise wie die v. d. Steinens gerecht zu werden. Wo er weniger mit Nietzsches als mit Stefan Georges Augen sieht, hat er in dem Schrifttum Friedrichs II. und (wir können die beiden literarisch kaum trennen) seines Kanzlers Pier della Vigna Werte entdeckt und ans Licht gezogen, deren Schönheit uns zeigt, wo — schon bei diesen Vorläufern — die wahrhaften Qualitäten der Renaissance liegen; denn der Stil dieser Staatsbriefe ist voll reifer, alle Mittel virtuos beherrschender Kunst, voll edlen, hoheitsvollen Prunkes und beherrscht von einem klassischen Sinn für sprachliche Harmonie. Hier offenbart sich ein Sinn für Form, in dem Antike und Mittelalter sich begegnen konnten (denn er ist die eine Seite auch der Idee der Kirche), der aber eben hier (als in einem Anfangspunkt der Renaissance) in den Dienst eines Geistes gestellt ist, der nicht mehr Mittelalter ist, weil hier der Mensch sich selbst und seine Welt zu seinem Gott macht.

Alfred v. Martin.

Literatur

Emmy Hennings. Man entsinnt sich vielleicht, daß an dieser Stelle (Hochland, Jahrg. 1921/22, Heft 4) versucht wurde, ein merkwürdiges Buch, ‚Das Brandmal‘ von Emmy Hennings zu kennzeichnen, worin eine arme Seele gezeigt wird, die hilflos und verkannt auf außerordentlich trüben Lebenswegen treibt, ohne selber übermäßig schmutzig zu werden. Vor diesem Buch war schon ein anderes erschienen, ‚Gefängnis‘ (1919), und nach ihm sind noch zwei weitere gekommen: ‚Helle Nacht‘ (Gedichte, 1922) und ‚Das ewige Lied‘ (o. J.),* die es rechtfertigen, daß man das psychologische Problem Emmy Hennings noch einmal aufnimmt. Denn diese seltsame Erscheinung ist kein literarisches Problem, sondern ein menschliches, eine Romanfigur, keine Romanschreiberin. Ihre dichterischen Fähigkeiten können persönliche Erlebnisse des Menschen Hennings nicht objektivieren, sie hängen vielmehr mit ihnen unlöslich zusammen, sind Folge dieser Erlebnisse und stellen letzten Endes nichts anderes dar als verwunderte Seufzer über ein unbegreifliches Leben, das so hart, ach, und aufregend mit dem gutherzigen Menschenwesen Emmy umspringt. Sie weiß durchaus nicht, wie sie in alle diese schauerlichen Verhältnisse gekommen ist; weshalb sind die Menschen und das Geschick so bös mit ihr, die doch wirklich nichts Böses wollte und Böses auch gewiß nicht mit Willen getan hat? Es ist wie in einem Märchen: Ein Kind geht eines Tages, verlockt von irgendeinem fernen Glanz, von Hause fort, verläuft sich und irrt nun in Kälte und Finsternis umher, unter wilden Tieren und Gespenstern, nicht sehr ängstlich, sondern vielmehr

---

* Verlag E. Reiß, Berlin.

gläubig: wer wird wohl mir kleinem unschuldigen Kind etwas tun? Ja, diese Emmy Hennings ist wirklich ein verlaufenes Kind, ein lebendig gewordenes Märchen oder Volkslied, süß und gruselig zugleich. Sie tut nie etwas, immer wird ihr etwas getan; sie wird geschoben, gestoßen, besudelt und wehrt sich nicht; ihr Wille ist irgendwie verloren gegangen oder war überhaupt nicht da. Indessen hat sie einen dumpfen Drang (fast möchte man sagen: Instinkt) zu irgend etwas Glänzendem hin, von dem sie vielleicht einmal geträumt hat; sie weiß durchaus nicht, was es ist, nur daß es sehr schön ist und alles undenkbar Warme, Strahlende und Süße in sich schließt. Und da sie keine Leidenschaften hat (die immer etwas Treibendes sind), wohnt sie in sich selber gleichsam wie in einer Muschelschale oder einem Schneckenhaus, macht sich ganz klein und denkt, daß das Meer oder der Brunnenstrahl sie wiegt, während es in Wirklichkeit eine stinkende Pfütze ist, die sie gierig überspült. Ich bin überzeugt, daß sie weder weiß, wie sie in die Animierkneipe, noch wie sie ins Gefängnis gekommen ist, das heißt, sie weiß es natürlich wohl, der äußere Mensch, die Schale weiß es, ihre Seele aber weiß sicher nichts davon, und vielleicht geschah dieser Seele das Wunder, daß sie rein blieb unter allem Schmutz. Das ist kein Verdienst, sondern Gnade. Denn diese Seele ist durchaus passiv, treibt nicht, sondern vegetiert, ist kein Motor, sondern eine Pflanze. Mit dem seltsamen Menschenwesen Emmy Hennings ist das Leben umgegangen wie mit einem wehrlosen Ball; der Ball kann niemals sagen: jetzt will ich mich festhalten, er gleitet und kugelt nur. Diese Passivität und Willenlosigkeit ist das Stigma der Verlorenen und Vagabunden, womit nicht etwa ein moralisches Urteil ausgesprochen sein soll. Solche Menschen leben unter besonderen Gesetzen und können im Innersten reiner und unberührter bleiben als viele äußerlich korrekte. Freilich hilft ihnen das nicht viel; eines Tages sind sie doch, samt ihrer erstaunten Seele, rettungslos in die Tiefe geglitten. Zuweilen aber geschieht es, daß Gottes Hand sie im Gleiten aufhält, so wie es mit dieser Emmy Hennings geschah. Die Konversion war dabei nicht wesentlich entscheidend. Sie geschah, weil der Mensch zufällig in ein warmes und beleuchtetes Eckchen gespült wurde, wo man vor einem bunten Altar wunderhübsch träumen konnte. Hinterher hätte man doch wieder das alte Leben gelebt, das, wie man sich immer wieder tröstend zuraunt, stärker ist als man selber. Der Wille hätte sich auch an Altarkerzen nicht entzündet. Nun aber griff Gott erbarmend ein, hielt das gleitende Wesen auf, während einer Krankheit, dicht am Rande des Todes, verpflanzte es in eine neue Erde, und gehorsam treibt die Pflanze Wurzeln. Wie es sich allen Menschen und Dingen hingegeben hat, so gibt es sich Gott hin, und vielleicht dämmert ihm die Erkenntnis, daß es eigentlich dumpf immer nur gewünscht hat, Gott möge es in seine Hand nehmen. Das verlaufene Kind ist zu Haus, das Märchen ist zu Ende. Was nun noch kommt, ist das mystisch-vegetative Ruhen in Gott.

Diese Entwicklung (besser: diese Zustände) beschreibt, singt, stammelt Emmy Hennings in ihren vier Büchern. Es hat, wie oben gesagt, keinen Sinn, sie literarisch zu nehmen. Vielleicht kann sie noch einmal das Lied der geborgenen und befreiten Seele singen, aber Gott behüte sie davor, eine Schriftstellerin zu werden! Die Fähigkeit und Kraft, sich in andere Menschen zu verwandeln, hat sie nicht; sie könnte nur immer wieder das persönlich Erlebte auftischen, und wehe, wenn die Routine über solche letzten Endes heiligen Dinge kommt!

Franz Herwig.

Weihnachtsbücherschau

Schöne Literatur und Literaturgeschichte

‚Das Buch als Konsumartikel' — so muß man jene Fülle von Neudrucken älterer und neuer Dichter in wohlfeilen Ausgaben rubrizieren, die heute mehr als je die buchhändlerische Produktion beherrschen. Einzelne Verleger — unter ihnen als einer der rührigsten Walter Hädecke in Stuttgart — haben in dieser Hinsicht besondere Verdienste. Neben schönen und gediegenen Ausgaben von Mörikes Werken in drei Bänden und von Novalis Werken in einem Bande, besorgt von Wilhelm von Scholz und von Hölderlins Werken in fünf Bänden, besorgt von Manfred Schneider, Ausgaben, von denen uns besonders der Band Novalis wegen des Nachworts lieb ist, das sich unter dem Titel ‚Fragment über Novalis' als eine auf nur sechs Druckseiten zusammengedrängte äußerst bildhafte und einprägsame Charakteristik des Menschen und Dichters darstellt, dessen Lebendigstes und Reifstes auf 414 Seiten dargeboten ist, neben diesen schönen großen Ausgaben hat der Verlag unter dem Gesamttitel ‚Die schöne Reihe' eine Sammlung von reizvollen Auswahlbändchen auf den Büchermarkt gebracht, die die Namen Angelus Silesius, Goethe, Uhland, Hölderlin, Heine, Hebbel, Storm, Keller, Mörike, Droste-Hülshoff, Scheffel im Titel tragen und sich nicht minder durch die Auslese des Gebotenen als durch das geschmackvolle typographische Bild empfehlen. Eine andere Sammlung des gleichen Verlags ‚Farbe und Dichtung', nicht nach persönlichen, sondern nach inhaltlich-sachlichen Gesichtspunkten redigiert, bringt in im Taschenformat gehaltenen Bändchen, die nach Umfang und Ausstattung völlig gleich geartet und mit farbigem Umschlagsbild versehen sind und unter Titeln wie ‚Der Heiland in deutschen Gedichten und Bildern', ‚Jugendweihe. Ein Lebensbuch für unsere Söhne', ‚Am Lebenstor. Eine Festgabe für junge Mädchen' sowie unter landschaftlichen und jahreszeitlichen Überschriften farbige Bilder und beglückende Verse bester Meister in schönem Zusammenklang, so daß man wohl verstehen könnte, wenn solche Bändchen mit einer Art Sammlerfreude aufgenommen würden. — In ähnlicher Weise gibt Max Moll im Rikola-Verlag Wien ‚Das Wunderbrünndl' heraus, eine Sammlung Deutscher Volksbücher mit Schwarzweißbildern von älteren und neueren Zeichnern inmitten eines Schriftbildes von tadelfreier Schönheit: ‚Die Sage von Freischütz', ‚Geschichte von der hl. Genoveva', ‚Das Buch vom Doktor Faust' u. a. m. — Bändchen, die auch in ihrer äußeren Gestalt einen verfeinerten Geschmack befriedigen können. — Lebenden Dichtern dienstbar sind die beiden Sammlungen ‚Der Bienenkorb', Herders Bücherei zeitgenössischer Erzähler, und ‚Der Falke' (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Während der ‚Bienenkorb' bereits durch die Bändchen von Heinrich Federer gut eingeführt ist — unter ihren neueren Autoren sind Franz Herwig, Georg Schäfer (Der Gang in die Stadt und andere Geschichten'), Hans Roselieb und Leo Weismantel —, stellt sich ‚Der Falke' als ein neues Unternehmen dar. Er will eine Mustersammlung neuer Meisternovellen sein und läßt sich dazu verheißungsvoll an durch so ausgezeichnete Stücke wie Axel Lübbe, Ein preußischer Offizier; Hans Frank, Die Südseeinsel; Peter Dörfler, Regina und Mang; Albrecht Schäffer, Das Gitter, denen sich Bändchen von Thomas Mann, Jos. Ponten, Lulu von Strauß-Torney u. a. anreihen, alle in einer gleichmäßig guten und schönen Ausstattung, die die Freude des Lesens erhöht. Diese jüngeren Unternehmungen haben ältere wie die kleinen ‚Zeitbücher' des Verlags Reuß & Itta, Konstanz a. B., nicht verdrängt und brauchen sie nicht zu verdrängen, da die ‚Zeitbücher' nach anderen Gesichtspunkten geleitet, auch eine besondere Aufgabe erfüllen. Die erzählenden Beiträge sind darin nach landschaftlicher Zusammengehörigkeit geordnet, wie zum Beispiel in den beiden Bändchen ‚Die Bergschmiede' und ‚Der Höllenfahrer' (83. Band), wo die schlesischen Dichter sich ein Stelldichein gegeben haben. — Eine aus der Not der Zeit geborene, aber darum nicht gering zu wertende Erscheinung sind die handgeschriebenen, aber mechanisch vervielfältigten Büchlein, wie sie als Münchener Skriptordrucke im Dreimasken-Verlag oder unter dem Titel ‚Die frischen Kränze' als Sammlung Deutscher Gedichte aller Zeiten, herausgegeben von Werner Jansen, bei Georg Westermann erscheinen. Während die letztgenannten Bändchen, welche Gedichte von Storm und Mörike wiedergeben, von mit Typen gedruckten Büchern nur schwer zu unterscheiden sind, so gleichmäßig hat sie Hertha Podlich geschrieben, eignet den Skriptordrucken, die von Hans Pape, Anna Simons und anderen geschrieben werden, eine bewegtere Form, ganz abgesehen davon, daß sie durch die farbigen Ini-

iale, Schluß- und Randverzierungen alte handschriften in vollkommener Weise nach-ilden. Die ‚Altdeutschen Minnelieder‘ und ie ‚Marienlieder‘ sind in ihrer Art Klein-dien.

Waren diese letzteren Darbietungen von em, was wir das Buch als Konsumartikel annten, schon abgerückt, so ist dies bei iner Schriftenreihe, die sich ‚Bücher der Wiedergeburt‘ (Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt) nennt und von E. Las-owski, Jos. Wittig und R. Jokiel heraus-gegeben wird, erst recht der Fall, denn iese Büchlein, so klein sie sind, suchen hr Verdienst nicht in der Druckleistung, ondern, ihrem Titel entsprechend, im per-önlichen Wirken auf ihre Mitwelt. Am tärksten ist das in den zwei Darbietungen on Wittig ausgeprägt, in ‚Wieder-geburt‘ und ‚Meine Erlösten in Buße, Kampf und Wehr‘; aber auch ‚Eichen-dorffs Weltbild‘ von Karl Jakubczyk und Joh. Hönig, ‚Wege und Ziele der deutschen Dichtung‘, haben beide den Blick mehr in die Zukunft als in die Vergangenheit gerichtet und wollen Kräfte entbinden für die innere Erneuerung.

Wenn es wahr wäre, was Ernst Tegethoff in der Einleitung zum ersten Band der ‚Französischen Volksmärchen‘ sagt, Sammlungen bewiesen stets, daß das lebendige Interesse an dem darin gesammelten Objekt im Erlöschen sei, so wäre das ein schlechter Vorspruch zu den Diederichsschen Ausgaben der ‚Märchen der Weltliteratur‘, herausgegeben von Friedr. v. d. Leyen und Paul Zaunert, von denen außer den zwei Bänden der französischen Volksmärchen ‚Märchen aus Turkestan und Tibet‘ vorliegen. Aber die Tegethoffsche Formel ist nicht gut. ‚Interesse‘ und selbst ‚lebendiges Interesse‘ hat auch unsere Zeit an den Märchen, ja dieses Interesse ist so weitgespannt, daß es sich gar nicht genug tun kann und deshalb die ganze Welt nach Zeit und Raum umfassen möchte, aber Interesse — schon das Wort ist charakterlos — haben wir Modernen eben für unendlich viele und für die entgegengesetztesten Dinge, doch rein erkenntnismäßig, wissenschaftlich, mittelbar, nicht gemüthaft, gläubig, zweckfrei und phantasiefroh, welch letztere Seelenverfassung, weil schöpferisch, mit dem Wort Interesse gar nicht wiedergegeben werden kann. Und deshalb können auch ‚Die Märchen der Weltliteratur‘ ganz beruhigt weitererscheinen, sie werden immer interessierte Leser finden, und selbst heute werden Bände wie die ‚Französischen Märchen‘ nicht abgelehnt werden, eben weil das ‚Interesse‘ jede andere Gefühlsregung doch am Ende niederzwingt. Es ist hier nicht der Ort, sich darüber klar zu werden, ob sich darin Kraft oder Schwäche ausspricht; jedenfalls aber ist dies Umherschweifen des Geistes in aller Herren Länder eine echt deutsche Anlage, die es mit sich bringt, daß wir der Dinge so spät Meister werden und so vieles uns formlos in den Händen zerfließt. Wie bezeichnend ist selbst im Gebiete des märchenhaften Fabulierens der Unterschied zwischen Deutschen und Franzosen! Der Franzose lokalisiert selbst das gewöhnlich so zeit- und ortsfreie Märchen in der eigenen Heimat, während das deutsche Märchen nicht weit genug in die Ferne schweifen kann. Dort nationale Selbstbeschränkung, hier echt germanische Wanderlust, bei der sich aber nur allzu leicht der heimatliche Sinn abschwächt, das Gefühl für angestammte Art verwirrt. So prägt sich auch in ihren Märchen der tiefere Sinn der Völker aus, und unter diesem Gesichtspunkt wird man die beiden Bände französischer Märchen auch heute mit Nutzen lesen: Lassen sie uns an so manchem Zug erkennen, wie tief Rachsucht und Grausamkeit, die das deutsche Volk heute an seinem Leibe erfährt, im französischen Charakter liegen, so verhüten sie doch auch, daß das Urteil einseitig werde, indem sie auch die gutmütigen, drolligen, kindlichen und heroisch-hingebungsvollen Seiten des französischen Wesens enthüllen. — Ist diese Ausgabe französischer Märchen für uns Deutsche wesentlich neu hauptsächlich durch die Auswahl und Anordnung (Band 1 aus älteren Quellen, Band 2 aus neueren Sammlungen), so begegnen wir einer uns bisher ziemlich unbekannten Welt in den ‚Märchen aus Turkestan und Tibet‘, die Dr. Gustav Jungbauer übertragen, eingeleitet und mit Anmerkungen in einem Anhang versehen hat. Die turkestanischen Märchen gehören in der Hauptsache dem zwischen dem Kaspischen Meere und dem Hochland des Pamir wohnenden Stamm der Sarten an, der in geistiger und wirtschaftlicher Beziehung unter den Völkern Turkestans an erster Stelle steht und sich zum strenggläubigen Mohammedanismus bekennt. Der indogermanische Grundzug in den Märchen ist unverkennbar, so sehr arabisches und türkisches Märchengut darauf eingewirkt hat. Es sind Phantasiemärchen mit fabelhaften Tieren (Vogel Greif und Drachen), feenartigen Wesen, Königen, Prinzen und Prinzessinnen. Durch russische Forscher gesammelt, mußten sie aus dem Russischen ins Deutsche übertragen werden. Die Märchen aus Tibet gehören zur großen indischen Literatur und tragen

deren Kennzeichen an der Stirne: ‚Vorliebe für Scharfsinns- und Klugheitsproben, für die Arzneikunde, für die Tierwelt, mit welcher die Menschenwelt in einem durch die Lehre von der Seelenwanderung begründeten engen Zusammenhang steht, und endlich auch jene uralte Lebensweisheit, ‚daß nur der durch viel Leid und harte Prüfungen geläuterte Mensch zur Gnade der Gottheit gelangt‘. — Neben den ‚Märchen der Weltliteratur‘ erscheint ebenfalls bei Diederichs in Jena die Sammlung **Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas**, deren 4. Band **Märchen aus Kordofan**, herausgegeben von Leo Frobenius, darbietet. Hier stehen wir vor einer ganz neuen Welt. Kordofan ist das Land des Mahdi mit einer Bevölkerung ohne alles geschichtliche Bewußtsein. Und dennoch blühte hier einst eine hohe und reiche Kultur. Kordofan, so sagt Frobenius in der Einleitung, ‚liegt heute in der Brache, nachdem allzu reiche Kulturblüte auf seinen Feldern diese bis zur Ermattung ausgesogen hat . . . Nie war ich in einem afrikanischen Lande von auch nur annähernder Gleichgültigkeit gegenüber der Tiefe des Daseins und der eigenen Wurzelschau‘. Dennoch, so sagt Frobenius, gibt es eine ‚Reihe von Tatsachen, die es ohne weiteres vermuten lassen, daß die Geschehnisse der Mahdiperiode nur ein vorläufig letztes, schon in seinem ersten Aufflackern ersticktes Ereignis sind‘. Sei dem wie immer, die Kordofaner Märchensammlung ist ein kultur- und geistesgeschichtlich Dokument von erheblicher Bedeutung. Ihr Herausgeber glaubt darin den verlorengegangenen vierten Band von 1001 Nacht wieder aufgefunden zu haben. Das Nähere muß man in der Einleitung darüber nachlesen; auch wie der Entdecker 1912 das ‚ungewöhnliche Glück‘ hatte, in einem Augenblick nach Kordofan zu kommen, da bei Anwesenheit Lord Kitcheners in El Obeid Abgesandte der verschiedensten Stämme dort zusammenströmten. Wie er dann die Märchen kennen lernte, klingt selber märchenhaft. Aber wie dem auch sei, die Märchen sind erstaunlich und von hohem Reiz. Arabische Einflüsse, wo nicht gar arabische Herkunft sind offenbar. Muß es gesagt werden, daß alle diese Märchenpublikationen auch Dinge enthalten, die sie nicht für weiteste Kreise geeignet machen? Das Triebhafte und Natürliche tritt oft ungeschminkt und ohne Feigenblatt auf. Über die Sammlung **Atlantis** wird einmal in anderem Zusammenhang zu sprechen sein. —

Kunstgeschichte

Es wäre ein zeitpsychologisch und kunstgeschichtlich gewiß nicht fruchtloses Beginnen, innerhalb eines abgegrenzten Zeitraumes — sagen wir eines Menschenalters — einmal alle kunstwissenschaftlichen Publikationen so zu ordnen, zu überschauen und zu bedenken, daß sich daraus ein Bild gewinnen ließe von den Tendenzen, die diesen Zeitraum beherrschen, — um dann wieder mehrere solcher sich folgenden Zeiträume miteinander zu vergleichen. In solchen Publikationsreihen, die natürlich auch in ihrem inneren Wert und nicht zuletzt nach der Aufnahme, die sie gefunden haben, gegeneinander abgewogen werden müßten, herrscht keine Willkür. In ihnen prägt sich vielmehr ein nicht unbedeutendes Stück des Geistes- und Seelenlebens einer Epoche aus, selbst wenn sich das Bild eines völlig chaotischen, weil instinktlos nach allen Richtungen gelehrtenhaft sich betätigenden Suchens ergäbe. Eine solche Zeit alexandrinischer Inventurgelehrsamkeit ohne eine künstlerische Willenseinstellung haben wir noch nicht lange hinter uns. Auch heute noch sind unsere kunstgeschichtlichen Interessen bei weitem nicht so ausgerichtet, daß man sagen könnte, sie seien bereits auf einen gemeinsamen Generalnenner zu bringen. Sie kreuzen sich zwar noch mannigfach, aber diese Gegenbewegungen verlaufen doch schon innerhalb einer sich allmählich ankündigenden großen und gleichgerichteten allgemeinen Gesamtbewegung, und von dieser läßt sich so etwas wie eine vorwiegende künstlerische Willenshaltung der Zeit ablesen. Diese Wandlung ist auf mehrere Umstände zurückzuführen, von denen zunächst eine bessere Einsicht in das Wesen des Stiles überhaupt und des Zusammenhanges der Stile mit den allgemeinen Kulturen von Bedeutung ist. Sodann regt sich zugleich mit einer neuen Sehnsucht nach Innerlichkeit der Wille, dieser Sehnsucht auch einen adäquaten künstlerischen Ausdruck zu geben, und im Zusammenhang hiermit richtet sich die Aufmerksamkeit in der Betrachtung früherer Kunst hauptsächlich auf das ursprünglich Willensmäßige der Ausdrucksbewegung darin, so zwar, daß dieser Gesichtspunkt heute in der kunstgeschichtlichen und kunstästhetischen Literatur vorherrscht.

Eine Veröffentlichung über ‚**Antike Bronzestatuetten**‘ scheint auf den ersten Blick mit den richtunggebenden Tendenzen der zeitgenössischen Kunstbewegung nichts zu tun zu haben und daher zu einer jener wissenschaftlich antiquarischen Gegenbewe-

gungen zu gehören, von denen wir eben sprachen. Dennoch liegt die von *Karl Anton Neugebauer* dargebotene Monographie (mit 8 Text- und 67 Tafelbildern, Berlin 1921, bei Schoetz & Porrhysius) in der Ebene unseres heutigen Kunstempfindens insofern, als gerade diese Kleinplastiken in einem viel engeren Sinn als Ausdruckskunst angesprochen werden können als die jeweils gleichzeitigen Werke der Monumentalkunst. Dieser Unterschied rührt nicht nur daher, daß die Kleinplastik ‚ihren eigenen technischen und ästhetischen Voraussetzungen' unterliegt, sondern hängt vor allem mit der größeren Freiheit zusammen, die dem Künstler in diesen für den Privatgebrauch bestimmten Werken gelassen war. Hier konnte er der Bewegung eine freiere Sprache geben als bei der großen Skulptur, wo sich sein Bemühen mehr der Gliederung der Einzelform zuwandte und auch auf eine strengere Auswahl des Darzustellenden angewiesen war. Neugebauers Einführung in die Kunst der Bronzestatuette wendet sich an einen breiteren Leserkreis, der, ohne selber archäologisch zu arbeiten, nach dem Verständnis antiker Kunst verlangt, und verfährt somit in der Hauptsache beschreibend. Bisher war keine zusammenfassende Darstellung dieser Kunstgattung vorhanden; die Kunstgeschichte zog diese Art der Kleinplastik nur als Lückenbüßer in den Rahmen ihrer Betrachtung. Neugebauers Darstellung erstreckt sich von der primitiven Zeit über die griechische Klassik, den hellenistischen Naturalismus und die sehr fruchtbare etruskische Kleinkunst bis in die Zeit der römischen Kaiser, wo die Kleinplastik mit dem allmählichen Verschwinden der Weihestatuette einen neuen, mehr spielerisch-kunstgewerblichen Charakter annimmt. Die auf dem Einbanddeckel des sonst gut ausgestatteten Buches in Hochprägung wiedergegebene Selenestatuette ist bei einem derartigen Werk eine Geschmacksverirrung.

Den Charakter rein historischer Aufhellung tragen die von Eugen Lüthgen herausgegebenen ‚*Forschungen zur Kunstgeschichte Westeuropas*' (Bonn 1922, Kurt Schroeder), deren Bd. III: *Ottonische Plastik* von Margret Burg und Bd. IV: *Die ottonische Kölner Buchmalerei* von Heinrich Ehl Untersuchungen innerhalb eines Zeitabschnittes anstellen, der eine sog. Renaissance bedeutet. Wer die entsprechenden Kapitel in Dehios Geschichte der deutschen Kunst (vgl. Januarheft S. 446) gelesen hat, wird verstehen, was hier noch an Klärung zu leisten ist, wenngleich die Auffassung Dehios im Ganzen durch diese jüngsten Forschungen als richtig bestätigt wird. Um das Jahr 1000 vollzieht sich eine fühlbare Wendung im gesamten Kunstschaffen. Sie als Übergang zu einem ‚neuen Stil' zu bezeichnen geht nicht an, wenn wir mit Oswald Spengler unter Stil den Ausdruck einer Gesamtkultur begreifen, so zwar, daß Romantik, Gotik, Barock, Rokoko nur Abwandlungen eines und desselben Kulturstils, nicht aber verschiedenartige Stile an sich darstellen. In diesem Sinne ist die ottonische Wiedergeburt im Kunstschaffen eine Stilphase und als solche, weil wie alle Übergangsepochen problematisch, für uns Heutige von eigenem Reiz. Die Monographie von Margret Burg will keinen Katalog der erhaltenen ottonischen Plastik aufstellen, sondern an besonders charakteristischen Werken ‚den seelischen Gehalt der Zeit erfassen', aber gerade dieser Teil der Aufgabe ist am wenigsten gelöst, während der allmähliche Formenwandel im Zusammenhang mit der Erweiterung des Monographischen klar hervortritt. Hauptsächlich in dieser Verbreiterung des Szenenbildes, in der Ausschöpfung des Neuen Testamentes für wirksame Darstellung hat die ottonische Buchmalerei ihr Auszeichnendes. Diese Feststellung Dehios wird durch die Untersuchung Ehls über die Kölner Buchmalerei jener Zeit bestätigt. In beiden Bänden veranschaulicht ein ausgiebiges Bildermaterial das im Text Beschriebene und ermöglicht, die vergleichende Betrachtungsweise kontrollierend zu begleiten. Heute wo französische Advokatenkünste den Rheinländern den wesensmäßig deutschen Charakter ihrer Art und Vergangenheit ausreden möchten, liest sich ein Satz Ehls am Schluß seines Vorwortes mit besonderer Genugtuung. Er spricht darin die Hoffnung aus, mit seinem Buche ‚nicht zuletzt *der* Zeit seiner Heimat (nämlich der ottonischen) ein Denkmal gesetzt zu haben, in der das Bewußtsein ihres *deutschen* Charakters und der Wille, ihn auch künstlerisch zu betonen sich siegreich durchsetzte'. —

Reisebeschreibungen

Nicht jeder reist um die Welt wie der Weise von Darmstadt, um auf diesem ‚kürzesten Weg' sich selbst zu finden. Für jeden Nachdenklichen wird es aber ein Gewinn des Reisens sein, durch Vergleich mit fremder Art das Wesen des eigenen Volkes klarer zu erkennen. Diese Erkenntnis ist die Frucht, die einem aus den Reisebüchern von Oscar A. H. Schmitz entgegenreift, deren neuestes ‚*Scheinwerfer über Eu-*

ropa' (München, Georg Müller) Beobachtungen aus Rußland, Skandinavien, Südosteuropa, Italien und Frankreich vereinigt. Solche völkerpsychologische Erkenntnis bergen auch die Reisebetrachtungen von Werner Picht, ‚England nach dem Kriege', die nach ihrer ersten Veröffentlichung im ‚Hochland' nun auch in Buchform erschienen sind (Kösel & Pustet, Kempten). Während bei Schmitz eine außergewöhnlich scharfe Beobachtungsgabe von der bunten Außenseite her das Wesen erfaßt, versucht Picht, sich mit einem Elan der Liebe mitten in die Seele Englands zu versetzen. Der Affektfreie sieht vielleicht schärfer; das Bild, das die Liebe gibt, ist wahrer. Die Liebe zu fremdländischem Wesen birgt aber gerade für den Deutschen auch die Gefahr des Überschwangs, der Selbstpreisgabe. Ihr ist der Schwabe J. A. Sauter in fünfzehn glücklichen indischen Jahren verfallen. Dafür hat er uns dann freilich, der mit Vorliebe als Eingeborener unter den Eingeborenen lebte, eines der reizvollsten Indienbücher geschenkt (‚Mein Indien', K. F. Koehler, Leipzig), das wie kein zweites die Eingeborenen, bis herauf zu den Fürstenhöfen, in ihren alltäglichen Sitten und Gebräuchen schildert; trotzalledem freilich und obwohl der Verfasser das übliche Studium der Veden als Brahmanenschüler absolvierte, spiegelt es vom eigentlichen Geiste Indiens und von seiner Seele nur wenig, bleibt mehr an der bunten Außenfläche haften. Doch die ist, von der unmittelbaren Nähe des Mitlebenden aus gesehen, fesselnd genug, und an Sauters Schilderungen reicht weder Karl Klingers etwas schulmeisterlich gefärbte Reisebeschreibung ‚Im ewigen Sommer. Eine Indienreise im Weltkrieg' (Tyrolia, Innsbruck) heran, noch Alice Schaleks ‚In Buddhas Land. Ein Bummel durch Hinterindien' (Rikola-Verlag, Wien; Halbleinen M. 5.—, Ganzl. M. 6.50), ein hübsch illustriertes, in einem zuweilen das Kitschige streifenden Plauderton geschriebenes Büchlein, — ganz zu schweigen von Ebbe Kornerups ‚Indien' (Gyldendalscher Verlag, Berlin), das mehr Schundroman ist als Reisebeschreibung. ‚An den Wänden hingen bunte Bilder von nackten Frauen, die auf großen Kissen lagen und Wasserpfeifen rauchten, schlechte europäische Öldrucke, die ihnen von europäischen Geschäftsreisenden aufgeschwatzt waren.... Diese Bilder zeigen, wie der Europäer sich Asien vorstellt.' In diesen Sätzen aus der Schilderung einer indischen Wohnung hat der Verfasser seinen eigenen Öldruck-Orient verblüffend deutlich charakterisiert. Persönlichstes Leben, wie Sauters Indienbuch, atmet nur noch ‚Mein Sumatrabuch' von Helge Karsberg (Berlin, Franz Schneider, M. 12.—), ein Leben und Schicksal, das sich beinahe zur Novelle rundet. Auch hier tiefes Eindringen in das Volksleben, dessen Darstellung durch vorzügliche Abbildungen in großem Format unterstützt wird. Während hier das Individuelle mehr in den Vordergrund tritt, fesselt Kurt Boecks ‚Im Banne des Everest. Erlebnisse in Nepal, der für Weiße verschlossenen Heimat der Gorkhas im Zentral-Himalaya' (Haessel, Leipzig) durch die Fülle von Tatsachen aus einem unbekannten Lande. — Das Ringen zweier englischer Expeditionen um den höchsten Gipfel der Erde in den Jahren 1921 und 1922 schildert Sven Hedin in seinem ‚Mount Everest' (Brockhaus, Leipzig). Ein kulturhistorisch wie geographisch gleich interessantes Werk schenkte uns derselbe Verfasser in ‚Verwehte Spuren. Orientfahrten des Reise-Bengt und anderer Reisenden im 17. Jahrhundert' (ebenda, M. 11.—, geb. M. 15.—), worin er auf Grund seiner genauen Kenntnis des Ostens die Orientfahrten eines durch seine Reisen berühmten und ihretwegen von den Zeitgenossen verspotteten Landsmannes zu rekonstruieren versucht und dabei ein anschauliches Bild des Morgenlandes im 17. Jahrhundert entwirft — eine mühsame Arbeit, denn Bengt Bengtson Oxenstierna wurde durch die Ungläubigkeit des Publikums gehindert, sein Reisetagebuch drucken zu lassen, und das Manuskript ist größtenteils verschollen. — Reiche Belehrung spenden, nur auf ganz anderem Gebiet, auch die Reiseskizzen des Zoologen Ernst Haeckel. Gut und zudem unterhaltsam geschrieben, gehören seine Malaischen Reisebriefe ‚Aus Insulinde' (A. Kröner, Leipzig), die nun in 3. Auflage vorliegen, schon lange zu den reizvollsten Erzeugnissen der Reiseliteratur. Heinrich Schmidt als Herausgeber hat ihnen nun einen neuen, gleich fesselnden Band teils in Zeitschriften verstreuter, teils noch unveröffentlichter Reiseskizzen ‚Von Teneriffa bis zum Sinai' (ebenda) folgen lassen. Beide Bücher sind mit ausgezeichneten farbigen Nachbildungen hübscher Aquarelle des Verfassers geschmückt. Das Weltanschauliche tritt in ihnen hinter der Schilderung von Menschen, Landschaften, Pflanzen und Tieren verhältnismäßig, wenn auch leider nicht völlig zurück, so daß sie wohl die erfreulichste von Haeckels populären Veröffentlichungen darstellen.

Wie Sauter dem Zauber des Orients verfallen, bloß in anderer Weise, mit der

Liebe des Dichters, war der kürzlich verstorbene Pierre Loti. In seinem melancholisch-stimmungsvollen ‚Im Lande der Pharaonen' (Opal-Verlag Paul Aretz, Dresden), das die Mitte einhält zwischen gehobenem Feuilleton und dichterischer Schilderung, klingt ein Unterton von Ressentiment gegen die abendländische Kultur an. Der Verdeutschung von Oppeln-Bronikowski sind gute Aufnahmen des Übersetzers beigegeben. Vergleicht man mit diesem das ‚Zeit- und Reisebuch' eines anderen Dichters, Alfons Paquets ‚Delphische Wanderung' (Dreimasken-Verlag, München), so wird der ganze Unterschied zwischen Impressionismus und Expressionismus deutlich. Paquet gibt knappe Augenblicksbilder in satten Farben, durchsetzt mit schwerblütiger Reflexion, die in ihrer Undurchsichtigkeit nicht selten wahrhaft delphisch wird. Dem Mantel des Propheten, den er zuweilen umwirft, ist seine Statur nicht gewachsen. Interessant ist das Zeitgeschichtliche: Revolutionswirren in Griechenland, Konstantinopel unter Entente-Besetzung. Auf zeitgeschichtliches Interesse rechnet wohl auch seine lyrische Reiseschilderung ‚Der Rhein, eine Reise' (Frankfurter Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. M.; M. 2.20, geb. M. 3.—) — eine Reise vom Gotthard bis zum Hoek van Holland —, obwohl sie mit pretiöser Absichtlichkeit vom Politischen schweigt. Dafür hat Paquet hier auch den Propheten und Grübler zu Hause gelassen und ist rein beschreibender Dichter. — Verwandt mit dieser Reisedichtung ist die von Norbert Jacques, ‚Am Bodensee. Skizzen und Erlebnisse' (Reuß & Itta, Konstanz), die ein farbiges Gemälde dieser gesegneten Landschaft entrollt; Naturbilder, Zeitbilder und historische Reminiszenzen steigen vor dem Leser auf.

Ähnliche Pfade wie Paquet auf seiner ‚Delphischen Wanderung' ist Kronprinz Rupprecht von Bayern vor dreißig Jahren und später wiederholt gewandert. Seine ‚Reiseerinnerungen aus dem Südosten Europas und dem Orient' (Kösel & Pustet, Kempten) schildern, lebendiger und anschaulicher noch als seine indischen Erinnerungen (vgl. ‚Hochland' XX, 1, 667), die Welt des nahen Orients, Bosnien, Dalmatien, Montenegro, Griechenland, die Türkei, das Heilige Land und Ägypten. Die wirren Verhältnisse auf dem Balkan und die seltsamen Zustände in der Türkei unter Abd ul Hamid werden in zahlreichen ergötzlichen Details vor uns ausgebreitet. Auch dieser Band des Reisewerkes des bayerischen Kronprinzen ist mit zahlreichen Illustrationen versehen, die das Landschaftliche und das Architektonische gleicherweise berücksichtigen. Daß die Zustände in der Türkei auch zwanzig Jahre nach Kronprinz Rupprechts Besuch bei Abd ul Hamid viel zu wünschen übrig ließen, das zeigt Generalmajor von Gleichs ‚Vom Balkan nach Bagdad. Militärisch-politische Erinnerungen aus dem Orient' (A. Scherl, Berlin), ein Kriegsbuch eigentlich und kein Reisebuch. Trotzdem sei es hier erwähnt, weil es das Bild des Balkans erst rundet. Es zeichnet sich aus durch die schonungslose Offenheit, mit der ihr Verfasser unsere politischen und militärischen Fehler im nahen Osten aufdeckt. Geradezu unglaublich klingt etwa der Bericht von dem ‚glorreichen' persischen Heer, mit dem wir angeblich verbündet waren — in Wirklichkeit eine Räuber- und Erpresserbande — oder, um Geringeres zu nennen von dem deutschen Konsul in Griechenland, der erklärte, man könne doch nicht von ihm verlangen, daß er Neugriechisch verstehe. Ein Beitrag zur Kriegsschuldfrage sind des Verfassers Beobachtungen vom Jahre 1912 über österreichische Wühlarbeit auf dem Balkan. — Militärisch und politisch eingestellt ist auch das umfangreiche Werk von General Friedrich von Bernhardi ‚Eine Weltreise 1911/12 und der Zusammenbruch Deutschlands. Eindrücke und Betrachtungen aus den Jahren 1911 bis 1914 mit einem Nachwort aus dem Jahre 1919.' (S. Hirzel, Leipzig.) Wenn der Verfasser sich darauf beschränkt hätte, die scharfen und richtig gesehenen Beobachtungen zusammenzutragen, die ihn auf seinen Reisen deutlicher als manchen am Regierungstisch in Berlin Sitzenden sehen ließen, wie das Unwetter der Koalition, des Weltkrieges und der Niederlage über Deutschland heraufzog, daneben noch vielleicht manches auch für den Laien Wertvolle über militärische Dinge gesagt hätte, so wäre das Buch wohl trotz seines extrem machtpolitischen Standpunktes lesenswert geworden. Da er sich aber bemüßigt fühlte, seine machtpolitische Weltanschauung durch eine abstruse Philosophie zu unterbauen — obwohl er doch selbst im Vorwort schreibt, er habe sich niemals ernstlich mit philosophischen Studien beschäftigt! — und nebenher noch in liberaler Theologie zu dilettieren, d. h. eigentlich nicht nebenher, denn diese weltanschaulichen Betrachtungen nehmen den größten Teil seiner Reisebeschreibung ein, ist es schlechthin ungenießbar geworden. Was würde der Verfasser sagen, wenn ein Theologe — und wäre er Generalsuperintendent oder Erzbischof — so frischweg über Strategie schriebe?

Nach diesem unerquicklichen Zusammentreffen ist es umso erfreulicher, auch einem Buche zu begegnen, in dem sich alle wirklichen Vorzüge des deutschen Offizierkorps spiegeln: Treue und Ausdauer und nicht zuletzt eine wahrhaft patriarchalische Fürsorge für die Mannschaften, die sich freilich in den Kolonien den Eingeborenen gegenüber vielleicht stärker ausgewirkt haben mag als in der Heimat. Ich meine das Buch ‚Im Lande des Dju-Dju‘ von Major Hermann Detzner (A. Scherl, Berlin), der eine Grenzvermessungskommission in Nordwest-Kamerun leitete, als einzigen weißen deutschen Begleiter den prächtigen bayerischen Feldwebel Förstl neben sich. Wie beide ihre schwarzen Mannschaften und einander betreuten, dieses Bild echter und gesunder Menschlichkeit leuchtet immer wieder klar zwischen all den bunten Schilderungen von Land und Leuten, Jagdabenteuern und Grenzfestlegungsarbeiten hervor.

Wie Kronprinz Rupprecht hat auch Ernst M. Roloff ‚Im Lande der Bibel‘ (F. Dümmler, Berlin) geweilt. Er reiste mit andächtigem Herzen und offenen Augen; die heiligen Stätten und ihre Bauwerke hat er liebevoll und eingehend geschildert. Die in die Beschreibung der Reiseeindrücke hineinverwobenen historischen Ausblicke machen das Buch besonders lehrreich. Es ist in erster Linie für den Religionslehrer bestimmt, dem es sicherlich gute Dienste tun wird; aber auch jeder gebildete Christ wird das fromme, aber keineswegs frömmelnde Buch, das anschaulich und durchaus nicht schulmeisterlich geschrieben ist, mit Freude und Erbauung lesen. — Eine gefällige Reisebeschreibung aus dem Heiligen Lande ist auch ‚Unter morgenländischem Himmel. Eine Orientreise von Br. Willram‘ (Tyrolia, Innsbruck) der uns auch einen Band bunter, Volksleben, Natur und Geschichte umspannender ‚Skizzen und Bilder aus Italien‘ unter dem Titel ‚Heliotrop‘ (4. Aufl. ebenda) geschenkt hat. Beide Bücher sind in nettem, humorvollem Plauderton geschrieben. — In das katholische ‚Spanien‘ führte den Franziskanerpater Otto Maas eine zu wissenschaftlichen Zwecken unternommene ‚Studienreise während des Weltkrieges‘ (Franziskaner-Missionsverlag, Münster). Durch den Kriegsausbruch fünf Jahre im Lande zurückgehalten, hat er seine Eindrücke und Beobachtungen in einem starken, reichillustrierten, etwas weitschweifigen Band festgehalten.

Auf das Spanien stammesverwandte Südamerika richten sich heute die Blicke vieler Auswanderungslustiger in Deutschland. Zu ihrer Belehrung schrieb Leo Mirau, der ein Menschenalter in Argentinien wirkte, ein kleines ausgezeichnetes Büchlein über ‚Argentinien. Schilderung von Land und Leute‘ (Libreria Mirau, Buenos Aires), knapp, klar und allgemeinverständlich, aus der Praxis für die Praxis. — Reiseskizzen und Stimmungsbilder ‚Aus Südamerika‘ und ‚Aus dem Märchenland Bolivien‘ enthalten zwei kleine Bändchen von Paul Flemming (Xenien-Verlag, Leipzig). Ebbe Kornerup führt uns nach ‚Peru. Das Land der Inkas‘ (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart; geb. M. 2.80). Seine sachliche, viel Tatsächliches bietende Darstellung, die mit einem Unterton romantischer Sehnsucht auch die Vergangenheit des Landes berührt, steht in merkwürdigem Gegensatz zu des Verfassers oben erwähntem kitschigem Indienbuch. — Über Südamerika hinaus in schwer zugängliche Fernen, ‚Durch die Tropen zum Südpolarmeer‘ gelangte Aage Krarup Nielsen auf einer ‚Fahrt mit Walfischfängern‘ (Berlin, Gyldendalscher Verlag), deren Verlauf recht unterhaltsam zu lesen ist, ergötzlich, zumal die Schilderung der Pinguine in ihrem menschenähnlichen Gehaben.

Zu den Kunstbeilagen: Ruth Schaumann, ‚Familiarum columen‘, ‚Die Schatzmusik‘, ‚Die Grabkinder‘, ‚Die königliche gute Nacht‘ vergl. den Aufsatz von Friedrich Fuchs, ‚Ruth Schaumann: Plastik und Dichtung‘ auf S. 192.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Friedrich Fuchs und Dr. Otto Gründler, beide München.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Paul Siebertz in Wien VI, Capistrangasse 4.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur u. Kunst · Herausgegeben von Karl Muth

Drittes Heft 1923/1924 * Einundzwanzigster Jahrgang

Dezember

Jos. Kösel'sche Buchhandlung München u. Kempten


DEUTSCHE PRÄZISIONSUHR
„ORIGINAL GLASHÜTTE“
DEUTSCHE PRÄZISIONS-UHRENFABRIK
GLASHÜTTE (Sa.) e. G. m. b. H.
GLASHÜTTE (Sa.) 40.
Verkaufsstellen
auf Anfrage.



Hugo van der Goes/Anbetung der Hirten

Staat und Volk / Von Friedrich Curtius

Die tiefe Verfeindung der Völker, welche den Weltkrieg überdauert und die moralische Genesung Europas hindert, lebt von einer politischen Ideologie, welche der Wirklichkeit nicht entspricht, der Vorstellung nämlich, daß der Staat das Volk sei. Diese Vorstellung ist der theoretische Niederschlag der nationalen Bewegung des 19. Jahrhunderts, die mit den Freiheitskriegen begann und nach der Mitte des Jahrhunderts zur Bildung des italienischen und des deutschen Nationalstaats führte. Schon die Romantik glaubte an das durch Natur und Geschichte eine Einheit bildende Volk, das sich in den Schöpfungen seines Geistes, in Sprache und Poesie darstellt. Die Jurisprudenz huldigte dieser Anschauung in ihrer Lehre von der Entstehung des Rechts. Nach Savigny lebt das Recht in dem Bewußtsein des Volkes. Es ist nicht durch die Willkür einzelner hervorgebracht, sondern durch den in allen lebenden und wirkenden Volksgeist. Die Rechtssätze entstehen durch das ‚Gefühl innerer Notwendigkeit‘. Daher ist die Gewohnheit, die tatsächliche Übung, als der unmittelbare Ausdruck dieses Gefühls dem Gesetz gleichwertig und fähig, dieses zu ändern und aufzuheben. Savigny betrachtet auch den Staat als das Produkt des im Volke wirkenden unaufhaltsamen Triebs, seine ‚unsichtbare Einheit in sichtbarer und organischer Erscheinung zu offenbaren‘, als ‚die leibliche Gestalt der geistigen Volksgemeinschaft‘. Aber die politische Geschichte des 19. Jahrhunderts ist nicht im Sinne der Romantik verlaufen. Die bildende Kraft des Volksgeistes ist unbewußtes, naturhaftes Wirken, während die revolutionären Aktionen, welche den italienischen und den deutschen Nationalstaat geschaffen haben, höchst bewußte, klar gedachte und energisch ausgeführte Unternehmungen großer Staatsmänner waren, getragen zwar und gefördert durch geistige Strömungen in den Kreisen der Bildung, aber der Gesamtheit des Volkes ebenso durch eine höhere Gewalt oktroyiert wie die Entscheidungen der Diplomaten des Wiener Kongresses. Indessen die Umwandlung der ethnographischen Gemeinschaft in eine politische begründete die Vorstellung, daß nunmehr Staat und Volk identisch und die Nationen selbst in ihren Staaten handlungsfähig geworden seien. Der romantischen Ideologie in Deutschland begegnete die rationalistische Staatslehre der westeuropäischen Demokratie, welcher das neue Reich durch die Annahme des allgemeinen Stimmrechts gehuldigt hatte. Ihr ist der Staat das Produkt des Willens der Millionen von Individuen. Die Konstruktion eines Staatswillens, der nichts andres ist als der Volkswille, wird dadurch möglich, daß ohne das mindeste Bedenken die Mehrheit, welche entscheidet, als gleichbedeutend mit der Gesamtheit betrachtet wird. Aus dem Zusammentreffen dieser beiden Gedankenströme, des deutsch-romantischen und des westeuropäisch-rationalistischen, ist die politische Denkweise entstanden, welche in dem Weltkriege nicht Herrscher, Feldherrn und Staatsmänner im Kampfe sah, sondern riesige Kollektivpersönlichkeiten, die auf Tod und Leben miteinander rangen. Diese Vorstellung war eine Erleichterung des Kriegführens, aber eine furchtbare

Erschwerung des Kriegsunheils. Die Millionen des eigenen Volks sah man als Einheit, in welcher der einzelne nicht mehr als ein selbständig denkendes und fühlendes Lebewesen, sondern als das unendlich kleine Glied eines kolossalen Gesamtwesens erschien, das für ihn dachte und fühlte. In gleicher Weise waren auch die Millionen der feindlichen Völker für den Blick der Abscheu und des Hasses Einheiten, innerhalb deren Unterscheidungen nicht erlaubt wurden. Über Recht und Unrecht bei dem Ausbruch des Krieges, über die Mittel der Kriegführung, über Kriegsziele und Friedensmöglichkeiten gab es nur eine als patriotisch patentierte öffentliche Meinung. Wer von dieser abwich, auch wer an die Verschiedenheit des Grades von Bosheit innerhalb der feindlichen Völker erinnerte, verfiel dem Anathem der Patrioten und der dieses vollstreckenden militärischen Zensur. Die Erscheinung war in allen kriegführenden Staaten die gleiche. Derselben Staatsanschauung entstammte die von allen Regierungen beliebte Behandlung der Personen und des Eigentums der ‚feindlichen Ausländer'. Vor fünfzig Jahren galt es als sichere Errungenschaft des modernen Völkerrechts, daß der Krieg gegen Staaten geführt werde, nicht gegen Menschen. In bewußtem Bruche mit dieser Norm wurde während des Weltkrieges die Kriegswut gegen waffenlose Individuen und ihr Eigentum entfesselt. Derselbe Geist beherrscht den sogen. Frieden von Versailles, welcher eine Fortsetzung und Verewigung des Kriegs ohne Waffen ist.

Alles dies sind praktische Folgen aus der idealistischen Gleichsetzung von Staat und Volk. Was der Theorie als Fortschritt des politischen Denkens erschien, erwies sich praktisch als Rückfall in die Barbarei der Völkerwanderung.

Jellinek schreibt in seiner Allgemeinen Staatslehre: ‚Die Vorstellung, daß die Handlungen einzelner Menschen nicht nur als solche, sondern zugleich auch als Handlungen eines Verbandes gelten, dem sie angehören, entspringt nicht erst der Reflexion des juristisch geschulten Denkens höherer Kulturstufen. Sie gehört im Gegenteil bereits den nationalen Begriffen der Naturvölker an, und heute noch ist in Nachahmung primitiver Ideen das populäre Denken tief von ihnen beeinflußt. Ursprünglich gilt jede nach außen wirkende Handlung des Mitgliedes einer sozialen Gruppe als Handlung dieser Gruppe selbst. Für die Missetat des einzelnen haftet daher die Familie, die Sippe, der Stamm derart, daß das Delikt der Gesamtheit zugerechnet wird.' Wenn diese Betrachtungsweise als eine primitive, naturhafte erkannt wird, so ist schon deshalb anzunehmen, daß sie vor dem gereiften sittlichen Urteil nicht bestehen kann. Sie ist wertvoll für denjenigen, welcher sich, mit Recht oder Unrecht, widerrechtlich geschädigt glaubt. Wenn er die Macht hat, wird er seine Begierde nach Vergeltung und Entschädigung demgemäß ausdehnen. Der Rachsucht ist es natürlich um so wohler, je weiter sie ihre Kreise ziehen kann.

Die Gleichstellung von Staat und Volk dient also keineswegs der politischen Ethik. Die Völker werden erst dann von der Vergiftung durch den

Kriegsgeist genesen und ihre Menschenwürde wiederfinden, wenn sie bei sich selbst und in der Beurteilung anderer Völker zwischen Staat und Volk unterscheiden und sich von der Politik der Staaten lossagen, die in den Krieg geführt und diesen durch einen Frieden beschlossen hat, der an moralischer Schlechtigkeit den Krieg übertrifft.

Tatsächlich gibt es keinen stärkeren Beweis gegen die Kongruenz von Staat und Volk als den Ausbruch des Weltkriegs. Alle beteiligten Völker waren in ihrer überwiegenden Mehrheit weit entfernt, den Krieg zu wünschen. Jede Regierung mußte ihren Untertanen die Überzeugung beibringen, daß der Angriff von dem Gegner ausgehe und die nationale Verteidigung den Eintritt in den Krieg gebiete. Kriegsfreudig waren die Berufssoldaten aller Länder, die unmöglich den ewigen Frieden wünschen können, und diejenigen professionellen Politiker, die, ohne Rücksicht auf das Wohl der Völker, Zielen nachjagten, die im Frieden nicht zu erreichen waren. Wenn man im Juli 1914 Volksabstimmungen veranlaßt hätte, so würden Russen, Franzosen, Engländer, Deutsche mit überwältigender Mehrheit die Erhaltung des Friedens gefordert und ihren Regierungen befohlen haben, einen Ausgleich für die bestehenden Gegensätze zu finden. Der Ausbruch des Krieges war nur möglich, weil die Völker nicht gefragt wurden. Die juristische Wissenschaft will nach Jellineks Worten ‚nicht das reale Wesen des Staats erfassen, sondern den Staat juristisch denkbar machen'. Sie muß die Tatsache erklären, daß bei dem Wechsel nicht nur des Herrschers, sondern der Staatsverfassung die juristische Person des Staats dieselbe bleibt, und daß deshalb die Völker die Lasten tragen müssen, die sich aus den Handlungen ihrer gegenwärtigen und früheren Herrscher ergeben. Diesem Bedürfnisse der juristischen Konstruktion entspricht es, den Staat als die Korporation des Volkes aufzufassen. Dazu führt auch der Sprachgebrauch der römischen Juristen, dem die Rechtslehre seit Jahrtausenden ihre Begriffsbildung entnimmt. Sie sprechen noch in der Kaiserzeit von den ‚Städten, die unter der Herrschaft des römischen Volks stehen', von den ‚Gestaden, auf welche das römische Volk seine Herrschaft erstreckt', und definieren die Staatsgüter als solche, ‚die dem römischen Volke gehören'. Sogar die Steuern, bei denen wir das Volk durchaus als den leidenden Teil zu betrachten pflegen, werden als ‚dem römischen Volke zustehende Abgaben' bezeichnet. Dieser Sprachgebrauch ist ein Rest der antiken Anschauung von der Bürgergemeinde, die sich auf dem Markte versammelt und ihre eigenen Angelegenheiten durch Beratung und Abstimmung erledigt. Auch die ursprüngliche Verfassung der deutschen Völkerschaften gibt der Versammlung der freien und wehrhaften Männer nicht nur das Recht der Gesetzgebung, sondern auch die Entscheidung über Krieg und Frieden. Der letzte Rest dieses altgermanischen Volksstaats ist die Landsgemeinde der Schweizer Urkantone, welche jährlich zusammentritt, die Beamten wählt und alle Angelegenheiten von einiger Bedeutung durch Abstimmung erledigt. Aber diese Verfassungen können sich nur deshalb halten, weil die Kantone nicht mehr souverän sind, sondern Glieder der

Eidgenossenschaft, daher nicht mehr im vollen Sinne Staaten. Der kleine Staat, mit dem die Bürgerschaft wirklich eins ist, kann sich nur unter ganz ausnahmsweisen Bedingungen außerhalb der großen weltgeschichtlichen Auseinandersetzungen behaupten. Im regelmäßigen Laufe der Dinge wird er das Opfer der Reichsbildungen. Erst eine Menschheitsorganisation, welche die großen Reiche bindet, könnte wieder Raum schaffen für den reinen Volksstaat, welcher klein sein muß und, wenn er sich nicht zu verteidigen braucht, auch klein sein darf.

Die vollkommenste Überwindung des Dualismus von Volk und Staat verspricht die Lehre, daß dem Volke in seiner Gesamtheit die höchste Gewalt zustehe. Aber die sog. Volkssouveränität ist eine Täuschung, je größer der Staat, desto mehr. Joseph de Maistre spottete: ‚l'imagination est frappée du nombre prodigieux de souverains condamnés à mourir sans avoir régné.' Taine beschreibt sie als ‚la faculté de donner tous les quatre ans un vote sur dix milles pour nommer ou ne pas nommer un député sur six cents cinquante.' Möglich ist die Demokratie in großen Reichen nur durch die Repräsentation. Diese wird ausgeführt durch die Parteien, die gesellschaftlichen Gruppen, in welche das Volk zerfällt. Die Parteien aber stellen nicht das Volk in seiner Einheit dar, sondern die Kräfte und Tendenzen, welche dieser Einheit entgegenwirken. Es ist daher unzulässig, für Entscheidungen, welche durch Kämpfe, Siege, Niederlagen oder Kompromisse der Parteien entstanden sind, das Volk verantwortlich zu machen.

Wenn die Jurisprudenz die Haftung der Völker für die Handlungen der Staaten anerkennen muß, so tut sie gut, auf eine prinzipielle Motivierung zu verzichten. Es gibt Rechtssätze, die nur den Zweck haben, angesichts eines zweifellos vorhandenen Schadens eine zum Schadensersatz verpflichtete Person zu bestimmen ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld. Bei Beschädigungen durch das Hinauswerfen von Sachen oder das Ausleeren von Gefäßen auf die Straße ist nach römischem Recht jeder Bewohner des Zimmers oder des Stockwerkes zum Schadensersatz verpflichtet. Grund der Haftung ist lediglich die Tatsache des Wohnens in einem bestimmten Teil eines Gebäudes. So müssen heute die Bürger des Deutschen Reiches die heillosen Konsequenzen der früheren Politik und Kriegführung tragen aus keinem anderen Grunde, als weil sie das politische Gebäude ‚Deutsches Reich' bewohnen. Die Gemeinschaft der Staatsbürger ist eine Schicksalsgemeinschaft, eine Genossenschaft des Leidens. Daraus kann sich eine Genossenschaft des Handelns zur Abwehr von Unbilden, zur Beschränkung, vielleicht zum Sturze der Herrschaft entwickeln. Solche Aktionen erwecken den Schein, als wolle nun das Volk in seiner Gesamtheit seine Geschäfte führen. In Wahrheit handelt es sich immer um die Herstellung einer neuen Herrschaft, der gegenüber das Volk notwendigerweise wieder in seine passive Rolle zurückfällt. Wollte man die Haftung des Volks für durch den Staat angerichteten Schaden auf eine Verschuldung gründen, so müßte man in dem Handeln des

Staates den Willen des Volkes verwirklicht sehen. Aber einen Volkswillen gibt es nicht. Es gibt Volksgefühle, Volksstimmungen, Volksleidenschaften, so wie es Volkskrankheiten gibt — in Wahrheit Krankheiten von Individuen, die durch dieselben äußeren Umstände hervorgerufen und durch Ansteckung infolge des Zusammenwohnens verbreitet werden. Leider werden die Volksgefühle, Volksstimmungen, Volksleidenschaften von den Machthabern für ihre Zwecke gebraucht. Aber es gibt keine Volksvernunft, kein Volksgewissen, keinen Volkswillen. Auch der Staatswille, dessen Folgen das Volk tragen muß, ist der Wille einzelner Menschen, welche nach der Verfassung des Staats für diesen handeln, bei einem herrschenden Kollegium der Wille seiner Mehrheit. Das Volk muß es sich gefallen lassen, daß ihm dieser künstlich konstruierte Staatswillen infolge seines Wohnens auf dem Territorium des Staats mittels der Gleichsetzung von Staat und Volk imputiert wird.

Seit dem Untergange der antiken Bürgergemeinde und der altgermanischen Landsgemeinde trifft der Blick in dem Verlaufe der Geschichte nichts anderes als das Entstehen und Vergehen von Reichen, und überall besteht die zweifellose Tatsache: Eine Macht, welche sich innerhalb einer territorialen Begrenzung in einer dafür geschaffenen Organisation auswirkt, und eine Bevölkerung, welche infolge ihres Wohnsitzes innerhalb dieses Gebiets dieser Macht gehorcht. Das Verhalten dieser beiden Potenzen zueinander ist das ewige Problem der Politik, das durch die Gleichsetzung beider nur verdunkelt wird.

In dem Verhältnis des Volkes zu seinem Staat sind drei Stadien zu unterscheiden: das rein passive Ertragen der Herrschaft, ihre verstandesmäßige Bejahung, endlich ihre Anerkennung als des Seinsollenden, die Entstehung des ‚Gefühls innerer Notwendigkeit', einer sittlichen und rechtlichen Volksüberzeugung, durch welche der bestehende Zustand Recht, die herrschende Gewalt Autorität wird. Wenn die Überzeugung des gesamten Volks die Quelle des Rechts ist, so wird auch die Herrschaftsordnung des Staats im vollen Sinne Rechtsordnung erst dadurch, daß diese Überzeugung für sie eintritt. Das Recht ist die Stelle, wo Staat und Volk zusammentreffen. Der Staat kann das Recht nicht entbehren und kann es doch nicht schaffen.

Für die Gewalthaber freilich wäre der ideale Zustand die völlige Unabhängigkeit ihrer Herrschaft von dem seelischen Verhalten der Untertanen. Ein antiker Tyrann beherrschte die entwaffnete Stadt mit einer ausländischen Söldnerschar. Im Zeitalter der Entdeckungen konnte die mit Feuerwaffen versehene Mannschaft eines europäischen Schiffes eine wilde Bevölkerung sich untertänig machen. Die absoluten Herrscher des 17. und 18. Jahrhunderts stützten sich auf ein geworbenes oder ausgehobenes Heer, das, von der Bürgerschaft durch eine tiefe Kluft getrennt, dem Fürsten gehorchte, weil es von ihm genährt und besoldet wurde. Die französische Revolution und der Kampf gegen sie führten zu der allgemeinen Volksbewaffnung. Aber auch das ‚Volk in Waffen' war nur aktionsfähig durch die Organisation des militäri-

schen Kommandos, und alle, welche im Heere kommandierten, waren Berufssoldaten, welche von dem Herrscher ernährt, bekleidet, befördert und ausgezeichnet wurden, abhängiger als die Landsknechte der alten Zeit, weil sie nicht wie diese den Herrn wechseln konnten. Wir haben das Versagen dieses Instruments der Menschenbeherrschung erlebt. In dem Augenblicke, wo die Monarchie bedroht war, verloren die Heerführer das Vertrauen, daß die Truppe ihnen folgen werde. Der gleiche Vorgang ist schon früher beobachtet worden. Tocqueville schreibt in seinen Erinnerungen: ‚Ich habe immer die Beobachtung gemacht, daß die Menschen, die am leichtesten den Kopf verlieren und die sich in Revolutionstagen in der Regel am schwächsten zeigen, die Kriegsleute sind; gewohnt, vor sich eine organisierte Macht und in ihren Händen eine gehorchende Macht zu haben, geraten sie leicht in Verwirrung vor den Schreien des Aufruhrs und angesichts der schwankenden Haltung ihrer eigenen Soldaten, vollends wenn sie mit den Aufrührern gemeinsame Sache machen.‘ Die Franzosen haben aus ihrer reichen Revolutionserfahrung gelernt. Ihre gegenwärtige Bourgeoisrepublik stützt sich, wie die Tyrannen des Altertums, auf volksfremde Truppen, welche ebenso gern auf Pariser Proletarier wie auf Deutsche schießen werden.

Eine nur auf Gewalt gegründete Herrschaft, mag sie nun eine Fremdherrschaft oder innerhalb des beherrschten Volks entstanden sein, kann lange dauern. Aber vollkommen ist sie niemals, weil die Menschen, auf die sie sich stützt, versagen können. Jeder Stoß, der durch das Mittel von Menschen geführt wird, kann durch seelische Hemmungen und Gegenwirkungen abgelenkt werden. Es liegt daher im Interesse der Herrschaft, daß das Volk freiwillig gehorche. Ein solcher freiwilliger Gehorsam ist möglich. Was Hobbes als den Unterwerfungsvertrag bezeichnet, spricht eine in der Regel wirksame Erscheinung des Gesellschaftslebens aus. In revolutionären Zeiten will die Masse herrschen und niemandem gehorchen. Aber im normalen Verlauf des Lebens ist die Meinung des Volkes keineswegs die, daß jedermann am Regiment teilzunehmen wünscht, sondern jeder hat mit seinen eigenen Geschäften genug zu tun und wünscht durchaus nicht, wie der Bürger der antiken Polis, tagsüber auf dem Markte zu sitzen und zu politisieren. Man ist vollkommen damit einverstanden, daß eine Herrschaft bestehe. Aber der Unterwerfungsvertrag ist zweiseitig. Die Herrschaft muß leisten, was von ihr erwartet wird. Das ist an erster Stelle Ruhe und Sicherheit im Innern des Staates. Die staatliche Ordnung muß sich bewähren als Garantie des Rechts und des öffentlichen Friedens. Sie muß auch stark genug sein, Heimat und Volkstum gegen feindliche Angriffe zu schützen. Aber in der modernen Welt ist es unvermeidlich, daß noch eine dritte Forderung an den Staat gestellt wird. Wenn die vollendete Demokratie der Masse das Gefühl ihrer Macht gegeben hat, stellt diese naturgemäß die Forderung, daß die Staatsgewalt vor allen Dingen dafür wirke, ihr ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Was nützt ihr der Rechtsschutz und selbst die Verteidigung des Vaterlands gegen den

äußeren Feind, wenn sie, die durch ihre Zahl zur Herrschaft berufen ist, in Armut und Elend leben muß? In Ländern mit großer Parzellierung des Bodens und einer großen Zahl kleiner Rentner vollzieht sich die Entwickelung der Demokratie zum Sozialismus weniger rasch und hemmungslos. Darauf beruht die behagliche Sorglosigkeit der französischen Bourgeoisie. Aber ihre Sicherheit ist auch nicht unbegrenzt. Die Arbeiter haben stärkere Arme und größeren Wagemut als die kleinen Rentner, die sich mit Angelsport und Dominospiel die Zeit vertreiben. Die Ablehnung des Sozialismus durch die französische Demokratie wird ermöglicht durch die farbigen Truppen. In Deutschland steht das Bürgertum vor der schweren Aufgabe, die sozialistischen Wünsche, soweit dies möglich ist, zu befriedigen, und alle Mittel der Belehrung anzuwenden, um das Volk selbst von der Unausführbarkeit weitergehender Forderungen zu überzeugen. Möglich ist das nur durch die Zusammenarbeit der Führer der Arbeiterschaft mit den nichtsozialistischen Demokraten. Eine Teilung der Nation in sogenannte bürgerliche Parteien und das Proletariat wäre die Organisation des Bürgerkrieges und die Zerstörung des Restes von staatlicher Ordnung, dessen wir uns noch erfreuen. Die Demokratie des Altertums hatte die Sklaverei zur Voraussetzung. Die moderne politische Demokratie hat ihre Erfolge nur dadurch errungen, daß die sozialistischen Massen mit ihr gingen. Sie muß dieser Tatsache Rechnung tragen und Bekämpfung der Armut, gerechte Bedingungen des Arbeitsvertrags und ein menschenwürdiges Leben der untersten Volksklasse als notwendige Ziele staatlichen Wirkens anerkennen.

Alle diese Erwägungen vollziehen sich auf dem Boden des politischen Rationalismus, des verstandesmäßigen Urteilens und Abwägens. Es ist der Boden, auf dem sich die Politiker von gutem Willen zusammenfinden, wenn die Revolution die Grundlagen der Staatsordnung zerstört hat. In meiner Jugend hatte ich einmal ein politisches Gespräch mit einem ausgezeichneten katholischen Priester in Metz. ‚Vous êtes heureux,' sagte mir dieser am Ende unserer Unterredung, ‚vous avez ce que nous n' avons plus, la foi en matière politique.' Heute hätte er keinen Grund mehr, uns zu beneiden. Der Glaube ‚en matière politique' ist auch in Deutschland vernichtet. Die Haltung der Reaktion ist nicht Glaube, sondern Verstockung. Und eine dem religiösen Glauben vergleichbare Überzeugung von der Vollkommenheit und Notwendigkeit der Republik ist nur in einem sehr beschränkten Kreise von Deutschen zu finden. Die Schweizer, welche ihr Staatswesen durch Abfall von einer monarchischen Herrschaft und erfolgreichen Widerstand gegen diese begründet haben, sind gläubige Republikaner. In Deutschland könnte die Republik für das Volksgemüt nur dann einen Wert gewinnen, wenn es ihr gelänge, die furchtbaren Schwierigkeiten der deutschen Gegenwart zu überwinden und dem deutschen Volke innern Frieden und eine geachtete Stellung in der Welt wiederzugewinnen. Bis dahin muß man sich mit einem korrekten Verhalten gegenüber der bestehenden Ordnung begnügen.

Die verschiedenen Stufen des Verhältnisses von Volk und Staat zeigen sich in der Entwicklung der politischen Ethik der christlichen Kirche. Ihr erstes Manifest im 13. Kapitel des Römerbriefes bedeutet nichts anderes als Unterwerfung unter die bestehende Gewalt. Und zwar aus doppeltem Grunde. Erstens: Es besteht keine Herrschaft, die nicht von Gott wäre. Gott hat sie gewollt oder zugelassen. Die staatliche Gewalt hat also keine andere Rechtfertigung als die Tatsache ihres Bestehens. Die paulinische Politik ist Naturlehre vom Staat, Realpolitik. Dabei ist allerdings vorausgesetzt, daß die Tatsache der Herrschaft außer Zweifel stehe. Das Wort des Apostels gibt keine Lösung des Zweifels, wenn das Gleichgewicht der Kräfte ein labiles ist, keine Weisung für das Verhalten der Christen im Bürgerkriege. Eine religiöse Norm dafür gibt es nicht. Wo aber eine herrschende Gewalt besteht, da hat der Apostel nun noch einen zweiten Grund, die freiwillige und aufrichtige Unterwerfung vorzuschreiben. Jede Obrigkeit, sagt er, ist Gottes Dienerin, insofern sie die Herrschaft des Rechts sichert. Der römischen Kaiserherrschaft ist damit ein gutes Zeugnis ausgestellt. Beim Lesen von Tacitus und Sueton entsetzen wir uns über die Greueltaten der Imperatoren. Aber diese Bosheit richtete sich nur gegen die verhältnismäßig kleine Anzahl von Menschen, die dem Herrscher gefährlich werden konnten. Die ungeheure Mehrheit der Untertanen erfreute sich der gesicherten Rechtspflege und des öffentlichen Friedens. In dieser Motivierung der Gehorsamspflicht liegt schon der zweiseitige Unterwerfungsvertrag, welcher der Staatsgewalt Pflichten auferlegt. Der Apostel kennt nur den einen Staatszweck, die Rechtspflege. Von einem ‚Kulturstaat‘, einem sozialen Staat und einem nationalen Staat weiß er nichts. Gerade wegen dieser Beschränkung auf das Elementare, die Rechtspflege der Obrigkeit und den Gehorsam der Untertanen, ist diese Magna Charta christlicher Politik von ewiger Bedeutung. In Zeiten der Auflösung ist die Rückkehr zu dieser schlichten, rationalen und realistischen politischen Ethik die einzige Rettung.

Es ist ein weiter Weg von Paulus bis zu dem politischen Weltbilde des Mittelalters. Die Lehre von den zwei Schwertern knüpft nicht an den Römerbrief an, sondern an eine Stelle des Lukasevangeliums (22, 38), welche nach der kindlichen Auslegung der Zeit das göttliche Recht von Kaisertum und Papsttum begründen sollte. Hier ist nicht die tatsächliche Herrschaft, sondern eine bestimmte, von Gott berufene Macht die Obrigkeit, der man gehorchen soll. Geblieben aber ist die realpolitische Grundanschauung, daß der Staat Macht ist und daß diese Macht dem Recht dienen soll. Die Aufgabe beider Schwerter ist nach dem Sachsenspiegel ‚die Christenheit zu beschirmen‘, d. h. die von der Macht verbürgte Herrschaft des Rechts soll Frieden und Sicherheit geben. Vollständig erreicht wird dieser Zweck nach der mittelalterlichen Weltanschauung dadurch, daß die weltliche Macht im Bunde mit der geistlichen Führerschaft steht, welcher die Gesinnung der christlichen Völker untertan ist. Die Autorität beider Mächte beruht nicht

auf menschlichem Belieben, sondern auf göttlicher Anordnung. Hier ist der Fortschritt vollzogen von dem politischen Naturalismus zu einer auf die religiöse Weltanschauung gegründeten Politik. Der Staat ist eine Naturordnung, welche durch die Gnade vertieft und geheiligt wird. Dadurch entsteht eine die Gewissen bindende Autorität. Jakob Burckhardt nennt einmal die Autorität ein Mysterium. Sie ist der Glaube, daß die herrschende Macht der sittlichen Weltordnung angehört. Durch diesen Glauben wird die Macht geadelt und die Unterwerfung unter sie ein Akt der Freiheit. Hier erst wird durch das Entstehen des ‚Gefühls der inneren Notwendigkeit' die staatliche Herrschaftsordnung im vollen Sinne Recht. Niemals, weder vorher noch nachher, hat die Welt ein gleich vollkommenes, gleich überzeugendes politisches Universalprogramm gesehen wie die Weltanschauung Dantes und des Sachsenspiegels.

Aber die Verwirklichung dieses Programms ist nicht gelungen. Die zwei Schwerter, die in unauflöslicher Harmonie wirken mußten, kehrten sich gegeneinander. Das Kaisertum wollte sich die Kirche untertan machen. Diese hat durch ihren Widerstand der europäischen Kultur einen Dienst geleistet, indem sie den Westen und die Mitte Europas vor der Erstarrung des Byzantinismus bewahrte. Aber die Kirche setzte den Kampf fort bis zur Vernichtung des Kaisertums und zerstörte dadurch das materielle Fundament ihrer eigenen politischen Stellung. Denn sie mußte nun, da die weltliche Universalmonarchie zerbrochen war, zur Durchführung ihrer Mission andere Bündnisse suchen. Dadurch wurde sie in den Machtkampf der Weltmächte verstrickt und abhängig von der Macht, in deren Schutz sie sich begab.

Seit dem Untergange der Ideenwelt des Mittelalters fehlt der Menschheit ein beherrschender metapolitischer Gedanke. Die höchste universale Konzeption, zu der man es brachte, war das Gleichgewicht der Mächte, ein rein mechanisches Prinzip, das in die kriegerischen Allianzen und das Wettrüsten geführt hat. Das 19. Jahrhundert hat in dem Gedanken des nationalen Staates einen neuen politischen Idealismus gefunden, der über den reinen Egoismus des empirischen Staates hinausführt. Daß die durch Natur und Geschichte gewordene, also offenbar von Gott gewollte Einheit und Eigenart des Volkes sich vollenden soll in seinem Staate, ist die Lehre, welche Heinrich von Treitschke mit tiefster religiöser Überzeugung und feuriger Begeisterung verkündete.

Die religiöse Weihe der Monarchie hat in Deutschland das Mittelalter und die Kirchenspaltung überlebt. Sie hat in territorialer Begrenzung an intensiver Kraft sogar gewonnen, indem sowohl die Reformation wie die Gegenreformation den Bund von Staat und Kirche befestigten. Erst die Aufklärung des 18. Jahrhunderts hat mit der kirchlichen auch die staatliche Autorität erschüttert. Der aufgeklärte Absolutismus ist rationalistisch. Er faßt das Verhältnis von Staat und Volk im Sinne des Unterwerfungsvertrags: Gehorsam und Hingabe der Untertanen gegen

Leistungen der Obrigkeit für das Gemeinwohl. Aber die Erhebung Europas gegen Napoleon und die geistige Bewegung der Freiheitskriege hat das alte, autoritative Verhältnis neu befestigt. Der Glaube an die Obrigkeit von Gottes Gnaden hat trotz wachsender Anfechtung das 19. Jahrhundert überlebt. Heute befindet sich Deutschland in der überaus schwierigen Lage, daß es von der höchsten Stufe des Verhältnisses von Staat und Volk auf die niedrigste zurückgeworfen ist. Die Gesinnung, welche früher das Fundament des Staates war, die Treue und die Anhänglichkeit an die ererbte Herrschaft, widerspricht heute der apostolischen Vorschrift des Gehorsams gegen die Obrigkeit, welche die Gewalt hat, und bedroht dadurch das Gemeinwesen mit fortschreitender Auflösung. Mit Stimmungen und Leidenschaft ist nicht zu verhandeln. Aber dem ruhigen und aufrichtigen Nachdenken muß es einleuchten, daß Deutschland um seiner Selbsterhaltung willen den Bruch mit seiner Vergangenheit überwinden und den schweren Weg durch die Demokratie gehen muß. Selbst eine gelungene monarchische Restauration würde es nicht weiter bringen als zur parlamentarischen Regierungsform, würde also die Demokratie nicht außer Wirkung setzen. Vermutlich ist auch diese nicht das letzte Wort der Weltgeschichte. Aber sie ist die Forderung des Tages.

Staat und Volk können so gut zueinander passen, daß der Staat wie die Form erscheint, die sich der Geist des Volkes selbst gegeben hat. Auch bedarf es keiner Worte darüber, wie sehr der Charakter des Volkes die Politik des Staates bedingt und wie bedeutend andererseits der Einfluß ist, den diese Politik auf die Gestaltung des Volkscharakters übt. Aber in ihrem Wesen sind Staat und Volk verschieden. Der Staat ist Macht, Herrschaft, Zwang und Furcht, das Volk Gemeinschaft, Sympathie, Liebe. Der Staat kann kein anderes Ziel verfolgen als Befestigung und Vermehrung der Macht. Der Schutz des Volkstums ist ja die Gegenleistung der herrschenden Macht für den Gehorsam der Untertanen. Wenn nicht die Macht in ihrer Natur den Trieb zu wachsen hätte, so würde die höhere Leistungsfähigkeit für den Schutz des Volkes dieses Verlangen hervorrufen. Darum ist das Handeln des Staates notwendigerweise rein egoistisch orientiert, es gibt keine altruistische Politik. Wie ein Kapitalist unvermeidlicher Weise danach strebt, sein Kapital zu vermehren, damit es auch unter erschwerten Bedingungen den Forderungen des Lebens genügt, so muß der gesunde, gut geleitete Staat die Vermehrung seiner Macht erstreben, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Der Staat muß aber wünschen, das Machtstreben, zu dem ihn seine Natur verurteilt, auch dem Volke mitzuteilen. Wo diese Unterordnung des Volksgeistes, diese Durchdringung des Gefühlslebens der Menge des Volkes mit dem Machtstreben des Staates durchgeführt ist, spricht man von Patriotismus. Ein deutsches Wort dafür gibt es nicht, weil die Sache unserm innersten Wesen fremd ist. Die deutsche Vaterlandsliebe, die auf Anhänglichkeit an die Heimat und Wertschätzung des Volkstums beruht, geht nicht auf Machtgewinn. ‚Römer-

patriotismus — davor bewahre uns Gott!' schreibt der junge Goethe in der Rezension eines Buches über die Vaterlandsliebe. Das klassische Volk des Patriotismus sind die Franzosen, deren Eitelkeit in dem militärischen Ruhm eine durch nichts zu ersetzende Befriedigung findet. Ein ethisch gerichteter Franzose wie Romain Rolland bekennt sich daher offen als Gegner des Patriotismus. Und ohne Zweifel ist dieser die Ursache eines ethischen Konflikts, indem der Mensch, den seine innere Stimme zu brüderlicher Liebe gegen alle Menschen treibt, zugleich ein Glied eines großen Gesamtwesens ist, das kein Gewissen hat und nur durch den Machttrieb und die Selbstsucht geleitet wird. Für die große Masse der Menschen, die dem persönlichen Leben keinen höheren Sinn zu geben weiß als den Wechsel von Arbeit und Genuß, hat der Staat eine überirdische Hoheit. Der Durst des Menschen nach ewigem Leben glaubt seine Befriedigung zu finden durch das Aufgehen in einem höheren Wesen, welches, verglichen mit der Vergänglichkeit des Individuums, eine Art Ewigkeit vorspiegelt. An den großen Gerichtstagen der Weltgeschichte wird man freilich gewahr, daß auch die mächtigsten Reiche ihre Zeit haben. Aber im gewöhnlichen Verlaufe des Lebens vergißt man dies. Der Staat war gestern und wird morgen sein. Er täuscht Ewigkeit vor und flößt deshalb den Sterblichen anbetende Verehrung ein. Daher das Opfer des Volkes für den Staat, durch das die endlose Tragödie der Geschichte möglich wird. Dem Streben des Staates, sich der Seele des Volkes zu bemächtigen, dient die monopolisierte Erziehung. Wenn die Alleinherrschaft des Staates auf diesem Gebiete durchgeführt wäre, so würde sie aus dem Nachwuchs des Volkes lauter Menschen bilden, für welche der Staat das höchste Gut und die volle Hingabe an ihn die vollendete Sittlichkeit wäre. Auf diese Weise könnte die Identität von Staat und Volk, das Aufgehen des Volkes im Staat und folgeweise die Menschwerdung des Staates erreicht werden. Die Staatsschule und auf sie folgend der militärische Dienst waren die beiden Erziehungsmittel, durch welche der alte Staat wirkte. Er hat darin Großes geleistet. Es war gewiß nicht alles gut, was der Mann in der Kaserne lernte. Aber die Unterordnung aller persönlichen Gefühle und Wünsche unter die Anforderungen einer großen, überpersönlichen Aufgabe, die Anstrengung körperlicher Kraft und Einsetzung seelischer Energie bis an die äußerste Grenze der Leistungsfähigkeit, die Selbstverständlichkeit der Pflichterfüllung und die Gewohnheit des Zusammenwirkens mit den Kameraden waren sittliche Werte, die jedermann in der Schule des Heeres gewann und die eine höhere Vorstellung von dem Sinn des Menschenlebens vermittelten als die Beschränkung des Gesichtskreises auf Arbeit und Genuß. Auch das staatliche Schulwesen hat Großes geleistet, und wenn dem deutschen Volke nach der Katastrophe das Schicksal Rußlands erspart blieb, so dankt es dies nicht zum mindesten den Leistungen der deutschen Volksschule. Aber der Weltkrieg hat den Fluch des Machtkampfes der Staaten und die Bedenklichkeit des ihm dienenden Patriotismus offen-

bart. Wie allgemein das empfunden wird, zeigt das Festhalten der siegreichen Völker an der Schuldlüge. Obwohl der Ausgang günstig gewesen ist, will doch keine Macht und kein Staatsmann die Verantwortung für den Krieg tragen. Man scheut sich vor dem besseren Teil der Menschheit, auch der eigenen Nation, der mit Entsetzen und mit Abscheu auf das Elend, insbesondere den moralischen Schaden blickt, den vier Kriegsjahre verursacht haben. Wenn man im Vertrauen auf die Heilkraft der Natur den Verlust an Menschenleben und an wirtschaftlichen Gütern verschmerzen möchte, so bedroht die Verderbnis der Menschenseelen durch die Kriegspsychose und die Kriegspraxis das sittliche Gefühl und die Idee der Humanität, die Voraussetzung sittlichen Strebens. Die europäische Menschheit erlebt jetzt eine Krisis ihrer seelischen Entwicklung, wie sie Iphigenie schildert, wenn sie zu den Göttern fleht:

„Rettet mich
Und rettet euer Bild in meiner Seele!"

Daß diese Rettung nicht aus der Politik der Staaten kommen kann, haben die Sieger von 1919 anerkannt, indem sie die Satzung eines sogen. Völkerbundes in den Friedensvertrag von Versailles aufnahmen. In der Idee des Völkerbundes liegt zweierlei: die Gesamtheit der Staaten soll herrschen über die einzelnen Staaten, und die Völker sollen herrschen über die Staaten. Aber von den Völkern ist in dem Genfer Weltkongreß nicht mehr zu sehen als in den Diplomatenversammlungen früherer Zeiten. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die Verhandlungen eine gewisse Publizität haben und die Vertreter der Staaten nach dem Beifall der Zeitungsleser streben, weshalb die Regierungen ihre besten Redner entsenden, die durch Glanzleistungen der Eloquenz das internationale politisierende Publikum unterhalten. Daß der Völkerbund eine den Staaten übergeordnete Macht darstelle, ist schon dadurch ausgeschlossen, daß er, mit einigen unbedeutenden Ausnahmen, nur einstimmige Beschlüsse fassen kann, also jede Regierung, die lediglich ihr eigenes Interesse verfolgt und Recht und Menschlichkeit verhöhnt, den Widerspruch aller anderen nicht zu scheuen braucht. Die politischen Rationalisten, welche an die durchgreifende Wirkung von Verstandesoperationen in der Politik glauben und die Naturkräfte des Gefühls und der Leidenschaft außer Betracht lassen, sind schon durch den Namen des Völkerbundes hochbeglückt und halten es für möglich, dieses Gebilde so zu vervollkommnen, daß es der Menschheit den ewigen Frieden garantiert. Aber wenn man sich das denkbare Maximum einer Vervollkommnung der Völkerbundssatzung verwirklicht denkt, nämlich eine Bundesversammlung, die durch Majorität Beschlüsse faßt, denen jeder einzelne Staat gehorchen muß, so verstieße eine solche Verfassung gegen das Naturgesetz, welches den Ausgangspunkt aller Politik bildet, daß die Befugnis zu befehlen dem zustehen muß, der die Macht hat. Venezuela und Finnland können bei einer Abstimmung England und Frankreich überstimmen. Aber sie können diese Mächte nicht zwingen, einen so zustande

gekommenen Beschluß auszuführen. Die Gefahren, welche aus der Souveränität der Staaten entstehen, können nur durch deren Einschränkung überwunden werden. Dazu gehört eine überlegene Macht, welche innerhalb ihres Bereiches die Staaten zwingt, Frieden zu halten und auf alle Projekte, die nur mit Gewalt ausgeführt werden können, zu verzichten. Eine solche Macht wird nie durch verständige Erwägung und dementsprechende Beschlußfassung aller beteiligten Staaten entstehen. Die Bildung des Völkerbundes gelang nur, weil dessen Ohnmacht durch die Satzung festgelegt wurde. Das Zutrauen zu rein rationalen Operationen ist die Schwäche des vulgären Pazifismus. Nur ein erfolggekrönter Imperialismus kann eine Friedensordnung der Staaten verwirklichen. Lebenskräftige politische Gebilde entstehen nur auf einem Naturgrunde, nicht durch eine Verstandesoperation.

Aber freilich kann eine neue Machtordnung zwischen den Staaten wie innerhalb des Staates nur Bestand haben, wenn sie von einer in den Völkern wirkenden Überzeugung von dem Seinsollenden, dem ‚Gefühl innerer Notwendigkeit' getragen wird. Die meiste Aussicht für die Bildung eines solchen Geistes schien der Sozialismus zu bieten, welcher den Staat in den Dienst des allen Menschen gemeinsamen wirtschaftlichen Bedürfnisses stellt. Aber gerade wegen dieser rein ökonomischen Orientierung ist der Sozialismus kein produktives politisches Prinzip. Die Völker spüren in der Berührung mit ihm, daß der Mensch nicht von Brot allein lebt und daß sie der Führung durch einen Gedanken höherer Art bedürfen. Im Juli 1914 gelang den Regierungen, in der Überstürzung der politischen Aktionen, die Überraschung der öffentlichen Meinung auch in der Masse des Volkes, so daß eine Erörterung der Kriegsursachen und Kriegsziele nicht stattfand und alles Volk wie im Rausche in den Krieg zog. Die Wiederholung dieses Vorgangs ist immer möglich. In Frankreich ist offenbar das Proletariat gegenüber dem kapitalistisch-afrikanischen Bourgeoisregiment machtlos. Auch die englische labour-party, welche Gerechtigkeit gegen Deutschland und Völkerversöhnung vertritt, hat keine Aussicht, die Mehrheit im Parlament zu gewinnen, und ihr Sieg würde die französische Gewaltpolitik nicht beeinträchtigen, da sie unbedingt pazifistisch ist. Das ist die Gefahr des Pazifismus, daß nur sein gleichzeitiger und völliger Sieg in allen Staaten dem Weltfrieden dienen würde. Wird nur e i n Staat pazifistisch, so bedeutet das die Herausforderung der Gewaltpolitik in allen andern.

Vor hundert Jahren wurde der Versuch unternommen, die Religion zur Grundlage einer neuen Staatenordnung zu machen, welche den Krieg ausschließen sollte. Der Fehler in der Ideologie der Heiligen Allianz bestand in der Gleichsetzung der Staaten mit den Souveränen. Diese können Christen sein und demgemäß handeln. Aber die Staaten können nicht Christen sein. Sie sind unpersönliche Machtgebilde mit einem prinzipiell egoistischen Daseinszweck. Sie haben keine Vernunft und kein Ge-

wissen, sondern nur Willen. Aber in den Völkern kann der religiöse Gedanke, der sich mit dem Menschheitsgedanken deckt, infolge der jammervollen Erfahrungen, die sie mit dem ungebändigten staatlichen Egoismus gemacht haben, neu erwachen. Während des Krieges war, mit seltenen Ausnahmen, auch die Frömmigkeit ganz eingefangen in dem Netze des Patriotismus, so daß selbst die Gottesvorstellung ein nationalistisches Gepräge erhielt. Zur Zeit findet eine Gegenwirkung statt. Die kirchlichen Gemeinschaften, vom Papst bis zu den Quäkern, arbeiten für die Befreiung der Religion vom Nationalismus. In der Tat leben wir in einer für die Zukunft des Christentums entscheidenden Epoche. Von den im Kriege besiegten Mächten hat zuerst die Türkei ihr Haupt wieder erhoben und unter dem Jubel der islamischen Welt von Indien bis Marokko die Weltherrschaft der Sieger und ihre Einigkeit in Frage gestellt. Der Islam ist heute in viel höherem Maße eine politische Macht als das Christentum. Und zwar nicht durch eine überlegene Organisation, sondern weil die Völker gläubig und von einem starken religiösen Gemeingefühl durchdrungen sind. So können auch die Frieden schaffenden Kräfte des Christenglaubens nur durch eine Erneuerung des religiösen Lebens in den Völkern wirksam werden. Für die christliche Weltbetrachtung gibt es feindliche Staaten, aber nicht feindliche Völker. Die Menschen, welche unter dem Namen „Volk“ zusammengefaßt sind, stehen alle demselben schweren Problem gegenüber. Als ein denkendes, mit Vernunft und Gewissen begabtes Wesen ist der Mensch verantwortlich nicht nur für seine Handlungen, sondern auch für seine Urteile und Gesinnungen. Und doch ist er ein Glied des gewaltigen Kollektivwesens, dem er durch die Natur angehört. Durch diese Eingliederung in den Staat seines Volkes hat der Mensch an dessen Handlungen teil und muß sie, soweit als möglich, zumal dem Ausländer gegenüber, vertreten, ohne doch auf die Freiheit und Verantwortung des persönlichen Urteils zu verzichten. Mißgriffe in der Lösung dieser Aufgabe sind unvermeidlich und entschuldbar und dürfen daher weder bei dem Landsmann noch bei dem Fremden erbittern. Aber aller gute Wille muß sich darauf richten, die Stimme des individuellen Gewissens so zu kräftigen, daß sie nicht vor dem Andrang von Kollektivmeinungen und Kollektivgefühlen verstummt. Das ist Bewährung der Frömmigkeit in der Politik. Die Idee der Menschheit ist ein Glaubenssatz, ein Element der christlichen Weltanschauung. Im Sinne des Menschheitsbewußtseins zu arbeiten, ist christlicher Pazifismus, die rechte, praktische Lösung des Problems von Staat und Volk.

Manzoni / Von Paul Graf Thun-Hohenstein

Es ist nicht so gar lange her, daß in Deutschland das Interesse an der Romantik neu erwacht ist, und es hat fast etwas Wunderbares, wenn man sich daran erinnert, daß gerade das jahrelange Leid und die Härten der Kriegszeit es waren, die bei uns dem romantischen Gedanken neue Schwungkraft gegeben haben. In diesen Tagen war Hölderlins Hyperion vergriffen, aus der Heimat verschwunden, aber draußen, in den Schützengräben, in tausenden von Exemplaren verbreitet! Die zünftige Forschung förderte diese Bewegung: in raschem Nacheinander erschienen Werke aller Art über die deutsche Romantik, vergessene Dichter jener Zeit wurden mit allen ihren Wurzeln ausgegraben, halbvergessene durch schöne Neuausgaben ihrer Schriften wieder ans Tageslicht gerückt; Eichendorff wurde populär wie nie vorher.

Wie die Verhältnisse damals lagen, ist es nur zu begreiflich, daß dieses blühend erwachte Interesse vorerst auf die deutsche Romantik beschränkt blieb; und wenn der Laie schon seit jeher vielfach die irrige Ansicht hegte, daß die romantische Bewegung etwas spezifisch Deutsches gewesen sei, so konnte in diesen Tagen naturgemäß stärkeres Interesse an der romantischen Bewegung in den übrigen germanischen und in den romanischen Ländern nicht wohl wach werden.

Seither ist es anders geworden: und freilich widerspräche es auch der Gründlichkeit und Gerechtigkeit deutschen Forschersinns, wenn er sich nicht alsbald wieder aufgemacht hätte, ‚die Weiten der Erde zu durchschweifen‘.*

Das schöne Land Italien, dem wir uns heute zuwenden wollen, hat, so gut wie Deutschland, seine Romantik mit ihren jubelnden Bannerträgern und ihren heftigen, ja dort vielleicht ganz besonders heftigen Widersachern gehabt, auch dort sind über den ersten Jugendrausch der Romantik hundert Jahre hinweggegangen. Manches hat dem Wechsel der Zeiten nicht standhalten können, vieles von dem, was einst feurig und geistvoll schien, ist heute schal und leer, vergeben und vergessen. So wie anderswo auch. Jederzeit aber hat der Italiener das Andenken seiner großen Dichter in Ehren gehalten, und er hat, vielleicht mehr als andere Nationen, ihre Meisterwerke ständig vor Augen und im Herzen gehabt, er hat sie auch wirklich immer gelesen!

So ist es denn nicht verwunderlich, daß Alessandro Manzoni, der anerkannte Inaugurator und Führer der Romantik in Italien, dessen 50. Todestag in dieses unser Jahr 1923 fällt, in seiner Heimat im un-

* Ein jüngster Beleg hierfür ist die vom Theatinerverlag in München in Angriff genommene schöne Ausgabe der Werke von Alessandro Manzoni, herausgegeben von Hermann Bahr und Ernst Kamnitzer. Bis jetzt liegen drei stattliche Bände vor, von denen zwei den Roman ‚Die Verlobten‘ und einer die bis jetzt in Deutschland so gut wie unbekannten Schriften zur Philosophie und Ästhetik enthalten.

unterbrochenen Genusse eines Ruhmes steht, der nicht nur von der Literaturgeschichte aufbewahrt und den kommenden Geschlechtern vererbt wird, sondern in den Herzen unzähliger Leser weiter und weiter blüht. Schon ein Blick in die überaus reichhaltige Manzoniliteratur muß dies auf überraschende Weise kundtun. Welchem deutschen Dichter wäre jemals eine so wunderbar kommentierte und dokumentierte Volksausgabe zuteil geworden wie z. B. die von Alfonso Bertoldi besorgte billige Florentiner Ausgabe der ‚Poesie liriche‘ von Manzoni? Keine Ausstattung, keine Aufmachung, aber eine Fülle von Bemerkungen aller Art! Fast jeder Vers ist paraphrasiert und in Wort oder Ton zurückgeführt auf italienische Heroen der Dichtkunst, auf Tasso, Ariost, Dante, auf Vergil, Horaz, ja selbst auf Homer und auf Shakespeare. Deutlich ist hier das Bestreben fühlbar, dem Volke den innigen Zusammenhang seiner großen neuzeitlichen Dichter mit dem ihm längst vertrauten klassischen Parnaß darzutun, um so diese Dichter im wahren Sinne des Wortes ins Herz des Volkes, also ins Sonnenlicht der Ewigkeit zu führen.

Wodurch hat Manzoni diesen hohen Flug seines Andenkens verdient? Und was kann er uns Menschen von heute und morgen, was kann er der Welt immer weiter bedeuten, er, der vor 100 Jahren lebte und blühte und nun schon 50 Jahre tot ist? Um diese Frage zu beantworten, mag es sich lohnen, vorerst die Stellung Manzonis in der Dichtung seiner Tage und seiner Heimat näher zu betrachten. Denn zweifacher Sinn liegt im Wesen jedes echten Dichters verborgen: der erste ergibt sich unmittelbar aus seiner natürlichen Einfügung in ein bestimmtes Land, in eine bestimmte Zeit; es gilt zu untersuchen, woher der Dichter kam, oder, besser gesagt, woher sein Dichten kam und wohin es sich wandte, was für Wirkungen es hinterließ. Der zweite, der große, der Weltsinn eines Dichters liegt in der Wirkung seiner Persönlichkeit und seines Werks über sprachliche und politische Grenzen hinaus ins Weltweite der Menschheit, in die Unendlichkeit der Menschenseele auf Erden.

Fürs erste will ich nun gleich bekennen: wir wissen hier wenig von Manzoni. Er war der Wortführer der italienischen Romantik, hat die berühmte, durch Goethe uns vertraut gewordene Ode auf den Tod Napoleons gedichtet und hat die ‚promessi sposi‘ geschrieben, einen großen Roman, dessen Namen jeder kennt, den aber nicht Allzuviele gelesen haben. Das ist ungefähr alles. Und sagt nicht Goethe selbst gelegentlich, da von jener Ode die Rede ist, zu Eckermann: ‚Die Ode ist vortrefflich. Aber finden Sie, daß in Deutschland einer davon redet? Es ist so gut, als ob sie gar nicht da wäre, und doch ist sie das beste Gedicht, was über diesen Gegenstand gemacht worden.‘ — So wird es denn nicht überflüssig sein, zunächst das Herkommen und die unmittelbare Bedeutung Manzonischer Dichtung in Kürze darzulegen.

Der große Tasso war tot. Italien, weit davon entfernt, ein einheitliches Gebilde zu sein, stand unter drückender Fremdherrschaft; es ging

wie eine Ermüdung und Erschlaffung über die ganze apenninische Halbinsel, die doch erst der gesamten Welt jener Zeiten das goldene Göttergeschenk des Humanismus dargereicht hatte. Was an Verfallsmomenten schon in Tassos Dichten zu spüren war, macht sich in der Literatur dieser Zeit breit und schleppend fühlbar. In süßlicher Tändelei und bombastischem Schwulst droht die Muse traurig zu ersticken. Die Großen dieser Erde waren allmächtig, ihre Gunst mußte erbuhlt werden, die niedrigste Form der Adulation war Selbstverständlichkeit, man kroch, man schmeichelte, man machte Verse!

Merkwürdig genug, daß am Ausgang des 17. Jahrhunderts Hilfe von allerweitester Ferne zu kommen schien: Königin Christine von Schweden, die Tochter des großen Gustav Adolf, keine junge, faszinierende Erscheinung, durchaus nicht etwa das Frauenideal jener Tage, vielmehr der männlich-herbe Typus der Konvertitin — Königin Christine war es, die in Rom einen Dichterkreis um sich sammelte, die berühmte ‚Arcadia', an deren Stiftung ausdrücklich die Bedingung geknüpft war, daß die ihr angehörenden Dichter sich aller Schmeicheleien und Lobgedichte auf die königliche Stifterin zu enthalten hätten. Die Richtung der Arcadia war klassizistisch, ihre erste Tätigkeit vorwiegend kritischer Natur; in den Vordergrund gerückt erschien die sittliche Aufgabe der Dichtkunst, so in den berühmten patriotischen Sonetten des Vincenzo da Filicaia und in den geistlichen Kanzonen des Grafen Lemene.

Freilich blieb auch der Arcadia eine Wandlung nicht erspart: als der Barockstil sich zum Rokoko verschnörkelte, wurde auch die Dichtung galant und höfisch, mehr bedacht auf Gefälligkeit der Form als auf die Erfüllung sittlicher Aufgaben. Zählte schon die erste Arcadia Francesco Redi, den Hofdichter in London, zu den ihren, so entsandte die spätere Arcadia aus ihren Reihen die Dichter Apostolo Zeno und Abbate Metastasio, den bekannten Melodramatiker, als Hofdichter in das Wien Karls VI. und Maria Theresias.

Rettung aus dem in unfruchtbares Antikisieren und in die früheren Schmeicheltöne verfallenen Stil der Arkadier kam der italienischen Dichtung von der Satire und vom Burlesken her, und — wie so oft — hat auch hier die leichte, witzbeflügelte Komödie der langsam einherschreitenden Tragödie den Weg geebnet. Und es war nötig: aller Aufschwung, den die arkadische Dichtung aus dem Sumpf des Secento genommen, drohte in sich zusammenzufallen, zu einer leeren Geste zu werden. Zugleich war es wieder fremder, nordischer Einfluß, der Besinnung und Wendung zum Besseren brachte; in England waren die moralisierenden Wochenblätter Mode geworden, und bald wurde dieses Beispiel in Oberitalien nachgeahmt. In Venedig und in Turin erschienen Zeitschriften nach englischem Muster. Sie wandten sich gegen die Unsitten des gesellschaftlichen Lebens und gegen den schlechten Geschmack in der Literatur, der sich für sie in der ‚Arcadia' verkörperte. Sie waren die Bahnbrecher für den hochbegabten Satiriker Abbate

Parini, den ‚Revolutionär vor der Revolution‘, wie er genannt wurde, dessen Einfluß auf Manzoni unverkennbar ist. Eine wirklich fühlbare Abkehr vom arkadischen Stil brachten die berühmten Stücke Carlo Goldonis, die den Aufschwung der uralten Stegreifkomödie zum echten Lustspiel bedeuten, und die phantasievollen Märchendramen des Grafen Carlo Gozzi, dem Schiller das Turandot-Motiv verdankt. Durch Zurückgreifen auf Sprache und Sitte des Volkes war das italienische Lustspiel geworden, aus flammender Liebe zum Vaterlande, aus tiefem Gefühl für die Schönheit der Muttersprache erwuchs das hohe Drama, das Werk Alfieris.

Graf Vittorio Alfieri war ein strenger Meister, der seine Gestalten typisierte, an den drei dramatischen Einheiten unverrückt festhielt und dessen heißestes Streben es war, das italienische Trauerspiel auf dem von Corneille, Racine und Voltaire vorgezeichneten Wege zur höchsten Blüte zu bringen. Für die Sprache hatte Alfieri so gut wie kein Vorbild; französisch erzogen, wie der gesamte oberitalienische Adel dieser Zeit, ließ er sich erst in vorgerückten Jahren in Florenz nieder, um das Toskanische zu erlernen und seiner Muse dienstbar zu machen: er hat im wahren Sinne des Wortes seine Sprache selbst geschaffen. Seine Bedeutung ist nicht zu unterschätzen, doch konnte er nicht ganz einer Gefahr entgehen, die Goethe einmal, von jener Zeit sprechend, in drastische Worte gekleidet hat: ‚der Gefahr, das Entschlafene, für uns Mumienhafte, vertrocknet an sein Herz zu schließen.‘ Diese Gefahr zu überwinden, war erst unserm Dichter vorbehalten, und wir sind nun auch in dieser kurzen Betrachtung hart an Manzoni herangerückt.

Das 18. Jahrhundert war unter Stürmen und Kämpfen zur Neige gegangen. Im Jahre 1803, da Alfieri starb, war Alessandro Manzoni 18 Jahre alt geworden. Wir wollen uns hier nicht mit biographischen Details aufhalten; wichtiger ist es, den Einflüssen nachzugehen, die bis dahin auf den jungen Mann eingedrungen sein mochten. Zwei Umstände verdienen hier besonders hervorgehoben zu werden: einmal, daß die Erziehung des Knaben in geistlichen Händen gelegen war, wie es sich damals sozusagen von selbst verstand; dazu kam noch, daß die Ehe seiner Mutter, der hochbegabten Giulia Beccaria, mit dem um viele Jahre älteren Grafen Pietro Manzoni schon bald nach der Geburt ihres einzigen Kindes, unseres Dichters, in die Brüche gegangen war. Dies mochte die besorgte Mutter ganz besonders dazu bewogen haben, ihren Sohn schon in seinem 6. Lebensjahr außer Haus zu geben. Die Erziehung, die er solcherart genoß, war streng; kaum der Schule entwachsen, hat sich Manzoni in harten, abfälligen Worten über sie geäußert; später, als die Reife der Jahre ihn milder denken lehrte, hat er dieses Urteil als ungerecht bezeichnet, doch blieb er der Meinung, daß die, die ihn zu erziehen hatten, selbst gar sehr der Erziehung bedurft hätten.

Den zweiten, mächtigen Einfluß mußte auf Manzoni die Geistesrichtung jener Zeit der Aufklärer ausüben, und wir können diesen Einfluß,

dem sich kein Denkender am Ausgang des 18. Jahrhunderts hat entziehen können, in dreifacher Gestalt an unsern Jüngling herantreten sehen. Zuerst als die Einwirkung eines älteren Anstaltskameraden, der — nach dem eigenen Zeugnis des Dichters — in sein christlich erzogenes Gemüt die ersten Glaubenszweifel goß, aus denen der sogenannte **Atheismus** des jungen Manzoni erstand, auf den wir noch zu sprechen kommen werden. Zum zweiten war es der Zauber des großväterlichen Hauses in Mailand, in dem Manzoni seine freie Zeit verbrachte, der ihn ähnlichem, ergänzendem Sinne auf das empfängliche Gemüt des aufgeweckten Knaben wirken mußte, und dies um so mehr, als ihm ja der Genuß des Vaterhauses nicht beschieden war. **Marchese Cesare Beccaria** war einer der angesehensten Rechtsgelehrten seiner Zeit; sein Zirkel war einflußreich und stand allen geistigen Strömungen jener Epoche offen; die politische Konstellation aber und die geographische Lage Mailands brachten es mit sich, daß alles Neue auf geistigem Gebiet nicht etwa von Florenz oder Rom, sondern von Paris bezogen wurde, jenem Paris, das eben die Saat seiner Enzyklopädisten in blutiger Ernte aufgehen ließ.

Während der alte Beccaria seinen berühmt gewordenen Ausspruch tat, daß große Republiken sich vor Despotismus nur dadurch schützen können, daß sie sich in eine Anzahl föderativ zusammengeschlossener kleiner Republiken teilen — ein Ausspruch, der das Staatssystem der Schweiz und Nordamerikas tatsächlich beeinflußt hat —, wurde für den kleinen Manzoni, seinen Enkel, das Wort ‚Freiheit' das Zauberbanner, dem er Denken und Fühlen weihte. Man erzählt, daß sein geistlicher Lehrer ihn empfindlich strafen mußte, weil er sich beharrlich weigerte, die Worte **König**, **Kaiser**, **Papst** mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben!

Was mochte in diesen Jahren, die in jedem Menschen so nachhaltig das spätere Leben beeinflussen, Manzonis Lektüre gewesen sein? Die Dramen **Alfieris**, seines engeren Stammesgenossen, die Oden und Satiren **Parinis**, endlich die Schriften **Vincenzo Montis** und **Ugo Foscolos**, zweier neuer Sterne am literarischen Himmel Italiens.

Die Einflüsse sind unverkennbar: aus Alfieri erwuchs dem jungen Dichter die Sehnsucht nach einem von antiken Vorbildern losgelösten, freien Drama, das in gereinigt dahinfließender Sprache patriotische Gedanken verherrlicht, der Schwung Parinischer Oden beflügelte die poetische Neigung des Heranwachsenden, während Parinis Satiren seinen Wunsch nach einem tätigen, aus Schwelgen und Nichtstun sich emporhebenden Leben befestigten. Und Vincenzo Monti? Welcher Art war der Einfluß dieses Dichters? Ein Jünger Alfieris, hätte er seinen Meister durch sein reiches, überströmendes Talent überflügeln müssen, wenn er nur etwas von Alfieris künstlerischem Gewissen, etwas von seiner harten, schwieligen Arbeitskraft besessen hätte. Montis Einfluß auf den werdenden Manzoni ist nicht zu unterschätzen, denn in seinen Werken, mögen sie auch großenteils unvollendet geblieben sein — auch dies ein Charakterzug Montis —, in seinen Werken zeigt sich zum

erstenmal der Niederschlag nordischen, germanischen Dichtens: seine Oden lassen Klopstocks Dichtkunst fühlen, viele seiner reimlosen Verse muten wie eine freie Übertragung aus ‚Werthers Leiden' an, in seinen Dramen ist Shakespeares Einfluß zu spüren. Und noch eins muß der Psychologe vermerken: Monti, damals von allen Jungen umjubelt, war der erste Dichter, den der junge Manzoni leibhaftig zu sehen bekam! Die Wirkung war unbeschreiblich tief und nachhaltig, wie die Erscheinung eines Gottes — sagt einer von Manzonis Biographen.

‚Werthers Leiden' waren auch dem jüngsten der genannten Autoren, Ugo Foscolo, durch den Kopf gebraust, als er im Jahre 1802 mit seinem rasch berühmt gewordenen Buch ‚Le ultime lettere di Jacopo Ortis' öffentlich hervortrat. Uns späten Nachfahren ist diese wunderbare, sturmgleich alles mit sich fortreißende Wirkung von Goethes Jugendwerk nicht mehr so recht im Bewußtsein. Monti und Foscolo — beide kannten ‚Werthers Leiden' nur aus einer mehr schlechten als rechten französischen Übertragung. Und doch war auch in Italien die Wirkung dieses neuen literarischen Tranks, sozusagen schon im dritten Aufguß, überwältigend stark!

Manzoni war 20 Jahre alt geworden; es drängte ihn in die Weite, ins Freie. Was war damals die Weite, das Freie? Immer noch Paris, das alte Paris der Aufklärerzeit, über das die große Revolution hinweggebraust war, in dem der große Napoleon sich schon gewaltig erhoben hatte. Aber immer noch waren die kleinen Salons in Blüte, in denen die Freigeister dieser Zeit, die kleinen Voltaires, Rousseaus, Diderots — denn die großen Vorbilder waren längst dahin! — ihren Skeptizismus in der kleinen Münze geistreicher Sätze und paradoxer Pointen zum besten gaben. In solcher Umgebung lebte Giulia Beccaria, Manzonis Mutter, und solcher Art war auch der Salon, in dem sie ihre Abende zu verbringen pflegte; es war dies die sogenannte ‚Maisonnette' der Marquise von Condorcet, der Witwe des bekannten Mathematikers und Enzyklopädisten. In ihrem Hause wurde auch der junge Alessandro alsbald heimisch.

Anfänglich mochte ihn der leichte, brillante Ton, dessen Widerhall ihn schon im großväterlichen Hause in Mailand fasziniert hatte, völlig in seinen Bann ziehen; aber doch war schon Paris allgemach im Begriff, ein anderes zu werden; die große Zeit der Enzyklopädie war vorbei, neue Geister regten sich. Damals waren es vor allen Chateaubriand und Frau von Staël, die mit neuen Ideen auf den Plan getreten waren. Als Manzoni nach Paris kam, waren zwei große Werke dieser Neuerer bereits erschienen und in aller Munde: das kritische Buch ‚De la littérature' der Frau v. Staël und Chateaubriands ‚Génie du Christianisme'. Auch diese Werke übten damals eine tiefere und stürmischere Wirkung aus, als der Leser von heute begreifen möchte. Sie brachen die Bahn, die Romantik begann ihren Siegeszug. Vertreter der neuen Richtung fanden auch in den Salons Eingang, die bisher den alten Göttern gedient hatten; dort lernte nun auch der junge, wißbegierige Manzoni, der bisher, freilich mehr unbe-

wußt, in Voltaires und Rousseaus Stapfen gegangen war, das Umstürzende der neuen Lehre kennen. Vor allem war es die rasch, aber fürs ganze Leben geschlossene Freundschaft mit Claude Fauriel, einem begabten kritischen Geist, die ihn mit den kühnen Lehren der Frau v. Staël vertraut machte. Vielleicht ist es die Stelle in ihrem Buche ‚De la littérature', in der sie Shakespeare als den ‚Bahnbrecher einer neuen literarischen Richtung' preist, ‚in der die Leidenschaft die Künstelei, das Gefühl die Form . . .', ‚Golgatha den Olymp besiegt', vielleicht ist es diese Stelle, die einen so nachhaltigen Eindruck auf Manzoni hervorrief, daß er, der Bewunderer Alfieris, sich in seinen späteren Dramen enger an Shakespeare schloß, die dramatischen Einheiten über Bord warf und einen Feldzug gegen die antike Mythologie, gegen den Olymp, eröffnete, nachdem ihn selbst Golgatha in seinen Bann geschlagen hatte.

Wir sind hier an einen bedeutungsvollen Abschnitt im Leben unseres Dichters gelangt, über den schon viel geschrieben worden ist, wenn man auch letzten Endes nur wenig darüber weiß. Golgatha hatte den Olymp besiegt, Manzoni war fromm geworden. Man schreibt diesen Wandel gewöhnlich dem Einfluß einer jungen Genfer Kalvinerin, Louise Henriette Blondel, zu, die Manzoni, kaum 23jährig, in Paris zum Altar führte. Diese Liebe war tief und innig, und der bald nach der Heirat erfolgte Übertritt der jungen Frau zum Katholizismus mochte wohl den äußern Anlaß dazu gegeben haben, daß Manzoni zum erstenmal tiefer in die Geheimnisse seiner Religion einzudringen versuchte. Und die Saat dieses Studiums ist blühend aufgegangen! Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß Manzoni daran ging, wie er an alles heranzutreten pflegte, ernst, gewissenhaft und objektiv. Seine ernste Auffassung ließ ihn bald die Tiefe katholischer Weltanschauung erkennen, seine Gewissenhaftigkeit führte ihn ohne Umschweife dazu, den Urbestand katholischen Schrifttums, das Neue Testament, gründlich zu studieren, seine Objektivität hinderte ihn daran, sich von dieser großen, ihn ganz erfüllenden Angelegenheit etwa durch kleinliche Rücksichten auf seine bisherige Umgebung, durch Literatenstolz und Menschenfurcht wieder abbringen zu lassen.

Ich habe von Literatenstolz gesprochen: in der Tat hatte Manzoni sich schon in der Dichtkunst versucht, wenn er auch bisher von der Veröffentlichung seiner Satiren und Oden, die ihn als getreuen Schüler Alfieris, Parinis und Montis zeigten, Abstand genommen; einzig zwei kleine Poeme waren bis dahin im Druck erschienen, das eine im Jahre 1806, eine Hymne auf den Tod des Grafen Imbonati, des Freundes und Lebensgefährten seiner Mutter seit ihrer Trennung von ihrem Gatten, und, drei Jahre danach, die Hymne ‚Urania', beide noch im antikisierenden, mit Mythologie durchwobenen Stil seiner Vorbilder. Wir wollen bei ihnen nicht verweilen, hat doch ihr Dichter selbst sie nicht für würdig erachtet, in die von ihm besorgte Auswahl seiner gesammelten Dichtungen eingereiht zu werden. Nur von der ‚Urania' sei bemerkt, daß sie noch nicht völlig in Druck ge-

legt war, als ihr Dichter, den schon neue Ideen erfüllten, den ein neuer Aufschwung beflügelte, sich über sie seinem Freunde Fauriel gegenüber aufs abfälligste äußerte: ‚Er werde' — so schrieb er ihm — ‚in Hinkunft vielleicht schlechtere Verse machen als diese, aber gewiß nie mehr Verse solcher Art!'

Der Umschlag hatte sich vollzogen, und mit vollen Segeln entführte den Dichter das romantische Schiff! Er hat Wort gehalten: als er nach drei Jahren seine dichterische Stimme wieder erhob, gab es neuen Ton, es erklang die erste der „Heiligen Hymnen'. Teils jubelnd, teils mit Verdruß verzeichnen seine zahlreichen Biographen die sogenannte Bekehrung Manzonis. Mit diesem Wort Bekehrung wird reichlich Mißbrauch getrieben: die einen preisen das Pauluswunder, das sich plötzlich an ihm vollzogen hätte, die andern stellen fest, daß aus dem Atheisten eines Tages ein gläubiger Katholik geworden sei, und wissen damit nichts Rechtes anzufangen. Die Chronik weiß nur, daß Manzoni bei einem Spaziergang in Paris am Portal der Rochuskirche vorübergehend Orgelspiel gehört habe und in die Kirche eingetreten sei; dort hätte ihn ein unerklärliches Gefühl derart übermannt, daß er in die Worte ausgebrochen sei: ‚Gott, wenn du bist, so offenbare dich mir!', und er sei gläubig aus der Kirche getreten. Nun — es gibt Geheimnisse der Menschenseele, denen man nie völlig auf die Spur kommen kann, und wer es mit literarischem Rüstzeug versucht, dem wird ganz besonders wenig Erfolg zu verheißen sein.

Wir haben schon erwähnt, daß Manzoni, durch Chateaubriands inhaltsreiches Buch vom Geist des Christentums tief berührt, nun anläßlich des Übertritts seiner Gattin die katholischen Heilswahrheiten sozusagen vom Verstand her nahe und näher zu betrachten begann. Systematisch und gründlich vorgehend, wie es seine Art war, war er bald dahin gelangt, das große System, das sich ihm hier darbot, für logischer, für tragfähiger, für fruchtbarer zu erkennen, als es seine frühere Denkweise gewesen. Und dann — wir kommen auf ein früher erwähntes Wort zurück — war Manzoni zeitlebens nie recht eigentlich Atheist gewesen; deutlich zeigt er sich als Deist in seinem ersten Jugendwerk, der Hymne auf den Tod Imbonatis, ja er selbst hat später seinen damaligen Zustand als den eines ‚unwissenden Ungläubigen' bezeichnet; eben diese leichte, geistreichelnde Form des Zweifels, die damals so sehr Mode war, kennzeichnet Manzonis Tribut an das 18. Jahrhundert, das ihn herangebildet hatte, und war doch dem ernsten, tiefgründigen Jüngling so wenig angepaßt, daß eine Abkehr davon eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein mußte. Was ihm aber noch fehlte, war die Nutzanwendung des klar Erkannten auf seine eigene Person, war die Beugung des eigenen Nackens, die Darbringung der eigenen Seele, kurz — die Einkehr in die Kirche, die Annahme ihrer Gnadenmittel. Dies war das Geschenk der Stunde bei St. Rochus.

Dieser Gnadenstunde ist Manzoni sein Lebtag treu geblieben; die Frucht seiner doppelten Bekehrung, der religiösen und der künstlerischen, die

Frucht, die er der Welt darbot, die er uns heute noch darbietet, ist sein Lebenswerk. Vor allem sind es die wunderbaren ‚Inni sacri‘, die Heiligen Hymnen, und sein großer Roman. Die erste dieser Hymnen, die ‚Auferstehung‘, erschien drei Jahre nach dem letzten Werk seiner früheren Epoche, der ‚Urania‘. In dieser Zeit war aus dem epigonenhaften, seiner noch nicht gewissen, sich erst suchenden Jüngling der reife Mann geworden, der Dichter in der Gestalt, wie sie in der Nachwelt fortlebt und wie manch einer, der heute noch lebt, sich Manzonis als achtzigjährigen Greises noch entsinnen mag.

Die „Heiligen Hymnen‘ sind das erste poetische Erzeugnis der Romantik in Italien. Darum wird ihnen zu allen Zeiten eine überragende literarhistorische Bedeutung zuerkannt werden. Von ihnen geht, wie von frischer Gebirgsquelle, das Bächlein romantischen Dichtens aus, das bald ein mächtiger, alles mit sich fortreißender Strom werden sollte. Wie aber kommt es, daß diese fünf Gedichte in Italien, heute wie vor 100 Jahren, anerkannt, bewundert, gepriesen, zergliedert, kommentiert — und mehr als das, viel mehr als das, daß sie auch immer wieder gelesen werden? Was sind sie denn? In Verse gekleidete Geheimnisse der katholischen Religion, der Geburt, des Leidens, der Auferstehung Christi, des Pfingstfestes, des Namens Mariä. Für Glaubensgenossen nichts Außergewöhnliches, nichts, was nicht jeder Katholik wüßte. Aber es durchweht sie ein Hauch von Übernatürlichkeit, sie lassen uns eine Begeisterung ahnen, wie sie kirchlicher Urzeit eigen war, da es begeisterte Christen gab und sonst keine; das ist ihr goldener Gehalt. Und noch eins: wenn einer ein Dichter von Gottes Gnaden ist, und Überzeugung und Begeisterung ihm die Feder führt, muß ihm dann nicht ein dichterisches Werk gelingen, das allein ragen bleibt, wenn ringsum alles einst Umjubelte längst der Vergessenheit anheimgefallen ist? Die Inni sacri wurden, kaum entstanden und in die Welt gesandt, vielfach, aber bedeutungslos nachgeahmt, die Nachahmer waren bald vergessen; als aber Manzoni, den Staub der Pariser Lehrjahre von sich schüttelnd, in seine Heimat zurückkehrte, empfing Mailand freudig und dankbar seinen berühmt gewordenen Dichter.

Manzoni lebte nun fortan in Mailand und in seiner nahe gelegenen Sommervilla Brusuglio der Muse und dem Gartenbau. Er war kein Vielschreiber; er, der fast nie von sich sprach, hat einmal in echt künstlerischer Selbstbescheidung geäußert, er hätte das Dichten alsbald gelassen, als er zu merken glaubte, daß nicht mehr die Muse ihn aufsuchte, sondern er ihr nachzujagen im Begriff sei. Und so ist auch sein Schaffen zeitlich enge begrenzt; die Spanne von 1812—1827, knappe 15 Jahre, begreift seine dichterische, seine weltbedeutende Tätigkeit. Die ersten zehn Jahre gelten den Heiligen Hymnen, an die sich seine beiden Dramen und die Ode an Napoleon schließen, die letzten fünf Jahre sind den Vorstudien und der Ausarbeitung seines großen Romans, I promessi sposi, gewidmet. Dazwischen und dahinter reihen sich noch vielerlei Schriften

religiösen Inhalts und polemischer Natur, sowie Früchte seiner sprachgeschichtlichen Studien, Werke, die auch heute noch eine wertvolle Lektüre bilden, wenn ihnen auch nicht mehr die aktuelle Bedeutung von einst zukommt. Denn sie waren es, die im Verein mit den Heiligen Hymnen die Romantik in Italien schufen und ihren Dichter zum unbestrittenen Führer der neuen, siegreichen Bewegung erhoben. Freilich darf uns das Wort ‚siegreich' nicht verführen zu glauben, daß dieser Sieg etwa mühelos den jungen Romantikern in den Schoß gefallen wäre; nein, im Gegenteil, der Widerstand, der sich gegen sie erhob, war vielleicht schwerer zu überwinden als in irgendeinem andern Lande, das demselben Wandel unterworfen war. Denn Italien hatte bis in die letzten Zeiten in der Arcadia eine richtige Dichterschule gehabt, die Tradition aus der großen Zeit italienischer Dichtkunst, der Renaissance, war wenigstens im dichterischen Ausdruck vielfach lebendig geblieben, die antike Mythologie, der Olymp, herrschte noch immer. Gegen diesen richtete sich zuvörderst Manzonis frisch-fröhlicher Kampf. Ja, vielleicht wäre er, der unter minder begabten Jüngern ziemlich allein aufragte, in diesem Kampf unterlegen, wenn nicht seine zweite Forderung, die nach national gesinnter, patriotischer Dichtung dem Sehnen Tausender auf der ganzen Halbinsel aufs tiefste entsprochen hätte. Hierin, und hauptsächlich hierin, liegt die Bedeutung seiner beiden Dramen, Il Conte di Carmagnola und Adelchi, denen der mehr episch und lyrisch veranlagte Dichter nicht soviel dramatische Kraft mit auf den Weg geben konnte, daß sie sich auf der Bühne hätten behaupten können. Aber Manzoni hatte die Stoffe nicht der antiken Mythologie, nicht dem Alten Testament entnommen, sie behandelten die ureigenste Geschichte seiner Heimat, und, zum zweiten, hatte er die Dramen von Shakespeare, hatte er Goethes und Schillers Theater eifrig studiert und sich zunutze gemacht. Den Jungen, den Kommenden war der Weg gewiesen! Wir aber, denen diese Dramen vielleicht etwas antiquiert scheinen wollen, wir, die wir in unserer eigenen Literatur zuviel sogenannte Buchdramen besitzen, mögen uns an das halten, was Goethe über Manzonis Dramen gesagt hat: es ist nur ein Wort, er hat sie ‚klassisch' genannt!

Nach den beiden Dramen erschien Manzonis Ode auf den Tod Napoleons und die gewaltigste, aber auch letzte der Hymnen, La Pentecoste, Pfingsten. Die Ode auf den Tod Napoleons hat Manzonis Ruhm, der bis dahin nicht allzuweit über Italiens Grenzen hinausgereicht hatte, in die Welt getragen. Sie war auf die Trauerkunde von St. Helena hin in drei Tagen entstanden, Abschriften verbreiteten sich im Nu überallhin, man riß sich das Blatt aus den Händen. Einer hatte auszusprechen gewagt, was in Napoleons Sonnentagen als öde Schmeichelei geklungen hätte, was später, als der Koloß darniederlag, in dem alles und alle beherrschenden Gefühl der Befreiung, aber auch der Erschöpfung nicht recht zum Ausdruck kommen konnte: er hatte ausgesprochen, daß die Welt einen Großen beherbergt und verloren hatte, einen Menschen freilich nur, wie andere auch,

aber einen Menschen, dem ein göttlicher Funke gegeben war, Geist vom Geiste des Schöpfers. Als er tot war, empfanden es alle, und es ging wie eine Trauer durch die ganze Welt, die Welt war ärmer geworden. Dieser Trauer hat Manzoni in glückhaftem dichterischem Zugriff Verse der Weihe gewidmet, und sein Name drang in die Welt.

Er aber schwieg fernerhin, denn schon war er in umfangreiche Studien zur Geschichte seiner lombardischen Heimat vertieft, aus denen langsam sein Roman emporwachsen sollte. Auch hier wandelte er romantische Wege, denn es war ein Charakteristikum und bleibt ein Verdienst der Romantiker aller Länder, daß sie der Geschichte ihrer Völker und Landschaften nachspürten und damit ungeheuere Schätze hoben, die bis dahin brach gelegen hatten. Hier greift die Romantik tief in das politische Leben ihrer Zeit ein. Es ist die Zeit, da der nationale Gedanke wach wurde und sich allerorten regte; erst schüchtern, sozusagen an der Peripherie Europas tastend, denn daheim getraute man sich noch nicht. Lord Byron, der Griechenfreund, wurde allenthalben gefeiert. Manzoni, allem politischen Getue abhold, fand starke Anregung mehr in den Romanen Walter Scotts, die dem Engländer den Zauber seiner heimatlichen Insel in die Seele senkten. Es war ihm klar, daß eine starke, siegreiche nationale Bewegung nur in der tiefen Liebe zur Heimat wurzeln dürfe, aus dieser Liebe seines eigenen Herzens und aus dem Wunsch, diese Liebe bei seinen Stammesgenossen zu wecken, wuchs sein Roman. Manzoni war ein warmer, aber auch ein bedächtiger Patriot, und er bediente sich, wenn er patriotisch entzünden, wie auch, wenn er moralisch wirken wollte, immer nur der feinsten, kaum zu bemerkenden Mittel. Das Wertvollste und Wirksamste hat aber dem Roman nicht der Patriot gegeben, sondern der große Dichter, der überall zu formen wußte. So sind es denn vornehmlich zwei Eigenschaften, die seinem Werk Kraft und Glanz verleihen: die scharfe Zeichnung der Charaktere und die vollendete Meisterschaft in der Schilderung der Landschaft. Die italienische Literatur hatte diese Eigenschaften bisher wenig gepflegt, um so gewaltiger mußte die Wirkung dieses Buches sein! Ja, sie erstreckte sich weit über die Grenzen Italiens hinaus und gab sogar dem nächsten Werke des großen Walter Scott, dem Roman ‚The fair maid of Perth‘, neue, ungewohnte Akzente. Und vielleicht hat — nächst Silvio Pellicos berühmtem Kerkerbuche — nichts der schon wankenden österreichischen Herrschaft in der Lombardei mehr geschadet als die Promessi sposi.

Man könnte versucht sein zu glauben, daß die im Grunde so einfache Geschichte eines Liebespaares der untern Stände im gewaltigen, weit ausladenden Rahmen des Mailänder Secento für den nichtitalienischen Leser von heute wenig Interesse haben müßte, und doch wird jeder von uns, der das Buch zu lesen beginnt, sehr bald sich darin ganz vertieft, ganz verloren haben und — wie es Goethe erging — von der Rührung zur Bewunderung, von der Bewunderung zur Rührung hingerissen werden. Dichten, sagt man, heißt verdichten; nun denn: der Dichter hat den Zauber-

stab gerührt und hat den schweren Dunstkreis einer fernen, düstern Epoche zu Gestalten verdichtet, die wir nicht mehr vergessen können. Durch das ganze Buch schreitet würdevoll und verzagt, egoistisch und lächerlich die prachtvoll gerundete Figur des Don Abbondio, des Landpfarrers, geht Lucia, das einfache Landmädchen, unbelehrt und unbeirrbar, geht eifernd und groß Federigo Borromeo, der Erzbischof von Mailand. Aber auch die kleineren, oft nur mit wenig Strichen gezeichneten Figuren, die gleichsam an uns vorüberhuschen, prägen sich seltsam ein: die Signora, die Nonne wider Willen, Don Ferrante, der gelehrte Ignorant, Donna Prassede, die eifervolle Dumme, e tutti quanti. Es liegt in Manzonis Werk eine geheime, feine, alles durchdringende Kraft, die an Shakespeare gemahnt und nur an diesen, eine Kraft, die wie elektrischer Strom zündend und wärmend sein Buch durchquillt, mit einem Wort: Humor. Manzoni braucht nicht mit Wieland in die Klage auszubrechen: ‚Man könnte die Leute wohl amüsieren, wenn sie nur amüsabel wären!' Er schwingt den Zauberstab, und wir sind gefesselt.

Gewiß, auch dieses Buch hat seine Fehler, nicht zum geringsten den Fehler seines Vorzugs, der soliden, aber allzu stark hervortretenden historischen Grundlage; diesen Fehler hat auch Goethe, der große Bewunderer Manzonis und der Promessi sposi, in einem denkwürdigen Gespräch mit Eckermann ärgerlich vermerkt. Er meinte: ‚Der Historiker spielt dem Poeten einen bösen Streich, indem Herr Manzoni mit einem Male den Rock des Poeten auszieht und eine ganze Weile als nackter Historiker dasteht.' ‚Er hat sich von dem historischen Vorrat nicht trennen können.' ‚Aber', so spricht Goethe bedeutsam weiter, ‚Manzoni ist ein geborener Poet, so wie Schiller einer war', und er meint, es wäre Manzoni mit seinem Roman, den Geschichte überwuchere, ähnlich ergangen wie Schiller mit dem Wallenstein, dem Geschichte und Philosophie gleichermaßen im Wege gestanden wären. Und nachdem der getreue Eckermann ein echt Eckermannisches Wort eingeflochten: ‚Euere Exzellenz sprechen große Dinge aus, und ich bin glücklich, Ihnen zuzuhören,' sprach Goethe das schöne Schlußwort: ‚Manzoni hilft uns zu guten Gedanken.'

In dieses klare Goethewort: Manzoni hilft uns zu guten Gedanken, möchte ich die Bedeutung Manzonis für die Weltliteratur, ja für die ganze Welt selbst zusammenfassen; der Dichter, der ein hohes sittliches, ein hohes patriotisches Ideal in sich trug, wollte in seinen Werken ausströmen lassen, wessen sein Herz voll war: er wollte das Seinige dazu beitragen, die Liebe zu Gott und die Liebe zur Scholle in den Herzen seiner Mitbürger zu entflammen und zu nähren. Aber es geschah ihm, wie nur einem echten Dichter geschieht: in seinem Werk steht mehr zu lesen, als er hineinzuschreiben gemeint, und um das italienische Volk, für das er lebte und dichtete, hat sich längst in weitem Rund die ganze Welt geschart, um den großen Dichter zu ehren, der uns erheben, fesseln, erheitern kann, der noch mehr kann als alles dieses: der uns zu guten Gedanken hilft.

Der ungerechte Rechtsanwalt
Von O. Berneder

(Fortsetzung.)

Als die Residenzstadt am andern Vormittag erwachte — wir meinen sie natürlich nur so weit, als sie es sich leisten konnte, erst vormittags zu erwachen —, da war es mit einem prickelnden Gefühl der Spannung, als sei ein jeder gleichsam zwischen Tür und Angel des Schlafes von einer geheimnisvollen Stimme angerufen worden und er müsse horchen, was sie etwa noch sagen werde.

Früher als sonst waren die morgendlichen Rauchfontänen über den vornehmen Dächern erschienen, hatten sich wichtigtuende Hände entgegengereicht und aufgeregter als sonst ihren schleierhaft lautlosen Walzer getanzt. Nicht anders war es über den Kannen und Tassen des Frühstücks. Wie ein lebendig gewordenes Rokoko rankten sich die zierlichen Dunstgebilde über vergoldete Ränder und gestikulierten auf ihrem kurzen Wege bis zur Decke mit einer Geschäftigkeit, daß jeder sah: es fehlte ihnen nur die Sprache, die Sprache, um ein Parlament an Geschwätzigkeit zu übertreffen. Dies Ringeln und Recken, Suchen und Sehnen; jetzt in stürmischer Neugier aufeinander losgestürzt, dann wieder zerstoßen wie von der Explosion eines Streitgedankens und in eigenwilliger Wellenbahn sich durcheinanderflechtend gleich den Windungen eines Geistergehirns! Es wäre schwer gewesen, die Bedeutsamkeit dieser ausdrucksvollen Erscheinungen sowohl über wie unter den Dächern nicht zu erkennen. Waren sie nicht schlankweg die Verkörperung, dann zumindest die symbolische Gewandung des öffentlichen Denkens. Und dieses mußte, nach dem heftig bewegten Gewande zu schließen, in stürmischer Unruhe sein.

Ein Versuch, dieses Geheimnisvolle auszudrücken, war es, wenn das eine und andere der außergewöhnlich früh bemühten Dienstmädchen sich am Ende dahin zusammenfaßte: Es liegt etwas in der Luft! Das war natürlich ein durchaus unzulänglicher und überdies erschreckend nüchterner und abgebrauchter Versuch, das Unsagbare sprachlich zu bezwingen.

Zwischen die zehnte und elfte Stunde war der Beginn der großen Gerichtsverhandlung gesetzt worden. Eine Stunde zuvor öffneten sich die reichlich bemessenen Zuschauerräume. Der den Einlaß überwachende Gerichtsdiener empfing seine Platzkarten — das Angebot hatte der Nachfrage kaum an die Hüften gereicht — überwiegend aus exquisiten Händen zurück. Zwar wurde sein Blick von der Masse der dargereichten Billette amtlich so sehr absorbiert, daß er ihn kaum einmal zu den Zügen des jeweils Darreichenden erheben konnte. Doch streckten ihm die Herrschaften ihre Vornehmheit in Gestalt von kostbar bekleideten Händen deutlich genug entgegen, und seine Nase durfte eine Parade der teuersten Düfte abnehmen. Und weil das Volk gemeiniglich nur das Richterkollegium der fünf Sinne darüber entscheiden läßt, ob jemand zur feinen Gesellschaft gehört oder nicht, so konnte der schlichte Mann nicht zweifeln, daß er dieses Mal am Strom=

ufer jeglicher Eleganz und Vornehmheit postiert sei. Er hatte aber gleichwohl das Empfinden, es müßte eigentlich auch solche geben, die vornehm genug wären, dieser anrüchigen Sache fernzubleiben. Aber alle kamen sie, alle; er spürte es an der Ermüdung seiner Finger, und der Sammelstoß der Karten wuchs wie eine Siegessäule der Göttin Neugier hoch und höher.

Früher, als er es vor sonst einer Verhandlung getan hätte, ließ der junge Rechtsanwalt seinen Wagen vorfahren. Dessen hätte er sich übrigens in einem gewöhnlichen Gerichtsfalle überhaupt nicht bedient; der Weg war nicht weit und der bewegungsfreudige Herr eigentlich ein Verächter solch passiver Art des Erscheinens. Nur dieses Mal riet ihm die Berechnung etwas anderes. Er war sich bewußt, daß er mit dem ersten Schritt, den er heute vor das Haus setzte, schon auf der Sensationsbühne der großen Öffentlichkeit war. Wohl hätte er es verschmäht, in dem Prozeß nichts weiter als eine Rolle zu spielen und in einer Stahlrüstung von Gerechtigkeit aufzutreten, von der die Eingeweihten wußten, daß sie aus Pappe sei. Doch fand er auch sehr wohl Geschmack an der pikanten Würze, die jedes Ereignis durch das Beisein der Masse bekommt. Nur galt es, die Würze nicht durch den Beigeschmack von Verdächtigungen, mit denen die Öffentlichkeit so schnell zur Hand ist, verderben zu lassen. Darum wollte er durch seine glänzende Auffahrt die Menge nicht nur an seinen Reichtum, sondern auch an die Unabhängigkeit erinnern, die solcher zu geben pflegt. Es konnte in der Tat seinem Rufe nur förderlich sein, wenn er zeigte, daß er mit der heiklen Sache nicht über goldene Brücken zusammengeführt worden war, unter denen gemeinhin die Verachtung des Volkes zu fließen kommt. Er hatte es niemals nötig, sein juristisches Gewissen weit oder eng zu machen je nach der Höhe des Honorars wie ein Fisch seine Schwimmblase je nach der Tiefe, darin er seine Beute sieht. Nein, wahrhaftig nicht! Das sollten sie nur wissen!

‚Langsame Fahrt, Kutscher!' — Mit herrischem Nachdruck und gleichsam als Akzent seiner eigenen Gedanken warf er sich in die Polster. Seine Mappe ließ er auf den Sitz gegenüber fallen. Der hochgeschwellte Plüsch ließ sie ein paarmal auf und nieder gehen, als wäge er sie auf seiner breiten, roten Hand; und nach der seichten Mulde zu schließen, die er ihr zuletzt einräumte, hatte er von ihrem juristischen Gewichte wenig verspürt. Darin war das üppige Polsterwerk ein Gleichnis der Masse: Nur vom Gewicht der Materie nimmt sie Eindrücke an.

Bald wird er seine Mappe auf den Tisch der öffentlichen Neugier schleudern, um den sie alle herumsitzen, die Narren der Skandale, die nichts Köstlicheres kennen, als sich ein paar Stunden pläsierlich mit Advokatenhetze zu vertreiben. Doch diesmal wird er die Advokaten um die Sprache und die Gaffer um die Hetze bringen. Er verachtet die Massen überhaupt. Gleichwohl will er sie haben heute; denn sie sind farbengierig wie eine kalkfrische Wand, er aber bringt ein urkräftiges Bild in seiner Aktentasche mit und braucht eine große Fläche, es hinaufzumalen. Die Hoheit wird sich treugetroffen darin erkennen müssen.

Aus der stillen Straße, in der sein vornehmes Haus der stillsten eines war, bogen die Gäule in zierlich gestochener Gangart nach dem Residenzplatze ab, in eine Straße von feierlicher Breite, die ihn quer überlief wie die Schärpe eine herkulische Brust.

Er ließ den Wagen noch langsamer rollen. Er dachte gut daran, daß er einen Weg fuhr wie noch nie in seinem Leben. Von rechts herüber blitzten die sonngepanzerten Fenster des königlichen Palastes und schossen Bündel von zornglühenden Pfeilen auf ihn; er wendete sich verächtlich ab.

Inzwischen hatte das Erscheinen seines stolzen Gefährtes lebhafte Wirkungen auf die Masse geübt. Alles wendete sich ihm zu: ‚Obacht! Der Anwalt! Der Anwalt!‘ — Wie die Wogen dem vorüberfahrenden Schiff nachstürzen und des Rauschens und der Erregung kein Ende finden, so schlug die hochgestaute Sensation jetzt an die Wände seines Wagens. ‚Er wird ihn wieder verlieren — er ist zu jung!‘ — ‚Aber Mut hat er, und der ist auch etwas!‘ — ‚Ganz richtig! Besser dreimal den Prozeß als einmal den Mut verloren!‘ — ‚Er setzt seine Karriere aufs Spiel!‘ — ‚Das kann er sich gestatten; seht doch, wie nobel er auffährt!‘ — ‚Als hätte ihm der Thronfolger seine zwei Araber vorgespannt!‘ — Einen kurzen Lachwirbel erzeugte das Wort. — ‚Die Rosse könnte er wohl haben, wenn er verspräche, zum Teufel damit zu fahren!‘ Der Wirbel des Gelächters zog noch weitere Kreise und schlug ans Ohr noch eines Pessimisten: ‚Ich sage Ihnen, er wird sich mit allen Gäulen der Welt nicht durch die Sache reißen!‘ — ‚Als ob Sie in seine Papiere geguckt hätten!‘ — ‚Und hat nicht einmal Brillen auf der Nase!‘ spitzte es ein anderer zu. — ‚Dafür habe ich eine Witterung drin, die feiner ist wie die Eurige;‘ er tat sehr überlegen; ‚Ihr werdet ja sehen!‘ — ‚Wir sehen uns genug. Sie scheinen die Nase sehr nach oben zu tragen, Sie mit Ihrer königlich privilegierten Witterung!‘ — ‚Pfui! Die Schuftigkeit, die das Verbrechen in Schutz nimmt, kann sich mit der, die es begangen hat, auf die gleiche Bank da drinnen setzen!‘ Er fügte einen Wink nach dem Gerichtshause an, der nicht minder herausfordernd war als das Wort, zu dem er gehörte, so daß in dem kleinen Tümpel, den sich diese Biedermänner aus dem Ozean der öffentlichen Meinung herausgeschöpft hatten, jede Sekunde ein Sturm losbrechen konnte. Es kam jedoch wider die allgemeine Erwartung versöhnlichste Sonne zum Vorschein: ‚Haha! Was nicht gar! Als ob ich ein Parteigänger des Hofes wäre! Nur ruhig, Freunde! Ihr verkennet mich sehr. Doch das läßt sich am Ende verzeihen.‘ Er ging mit Großzügigkeit über sich hinweg. ‚Aber die Hoheit solltet Ihr kennen! Ich kenne sie. Ich war in seinen Diensten. Ich weiß, wie er den Leuten kommt. Der biegt sie sich! Wie seine Reitpeitsche, sag ich Euch. Wenn nötig, auch mit ihr!‘

Von einem anderen Ende des Platzes schob sich mit nervöser Hast eine Schar herein, die sich sogleich bemerkbar machte durch den Widerspruch, in welchem die elegante Gewandung mit der nachlässigen Haltung stand. Sie waren ganz der Saugekraft des großen Gerichtstores hingegeben, das starr und stier gleich dem Auge eines Übersättigten offen stand. Der

umfängliche Notizblock, der jedem der Herren merklich über Taschenbord guckte, verriet sie als die Leute von der Presse und war zugleich ihre ungewollte Charakterbeschreibung; denn wer wüßte nicht, daß auch die Worte, die sie jeweils über ein Ding zu machen wissen, immer zu groß geraten und nie so ganz in die Tasche der Wirklichkeit taugen. Ebenso entsprang ihre fieberhafte Eile offenkundig nicht der Furcht, sie möchten so früh schon etwas versäumen; sie war vielmehr das Symptom der chronischen Pulsbeschleumigung, die gleichzeitig das Leben und die Krankheit der Presse ist.

Sie stritten soeben nicht ohne Heftigkeit, ob es klug sein werde, mit schärferen Urteilen gegen den Thronfolger anzugehen. Bei dieser heiklen Erörterung mußte notwendigerweise wieder der grundsätzliche oder augenblickliche Standpunkt hervortreten, auf dem die Zeitung eines jeden in dynastischen Fragen stand. Nun aber hatte kein Blatt völlig den Standpunkt des anderen, und gar die extremen waren in einer ganz unversöhnlichen Stellung gegeneinander. So bestand die Gefahr, daß die Journalistengruppe hundert Schritte, ehe sie von der Tormündung als ein einziger verquetschter Bissen in den dunklen Hintergrund gewürgt wurde, von Politik wegen auseinanderfiel, wie ein allzu luftiges Gebäck zwischen Hand und Mund zerbröselt. Man hätte dabei in vielteiliger Zerlegung das politische Gerippe der Residenzstadt zu sehen bekommen. Aber es wäre ein häßliches Bild geworden.

Der junge Rechtsanwalt hatte, wenn auch nicht das Gespräch, so doch die wellenflüchtige Erscheinung der Journalisten gut verfolgen können. Und hatte es mit dem Genusse der Verachtung getan. Ihr Windfahnen der Sensation! Das ist eine gute Zeit für euch, nicht wahr? Es zieht gewaltig; Massenluftzug! Eure Wonne! — Nur zu! Ich werde euch Sturm in die blechernen Segel blasen; in toller Betäubung soll es euch um und um drehen!

Dabei aber war ihm die Presse durchaus nicht gleichgültig, nein, nein! Er wird nicht so unklug sein, an dem, was er verachtet, auch das Nützliche zu verschmähen. Was wäre sein Sieg, und was würde aus seiner Ruhmesbeute ohne den dienstbaren Spediteur Presse? Alles bliebe in den Aktenschränken liegen, denn es ziemt sich nicht, solch Eigentum mit den eigenen Rossen heimzufahren. Und er will auch nicht darauf verzichten. Verschlossene Truhen, wenn auch noch so reichgefüllt, machen keine Stube stattlich; man muß etwas zu schauen und zu bestaunen geben. Ansehen braucht er und einen Ruf; er ist es seinem Hause schuldig.

Und auch der heiklen Sache! Es ist eben doch nicht von ungefähr, daß sich in der Menge eine so leidige Pfütze Geschwätz darum her gesammelt hat. Nur auf den starken Fittichen der Berühmtheit kann er unbeschmutzt darüber kommen. Er und das Mädel. — Ha, du Feine, hast du auf die wohltätigen Fittiche spekuliert? Um dich wieder auf die alte Höhe der Geltung zu erheben? Doch nein, solch kluge Leidenschaften gibt es nicht!

Nur eine so glückhafte Leidenschaft hie und da, daß ihr mehr in den Schoß fällt als sie verdient. Er aber, sollte er nicht von Rechts wegen eine viel größere Glücklichkeit verspüren? Von Rechts und Liebe wegen?

‚Wie vertieft, Herr Rechtsanwalt! Ich glaube, du willst, ohne auch nur aufzusehen, durch das wimmelnde Aufsehen hindurch! Als hättest du es gar nicht angerichtet!‘ — ‚Stört ihn nicht! Dafür ist er auch in diesem Augenblick der einzige große Gedanke, der dieses wirre Stadtgehirn durchfährt, und wir haben die Ehre . . .‘ — ‚Die schmeichelhaftesten Spötter zu sein, die ich kenne‘; mit diesen lachenden Worten reichte er ihnen die Hand aus dem Wagen. ‚Ihr glaubet wohl, in einem sammetweichen Futteral nehme ich euch den spitzen Pfeil für einen Honiglöffel an? Guten Tag, meine Freunde, guten Tag! Der Klub scheint heute auf sämtlichen Beinen zu sein, die er hat. Wollt ihr alle zum Prozeß?‘ — ‚Wenn du ihn gewinnen wirst, ja!‘ — ‚Eine anspruchsvolle Bedingung. Man merkt es, daß ihr keine Rechtsanwälte seid. Aber geht nur getrost hinein. Eure Gegenwart kann mir nützen. Auch werde ich unfehlbar gewinnen.‘ — ‚Wie du das so sicher sagen kannst? Die Menge, die wir ausgehorcht haben, ist voller Zweifel.‘ — ‚Und ihr voll Widerspruch! Was fragt ihr mich, wenn euch die Menge den Mut schon lahmgequetscht hat! Überhaupt, die Menge, die Menge! Ich verachte sie. Und den Kehrichthaufen dessen, was sie meint. Von allen Türen kehrt sie ein wenig Abfall, und was sich der und jener zufällig von den Füßen gestreift hat, zusammen; wie könnt ihr da hinein nach der Wahrheit greifen?‘ — ‚Still, still, nicht böse werden! Auch tust du ihnen unrecht; sie sind samt und sonders gegen die Hoheit.‘ Der Rechtsanwalt horchte innerlich auf. Doch meinte er unbewegt: ‚Dann hat der Sumpf einmal das Glück gehabt, das Wetter vor den Fröschen zu erraten, denn die juristischen Quaker der Hoheit sitzen noch zuhöchst auf der Hoffnungsleiter. Ihr werdet eure Freude erleben.‘

Der Wagen hatte sie mehr und mehr überholt. Einer der Herren vom Klub hielt noch eine Weile Schritt mit ihm: ‚Weißt du, daß im Hause des Kommerzienrates große Zurüstung geschieht?‘ — ‚Nein!‘ — ‚Das sollst du auch nicht. Und der Klub wird dabei sein; das sei dir verraten. Indes, uns ist selber noch allerhand ein Geheimnis bei der Sache. Du siehst aber, daß du auf keine Weise verlieren darfst. Glück zu!‘

Der Rechtsanwalt lehnte sich alleingelassen in die Polster zurück. Ein Geheimnis? Ha, mein Guter, was euch so dunkel ist, das ist meine schönste Klarheit. Ich sehe nur nicht, wieso der Klub dazu nötig sein wird. Doch um so besser! Kann ich sogleich die Hochtour besprechen, nach der es mich schon lang gelüstet; schon lang und immer mächtiger. O Freiheit der Berge, du mußt mir wieder leichter machen da drinnen! Es ist nicht mehr wie sonst in mir.

Der Wagen hielt. Es war nicht möglich, in bequemere Nähe des Portals zu kommen, denn es hatte sich verstopft wie der Rost am Ende

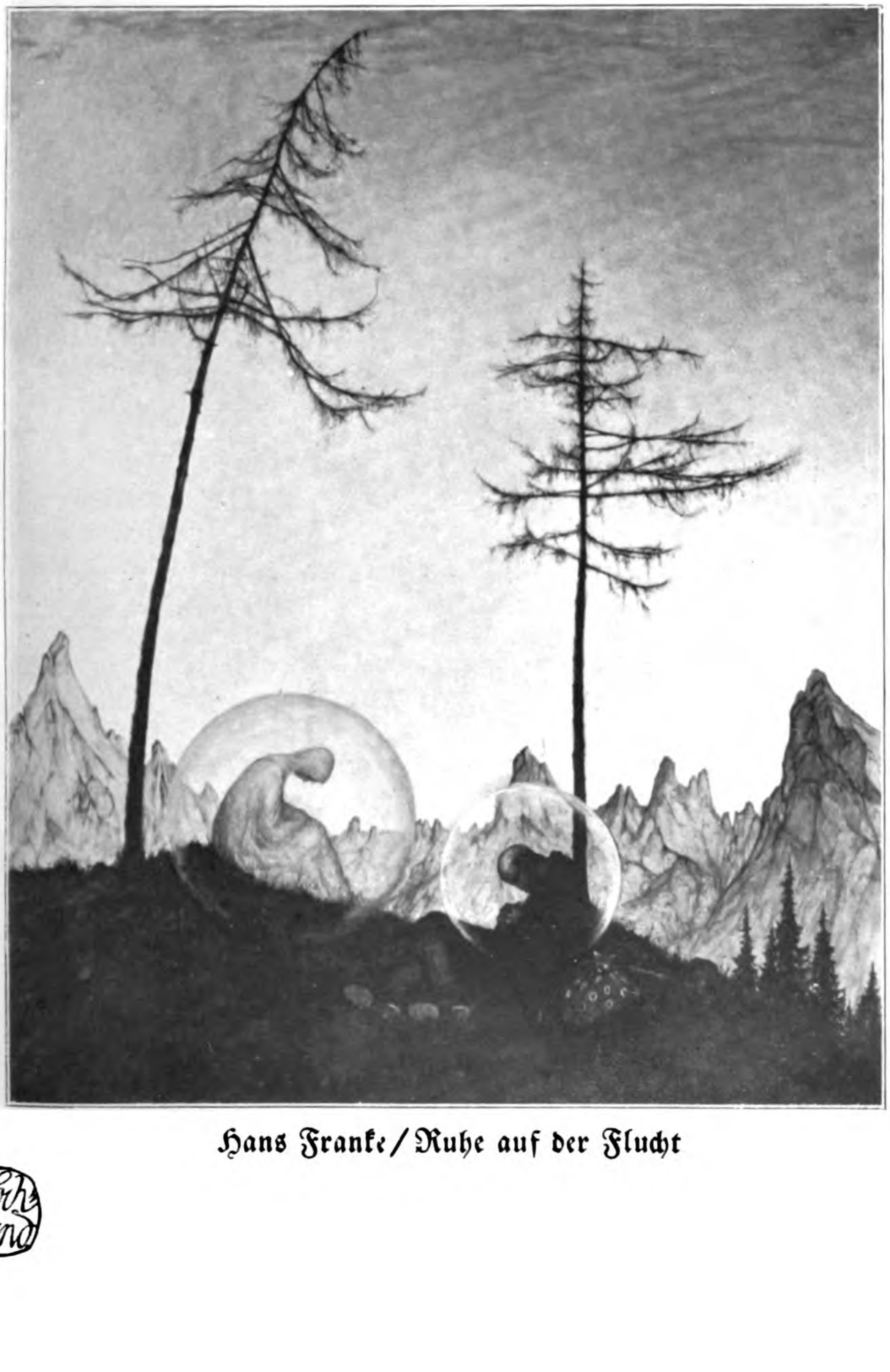
der Rinne, wenn ein Wolkenbruch niedergeht. ‚In zwei Stunden, Kutscher! Lieber ein wenig früher!‘ Er schwang sich aus den Polstern des Wagens und tauchte in die der zusammengeballten Menge. Und siehe, die übertrafen das Gepolster seines Wagens an dienstbarer Nachgiebigkeit: ‚Platz dem jungen Rechtsanwalt! Holla, ihr da!‘

Mit stumm dankendem Nicken des Hauptes ließ er sich, ebenso formlos wie respektvoll begrüßt, eine Gasse auftun. Wie sie flüsterten! Wie es aufgeregt hin und wieder spritzte mit gedämpften Bemerkungen, als schritte er über einen mit Wasser gesättigten Grund. ‚Habt ihr ihn gehört?‘ werden die Äußersten lauter; ‚in zwei Stunden will er fertig sein!‘ — ‚Unmöglich! Da müßte er das Urteil schon in der Tasche tragen.‘ — ‚Nicht einmal eine Niederlage ist so flink geholt.‘ — ‚Sſt! Er könnte es hören; entmutigt ihn nicht!‘ — ‚Entmutigen, den? Eher, schätze ich, kriegt ein Felsen Krämpfe, als der eine Gänsehaut. Mir hat er eine verteufelte Sache durchgestritten. Aber verdammt genau nimmt er's mit Recht und Ehre.‘

Unmerklich hatte der Besprochene seinen Schritt verlangsamt: Hörst du, das Bäumchen deines Rufes wird geschüttelt! Schleierfein war seine Lauschkraft; er breitete sie heimlich unter, um aufzufangen, was da fiel; und er konnte mit den Früchten zufrieden sein. — ‚So genau, sagen Sie? Ach, das ist schade! Dann werden ihn die kniffigen Leute der Hoheit doch wieder unterkriegen.‘ — ‚Das fürchte ich auch‘ klinkte geräuschlos der andere ein. Das Gespräch war zu.

Nur der Rechtsanwalt konnte wie einer, der mit dem Rockzipfel zwischen Tür und Rahmen geklemmt worden ist, mit seinen Gedanken nicht so schnell aus der Sache kommen: Wie schade, daß ich — auf Ehre halte! Ja, ja, so denkst du, gemeiner Haufen; ich habe dich recht verstanden. Nun freut es mich erst, daß ich auf ehrlichem Wege weiter bin, als sich die Fürchtlinge samt und sonders träumen. Und sie haben doch die rechte Meinung von mir. Der gerade Weg ist meine Leidenschaft, und sei er so steil wie auf den Clowen.

Je öfter ihm der Name des Bergriesen einfällt, desto größer wird sein Verlangen, sich bald mit ihm zu messen. Er will sich wieder einmal erleben, wie er ist. Stolz empor zu reinen Gipfeln, da erst spürt er seine ganze Seele im Körper. Mit Bergstock und Pickel geschrieben, das wäre ein unaustilgbarer Schluß- und Namenszug unter die Akten; für keinen so bezeichnend wie für ihn, weil keinem anderen möglich. Doch ein Warnendes erwacht in ihm: wenn er den Clowen doch nicht bezwänge? Wenn er umkehren und seinen Ruhm in der Stadt mit einer Schande in den Bergen auslöschen müßte? Oder gar, verdammt, wenn er stürzte? Unsinn! Er ist der gewandteste Steiger des Landes. Und doch! Ob seine Nerven jetzt ruhig genug dazu sind? Seine Nerven? Er fühlt, daß er nicht ganz ehrlich denkt und daß seine größere Unruhe im Gewissen ist. Allein, wegen solch einer stürzt man nicht. Überhaupt müßte erst ihr Daseinsrecht untersucht werden; er hat nicht Zeit.



Hans Franke / Ruhe auf der Flucht

Das traf auch zu, denn er stand soeben in der hochoffenen Türe des Verhandlungssaales und trat hinein; langsam, fest; doch nein, es hob ihn doch ein wenig vom sicheren Boden, und er begann zu empfinden, was eine Sensation ist. Bis zum Gerichtspalais war er im Nachen seiner Kutsche gleichsam nur an ihrem Ufer her und hatte höchstens einmal die Hand ein wenig ins Wasser gestreckt. Dann hatte er den Wagen verlassen, und es war schon etwas anderes gewesen da draußen am Portal. Aber immer noch nicht mehr, als wenn einer aus dem Nachen steigt und durch das seichte Strandgewässer nach der tiefen See hinschreitet. Jetzt aber, ha, jetzt stand er mitten in der hochgestauten Flut der Sensation; in Gestalt unzählbarer Menschen schlug sie hoch und dunkel, neugierbrausend an alle Wände. Er fühlte sich tief am Grunde, erdrückend tief. Wie im gemeinsamen Tal zweier Wellenberge, die der Sturm einen Augenblick zuvor emporgeschleudert haben mochte und die im nächsten Augenblick — er glaubte sich ducken zu sollen — unfehlbar niedertosen mußten. Sie blieben aber stehen und wurden plötzlich so still, als versteinerten sie. Woher dieses? Niemand zeigte sich in der Richtertüre. Und es konnte doch nicht er die Ursache sein, er, der Einsame da in der Tiefe, daß die zwei Menschenberge standen wie zwei Alpenberge und gebannt auf ihn niederschwiegen?

Narr, was stehst du da? Gib dir keine Blöße! Er reißt sich energisch vom Fleck und treibt das stockende Herz in Bewegung. Da hatte er ja die Wellenwucht, die er wünschte. Die er brauchte, um Gottes Mühle der Gerechtigkeit, die lang gefeiert hatte, in Gang zu setzen. Gut so, gut! Er hatte seinen Platz erreicht und warf seine Mappe mit hörbarer Kraft auf den Tisch. Ob das nun der Ausdruck seiner zurückgekehrten Sicherheit war oder eine geringschätzige Antwort auf das gaffend-unheimliche Schweigen der Menge, der graziöse Schlag hatte jedenfalls die Wirkung, daß die starre, gläserne Stille in tausend geschwätzige Scherben zerbrach.

‚Der junge Rechtsanwalt!' — ‚Da ist er!' — ‚Seht ihn, seht!' — ‚Endlich! Und wie selbstbewußt!' — ‚Eine stolze Gestalt! Aus jeder Bewegung sieht ihm der Hochtourist.' — ‚Er scheint dessen Ruhm aber nicht mehr zu pflegen.' — ‚Ich denke, der Prozeß hat ihm Berge von Arbeit gemacht.' — ‚Wie spät er kommt! Der Gerichtshof kann im Augenblick erscheinen.' — ‚Seine Gegner sitzen schon lange da.'

Für die Hoheit waren nämlich nicht weniger als drei Rechtsbeistände erschienen. Aber gerade ihre zahlenmäßige Stärke wurde von der Menge instinktiv als eine Schwäche jedes einzelnen ausgelegt, und die Beachtung, die sie fanden, war so gering, als sei sie nur der Anfang einer großen Verachtung. Dagegen war der junge Rechtsanwalt, der im stolzen Mute der Einzigkeit auftrat, im ersten Augenblick der zwingende Kern der allgemeinen Gedankenkristallisation geworden. Er empfand es auch durch jede Fiber, daß in allen Augen sein Bild, auf allen Lippen sein Name

und in jeglichem der tausend Köpfe Gedanken über ihn waren. Und das wollte ihn stets aufs neue vom Boden heben, unsicher machen wie einen Taucher auf Meeresgrund, der die Bleisohlen zu dünn gewählt hat. Und ob es ihm gefiel oder nicht, es sickerte immer wieder ein Tropfen der Sensation, die mit dem Druck einer Meeressäule über ihm lag, durch den Stahlhelm seiner Ruhe.

Verdammte Verwirrung, komm mir nicht nah! Er öffnete die Mappe und legte seine Rede vor sich hin. Den schweren Hammer seiner Vorbereitung in der Hand, gewann er bald den festen Stand zurück, den einer, der schlagen und treffen will, nicht entbehren kann. Auch seine Uhr legte er neben sich. Er liebte es, mit einem großen Ereignis kleine Beobachtungen zu verbinden und in der äußersten Beanspruchung noch müßige Kräfte sehen zu lassen.

Zwei Stunden hat er gesagt; er muß sich vergewissern, wie seine Rechnung stimmt. Doch zweifelt er nicht; ehe sie merken, was ihnen geschieht, sollen sie umgeworfen sein, die Herren da drüben, die von der Anmaßung ihres königlichen Klienten voller sind als von seiner Geschicklichkeit. Der Thronfolger wird allerhöchsten Verdruß davon haben, wenn sie im Namen seiner Majestät die Beine zum Himmel strecken, und es wird ihm nichts übrig bleiben, als die Purzelbäume für hoffähig zu erklären.

Als sich sein Blick soeben anschickte, zerstreuungshalber ein wenig unter die Leute zu gehen und sich noch mehr gegen die beklemmende Kraft des Massenauges abzuhärten, da hatte die Doppeltüre gegenüber einen lautlosen Flügelschlag getan und gewissermaßen einen geistigen Windstoß durch den Saal getrieben, der das durcheinanderwogende Gehälm der Unterhaltung unwiderstehlich zu Boden legte: der Gerichtshof trat ein. Zwischen dem ersten und dem zehnten Schlage, den ihnen eine Uhr von drinnen nachrief, hatten sie ihre Plätze eingenommen. Wie die anderen, war auch der junge Rechtsanwalt begrüßend aufgestanden, und als er sich niederließ, stellten sich eine Sekunde lang die Blicke des gesamten Kollegiums bei ihm ein; wie ein Vogelzug an den dürren Bäumen vorüber dem einzigen, der grün ist, entgegenstrebt; denn auch die Richter waren sich über grünes und dürres Recht in der Sache längst im Reinen. Der Rechtsanwalt konnte es seiner Eigenliebe nicht versagen, den flüchtigen Blick des Kollegiums mit einer feinen, lächelnden Verbeugung zu beantworten. Es nicht zu tun, wäre klüger gewesen; denn er lüftete ihnen so das Bewußtsein über einer Handlung, die von ihnen ganz unwillkürlich gesetzt worden war, aber von den anderen als Parteinahme ausgelegt werden konnte. Es war zu befürchten, daß sie dafür im gegebenen Augenblicke die richterliche Neutralität um so rigoroser handhaben würden, auch wenn es zu seinem Schaden war.

Das Kollegium saß. Damit hatte sich gleichsam schwer und feste die Gerechtigkeit in den Saal gesetzt. Die war sein Amboß. Unwiderstehlich zog es ihm das Blätterbündel seiner Rede zwischen die Finger.

Bald würde er hämmern im Echo dieser Tausendmasse; aufhorchen sollten sie landauf, landab. Und glühend von Zorn und Schande will er sie haben, die es trifft.

Eine gemessene, ruhige Stimme rann über seine heftigen Gedanken weg in den schweigenden Saal. Es geschahen die üblichen Feststellungen und Fragen, die der ewig gleiche Wortlaut, in dem sie sowohl gestellt wie beantwortet wurden, längst zur Formel werden ließ; durch welche wie durch die Schalthebel einer elektrischen Leitung keine Spannung floß. Oder doch eine? War etwas nicht in der Ordnung? Oder platzte die Geladenheit des Hauses ohne Sinn darein? Es fiel ein Ruf aus der Menge. Nicht deutlich genug, um das Gesicht eines Gedankens darin zu erkennen. Aber gerade das Unverstandene wirkt erregend, indem es die Phantasie zu allen möglichen Versuchen, es verständlich zu machen, herausfordert. Verwarnend hob der Präsident das Haupt gegen die sich murmelnd dahinkräuselnde Unruhe. Sie legte sich.

Aber während niemand mehr des Zwischenrufes und alle auf den Vortrag des prozessualen Tatbestandes achteten, der sich soeben ins Konkrete und Sensationelle zuzuspitzen begann, war der junge Rechtsanwalt noch fieberhaft damit beschäftigt, das ebenso Ungewöhnliche wie Verdächtige des Rufes zu ergründen. Da der oberste Gerichtshof danach bekannt war, mit welch unerbittlicher Strenge er die Verhandlungsruhe wahrte, sah der Rechtsanwalt bei Wiederholung dieser Störungsversuche den Ausschluß der Öffentlichkeit voraus. Er mußte ungesäumt auf eine Gegenmaßnahme sinnen, um die mühsam erstellte Prozeßgestalt vor einer solch unerträglichen Verstümmelung zu schützen. Diese Maßregel mußte zugleich so diplomatisch veranlagt werden, daß sie scharf und milde gebraucht werden konnte, je nachdem sich als Ausgangspunkt der Störungen die feindliche oder die eigene Seite herausstellen würde. Noch ehe er zu einem endgültigen Ergebnis seiner inneren Beratung und der Sprechende ans Ende seines Aktes gekommen war, stob es neuerdings und gleichzeitig aus verschiedenen Richtungen des Hauses von Zwischenbemerkungen auf. Ihr Charakter war diesmal nicht zu verkennen; zum größten Erstaunen des Rechtsanwaltes waren sie gegen die Hoheit gerichtet. Gegen die Hoheit? Unerklärlich! Die aristokratische Welt, die er zugegen sah, neigte sich innerlich doch ohne Zweifel dem Hofe zu; sie hätte sich übrigens schon aus Vornehmheit neutral, ja doch wenigstens ruhig verhalten sollen. Und wenn es die Bürgerlichen waren, verwünschte Einfalt, sahen die nicht ein, daß sie in jetziger Stunde um so weniger sprechen durften, je übler sie auf den Thronfolger zu sprechen waren?

Der vom Gerichtshof, zum zweiten Male in seinem Vortrag unterbrochen, hatte das Blatt gesenkt und blickte mit schweigender Frage und Erwartung nach dem Präsidenten. Dieser fügte zunächst weiter nichts als auch ein Stück ergrimmten Schweigens daran. Aber wenn die Wache heraußen solch regungslose Haltung annimmt, ist es ein sicheres Zeichen, daß der Gestrenge im nächsten Augenblicke da sein wird. Der Rechtsanwalt merkte es

genau. Er stopfte die kleine Pause mit hageldichten Gedanken. Verdammt! Jetzt bringt er die Schließung. Er kennt die eiserne Gewohnheit. Und es darf nicht sein! Zum Teufel! Er muß die Regel brechen. Wenn er nur wüßte! Wären wirklich solche Narren in der Menge, die das Vergnügen erdrosseln wollen, dem sie glückselig am Halse hängen? Oder Narren, ha ja, die aus Klugheit Narren sind? Und auf Bestellung? Ein Gaunerstreich der Hoheit? Das mußte es sein. Verflucht feiner Plan! Jede Linie daran eine Hoheit. Er wollte das Wort begehren. Er kam zu spät.

‚Es ist in diesem Hause nicht erhört, daß sich Stimmen des Publikums frei wie die Sperlinge herumtreiben.‘ Er ließ noch einmal ein Schweigen darauf folgen, das wie Ausholen zum Hiebe war. Unbeweglich saß der Gerichtshof, als hätten sie das Wort im Chor gesprochen und es könnte also keinen von ihnen überraschen. Nur ihre Augen schienen unter einem psychologischen Bewegungszwange zu stehen; denn einer nach dem andern schickte einen Blick zum Rechtsanwalt hinüber. Wollten sie ihm jetzt ihre glänzende Unparteilichkeit zu benicken geben, nachdem er ihnen anfangs jenen Schein parteiischer Huldigung abgewonnen hatte? Es klang nicht anders wie eine kraftvolle und ihm deutlich zugeeignete Demonstration der rücksichtslosesten Sachlichkeit, als der Präsident jetzt mit erhobener Schärfe zu Ende sprach: ‚Der Saal ist augenblicklich zu räumen!‘

Mit heftig empörtem Ruck wirft der Rechtsanwalt den Kopf zurück. ‚Herr Präsident,‘ springt er auf, ‚ich protestiere! Es geht nicht an, die Öffentlichkeit des Verfahrens mit einem Handstreich preiszugeben, nachdem ich sie in einem formellen Prozeß erkämpft habe. Der hohe Gerichtshof hat ihre Wichtigkeit aktenmäßig zugegeben und würde sich selber desavouieren, wenn er sie jetzt durch vorschnelle Anwendung dieses äußersten Ordnungsmittels wieder negieren wollte.‘ ‚Und wenn das äußerste Mittel das einzige ist?‘ fragte der Vorsitzende kühl und wandte ihm ein Profil zu, das in seiner harten Eckigkeit wie aus Stahl gestanzt erschien. ‚Sie irren!‘ rief der junge Anwalt mit Festigkeit. ‚Ich schlage vor, eruieren Sie die Rufer! Ich habe dringenden Verdacht, es seien bestellte Störer. Die Masse hat nicht das geringste Interesse, ihren eigenen Ausschluß herbeizuführen, aber die Hoheit.‘ ‚Ihre Begründung ist triftig; das Verfahren ist wert, versucht zu werden.‘ Der Vorsitzende ließ die gedämpfte Stimme kraftvoller anlaufen: ‚Ich lege somit sein Verbleiben in die Hände des Publikums selber; es bezeichne die Unruhestifter!‘

Die Wirkung war von belustigender Eigenart und Plötzlichkeit. Wie ein stachliger Dornenkranz sammelten sich augenblicklich empörte Zeigefinger um zehn oder zwölf in die Masse verstreute Personen an. Die waren, wenn sie sonst an Blässe litten, zum Übergehen rot und umgekehrt, wenn ihnen Röte gewöhnlich war, von ungewöhnlicher Blässe geworden und stimmten im übrigen darin überein, daß sie mit der größtmöglichen Schnellizkeit, welche das dickflüssige Menschenmeer zuließ, aus dem Sturmbereich zu kommen trachteten. Es fehlte nicht viel, so hätten die Wellen der all-

gemeinen Entrüstung handgreiflich über ihnen zusammengeschlagen. ‚Packt euch, ungezogene Junker!‘ ‚Bezahlte Mäuler!‘ ‚Wie dumm die Kerle sind! Dem Rechtsanwalt eine Schlinge legen und den eigenen Kopf drin haben!‘ ‚Drückt euch und gebet der Hoheit das Geld zurück!‘

Aus der größeren oder geringeren Derbheit der Geißelruten, die da auffuhren, konnte man die gröbere oder feinere Staude Bildung, von der sie geschnitten waren, deutlich ersehen. Man hätte aber auch das geschlossene Schweigen verschiedener Gruppen wahrnehmen können, die auf Grund ihrer eigenen Hofbeziehungen verkappte Offiziere der Hoheit in den Ausgestoßenen erkannten und die unbequeme Erkenntnis hinter angestrengter Teilnahmslosigkeit verbergen mußten. Alsbald schlossen sich die Ausgänge hinter den Heimgeschickten.

Drinnen aber glättete sich die Aufmerksamkeit zu einer feierlichen Ruhe. Ein jeder hatte gleichsam das Tafeltuch über seiner ganzen großen Neugier straffgezogen und glattgestrichen und harrte der pikanten Fülle, die nun aufgetragen würde. Auch schien es sich nach diesem ersten wirkungsvollen Blitzstrahl, der dem jungen Rechtsanwalt gelungen war, wie gesunder Ozongeruch in die Luft zu legen: er könnte doch gewinnen! Er aber schickte sich an, zu beweisen, daß er längst gewonnen habe.

Die Klage war verlesen. Wie einen wohlproportionierten Leib hatte sie der junge Rechtsanwalt aufgebaut, so daß die Richter schon durch das fachmännische Wohlgefallen an ihrer Glied- und Folgerichtigkeit dazu eingeladen wurden, sie womöglich als Ganzes anzuerkennen. Noch war es freilich ein unlebendiger Leib, der den gierigen Augen vorgeworfen lag. Daß es auch ein nackter Leib von rücksichtsloser Blöße war, brachte die Unmoral des Falles mit sich. Betrachtete man den Riesenkörper, den der junge Rechtsanwalt gegen die Hoheit auf die Beine bringen wollte, so mußte die Zuversicht eines jeden, der nicht eingeweiht war — und die Masse war ja gekommen, es erst zu werden —, trotz der ozongeschwängerten Luft in Schwäche verfallen; denn mit Blitzen wie vorhin ließ sich im besten Falle ein Feind zerschmettern, aber kein Freund erwecken.

Die Anwälte der Hoheit beharrten übrigens mit einer Zähigkeit, neben die sich an Größe nur ihre Ahnungslosigkeit stellen konnte, auf der Meinung, daß das Klagemonstrum der alte Leichnam von früher sei, den sie endgültig begraben müßten, nicht eine junge Schöpfung, deren Lebendigwerden sie verhindern müßten. Trotz der Niederlage, die sie im Kampf um die Heimlichkeit der Verhandlung davongetragen hatten, waren sie noch voll ungebändigter Impulse, hinter denen offenbar der Gedanke wirksam war, daß ein Klient wie der ihrige seines Allvermögens nicht beraubt werden könne. Während ihr junger Widerpart allein die Macht des Rechtes anrief, kehrten sie ebenso kühn wie unvorsichtig das Recht der Macht hervor. Ganz außer Ordnung des Verfahrens sprang ihr Wortführer in die Sache: ‚Wir haben Auftrag und selber das zwingende Bedürfnis, die erbärmlichen Vorwürfe, die soeben gegen das zweithervorragendste Mitglied des regierenden

Hauses hier gehört worden sind, nicht einen Augenblick unter dem Gesichtspunkt verhandeln zu lassen, als ob sie wahr sein könnten. Es grenzt an Majestätsbeleidigung, wenn dieses Ungeziefer von Beschuldigungen, das lediglich zur politischen Aufreizung in die Masse gesetzt worden ist, nun auch von Gerichts wegen —.' ‚Schweigen Sie!' zerdonnerte ihm die Stimme des Vorsitzenden seinen Protest. ‚Wenn Ihnen Ihr Verbleiben bei der Sache lieb ist, dann bleiben Sie bei der Ordnung! Ich müßte Sie sonst den Weg der andern — Ruhestörer schicken. Ich muß Sie auch erinnern: am politischen Erdreich ist der Prozeß für uns nicht mit der feinsten Wurzel beteiligt. Wir werden zu verhindern wissen, daß dem Baume der Boden, in dem man ihn gern sähe, nachgetragen wird!' — ‚Wir schreiten sofort zu den Klagebeweisen!' fügte er nach kurzer Pause hinzu, während welcher seine Stimme wieder in ihren ruhigen Fluß zurückgekehrt war.

Die spannende Ankündigung straffte das Schweigen des Hauses zu absoluter Glätte. Das schadenfrohe Geflüster, das bei der Zurechtweisung des arroganten Verteidigers aufgeschwirrt war, fand nicht mehr die kleinste Falte, um sich daranzuklammern, und fiel tot zu Boden. Sehr zur Erleichterung der drei Hofanwälte, denen diese überwiegend feindselige Aufmerksamkeit der Masse mächtig auf die Nerven gefallen war. Nun konnten sie die Köpfe wieder freier heben. Mit dem Veto a priori war es also nichts geworden. Auch gut! So soll der Gegner mit der Schindermähre seiner alten Beweise heraus! Die muß inzwischen zum Gerippe der Wesenlosigkeit abgemagert sein; das wird ein spectaculum juridicum satis ridiculum.

Im Ruhgefühle ihrer ganzen Rechtsgelehrsamkeit lehnten sie sich in die Sessel zurück, wie der Schiffer in den Bugwinkel des Kahnes, den er von selber seinem Ziele zutreiben sieht. Warum zögerte der Herr Gegner? Sie hatten es bisher beharrlich vermieden, nach ihm hinüberzusehen, der ihnen an Jahren vielleicht an die Hüfte, aber an Ruf kaum an die Knie reichen mochte. Nun enthielten sie sich nicht mehr. Wie? Der saß, als säße er auf ihren Stühlen und könnte warten?

Es war ihnen entgangen, daß der Vorsitzende einen mit allen Zeichen wichtiger Geheimdokumente versehenen Akt eröffnet hatte und eine Reihe gesiegelter Urteile an den Sprecher des Gerichtshofes hinübergab. Erst die beginnende Verlesung holte ihre Köpfe von der unwürdigen Abschweifung zum jungen Rechtsanwalt, in die sie geraten waren, zurück. Aber schon bei den nächsten Zeilen kam es ihnen nicht bloß in die Köpfe, sondern in den ganzen Körper. Erregt schnellten sie vor; was war das für ein neues Schriftstück? Verdammt, eine Zeugenaussage! Und eine, die verflucht nahe an die Wahrheit heranrückte! Die — die konnte ihnen lästig werden! Wie ihr wohl beizukommen wäre? Nachdenklich lassen sie sich zurück.

Aber der vom Gerichtshof hat ein zweites Blatt aufgenommen und liest; es bleibt ihnen kein Gedanke im Gehirn, sie fliegen wie Eisenspäne an die magnetisierende Stimme von Erz hin: noch eine Aussage! Auffallend kantig und hart wie ein Block, der mit großer Gewalt herausgesprengt wurde.

Bei allen Teufeln! Er flog wie ein Volltreffer mitten in den seichten Tümpel Verteidigung, den sie gesammelt hatten. Das spritzte nur so um sie her. Da hatte es gute Wege, den Gegner darin zu ersäufen, wie ihr Plan gewesen war. Verflucht! In ihnen wurde es so leer von Gedanken! Wie es leer von Wasser in einem Tümpel wird, darinnen plötzlich ein unbändiger Felsblock sitzt. Nein, solche Gravamina waren nicht wegzuheben; ließ sich kaum noch etwas drehen daran und wenden.

Und der am Gerichtstisch nahm noch ein Blatt und ließ schon wieder seine Schleuder spielen. Die straffe Sehne seiner Stimme verriet noch nichts von Nachgiebigkeit und schickte Wurf über Wurf. Mit eisiger Objektivität nur immer sie treffend! Verwünschte Feiglinge, diese Leute vom Hof! Verdammte Tölpel! Sich so kläglich fangen zu lassen; einer wie der andere! Von einem juristischen Springinsfeld! Unerträglich! Da ist's verloren! Da hol's der Teufel!

Wie einen tollen Kreisel trieb es die Achse ihrer Gedanken um, ohne Logik von einem Punkt auf den anderen springend, doch unbeirrbar in dem: wir sind nicht mehr zu retten! Ihre Fassungslosigkeit war vollkommen. Auch die der Masse war es. Nur sozusagen in entgegengesetzter Richtung; die Fassung der Advokaten hatte den Boden verloren und versank ins Hoffnungslose; die Fassung der Menge dagegen das Dach und drohte in chaotischer Entladung des Vergnügens aufzufliegen. Es brauchte den ganzen Vorrat jener Atmosphäre von Disziplin, den der Gerichtshof durch seine Ordnungsstrenge seit langem aufgehäuft hatte, um den elementaren Auftrieb der Sensation niederzuhalten. Nur ein Flüstersäuseln sickerte aus allen Poren der riesigen Versammlung wie aus einer hochgehitzten Maschine, und gerade die raffinierte Feinheit des Geräusches brachte den Überdruck, der sich hinter dieser stählernen Wand von Ruhe in der Massenseele auseinanderstemmte, durchdringend zum Bewußtsein. Im Gewimmel der Köpfe bemerkte man einen fiebernden Bewegungsdrang; Gruppen, die blitzschnell zusammenfuhren und sich ebenso rasch wieder auflösten; so wie Wasser zischend auf dem glühenden Herde tanzt, bald zerspritzt in viele Tropfen, bald zu einem einzigen zusammenfahrend. Es schien der Siedepunkt der Sensation erreicht zu sein.

Selbst der junge Rechtsanwalt konnte sich der Erregung des grandiosen Augenblickes nicht entziehen, so oft er ihn mit seiner Phantasie bereits vorerlebt hatte. Wenn der schwere Hammer geht in einem Werke, brummt das Bodenzittern auch dem Schmiede, der ihn gehen läßt, durch Mark und Bein.

Nun war es still. Der wuchtige Block der Anklage war gleichsam von der einen Seite auf den Gipfel gewälzt. Konnte er jetzt nicht gesprengt werden oder begraben, so mußte er in Kürze verheerend über die andere Seite niedergehen. — ‚Die Herren Verteidiger haben das Wort!'

Ja, hätten sie es so leicht, wie es angeboten wurde, nur auch nehmen können! Soeben noch hatten sie es im Fluge an sich reißen wollen wie der Vogel die Fliege; aber auf einmal deuchte ihnen, es habe sich in einen schlüpf-

rigen Fisch verwandelt und schwimme in einem Ozean; wer fischte es ihnen heraus? Keiner schien sich erheben zu wollen. Aber dann ließen sie der Masse, der Riesenspinne, noch länger Zeit, sie in das lähmende Gespinst ihrer höhnischen Blicke einzuschnüren. Verdammt! Es mußte zerrissen sein, bevor ihnen Mut und Macht darin hängen blieb! — ‚Herr Präsident,' warf sich einer in bebendem Zorne empor, ‚die Zeugnisse klingen unglaublich! Sind sie nicht abgepreßt oder gefälscht?' — ‚Sie beleidigen die Justiz. Ein Gerichtshof fällt die Urteile, er fälscht sie nicht.' — ‚Es ist auch nicht der Gerichtshof, den ich meine.' — ‚Er steht aber für die Echtheit der Dokumente ein. Belieben Sie sich zu überzeugen, daß sie samt und sonders processualiter entstanden sind.' — ‚Das ist's ja eben, wogegen wir protestieren.' Im verworrenen Gefuchtel seiner Gedanken glaubte er plötzlich einen Anhaltspunkt ertappt zu haben: ‚Das ist Überrumpelung, das ist krasse Ungesetzlichkeit! Wie konnten ohne uns so schwerwiegende Verhandlungen in unserer Sache geschehen?' ‚In Ihrer Sache? Ich muß gestehen, da sind Sie nicht nur mit Ihren Ausdrücken, sondern auch mit Ihren Begriffen beschämend weit aus der Grenze. Welche Zeugen sich der Kläger beschafft und wie, das steht juristisch solange außerhalb der Reichweite des Beklagten, als bis die Zeugen auftreten. Selbst wenn diese, wie hier, auf gerichtlichem Wege herangeholt wurden. Das waren Separatprozesse, zu denen Sie höchstens durch das Vertrauen einer Partei, doch niemals von Gerichts wegen durften beigezogen werden.' — ‚Aber es lag keine Berechtigung vor, das Geheimprivileg auf sie anzuwenden! Das ist die Perfidie, gegen welche — — —' ‚Perfidie? Herr Rechtsanwalt!' — die Faust des Vorsitzenden schob sich wie ein Grenzstein, der nicht übersehen werden konnte, über den Tischrand herauf — ‚hier werden Urteile nur von dieser Stelle aus abgegeben. Und keine so besinnungslosen wie die Ihrigen. Den Geheimcharakter haben die in Frage stehenden Verhandlungen aus demselben Recht oder Unrecht genossen, mit dem ihn auch Ihr hoher Auftraggeber bis dahin beansprucht hat. Ich glaube Sie nicht erinnern zu müssen, daß auch die Öffentlichkeit des Heutigen keinen hitzigeren Gegner gehabt hat als Sie. Wenn nun das vielbemühte Geheimprivileg einmal gegen seine eigenen Schützlinge ausgeschlagen hat, so schuldigen Sie, bitte, die Perfidie des Privilegiums oder die der Logik an, nicht uns!' — ‚Wir beantragen persönliche Vorladung der Zeugen, Nachprüfung des Verhörs. Die Verhandlung muß vertagt werden. Ohne Einflußnahme auf die Zeugenbefragung ist uns die Verteidigung unleidlich und ganz wider Recht beschnitten.' — ‚Sie werden sich dabei beruhigen müssen. Das Ergebnis der Vernehmungen steht unter Garantie der oberstrichterlichen Stelle. Auch ist der Antrag unzulässig nach den bekannten Paragraphen 64 und 214, die das prozessuale Reservatrecht nicht bloß des Hofes, sondern auch der hohen Standespersonen festlegen.' Man konnte den Sarkasmus nicht überhören, der es für notwendig hielt, den Verteidigern bekannte Paragraphen so umständlich zur Kenntnis zu bringen. ‚Wollen Sie sich in Ihrer weiteren Verteidigung danach richten!'

Dieser letzte Sarkasmus war für die Dreie der bitterste. Da war gut richten, wenn der Wegzeiger mitten in die Wüste gestellt war! Ein jeder wühlte krampfhaft in seinen Blättern, als hätte er eine Rede drin, die er mit Absicht immer noch einmal überschlug, weil er inzwischen etwa doch einen Gedanken erpressen könnte, der ihm die Rede erspart. Zum wenigsten mußte sie unter der Hand von den gröbsten Lügen gesäubert werden, die gleich den faulen Eiern erst jetzt, da sie zerschlagen waren, ihren üblen Geruch ergossen haben würden. Sie suchten und blätterten noch immer und ließen der gesättigten Sensationsfreude des Hauses Zeit, sich mehr und mehr in Schadenfreude zu verwandeln, eine Zersetzung, die ihr wie jeder berauschenden Substanz natürlich war. Dieser Verlauf der Massenstimmung konnte nicht mehr aufgehalten, nur beschleunigt werden, als sich die Verteidiger soweit in den Sattel gefunden hatten, daß zunächst ihr gewandtester den verzweifelten Ritt versuchte. Der Eindruck mußte notwendig ein lächerlicher sein, denn der Sattel, ja, der Sattel war von einem hohen Roß; dieses selbst aber war inzwischen zu einem Esel, ach, unter die Gestalt eines solchen herabgeschrumpft. Dem geschulteren Auge entgingen auch die grotesken Sprünge der Logik nicht, mit denen sie sich über die Einbruchstellen ihres juristischen Bodens hinwegzuhelfen suchten. Wohl nach dem zehnten Teil der Zeit, die sie ihren Plaidoyers im Anfang zugemessen hatten, war ein jeder damit fertig.

Der junge Rechtsanwalt schickte ein wohlgefälliges Nicken anscheinend in die Richtung seiner Gegner. Hätte es einen Applaus bedeutet, so wäre das nicht nur ein sehr verdächtiger, sondern auch der einzige gewesen, der sich auf die verzweifelten Anstrengungen der Verteidiger einstellte. In Wirklichkeit war es sozusagen nur das letzte Wort eines Zwiegesprächs gewesen, das er mit seiner Uhr über die evidente Genauigkeit seines Stundenplanes geführt hatte. Und er wollte das letzte Wort, das ja förmlich zur Begriffsbestimmung eines erfolgreichen Rechtsanwalts gehört, auch weiterhin behalten und bis zum äußersten handhaben. Die Reihe, zu reden, war jetzt an ihm. Mit unbewußter Ausstrahlung der Konzentration, die er innerlich vollzog, rückte er die Uhr ein wenig näher an sich und blickte nach dem Vorsitzenden. Dieser wandte ihm ein Gesicht zu, auf dem sich etwas Besonderes anzukündigen schien: ‚Hat die klägerische Seite noch etwas von Bedeutung einzuwenden?‘ ‚Einzuwenden nichts?‘ ‚Dann werden Sie, Herr Rechtsanwalt, zur Schonung monarchistischer Gefühle wohl auf Ihr Schlußwort verzichten?‘

Die Frage klang parteiisch, machte aber der Unparteilichkeit des Gerichtshofes alle Ehre. Indem sie erstmals den dynastiefreundlichen Standpunkt der Richter verriet, zeigte sie auch, mit welcher Kraft sie ihn bisher um der Gerechtigkeit willen verleugnet hatten. Nachdem aber diese gesichert war, hielten sie es für erlaubt, in den Nebendingen Schonung anzuwenden. Es war auch ganz natürlich, daß ihre autoritätstreue Gesinnung Scheu empfand, eine Wunde am edelsten Organ des Staatswesens weiter, als un-

erläßlich war, auszuschneiden und die Schwächung lebenswichtiger Nerven zu riskieren. Denn wenn es auch nicht den Regenten selbst betraf, es lag doch gleichsam das ganze monarchische Empfinden des Landes in einer schweren Narkose, solange die Justiz ihr rücksichtsloses Werk am Thronfolger verrichten mußte. Und weil die Entkräftung dabei mit der Dauer des Zustandes voranzuschreiten pflegt, gedachte ihn der Gerichtshof durch seinen Vorschlag abzukürzen.

Das aber riß den jungen Rechtsanwalt blitzschnell empor. Monarchistische Gefühle? Die hat er weit von sich geworfen, seit er gesehen hat, wie schmählich man sich zu Hofe wegwirft. ‚Herr Präsident, ich verzichte nicht!' Der Nachdruck, mit dem er es sagte, verriet, daß er sich bereits gefaßt hielt, einen letzten Widerstand gegen die plangerechte Durchführung der Verhandlung zerbrechen zu müssen. Trotzig von Blick und hochaufgerichtet stand er da. Es mußte ihn deshalb beschämen, als ihm der Vorsitzende zu merken gab, daß er übereifrig geworden sei: ‚Ich habe nicht mehr wie einen freundlichen Vorschlag ausgesprochen, Herr Rechtsanwalt. Sie mögen Ihr Recht gebrauchen!'

Das wollte er auch. Nur hatte er jetzt den weiteren Verdruß, zu sehen, daß er durch den kleinen Wortwechsel allzu scharf in das Rückenlicht der Dynastiefeindlichkeit geraten war. Dadurch kamen seine Hände in den Schatten und wurden vielleicht nicht mehr für so rein gehalten, als sie waren. Er mußte also zuvor das böse politische Licht ausblasen. Dann aber dachte er wieder, es möchte vorteilhaft sein, es nur herabzuschrauben, so daß es keinen Schatten mehr für seine Hände, aber um so mehr widerwärtigen Rauch für die Nase der höfisch Gesinnten erzeugen würde. Darum sagte er: ‚Ich lege Wert darauf, dem Hause zu versichern, daß ich hier ausschließlich als juristischer Gegner des Hofes stehe. Es hat niemand zu hoffen oder zu fürchten, daß ich die Geschäfte einer antidynastischen Partei besorgen wolle. Jeder Urteilsfähige sieht, weder ich noch jene Partei hat das nötig; denn der Fall, meine Herrschaften, wird dies Geschäft für sich allein genügsam besorgen. Auch fände ich es unter meiner Würde, eine Angelegenheit, die meiner beruflichen Treue anvertraut wurde, für Nebenzwecke zu mißbrauchen. So weit hoffe ich in der Residenz bekannt zu sein.'

Lebhaftes Kopfnicken aus der Menge belehrte ihn über den günstigen Erfolg seiner Unabhängigkeitserklärung. Aber auch ohne eine solche wäre die Masse unbedingt sein gewesen; denn die Aussicht auf eine formelle Prozeßrede von ihm hatte die zur Brise abgeflaute Sensation mit einem Schlage so mächtig aufgefrischt, daß die allgemeine Neugier mit platzendvollen Segeln zu ihm stieß. Es mußte eine fröhliche Fahrt für ihn werden. Eben wollte er voran; da bekam er es geschwind noch mit dem Steuer zu tun. Dieses kleine Ding, das so mächtig ist, weil es sich gegen das große Schiff, mit dem es verbunden ist, seine Freiheit wahrt: was hatte sein Gewissen plötzlich für Beschwerde anzumelden? Er soll den Thronfolger schonen? Hah, sentimental werden soll er? Warum? Weil auch er einmal

in eine Menschlichkeit fallen könnte! Unsinn! Nichts davon! Durch seine ganze Gestalt war der Ruck des rücksichtslos herumgerissenen Steuers zu verfolgen. Es konnte keine Rede sein, daß er sich je soviel vergab. Und selbst eine Menschlichkeit, die er begehen möchte, wäre noch lange nicht die Unmenschlichkeit, die er jetzt am Thronfolger aufzuzeigen gewillt ist. — Er riß entschlossen sein Konzept an sich.

‚Hoher Gerichtshof! Versammeltes Haus! Sie haben soeben ein Schauspiel erlebt, das kein Liebhaber der Gerechtigkeit ohne Genugtuung hat sehen können. Ein Gebäude von Lügen war hinter einem Baugerüste von Privilegien, die mißdeutet wurden, zu verwegener Höhe emporgeführt worden, so daß ihrer zwei Gerichtsinstanzen, vom Schwindel dieser Höhe erfaßt, über die Wahrheit gestolpert sind. Nun ist das Lügenpalais vor Ihren Augen zusammengestürzt. Sie hatten darin das seltene Beispiel eines Baues, der nicht auf eigenen Grundfesten stand, sondern nur, von seinem kunstreichen Gerüst getragen, über einem Fundament des Scheines schwebte. Sie haben weiterhin den erheiternden Anblick genossen, wie rührend sich meine Herren Gegner befleißigten, aus dem Zusammenbruch ihrer früheren Prozesse noch einige unzermalmte Steine herauszulesen; der folgende jeweils die, welche dem vorhergehenden zu schlecht gewesen waren. Was hätten sie damit noch aufführen können? Nicht mehr die bescheidenste Hütte der Wahrheit. Sie zogen es darum vor, einen Pranger für mich und meine siegreiche Sache daraus zu errichten. Nur werde ich ihnen den Gefallen, hinaufzusteigen, nicht tun. Und mich heben? Hah, meine Herren Rechtsanwälte, mit moralisch gelähmten Armen heben Sie keinen Mann wie mich! Trotz Ihrer Jahre können Sie also noch eine Erfahrung an mir gewinnen: Klettern Sie nicht auf die Schandsäule, um Ihren Widersacher hinaufzuziehen, ehe sie gewiß sind, daß Sie ihn heben können; sonst bleiben Sie am Ende allein auf ihr!

Nun aber habe ich mich entschlossen, sowohl der öffentlichen Gerechtigkeit wie auch den Herren Verteidigern die Gefälligkeit zu erweisen, daß ich auch den eigentlich Schuldigen zu ihnen auf den Pranger hebe. Die Stelle hier, auf der ich stehe, gibt mir das Recht, ihn anzutasten; und den nötigen Mut gebe ich mir selbst. — Den Namen des hohen Delinquenten brauche ich nicht auszusprechen und die Parade seiner stolzen Titel nicht abzuschreiten. Ich werde im Gegenteil die solenne Reihe um etliche Titel vermehren, die der Hochgeborene nicht für standesgemäß, aber die Öffentlichkeit für wahrheitsgemäß akzeptieren wird; und Wahrheitsstand geht mir über Adelsstand und über alles.

Zwar könnte es überflüssig erscheinen, zu einer Sache, die bereits ins kleinste zergliedert vor Ihren Augen liegt, nochmal das Wort zu ergreifen; soeben hat sich der hohe Gerichtshof zu dieser Meinung bekannt. Es ist aber nicht so sehr die Sache, von der ich reden will, als vielmehr ihr Geist. Die Justiz pflegt mit ihrer Aufgabe eher als die Gerechtigkeit fertig zu sein. Sie löst den zufälligen Körper des Verbrechens richterlich sezierend

auf, läßt aber die Seele ungerichtet entweichen. Und die sucht sich einen anderen Leib und wächst zu einem neuen Verbrechen mit ihm heran und nimmt in jeder solchen Geburt an zeugerischen Kräften zu. Dieser gemeingefährliche Geist muß verfolgt, gestellt und hingerichtet werden. Ich habe dieses Werk auf mich genommen und werde es mit Gründlichkeit besorgen.

Man scheint es mancherseits hinwieder erwartet zu haben, der hohe Rang des Beklagten würde mir Befehl genug zur Schonung sein. Ich lehne den Befehl kategorisch ab. — Sie wissen, man prägt sich einen Weg um so tiefer ein, je öfter man ihn gegangen ist; Sie wissen auch, daß ich den Weg dieses leidigen Prozesses heut zum dritten Male geh'; Sie werden mir also glauben, daß ich ihn kenne, und ich sage Ihnen: es war vom ersten Schritte an die Straße der Brutalität, auf der die Gegenseite vorzugehen beliebte. Ich verwahre mich also dagegen, daß hier oder anderswo ausschließlich von meiner Schonungslosigkeit gesprochen werde. Sie ist da; ich leugne sie nicht, weil ich sie will. Doch sind die halbgesagten Dinge gleich den halbgetanen meist das Gegenteil ihrer selbst; darum ist es soviel wie eine Lüge, nur von meiner Rücksichtslosigkeit zu reden; denn sie ist wahrhaftig nur die Hälfte, ach nein, nicht der zehnte Teil der gegnerischen, und von ihr erzeugt so wie vom Hall der Widerhall. Wer ist ein solcher Narr, daß er vom Echo Schweigen verlangt, aber nicht von den Schreiern?

Ich bin auch nicht schonungsloser gegen den hohen Angeklagten als gegen mich selber. Es ist mir nämlich in seiner ganzen Größe klar, und ich habe ein Interesse, auch die Öffentlichkeit darüber aufzuklären: die Spießrutengasse der Verfolgung, durch die mich der Hof zu treiben gedenkt, tritt wohl in nächster Stunde bereits in Reih' und Glied. Der Thronfolger hat ja schon bisher von seiner Zornmütigkeit mehr als von seiner Edelmütigkeit reden gemacht, und seine Rachsucht ist gefürchtet. Ich glaube zwar bis hierher keinem den Vorwand eines Vorwandes gegeben zu haben, daß er meine, auch mir sei die Furcht in den Knochen. Nein! Ich habe von je mit den schroffsten Gipfeln am liebsten gekämpft. Aber ich gebe dem Hause zu bedenken, ob es eine zweifelhafte, eine eigennützige, eine gewöhnliche Sache sein kann, die ich verfechte, wenn ich schließlich an dem Siege, je größer er sein wird, um so Größeres werde zu leiden bekommen? Und ich gebe weiter zu bedenken, ob mir nicht die unerbittliche Amtspflicht, schonungslos gegen mich selber zu sein, Rechtstitel genug ist, es auch gegen den Angeklagten zu sein? Selbst wenn ich schon Sieger wäre, würde ich nicht so töricht sein, deswegen die eigenen Waffen wegzuwerfen, weil ich dem Gegner die seinen zerbrach. Aber noch bin ich Kämpfer und mein Sieg nicht ausgesprochen. Wundere sich niemand, wenn es Kampf ist, was ich spreche.

Und wie ich auf meiner Seite kein Gebot der Rücksicht anerkenne, so kein Recht auf Rücksicht bei dem Gegner. Da hat man geglaubt, mich öffentlich an einiges erinnern zu müssen, was ich hätte schonen sollen; ich

habe jetzt umgekehrt die Öffentlichkeit an das zu erinnern, was die Hoheit hätte schonen müssen und nicht geschont hat. — Ist es nicht Monarchenberuf, eine schützende Mauer zu sein um Sitte, Recht und Gesetz? Aber zum Gespötte wird der König, der die Mauer aufführt, durch seinen Sohn, der sie mit Breschen der Zügellosigkeit durchlöchert. Heißt das nicht, die Moral, die Akropolis des Staatswesens, verraten? Und es wäre gut, zu schweigen? — Ja, wenn es königlich ist, Verrat zu treiben, dann muß ich allerdings stille sein.

Es wird natürlich der Versuch nicht unterlassen werden, das Vergehen des Thronfolgers zur Verkleinerung in die übliche Lösung Menschenschwäche zu legen. Ich kenne im voraus die Ingredienzien, womit man den Effekt verstärken wird: die Jugendlichkeit seines Charakters; die Freiheiten des hohen Ranges; der dynastische Zwang in der Brautwahl. Die Lösung, meinen sie, wird nicht verfehlen, das ungefüge Delikt auf den Umfang der Harmlosigkeit zusammenzuschmelzen. — Wirklich? Hat das Land von seinem Thronfolger nichts Besseres zu erwarten als Äußerungen der Jugendlichkeit? Dann wollen wir die Regierung, die ihm in Kürze zufallen kann, lieber gar nicht erwarten; wir werden doch nur ein Launenspiel haben. — Und der hohe Rang soll Freiheiten geben? Freiheiten für das Niedere? — Es mag immerhin sein, daß einer zuhöchst auf der monarchischen Spitze mehr wie ein anderer versucht wird, sich in die Schrankenlosigkeit der Luft hinauszustürzen; doch müßte ihn gerade auch die Höhe mehr wie einen anderen vor diesem Sturze warnen. Wenn er einmal im Fallen ist, wird er die Fittiche des königlichen Adlers umsonst dagegen ausbreiten.

Und was ihm noch zugute gehalten wird: die dynastische Zwangslage. Verdammte Gedankenlosigkeit! Von einem solchen Widerspruch soll sich der Einspruch der Gerechtigkeit entkräften lassen? Warum ließ sich der Dynast von dieser Zwangslage nicht schon früher zwingen, und zwar dazu, dieses Unheil überhaupt nicht anzurichten, das er jetzt nimmer gutmachen zu dürfen glaubt? Versprechungen, wie er sie gemacht hat, die nimmt man nicht entgegen wie ein papiernes Fächerlein, nicht länger als für einen Abend dauerhaft. Es nimmt sie jedes arglose Gemüt für das Größte, Ernsteste, das ihm geschehen kann; für einen hohen, sicheren Wagen, in dem es wohlgeborgen der Zukunft entgegenfahren könne. Erst gar, wenn der Wagen mit fürstlichen Wappen prunkt und die Liebe davor sich wie ein Vollbluthengst geberdet. So hat er das Mädchen verführt. Aber als der Wagen am Ende der dynastischen Sackgasse war, da spannte er die Rosse ab und ließ ihn stehen. Das hat unser künftiger Staatslenker getan! Aus dynastischer Zwangslage! Hah, wer ist genügsam genug, um dieser wohlklingenden Phrase willen die Sache der Gerechtigkeit verfahren, zertrümmert und vergessen auf der Straße liegen zu lassen?

Nein, ihr Hoflieferanten der Beschönigung, unzureichend ist eure Kunst! Leichter bemäntelt ihr ein nacktes Gebirge schulterhoch mit grünem Wuchs als diese feine Hand mit einem Schleier Rechtens. Aber suchet

nur noch mehr dergleichen Lappen zueinander! Wenn der Thronfolger im Bettlermantel solcher Entschuldigungen durch die Öffentlichkeit gehen muß, wird die Verachtung des Volkes gleich einer Horde Gassenjungen hinter ihm her sein.

Er hat indessen nicht nur sich, sondern auch alles königliche Ansehen unheilbar bloßgestellt. Er hat das Heiligtum seines Berufes entweiht, noch bevor er es betrat. Er hat das Gut der öffentlichen Moral verpfändet und verschleudert zu einem Zeitpunkt, da ihm der Eid, es treu zu verwalten, näher und näher an die Schwurhand rückt. Dadurch wird seine Tat, die, vom letzten Untertanen verübt, eine Erbärmlichkeit wäre, geradewegs zum Verrat an der Allgemeinheit; ich komme um das Wort nicht herum. Wenn sich, wie in unseren Tagen, die ehrenhafte Moral von der zunehmenden Unmoral in fortwährende Belagerung eingeschlossen sieht, dann ist es Hochverrat, daß die Führer der öffentlichen Sitte durch verstohlene Türen mit dem Feind verkehren. Was für eine Heldentat will der Thronfolger verrichten, um das verderbliche Beispiel seiner Schandtat wieder auszulöschen? Ich wüßte keine, die ich dem Weichling zutrauen möchte. Verdammte Zügellosigkeit einer Hand, die geschaffen sein will, die Zügel zu führen! Nein, Hoheit, du hättest niedriger nicht handeln können, und königlich, nein, königlich war das nicht!

Aber wenn es nur männlich gewesen wäre! Wer kennt nicht den Ehrgeiz des Thronfolgers, das Bild einer vollwertigen Männlichkeit in sich auszuprägen! Ach ja, nur das Bild! Die Prägung ist ebenso äußerlich wie einseitig. Das hat sich gezeigt, als ich von Berufs wegen gezwungen wurde, die Münze seines Wesens kritisch hin und her zu wenden. Da habe ich Ähnliches gefunden, wie wenn einer statt auf dichtes Gold in dünnes Blech zu prägen unternimmt: die kraftvollen Züge der einen Seite erscheinen auf der anderen als häßliche Beulen. Der Thronfolger aber hält denen, die er sich erkaufen will, betrügerisch nur die bessere Seite hin; arglose Herzen empfangen ihn für echt. Und zu solchem Betruge hätte ich schweigen sollen? Ja, wenn es königlich ist, Falschmünzer zu sein, dann muß ich allerdings schweigen. Wenn es männlich ist, ein Mädchen zu betrügen, dann muß ich allerdings stille sein. — Es wende mir niemand ein, das Mädchen hätte vorsichtiger sein sollen! Ich frage jeden, der eines unparteiischen Urteils fähig ist: Konnte es eine Unklugheit oder konnte es gar eine Schande in sich schließen, einem Manne gläubig zu sein, der in der vollen, strahlenden Rüstung seines Ranges und seines Fürstenwortes zu ihr kam? Doch pfui! Er war nichts weiter als eben Rüstung und nur die Vorspiegelung eines ganzen Mannes; eine hohlgegossene Figur, die ohne Klammern nicht einmal auf einem Sockel festzustehen vermag; sonst wäre es nicht nötig geworden, daß ich den Thronfolger heute mit eisernem Zwange an sein Ehrenwort fesseln muß, auf dem ein rechter Mann schon im Gewichte seines Wesens fest genug gestanden wäre.

Man fragt sich unwillkürlich: Wer wird das nächste Opfer des königlichen Verführers werden? Wahrhaftig, ich halte es nicht für zu kühn, den

Thronfolger geradezu als eine öffentliche Gefahr zu erklären, und erblicke ein Verdienst darin, jedes Mädchen vor ihm zu warnen. Er läßt seine Liebeslaune frei wie eine Planke auf den Wellen treiben; sie glitzert von Sonne, Friedlichkeit und Scherz. Aber wehe der Arglosigkeit, die sich verleiten läßt, die leichte Planke zu betreten! Kaum berührt vom heiligen Gewicht des Ernstes, schlüpft sie treulos davon! Und während das Opfer in die Tiefe sinkt, schaukelt sich die Planke der Lust, als wäre nichts geschehen, auf den Wellenpolstern zurecht.

Und ich weiß mir doch keine größere Verächtlichkeit zu denken, als wenn der Mann nicht nur dem Weib die freigeschenkte Liebe, sondern auch dem Kinde die verdammt unweigerliche Vaterpflicht verweigert. Schon die Hälfte dieser Treulosigkeit, schon der Wortbruch gegen das Weib hätte hingereicht, die Reputation des Prinzen von Grund auf zu zerstören. Oder ist das noch ein respektierlicher Mann, der ein Mädchen kann stehen lassen wie ein abgepflücktes Bäumchen, nachdem er es verleitet hat, im Schutz und Schatten seines königlichen Zeltes einzuwurzeln und ihm eine tausendblütige Krone darzubieten? Er aber, der unruhige Nomade der Liebe, hat das Gezelt, das für die Ewigkeit festgeschlagen schien, über Nacht wieder abgebrochen und weidet sein Gelüsten jetzt wohl auf anderen Gefilden. Nun steht das schwache Bäumchen allein in liebloser Wüste. Alltag sitzen sämtliche Windrosenwinde zischelnd in seinem Gezweige: seht ihr sie! Seht ihr sie! Und wie kommt sie hieher? Und das öffentliche Geschwätz rieselt wie Flugsand der Wüste auf sie nieder, um die Ehre, den Mut und das Lebensglück der Einsamen noch gänzlich zu begraben. — Den Himmel versprochen und die Hölle bereitet, so liebt, hah, nicht ein boshafter Faun, nicht ein kindischer Zwerg, wie es in Fabeln steht, so liebt ein Mann! Nein, mehr! Ein Prinz! Ei, solches steht in keiner Fabel geschrieben! Ich frage das Haus: Kann die Verachtung für solch eine Liebe groß genug sein? In der Liebe aber, kann man sagen, erlebt der Charakter seine Gärung; da wird er Essig oder Wein, je nachdem das Edle oder die Verwilderung zu oberst kommt. Soll ich dem Hause noch mehr von der Liebe und dem Charakter des Thronfolgers kredenzen? Es hieße, Ihren Geschmack beleidigen.

Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auf die andere Frage, ob eine Genugtuung für solch einen Verrat an heiligstem Vertrauen groß genug sein kann? Groß genug, um die in ein junges Leben gerissene Kluft wieder zu schließen? Hah, ein Königreich ist zu klein, um die kleinste Kluft des Herzens auszufüllen. Und eine Königshand ist zu schwach, um den Quell der Schande zuzuhalten, der aus der Sache gebrochen ist. Aber ich hoffe erreicht zu haben, daß er wenigstens nicht unter falschem Namen in die Welt rinnen wird. Dieses stellt geradezu das Wesen meines Erfolges dar. Es enthält auch den Grund, warum ich auf weltoffener Behandlung der Sache so unnachgiebig bestehen mußte. Der Thronfolger, der es dazu kommen ließ, schreibe es sich selber zu, wenn ich die Ehre meiner Klientin heute nicht anders mehr retten kann als dadurch, daß ich die seinige zerreiße. Und wenn

ich das etwa büßen muß, bereuen werde ich es nie. Er möge ausbrechen gegen mich wie ein feuerspeiender Berg! Ich verachte den Ausbruch, wie ich den Berg verachte, der seinen schönen stolzen Gipfel um den häßlichen Abgrund einer tollen Wut dahingegeben hat. Er schütte immerhin das Trümmerwerk seiner zerbrochenen Männlichkeit über mich her! Die meine wird es vertragen.

Indes, wenn er nur sein Mannestum preisgegeben hätte! Er hat aber mehr, hat geradezu sein Menschentum verschleudert. Es sind wohl etliche hundert Mütter unter Ihnen. Ich frage sie: Ist es menschlich gehandelt, ein Kind herein ins Dasein zu werfen und liegen zu lassen, als wär es nur ein Stein; ein wilder Brocken, der sich unterm Fuße einer gemsenschnell vorbeigehuschten Leidenschaft vom Felsen hoch gelöst hat und drunten in der Tiefe jedem ein Anstoß ist?! Und weil man Steine abwärts immer leichter rollt als zur Höhe, so setzen sie das arme Geschöpf täglich tiefer herunter: Bist ja doch nur ein Hurenkind! Wer weiß, welch Pöbelblut in deinen Wangen steht! — Nun aber läßt Natur sich nicht hinwegverleumden; das stolze Blut des Vaters fängt auch im Kinde einst zu wallen an. Doch stößt es allenthalb und unerträglich gegen die bürgerliche Enge, in die es verbannt worden ist. Der fürstenfeurige Glanz seiner Augen ertrinkt im Dunkel seiner Herkunft. Und des Lebens süßwachsende Erkenntnisse münden nur in eine große Bitterkeit für ihn zusamen: Was hülft dir alles das, wenn du das Erste nicht erfahren kanst, wes Vaters Kind du bist! Dann wird er wehflammend zur Mutter kommen: Ha, Mutter, warum redest du nicht? Bin ich denn nicht geboren wie ein anderer? Du bist mir den Vater schuldig, den Vater! — Was soll sie ihm sagen? Die Wahrheit? Die beweislose Wahrheit? Wenn alle Wirklichkeit nur dahin zeigt, es ist eine Unwahrheit! — Oder was soll sie ihm sagen? Eine Lüge? Eine Mutterlüge? Niemals! Und wenn doch, würde sie ein Lügenbild erzeugen können, das Ähnlichkeit genug mit dem Kinde hat, um als sein Vater glaublich zu sein; und nicht soviel mit dem Thronfolger, um ihn erkennen zu lassen? Und soviel Qual der Mutterseele und soviel Mißhandlung der Kindesseele, weil der Kronprinz wohl die Erbärmlichkeit aufbrachte, Vater zu werden, aber nicht das Erbarmen, es auch zu sein.

Es ist bezeichnend, daß sich viele Tiere nie so hoch zur Menschenähnlichkeit erheben als wenn es gilt, mit Sorge, Schutz und Zugetanheit sich zu ihren Jungen zu bekennen. Auf welcher Höhe des Menschentumes mag, an diesen Tieren gemessen, dann wohl die Handlungsweise der Hoheit stehen? Es hieße das Tier beleidigen, wollte ich sagen, auf seiner Höhe. Nein, tief darunter! Als Betrüger ist er zur Mutter getreten, als Räuber an die Wiege des Kindes; erstaunliches Talent, das an der Nacktheit eines Neugebornen schon zu plündern findet!

Und das Kind ist ein Knabe. — Es sind wohl etliche hundert Väter unter Ihnen. Ich frage sie: Gibt es einen süßeren Trost für einen Knaben als zu denken: ich habe meinen Vater, ich fürchte mich nicht? Einen schöneren Stolz für ihn, als wenn er sagen kann: ich habe einen Vater, der gilt

etwas? Und eine wirksamere Erziehungskraft als die: so tut mein Vater, so tu ich auch? Ist der Knabe also nicht um seine beste Zuflucht, um den ersten Stolz und sozusagen um den Anfang seines Charakters betrogen?

Ich wüßte mein Leben lang kein Verbrechen mehr anzuklagen, wenn ich dieses versuchte Verbrechen deshalb, weil es im Galawagen fährt, passieren lassen sollte. Nein! Der Spruch der Gerechtigkeit muß fallen wie eines Steines Wucht in senkrechter Unerbittlichkeit, sei darunter was für ein Haupt nur immer! Nicht wie eine Flaumfeder, die jedem höfischen Lufthauche weicht und sich zuletzt nach hundert heuchlerischen Wendungen neben die Sache legt. Und hätte sich der Regent höchstselber soweit von der Gerechtigkeit entfernt, wie es sein Sohn getan hat, ich zweifle nicht, des Volkes unbestechlicher Sinn und Wille stünde heut' geschlossen hinter mir, der ich die Gerechtigkeit verteidige, und nicht hinter seinem Herrscher, der sie bekämpft. — Aber ist dieser Kampf eine geringere Schmach, weil ihn nicht die Krone selbst, sondern nur der Kronprinz führt? Ha, eine größere! Wem ist es unbekannt, wie sehr sich die Hoheit von jeher um den Ruf eines ritterlichen Haudegens bemüht? Nun, so besehen Sie sich einmal, wie er kämpft! Zertrümmert Recht und Ordnung vor sich aufgetürmt, das ist seine höhnische Schanze. Ein Weib — o lachen Sie nicht, die Hoheit ist empfindlich von Ehre — ein einziges hilfloses Weib ist sein Gegner. Sein fürstliches Zeughaus hat er ausgeschöpft, um dieses Weib zu besiegen! Aber ich bitte Sie, lachen Sie nicht; denn die Hoheit ist empfindlich von Ehre. Auch war der Kampf nicht so ungleich, wie Sie denken; denn das Weib besaß einen Bundesgenossen! Das war — nein, lachen Sie nicht, die Hoheit ist empfindlich von Ehre — ein Kind war der Bundesgenosse! Es reicht ihm an Größe noch nicht bis zum Degenknauf. Und daß das Kind sein Eigen war, was konnte dies bedeuten gegenüber dem, daß es sein Gegner war! Das Bündnis von Mutter und Kind wurde bedrohlich, hochgefährlich, unerträglich. Es galt einen ganzen Mann dagegen zu stellen. Wer wüßte nicht, daß die Hoheit einer ist! Und er focht und er siegte und siegte wieder und hätte das Weib und das Kind beinah in die Schande gesiegt.

Es wollte mir jahrelang nicht gelingen, seinem verderblichen Siegeslauf Halt zu gebieten; denn ein Drache der Verlogenheit wälzte sich vor ihm her, und dahinter verdorrte jegliches Gräslein Wahrheit. Es galt erst eine Waffe zu entdecken, mit der das hürnene Ungetüm durchbohrt werden konnte. Und jetzt, da ich die Waffe in Händen führe, sollte es gut sein, dieses Monstrum von Lüge zu schonen? Die Wunde, die ich ihm beigebracht habe, mit zarter Verschwiegenheit wieder zu heilen? Nein, nein, nein! Sie möge bluten bis zum letzten Tropfen, der noch eine Röte hat, und ich will reden bis zum letzten Wort, das noch eine Schärfe hat und eine Kraft zum Aufreißen; wer Wunde macht, soll Wunde haben! Ein gebrochenes Herz auf der Seite, die ich verteidige, und ein gebrochener Stolz auf der herzlosen Seite, die ich befehde, das gleicht sich so wenig aus wie ein erloschener Stern gegen eine verbrannte Fackel.

Oder halten Sie die Handvoll adeliger Rechte, auf deren Zuerkennung ich bestehe, für einen ebenbürtigen Ersatz dessen, was das Weib an Rechten der Liebe und das Kind an Rechten der Natur bereits verloren hat? Als ob ein verwundetes Herz geheilt werden könnte, indem man die Brust mit einigen Kostbarkeiten behängt! O nein, wenn es nicht um die Zukunft und Ehre des Knaben ginge, um das bißchen höfischen Flitter würde meine Klientin den steinigen Prozeßweg niemals beschritten haben. Nun aber muß für den Knaben, soll er einst nicht mehr entbehren, als einem Manne erträglich ist, alles verlangt werden, was einem Kinde erteilbar ist. Ich erwarte vom hohen Gerichtshof die allerstrengste Auslegung der dynastischen Paragraphen, mit denen ich meine Forderung begründet habe. Sie sind von der Hoheit lange genug mit unrechtmäßiger Deutung überanstrengt worden.

Ich zweifle zwar nicht, daß ich meine Klagepunkte auf der ganzen Linie durchs Ziel getragen habe, ich möchte aber das versammelte Haus ein letztes Mal erinnern, es gibt für die verbrecherisch angerichtete Situation keine Genugtuung, die nicht das Ungenügen auf der Stirne trüge. Mag sich der Thronfolger Königreiche erheiraten, er wird sie dem Mädchen schuldig sein, das er verriet, um sie zu erhalten. Er möge es sich weislich merken, und ich warne ihn, der Wahrheit, wie sie endgültig und unumstößlich heute aufgerichtet wird, weiterhin auch nur ein Haar zu krümmen. Denn sie steht, solang ich lebe, unter Schutz und Aufsicht meines juristischen Gewissens, und es gibt keinen Strich und keinen Punkt zu löschen in dem Bilde des Verbrechens, das ich dem Hause soeben gezeichnet habe.

Nun aber ist die Stunde, es dem Gerichtshof zu übergeben, damit es seinen gesetzlichen Rahmen erhalte; ich rechne darauf, es wird nicht Fingersbreite von meinem Bilde wegzuschneiden sein, denn jeder Zoll ist Wahrheit. Und wenn es harte, erbarmungslose Wahrheit ist; wenn es, wie manche wollen, staatsgefährliche Wahrheit ist: fiat justitia, pereat mundus!‘

Der kleine Verbeugungsschnörkel, den er mehr zum Zeichen der Beendigung als der Anempfehlung gegen den Richtertisch ausführte, hob sich noch von einem Hintergrunde äußerster Ruhe ab, wie die Bewegungen des Steuermanns von der gestrafften Fläche eines Riesensegels. Er hatte die Masse auch meisterlich gesteuert. Als er bereits geendet hatte, flog ihre Aufmerksamkeit noch immer vor dem Sturmwind seiner Worte her, mit jener feierlichen Stille und jenem Scheine von Bewegungslosigkeit, womit sich gerade die wuchtigsten Bewegungen manchmal umgeben. Mit Stolz und Staunen sah er es. Eine Weile unendlich süßer Majestät des Fahrens hatte er genossen, und er war gewiß, die kühnste Stunde seines Lebens gab er mit dem Steuerrad der Rede aus der Hand.

Plötzlich schien auch über die Masse die Erkenntnis hereinzubrechen, daß seine Faust vom Steuer war, und wie wenn das Schiff dabei einen Ruck aus dem Kurs und Wind getan hätte, so plötzlich zerfiel die erzgetriebene Wölbung des ungeheuren Segels, für welches dem Redner die

lautlose Spannung des Hauses gedient hatte. Als sich jetzt der Vorsitzende erhob, um die Verhandlung wieder in die kanalgerechte Amtlichkeit einzulenken, konnte er die in der Zerknitterung begriffene Aufmerksamkeit nicht mehr völlig glätten; es wurde deutlich, daß der junge Rechtsanwalt allein den schäumenden Kurs der Sensation gefahren war. Übrigens sprach der Präsident mit beinahe ostentativer Kürze. ‚Die Plaidoyers sind damit geschlossen. Der Gerichtshof tritt zur Beratung des Urteils ab. Das Haus wolle es in Ruhe erwarten!‘ Die gemessene Schwere ihrer Schritte und die Unbeweglichkeit ihrer Mienen ließ es auf das bestimmteste hören und sehen, daß sie vom Kopf bis zu den Füßen Richter waren; das eherne Bodengewicht, dem es zu danken ist, daß sich das Recht wie ein Stehauf immer wieder in die Höhe richtet, so oft auch List und Gewalt versuchen, es umzulegen.

Wie sehr sie auch das ruhverleihende Schwergewicht innerhalb des vollgefüllten Saales gewesen waren, das wurde in dem Augenblick deutlich, als sich jetzt die Doppeltüre hinter ihnen schloß. Wie wenn ein prallgedehnter Luftballon gleichzeitig von allen Fesseltauen gelöst wird, so schoß jetzt die allzulang gebundene und förmlich überspannte Massenstimmung in unwiderstehlichem Ausbruch empor. Das Stimmgewirr wälzte sich wie ein riesiges Knäuel von Schlangen und Schlänglein über das ebene Schweigen her, und wie eine Sintflut brach die redende, schreiende, tobende Aufregung in den Saal herein. Man konnte ordentlich froh sein, daß der kleine Richternachen, der wie weiland Noahs Arche die Gerechtigkeit zu retten hatte, glücklich aus den rasenden Gewässern war.

Auch der junge Rechtsanwalt konnte die Erregung nicht verleugnen. Teils war sie ihm von seiner eigenen Rede zurückgeblieben wie quirlendes Kielgewässer hinterm Schiff, teils aber entsprang sie aus dem Bewußtsein, daß die große Entscheidung in nächster Nähe war; und gerade die Augenblicke vor der Enthüllung pflegen uns ein Ding geschwinde noch mit allen möglichen Zweifeln zu verschleiern. — Er hatte seinen Stuhl nicht wieder eingenommen und stand in unbeweglicher Aufrechthaltung; wie ein festgerammter Pflock in tollen Sturmgewässern steht. Wenn die Barke wieder kam, die mit den Richtern soeben das Recht zu holen ging, sie konnte, schien es, nirgendwo anlegen als bei ihm. Diese Zuversicht gewann auch in seinen eigenen Gedanken allmählich wieder volle Stärke, und damit ihm die Erregung der Masse nicht länger über die Schultern spritze, richtete er seine Verachtung als wirksame Schutzwehr dagegen auf.

Und wie am Tage nach Sturm und Wolkenbruch der Bach beschaulich durch sein aufgewühltes Bette fließt, so ließ der junge Rechtsanwalt jetzt die Gedanken wohlgefällig noch einmal durch seine Rede rinnen. Hei, was für Blöcke von Wahrheit hat er in der Flutenfülle seines Mutes und Zornes einhergetragen! Er wird sich selbst alltag dafür bewundern müssen. Und wie er der Hoheit den Lustgarten versandet hat! Vielleicht sogar eine Krone davongeschwemmt! Es wird sich zeigen. Jedenfalls tut ihm

das keiner nach. Es gehört ein Mann dazu von Mut und Macht des Wortes und unantastbar von Ehre. Ja, die Ehre! Das ist die Göttin seines Sieges; einen herrlichen Triumphzug hat er ihr gesprochen. Sie mögen von seiner Rede sagen, was sie wollen, die Rede wird immer das ihrige sagen. Er hat gut gesprochen und gehandelt. Was wäre es sonst, das ihn so ruhig gegen die Masse macht? Das ist sein befriedigtes Gewissen.

Seltsam, wie er sein Gewissen, wenn er es auch mit Eleganz belog, doch nie verleugnen konnte! Es läßt sich in der Tat kaum jemals gänzlich aus der Brust verdrängen. Es ist wie das Bläschen Luft, das immer wieder in der Flasche steht, du magst sie noch so vollgegossen haben, und hartnäckig nach oben quillt, du magst sie tausendmal stürzen oder wenden. So konnte er, obgleich ihn nie soviel Stolz und herrisches Bewußtsein erfüllt hatte, sein Gewissen auch jetzt nicht vertreiben; denn seine Natur war gut. Er aber hielt sie verhängnisvoller Weise noch für besser, als sie war. Selbstgefällig machte er den Spiegel um das Licht seines guten Wesens immer größer und meinte dann, das Licht sei stärker geworden. In Wahrheit vergrößerte der Spiegel nur den Schatten hinter sich und deckte ihn zugleich mit der Blendekraft, die er vorn betätigte, zu. Immer ungefügere Dinge konnten sich darin verbergen.

In gleichmütiger Ruhe des Wartens ließ er seinen Blick unter die Menge gehen; sie disputierte noch immer mit ungeminderter Heftigkeit durcheinander. Es reizte ihn, das feine Fangnetz seiner Horchkraft auszuwerfen. — ‚Was kühn oder frech oder sonst etwas! Die Wahrheit hat er gesagt!‘ — ‚Die Staatsraison, ha, die Staatsraison hat er gänzlich über den Haufen —‘ ‚So eine Rede! Der muß ins Parlament!‘ — ‚Nein, lieber ins Gefängnis!‘ Ein Schwall von Wut und Widerspruch schlug rechts und links über dem zusammen, wobei es sie alle miteinander in einen Wirbel der Unverständlichkeit zusammendrehte. ‚Er wird gut tun, der Hoheit aus dem Weg zu bleiben.‘ — ‚Eigennützige Absichten? Unsinn! Er ist ein Ehrenmann!‘ — ‚Prinzenrang für den Jungen! Ha, das Mädel ist noch immer —‘ ‚Holen Sie sich's!‘ — Die zwei Fragmente schienen zusammenzugehören. Wenigstens so wie zwei hintereinander laufende Wellen, und im Bersten ihrer Kämme gaben sie ein schäumendes Lachen von sich. ‚Wenn er gewinnt, ist er verloren!‘ ‚— soll sich hüten, ihn anzutasten! Er hat das Volk —‘ ‚Zum Teufel, wie lang sie brauchen! Als ob es noch ein anderes Urteil zu finden gäbe!‘ — ‚Er ist auf jeden Fall gedeckt durch den Gerichtshof.‘ ‚Einen Schurken hätte er ihn nicht nennen sollen.‘ — ‚Einen Schurken? Nicht ein Wort! Bloß, daß die Hoheit sich in diesem Falle wie ein solcher —‘ ‚Und das hat sie auch!‘ — ‚Und eigentlich ist man's dann auch!‘ — ‚Nach Volksbegriffen!‘ Immer noch einmal sprang der Gedanke in die Höhe der Sichtbarkeit wie ein geschickt über die Wasserfläche geworfener Kiesel, und der Rechtsanwalt konnte seinen Weg in seltener Gänze verfolgen. Dann waren es wieder nur Trümmer, was ihm der Wirbel zutrieb, und bevor er jeweils ausprobiert hatte, was für Teile zusamenpassen möchten, zerschlug

ihm dareinprallend ein neuer Brocken, der noch lauter war, den kaum geglückten Zusammenhang. Doch wußte er sich nicht darauf angewiesen, all die herumschwirrenden Meinungen ernstlich einzufangen, so wenig wie ein Baum, daß sich die Vögel in sein Astwerk setzen; er trieb das Horchen nur zum Zeitvertreib, leidlos um alles, was ihm entging.

Wer etwas tiefer im Publikum saß und seinen Kopf nicht selber in den Strudel der Debatten streckte, der konnte einen ungleich volleren Blick in die hellaufgerissene Massenseele tun. Und er konnte etwas wie eine psychologische Weltschöpfung dabei erleben. Im Anfang war das Chaos; verworrene Ausbrüche, bei denen jeweils erschien, was im Durcheinander von aufgerüttelten Gefühlen gerade zu oberst lag. In Bälde jedoch begannen die entscheidenden Punkte, welche Festland zu werden versprachen, aus dem Schwalle emporzutauchen; aber noch eine Weile von schwankender Gestalt. Je nachdem sich Berg und Tal endgültig festlegen würden, mußten sich die Wasserläufe nach dieser oder nach der entgegengesetzten Richtung wenden. Es zeigte sich aber mehr und mehr, daß die Sache des jungen Rechtsanwalts weitaus den stärksten Auftrieb hatte und ein überragendes Gebirge werden würde, von dem sowohl das Klima der öffentlichen Meinung wie das Stromsystem der Presse bestimmt wurde. Und man konnte sich denken, mit welch blühender Vegetation von Lob und Beifall sich die Abhänge seiner großen Tat bedecken würden.

Aber das wäre vielleicht auch geschehen, wenn seine Anwaltsleistung nicht das große Recht, das sie war, sondern ein verwegenes, jedoch geglücktes Unrecht gewesen wäre. Denn nach allen Erfahrungen mit der menschlichen Masse ist der Verdacht nicht abzuweisen, daß auch hier die gewisse Aussicht auf den Sieg mehr Gewalt über sie hatte als die gewonnene Einsicht in die Rechtmäßigkeit des Sieges. Am Ende ist die Menge immer für den, der das Glück hat, nicht für den, der das Recht hat. Beneidenswert, wem es glückt, alle beide zu haben! Und niemand schien in dieser Stunde beneidenswerter als der junge Rechtsanwalt: jeden Augenblick konnten die Richter zurückkehren, um seine Gerechtigkeit mit seinem Glück und sein Glück mit seiner Gerechtigkeit zu krönen. Das mußte ein Sensationstumult ohne Beispiel im Gerichtssaal werden.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise durch die Vereinigten Staaten
Von Hugo Graf Lerchenfeld-Köfering

(Fortsetzung.)

An der Pazifischen Küste. Seattle, Portland, San Franzisko, Los Angeles, 2./22. März 1923.

Idaho, Washington, Oregon: große neue Staaten des Nordwestens — ‚Persönlichkeiten', welche die Schwelle der Geschichte erst überschritten haben. Ursprünglich gemeinschaftlicher Besitz Großbritanniens und der Vereinigten Staaten, 1846 im Oregonvertrag zwischen beiden Mächten geteilt, zwei Jahre vor dem Frieden von Guadelupe Hidalgo, in dem Mexiko nach einem unbedeutenden Kriege ungefähr die Hälfte seines Gebietes zwischen dem Golf von Mexiko und dem Stillen Ozean abtrat, ein Gebiet, aus dem nicht weniger wie acht Staaten ganz oder teilweise im Laufe der Jahre gebildet wurden. Präsident Polk war, was Fläche und Wert des für die Union erworbenen Landes betrifft, der größte Mehrer des Reiches; und doch ist sein Name nicht so bekannt wie der mancher seiner bedeutenden Vorgänger und Nachfolger auf dem Präsidentenstuhle. Mitt sittlichen Grundsätzen war seine Außenpolitik nicht vereinbar. ‚Cant' war seinem Vorgehen gegen das schwache, durch inneren Zwiespalt zerrissene Mexiko fremd. Gewalt entschied, wo das Recht einen vielleicht langen Entwicklungsweg genommen hätte. Aber Mexiko war außerstande, jene entlegenen Landesteile im eigentlichen Sinne zu besitzen. Einige Indianermissionen, wenige Siedler auf unermeßlichen Landgütern, das war alles. Für die Vereinigten Staaten war die Gewinnung des Weltmeeres im Westen des Kontinentes kein Imperialismus, sondern seine kontinentale Aufgabe. Wenn die Schuld eines Volkes gesühnt, wenn ein moralisch anfechtbarer Erwerb zu rechtmäßigem Besitz gewandelt werden kann, so ist das hier durch die Kulturarbeit des amerikanischen Volkes geschehen. — —

Der Film sollte sich auf das Anschauliche, Gegenständliche beschränken und auf Gebiete verzichten, die wie die Kunst im eigentlichen Sinne ihm wesensfremd sind. Gegenwärtig durchläuft eine Darstellung die zahllosen Lichtspiele der Union, die ihre Aufgabe vollkommen erfüllt: ‚The Covered Wagon' — der Blachwagen. Er stellt die Eroberung des Landes durch die ‚Pioniere' dar. Ein heroischer Zug geht durch dieses Unternehmen, das noch immer nicht ganz vollendet ist; ja damals, 1843, als die erste Wagenzeile über das Felsengebirge ging, galt es, den Mut des Soldaten in der Schlacht zu beweisen. In Seattle lebte bis vor kurzem eine Frau indianischen Stammes, die als Mädchen die ersten Siedler vor einem Angriffe der Eingeborenen gewarnt und dadurch gerettet hatte. Tragisches Schicksal der Ureinwohner! Heute ist deren Zahl auf etwa 300 000 gesunken, die zum größten Teile als Mündel der Bundesregierung in den Reservationen westlich des Mississippi leben, meist mit Landbau beschäftigt. In Oklahoma, einem der Staaten des südlichen Felsengebirges, sind die Indianer über Nacht

Großkapitalisten geworden, da ihr Gebiet von Erdölquellen durchzogen ist. Arme Kapitalisten, in deren Händen der Reichtum ohne Sinn und Wirkung ist! Armes Volk, das in hundert Jahren häßlichen, grausamen, ruhmlosen Vernichtungskampfes einer fremden, unaufhaltsam und schonungslos vordringenden Kultur erlegen ist! Nicht, als ob die Indianerstämme als ausschließlich und eigentlich Berechtigte am amerikanischen Kontinente angesehen werden müssen. Von diesem Gesichtspunkt wäre jede Kolonisation ein Unrecht. Waren die spanischen Mönche, die vom Süden her die Missionsstätten im Südwesten gegen Ende des 16. Jahrhunderts vortrieben, in all ihrer Bildungsarmut bessere Christen als die nach ihrem Glauben erwählten neuenglischen Puritaner?! Die Indianerkriege des Ostens im 17. und 18. Jahrhundert wurden mit großer Grausamkeit auch durch die Ansiedler geführt. Allerdings waren die Indianerstämme des Nordens wilder und gefährlicher wie die des Südens. Eine friedliche Durchdringung des Landes und die Einordnung der Eingeborenen in die Zivilisation der weißen Rasse wäre wohl ein vergebliches Beginnen gewesen. Aber diese Episode der amerikanischen Geschichte, die eigentlich erst mit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts abschließt, ist nicht nur von einer romantischen Auffassung her zu bedauern.

* * *

Seattle, die Hügelstadt am fjordartigen Sunde, hat sich in den letzten Jahrzehnten sprungartig entwickelt, seitdem es als Endpunkt zweier transkontinentaler Bahnen ein Ausgangstor nach Ostasien geworden ist; die westlichste der westlichen Städte, dynamisch, belebend, ehrgeizig.

Das Hilfswerk hat hier einen guten Boden gefunden; auch das irische Element beteiligt sich. Auch der ungemein freundliche katholische Bischof ebnet mir den Weg. Ich besuche außerdem den einflußreichsten presbyterianischen Geistlichen — eindrucksvolle Persönlichkeit, Typus des ‚Magischen‘; er soll, wie viele führende Leute in Seattle, ein arger Kriegshetzer gewesen sein; jetzt zeigt er sich zugänglich. Die presbyterianische Kirche, der er vorsteht, ist ein großes, gut ausgestattetes Gebäude, eigentlich ein Versammlungsraum, wie ein Parlament ohne jede sakramentale Weihe.

Die öffentliche Versammlung zugunsten des Hilfswerkes wird von einem Iren mit der dieser Nation eigenen Gewandtheit und leichten Lebensart geleitet: nicht die Vergangenheit ist maßgebend; zu der mag sich jeder stellen, wie er will; heute ist das deutsche Volk in bitterer Not; das genügt, um alle Menschen guten Willens aufzurufen. — Die Erweiterung des Hilfswerkes über die Kreise der deutschstämmigen Amerikaner hinaus, das ist — ich sehe es immer deutlicher — das Ziel, um den Erfolg zu sichern.

Des Tages Last ist schwer gewesen. In der Vollmondnacht fahren wir zum Hause des deutschen Gastfreundes, das in der Vorstadt auf der Anhöhe liegt, die sich zum großen See — Lake Washington — abdacht. Die silberne Fläche, die dunkeln Felsinseln, die waldigen Hügel, die in steigender Wellenbewegung zum fernen Gebirge anschwellen, schwimmen in

Licht und weißlichem Dunste. Hier, viele Tausende von Meilen in der Fremde, am äußersten Punkte meiner Reise, ist es wie ein Stück befriedeter Heimaterde. Die Nacht hat die Rastlosigkeit und Rauheit dieses Neulandes gemildert; die ungemessenen Weiten scheinen begrenzt, harmonisch gestimmt, so, wie es die Landschaften zu Hause sind.

Gustav Frenssen, der Dichter, war vor wenigen Monaten hier; für ihn waren die Staaten völlig Erstlingseindruck; er konnte, wie man mir erzählt, nur schwer das Verhältnis zu seiner Umgebung finden; die englische Welt war ihm verschlossen, und so verschloß er sich seinerseits, empfand vor allem das Feindliche, Abweisende. Die Kriegspsychose ist noch nicht erloschen. Wie schwer ist es für ein ganzes Volk, sich von einer Stimmung zu befreien! Die Bewegung der Masse ist langsam, grob, ebenmäßig. Wie soll sich das amerikanische Volk, durch eine diabolische Propaganda schon vor dem Krieg gegen das Deutsche eingenommen, durch den ‚Lusitania'-Fall und so viele Greuelmärchen aufgepeitscht, ohne weiteres beruhigen, zumal da immer wieder Mißtrauen und Haß entfacht werden?! Und dann das Benehmen des deutschen Volkes selbst seit dem Kriege: zwischen Extremen schwankend; Protest und Unterwerfung, Sowjetismus, Demokratie und Reaktion, Pazifismus und Militarismus, Verlangen nach materieller Hilfe und Verschwendung, Niedergeschlagenheit und Übermut. All das, die hysterischen Erscheinungen, die Gärung, sind ja zum großen Teile nur zu verständlich, Symptome eines Krankheitszustandes, für den den Kriegsgegnern, vor allem Frankreich, ein volles Maß der Verantwortlichkeit zufällt. Würde doch nur unser Volk verstehen, in ruhiger Entschlossenheit und Würde sein hartes Schicksal zu tragen und mit maßvoller Umsicht seinen Weg zu gehen!

* * *

Jenseits der Wasserstraße, die den Sund mit dem See verbindet, liegt auf einer Anhöhe die Staatsuniversität. Die äußere Anordnung ist englischen Ursprungs, anglo-amerikanisch ist der Geist der Bildungsstätten des Landes; das ‚fremde' Element ist durch eigene Sprachabteilungen berücksichtigt. Das große Feld — ‚Campus' — faßt die Gebäude für Lehr-, Versuchs-, Wohn-, Geselligkeits-, Sports-, Verwaltungszwecke; dazwischen Rasenflächen, Anlagen, Spielplätze; alles reichlich und festgegründet, keine Turmhäuser, sondern gemächliche Bauten, die englische Spätgotik überwiegt — Oxford und Cambridge sind die Vorbilder. Der Rektor oder ‚Präsident' der Universität ist auf unbestimmte Zeit ernannt; die Verwaltung der Stiftungsmittel, der Ausbau der Anstalt, die Vertretung bei Regierung und Parlament, die Aufsicht über Betrieb und Studentenschaft ist sein Teil. Was vom Leiter der amerikanischen Hochschule gefordert wird, ist, daß er vor allem eine Persönlichkeit sei, wie überhaupt die Pflege der Persönlichkeit, die Erziehung zum Leben bei allen Einrichtungen hervortritt. Typisierung ist allerdings auch hier eine Gefahr. ‚Collegeman' zu sein, gehört zum guten Ton, verschafft gesellschaftliche Geltung; und doch ist

Hochschulbildung keineswegs das Privileg der reichen Schichten; im Gegenteil, gerade im Westen entstammt die Mehrzahl der Studenten unbemittelten Familien, ist zum großen Teil Werkstudententum. Die Studentin: Überall im Westen ist Gemeinschaftserziehung eine eingelebte Einrichtung, trotz mancher Schattenseiten für Studium und Lebensweise; nur der Osten hat große Frauenuniversitäten. Der Zudrang zu den Bildungsstätten ist ungemein stark: Ziffern bis zu 20 000 Studenten werden an mancher Universität erreicht. Für die Wissenschaft kein Vorteil. Dazu kommt, daß die erste Stufe des Universitätsstudiums sich mit den obersten Klassen unseres Gymnasiums deckt und in Amerika das eigentliche wissenschaftliche Studium erst mit der zweiten Stufe beginnt, während sich ein großer Teil der Studenten mit dem Grade der ersten Stufe begnügt. Auf jeden Fall ist die Universität ein wichtiger Faktor des öffentlichen Lebens und der nationalen Erziehung. Von hier hat die Kriegsstimmung einen mächtigen Anstoß erhalten; hier ist noch heute eine Hochburg der Gegnerschaft gegen die deutsche Sache; hier muß die Arbeit einsetzen, die zu einer leidenschaftslosen und gerechten Beurteilung von Kriegsursachen, Krieg und Nachkriegsverhältnissen führt.

Die ‚deutsche Abteilung' hat zu einem Frühstück in den einfachen und hübschen Räumen des Klubs eingeladen, auf Veranlassung des Präsidenten, der sich allerdings persönlich entschuldigt hat; aber verschiedene Dekane, Professoren beiderlei Geschlechts und studentische Vertrauensleute, etwa fünfzig Personen, sind erschienen, eine Zuhörerschaft, wie ich sie mir nicht besser wünschen kann. Ich rede von unseren Hochschulen und Studenten, von ihrem Streben und ihrer Not, von der Arbeit und den Hoffnungen des jungen Deutschland, von der Aufgabe der amerikanischen Universitäten, vor allem durch Pflege der Wahrheit und Gerechtigkeit der Verständigung der Völker von höherer Warte aus zu dienen. Nach dem Essen versammeln wir uns um den offenen Kamin, in dem große Scheite flammen. Dr. Rohrbach, der auf einer Vortragsreise begriffen ist, und ich beantworten manche Frage über Krieg und Frieden.

Der Heimweg führt mich über den höchsten Kamm der Hügelkette, auf der zwischen See und Sund die Stadt sich ausdehnt. Ein herrliches Bild in dem Strahlenkranz der untergehenden Sonne; das zackige an unser Karwendel erinnernde Kaskadengebirge im Nordwesten jenseits des Sundes, auf der anderen Seite der schneebedeckte Beherrscher der Hauptkette, Mount Rainier, der einsam aus dem umgebenden Wald- und Felsland ragt, der Mittelpunkt eines großen Naturschutzgebietes.

Das Frühjahr läßt auf sich warten. Schneegestöber hat die grelle Märzsonne abgelöst; unser Sonntagsausflug in die großen Wälder südlich des Sundes leidet darunter. Die Stadt mit ihren Vor-Vororten dringt unaufhaltsam weiter. Große Waldflächen sind gelichtet. Gemüsefelder mit bescheidenen Blockhäuschen — die Ansiedlungen der Ostasiaten, die trotz aller Hindernisse ihren Weg in die Vereinigten Staaten mit der leisen Zähigkeit ihrer Rasse bahnen. Der Wald ist unsagbar verwüstet; halb-

verbrannte Baumstümpfe, wirres Unterholz; man muß eine Tagereise in die Berge gehen, um den großen, unberührten Wald zu finden. Vor vierzehn Jahren in Kalifornien habe ich diese Bilder in mich aufgenommen: Ritte unter dem Dom riesiger Koniferen, Nächte um das Lagerfeuer. Inzwischen arbeiten die großen Sägewerke unermüdlich, rasen die Waldbrände; aber die Zeit des Wiederaufbaues wird auch hier kommen; der Amerikaner hat angefangen, über das ‚Wüsten' — ‚waste' — mit den Naturschätzen des Landes nachzudenken, und Denken ist bei ihm der Anfang des Handelns. Binnen zehn Jahren hat er — eine unerhörte administrative Leistung — ein Landstraßennetz angelegt, wie es in Europa seinesgleichen sucht; staubfrei, breit und technisch vollkommen angelegt, häufig mit Asphalt oder Betondecke. Die Maschine, die zwölf Millionen Kraftwagen, die nach annähernder Schätzung in der Union Stadt und Land täglich befahren und das soziale Leben in mancher Hinsicht umgestalten, haben den Wandel bewirkt. Der Staat Washington hat im abgelaufenen Jahre etwa 10 Millionen Dollar für Straßenbau ausgegeben, großenteils aus den Gebühren für die Wagenhaltung und einer mäßigen Verbrauchssteuer für Benzin. Aus Bundesmitteln sind zwei transkontinentale Straßenzüge geschaffen worden. Für das flache Land ist der Kraftwagen zum Vermittler geworden, der ‚den Menschen zum Menschen gesellt'; in der Stadt hat er die Möglichkeit des gesunden Wohnens für alle Schichten vermehrt, da ja auch der Handarbeiter autofähig ist. Noch ein Weiteres: In diesem Lande des weiten Ausmaßes führt diese Maschine den Ausgleich mit der umgebenden Natur herbei; dies gilt vor allem auch für den Ungebildeten, der die naturwidrige Mechanisierung seiner Arbeit gefühlsmäßig, wenn auch nicht bewußt empfindet. Das ‚Camping out' des amerikanischen Sommers ist eine heilsame Versöhnung von Gegensätzen, die sich aus dem modernen Leben in Stadt, Schreibstube und Werkstatt ergeben. So wird die Technik an den richtigen Platz als Dienerin des Menschen, nicht als Gottheit gerückt. Schließlich ist die Einordnung des technischen Fortschrittes in das menschliche, das soziale Leben die Hauptaufgabe der Epoche. Die Zurückdrängung des Könnens auf den Stand des Mittelalters ist Utopie; mit den beiden großen Ideen der Technik, Verwertung der Dampfspannung und des elektromagnetischen Zustandes, ist das Können unendlich gewachsen und in stetem weiteren Fortschreiten begriffen; über das Können das Wesen zu stellen, muß das Ziel unserer Kultur sein.

* * *

Grau in grau, feuchter Nebel, der das jenseitige Ufer kaum erkennen läßt, ungemein fein in Licht und Färbung, ebenso mächtig in der Linie, so sehe ich den Kolumbiastrom, den größten Wasserlauf der pazifischen Küste.

Jenseits im weiten von Mittelgebirge umrahmten Tal des Nebenflusses Willamet liegt Oregons größte Stadt: **Portland**.

Die Freiheit der Kirchen ist ein in der Geschichte wie im Kulturbewußtsein des amerikanischen Volkes anerkannter Grundsatz. Die Trennung von

Kirche und Staat ist ein freundlicher Zustand, nicht die Folge von Spannungen und Kämpfen. Auch im Schulwesen dürfen die religiösen Gesellschaften im Rahmen der allgemeinen Gesetze ihre Anstalten betreiben; wie auf allen anderen Gebieten, so ist die katholische Kirche auch hier mächtig vorgeschritten. Der Staat Oregon hat vor kurzem ein Gesetz gegen die Pfarrschulen erlassen, also einen Kulturkampf entfacht. Die Abwehr hat zunächst durch eine Klage vor den Bundesgerichten gegen die Verfassungsmäßigkeit des staatlichen Vorgehens eingesetzt. Man wird durchdringen.

Mit meinen Portlander Gastfreunden — der bajuwarische und suebische Stamm sind vertreten — geht es an einem klaren Vorfrühlingstag zur Abtei der Benediktiner Mount Angel, 100 Kilometer südlich. Die Gründung ist von dem berühmten Schweizer Kloster Engelberg ausgegangen. Die ursprüngliche Tätigkeit der Söhne St. Benedikts ist in diesem Lande wieder aufgelebt — Rodung der Wildnis, Schaffung einer Kult- und Kulturstätte in Neuland. Der Fichtenhain auf dem Bühel, der das Kloster trägt und die kleine Stadt überragt, zeigt den ursprünglichen Zustand des Landes, das sich als wellige Hochebene unübersehbar unter den treibenden, wechselnde Schatten werfenden Wolken dehnt. Das Kloster selbst, ein hoher Granitbau, hat nichts Gewinnendes — ich denke an die Benediktinerabtei im bayerischen Oberlande, die mich vor 10 Monaten an einem milden, stimmungsvollen Maiabend in ihre beseelte Barockherrlichkeit aufgenommen hat —, um so freundlicher wirkt auch hier der Empfang nach der Regel des großen Heiligen, welche die Gastlichkeit als Erfüllung des Gotteswortes geadelt hat. Selbstgezogener Wein belebt das Gespräch über Menschen und Dinge. Der rauhe Schweizer Dialekt bildet den Grundton; der englische Professor der Philosophie an der mit der Abtei verbundenen Hochschule, der ehrwürdige Abt fügen sich ein. Die Klosterdruckerei unter dem vortrefflichen, echt deutsch fühlenden Frater gibt wöchentlich das St.-Josephs-Blatt heraus, das über den ganzen Westen weit verbreitet ist und kräftig den deutschen Standpunkt vertritt, — ein prächtiger Mensch, dieser Bruder Schriftleiter, wie eine oberdeutsche gotische Figur aus Birnenholz geschnitzt.

Auf dem Wege vom Engelberg durchfuhren wir eine ehemalige Kommunistenkolonie; über die erste Generation ist sie nicht hinausgekommen. Klösterlicher und weltlicher Kommunismus: der eine auf Verachtung, der andere auf Bewertung der irdischen Güter aufgebaut; nur eine religiös-idealistische Weltanschauung, die sich unmittelbar auf den Urgrund alles Seins bezieht, vermag eben die Gütergemeinschaft als freiwillige Einrichtung zu ermöglichen.

* * *

Der Shasta-Express Limited der Südpazifischen Bahn führt mich gemächlich und stetig über das obstreiche Bergland und das wallartige Siskiyougebirge nach Kalifornien. Die durchgehenden Schnellzüge führen

besondere Namen zu ihrer leichteren Unterscheidung und sind, soweit sie nur aus Schlaf- und anderen Sonderwägen bestehen, in der Aufnahme der Fahrgäste beschränkt. Die Macht der Eisenbahngesellschaften ist seit der Einführung einer genauen Bundesaufsicht beschränkt; früher haben sie kraft ihres Landbesitzes und Frachtmonopoles ganze Landesteile beherrscht; der kalifornische Roman ‚Octopus' (der Achtfüßer) von Norris schildert in starken Farben den Kampf zwischen den Ranchers und der allmächtigen Gesellschaft, in dem der Führer des Landbundes tragisch erliegt.

Am Morgen des zweiten Tages — welches Wunder: kalifornischer Frühling, grüne Matten an den Berghängen, blumenbedeckt unter dem strahlenden Himmelsblau, graugrüne Eukalyptushaine in der Nähe der Ortschaften, deren Gärten von blühenden Bäumen und Sträuchern erfüllt sind; die klare, belebende Luft und das in der Frühsonne erglänzende Meer; das ist klassisches Land — marmorne Säulenhallen und Tempel sollten sich auf jenen Vorgebirgen erheben.

Kalifornien, so ist gesagt worden, ist mehr wie ein Staat, es ist ein Land; in der Tat ist es neben dem Osten der ausgeprägteste Teil der Union, ein Teil, der eigenen Lebens fähig ist. Seine drei Millionen Einwohner können verzehnfacht werden; es würde noch immer dank der außerordentlichen natürlichen Hilfsquellen Raum und Nahrung bieten. Wo der Boden bewässert werden kann — und das Felsengebirge sendet nie versiegende Ströme —, vervielfältigen sich die Ernten. Kein Wunder, wenn der Kalifornier sein Land über alles stellt. ‚Kalifornien, wo es sich besser lebt' — heißt eine Werbeschrift des Verkehrsvereins. Der Kalifornier besitzt Eigenart. Ist es ein Rest spanischen Blutes, oder die Abstammung von dem unruhigen Volke der Goldsucher, die seit 1848 hierher strömten, oder ist es das südliche und doch gemäßigte Klima, das auf die Generationen einwirkt, sie leichter, warmblütiger macht?! Alles dies und auch der starke Zuzug gebildeter Leute aus den übrigen Teilen der Union, die der Schönheit und leichten Lebenshaltung in diesem Lande folgen, wirkt zusammen.

In San Franzisko, der Stadt des Goldenes Tores zum Weltmeere, haben die Freunde gut vorgearbeitet. Der ‚Common Wealth Club', die angesehenste Gesellschaft der Stadt, die allwöchentlich Vorträge im Anschluß an das gemeinschaftliche Mittagsmahl veranstaltet, lädt mich ein, über Deutschlands wirtschaftliche Lage zu sprechen. Ich finde einen ausnehmend großen und aufmerksamen Zuhörerkreis, etwas mehr als 600, in dem großen Saal des Gasthofes. Meine Redezeit ist auf 45 Minuten festgesetzt, keine einfache Aufgabe, den umfangreichen Gegenstand in der fremden Sprache zu bewältigen. Ich rede sachlich und möglichst einfach; nur so ist eine Wirkung denkbar; auch der Schein von Propaganda muß vermieden werden. Nachmittags folgt ein Vortrag vor der bürgerlichen Vereinigung der Frauen über die öffentliche Stellung der Frau in Deutschland. Zwei Frauentypen: Die eine, Angloamerikanerin, sendet eine Anweisung über 200 Dollar für ein Kleid, ‚das ich gerne gekauft hätte, aber

den armen deutschen Kindern opfere'; die andere, mit deutschem Namen, sehr wohlhabend, erklärt sich nicht in der Lage, einen weiteren Beitrag für das Hilfswerk zu geben; sie hatte ganze 50 Dollar beigesteuert.

Den Deutschen San Franziskos widme ich einen Abend, um über die politische Entwicklung der letzten fünf Jahre in der alten Heimat zu reden. Unsere Leute haben sich schwer ein Bild von den Ereignissen, Wirkungen, Strömungen machen können. Die Zeit liegt noch zu nahe und verwirrt hinter uns, um endgültige Urteile zu fällen, aber eine leidenschaftslose Darstellung ist möglich. Der Gedanke, der alle unsere Deutschen drüben beherrscht, ist Festhalten am Nationalstaat, am einigen Reich. Sie ahnen die Gefahren eines uferlosen, somnambulen Radikalismus, mag er auch noch so sehr in das Gewand höheren nationalen Bewußtseins gekleidet sein.

Der Erzbischof, ein Ire, erklärt sich bereit, zu gegebener Zeit an die Spitze eines Ausschusses für die Kinderhilfe zu treten. Er ist ein noch jugendlicher, lebhafter Herr, der im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben der Stadt, und zwar in allen Kreisen, eine führende Stellung einnimmt. Er ist nicht der einzige seines Standes im amerikanischen Episkopat, bei dem dies zutrifft. Die Bischöfe werden ausschließlich von der Kurie berufen. Die kolonialen Verhältnisse wie die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate befreien von einengendem Herkommen. Keine Domkapitel, sondern Sekretariate mit meist jüngeren Geistlichen, die mit dem Generalvikar und Privatsekretär den Stab bilden. Die Vermögensverwaltung der Diözesaneinrichtungen verlangt außerordentliche Geschäftskunde. Mag sein, daß die administrativen Belange der Kirche einen unerwünscht breiten Raum einnehmen. Die Verbindung des Episkopats wird durch den päpstlichen Delegaten in Washington und durch die alljährliche Bischofskonferenz geübt. — — Am Tisch des Erzbischofs treffe ich mit den hervorragendsten Katholiken San Franziskos zusammen; ein Theologieprofessor der belgischen Universität Löwen ist unter den Gästen. München, an dessen Hochschule der Erzbischof ein Semester studiert hat, ist wie so oft in Amerika das verbindende Thema. Unser deutscher Süden ist ein Aktivum von internationalem Werte für die deutsche Sache.

In diesem schönen Lande ist jede freie Stunde außerhalb der Stadt Erholung und Genuß. Tiefer als der tägliche Abschied von der Sonne wirkt der Augenblick, wenn der feurige Ball in der Weite des Ozeans versinkt und die Flut in langen Wogen an den Strand der Steilküste des offenen Meeres schlägt. An die Riviera gemahnen die jenseitigen Ufer der Bucht, die sich in Absätzen zum Wahrzeichen der Gegend, dem Mount Tamalpais, erheben. Ein Sonntagnachmittag in dem gastlichen Landhäuschen eines Schriftstellers an dem Hang über der tiefblauen Wasserfläche: säulengestützte, umrankte Veranda, immergrüne Gebüsche, Frühlingsblumen, volle Büchergestelle, Erzählungen von der Südsee, die jenseits des Goldenen Tores sich weitet.

* * *

Los Angeles, die spanische Missionsgründung, hat heute das stolze San Franzisko überflügelt; zwischen 1910 und 1920 hat sich die Einwohnerzahl verdoppelt; die erste Million wird bald erreicht sein. Zivilisation und Wirtschaft wirken zusammen. Die Erdölfelder reichen bis in die Stadt selbst. Kaum sind die Quellen erschöpft, so erstehen breite, mit Palmen eingesäumte Straßenzüge, saubere, kleine Häuser, dem Klima gemäß flach eingedeckt, oft in der Nachahmung der spanisch-mexikanischen Bauweise kubisch geformt; und dennoch keine sympathische Stadt — unfertiger selbst als sonst die amerikanischen Städte; die Bevölkerung — nach meinem persönlichen Eindruck weniger freundlich wie anderswo; etwas vom Parvenuhaften zwischen außerordentlichem Luxus und hartem Geschäftsleben. Die Verkehrsfrage ist hier brennender als irgendwo, und erfahrungsgemäß nimmt die Schwierigkeit der Verkehrsbewältigung rascher zu als die Länge des Umkreises der Stadt. Ein junger deutscher Landsmann ist berufen, einen allgemeinen Plan für Stadt und Grafschaft auszuarbeiten, der dem Probleme im großen Zuge gerecht wird.

Los Angeles ist der Mittelpunkt des Filmgewerbes. Die großen Gesellschaften haben in der Nachbarschaft ihre Scheinstädte gebaut, die Sonne ist in diesem Lande eine treue Bundesgenossin: eine kurze Regenzeit, und die Sonne läßt sich kapitalisieren. Eine Bohème, die manchmal den Zeitungen Stoff zu Skandalgeschichten bietet, hat sich hier aufgetan; neuenglischer Puritanismus ist ferngerückt. Diese Industrie ist übrigens des Kapitalismus jüngstes Kind und ist mit allen Wesenszügen dieser Ordnung ausgestattet: Arbeitsteilung nach Verlag, Herstellung, Vertrieb und Aufführung — Gesellschaftsform und Interessengruppen —, Einstellung auf den Geldgewinn, vor dem letztlich kulturelle und sittliche Beweggründe zurücktreten müssen. Für den Film gelten in höherem Grade alle die Forderungen, die einst unsere großen Dichter für die Schaubühne aufgestellt haben. Nicht der Staat, sondern die Gesellschaft sollte diese Forderungen verwirklichen; sie wird es nur auf Grund einer geläuterten Weltanschauung tun.

Los Angeles ist eine Stadt der Bewegung, der Gärung. Wird diese Stadt, wird diese Küste, wo sich Westliches und Östliches, Nördliches und Südliches berühren, für die Kultur der Menschheit Bedeutung erlangen, Impulse vermitteln?! Daß die gegenwärtige Kräfteverteilung zwischen West und Ost nicht bestehen bleiben wird, daß sich vielmehr der Osten von der äußeren europäischen Überlegenheit in der Folge der Annahme der europäischen Technik, aber auch bis zu einem gewissen Grade der westlichen Dynamik freimachen wird, ist wahrscheinlich; auf der anderen Seite erwachsen der westlichen Sphäre neue, große Gebiete gerade in früheren Kolonialländern, vor allem dem amerikanischen Kontinente; gleichzeitig zeigen sich entschiedene Bestrebungen innerhalb des östlichen Kulturkreises, aus der bisherigen quietistischen Zurückhaltung herauszutreten, zu geben und zu empfangen, womit sich dann auch für die christliche und katholische Idee

neue Felder erschließen. Und wird schließlich das Ideal eines ‚ökumenischen' Menschen (Keyserling) Gestalt annehmen, der eine Vereinigung der mannigfachen Kräfte bedeutete?!

Annaheim, eine ältere deutsche Siedelung in der Grafschaft Orange, ist der Mittelpunkt eines Obstbaubezirkes; das einst sonnendurchglühte, mit Buschwerk bedeckte Land hat sich mit Hilfe der Bewässerung in einen Garten verwandelt. Jetzt ist das Städtchen von Abkömmlingen jeder Nationalität bewohnt; die Landgüter wechseln rasch ihre Besitzer, seitdem die Bodenpreise emporklettern; bis zu 25 000 Dollar für das Hektar tragenden Fruchtgartens wird wohl gezahlt. Das Gut meines liebenswürdigen Führers, eines Deutschen, liegt auf einem in die Ebene vorgelagerten Hügel, von dem man die Fruchtgärten und halbversteckten Farmen in kaum übersehbarer Weite nach dem Meere zu überblickt, während nach dem Binnenlande zu der urbar gemachte Boden sich bald in den Falten des Gebirgszuges verliert. Die gleichzeitig mit Blüten und großen Orangen besetzten, tiefgrün belaubten, rundgeschnittenen Bäume, die in langen Reihen auf sorgfältig beackerten, von Unkraut freigehaltenem Erdreich stehen, machen den Eindruck ewigen Feiertages; in Wirklichkeit liegt ungemein harte Arbeit und manche Sorge vor der Ernte, die sich übrigens einen großen Teil des Jahres hinzieht. Die goldenen Früchte mit eigenen Händen zu pflücken, empfinde ich als ästhetischen Genuß. — Gegen Abend auf dem Rückwege durchqueren wir ein Ölfeld. Der Kampf gegen die schöne Natur hat begonnen. Bohrtürme sind mitten in den Fruchtgärten aufgepflanzt. Lachen übelriechenden Rohöls in den Furchen, häßliche Holzbaracken am Wegrand. Die Götter sind vor den Titanen geflohen. — Nach der Heimkehr führt mich ein Besuch auf die andere Seite der Stadt an die Bergkette, die Los Angeles gegen Norden vom Binnenhochland abschließt. Auf einem Vorsprung liegt das nach japanischem Vorbild mit Kunstschätzen Ostasiens eingerichtete Landhaus, fremdländisch, aber eigentümlich anziehend: das weitgeschweifte Dach, der verkünstelte Garten mit dem Gemurmel von Wasserläufen zwischen großblättrigen Pflanzen und seltenen Sträuchern; hier und da phantastische Bronzen. In der Tiefe flammen und flimmern die tausend Lichter der großen Stadt unter dem sternklaren Nachthimmel.

(Fortsetzung folgt.)

Auswärtige und innere Politik
Berührungen und Kollisionen / Von Speculator

3. Nutzanwendungen aus dem Primat der Außenpolitik.

Das wichtigste Ergebnis der vorausgegangenen Untersuchung war die Erkenntnis, daß unsere beklagenswerte ohnmächtige abhängige Lage es unseren Staatsmännern zur Pflicht macht, bei allen Maßnahmen, die geeignet sind, irgendwie im Ausland eine Wirkung zu äußern, in erster Linie die außenpolitische Seite des Problems in Betracht zu ziehen. Im folgenden soll die praktische Bedeutung dieses Satzes an einigen aktuellen Beispielen dargelegt werden, und zwar ganz paritätisch an einigen Fällen, wo die Nutzanwendung Lieblingsillusionen unserer Rechtsparteien zerstört, und an anderen, wo sie sich gegen Tendenzen der Linksparteien auswirkt.

Für lärmende nationalistische Kundgebungen vorwiegend demonstrativen Charakters ist unsere gegenwärtige Lage nicht geeignet, und zwar nicht nur aus innerpolitischen Gründen, sondern vor allem im Hinblick auf die Möglichkeit der Mißdeutung im Auslande durch interessierte und böswillige Interpreten. Nur Unverstand oder Übelwollen wird dies dahin auslegen, daß wir unsere nationale Würde verleugnen müßten. Wenn laute Jahresfeiern der Schlacht bei Königgrätz schon im Juli 1870 unerwünscht waren und von Bismarck verboten wurden, mögen provozierende Veranstaltungen zur Erinnerung an die Schlacht bei Sedan oder Schlachten des Weltkrieges unter den heutigen Verhältnissen erst recht inopportun sein.

Wenn Bismarck in der Glanzzeit der deutschen Macht und Herrlichkeit die Meinung hegen und aussprechen durfte, daß das Wohlwollen Salisburys ihm wichtiger sei als das des nationalliberalen Herrn von Cuny, so mag der heutige Deutsche Reichskanzler nicht so ganz unrecht haben, wenn er unter Umständen auf die Zustimmung und Unterstützung Lloyd Georges oder Baldwins, Nittis, Schanzers oder Mussolinis, Morgans oder Mac Kennas mehr Wert legt als auf die der Herren Hergt und Helfferich.

a) Die Schuldfrage. Die ‚Erfüllungspolitik‘.

Eine Betrachtung der Kriegsschuldfrage ist in diesem Zusammenhang instruktiv. Niemand, der den Zeitereignissen mit offenen Augen folgt, kann verkennen, von welch überragender Bedeutung es für uns ist, den Irrglauben der Welt an die deutsche Alleinschuld am Kriege zu erschüttern. Jede Aufklärung über den wahren Hergang bei Kriegsausbruch, die zu den Anhängern dieses Irrglaubens dringt, ist ein Baustein zur Wiederaufrichtung Deutschlands. Die 1922 herausgekommene monumentale Publikation der Akten des Auswärtigen Amtes über die ‚Große Politik der europäischen Mächte von 1871—1914‘, mögen ihre Früchte auch nur langsam reifen, ist ein bedeutungsvoller Beitrag zu diesem Prozeß der Erleuchtung der Geister. Aber es bleibt fraglich, ob es richtig sein würde, wenn, wie von so vielen verlangt wird, unsere Regierung sich an dieser Aufklärungstätigkeit nach

außen hin aktiver beteiligte. Diese Frage ist außenpolitischer Natur. Ihre Beantwortung hängt davon ab, welche Mentalität in den maßgebenden ausländischen Kreisen vorherrscht; es kommt darauf an, welche Wirkung eine aktivere Kriegsschuldpropaganda der deutschen Regierung jenseits unserer Grenzen auslösen, ob sie unseren augenblicklichen wichtigsten Interessen in England, in Italien, in Amerika, in Frankreich nützen oder schaden würde. Die große Mehrzahl derer, die ein energischeres Auftreten der deutschen Regierung fordern, übersieht dies. Für sie ist nicht die Kenntnis und Erwägung dieser außenpolitischen Faktoren ausschlaggebend, sondern ihr Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl, die Entrüstung über das uns zugefügte himmelschreiende Unrecht. Dies ist menschlich nur allzu begreiflich. Es ehrt sie als Patrioten. Nur ist es nicht Politik. Es ist ein typischer Fall der — bei uns allzu häufigen — juristischen Denkweise in der Politik. Wahrheit, Rechtmäßigkeit, Moral entscheiden nicht die Frage nach der politischen Zweckmäßigkeit. Den Namen eines Politikers verdient nur, wer bei seinen Entschlüssen alle noch so berechtigten Sentimente ausschaltet und nur den über alle Leidenschaften souveränen kühlen Verstand walten läßt. Es ist denkbar, daß eine nüchterne Prüfung der Frage das Ergebnis zeitigen würde, daß für die gedachte Aufklärungstätigkeit der deutschen Regierung der Zeitpunkt noch nicht überall gekommen ist. Man würde vielleicht finden, daß gerade unsere aufrichtigsten und einsichtigsten Freunde in England, Italien und anderswo uns den Rat erteilen: ‚Rührt nicht daran. Jede Erwähnung der Worte „Belgische Neutralität", „Lusitania" und ähnlicher Dinge reißt nur die Wunden von neuem auf, die zu vernarben anfangen, hetzt nur die Meute von neuem gegen euch. Der Prozeß der Abkehr von der Kriegspsychose hat im Ausland — ohne sichtbare deutsche Beteiligung — eingesetzt. Eine Mitwirkung der deutschen Regierung würde in den Augen der meisten die Sache nur verdächtig machen, die Atmosphäre von neuem vergiften, einen Vorwand schaffen, um Deutschland des schlechten Willens und des Vertragsbruchs anzuklagen. An den Verstand appellierende Argumente sind armselige Waffen gegenüber einer weltumspannenden Propaganda von nie dagewesener teuflischer Kunst, gegenüber einem Ozean von Vorurteilen. Nie kann es euch gelingen, durch ein paar Wahrheits- oder Unwahrheitsbeweise die außenpolitische Konstellation zu ändern. Dies aber wäre notwendig. Denn bei der gegenwärtigen Konstellation verlangt unser (der Entente) Interesse den Glauben an Deutschlands Kriegsschuld, der die Basis unserer Kriegsgewinne ist. Wartet, bis die außenpolitische Konstellation sich ändert, bis man z. B. in England kein Interesse mehr daran hat, an Deutschlands alleinige Kriegsschuld zu glauben, und tragt nur durch kluge Politik zur Beschleunigung dieser Umwandlung bei, dann wird bald die ganze Konstruktion wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen.‘ Man erinnere sich, daß kein Geringerer als Lloyd George der im Werden begriffenen neuen Auffassung vorgearbeitet hat durch die Bemerkung, die Staatsmänner aller Länder seien, ohne zu wissen wie, in den Krieg hineingetorkelt.

Treffend und einsichtsvoll hat der frühere bayerische Ministerpräsident Graf Lerchenfeld sich gelegentlich im Bayerischen Landtag in ähnlichem Sinne ausgesprochen.

Die Befürworter einer aktiveren deutschen Politik in der Kriegsschuldfrage lassen sich selbst von — an sich höchst ehrenwerten — Sentimenten leiten, erwarten aber vom Gegner, indem sie an die Überzeugungskraft intellektueller Argumente glauben, eine vom eigenen Interesse abstrahierende, leidenschaftslose Einstellung. Der Politiker verfährt genau umgekehrt: kalt bis ans Herz hinan in seinen eigenen Berechnungen, aber sich bewußt, daß bei den Objekten der Politik, der Masse des eigenen Volkes und der fremden Nationen, das Gefühlsleben, die Phantasie, die Leidenschaften, Instinkte und Interessen den Ausschlag geben.

Diese Ausführungen wollen an einem typischen Beispiele zeigen, wie verkehrt es ist, Fragen, die vorwiegend außenpolitischer Natur sind, nur nach innerpolitischen Erwägungen und ohne Kenntnis der äußeren Lage zu entscheiden. Sie beziehen sich, wohl gemerkt, nur auf eine Tätigkeit unserer Regierung in manchen ehemals feindlichen Ländern, in denen das antideutsche Vorurteil noch zu tief verwurzelt und zu weit verbreitet ist. Sie treffen nicht zu für eine in maßvollen Formen auftretende Aufklärungsarbeit unserer Wissenschaft und nichtoffiziellen Publizistik. Wir leben heute in einem ähnlichen Zustande wie während der Napoleonischen Unterdrückung. Auch damals waren unseren Regierungen allenthalben die Hände gebunden. Wie damals würde es auch heute schlechte, das Vaterland schädigende, ins Verderben stürzende Politik sein, wenn die Regierung sich gegen die Fremdherrschaft aufbäumen wollte. Der Weise muß den Mut haben, unter Umständen auch den (törichten) Vorwurf der Feigheit zu ertragen. Aber während der Regierung eine aktivere Politik versagt sein mag, bleibt der freien Bewegung des Volkes ein weiter Spielraum.

Die sogenannte Erfüllungspolitik stellt ein weiteres Problem dar, bei dessen Behandlung wir aus dem Satz vom Primat der Außenpolitik praktische Konsequenzen zu ziehen haben.

Die Rechtsparteien verwerfen die ‚Erfüllungspolitik‘, weil sie Unmögliches versuche, weil die Reparationsforderungen der Entente unerfüllbar seien. Ihr grundlegendes Motiv für ihre Gegnerschaft gegen die ‚Erfüllungspolitik‘ ist die Erkenntnis der Absurdität der Forderungen, vielleicht auch die Entrüstung über so absurde Forderungen, mit anderen Worten innerpolitische Momente. Sie haben mit ihrer Erkenntnis vollkommen Recht, ihre Entrüstung ist nur allzu begreiflich, und doch handeln sie politisch verkehrt. Sie ignorieren die übermächtige Außenpolitik. Rücksicht auf die Außenpolitik zu nehmen, heißt: das Gesetz des Handelns nicht aus den ewigen Gestirnen, aus einem unabänderlichen Ehrenkodex, den Begriffen des Rechts und der Würde abzulesen, nicht das zu tun, was in einer abstrakten, erst zu konstruierenden Welt das Ideale wäre, sondern: die ‚Kunst des Möglichen‘ zu praktizieren, mit der Auffassung des Auslandes, die zu wandeln gegenwärtig

über unsere Kraft geht, zu rechnen, so wie ein kluger Geschäftsmann mit der psychischen Disposition seines Gegenkontrahenten, ein Pädagoge, ein Psychiater, ein Tierzüchter mit den Eigenheiten des Objekts seiner Kunst rechnet. Die berufensten Gewährsmänner bezeugen übereinstimmend, daß in den maßgebenden ausländischen Staaten die Stimmung noch nicht reif dafür sei, um eine deutsche Zurückweisung der unsinnigen Reparationsforderungen zu ertragen. Da wir, so beklagenswert es ist, nun einmal vom Auslande abhängen, bleibt uns nichts übrig, als bis auf weiteres auf die Reparationsansprüche der Entente einzugehen in der sicheren Erwartung, daß der Versuch der Erfüllung selbst manchem Widerstrebenden die Unerfüllbarkeit erweisen muß und daß in dieser Frage die Zeit für uns arbeitet. Daneben wird eine ihrer Pflicht bewußte, kluge und regsame Regierung natürlich nicht unterlassen, auf geeignete Weise das ihre dazu beizutragen, um den Prozeß der Wandlung der Geister im Auslande zu fördern und zu beschleunigen.

Die Gegner der ‚Erfüllungspolitik' handeln naiv wie ein Kind, das mit dem Kopf durch die Wand will. Die Mentalität der von Leuten wie Northcliffe bearbeiteten Massen in Frankreich, England, Amerika ist für uns vorerst eine undurchdringliche, unübersteigbare Wand. Wer bei widrigen Winden segelt, kann nicht direkt auf das von ihm erstrebte Ziel lossteuern, sondern er muß kreuzen. Die ‚Erfüllungspolitik' ist ein solches Kreuzungsmanöver.

b) Die bayerische und die österreichische Frage. Zentralismus und Föderalismus.

Wie in der Schuldfrage und der ‚Erfüllungspolitik' ein Nachgeben gegen das Drängen unserer Rechtsparteien außenpolitisch verkehrt wäre, so muß im Verhältnis zu Bayern die Reichsregierung sich davor hüten, der Suggestion der Linksparteien zu erliegen. Das Verhältnis des Reiches zu Bayern gehört freilich nicht der auswärtigen Politik an. Die Politik des Reiches gegenüber den Bundesstaaten, ‚den Ländern', ist eine eigene Kategorie, die gewissermaßen zwischen der auswärtigen und der inneren Politik im engeren Sinne steht. Aber eine weitgehende Analogie mit der eigentlichen auswärtigen Politik liegt vor. Auch bei der ‚Länderpolitik' des Reiches handelt es sich um die Beziehungen der Reichsregierung zu einer anderen Regierung, um das Verhältnis des Reiches zu einem anderen Staate. Organe der größeren Länder für die Regelung ihrer Beziehungen zum Reich sind eigene ‚auswärtige' Ministerien, wie sie auch in Berlin ‚Gesandschaften' unterhalten. Reibungen zwischen ‚Bundesstaatenpolitik' oder ‚Länderpolitik' im angedeuteten Sinne und eigentlicher innerer Politik ergeben sich naturgemäß im Reich wie in den Ländern besonders leicht. Sie sind in ihrem Charakter kaum wesentlich verschieden von einer Kollision, die sich vor 1914 zwischen unserer Bündnispolitik gegenüber Österreich-Ungarn und unserer inneren Reichspolitik ergeben konnte. Ja, gesetzt den Fall, den wir — gebe es Gott — praktisch nicht zu fürchten brauchen und daher theoretisch unbedenklich behandeln

dürfen, daß ein Konflikt zwischen dem Reich und einem Bundesstaat zum endgültigen Bruch und zum Austritt des Landes aus dem Reich führen würde, so würde die Frage damit automatisch in die Sphäre der eigentlichen auswärtigen Politik eintreten.

Wir haben im ersten Teil gesehen, daß Bismarck mit besonderer Peinlichkeit und sicherem staatsmännischen Takt sich jeder Ingerenz in die innere Politik des verbündeten Österreich-Ungarn enthalten hat. Es ist auch bekannt, daß er die Regierungen der Bundesstaaten und namentlich Bayern und den bayerischen König stets mit vollkommener Höflichkeit und ausgesuchter Aufmerksamkeit und Rücksicht behandelt hat. In vermehrter Potenz muß die heutige Reichspolitik diesen Grundsatz gegenüber Bayern anwenden. Einmischung einer Reichsinstanz in die Zustände in bayerischen Gefängnissen ist ein klassisches Beispiel, wie man in unserer heutigen Lage nicht ‚Länderpolitik" treiben darf. Ob die Einmischung nach der Reichsverfassung zulässig ist, ist dabei gleichgültig. Das ist eine juristische Frage. Für den Politiker muß entscheidend sein, daß in einer kritischen Zeit wie der gegenwärtigen der Reichsgedanke in Süddeutschland keine weitere Belastung erträgt, und daß der ungefährdete Fortbestand des Reichs inkommensurabel wichtiger ist als die Frage nach der Behandlung einiger politischer Gefangener.

Die suggestive Wirkung der Berliner (wie auch der Wiener) Atmosphäre ist ungeheuer. Wem es vom Schicksal zugemessen ist, jahraus jahrein die Berliner Luft zu atmen, der ist von der alleinseligmachenden Geltung des dort verbreiteten politischen Glaubensbekenntnisses so tief durchdrungen, daß es ihm schwer fällt, sich in den so ganz anders gearteten bayerischen Standpunkt hineinzudenken. Aber wer bei der Gestaltung der Politik des Reiches mitzuwirken hat, muß sich immer bewußt sein, daß Berlin nicht identisch ist mit dem Reich und daß etwas frische oberbayerische Bergluft der Berliner Atmosphäre schwerlich zum Schaden gereichen wird.

Übrigens beschränken sich die ungünstigen Wirkungen einer Überspannung des Zentralismus keineswegs auf Bayern; sie äußern sich auch in den Rheinlanden und anderen Reichsgebieten, die auf die Erhaltung ihrer Sonderart besonderen Wert legen und in denen es eine mehr oder weniger starke separatistische Bewegung gibt; ebenso in den österreichischen Alpenländern, vor allem in Vorarlberg, Tirol und Salzburg und in anderen deutschen Gebieten der ehemaligen Doppelmonarchie; ja auch in Elsaß-Lothringen und der Schweiz hat man dafür ein feines Gehör.

In den Konflikten der letzten Jahre zwischen München und Berlin waren in und außerhalb des Deutschen Reiches lediglich aus föderalistischen Gründen, um des Prinzips des Föderalismus willen, bisweilen selbst solche Kreise mit ihren Sympathien auf der bayerischen Seite, die nach ihrer materiellen innerpolitischen Einstellung eher zu der Auffassung der Reichsregierung neigten. Man vergesse nicht, daß weite Schichten in Österreich und der Schweiz gegenüber Wien und Bern verwandte

Gefühle hegen wie die braven Bajuwaren gegenüber Berlin. Der führende Politiker eines Kantons der welschen Schweiz machte gelegentlich aus seiner Billigung des Vorgehens der Bayern kein Hehl und erklärte schmunzelnd: ‚Wir sind die Bayern der Schweiz.' Kein weiterblickender deutscher Staatsmann wird diese moralischen Momente unterschätzen.

Die österreichische Frage ist heute für uns eine andere als zu Zeiten Bismarcks. Der Nationalitätenstaat Österreich-Ungarn existiert nicht mehr. Deutsch-Österreich ist national einheitlich. Allen Widrigkeiten der Gegenwart zum Trotz, ist sich die erdrückende Mehrheit der heutigen Österreicher ihrer kulturellen und nationalen Gemeinschaft mit den Reichsdeutschen bewußt. Die Rücksicht auf die befreundete Habsburger Dynastie ist für uns fortgefallen. Unsere Politik gegenüber dem heutigen Österreich muß ihrem Wesen nach grundverschieden sein von unserem Verhalten gegenüber der übrigen Welt. Wie die ‚Länderpolitik' oder ‚Bundesstaatenpolitik' des Reiches zwischen der auswärtigen und der eigentlichen inneren Politik steht, so könnte man von unserer österreichischen Politik sagen, daß sie — begrifflich — ein Zwischenglied zwischen ‚Länderpolitik' und eigentlicher auswärtiger Politik darstellt. Gegenüber den übrigen Staaten der Erde — fast alle bis gestern unsere Feinde — sind wir vorerst genötigt, leise aufzutreten und Zurückhaltung zu üben. Auch Österreich gegenüber ist, ebensosehr Österreichs als unseretwegen, nach Maßgabe der sogenannten Friedensverträge nach außen hin Zurückhaltung geboten. Die Sorgen unseres Verhältnisses zur Entente, vor allem die Reparationsfrage, vielleicht auch das Verhältnis zu Sowjetrußland, sind für uns vitaler als das österreichische Problem. Eine Durchführung des Anschlusses gegen den Willen der Entente kommt selbstverständlich nicht in Frage. Provozierende Demonstrationen wären unklug und schädlich. Wie die Erörterung der Schuldfrage wird man die Förderung des Anschlußgedankens einstweilen vorwiegend der privaten Initiative des Volkes, und zwar besonders unserer Volksgenossen in Österreich überlassen müssen. Aber unbeschadet dieser unvermeidlichen Reserve werden sich tausend Möglichkeiten bieten, um sowohl von Regierung zu Regierung, als von Volk zu Volk, und von Regierung zu Volk durch Wort und Tat, in kleinem und großem, immer von neuem Zeugnis abzulegen für das hohe Ideal nationaler Einheit. Der Anschlußgedanke wäre in Österreich weiter verbreitet, wenn alle unsere Landsleute in Österreich wüßten, und infolge unseres Verhaltens wissen müßten, daß es im Reich keinen Deutschen gibt, dem der nationale Zusammenschluß nicht höchstes politisches Ideal ist. Der ganze unpolitische Charakter des deutschen Volkes offenbart sich in der Indifferenz, mit der weite Kreise von Reichsdeutschen dem österreichischen Problem gegenüberstehen, in ihrer Blindheit für die unschätzbaren ideellen und im weiteren Verlauf auch materiellen Vorteile der Verwirklichung der großdeutschen Idee. Der kleinmütige und mattherzige krämerhafte deutsche Michel, dessen großdeutscher Enthusiasmus angesichts der Not der Gegenwart sich in Skepsis verwandelt und den unsere Argumente nicht überzeugen, lerne wenig-

stens an unseren Gegnern. Die Franzosen verstehen es im allgemeinen, ihren politischen Vorteil zu erkennen. Würden sie sich gegen die Vereinigung Österreichs mit Deutschland so zielbewußt sträuben, wenn sie darin einen Nachteil für Deutschland erblickten? Die Opfer, die unser Volk brachte, um Oberschlesien zu retten, sind über jedes Lob erhaben. Sind wir im Fall Österreich, wo es sich nicht um Kohle, sondern um deutsche Menschen, um unsere Stammesgenossen handelt, zu gar keinem Opfer und gar keinem Schwung fähig?

Für jede in der Geschichte bekannt gewordene Nation waren Freiheit und Einheit die höchsten Güter, denen sie alles opferten. Nationale Einheit ist ein gottgewolltes Grundrecht der Deutschen ebenso gut wie jedes anderen Volkes. In einer schönen Studie: ‚Die Wiedergeburt der großdeutschen Idee'* streift Hermann Oncken den Gedanken, ‚daß alles, was man in Berlin Weltpolitik nannte, auf den unfertigen Grund einer unvollendeten nationalstaatlichen Existenz gebaut und darum letzten Endes verfrüht war — daß wir manchen Gütern in der Welt nachjagten, bevor wir das Dringendste gesichert hatten'. Er fährt fort: ‚Nachdem Österreich-Ungarn gänzlich auseinandergebrochen und das Deutsche Reich mit seinem amputierten und blutleeren Körper auf lange Zeit hinaus eine aktive Außenpolitik zu treiben außerstand gesetzt ist, bleibt uns nunmehr als einzige Rückzugslinie: Die Rückkehr zur großdeutschen Idee. Das ist für uns das Ergebnis der Weltkrisis.'

Manche Deutsche, die heute, mit kritischem Auge rückblickend, die politische Geschichte Österreich-Ungarns vor 1914 studieren, mögen geneigt sein, — unbeschadet ihrer Sympathien für unseren alten Bundesgenossen — die staatsmännische Voraussicht, die schöpferische Kraft eines Masaryk zu bewundern. Vergessen wir doch nicht, daß es heute deutsche Irredenten gibt, daß heute wir eines Staatsmannes von dem Weitblick und Zukunftsvertrauen eines Masaryk bedürfen. Je weniger wir die äußeren Machtmittel zur Verwirklichung unseres politischen Ideals besitzen, in je weitere Ferne diese Verwirklichung gerückt erscheint, um so dringender ist die Notwendigkeit, das Bewußtsein unserer nationalen und kulturellen Zusammengehörigkeit hüben und drüben zu pflegen.

Wenn auch jede Sentimentalität aus der Politik fernzuhalten ist, ist doch ein Gefühl, das Nationalgefühl, die Grundlage jedes politischen Strebens, wie die Einheit und der Fortschritt der Nation und die Wohlfahrt der Bürger der Endzweck aller Politik ist. Ohne den sittlichen Born des Nationalgefühls ist Politik nur Pfuscherei — mit oder ohne Geschicklichkeit. Ideelle und materielle Faktoren verknüpfen sich in der Geschichte der Völker oft in wunderbarer Weise. Die Erfüllung des (kleindeutschen) Einheitstraums im Jahre 1871 bescherte der deutschen Nation nicht nur ideelle Schwungkraft, sondern auch ungeahnte materielle Blüte. Auch die Ver-

* Österreichische Rundschau, Band 63, 1920. S. S. 97 ff.

einigung des bankrotten Deutschland mit dem verarmten Österreich wird dereinst, so paradox es klingen mag, nicht nur in politischer, sondern in der Folge auch in wirtschaftlicher Hinsicht, zum Guten ausschlagen. Von der Verwirklichung der großdeutschen Idee — ohne irgendwelchen offensiven Hintergedanken — wird die Wiedergeburt Deutschlands ihren geschichtlichen Ausgang nehmen.

Der Anschluß Österreichs ist eine der wenigen Fragen, über die alle Parteien Deutschlands grundsätzlich einheitlich denken, wenn schon alle vernünftigen Leute sich sagen, daß eine Forcierung des Anschlusses gegen den Willen der Entente zur Zeit undiskutabel ist. Bei dieser Einmütigkeit der Auffassung kann eine Ventilierung des Gedankens auch innerpolitisch nur segensreich wirken. Meinungsverschiedenheiten sind nur hinsichtlich der Modalitäten der Vereinigung zu erwarten. Es kann nicht ausbleiben, daß dabei der Gegensatz zwischen Unitarismus und Föderalismus in verstärkter Auflage auflebt. Ohne Zweifel ist die große Mehrheit der Österreicher föderalistisch.

Nichts wäre kurzsichtiger, als den Gegensatz München—Berlin für eine Episode zu halten. Als die Antithese Föderalismus—Zentralismus wird er der nächsten Epoche der deutschen Geschichte den Stempel aufdrücken, ähnlich wie die Jahrzehnte vor 1866 durch die österreich-preußische Rivalität gekennzeichnet sind. In Verbindung mit dem österreichischen Anschlußgedanken wird der Streit zwischen Föderalisten und Zentralisten sogar erhöhte Bedeutung gewinnen. Und je mehr wir uns der Verwirklichung des ‚großdeutschen' Ideals — im vollen Sinne dieses Wortes — praktisch nähern, um so mehr müssen die Aussichten Berlins auf tonangebende Bedeutung im Reiche sinken. Die Tendenz, den Schwerpunkt unserer Entwicklung aus dem ostelbischen Kolonialland auf alten deutschen Kulturboden zurückzuverlegen, ist unverkennbar, unaufhaltsam und — erfreulich. Eine wichtige, wenn auch weder die einzige noch die wichtigste Ursache für diese Wandlung, liegt darin, daß Berlin — ebenso wie Wien — zu nahe an die Ostgrenze unseres Volkstums herangerückt ist. Diese Schwerpunktsverlegung wird sich vielleicht weniger auf dem Gebiete der äußeren administrativen Organisation als im kulturellen Leben, in den geistigen und politischen Strömungen geltend machen. Eine weise bayerische Regierung kann sich damit trösten, daß, wenn ihr die Eisenbahn-, Post- und Finanzhoheit genommen sind, dafür ihr Einfluß auf unvergleichlich wichtigeren Gebieten im Zunehmen begriffen ist. Die Männer der Reichsregierung aber werden sich, wenn sie gut beraten sind, nicht gegen den Strom der Zeit stemmen. Sie werden erkennen müssen, daß es nur diese Alternative gibt: entweder wird das Deutsche Reich der Zukunft föderalistisch sein oder es wird nicht sein.

Was im besonderen das österreichische Problem betrifft, so kann man dem deutschen Norden auch um seines eigenen Vorteils willen nur den Rat geben, etwas mehr Interesse, mehr Wärme aufzubringen. Jede positive

oder Unterlassungssünde Berlins führt zwangsläufig zu einem Ergebnis, das vom berechtigten Standpunkt Berlins das unerwünschteste sein muß: zur weiteren Stärkung des rein bayerischen Einflusses, insbesondere in den Alpenländern, deren politische und soziale Struktur der bayerischen ohnedies so ähnlich ist. Ebenso kann eine zu weitgehende Zurückhaltung des Reichszentrums in der österreichischen Frage nur die Wirkung haben, die Beziehungen zwischen den Christlich-Sozialen Österreichs und der Bayerischen Volkspartei enger zu gestalten. Freilich dürfen die Politiker des deutschen Nordens nie die Verschiedenheit der menschlichen und politischen Atmosphäre zwischen Norden und Süden aus den Augen verlieren. Nie darf man übersehen, daß gewisse Anschauungen, Gewohnheiten und Einrichtungen, mögen sie materiell noch so sehr berechtigt sein und in Berlin als Selbstverständlichkeit erscheinen, sich zum Export über den Main und in die stammverwandten Alpenländer nun einmal nicht eignen.

Es läge in der Linie geschichtlicher Konsequenz, wenn die deutsche Zentrumspartei sich der Pflege der Freundschaft mit unseren Volksgenossen in Österreich künftig eifriger als bisher widmete. Vergessen wir doch nicht, daß der Satz: ‚das Zentrum datiert von dem Tage von Königgrätz‘ von keinem Geringeren stammt als von Ludwig Windthorst.

Anhang: Beziehungen eines Staates zur inneren Politik eines fremden Staates. Auswärtige Politik und Parteipolitik.

Gegenüber der inneren Politik des fremden Staates ist — zumal in unserer heutigen Lage — weise Zurückhaltung am Platze. Der Abschluß des Rapollo-Vertrages bedeutet nicht innerpolitische Anerkennung des Sowjet-Systems. Bei dem in Österreich sich abspielenden Kampf zwischen Wien und den Ländern sind wir unbeteiligte Zuschauer. Unterstützung der irischen, ägyptischen, indischen Freiheitsbewegung durch Organe der deutschen Regierung käme politischem Selbstmord nahe. Anbiederung offizieller deutscher Organe mit Parteien anderer Staaten, die im Geruch der Deutschfreundlichkeit stehen, würde nur dazu führen, diese bei ihren Völkern zu kompromittieren. Aber Zurückhaltung gegenüber der inneren Entwicklung der fremden Staaten bedeutet keineswegs Gleichgültigkeit. Schon wegen der Rückwirkung auf ihre außenpolitische Bewegungsfreiheit werden wir vielmehr die inneren Zustände der wichtigeren Staaten aufmerksam verfolgen müssen. Innere Schwierigkeiten der britischen Regierung beeinflussen auch unsere Lage empfindlich.

Eine Rücksichtnahme auf die politische Mentalität des fremden Staates innerhalb vernünftiger Grenzen ist zulässig und nützlich. Wir werden nach Paris keinen preußischen ‚Junker‘ und nach Madrid keinen Sozialisten als Reichsvertreter senden. Ein Sozialist als Gesandter mag eher in der Tschecho-Slowakei, in Lettland, Skandinavien oder Georgien am Platze sein. Sowjetrußland wünscht bekanntlich nur einen Kommunisten oder einen

‚Bürgerlichen', nicht einen Anhänger der 2. oder 2¹/₂ten Internationale als amtlichen deutschen Vertreter.

Auch die Stimmung der im Ausland lebenden deutschen Kolonie mag unter Umständen in Rechnung zu ziehen sein. Bekannt ist, wie temperamentvoll manche einflußreiche deutsche Kolonie in Südamerika jede Betonung des Republikanischen durch unser neues Régime ablehnt. Die Reichsregierung wird diesen Kolonien zuliebe weder die Staatsform noch auch nur die Reichsflagge ändern. Aber sie wird nicht gerade einen notorischen Extrem-Radikalen als Reichsvertreter an den Sitz einer solchen vielleicht angesehenen und wichtigen Kolonie entsenden.

Daß in Kriegszeiten gewisse diplomatische Rücksichten gegenüber der Innenpolitik des Feindeslandes aufhören, versteht sich von selbst. Es ist schwerlich zeitgemäß, dies ausführlicher zu erörtern.

Das Thema ‚Parteien und Auswärtige Politik' ist heikel. Uneinigkeit der maßgebenden Parteien in den großen Fragen der außenpolitischen Orientierung ist verderblich, zumal in Zeiten außenpolitischer Krisen. Aber nicht minder verderblich ist es, wenn — wozu gerade in Deutschland mitunter die Neigung besteht — der Wille zur Einigkeit wichtige Parteien dazu führt, der auswärtigen Politik fast interesselos gegenüber zu stehen. Das Wort ‚Parlamentarische Regierung' ist eine Illusion, ein Schemen, wenn die Parteien sich um die Grundlage unserer politischen Existenz, um unsere Beziehungen zum Ausland, nicht kümmern. Was nützen das schönste Programm, die idealsten innenpolitischen Grundsätze, wenn man die auswärtige Politik vernachlässigt? Deutschland sitzt nicht auf einem Isolierschemel, es ist engumgrenzt von bösen Nachbarn. Nur eine zweckmäßige äußere Politik schafft die Vorbedingungen für die Verwirklichung des inneren Programms. Ein zeitgenössischer politischer Schriftsteller hat dies mit Beziehung auf die Sozialisten — es gilt ebenso für die anderen Parteien — treffend mit den Worten ausgedrückt: ‚Man konstruiert sich auf dem Papier eine neue Gesellschaft, „soweit Deutschland in Betracht kommt", und läßt sich, wenn die Krise da ist, von den Imperialisten mitteilen, was in der Welt vorgeht . . . Die auswärtige Politik frißt die innere auf; deshalb muß zuerst das Raubtier an die Kette gelegt werden.'*

Damit ist durchaus nicht gesagt, daß die Außenpolitik Parteisache werden soll. Intensivere Beschäftigung der Parteien mit unseren Beziehungen zum Ausland soll nicht das Parteigezänk auf die auswärtige Politik übertragen, sondern im Gegenteil den Horizont der Parteien erweitern,** das

* Bernhard Guttmann, Reise nach England S. 34.

** In seiner Abhandlung ‚Zur Venezianischen Geschichte' spricht Ranke von dem ungewöhnlich intensiven Interesse, das der Senat der alten Dogenstadt den auswärtigen Angelegenheiten widmete. ‚Aber wenn man vielleicht finden könnte, daß der venezianische Senat, welcher in vierzehntägigen Zwischenräumen die von so vielen Gesandten, Residenten und Konsulen eingehendeu Depeschen in ganzer Versammlung vernahm, zuviel Kräfte auf die auswärtigen Verhältnisse verwandt

Verantwortlichkeitsgefühl der Führer schärfen und zur politischen Erziehung unseres Volkes und zur Hebung des Niveaus des Parteikampfes beitragen. Die englische Geschichte liefert seit Jahrhunderten den Beweis, daß Anteilnahme der großen Parteien an der auswärtigen Politik und einheitliches, konstantes, zielbewußtes und energisches Auftreten des Staates nach außen sehr wohl miteinander zu vereinen sind.

Interesse für Außenpolitik besagt natürlich nichts für die außenpolitische Richtung. Lebhaftere Anteilnahme der Parteien an der äußeren Politik bedeutet keineswegs, daß sie ‚nationalistischer' werden müßten. Die ‚Nationalisten' gebärden sich gern als besonders bewandert in den geheimnisvollen Gefilden der Diplomatie. Man lasse sich nicht irreführen. Chauvinismus ist schon begrifflich gleichbedeutend mit schlechter Politik. Denn im Begriff des Chauvinismus liegt ein übernormaler Wärmegrad des politischen Fühlens, und Leidenschaft ist nun einmal der Politik fremd und feindlich. Man wird sagen dürfen, daß ein Volk politisch um so reifer sei, je geringer die Zahl und der Einfluß seiner Chauvinisten. Wo das Fieberthermometer eine überhitzte politische Temperatur anzeigt, ist stets der Verdacht schlechter Politik begründet. Der Chauvinist mag oft von den edelsten Absichten beseelt sein, aber im politischen Konzert ist er ein schlechter Musikant.

4. Schlußbetrachtungen: Politik und Wirtschaft. Die Niederlage als politischer Erzieher.

Die Hypermodernen wollen weder von auswärtiger noch von innerer Politik hören. Ihr Schlachtruf heißt: ‚Los von der Politik!' ‚Wirtschaftsparlament!' Wie Plato die Philosophen zu Königen machen wollte, wie während des Weltkrieges unsere politische Leitung allzu sehr in die Hände der Militärs glitt,* so soll heute unser politisches Schicksal den Industriekapitänen anvertraut werden. Welche Häresie! Welcher Materialismus! Weil wir während des Krieges — zum guten Teil unter Ausschaltung der berufenen Politiker — schlechte Politik gemacht haben, sollen wir in Zukunft überhaupt keine Politik treiben? Haben diese Industriekapitäne im Weltkriege etwa eine bessere politische Witterung bewiesen als die verachteten Politiker?

Gewiß kommt im Zeitalter des Verkehrs der Wirtschaft eine immer gewaltigere Bedeutung für die Beziehungen der Völker zueinander zu. Mit Recht wird darum Heranziehung wirtschaftlicher Sachverständiger und wirtschaftliche Schulung der Politiker und Diplomaten verlangt. Aber niemals wird die Politik in der Wirtschaftspolitik sich erschöpfen. Religiöse und

---

habe, so ward doch eben durch diese Übung des politischen Sinns nicht an den Gerüchten und dem Schein, sondern an wahren und erkannten Verhältnissen, eine eigene Entwicklung desselben möglich, und auf jeden Fall stellten sich die Gesichtspunkte der Betrachtung fest.'

* Randbemerkung Wilhelms II. aus der Kriegszeit: ‚Die Politik hält den Mund, bis die Strategie ihr wieder das Reden gestattet!'

geistige Strömungen; eigentlich politische Tendenzen, durch nationale und Rasseverwandtschaft, Rassegegensatz und andere unwirtschaftliche Motoren getrieben; soziale Umschichtungen; psychologische Momente; persönliche Faktoren werden niemals aufhören, neben wirtschaftlichen Triebkräften entscheidende Rollen in der auswärtigen Politik zu spielen. Am Anfang steht die Idee. Liegen der von Gandhi geführten gewaltigen indischen Bewegung in erster Linie wirtschaftliche Momente zugrunde? Verdanken Finnland, Polen, Tschechoslowakei, Irland, Ägypten die neu gewonnene staatliche Selbständigkeit wirtschaftlichen Ursachen? Wird Poincaré und die heutige französische Politik von wirtschaftlichen Erwägungen geleitet? Mißachten und mißhandeln sie nicht vielmehr die Interessen eines gesunden wirtschaftlichen Aufbaus in furchtbarer Weise? Sind sie nicht vielmehr die Gläubigen, die Fanatiker, die Besessenen einer Idee, einer Wahnidee? Birgt das Arsenal des Nur-Wirtschaftlers alle die Waffen, die zur Verteidigung gegen die historische Rheinpolitik der Franzosen unentbehrlich sind? So gewiß der auswärtigen Politik der Primat über die innere gebührt, so gewiß gebührt im wohlgeordneten Staat dem Politiker, der für alle politischen Kräfte Verständnis hat, der Vorrang vor dem reinen Wirtschaftler. Politique d'abord!

Weltgeschichtlich betrachtet — die Geschichte rechnet freilich mit langen Fristen — werden sich die Niederlage und der Zusammenbruch uns als ein ‚blessing in disguise' erweisen, ein in der Verkleidung des Fluches auftretender Segen, wenn sie uns dazu verhelfen, die eine Fähigkeit zu erlernen, die unserem mit so vielen Gottesgaben ausgestatteten Volke fehlt: Den politischen Sinn. Der Sieg, militärisches Übergewicht, verleiten eine Nation gern zur Überschätzung der physischen Macht, zur Brutalität, zur Vernachlässigung der politischen Psychologie und der Imponderabilien, sie züchten leicht den Militarismus, die Hemdsärmelpolitik, machen übermütig, entfesseln imperialistische Leidenschaften, verblenden. Niederlagen bringen Erkenntnisse, lösen Energien aus. Der Abfall der Vereinigten Staaten von Amerika (1783) erwies sich als politischer Erzieher des englischen Mutterlandes. Dank der damals empfangenen heilsamen Lehre lenkte England seine Kolonialpolitik in liberalere Bahnen, so daß Kanada und Australien noch heute nicht an Abfall denken. Der Entwaffnete, Wehrlose vollends hat keine andere Waffe, um den Kampf ums Dasein zu bestehen, als gute Politik. Und Lebensgefahr macht hellhörig. China und der kranke Mann am Bosporus bieten glänzende Beispiele dafür, daß auch ein militärisch schwaches Reich durch zielbewußte, konstante und zähe, psychologisch feine und erfindungsreiche Politik sich am Leben erhalten kann.

Wenn man vom Tage abstrahiert und in längeren Zeiträumen denkt, mag es sich herausstellen, daß unsere Feinde, während sie ihr Bestes taten, uns zugrunde zu richten, dem deutschen Volk ungewollt eine Wohltat von geschichtlichem, unvergänglichem Wert zugefügt haben. Sie haben uns den Parlamentarismus aufgenötigt. Es wäre ungerecht, dieses System nach

den Leistungen zu beurteilen, die es in vier Kindheitsjahren unter beispiellosen Schwierigkeiten aufgebracht hat. Im Parlamentarismus besitzt unser Volk endlich die Arena, in der der politische Führer sich bilden und üben und in der er entdeckt werden kann. „Heutzutage ist ein Stand von geschulten Politikern nur als Auswirkung einer demokratischen Erziehung denkbar' (Nitti). Fangen in England, dem gelobten Land der Politik, die künftigen Staatsmänner nicht schon in den Debating Clubs der Schulen an, sich in den Formen des politischen Kampfes zu üben? Zur Weckung, Reizung und Stärkung unseres verkümmerten nationalen Bewußtseins hätten unsere ehemaligen Feinde nichts Sinnreicheres erfinden können als die Demütigungen und Bedrückungen, in denen der sogenannte Friedensvertrag und die seitherige Politik Frankreichs so ergiebig sind. An allen Seiten unserer Grenze hat man uns zur Ausbildung eines homogenen Nationalgefühls ein wahres Göttergeschenk beschert in einer deutschen Irredenta. Während die fremdvölkischen Gebiete in Posen, Schleswig, Lothringen für das Deutsche Kaiserreich einen Debetposten, eine Belastung und Schwächung darstellten, bedeutet ihr Negativ, eine deutsche Irredenta, für die weitere Entwicklung der Deutschen Republik einen Außenstand, ein Aktivum.

Die These, daß das deutsche Volk konstitutionell an unheilbarer politischer Impotenz leide, ist unbewiesen, unbeweisbar und unheilvoll. Für den schaffenden Staatsmann ist Pessimismus eine Todsünde. Eine Nation, die sich in 50 Jahren vom bemitleideten Volk der Dichter und Denker zum gefürchteten, beneideten, bestgehaßten Volk der Weltpolitik und Weltwirtschaft entwickelt, ist auch fähig, unter dem Zwang äußerster Not ihren politischen Sinn auszubilden.

Propheten, die leider Recht behalten haben, äußerten während des Weltkrieges: Deutschland gewinne die Schlachten und werde den Krieg verlieren. Möge die Geschichte dereinst urteilen: Das deutsche Volk habe den Weltkrieg verloren und dank der Niederlage politischen Verstand gewonnen.

Kirche und Wirklichkeit / Offener Brief an Dr. Ernst Michel / Von Siegfried Behn

Sehr verehrter Herr Doktor!

Eine unaufdringliche Hochachtung, zu der mich Ihre liebenswürdige Weitherzigkeit bewegt, gebietet mir, ein offenes Wort an Sie zu wagen. Aus dem letzten Sammelband der ‚Tat' (den Sie unter der Überschrift ‚Kirche und Wirklichkeit' herausbringen) ersehe ich, daß Sie Widerspruch ertragen, zumal, wo er aus brennender Liebe zur Sache aufflammt. Hinter Guardinis Aufsatz bringen Sie einen Einspruch gegen diesen. Freilich, reingestimmten Zweiklang kann ich aus solcher Anordnung (wie Ihr Vorwort will) nicht heraushören, sondern einen Mißklang. Es schließt sich nun einmal aus, was sich geradezu widerspricht. Ein solcher Mißklang schwingt auch zwischen Ihrem Vorwort und meinem Beitrag (von einigen Zukunftsaufgaben), schließlich auch zwischen meinen beiden von Ihnen gastlich aufgenommenen Werklein und dem ‚Tat'-Unternehmen, wie es sich jetzt im Rückblick darstellt. So ein Gegensatz wird am besten freimütig ausgesprochen; sonst frißt er als stiller Einspruch schleichend weiter und vergiftet die geistige Gemeinschaft.

Niemand kann solche Auseinandersetzungen mehr bedauern als ich. Sie schlagen vor einem weiten Forum Lärm und taugten zunächst doch nur einem engeren Kreise. Allein daran ist das katholische ‚Tat'-Unternehmen schuld. Es krankt an einem deutschen Erbfehler, der inneren Formlosigkeit. Schwer bewaffneten und durchaus nicht wohlwollenden Gegnern tritt es in deren Lager entgegen: mit heroischer Unschuld statt mit geschlossener Wehr. Das heißt fast, sich gefangen geben. Neben Ihrem Vorwort wirkt mein Aufsatz gewappnet, und ich bin fast gewiß, Sie machen ihm das zum Vorwurf. Schon aus diesem Grunde deckt Ihr Vorwort meinen Aufsatz nicht, so sehr es sich als Mantelnote gibt. Hätte ich den Text Ihrer Mantelnote vor dem Druck gekannt, so hätte ich meinen Aufsatz sofort zurückgezogen. Keine Polyphonie nämlich erklingt aus dem ‚Tat'-Buch, sondern eine Kakophonie. Wenn Nietzsche einmal sagt, daß nicht jeder Mund zu jeder Wahrheit tauge, so hat er recht, obschon die Deutschen es ihm verübeln. So taugt auch nicht jede Auseinandersetzung zu beliebiger Zeit und vor beliebigen Ohren. Wenn Sie mich dieser Ansicht wegen des diplomatischen Paganismus zeihen, so will ich es geduldsam ertragen. Es ist aber doch einmal so. In Ländern mit antiker Kulturgrundlage würde man das ohne Erläuterung verstehen. War wirklich die ‚Tat' das Forum für kleine und gelegentlich vergrollte Streitereien zwischen katholischen Denkern? Ich hatte gehofft, Ihr Gelbbuch würde hier bessern. Und Ihr Vorwort und Ihr Schlußwort verschlimmern. Diese Kakophonie ist Musik in den Ohren des gewappneten Gegners und macht Ihr Buch zur Sensation. Mir ist nichts so leid wie Sensation, und so bin ich für meine Mitarbeit gestraft.

Ihre Aufsätze künden sich selbst als feuergefährlich an, beschwören förmlich Gericht und Urteil wider sich herauf. Ich kann mir nicht helfen: meine armen Augen sehen nicht viel Anfechtbares darin, sondern nur viele male sonantia, viel überspitzte Kühnheiten — viel, was, auf gelassenen Ausdruck gebracht, wohlhaltbar, wenn auch nicht immer erschütternd klänge. Ich würde darüber kein Wort verlieren, wenn nicht Ihre Einleitung alle herausgegebenen Aufsätze in diese Wolke von Verdacht miteinhüllte. Vergeben Sie — mein Werklein z. B. ist kein Zeugnis oder Bekenntnis zu irgendeinem esoterischen Kreise, sondern eine schlichte wissenschaftliche Erwägung, die man prüfen kann, anerkennen oder verwerfen. Sie finden deshalb wahrscheinlich viel Wüste darin und wenig Oase. Aber sehen Sie, das würde mich freuen. Denn ich halte Besinnung für ein herbes, strenges und kühles Tun, um das herum Stille sein muß. Sie kann nicht aus einer Willensrichtung erwachsen, die irgendjemanden reizen oder ärgern will.

Nein, mein aufrichtig wertgeschätzter Herr Doktor, es ist nicht in meiner Absicht, einem Christen Ärgernis zu geben, selbst nicht den engen und vorurteilsvollen, die es unter ihnen gibt. Weiß ich doch im Fleische auch nicht genau, wo meine eigenen Beschränktheiten und Befangenheiten stecken. Und ‚wehe dem, der einen von diesen Kleinsten ärgert!‘ Bei ruhiger Würdigung scheint mir nun keiner meiner beiden Aufsätze geeignet, einen Anstoß zu erregen. Vielleicht könnte oberflächlichste Betrachtung bei Überschriften wie bei dem Worte von katholischer Aufklärung an das flaue achtzehnte Jahrhundert statt an den heiligen Irenäus denken; aber dieser Schrecken muß sich nach einiger Aufmerksamkeit bald legen. Dennoch würde ich die Wendung lieber tilgen, als damit jemanden ‚ärgern‘. Vielleicht muß ich es mir gefallen lassen, daß Sie solche Gesinnung servil nennen; da würde ich mich eines Größeren getrösten, der sich als *δοῦλος Χριστοῦ* überschrieb. Knechtisch und heidnisch dünkt es Sie, die Kirche ihrer Idee nach als Kosmos wesenschauend zu preisen und darüber Fehl und Sünde der Menschen zu vergessen, die ihre berufenen und auch einmal unberufenen Diener sind. Am Ende bin ich dieses Paganismus schuldig; denn in meine Bewunderung der Kirche mischt sich eine hellenische Freude über die unvergängliche Schönheit ihrer Formenwelt. Da aber nun die Kirche (sintemalen sie unter anderm auch in die Kultur hineingewachsenes Edelgebilde ist) das Erbe von Athen hütet, will ich mir einstweilen damit behagen. Ich rühme die Kirche, weil sie mir den Schlüssel zum Wahrheitsschrein in die Hand gibt; wollen Sie es mir verargen? Und das ist doch nicht die geträumte Kirche, sondern durchaus die wirkliche, deren Diener allesamt sich freiwillig als fehlbare Sünder bekennen, Heilige und Hirten nicht ausgenommen. Nicht obschon die Kirche sündige und fehlbare Diener hat, ist sie übernatürlich groß, sondern weil sie sündige Diener hat. Verstehen Sie mich recht. Was hülfe denn mir eine Kirche aus Engeln? Da müßte ich hübsch draußen bleiben. Ist sie aber eine Kirche aus Menschen, was wundern uns deren Fehler? Daß einer gelegentlich der Menschen Fehlurteile hart

zu spüren kriegt? Disziplin, werter Herr Doktor, macht den Menschen groß, was auch die umstürzlerische Redensart besage. Das unnütze und vergrollte Aufbegehren „hält den Dienst nur auf". In den Heeren dieser Welt gibt man sich dem Tode preis, wohl wissend, daß die Führer fehlbar sind und daß jeder Irrtum tausend Leben kostet. Spricht man unter Kameraden über der Führer Mängel? Gewiß, man schimpft sogar. Aber vor Soldaten des Feindes? — Und wir leben doch unter Feinden, nicht hassend, wohl aber gehaßt — fallend, aber des Siegs gewärtig. Also: über Mißstände unter Freunden, über die hohe Wirklichkeit trotz Feinden öffentlich. So deckt denn Ihr Vorwort meinen Beitrag nicht.

Deutlich scheiden sich unsere Meinungen von dem, was zu bejahen, und dem, was zu verneinen ist. Unmöglich kann die Wahrheit im Wandel der Weltanschauung alle irgendwann herrschenden und nachwirkenden Überzeugungen in sich aufnehmen, ‚heimholen'. Wohl kann sie deren Wahrheitsgehalt ausschmelzen. Der ist aber nicht immer so groß, wie das erste Aufsehen glauben machen will, das so eine Überzeugung erregt. Vieles birgt nur Schönheitswert, was mit Wahrheitswert zu glänzen schien; viel ist geniale Erfindung, deren Tragweite überschätzt ward. Ein unbedingtes Ja zur Welt ist selbst der Güte des Benediktus und der Liebe des Franziskus nicht möglich. Was sich nicht heimholen lassen will, das kann auch die Kirche nicht erobern. Es bleibt immer genug Welt zu verachten, ob es auch Nietzsche verüble. Das gnostische Ja zum religiösen Allerlei haben Sie doch selbst auf das treffendste bekämpft. Wer nur ihre Mantelnote kennt, müßte glauben, Sie stünden solcher Gnosis nahe. Also ist diesmal Ihre Ausdrucksform nicht glücklich geraten; und ich wage zu hoffen, daß unsere tiefsten Überzeugungen einander näherstehen, als der äußere Anschein beglaubigt.

Demnach bedarf das Gebäude der Wahrheit einer inneren Verhärtung, wenn es nicht einstürzen soll. Wahrheit und Heil bleiben objektive Mächte, mit denen die Seele ringt, von denen sie sich willig erobern läßt, und eben in diesem Ringen entfaltet und stählt sie ihre edelsten subjektiven Kräfte. Nicht nur das schirmende Lehramt ist für die Klarheit der harten Erkenntnis verantwortlich, sondern für jede Seele kommt sehr viel darauf an, daß sie sich vor jener Gehirnerweichung hüte, welche allen das Gleiche gibt, statt jedem das Seine. Im Brennpunkt Ihrer Darlegungen steht die (meines Wissens kaum angezweifelte) Tatsache, daß die Fülle der Gnaden nicht mit der Würde des Amtes wächst. Die auserlesenen Heiligen, welche das Leben der Kirche bereicherten, waren nicht immer Bischöfe. Aber wie nahte sich denn der gesegnete Franziskus den Bischöfen? Mit der liebenswürdigsten Demut kam der heilige Arme, mit jener antiken Anmut, die uns Deutschen so gründlich mangelt. Wir weigern so leicht die edle Form der Ehrerbietung und dünken uns mit unserer Polterei noch mutig und innerlich. Bei Franz, nicht bei Luther, ist das echte Zeugnis, die geziemende Gebärde. Das Gelbbuch ist aber wirklich nicht von dem Range, in diesem Sinne ein welt-

erobernðes Zeugnis abzulegen, — meine Aufsätze gewißlich nicht. Und deshalb sehe ich sie lieber in ihrem schlichten Eigenkleid als in den Falten Ihres Prophetenmantels. Entlassen Sie, verehrter Herr Doktor, meine Kinder aus der weiten Haft Ihrer Vorworte. Sie gedeihen nicht in dieser Luft. Und damit Gott befohlen.

Ihr sonst gern Ihnen ergebener

Siegfried Behn.

An die Madonna

Lächle, Mutter, lächle, denn ich denk an deinen Sohn.
Lächle, Mutter, lächle, ich bestach den Wind,
Daß er hell und schnell ein Lied beginnt.
O im Zauberton hört mein Stammeln nicht dein Sohn.

Weine, Mutter, weine, denn ich denk an deinen Sohn,
Da er saß im Schmerzeshofe dorngekrönt:
Daß die Nacht doch käme, daß die Stunde tönt,
O käm sie schon: Engel, süß mit Trost vom Libanon!

Schluchze, Mutter, schluchze, denn ich denk an deinen Sohn.
Eine Träne fiel wohl aus des Mondes Horn,
Und es stach dein Kind der Dorn, der Dorn . . .
O wir kommen schon: süß treibt uns der Sporn zu deinem Sohn.

Franz Johannes Weinrich.

Aus „Mittag im Tal, Gedichte von Franz Johannes Weinrich“, Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt 1923.

Kritik

Die Kirche und die christliche Persönlichkeit

Von Alois Dempf

Allenthalben in katholischen Ländern findet eine Selbstbesinnung der katholischen Gebildeten statt, eine stille Erneuerung vollen katholischen Lebens. Sie geht, das soll man ruhig zugestehen, nicht eigentlich von der Kirche aus, sondern entspringt vielmehr der Krisis des modernen Individualismus, dessen katastrophales Versagen gegenüber den politischen und sozialen Aufgaben im Weltkrieg und in den bisher vergeblichen Friedensbemühungen offensichtlich wurde. Daher namentlich bei der jungen Generation eine Absage an das Vorkriegsideal des humanistischen schöngeistigen ‚Edelmenschen' mit der interessanten autobiographischen Linie und eine Bejahung der Mächte objektiver Lebensordnung, Abkehr vom kantischen Subjektivismus auf dem Umweg der phänomenologischen Wesensschau und Hinwendung zur Welt der Tatsachen selbst, Aufgeben der unbeteiligten Geschichtsbetrachtung des Historismus, Hingabe an die lebendigen bodenständigen Kräfte der Tradition und des Volkstums, Abwendung von der atomisierten greisenhaften Gesellschaft und Rückkehr zur organischen jugendlichen Gemeinschaft, Abkehr vom hyperindividualistischen Verhältnis des Einzigen zu seinem Gott, hin zu der objektiven Erlösungsmacht der Kirche, dieser letzten wahren großen Gemeinschaft mit übernatürlichen Sakramenten und überpersönlichem liturgischem Opfer und Gebet. Schon erfolgen auch Konversionen aus dieser Lage mit mehr als Einzelbedeutung. Besonders schön aber an dieser Erneuerung ist, daß sie gar nicht neuerungssüchtig sein kann, keine marktschreierische ‚Bewegung' ist, noch original und revolutionär um jeden Preis.

Die junge Generation würde sich nun gewiß täuschen, wenn sie meinte, der Individualismus gebe seine Prestige so rasch verloren. Sie darf ja auch ihrerseits nicht über das Ziel hinausschießen und den Individualismus vernachlässigen, soweit er als helles Wachsein der Persönlichkeit berechtigt ist. Wer sich heute in die Welt der objektiven Mächte einleben, sich ihnen in freiem Gehorsam unterwerfen will, kann und darf es bloß als erwachte Persönlichkeit. Noch aber schilt der Individualismus die Rückkehr zu objektiven Mächten falsche Unterwürfigkeit, noch will er seinen stolzesten Ehrentitel retten, Verantwortungsbewußtsein im Denken und Glauben zu sein, gegenüber der Geschichte, ja selbst der Kirche gegenüber. Eine solche Rettung versucht Ernst Michel in einem sensationellen Vorwort und Schlußwort zu dem von ihm herausgegebenen ‚katholischen Zeitbuch' ‚Kirche und Wirklichkeit' (Diederichs, Jena). Artikel aus den katholischen Sonderheften der ‚Tat' haben den Grundstock zu dem Sammelband gegeben, dessen übrige Mitarbeiter jedoch weit von einer solchen Übertreibung des Individualismus entfernt sind.

Michel ist zu gescheit — und zu sehr Katholik —, um etwa so naiv wie der Historismus die religiöse Berechtigung einer sichtbaren verfaßten Kirchenmacht zu leugnen. Er erkennt das übernatürliche Wesen der Kirche an, ihre Gnadenwirklichkeit, ihr eigentliches Leben durch göttliche Kraft. Aber er übersteigert im Anschluß an Kierkegaard den Individualismus gleichfalls zu einer ‚eigenständigen Inkarnationssphäre des Objektiven, nämlich Christi'. Das Leben der Kirche

kreist nach Michel um diese beiden Pole. Kirche und Welt sind ihrerseits wiederum zwei Pole eines höheren umfassenderen Lebens, nämlich der Heilsgeschichte unter der unmittelbaren Leitung Gottes. So sieht er das brennende Problem: Christentum und Kultur in seinem ganzen Ernst, tiefer noch als Eberz und Haensel, Haecker und Hefele. Aber indem er an die Lösung herangeht, verbaut er sie sich durch einen soziologisch falsch fundierten Kirchenbegriff. Er übersteigert die Bedeutung der christlichen Persönlichkeit zum schöpferisch wirkenden, aus der Kirche ausgesonderten und doch für die Kirche verantwortlichen Geist — anstelle des Hl. Geistes. Das verwirrt nochmals das langsam in Klärung begriffene Problem Christentum und Kultur.

Die Kirche als Heilsanstalt, als Vermittlerin der Erlösung und Gnade ist völlig weltüberlegen, ganz indifferent der Kultur gegenüber, aber die Kirche als vollkommene Gemeinschaft steht durch die Eingliederung ihrer Glieder auch in andere Gemeinschaften mit diesen nicht nur durch die Einzelnen, sondern auch als Körperschaft mit ausgebildeter Verfassung in unmittelbarer Verbindung. Ihre Autorität, ihre Disziplin, ihre Sittenlehre ist zuständig nicht nur für die einzelnen Glieder, sondern auch für die kulturellen Gemeinschaften, in denen die Kirchenglieder gleichfalls stehen. Die Kirche kann als letzte entscheidende Autorität es nicht den Einzelnen überlassen, den Geist dieser ihrerseits lebensbestimmenden Gemeinschaften zu bestimmen, weil diese Einzelnen dann nur durch Privatoffenbarung — dies gibt Michel zu — wissen könnten, was in der jeweiligen politischen oder sozialen Situation zu tun wäre.

Das Zugeständnis der Notwendigkeit unendlich vieler solcher Privatoffenbarungen bezeugt, daß Michel die Anmaßung des ethischen Autonomismus, alles auf eigene Faust gesetzschöpferisch entscheiden zu können, überwunden hat. Aber er setzt an seine Stelle einen übertrieben religiösen Individualismus, wie sich dies in seinem Kirchenbegriff verrät.

Michel stellt sich eine wirkende Kirche des 20. Jahrhunderts vor, einen neuen Durchbruch des schöpferischen Geistes in der Kirche und als dessen Träger Berufene, Ausgesonderte aus der bewährten Ordnung, Heilige als Propheten, all dies Namen für den ‚Einzelnen' im Kierkegaardschen Sinn. Wenn nun dieser Charismatiker die treibende Kraft in der Kirche sein soll, dann können die Amtsträger nur mehr eine beschützende, bewahrende Funktion haben, praktisch also nur das Konservative, das Erstarrungsprinzip vertreten. Es ist zuzugeben, daß wirklich Begnadete, Heilige, nicht aber gezüchtete Ausgesonderte, zwar nicht durch ihr W o r t, sondern durch ihr L e b e n im Anpassungsprozeß der Kirche an die jeweilige Weltsituation, vor die sich ihre Mission gestellt sah, das Entscheidende geleistet haben, die Cluniazenser, Bernhard, Franz, Ignatius. Aber sie haben keineswegs die Struktur der Kirche verändert, sondern das Amt wußte sie immer dem Organismus einzugliedern, schon ihre Nachfolger selber zu veramtlichen. Das Amt in der Kirche ist eben anders als in natürlichen Gemeinschaften Ausdruck des fließenden schöpferischen Gemeinschaftslebens, des ökumenischen Konsensus, wie dies teilweise sogar der Protestant Sohm zugibt. Gerade heute aber vertritt die höchste Amtsstelle — fast allein — das augenblicklich dringendste Gebot, eine Friedenspolitik aus christlichem Geist, wie sie sachlich auch völlig im Sinne Michels liegt; so kann Michel nur den Widerspruch zu seiner Soziologie bedauern, der darin liegt, daß der Charismatiker hier der höchste Amtsträger ist. Wenn der Geist weht, wo er will, darf man nicht durch Übertragung einer natürlichen

sozialen Kategorie auf die religiöse Gemeinschaft diese zerspalten in eine falsche Polarität ausgesonderten Fortschritts und beamteter Erstarrung.

In welcher Weise verändert nun der übertriebene Individualismus die Bedeutung des Dogmas, der Sitten- und Soziallehren in der Kirche? So wie der ethische humanistische Autonomismus des Einzelnen, des Edelmenschen, nur das eigene, in jeder bestimmten Situation wechselnde ‚Individualgesetz' anerkennt, so spricht er auch jeder Kultur die Autonomie zu, im Fluß der Geschichte ihre wechselnden Lebens-, Sitten- und Glaubensordnungen mit nur vorübergehender Gültigkeit schöpferisch aus sich heraus zu stellen. Michel, der den ersten Fall die Freiheit der Kinder Gottes nennt — welche in Wirklichkeit doch nur darin besteht, daß das Gesetz im konkreten Fall aus seinem Geiste heraus, nicht nach der Buchstabenformel zur Anwendung kommt — müßte auch von einer Freiheit der Welt in der Heilsgeschichte sprechen, deren autonome schöpferische Art fordern könnte, daß die Kirchenstruktur sich an sie anpaßt.

Die jeweilige konkrete Kulturlage beansprucht nach Michel eine ihr gerade konforme Auswahl von Dogmen. Das ist in gewissem Sinne eine Überwindung des Modernismus. Die Dogmen werden nicht mehr relativiert, nur die gerade unbrauchbaren zurückgestellt. Dennoch ist der Kultursituation zuviel zugestanden, wenn die Wirkung der Dogmen von ihr abhängig gemacht wird. Zu Unrecht sind Form und Gehalt des Dogmas gespalten, das trotz seiner zeitgeschichtlich bedingten Formulierung objektiver Ausdruck einer Tatsachenwelt ist, nicht ein System von bloßen Lehrsätzen. Wenn so eine höhere absolute Tatsachenwelt über der natürlichen Welt existiert, dann kann die Kultur diese höheren Tatsachen nur in ihre Lebensvoraussetzungen miteinbeziehen. So erst gewinnt sie volle Spannweite und universale Ordnungsprinzipien, aus denen sie nun, ebenso wie aus ihrem eigenen Sein, echte Lebensformen gestalten kann. Das Dogma als Ausdruck der Offenbarung aber kann niemals nur natürlicher Ausfluß einer Kulturlage sein; das ist der letzte Grund der Scheidung zwischen Kultur und Christentum. Auch das christliche Sittengesetz ist Ausdruck von Lebensformen aus übernatürlichem Geiste. Auch hier ist keine Kulturlage mehr denkbar, die sich die ihr konformen Sittengesetze ausschließlich selbst schafft. Auch hier hat Michel den Teufel des ethischen Autonomismus mit dem Belzebub des religiösen ausgetrieben, indem er das Sittenleben mittels eines eigenartigen Glaubensbegriffes ordnen will, indem er nämlich das ganze geistig-seelisch-sinnliche Einzelleben auf eine in jedem Augenblick stattfindende Privatoffenbarung der göttlichen Liebe gründet, welcher der Einzelne in autonomer Entscheidung folgt. So zeigt sich immer wieder eine Übertreibung der Freiheit des Ausnahmemenschen, der sich doch auch in die normalen Sittenordnungen einzufügen hat und seine Freiheit nur dadurch erweisen kann, daß er in freier Hingabe in die objektiven Ordnungen eingeht und sie geistig durchdringt. Besonders kraß wirkt bei Michel die Übertragung des religiösen Individualismus auf die Politik. Die tatsächliche Freiheit der Kirche den konkreten Staats- und Wirtschaftsformen gegenüber wird verkehrt zu einer Unfähigkeit der Kirche, dem politischen und wirtschaftlichen Leben seine gerade entsprechenden Ordnungen vorzuzeichnen, obwohl sie ihm diese doch zugestandenermaßen vorlebt. Der Einzelne aber soll jeweils die christliche Form des Handelns finden und dies in einer Zeit, in der nicht einmal die Staatsmänner wissen, was sachlich zu tun ist, in der jeder mit dem Gesellschaftsproblem ehrlich Ringende bei der Unsumme inkompetenter Lösungsversuche dankbar sein muß für eine autoritative

Entscheidung über die christlichen Gesellschafts- und Friedensprinzipien, die doch wenigstens für das unkomplizierte Denken trotz Simmel immer noch Voraussetzung für die Lösung des konkreten Einzelfalls sind.

Hiernach erscheint uns Michels Synthese zwischen Individualismus und Objektivismus mißglückt, weil er das Recht der Persönlichkeit übertreibt. Die wirkliche Versöhnung der beiden braucht nicht die Kritik zu geben; das „Zeitbuch" selber weist den Weg. Wir greifen aus der Zahl seiner Mitarbeiter nur die markantesten Persönlichkeiten heraus, um den Ausgleich der Gegensätze und Richtungen im wirklichen Leben zu zeigen. Ihre Beiträge bewegen sich äußerlich freilich kaum auf der Ebene des theoretischen Gegensatzes zwischen Individualismus und Objektivismus, sondern suchen die entsprechenden praktischen Aufgaben zu lösen, die Vereinigung von Persönlichkeit und Gemeinschaft, von Fortschritt und Wiederherstellung, von Leben und Dogma, von katholischer Bewegung und Restauration.

So ist Guardini der Chorführer der liturgischen Erneuerung, der hinleitet zum religiösen Volleben aus Gottesdienst und Kirchengemeinschaft, zur universalsten Objektivität. Gleichwohl ist er auch Führer in der Jugendbewegung, die am radikalsten nach der unmittelbaren Subjektivität allen Werten gegenüber strebt, die stürmisch aus aller mechanischen und traditionellen Erstarrung ausbrechen will. Ist nicht seine Formel vom schöpferischen Gehorsam klassischer Ausdruck für die stärkste subjektive Verinnerlichung der objektiven Ordnung? Wenn dagegen ein angeblich Jugendbewegter meint, nur in der radikalen Isolation, nur im Kierkegaardschen religiösen Solipsismus und Autonomismus des Einzigen und seines Gottes könne volle Lebendigkeit gewonnen werden, so verkennt er doch nur die Polarität des Lebens und das Gesetz der Form; die Unzulänglichkeit seiner Verwirklichung in menschlichen Institutionen beweist doch nicht mehr, als daß volle Harmonie nur durch die Überwindung der zugegebenen Spannung erreicht werden kann.

Anders als Guardini Wittig. Sein ganzes Wesen glüht vom Willen nach fortschreitender Verinnerlichung und christlich-mystischer Verlebendigung alles menschlichen Tuns. Alle Menschen möchte er zu Priestern des Laienapostolats machen, die den dringendsten Zukunftsaufgaben des erwachenden Katholizismus dienen, der Großstadt- und Diasporaseelsorge. Und doch ist ihm diese Zukunftsaufgabe Wiederherstellung gleich des Alleráltesten, des Urchristentums. Er mag überrascht gewesen sein, daß dieselbe Enzyklika, die die volle mittelalterliche schiedsrichterliche Souveränität des Papsttums aufrecht erhält, die christliche Tatsache des allgemeinen Priestertums gerade durch die Aufgaben des Laienapostolats gerechtfertigt erklärt. Mag er selbst von seinen guten Stunden wahrhaft charismatischer Erleuchtung vielleicht noch anderes erwarten, wir schließen aus der modernen hochkirchlichen Sehnsucht, über das egalitäre allgemeine Priestertum hinaus zum organischen Amtspriestertum zu kommen, daß ihm diese moderne Sehnsucht die mehr als zeitgeschichtliche, die religiöse Bedeutung der Hierarchie aufdrängen wird.

Philipp Funk als Geschichtschreiber der inneren Geschichte der Kirche zeigt die Spannung zwischen Subjektivität und Objektivität, zwischen den zwei Grundformen des Gebetes, liturgischem Gemeinschaftsgebet und persönlichst individuellem Gebet geradezu als Lebensprinzip der ganzen Geschichte der christlichen Frömmigkeit auf. Schon die Kirchenväter haben mit ihrer feinen seelischen Differenziertheit für sie einen harmonischen, auch für uns vorbildlichen Ausgleich gefunden.

Rosenstock strebt in eine sogar recht ferne Zukunft, in der die Organisation

der Weltwirtschaft, die er Gesellschaft nennt, die Staaten mit ihrer Selbstherrlichkeit überwunden haben wird. Indem er das Verhältnis der Kirche zu dieser Gesellschaft erwägt, nicht das zum Staate, sieht er nach einer aristokratischen und monarchischen eine dritte demokratische Epoche des Kirchenrechts heraufziehen. Es wäre leicht, dieser Konstruktion eine andere gegenüberzustellen, die für die nähere Zukunft bei der sehr heftigen Agonie der Nationalstaaten eine besonders starke päpstliche Monarchie forderte. Diese Konstruktion könnte außer ihrer Gegenwartsbedeutung die Einigungsbestrebungen der protestantischen Konfessionen für sich anführen. Viel wichtiger aber ist, daß dieser protestantische Rechtshistoriker die Kirche als Herz der Welt und Maßstab der Politik erkennt, als die einzige übergeschichtliche Macht im sonst sinnlosen geschichtlichen Auf und Ab. Er erkennt, daß nur die Kirche für die heutige Formlosigkeit und Formsehnsucht das Geheimnis der Form besitzt, vielmehr selber das nicht vivisezierbare Geheimnis der Form ist. Wenn er jedoch meint, daß erst eine erneuerte demokratische Kirche dem Menschengeschlecht als Vorbild das Geheimnis seiner Form, seiner Gliederung mitteilen könne, dann übersieht er, daß dies Vorbild und Beispiel der Kirchengliederung schon längst normgebend für die weltlichen Ordnungen ausgewertet ist, nämlich durch Bonaventuras Spekulation, die sich übrigens gegen eine ganz ähnliche falsche Konstruktion einer dritten Kirchenepoche richtet (vgl. Collationes in hexaemeron und Guardinis Erlösungslehre des hl. Bonaventura). Er übersieht den sittlichen, volks- und kulturbildenden Sinn des kirchlich-weltlichen Rechts von den Kapitularien an, er übersieht, daß christliche Sitte und Ordnung ganz unmittelbar das Völkerrecht ersetzte — in ecclesiae potestate omnium iura regnorum consistunt (Kaiser Ludwig 817) — und durch die Feststellung kirchlicher und weltlicher Lebensordnungen der abendländische Lebensstil grundgelegt wurde. Niemand denkt hier an Repristination, aber die Wiedererweckung des Geistes dieser weit in die Welt hineinwirkenden Kirchenepoche würde manche unfruchtbare Kritik verhindern, Wege zu neuen Formen weisen und den schlichten Anschluß an die Friedensenzyklika finden lassen, die so viele dieser Probleme löst.

Einen schönen Ausgleich zwischen Wiederherstellung und Zukunftsaufgaben hat im ‚Zeitbuch' der Philosoph gefunden, Siegfried Behn. Mit ruhiger Sicherheit greift er alle lebensfähigen Keime der modernsten Philosophie auf und vertraut sie der Förderung des katholischen Forschers an, der, wie Behn voraussetzt, den traditionellen gesunden Realismus des Thomisten besitzt. Behn zeigt überzeugend, daß es gerade für den Fortschritt unerläßlich ist, mit beiden Füßen sowohl in der scholastischen wie in der modernen Philosophie zu stehen.

Die Literarhistoriker des ‚Zeitbuchs' nennen sich selber Romantiker und stellen sich damit auf die Seite der Restauration, da ja die Romantik der erste Versuch einer Wiedergewinnung der abendländischen Geistessubstanz gewesen ist. Wenn sie sich zu einer ‚prophetischen Romantik' bekennen, dann sprechen sie eine ganz der Guardinischen ähnliche Formel aus, welche die Spannung zwischen Traditionsbewußtsein und Fortschrittswille lösen soll. Nur der Geist der vorbildlichen Vergangenheit, wie er sich in ihren Formen und Plänen verrät, soll zu neuen Schöpfungen fruchtbar werden.

Da der Großteil der Mitarbeiter des ‚Zeitbuchs' sich durchaus sachlich zum Problem Kirche und Welt ausspricht, so ist die falsche Synthese Michels entbehrlich und dem im ganzen überaus wertvollen Buche eine baldige Neuauflage zu wünschen, nur ohne die provozierende Einleitung und den verfehlten Schluß des Herausgebers.

Rundschau

Zeitgeschichte

Selbstverwaltung und Sozialversicherung. Heute wird Deutschland mehr denn je von den Vertretern wirtschaftlicher Interessentengruppen beherrscht. Diese Tatsache läßt sich nicht durch Verfassungsparagraphen aus der Welt schaffen. Für eine staatsaufbauende Politik gibt es nur einen Ausweg: darauf hinzuarbeiten, daß die realen Träger der Macht eben aufhören, bloße ‚Interessentengruppen' zu sein, daß sie wieder zu Ständen werden, mit solidarischem Verantwortungsgefühl, Standesehre und Standespflicht.

Diese ethische Haltung kann nur anerzogen werden durch weitgehende Selbstverwaltung. Ohne Selbstverwaltung ist — in Deutschland wenigstens — keine lebendige Staatsgesinnung und damit auch keine Demokratie möglich. Ohne Selbstverwaltung wird der Staat zum Phantom, zum abstrakten Schemen, auf der einen Seite zum Leviathan, der alles frißt, und von dem keiner gefressen werden will, auf der andern Seite zum Mädchen für alles, dessen verdammte Pflicht und Schuldigkeit es ist, allen Nöten und Mißständen abzuhelfen. Jeder tritt nur noch mit Forderungen an den Staat heran, keiner ist sich mehr seiner Pflichten ihm gegenüber bewußt. Das Solidaritätsgefühl mit dem Staate ist geschwunden; sogar Kreise und Parteien, welche die Idee der Nation auf ihr Banner geschrieben haben, glauben, den Staat schlechtweg verneinen zu dürfen. (Sie meinen nur den ‚gegenwärtigen' Staat, gewiß, — aber es gibt in Wirklichkeit keinen anderen als den gegenwärtigen.) Kein Wunder, denn dieses Solidaritätsgefühl muß naturgemäß — soll es mehr sein als bloße Mache und Konstruktion — organisch vom kleineren Kreis auf den größeren ausstrahlen. Der Mensch als einzelner fühlt keine lebendige Verantwortung gegenüber dem Staat, wenn er nicht im konkreten Kreis seiner täglichen Pflichten zu verantwortungsbewußtem Handeln erzogen wird. Nur durch Eingliederung in einen Stand kann er lernen, daß auch die rechte Ausübung seines Berufes, die Verwaltung seines Besitzes nicht Privatsache ist, sondern Sache der Allgemeinheit, daß der Mensch nicht als Individuum der unpersönlichen Maschine ‚Staat' gegenübersteht, sondern in solidarischer Verbundenheit mit anderen Menschen lebt.

Indem man versuchte, den demokratischen Staat rein auf das auf sich selbst gestellte Individuum aufzubauen, sind Steuerscheu, Kapitalflucht, Arbeitsscheu und andere Übel entstanden. Eine Gruppe dieser Mißstände, die im sozialen Versicherungswesen, wo der Versicherte geneigt ist, seine eigenen Beiträge als lästige und ungerechte Sondersteuer aufzufassen, die Leistungen der Versicherung aber als etwas, zu dem der Staat ohnehin und ohne besondere Gegenleistung verpflichtet sei, hat Oscar A. H. Schmitz* zum Gegenstand einer scharfsinnigen Untersuchung gemacht, in der er klar den Weg zur Lösung aufzeigt: Erziehung des Standesbewußtseins durch Selbstverwaltung. ‚Die staatliche Arbeiterversicherung', so führt er aus, ‚ist unter allen Umständen vom Übel. Besitzt der Staat Autorität, dann wird man sie immer zu hart nennen, besitzt er keine, wie heute der Fall, dann demoralisiert sie den Empfänger, indem sie zur Prämie der Faulheit wird.' ‚Man vergaß, daß das Versicherungswesen den Typus des freien, selbstverantwortlichen Arbeiters, als einer menschlich über dem Sklaven stehenden Daseinsform, nur

* ‚Der natürliche Arbeitszwang'; Münchner Neueste Nachrichten, 79. Jahrg. Nr. 230, 26. August 1923.

dann aufrecht erhält, ja fördert, wenn die Versicherung Selbstversicherung ist. In dem Augenblick, wo sie ihm vom Staate gewissermaßen geschenkt wurde, wenn auch nur zum Teil, war ein Rückfall in das überwundene System des Patriarchalismus eingetreten; als gar noch die Arbeitslosenunterstützung auf Staatskosten hinzukam, mußte wiederum der faule widerwillige Sklave ohne Verantwortungsgefühl entstehen, der Qualitätsarbeit verweigert, interesselos ans Werk geht, weil er ja weiß, daß für ihn gesorgt ist . . . Wie ganz anders wäre die Wirkung des Versicherungswesens, wenn es ganz und gar der Arbeiterschaft, d. h. den Gewerkschaften, in die Hand gegeben würde... Heute sind die Rollen völlig falsch verteilt. Die Gewerkschaften maßen sich Hoheitsrechte an, die nur dem Staat gebühren und verlangen vom Staat als Klassenprivilegien des Proletariats Leistungen, die sie selber zu bringen hätten. Das richtige Verhältnis wäre dies: Um eine neue Gliederung der Gesellschaft zu erzielen, müßte der Organisationszwang von der überparteilichen Instanz des Staates jedem auferlegt werden. So würde die Gewerkschaft aus einer revolutionären zu einer ordnenden Einrichtung. Wie einst der Zunft, wären ihr gewisse Machtbefugnisse über ihre Mitglieder, Disziplinargewalt, ja eine begrenzte Gerichtsbarkeit zu übertragen, um in innerständischen Fragen, wie Versicherung, jede Klassenjustiz auszuschalten. Besteht nun die Versicherungskasse ausschließlich aus den Beiträgen der Versicherten, so tritt sofort bei den Versicherungssuchenden eine Hemmung ein, die Wohltaten zu mißbrauchen. Sie stammt aus dem starken und schönen Solidaritätsgefühl, das die Arbeiter unter sich, nicht aber gegenüber dem Staat haben. Wenn gleichzeitig die Kassen von den Erwählten der Arbeiter geleitet würden, könnte man sicher sein, daß mit dem Arbeitsscheuen wenig Federlesens gemacht würde.‘ Ja, es bestünde sogar die Gefahr, ‚daß die Arbeiter gegen ihresgleichen härter vorgingen, als es je Staatsjustiz verantworten kann. Wahrscheinlich würde sich bald das Bedürfnis geltend machen nach einer Berufungsinstanz gegen Gewerkschaftsentscheide. Diese müßte staatlich sein. So würde das Standesgericht die harte Lebensnotwendigkeit darstellen, das staatliche Gericht aber wäre der Ausdruck höherer Gerechtigkeit, ja der Gnade. Dadurch erhielte der Staat selbst wieder eine sittliche Würde oberhalb dem Nützlichen, die ihm seit langem gänzlich abhanden gekommen ist, er wäre wieder mehr als ein notwendiges Übel. Gleichzeitig würde durch die Gewerkschaftsgerichte der Arbeiterstand unendlich gehoben werden. Seine Ehre bestünde in der Arbeit und ihrer Qualität.‘

‚Dies ist der einzige Weg‘, so schließt Schmitz seine Betrachtungen, ‚wie sich der Arbeiter die bürgerliche Gleichachtung und Menschenwürde erringen kann wie das Bürgertum, das ja im Mittelalter durch das Zunftwesen denselben Weg gegangen ist, auf dem sich Recht und Pflicht entsprechen. Dies ist das Wesen wahrer Freiheit. Der nur Verpflichtete ist ein Sklave, der nur Berechtigte ein Parasit der Gesellschaft. Beide sind gleich mißachtet.‘

Diese Vorschläge sind höchst beachtenswert. Es hat dabei wenig zu sagen, daß hier die Idee der Selbstverwaltung überspannt ist zu der einer ausschließlichen Selbsthilfe. Ob die Arbeiter wirklich ganz aus eigener Kraft, ohne Zuschüsse des Staates und der Unternehmer die Sozialversicherung unterhalten können, erscheint fraglich. Aber die von Schmitz erstrebte ethische Wirkung würde wohl auch eintreten, sobald im Arbeiter das Bewußtsein wach wäre, die Sozialversicherung sei vom Arbeiterstande selbst verwaltetes Eigentum des Standes, gleichgültig, woher ihre Mittel stammen.

Mit alledem ist nur ein Teilproblem

des neuen, organischen staatlichen und sozialen Aufbaus angeschnitten. Die Frage, wie sich andere Stände, Handel, Industrie, Landwirtschaft und Finanz zu verantwortungsbewußter Ausübung ihres Berufes im Dienste der Allgemeinheit erziehen lassen, steht noch zur Diskussion.*

Dr. Otto Gründler.

Literatur

Konrad Zoller. Die unerlösten Geister der Romantik scheinen sich am Blute unserer erschöpften, nur noch des Sehnens fähigen Generation wieder lebendig getrunken zu haben. Unter diese gestaltlosen, doch immerhin echten Geister mischen sich freilich ganz undämonische Leutchen, die nur die Requisiten der Romantik aufgelesen haben und nun in romantischer Vermummung eichendorffisch schwärmen. Romantisch ist weder in diesem noch in jenem Verstande die von ihrem Verleger eifersüchtig verborgen gehaltene Novelle ‚Das Talschloß' (München 1922, Hermann A. Wiechmann) des unbekannten Konrad Zoller, so naiv der Autor selber seine Vorliebe für Eichendorff und Stifter ausspricht und so gewiß er sich an deren Vorbild geschult hat. Diese Kapitel von der Liebe, dem Tod und dem ewigen Leben sind, was der Dichter von den Briefen eines seiner Geschöpfe sagt, ‚Zeugnisse einer reinen Seele, die in großen, klaren Schriftzügen abgefaßt sind'. Was dem geistigen Auge des Lesers so wohl tut, ist diese große, klare Handschrift des jungen Dichters, der mit einer ruhevollen Gemessenheit, die, wenn sie wirklich schon letzte Reife wäre, dem abgeklärten Alter vorweggenommen schiene, die Geschichte von dem Jüngling Georg erzählt, der auf die Brautschau auszieht, am Ziele vom Kriegsalarm überrascht wird und, aus dem Siebziger-Feldzug heimgekehrt, gerade recht kommt zum Totenamt der Geliebten. Zoller erzählt sie in einem Deutsch, das seinen natürlichen Fluß begrenzender Zucht verdankt, liebevoll verweilend bei jedem Einzelzug der Landschaft, bald sachlich abschildernd, so, wenn er von den Zimmern des Talschlosses spricht, ‚deren ruhige Räumlichkeit und gediegene Gerätschaft Georg wohlgefiel', dann wiederum durch sparsam, doch wohl gewählte Bilder versinnlichend, dabei selbst durch ein Gedachtes das Sinnliche bildkräftig überhöhend, so wenn es vom Laubwald heißt, ‚er scharte sich lächelnd um den schwarzen Gedanken eines Tannenwaldes'. Nicht voreilig soll hier der Ruf ‚Habemus poetam!' angestimmt werden; nicht eine starke Originalität ist es, was uns gewonnen hat, sondern die Kunstgesinnung des Dichters, weil sie mit handwerklicher Gediegenheit — und dazu gehört auch Tradition und ein Meister, der hier Adalbert Stifter heißt — des Schreibens obliegt und sich als ein Anzeichen anhebender Gesundung von Sprache und Stil deuten läßt. Diese Gediegenheit ist zugleich eine Bescheidenheit, die den Verfasser sich selbst auslöschen heißt, so warm noch seine Erzählung von eigenem Erleben ist. Es liegt eine feine Kunst der Abtönung und Distanzierung darin verborgen, wie sich Zoller die Geschichte seines Georg von dessen Jugendfreund berichten läßt und so das Leidenschaftliche des Geschehens dämpft und mit dem freundlichen Lichte der Rückerinnerung verklärt. Dabei ist der Dichter doch so weise, in einem Vorbericht den Leser mit dem Helden selber, freilich als Georgs Schicksal längst erfüllt und aus dem jugendfrischen Offizier ein wunderlicher alter Major geworden ist, unmittelbar bekannt zu machen und damit seine Begier zu wecken nach dem Lebensgeheimnis dieser reinen Seele, die unaufhaltsam zum ewigen Leben fortschreitet und doch auch in einem irdischen Ding, in der Freude an dem halbblinden

* Auf breiterer Basis hat Schmitz neuerdings seine politischen Anschauungen in dem Essaybande ‚Brevier für Unpolitische. Wegweiser zum öffentlichen Leben' (Georg Müller Verlag, München 1923) dargelegt.

Hündlein Minor, ausrasten muß. So treten Greis und Jüngling in wirksamen Kontrast zueinander, Gestalten, wohl zwiefacher Eingebung entsprungen, der Alte vielleicht eine rührende Jugenderinnerung, der Jüngling des Dichters Person wohl noch näher stehend, und doch beide aufs Glücklichste in eins verschmolzen.

Dieser Georg, da er die Geliebte bei der Heimkehr tot antrifft, muß sich schuldig bekennen. An jenem Abschiedstage vor dem Kriege hatte sie ihm ihre große reine Liebe schenken wollen. In einer Szene, die der Angelpunkt der Novelle ist, hat es der Dichter geschildert, einer Szene so zart und keusch, daß sie sich schwer hierher schreiben läßt: „...es war ein Augenblick, aber ein unendlicher, die Bäume, die Blumen, die Vögel, alles hielt den Atem an und lauschte. Aber Georg sagte nichts und tat nichts in diesem Augenblick.' Und nun bekennt er in reuevoller Rückschau: ‚Ich habe nicht aus der Hand Gottes gelebt, sondern auf eigene Faust. So bin ich auch schuldig geworden an Maria. Ich hätte demütig Liebe nehmen und Liebe geben sollen und Gott bitten, daß er meine Liebe mit Treue segne. Ich aber war stolz genug, meine Liebe erproben zu wollen und das beste Herz, kalt berechnend, zurückzuweisen.' Hier ist es dem priesterlichen Autor gelungen, die große Theologie von der Gnade in den kleinen Punkt seiner bescheidenen Liebesnovelle zu bannen. ‚Vater, das ewige Leben' sagt die sterbende Maria. Das ist das Große an dieser Novelle: eine kleine unscheinbare Erzählung, aber wie in einem Lichtkegel reicht sie in einen tiefen, sternenübersäten Himmel. Man spürt die Rückverbindung mit dem, was hinter den Dingen liegt, und dies, ohne daß ein symbolistischer Apparat aufgeboten werden müßte. Symbol sind die Geschehnisse, wie sie sich scheinbar von ungefähr anbahnen: Der junge Wanderer auf der Brautschau steht vor dem toten Leib der schönen Frau, die sich ertränkt hat, und alle Bitterkeit des Eros steigt in uns auf. —

Auf dem heimatlichen Boden, dessen idyllischer Enge Georg und Maria und eine so köstliche Gestalt wie der alte Landrichter entsprossen sind, und unter dem unendlich gewölbten und doch festgefügten Himmel, der in diese Kleinwelt seine Größe hereinstrahlt, können dem Dichter noch reichere Gaben erwachsen. Wir nehmen das ‚Talschloß' als ein Versprechen; es mag Romantik sein, aber es ist die beherrschte, begrenzte eines ingenium sobrium.

Dr. Friedrich Fuchs.

Naturwissenschaft

Die ‚Sprache' der Tiere. Der deutsch-chilenische Arzt Theodor Piderit, als der eigentliche Begründer einer wissenschaftlichen Mimik und Physiognomik, ist in seinem Hauptwerk (1867) von dem Satze ausgegangen, daß zwar die Lautsprache der Menschen von Volk zu Volk wechselt, daß aber ihre Minen- und Gestikulationssprache wenigstens in ihren grundlegenden, noch nicht durch Konvention abgeänderten Ausdrucksweisen allerorten und allerzeiten die gleiche und deshalb allgemeinverständliche bleibt. In diesem Grundbestand einheitlicher Ausdrucksbewegungen und Ausdruckslaute haben wir gleichsam noch einen über die babylonische Sprachverwirrung zurückreichenden Urbestand aus dem paradisischen Kindheitsleben des Menschengeschlechtes vor uns, und selbst Charles Darwin in seinem psychologisch bedeutsamen Werke über den ‚Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Mensch und Tier' (1872) hat diesen Tatbestand als eine Bestätigung für den einheitlichen und einmaligen Ursprung des Menschengeschlechtes anerkannt. Die Entwicklungstheoretiker haben selbstverständlich sehr bald mit dem Versuche begonnen, aus diesen allgemeinsamen und gleich-

artigen Ausdrucksweisen aller Menschen die besonderen und verschiedenartigen Lautsprachen der einzelnen Völker genetisch abzuleiten; und den bisher bedeutsamsten Anlauf hierzu hat Wilhelm Wundt im vierten Bande seiner ‚Völkerpsychologie' (1900) unternommen.

Dabei ist man, ganz abgesehen von allem deszendenztheoretischen Hypothesenzimmern, schon durch das Tatsachenmaterial selbst dazu gedrängt worden, neben den Ausdrucksgebärden und Ausdruckslauten des Menschen auch die entsprechenden Seelensymptome bei den Tieren immer schärfer und bestimmter ins Auge zu fassen; es hat sich allmählich als ein recht reizvolles, aber für den ernsthaften Erkenntniswillen dornenvolles Gebiet eine tierpsychologische Mimik und Physiognomik zu entwickeln begonnen. Zwei Grundtatsachen nur seien als besonders belangreich aus diesem Forschungsgebiet hervorgehoben. Erstlich hat sich bei allen höheren und stimmbegabten Tieren immer wieder gezeigt, daß mit der lautlichen Kundgabe ihrer seelischen Zustände und Erlebnisabläufe immer ein gestikulatorischer Bewegungsausdruck im weitesten Sinne unlöslich verbunden bleibt — Wundt hat zur Bezeichnung dieser unlöslichen Einheit den glücklichen Namen ‚Klanggebärde' erfunden. Ferner aber hat sich erwiesen, daß von jener Einheitlichkeit und Allgemeinheit, wie sie die menschliche Minen- und Gebärdensprache in ihren Grundzügen überall aufweist, im unübersehbar weiten und mannigfaltigen Gesamtbereich tierischer Klanggebärden selbstverständlich gar keine Rede sein kann. Sondern eine jede Tierart hat ihre eigenen und charakteristischen Klanggebärden, hat, wenn man es so nennen will, ihre eigene ‚Sprache'. Am vertrautesten sind uns diese artcharakteristischen Unterschiede bei den Sangesweisen der Vögel oder unserer Haustiere aus der höheren Säugetierwelt. Diese Verschiedenartigkeit der ‚Sprach'formen schließt hinsichtlich der tierischen Klanggebärden ebensowenig wie in dem menschlichen Sprachengewirre den Bestand durchgängiger und einheitlicher Grundgesetzmäßigkeiten aus, und so hat sich denn Schritt vor Schritt eine vergleichende Theorie der tierischen Ausdrucksbewegungen zu entwickeln begonnen, die auch der Verfasser dieser Zeilen bald durch einen eigenen Beitrag zu fördern hofft.

Aber ehe man sich an Theorien heranwagt, muß man zunächst die Tatsachen kennen, und zu ihrer einwandfreien Ermittlung ist noch unendlich vieles zu tun. Glücklicherweise kommt die neueste Wendung und sich ständig steigernde Entwicklung der wissenschaftlichen Tierpsychologie der Erforschung gerade dieses Tatsachengebietes besonders günstig entgegen. Schon in meinem vierten tierpsychologischen Sammelbericht (1915 in der Zeitschrift für Psychologie) konnte ich, anknüpfend an Arbeiten von Lloyd Morgan und Hans Volkelt, hervorheben, welch grundlegender Wandel in der Gesamtansicht des tierischen Seelenlebens sich zusehends durchsetzt: Ähnlich nämlich, wie man zum Verständnis des menschlichen Seelenlebens immer mehr von einer ‚intellektualistischen' Assoziationspsychologie zu einer ‚voluntaristischen' Apperzeptionspsychologie übergehen mußte, hat man es erst recht in der Tierpsychologie immer mehr als unmöglich erkannt, aus einem Zusammenwirken von einzelnen und isolierten Vorstellungselementen die Gesamtheit und Buntheit des Geschehens zu verstehen und ist, wie ich es schon damals ausdrückte, immer mehr von einem ‚Mechanismus der Vorstellungen' zu einem ‚Dynamismus der Triebe' übergegangen. Ganz übereinstimmend hat neuerdings Bastian Schmid in seinen programmatischen Ausführungen über die ‚Aufgaben der Tierpsychologie' (Verlag Bornträger, Berlin 1921, Heft 8 der ‚Beiträge zur theoretischen Biologie')

hervorgehoben, daß die psychische Wesenheit der Tiere nicht im Intellektuellen, sondern im Instinktiven und Triebhaften gefunden werden muß.

Diese tierpsychologische Grundansicht ist selbstverständlich von weittragender Bedeutung für das rechte Verständnis dessen, was wir als die ‚Sprache der Tiere' bezeichnen. Die Tiere wollen sich mit ihren Ausdrucklauten und Klanggebärden nicht etwa gegenseitige ‚Mitteilungen' vorstellungsmäßigen oder gar begrifflichen Inhaltes machen, sondern sie übertragen vielmehr dadurch nur gewisse gefühls- und triebartige Erregungsabläufe von einem Individuum auf das andere. Viele und namentlich die höheren Tiere, so faßt es neuerdings der gerade auf diesem Gebiet durch eigene Beobachtungen verdiente Bastian Schmid in seinem Büchlein über ‚Die Sprache und andere Ausdrucksformen der Tiere' (Verlag Rösl & Co., München) zusammen, sind seelisch nicht stumm, sondern ‚haben ihre eigene Sprache, den unmittelbaren Ausdruck für ihr Elementarstes, das nicht Intellekt, sondern rein seelisch ist'.

Die richtige seelische Deutung freilich dieser Tiersprachen gibt im einzelnen dem forschenden Menschengeiste noch viel schwerere Rätsel auf, als etwa die Entzifferung irgendeiner, nur in hieroglyphenartigen Überbleibseln erhaltenen völkischen Fremdsprache. Aber der Zugang erschließt sich allemal, sobald wir nur mit den bestimmenden Lebensumständen und beherrschenden Lebensgewohnheiten der betreffenden Tierart hinreichende Vertrautheit gewinnen. Auf diese Art hat beispielsweise auf Grund langjähriger Spezialbeobachtungen der norwegische Biologe Thorleif Schjelderup-Ebbe, angefangen von seiner Arbeit über ‚Gallus domesticus in seinem täglichen Leben',* ganz köstliche, mit wahrhaft künstlerischer Anschaulichkeit entwickelte Einblicke in das seelische Zusammenleben unserer Haushühner gerade auf Grund der ständig wirksamen und wiederholten Klanggebärden gewonnen. Auf verwandte Art haben amerikanische und deutsche Ornithologen, wie Herrick, Heinroth u. a., gerade aus dem Studium tierischer Geselligkeitsformen immer deutlicher dargetan, wie gerade aus den verschiedenen Ausdruckslauten und Ausdrucksbewegungen dieser Tiere mannigfachste gegenseitige Beeinflussungen und Bestimmungen des Gesamtverhaltens sich ergeben, wie beispielsweise die vollkommene und fortdauernde Funktion der oft so wunderbar zweckmäßigen Nestbau- und Brutpflegeinstinkte abhängig bleibt von dem anfeuernden Einfluß, den hierbei charakteristische Ausdruckslaute und Ausdrucksbewegungen der zusammenwirkenden Geschlechter und Generationen aufeinander ausüben.

Wer die ‚Sprache' der Tiere richtig verstehen und deuten lernen will, darf sich nicht mit Beobachtungen an unseren in gewisser Hinsicht seelisch verkümmerten Haustieren begnügen, sondern muß vor allem, trotz aller methodischen Schwierigkeiten, auch die Klanggebärden freilebender Tierarten unter ihren natürlichen Lebensbedingungen zu erforschen sich befleißen. Erst dann erschließt sich eine angemessene Vorstellungs- und Verständnismöglichkeit für die Ausdrucksfähigkeit tierischen Seelenlebens, die uns zwar nichts mit Worten zu verkünden hat, aber um so mehr mit Lauten und Gebärden miterleben lassen kann.

Prof. Dr. Max Ettlinger.

* Greifswalder Dissertation 1921. Weitere Veröffentlichungen namentlich in der ‚Zeitschrift für Psychologie'.

Weihnachtsbücherschau

Religiöse Literatur

In einer Zeit, da man sich das Buch vom Munde absparen muß, sollten Buchempfehlungen in erster Linie auf den ‚eisernen Bestand‘ gehen, also in unserem Falle Bibel, Dogmensammlung, Kirchenrechtskodex und ein aszetisches Büchlein wie die ‚Nachfolge‘. Es ist heuer eine mustergültige Ausgabe der Vulgata zu nennen in fünf handlichen Taschenbändchen auf dünnem Papier, die sich durch klaren Druck und übersichtliche Anordnung des Textes empfehlen; P. Michael Hetzenauer O. M. Cap., Konsultor der päpstl. Bibelkommission, hat diese ‚Biblia Sacra‘ — das fünfte Bändchen enthält das ‚Novum Testamentum‘ — im Anschluß an seine große Vulgataedition bei Pustet herausgegeben (20.—). Die von den Bonner Theologen Feldmann und Herkenne veranstaltete Ausgabe der ‚Heiligen Schrift des Alten Testamentes‘ stellt sich dem unter der Ägide Fritz Tillmanns im gleichen Verlage (Peter Hanstein, Bonn) erschienenen ‚Neuen Testamente‘ würdig an die Seite. Gerade sind herausgekommen ‚Das Buch Ezechiel‘, übersetzt und erklärt von P. Heinisch (4.—) und ‚Das Buch der Sprüche‘ von Hermann Wiesmann S. J. (1,60). Vielleicht hätte in dieser Ausgabe des Weisheitsbuches Ausführlicheres über die göttliche Weisheit als Person gesagt werden können. Durch die sonntäglichen Lesungen der Liturgie sollte das Wort der Schrift immer wieder den Weg zu den Gläubigen finden. Hier knüpft Fritz Tillmann aufs glücklichste an, indem er ‚Die sonntäglichen Evangelien‘ und ‚Die sonntäglichen Episteln‘ (L. Schwann, Düsseldorf) erklärt. Von den Episteln liegt nun auch der zweite Band vor: Vom Ostersonntag bis zum letzten Sonntag nach Pfingsten (7,—, geb. 10,—). Die wissenschaftliche Akribie des Exegeten legt hier den Grund zu einer religiös-sittlichen Ausdeutung der Apostelbriefe, deren überzeitlicher Ideengehalt für die Zeit fruchtbar gemacht wird, so wenn im Anschluß an die Epistel des dritten Sonntags nach Ostern der Christ in seinem Verhältnis zum Staate allen Zufälligkeiten geschichtlicher Entwicklungen enthoben und auf den festen Grund der Religion gestellt wird. Zunächst für den Prediger bestimmt, kann das Buch aber auch dem Laien ein Ersatz für den Prediger sein, dabei zugleich ein Tor zu der schwer zugänglichen Ideenwelt des hl. Paulus, in der er leider so selten heimisch ist. — ‚Die Psalmen lateinisch und deutsch‘ hat ‚für gebildete Beter‘ der ehemalige Professor am römischen Collegium Anselmianum Simon Landersdorfer O.S.B. herausgegeben (Kösel & Pustet). Hier wird einmal offen ausgesprochen, daß die Vulgataübersetzung des Psalters, so sehr sie uns durch die Liturgie ans Herz gewachsen ist, schon weil zwischen ihr und dem hebräischen Original die griechische Version der Septuaginta liegt, dem Verständnis oft unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellt, daß manchmal der Beter — und unsere Priester sind durch das Brevier tägliche Psalmenbeter — bei manchen Psalmen gewissermaßen immer auf der Lauer liegen muß, bis er wieder einen Vers erhascht, an den er seine aktuelle Andacht anknüpfen kann. Landersdorfer hält es für nicht ausgeschlossen, daß sich die Kirche über kurz oder lang dazu entschließt, die Psalmen in ein neues lateinisches Gewand zu kleiden, das deren Sinn und Gedankengang klar hervortreten läßt. Einstweilen ist dafür die Psalmenausgabe des gelehrten Scheyerner Abtes ein willkommener Behelf, indem sie neben dem Vulgatatext eine sprachlich gelungene deutsche Übersetzung des hebräischen Originals, dazu die notwendigsten textkritischen Bemerkungen, einen knappen Sachkommentar und eine vorzügliche Einleitung bietet. — Neben die Bibel das Dogma! Das Authentischste ist da Denzinger-Bannwarts dogmatische Urkundensammlung ‚Enchiridion Symbolorum, Definitionum et Declarationum de rebus fidei et morum, in 14. und 15. Auflage von Joh. Bapt. Umberg S. J. besorgt (11.40), ein Verlagswerk des Hauses Herder, das neben dem Vogelsschen Neuen Testament des Düsseldorfer Verlags Schwann und den liturgischen Drucken Pustets internationale Geltung hat. Denzingers ‚Enchiridion‘ wird nicht nur für den Theologen, sondern auch für den gebildeten Laien, der die Tragweite dieser Definitionen und Deklarationen — neben Konzilsentscheiden stehen z. B. Entscheide der Bibelkommission — überschauen kann, die sicherste Richtschnur in dogmatischen Fragen bilden. Ein systematischer und ein alphabetischer Index erleichtern die Benützung des chronologisch geordneten Materials. Neben dieser Zusammenstellung der dogmatischen Grundtexte wird eine systematische Darlegung des katholischen Glaubensschatzes unentbehrlich bleiben. Die Dogmatik für den gebildeten Laien, ohne daß dies Urteil die Bedeutung des Werkes für den Theologen herabmindern soll, ist heute

der „Grundriß der Dogmatik“ von Bernh. Bartmann (Herder, geb. 7,10). Diese Dogmatik zeichnet sich aus durch strenge Zentrierung im Gottes- und Christusgedanken, durch Knappheit und Klarheit der Form und durch solide biblische und patristische Fundamentierung. Der Systematiker Bartmann ist zugleich Historiker und darüber hinaus setzt er im Anschluß an jede These und deren Erklärung und Beweis auch ihren Lebenswert ins rechte Licht. Für das Leben will das Dogma fruchtbar machen auch Engelbert Krebs' ‚Dogma und Leben, die kirchliche Glaubenslehre als Wertquelle für das Geistesleben‘, das in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage vorliegt (Bonifacius-Druckerei, 9,50). Die Theologen werden es begrüßen, daß von der Dogmatik, die der Franziskaner Parthenius Minges vom Standpunkt seines Ordenslehrers Duns Scotus geschrieben hat, jetzt auch die Religion und Offenbarung, Kirche und Glaube behandelnde Fundamentaltheologie ‚Compendium theologiae dogmaticae generalis‘ nach der ‚Dogmatica specialis‘ in erweiterter Auflage erschienen ist (Pustet, 8.50). Daneben tritt die ‚Theologia moralis‘ des Linzer Bischofs Ernst Müller, deren 10. Auflage der österreichische Bundeskanzler und ehemalige Wiener Moralist Ignaz Seipel besorgt hat (Kösel & Pustet, 8.—). Eine Fülle von Belehrungen wird auch der Laie schöpfen aus dem ‚Codex juris canonici‘ (Pustet 12.—), der einer Zeit, die aus ihrer chaotischen Rechtlosigkeit heraus für die rechtliche Seite der Kirche wieder Verständnis zu haben beginnt, in seiner vom Kleinsten zum Größten aufsteigenden Geschlossenheit Ehrfurcht abnötigt. Neben das scharfgeschliffene Latein des Codex, das nur den kühlen Reiz vollendeter Begriffsklarheit hat, das heimelige Latein der ‚Nachfolge Christi‘, in dem die vox Domini und die vox ministri gedämpft zusammenklingen. Der Lateinkundige sollte das Büchlein ‚De imitatione Christi‘ in der ausdrucksvollen Sprache des Originals lesen, wie es in der Pustetschen ‚Bibliotheca ascetica‘ Franz Brehm herausgegeben hat (5.—). ‚Die Kulturwerte der deutschen Mystik des Mittelalters‘ stellt Martin Grabmann aus umfassender Kenntnis des Gegenstandes in einer kleinen Schrift heraus, die anschaulich dartut, wie die deutsche christliche Mystik keineswegs in kultur- und gesellschaftsfremder Isolierung über dem praktischen Leben schwebt, vielmehr in inniger Wechselwirkung mit ihm steht (Benno Filser, Augsburg). Martin Grabmann hat das Kleinod der Mystik ‚De adhaerendo Deo‘, das bisher unter dem Namen Alberts des Großen gegangen war, als ein Werk des Johannes von Kastl, einem oberpfälzischen Benediktinerkloster, nachgewiesen und den verschollenen letzten Dritteil der Schrift wiederentdeckt. Der vollständige Text liegt nun in deutscher Übertragung von Wilhelm Oehl vor: ‚Wie man Gott anhängen soll‘ (Schöningh, 1.25). Durch die Feststellung Grabmanns rückt das angebliche Werkchen Alberts des Großen überraschender Weise in unmittelbare zeitliche Nähe der ‚Nachfolge Christi‘. Auch macht sich bei ihm der Einfluß der niederländischen moderna devotio geltend, aus deren Kreis Thomas von Kempen hervorging. Freilich tritt bei Johannes die scholastische Grundlage viel stärker zutage. Die Bedeutung seiner Schrift liegt nicht in gedanklicher Ursprünglichkeit, sondern in der überpersönlichen Totalität des Gedankenguts, das, aus allen christlichen Jahrhunderten stammend, sich zu höherer Einheit zusammengefunden hat. Ein spanisches Gegenstück zu der eben genannten Schrift ist ‚Die Lehre vom geistlichen Leben‘ von San Vicente Ferrer, jenem Dominikanerheiligen, der zur Zeit des Schismas, in das er als Kirchenpolitiker eingriff, doch nur, um in tragische Verstrickung zu geraten, als Bußprediger die Welt durchzog; dieses Buch, aus dem mönchischen Leben stammend und für Mönche geschrieben, in seiner methodisch disziplinierten Seelenhaltung und knappen sprachlichen Form mehr den ‚geistlichen Exerzitien‘ als der gleichen Zielen zustrebenden ‚Nachfolge‘ geistesverwandt, hat P. Sigismund Brettle O. M. C. übertragen (Schöningh, 1.25). Die beiden zuletzt genannten Bücher gehören einer Schriftenreihe ‚Dokumente der Religion‘ an, welche in dieser Zeit wirtschaftlicher Krise der Paderborner Verlag von Ferdinand Schöningh in solider und geschmackvoller Ausstattung herausbringt, ein schöner Beweis dafür, daß auch alte Verlage sich die Kraft zu frischer Initiative heute bewahren. Paul Simon hat die Sammlung eingeleitet mit dem ‚Handbüchlein des hl. Augustinus‘ (2.—). Eine kurze Darstellung der Hauptstücke des katholischen Glaubens durch den gewaltigsten Geist des christlichen Altertums, wurde das ‚Enchiridion‘ Vorbild für das ‚Compendium Theologiae‘ des hl. Thomas — die Neuzeit empfindet schmerzlich den Mangel einer knappen Darstellung des Glaubensinhaltes durch einen großen, für die Zeit repräsentativen Theologen. Die Übersetzung Paul Simons, der auch eine

alles Wesentliche sachkundig aufhellende Erläuterung beigesteuert hat, ist um so verdienstlicher, als das Handbüchlein in der Kemptener Kirchenväterbibliothek fehlt. Die ‚Dokumente der Religion' beziehen auch das Heidentum in ihren Kreis mit ein, wie ‚Die geheime Jugendweihe eines australischen Urstammes' (1.—), in die P. Wilhelm Schmidt Einblick gewährt, ein beredtes Zeugnis gegen den Evolutionismus für die Reinheit der Gottesauffassung bei den ältesten Völkern, und ein buddhistisches Lehrgedicht ‚Der Eintritt in den Wandel in Erleuchtung' von Santideva, das Richard Schmidt aus dem Sanskrit übertrug (1.80). Als bisher letztes Bändchen der vorzüglichen Sammlung, zu der noch Guardini, Landsberg, Karrer Beiträge in Aussicht gestellt haben, erschien ‚Die Regel des hl. Benedikt', in Auswahl übertragen von P. M. Rothenhäusler O. S. B. (1.—). Das männliche und milde Latein Benedikts leuchtet durch die Übersetzung der Regel, die über ihre historische Bedeutung hinaus für die Frömmigkeit jedes Christen Impulse zu geben vermag. Für die ewige Fruchtbarkeit dieser Regel zeugen auch die ‚Bilder und Erinnerungen aus dem Mönchsleben der Gegenwart': ‚Beuron' von Odilo Wolff O. S. B. (Herder, 5.50). Ein kostbares Dokument benediktinischen Geistes, wie er sich in dem Leben eines Heiligen auswirkt, ist ‚Das Leben des Heiligen Anselm von Canterbury, beschrieben von seinem Schüler und unzertrennlichen Begleiter, dem Mönch Eadmer', das der junge Göttinger Gelehrte Günther Müller mit feinem Verständnis für das mittelalterliche Latein des Originals übertragen hat (Theatiner-Verlag, br. 3.—, geb. 4.50). — Neben dem Kreis benediktinischer Frömmigkeit der franziskanische Kreis! Stärker als der erste — benediktinischer Geist ist überpersönlich — ist er durch die Gestalt des Stifters bestimmt. Dadurch bekommen auch die franziskanischen Quellenschriften, die Person und Leben des Heiligen von Assisi spiegeln, ihren einzigartigen Wert. Die ‚Legenda trium sociorum', den Bericht vom Leben des hl. Franz, den die Tradition seinen ‚Drei Gefährten', den Brüdern Leo, Rufinus und Angelus zuschreibt, besitzen wir nun in einer Ausgabe des Theatinerverlags, die durch die Schönheit ihrer Type, ihres Papiers, ihrer Illustrationen, künstlerische Reproduktionen nach Giotto, zu einem Schmuckstück des Weihnachtstisches bestimmt ist. Über dem Reiz der Ausstattung soll nicht die schlichte Anmut der Übertragung vergessen werden, die von Siegfried Johannes Hamburger herrührt, der auch ein knapp unterrichtendes und dabei ergriffenes Nachwort dazu geschrieben hat (geb. 3.50). Hamburger hat auch ‚Des hl. Bonaventura mystisch-aszetische Schriften' in deutscher Übersetzung herausgegeben; sie stellen den ersten Band einer deutschen Bonaventuraausgabe dar, die in 8 Bänden von P. Elzear Schulte, Dietrich von Hildebrand und S. J. Hamburger im Theatinerverlag veranstaltet wird (geb. 4.50). Das Bändchen enthält die Traktate ‚Von den fünf Festen des Kindes Jesu', ‚Der mystische Weinstock oder von dem Leiden des Herrn', einen asketischen Brief, ‚Von der Lenkung der Seele' und ‚Von der Vorbereitung zur hl. Messe'. So fließend und getreu die Übersetzung ist, so läßt sie doch nach dem lateinischen Original verlangen. Der große Franziskanertheologe ist ein Theologe des Herzens. Die Sprache des Herzens aber läßt sich schwerer übersetzen, d. h. in Form und Gehalt zerspalten als die Sprache des Intellekts. Um so erstaunlicher ist die Leistung, die H. Federmann, schon durch ihre Dante- und Laotseübertragungen gut eingeführt, mit der deutschen Nachdichtung (die aber Übersetzung, d. h. objektiver treuester Ausdruck des Originals bleibt) von ‚Lauden des Jacopone da Todi' (C. H. Beck, geb. 3.—) vollbracht hat. Der selige Jacopone, der Franziskanerdichter, der wenige Jahre nach Franzens Tod geboren wird, bringt es einem mit seinen im italienischen Volgare verfaßten Lauden zur überraschenden Anschauung, daß es bereits vor Dante eine italienische Dichtung gegeben hat. Seine Persönlichkeit, erst Weltkind und Advokat, dann büßender Minderbruder, Narr Gottes, leidenschaftlicher, dem Kerker verfallener Kämpfer wider Bonifaz VIII. und schließlich der Vollendete, vom Kampf in die mystische Ruhe Eingegangene, wie auch seine Dichtung, vom leidenschaftlichen lyrischen Selbstbekenntnis aufsteigend zum abgeklärten religiösen Hymnus, das alles ist in dem schmalen Bändchen enthalten, der vorausgeschickten treu-einfältigen alten Vita, dem alles Wesentliche prägnant zusammenfassenden Nachwort, das mit sicherem Blick in Jacopones Wort von der formschaffenden Liebe: ‚Amor che dai forma' die Formel dieses Lebens findet, und in den planvoll ausgewählten Dichtungen in einem deutschen Gewande, das, so wenig es die alte Schlüter-Storcksche Übersetzung vermochte, das ganze Ebenmaß des so leidenschaftlich bewegten und doch so formbeherrschten Originals durchschimmern läßt.

Im Zusammenhang mit Werk und Person Jacopones wird das Hochland auf die Federmannsche Übertragung noch zurückkommen. Auf ein liebenswürdiges Franziskusbüchlein sei hier noch im Vorübergehen verwiesen: ‚Als Franziskus rief‘ von Albertine Mäuser (Bonifaciusdruckerei, 0.80), Legenden, Blümlein, für die Frauen gepflückt, die um den hl. Franz waren.

Es muß auffallen, daß in dieser Übersicht über die neueste religiöse Literatur die Übersetzungen, und zwar alter Erzeugnisse vorherrschten. So begrüßenswert sie sind, so beredtes Zeugnis legen sie doch auch ab gegen die religiöse Fruchtbarkeit und Ursprünglichkeit unserer Zeit. Umso freudiger weisen wir hier noch auf ein deutsches Originalwerk hin, über dessen Bedeutung hier demnächst von fachkundiger Seite ausführlich gehandelt werden soll: Hugo Ball, Byzantinisches Christentum (Duncker & Humblot, München, 8.—). Das Werk, das drei Heiligenleben aus einer uns fremden und doch mit magischer Gewalt anziehenden Welt: Joannes Klimax, Dionysius Areopagita und Symeon der Stylit, auf Grund exakter Studien darstellt, gehört zu den heute in Deutschland so seltenen gelehrten Büchern, die in die Literatur, somit in künstlerische Form eingegangen sind.

Die Nähe des Weihnachtsfestes läßt uns ein liturgisches Bändchen begrüßen ‚Der Gottesdienst der heiligen Nacht‘ (Kösel & Pustet, brosch. 1.—, kart. 1.20, geb. 1.70). Mit ihm beginnt der Klosterneuburger Chorherr Pius Parsch eine Schriftenreihe, die ‚aus Brevier und Meßbuch‘ die liturgischen Schätze dem Volke bereitstellen will. ‚Die Trilogie der Karwoche‘, ‚Die Liturgie des Osterfestes‘, ‚Die Liturgie des Fronleichnamsfestes‘, ‚Das kirchliche Morgen- und Nachtgebet‘ heißen die weiteren, bereits erschienenen Nummern. Daß hier außer dem Missale auch das Brevier nutzbar gemacht wird, ist ein neuer und glücklicher Gedanke. So enthält das erste Bändchen in einer Übersetzung, die man ruhig als liturgisches Deutsch ansprechen darf, die Nokturnen der heiligen Nacht und das Engelamt, die heiligen Texte mit anschließenden Erläuterungen. Ganz aus liturgischen Quellen gespeist ist Erich Przywaras ‚Kirchenjahr‘ (Herder, 1.80), ein planvolles Mosaik aus liturgischen Texten, das zu einem gedrängten Abriß des Kirchenjahres wird. Der geistvolle Jesuit hat hier seine Lieblingsidee von der Polarität des christlichen Gedankens und Lebens in fruchtbarer Weise auf das Liturgische angewandt. Die Spannungen des Kirchenjahres — noch eben Pfingstfreude und schon wieder schmerzliche Adventsehnsucht, die Finsternis der Karwoche, wo kaum der Lichtglanz der Weihnacht erloschen ist — gehen auf in einer höheren Einheit. Des Christen Glaubens- und Liebeskraft umfaßt nach einem Worte Przywaras gerade das Gegeneinander als das Gottgewollte und wächst in ihm näher und immer näher in Gott hinein.

Philosophie

Die verdienstvolle, von Clemens Baeumker, Ludwig Baur und Max Ettlinger herausgegebene ‚Philosophische Handbibliothek‘ (Kösel & Pustet, Kempten), die es sich zum Ziel gesetzt hat, die Fülle neuzeitlichen Wissensstoffes mit den Ideen der Scholastik zu durchdringen, ist trotz der Ungunst der Verhältnisse schon auf sieben stattliche Bände angewachsen. Den neuesten Band bildet die ‚Ethik‘ von Michael Wittmann, die sich auf aristotelischer Grundlage mit allen historisch hervorgetretenen Hauptströmungen der Ethik auseinandersetzt. Der 5. Band, die ‚Experimentelle Psychologie‘ von Johannes Lindworsky liegt in zweiter, neubearbeiteter Auflage vor. ‚Einige Hauptprobleme der Metaphysik‘ hat Joseph Geyser ‚mit besonderer Bezugnahme auf die Kritik Kants‘ bearbeitet (Herder, Freiburg; M. 3.—, geb. M. 3.90) — eine scharfsinnige Auseinandersetzung mit dem transzendentalen Idealismus, zu dessen endgültiger Widerlegung uns freilich der Geysersche Intellektualismus nicht die genügenden Handhaben zu bieten scheint. Bedeutsam vor allem ist Geysers Versuch einer Neubegründung des Kausalprinzipes. — Kein Zweifel, die Scholastik beginnt auch in Deutschland lebendig zu werden. Am deutlichsten vielleicht zeigen das die zwei ersten Hefte der ‚Veröffentlichungen des katholischen Instituts für Philosophie Albertus-Magnus-Akademie zu Köln‘, die gesammelten Aufsätze ‚Probleme der Erkenntnis‘ von W. Switalski (Aschendorff, Münster; H. I geh. M. 4.25, H. II M. 5.10). Sie vereinigen in glücklicher und seltener Weise logische Klarheit mit Lebendigkeit und Ursprünglichkeit des Denkens, atmen den Geist der Scholastik in selbständiger, nicht an tote Formeln gebundener Ausprägung. Dabei bleiben sie nicht im rein Erkenntnistheoretischen stecken, sondern finden von ihm aus immer wieder Ausblicke in metaphysische Tiefen. Switalskis ‚theistisch ausgedeuteter Platonismus‘ ist im Grunde dem Neuaugustinis-

mus Max Schelers verwandt, so vor allem auch in der Überzeugung vom ‚ursprünglich intuitiven Charakter des geistigen Erkennens'. In dem Aufsatz ‚Wesensschau und Gotteserkenntnis' muß Switalski denn auch feststellen, daß eine ganze Reihe der von Scheler vertretenen Gedanken Gemeingut der Scholastik seien; um so rätselhafter bleibt es, worauf er eigentlich in seiner Polemik gegen Scheler abzielt. Diese Polemik beruht — wie die meisten — zum großen Teil auf Mißverständnissen; die geistesgeschichtlich wichtige Auseinandersetzung zwischen der neuauflebenden Scholastik und der Phänomenologie ist bisher über das Stadium des aneinander Vorbeiredens nicht hinausgekommen. Eine Ausnahme bildet lediglich Karl Adams tiefdringende, die Lösung der Probleme wirklich fördernde Studie über die natürliche Gotteserkenntnis, welche neben anderen einschlägigen Arbeiten in die zweite Auflage seines Buches ‚Glaube und Glaubenswissenschaft im Katholizismus' (Rottenburg, Baader, M. 2.20, geb. M. 2.80) aufgenommen wurde. Switalski behauptet, Schelers Augustinismus sei im Grunde nur ein vermeintlicher, ‚der bei Licht besehen auf die Verwendung gleichklingender Ausdrücke zusammenzuschrumpfen droht', während er etwas später sagt, Scheler ginge ‚über die gewöhnliche scholastische Auffassung hinaus zu den geheimnisvollen Tiefen augustinischer Wahrheitsbetrachtung'. Wenn auch die Frage nach dem Augustinismus Schelers gewiß sekundär ist gegenüber der nach der Richtigkeit seiner Konzeptionen — diese Sachlage wird immerhin Anlaß geben zu einer Rückkehr zu den Quellen, zu einer Vertiefung in Augustin selbst. Johannes Hessen legt als erstes Bändchen einer Augustinausgabe der ‚Philosophischen Bibliothek' die Schrift ‚Vom seligen Leben' (Meiner, Leipzig, M. 2, geb. M. 3) vor, mit einer Einführung in Augustins Philosophie versehen, in der Hessen seine eigene, vielumstrittene, bisher in verstreuten Monographien und Aufsätzen niedergelegte Auffassung dieser Philosophie zusammenfaßt. Zur ersten Vertiefung in Augustin regt Hermann Hefeles formvollendete Verdeutschung einiger ausgewählter Abschnitte aus den Konfessionen und der ‚Civitas Dei' an, die unter dem Titel ‚Der Sabbat Gottes' in der 3. Reihe von ‚Frommanns philosophischen Taschenbüchern' (Frommann, Stuttgart, je M. 0,75) erschienen ist. Diese gefälligen und handlichen Bändchen, die wirklich Lebendiges und Anregendes bringen, der Besinnlichkeit des Laien, nicht der wissenschaftlichen Forschung gewidmet, hat man bald liebgewonnen. Die genannte Reihe enthält noch eine Auswahl aus Herder (‚Vom Geist der Geschichte'), ebenfalls von Hefele besorgt, aus Rousseau (‚Verfall und Aufbau', von K. Bosch), aus Kirjewski (‚Rußlands Kritik an Europa', herausgegeben von Alfons Paquet) und schließlich noch ‚Antike Geschichtsmythen', ausgewählt und erläutert von Hans Ehrenberg, dem Herausgeber der ganzen Sammlung. Soeben erschien auch ihre IV. Reihe ‚Natur und Mensch' in wiederum fünf Bändchen, umfassend Lamarck-Darwin (‚Die Entwicklung des Lebens', Herausgeber Emil Ungerer), Kant (‚Der Organismus', von Victor v. Weizsäcker), Diderot (‚Der Traum d'Alemberts' von R. Koch), Hobbes (‚Das Naturreich des Menschen'; H. Schmalenbach) und Paracelsus (‚Krankheit und Glaube'; Rich. Koch und Eugen Rosenstock).

Max Scheler scheint gegenwärtig mit einem zusammenfassenden Rückblick auf seine bisherige Arbeit beschäftigt, vielleicht zur vorbereitenden Sammlung für seine Metaphysik, die den krönenden Abschluß seines Werkes bilden soll. Er hat begonnen, seine teils in Zeitschriften verstreuten, teils in dem vergriffenen Bande ‚Krieg und Aufbau' enthaltenen Aufsätze in der Reihe ‚Schriften zur Soziologie und Weltanschauungslehre' (Der Neue Geist-Verlag, Leipzig, je M. 5.—, geb. M. 7.50) zu vereinigen. Die beiden bisher erschienenen Bände ‚Moralia' und ‚Nation und Weltanschauung' legen wiederum Zeugnis ab von jener glücklichen Vereinigung von Vielseitigkeit und Tiefe, die von jedem angepackten Teilproblem aus ins Zentrum vordringt. Eine andere Neuausgabe ist Scheler unter der Hand beinahe zu einem neuen Werk geworden, die 2. Auflage seiner Studie über die Sympathiegefühle, ‚Wesen und Formen der Sympathie' (Cohen, Bonn, M. 10.50, geb. M. 14.—), um empirischen Stoff wie Ausblicke ins Metaphysische, besonders auf die Metaphysik der Geschlechtsliebe, gleichermaßen bereichert. — Neben Scheler ist neuerdings noch ein anderer Stern am phänomenologischen Himmel erschienen: Hellmuth Plessner. Sein Werk ‚Die Einheit der Sinne. Grundlinien einer Ästhesiologie des Geistes' (Cohen, Bonn, M. 10.50, geb. M. 13.—) will den Kantschen Kritizismus erweitern und überwinden, indem es die Untersuchung über die exakte Wissenschaft hinaus auch auf die anderen selbständigen Leistungen des Geistes, insbesondere die

Künste, ausdehnt (während der Neukantianismus lediglich die Wissenschaften von diesen Gebieten zum Gegenstand der Kritik machte). Auf diese Art gelingt es, die Frage, warum die Welt für uns gerade in diese und keine anderen Sinneskreise sich gliedert, und die Frage nach der Gegenständlichkeit der Sinne zu lösen. Plessner weist eine auffallende Konkordanz zwischen den Modalitäten der Sinnlichkeit und den Weisen der geistigen Sinngebung in Geometrie, Sprache und Musik nach, welche Weisen wiederum nicht zufällig sind, sondern sich als die einzig möglichen Abwandlungen des Verhältnisses von Leib und Geist ergeben. Seine Untersuchung greift hinter die Zweiteilung von Materie und Geist zurück und ist für die Natur- wie für die Geistesphilosophie von gleich grundlegender Bedeutung.

Schöne Literatur und Literaturgeschichte

Während die Musen betteln gehen, gedeiht noch immer die registrierende und ästhetisierende Literaturgeschichte. Aber schon beginnt auch die Öllampe der Gelehrsamkeit trüber und trüber zu brennen. Das Unglück wäre nicht allzu groß, hätte es nur die Wirkung, daß weniger Bücher über Bücher geschrieben würden. Wie bald schon werden wir indes auch diejenigen entbehren müssen, über die zu schreiben es sich überhaupt noch verlohnt. Von solchem Trübsinn wird man leicht befallen, liest man sich durch die drei Bände eines ‚Grundrisses' hindurch, in dem Adolf Bartels mit der Unverdrossenheit der echten Gelehrtennatur ‚Die deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart' (Verlag Haessel, Leipzig) in der Art des Goedeckschen Grundrisses bearbeitet. Methodische und bibliographische Aufgaben werden zugleich zu lösen versucht. Die zeiträumliche Gliederung, schon in den drei Bänden ‚Die Alten', ‚Die Jüngeren', ‚Die Jüngsten' nur vom Gesichtspunkt des Titels und des Erscheinungsjahres aus verständlich, wird in jedem der Bände oft mit weniger noch als nur Dekadenabständen fortgesetzt und dadurch eine zwar nicht immer einwandfreie, aber dennoch ein endgültiges Gelingen vorbereitende schätzbare Aufräumungsarbeit geleistet. Nur wer selber einmal versucht hat, den deutschen Dichterwald sachgemäß nach den oft nur schwer erkennbaren Wachstums- und Entwicklungsperioden durchzuforsten, ist imstande, die hier mit fest zugreifender Hand geleistete Arbeit nach ihrem wirklichen Verdienst einzuschätzen. Das muß auch anerkennen, wer nicht den nationalen und weltanschaulichen Standpunkt des Verfassers in Bausch und Bogen zu seinem eigenen macht. Um eine solche Aufgabe zu lösen, muß man zunächst schrittweise vorgehen. Das hat Bartels getan, denn das heute so stattliche Werk ist aus einer Abhandlung erwachsen und durch viele Auflagen (bis jetzt schon 12) hindurch, nicht ohne Einwirkung der öffentlichen Kritik, bis zu seiner heutigen Vollständigkeit ausgebaut worden. Sodann darf man auch nicht überkritisch und allzu ängstlich verfahren. Es gehört ein zwar nicht unbedachtes, aber doch frisches Zugreifen dazu, eine Art, die nicht allzu nervenfein und differenziert ist, sich vielmehr damit zufrieden gibt, Richtigkeit und Billigkeit im Großen zu erreichen und mit feinen und feinsten Abwägungen weder Kraft noch Zeit zu verlieren. Diese unbedenklich gerade Verfahrungsart ist bei Bartels bis in den Stil hinein wirksam; der hat nichts Artistisches, kennt keine gesuchten Geistreichkeiten, sondern ist einfach Vortrags- und Sprechstil. In dieser Unbekümmertheit, die nur auf das Ganze und Große der Aufgabe, nicht mit snobistischer Eitelkeit auf Nebensachen sieht, liegt etwas Erfrischendes, wenn schon die Gefahr besteht, dabei in einen ‚Hemdsärmelton' zu geraten, was nicht immer vermieden ist. Je weiter das Werk sich auswuchs, um so mehr sah sich sein Verfasser angeregt, auch die mittelmäßigen und kleinen Talente mitheranzuziehen, denn er sagte sich mit Recht, daß sie für die Geistigkeit, bezw. Ungeistigkeit einer Epoche oft charakteristischer sind als die hohen Begabungen, die über ihre Umgebung hinausweisen. Indem er sie natürlich nur in den bio- und bibliographischen Abschnitten, nicht in den geistesgeschichtlichen Übersichten berücksichtigte, störte dieser Zuwachs die Anlage des Werkes nur wenig; nennt er es doch mit gutem Bedacht nur einen Grundriß und keine Darstellung, die ja auch aus so kurzem Abstand nicht möglich ist und der nur vorgearbeitet werden soll. Der große Erfolg ist auch ohne die Eitelkeit der vorgeführten vielen geringen Talente aus dem Bedürfnis zu erklären, ein solches Nachschlagewerk bei der Hand zu haben, ganz abgesehen davon, daß ein Buch von so ausgeprägtem Charakter ohnehin eine gewisse Anziehung ausübt. Bartels hat seinen Standpunkt, so ungeistige Maßstäbe er auch bedingt, mit eigensinniger Konsequenz festgehalten, jedoch seinem Urteil über

jüdische Dichter und Schriftsteller, der Milde des Alters entsprechend, durch ein Streben nach Gerechtigkeit vielfach gehässige Schärfe genommen. Daß in Entartungsepochen die Juden symptomatisch wirken, ist eine auch von jüdischer Seite oft zugegebene und beklagte Erscheinung, die in die Kette von Ursache und Wirkung meist aber nur so verflochten ist, daß sie den Verfall, von ihm angesteckt, zugleich konjunkturbegierig mitmacht und ihn dadurch beschleunigt. Für den diese Erscheinung, wenngleich mit Schmerz, so doch ruhig, weil geschichtlich betrachtenden Leser sind die gar so oft nur vermutungsweise erfolgten Zuteilungen vieler Persönlichkeiten zum Judentum ärgerlich, weil sie verbitternd wirken müssen. Wendungen wie diese: ‚Das gilt vor allem für die jüdischen Väter und Söhne, aber es gilt doch auch für uns andere', sind angesichts einer aus einem Wassermann'schen Roman angeführten, sehr allgemein berechtigten Zeitkritik schlechthin pharisäisch.

Die Schätzung, die Adolf Bartels Hebbel zollt, mit dem er den großen Abschnitt in der Dichtung des 19. Jahrhunderts macht, hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten in zahlreichen Veröffentlichungen über Hebbel und in der Aufführung seiner Bühnenwerke ganz allgemein durchgesetzt. Ein Buch wie ‚Die Tragödien Friedrich Hebbels nach ihrem Ideengehalt' von Ernst August Georgy (Haessel, Leipzig 1922), das an seine Leser ernste Ansprüche stellt und tiefere Teilnahme voraussetzt, konnte bereits in 3. Auflage erscheinen, wozu allerdings neben dem geistesgeschichtlichen Wert auch der Umstand beigetragen haben mag, daß darin so manche Note anklingt, die auf uns in der heutigen Lage unseres Vaterlandes besonders erhebend wirkt. Hebbel, der Dichter der Nibelungentragödie, hat das deutsche Schicksal tief wie wenige neuzeitliche Dichter innerlich erlitten, und sein Wort, daß wenn es den anderen wirklich einmal gelänge, den Deutschen aus der lebendigen Geschichte zu verdrängen, ein Zustand entstehen werde, in dem sie ihn wieder ‚mit den Nägeln aus dem Boden kratzen' würden, kann uns heute wieder jenen Glauben an unser Wesen und seine Notwendigkeit in der Welt einflößen, der uns so not tut, wie das tägliche Brot. Wie sehr ein solches Buch aus dem Geiste Hebbels stammt, wird einem besonders klar durch eine Schrift aus den ‚Hebbel-Forschungen', begründet von Rich. M. Werner: Hebbel und Rötscher unter besonderer Berücksichtigung der beiderseitigen Beziehungen zu Hegel von Dr. Walter Schnyder (Behrs Verlag, Berlin 1923). H. Th. Rötscher, zu Hebbels Zeiten neben Vischer der bedeutendste Ästhetiker und Kritiker, war von Hebbel hauptsächlich geschätzt, weil er in seiner Betrachtung der Kunstwerke es wie wenige verstand, den Ideenkern herauszuschälen, auf den Hebbel Gewicht legte, da ihm das Gestaltwerden eine selbstverständliche Sache war, ohne die eine Dichtung auch nicht einmal ein Scheinleben zu führen vermöchte. Schnyder weist, ähnlich wie Georgy, auf die Tatsache hin, daß Hebbel ‚durch seine Darstellung des Geschichtsprozesses in tragischer Form mehr als irgendein anderer unserem modernen Empfinden Ausdruck verliehen' habe. Zwei andere Untersuchungen der gleichen Schriftenreihe seien kurz erwähnt: Friedrich Hebbels Sonette von Dr. Alfred Mohrham, worin versucht wird, ‚die Einheit von Inhalt und Form aus der Gleichstimmigkeit von Kräften zu erklären, die dem Sonett als Formtypus und der künstlerischen Eigenart Hebbels gemeinsam inneliegen'; und Friedrich Hebbels Ahnen von Hermann Nagel, die den Nachweis führt, daß Hebbel der legitime Nachkomme seines Geschlechtes war und daß die angeblich zur Erklärung seiner genialen Anlage ausgeheckte Hypothese, er sei der uneheliche Sohn des im Rufe großer Liederlichkeit verstorbenen Pastors Volkmar von Wesselburen, völlig haltlos ist. Fällt somit auf die Herkunft Hebbels kein tragischer Schatten, so liegt er nur um so schmerzlicher über jenem Abschnitt seines Lebens, da er, zum ersten Mal in das Leben der Gesellschaft eintretend und sein Pariaschicksal herb empfindend, sich in den Arm der Liebe flüchtete, aber nach Jahren seinen Irrtum erkennend, sich aus den schweren Fesseln losrang, nicht ohne der Schuld zu verfallen. Seine Beziehungen zu Elise Lensing, ein wichtiges Kapitel seines Lebens, aber in den Biographien begreiflicherweise nicht erschöpft, hat Wilhelm Rutz in dem mit großer Hingebung an den Gegenstand gut geschriebenen Buche: ‚Friedrich Hebbel und Elise Lensing. Ein Kampf um Leben und Liebe' (Beck, München 1922) gründlich durchforscht und dargestellt. Das Bild des alternden Mädchens, das schon als Hebbel in Hamburg es kennen lernte, seinen Unterhalt mit Nähen verdiente und dessen ganzer späterer Lebensinhalt tatsächlich ein Kampf um Leben und Liebe wurde, wird durch dieses Buch in einen Rahmen gestellt, der es bei weitem heller, edler, linienfeiner erscheinen

macht, als wir es gewöhnlich sehen. Dem sittlichen Urteil wird nichts vergeben; es wird nur feiner als sonst abgewogen, und lediglich im Ausdruck unterläuft dem Verfasser hie und da ein Mißgriff, so etwa, wenn er, um Hebbels Bedeutung für Elise deutlich zu machen, die Ehrfurcht vor dem Pfingstgeist vermissen läßt und es für angemessen hält, das Wehen des Hebbelschen Geistes im Kämmerlein der armen Näherin damit zu vergleichen. Ein so wichtiger und vielfach auch klärender Beitrag dieses Buch zu Hebbels Leben ist, es bleibt doch bezeichnend für ein letztes Ungenügen, das der Behandlung seines Problems anhaftet, daß der Verfasser nicht nur am Ende, sondern oft im Verlauf der Darstellung zu der keineswegs vorwiegend rhetorisch gemeinten Form des Fragesatzes seine Zuflucht nehmen muß und nimmt. Ringt doch selbst Hebbels durchaus sittliches Gefühl bis zuletzt, bis zum Tode Elisens, ja darüber hinaus, mit diesem Schicksal, ohne es dialektisch bewältigen zu können. Und so steht mit Recht an der Spitze des Buches als Motto der Satz (aus einem wenig bekannten plattdeutschen Schriftsteller): „Allerdings gehört Hebbel vor einen Richter, lieber Spießbürger: aber nicht vor einen, der dich und mich zu Schöffen ernannte!" —

Der Form nach der erzählenden Gattung angehörig, dem Inhalt nach aber doch literarisch-biographisch und vor allem der Stimmung nach hier am rechten Platze ist das Buch „Schicksalstage deutscher Dichter". Ein Novellenkranz. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Rud. Krauß (Beck, München 1922). Achtzehn deutsche Dichter von Walther von der Vogelweide bis zu Luise von François ziehen, jeder in eine Schicksalswolke gehüllt, vor unserm geistigen Auge vorüber. Die Beiträge sind künstlerisch nicht alle gleichwertig, aber keiner ist des Ganzen unwürdig, und einige sind so, als ob von der Kunst der Dichter, die sie behandeln, etwas auf sie übergegangen wäre. Als Beispiel sei Wilhelm Fischer-Graz genannt, dessen Erzählung eines Schicksalstags aus dem Leben Adalbert Stifters es einem besonders antun wird, wenn man gerade zuvor wieder einmal in die „Bunten Steine" und „Erzählungen" sich hineingelesen hat, wozu die köstliche Ausgabe des Inselverlags: Adalb. Stifter, „Bunte Steine, Nachlese", der die unerhört sinnlich schöne Schilderung der Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842 angehängt ist, so verlockend durch den sauberen Druck auf schönem Dünndruckpapier einlädt. Nicht minder vermag in diesem Zusammenhang ein zweites Buch: Adalbert Stifter, Betrachtungen und Bilder. Mit 12 Bildbeilagen nach Originalen Stifters (Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien), das wenig bekannte Aufsätze Stifters, darunter mehrere, die seine ästhetischen Anschauungen widergeben, in hohem Maße zu beglücken. Auch der E. T. A. Hoffmann von Kurt Martens in den „Schicksalstagen", kann sich sehen lassen, selbst vor dem Urteil desjenigen, der das Buch „E. T. A. Hoffmann". Sein Werk aus seinem Leben dargestellt von Richard von Schaukal (mit 3 Abbildungen und 6 Faksimilebeigaben, Amalthea-Verlag) in sich aufgenommen hat. Dieser Versuch des österreichischen Dichters und Literarhistorikers — denn auch als solcher darf Schaukal nach dieser und mancher vorangegangenen ähnlichen Leistung gelten —, nicht den Menschen Hoffmann, „wie er als Typus auftritt, sondern den eigenartigen, den einmaligen Hoffmann" zu zeigen, „insoferne sein Wesen sich in seiner ihm vollkommen gemäßen Kunst darstellt", dieser Versuch gibt ein so neues und erschütterndes Bild von diesem gequältesten, von seiner Phantasie durch alle Himmel und Höllen auf und ab getriebenen Dichter, wie es keines der bis dahin über ihn geschriebenen Bücher vermittelte. Nur auf Grund einer so umfassenden und zugleich eindringenden Kenntnis vom Werk dieses Dichters, wie Schaukal sie besitzt, konnte dieses nicht immer leicht zu lesende Buch geschrieben werden, das als Endergebnis zu dem Urteil kommt: „Das Problem Hoffmann ist kein Alkoholiker-, sondern ein seelisches, ein metaphysisches Problem. Die Formel lautet: Der reine Künstler — der reine Mensch." So mancher stilistische Lakonismus bringt es mit sich, daß man sich mehrmals genötigt sieht, Fragezeichen an den Rand zu setzen, was man wahrscheinlich unterlassen hätte, wenn der Verfasser ausführlicher verfahren wäre. Wenn Schaukal beispielshalber den Satz schreibt: „Der tiefreligiöse Sinn des heute noch trotz seiner modischen Beliebtheit (und literarischen Ausschrotung!) im Tiefsten unerkannten Dichters der „Elixiere", eines, richtig verstanden, katholischen Erziehungsromans — kann sich nicht inniger, unmittelbarer bekunden", so schiebt er gerade mit diesem „richtig verstanden" eine sehr wichtige Klärung dem Leser zu, die dieser gerne durch ihn empfangen hätte. — Wie Hebbel hat auch Hoffmann nicht bloß aus Anlaß seines hundertsten Todestages, sondern aus einem tieferen Verständnis seines Wesens heraus, mannigfache neue Untersuchungen und Darstellungen erfahren, von denen auf die Studie

‚Von Ludwig Tieck zu E. T. A. Hoffmann‘ von Walter Jost (Diesterweg, Frankfurt a. M.) verwiesen sei. Die darin aufgeworfene Frage, warum Tieck, Wackenroder und andere Romantiker durch das Übermaß subjektiver Innerlichkeit ihr künstlerisches Ziel verfehlten und warum Hoffmann bis zur Idylle, d. h. bis in den ‚Himmel im Geiste‘ gelangte, während z. B. ein Tieck an seiner Nur-Geistigkeit unfruchtbar wurde, wird mit dem Hinweis auf den positiven Wert beantwortet, ‚der sich aus der Berufsfähigkeit und Berufstätigkeit für Hoffmanns Persönlichkeit ergeben hat‘. — Und um noch einmal an die ‚Schicksalstage‘ anzuknüpfen, so findet der Leser des köstlichen Beitrags von Karl Hans Strobl über Ferdinand Raimund eine wertvolle Ergänzung in dem Büchlein ‚Ferdinand Raimund. Bilder von seinem Lebensweg‘. Mit fünf Tafeln nach alten Stichen und einer quellenkundlichen Sammlung. Von Dr. Alfred Möller (Moser, Graz 1923). Die tragischen Lebensschicksale dieses kindlichen, als Dichter und Schauspieler gleich urwüchsigen Menschen, der sich im Ungenügen seiner selbst und in inneren Zwiespältigkeiten aufrieb, ziehen um so schmerzlicher an uns vorüber, als wir aus den angehängten zeitgenössischen Urteilen über ihn erfahren, wie sein unverwüstlicher Humor von den Brettern herunter eine trotz alledem oft undankbare Mitwelt in die beglückendste Heiterkeit versetzte. Daß das letzte Wort Raimunds, der aus einer Angstvorstellung heraus sich selbst den Tod hat geben wollen: ‚Zu-Gott-Beten!‘ auch nichts weiter als eine Angstvorstellung gewesen sei, kann man mit Sicherheit doch wohl kaum behaupten.

Ein Dichter, der ebenfalls seinen ‚Schicksalstag‘ hatte, Georg Büchner, gehört zu den in der Unruhe unserer Tage gleichsam wieder lebendig gewordenen. Ein leidenschaftlicher Republikaner und als solcher ein Opfer seiner Überzeugung, hat er dem heutigen Schicksal Deutschlands zweifellos vorgearbeitet. Wohl nie sind seine Stücke so häufig über deutsche Bühnen gegangen als seit dem Jahre 1918. Einer vor wenigen Jahren erschienenen Insel-Ausgabe von Büchners gesammelten Werken durch Wilhelm Hausenstein hat der gleiche Verlag nunmehr eine sehr sorgfältige, man darf wohl sagen abschließende Ausgabe: Georg Büchners sämtliche Werke und Briefe (Insel-Verlag, Leipzig 1922) folgen lassen, die Fritz Bergmann auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt hat. Sie gehört bibliographisch und textkritisch zu den schlechthin mustergültigen Leistungen unserer Tage. Auf 834 Seiten eines schmalen Bändchens bringt sie in sehr klarem Antiquadruck nicht bloß die Dichtungen und andere abgeschlossene Arbeiten, politische, naturwissenschaftliche und philosophische, sondern auch die Übersetzungen und die erhaltenen Schulaufsätze und Schulreden sowie alles, was an mündlichen Äußerungen überliefert ist. Angehängt sind Briefe an Büchner sowie persönliche Erinnerungen und Dokumente, über 150 Seiten Lesarten, ein sehr sorgfältiger Schlußbericht und ein gut gearbeitetes Register, das auch sachlich reiche Aufschlüsse bietet. Die Tagebücher Büchners, die über seine Stellung zum Christentum, die, nach dem zu urteilen, was darüber bekannt ist, an Nietzsche erinnert, endgültigen Aufschluß gegeben hätten, sind durch Büchners Braut mit den Briefen Büchners an sie und dem Lustspiel Pietro Aretino vernichtet worden. Somit enthält der Band alles heute bekannte und auffindbare biographische Quellenmaterial. Aus dieser geistigen Welt zu dem jungen Nietzsche ist der Weg nicht weit. Das wird einem klar, wenn man den Band ‚Friedrich Nietzsche Jugendschriften, Dichtungen, Aufsätze, Vorträge, Aufzeichnungen und philologische Arbeiten 1858—1868 (Musarion-Verlag, München 1923)‘ liest. Ein ansehnlicher Band von über 300 Seiten in Großoktav. Erstaunlich, wie so vieles aus der Zeit des reifen Nietzsche hier schon anklingt, vor allem sein leidenschaftliches Verhältnis zur Kunst und zur Philosophie, wie aber auch die Frage des Christentums den Studenten schon tief bewegt. Ein religiöser Grundzug tritt stark hervor: Ein Gedicht des Achtzehnjährigen, ‚Du hast gerufen, Herr, ich komme‘, schließt mit den Versen: ‚Still mein Verlangen, mein Sinnen und Denken Zu senken In deine Lieb’, an dir zu hangen.‘ Zwei Jahre später huldigt er mit gleicher Inbrunst dem ‚unbekannten Gott‘. Die Aufsätze über die Evangelien und das Christentum zeigen in ihren kritischen Partien die Ablehnung protestantischer Anschauungen, die als schlechthin christliche hingenommen werden, z. B. Mißtrauen in die Vernunft, die zu keiner Gotteserkenntnis fähig sei, Gleichsetzung von Moral und Religion u. ä. m. In der Form und sprachlichen Zucht kündigt sich schon der spätere Meister an. So sind die ‚Jugendschriften‘ von hohem biographischem und geistesgeschichtlichem Wert. Aus dem Vorwort der Schwester Nietzsches erfahren wir manches Neue. Der Nachbericht Max Oehlers verbreitet sich über die Aufgabe des Herausgebers und bringt wertvolle Ergänzungen.

Kunstgeschichte

Wie wenig noch das deutsche Kunstschaffen in den einzelnen Landschaften durchforscht und seine großen, oft namenlosen Meister erkannt sind, macht wieder einmal die Veröffentlichung eines Kunstfreundes, der aber zugleich auch wirklicher, wenn auch nicht zünftiger Kunstverständiger ist, deutlich. Es ist die Monographie: ‚Der gotische Flügelaltar zu Kefermarkt'. Ein Beitrag zur Geschichte der gotischen Plastik in Oberösterreich. Von Florian Oberchristl. (Linz 1923, Verlag der ‚christlichen Kunstblätter'.) Zum erstenmal vor zwanzig Jahren erschienen, faßt diese jetzt in zweiter Auflage vorliegende Monographie alles zusammen, was inzwischen über den Kefermarkter Flügelaltar noch weiterhin bekannt geworden ist, was aber alles nicht genügt, um den Meister festzustellen. Weder Veit Stoß, noch Tilmann Riemenschneider, noch Michael Pacher kann die Ehre zuerkannt werden, dieses Werk von großer Eigenart und seltener Schönheit geschaffen zu haben. Kanonikus Oberchristl kommt in seiner Untersuchung zu dem Ergebnis: Der ‚Meister des Kefermarkter Altars' ist dem Namen nach nicht bekannt, wahrscheinlich bleibt er für immer verschollen. Aber er ist einer von den ganz Großen: ein selbständiger, oberösterreichischer Künstler. Als man in den sechziger Jahren daran ging, das Wunderwerk zu retten — in der Barockzeit hatte man es mit Kalk übertüncht — war auch der Dichter Adalbert Stifter unter den Sachverständigen, und es ist nicht zuletzt seinem Verständnis und Eifer zu danken, daß die Erneuerung so glücklich vonstatten ging. Die Monographie Oberchristls gibt in schönen Aufnahmen den ganzen Altar, dieses Juwel deutscher Schnitzkunst, wieder bis zu kleinen Einzelheiten und bringt zum Vergleich Abbildungen auch anderer oberösterreichischer Schnitzaltäre, so daß dem Kunstfreund und -forscher ein wirklich vorzügliches Bildermaterial zum Studium und Genuß dargeboten ist. — Wie das im Kunstwerk ästhetisch objektivierte Seelenerlebnis des Künstlers Gegenstand der Betrachtung vieler zeitgenössischer Kunststudien geworden ist, so offenbarte sich in unseren Tagen auch eine Vorliebe für rätselhafte und seelisch abwegige Künstlernaturen, an denen die Kunstgeschichte aller Zeiten reicher ist, als sich der ‚gesunde' Philistersinn des Durchschnittsgebildeten vorstellen kann. So geht beispielsweise durch unsere älteren landläufigen Kunstgeschichten der alte ‚Bauernbreugel' als eine biederderbe, gesund-kräftige, etwas grobschlächtige Bauernnatur, die ihre Malerfreude am breiten, urwüchsigen Volksleben hatte und der nichts ferner stand als Problematik und Weltanschauungsmalerei. Es war der jüngsten Forschung vorbehalten, in ihm einen höchst seltsamen, in seinem Weltgefühl fast modern anmutenden Menschen von einer zwischen Skepsis und echtem Glauben geteilten Sinnesart zu sehen und durch die Wesensanalyse seine Schöpfungen uns in einem ganz neuen Licht zu zeigen. Hatte Kurt Pfister diese Auffassung in einer reizvollen kleinen Monographie (Insel-Verlag), die wir im Dezemberheft 1921 besprochen haben, in mehr essaiistischer Form schon überzeugend vertreten, so begegnen wir ihr nunmehr in einer breiter angelegten Darstellung von Ausgeglichenheit im Urteil und in der Form in dem stattlichen Bande: Pieter Breugel. Von Max J. Friedländer (Berlin 1921, Propyläen-Verlag). Breugels Tätigkeit fällt mit den Jahren 1550—1570 in eine Zeit, die von politischen, religiösen und wirtschaftlichen Spannungen erfüllt ist. Zwei Jahre vor Breugels Tod gibt die Hinrichtung des Grafen Egmont das Signal zum Ausbruch des offenen Kampfes. Auf welcher Seite Breugel stand, läßt sich aus seinem Werke nicht restlos erschließen. Beglaubte Überlieferungen fehlen, und wenn Dr. Friedländer in der kurzen geschichtlichen Einleitung bemerkt, er würde die Zugehörigkeit Breugels zu dem neuen Glauben auch gegen authentischen Bericht verfechten, so ist dies nicht mehr als ein Gefühlsurteil, das um so weniger überzeugt, als der Verfasser in Schillers ‚Abfall der Niederlande' das Werk verehrt, von dem er ‚vermutet', daß es den ‚Geist der Zeit' richtiger wiedergibt als die meisten anderen. Aber der Wert seiner Darstellung liegt ganz wo anders. Wir finden ihn in der liebevollen und hellsichtigen Erfassung des Künstlers Breugel, dessen Art uns so nahe gebracht wird, daß wir, einmal von ihr eingenommen, sie immerdar lieben müssen. Während die offizielle Kunst in den Spuren der italienischen Renaissance ging und die große und oft auch hohle Gebärde liebte, lernen wir in diesem stillen und nachdenklichen Mann, dessen Kunst ganz von innen wuchs, die Schlichtheit und Wahrhaftigkeit germanischer Kunstübung bewundern. Seine Beobachtung der Dinge und Menschen ist ruhig und eindringlich, seine Innerlichkeit spricht sich bildhaft und faßlich aus, sein religiöser Sinn bekundet sich deutlich, aber nicht aufdringlich. Überall fühlt man verhaltene geistige Leidenschaft für Wahrheit,

Gerechtigkeit, Zucht und Ordnung, aber auch die ironisch lächelnde Überlegenheit des Mannes, der tief in den Kern der menschlichen Dinge hineingeschaut hat. Wo er zum Volke spricht, setzt er das Bild an Stelle des Wortes; wo er das Wunderbare verbildlicht, geschieht es unter glaubhaften Bedingungen. Ein kosmisches Weltgefühl waltet in vielen seiner Bilder. Die Art, wie sich darin ‚die Verlorenheit des Menschenwesens im Weltganzen' ausspricht, hat etwas von harter Naturgesetzlichkeit, ist aber doch im Grunde nur ‚gefühlte Ordnung' aus gläubigem Gemüte. In dieser Gefühlshaltung liegt das uns Heutige verwandt Ansprechende dieser Kunst, die lange geringgeschätzt und vergessen, jetzt eine neue Auferstehung feiert. Breugel ist in der Wiener Gemäldesammlung wie sonst nirgends vertreten. Neben der Wiedergabe dieser in Wien befindlichen und anderen Werken zeigt die Friedländersche Monographie viele schöne Blätter aus den kleinen Landschaften, sowie eine Menge Kupferstiche und Zeichnungen. Das Gemälde ‚die Amsel auf dem Galgen' haben wir vermißt.

Breugel, der ältere, gilt vielfach als der Fortsetzer eines Künstlers, der gleich ihm aus dem Geschlechte derer ist, die an ihrem eigenen Feuer reif werden. Es ist Hieronymus Bosch, dessen Werk Kurt Pfister in einem starken Heft bei Kiepenheuer in Potsdam soeben herausgab. Als Breugel geboren wurde, war sein Landsmann Bosch bereits neun oder zehn Jahre tot. Aber abgesehen von einer gewissen geistigen Verwandschaft der beiden ist sein Name mit dem Boschs dadurch verknüpft, daß er Blätter von ihm benutzt und für den Kupferstich umgezeichnet hat, ohne ihn zu nennen. Wir wissen von Bosch dem Menschen so gut wie nichts. Auch sein künstlerisches Werk, einst von Philipp II. von Spanien hochgeschätzt, ist nur mehr wenig bekannt und in der Welt zerstreut. Vereinigt findet man die meisten Bilder im Pradomuseum und im Eskorial. Bosch wirkte um die Wende des 15. Jahrhunderts. Sein Todesjahr 1516 ist das einzige bekannte Datum aus seinem Leben. Was damals in den Seelen der Menschen vorgegangen sein muß, spricht zu einem Teil Boschs Werk aus; zum Teil lesen wir es in den Volksbüchern und literarischen Höllenschilderungen, die um jene Zeit Verbreitung fanden, und aus denen Kurt Pfister bezeichnende Stellen in seiner Monographie wiedergibt. Grauenhafte Visionen neben beglückenden Paradiesbildern, im ganzen aber ein trauervolles Verhältnis zur Welt, deren Vergänglichkeit tief empfunden wird und die man in scharfen Kontrasten sich zum Bewußtsein bringt. Welch eine Welt von Gestalten, in denen sich die Phantasie durch alle Zonen menschlichen Gefühls gejagt sieht, weist jene Tafel auf, die der ‚Garten der Lüste' heißt, ein Triptychon, dessen Mittelbild den ‚Traum des mittelalterlichen Menschen von der reuelosen Heiterkeit der antiken Welt' wiedergibt, während auf den Flügeln rechts und links das irdische Paradies und die Hölle erscheinen! Wann hat je ein Mensch so den Zwiespalt unseres Lebens empfunden, die furchtbare Fratze in gar vielen Menschen, die, von dem Tiere in ihnen überwältigt, aus dem Gesetz ihrer Lebensform herausfielen und zu phantastischen Ungeheuern wurden? Und dann jenes andere dreiteilige Bild, das ‚der Heuwagen' heißt! Welch eine Erlebniskraft und Erlebnisfülle! Kurt Pfister, dessen ausdeutende Kraft hier, auch in sprachlich packenden Wendungen, ein kampfzerwühltes Menschenleben ahnen läßt, meint, es sei an der Zeit, für eine Gegenwart, deren chaotische Entwurzelung in ein selbstverneinendes und alles zersetzendes Nichts treibt, dessen mathematische Formel jene Lehre von der Relativität darstellt, das Bild dieses Mannes zu erneuern, der mit klaren Augen das Schicksal einer zusammenbrechenden Welt, die seine Welt und sein Tag war, sah und mit der gewaltigen Zunge der Propheten den Sinn und das unvergängliche Gleichnis ihres Unterganges zu künden unternahm. Aber das ‚Sehet: Unser Bruder!' will uns nicht ganz einleuchten; denn Boschs ‚ins Grenzenlose schwingende Gebärde' reicht noch zu Gott hin, während die des ‚abendländischen Menschen, der sich von der Gemeinschaft Gottes loslöste', es nicht mehr vermag. Über Boschs dunkelsten Bildern schwebt noch immer der Erlöser und sendet in das Chaos hinab den Strahl der Hoffnung.

Hier stehen wir an der Grenze des Pathologischen in der Kunst. So manches Krankhafte im Kunstschaffen ist uns in neuerer Zeit deutlicher geworden, aber ob wir sagen dürfen, es träte auch häufiger auf, ist nicht so leicht auszumachen. Begreiflich würde es durch die irreligiöse Isolierung, die gerade der schöpferische Mensch am schwersten erträgt. Einen wertvollen Versuch, zwischen dem Krankhaften und dem zwar an seinen Grenzen, aber doch noch jenseits auf dem Boden des Gesunden Stehenden zu scheiden, hat der Psychiater und Nervenarzt Dr. Rich. A. Pfeiffer in seiner Studie ‚Der Geisteskranke und sein Werk' (45 Abbildungen; Kröner,

Leipzig 1923) unternommen. Es gibt nächst der unzweideutig kranken Kunst des schizophrenen, d. h. desjenigen Menschen, der neben normalen auch Wahnvorstellungen zeigt, eine Kunst, die leicht dazu verlockt, darin pathologische Entstehungsursachen zu suchen. Um dieses Zusammenwerfen von Krankem und noch Gesundem zu verhüten, hat der Verfasser einen neuen Begriff vom Dämonischen in der Kunst zu entwickeln versucht, den er vornehmlich an dem Werk Alfred Kubins deutlich macht. Er läßt das Dämonische in einer Temperamentsverschiebung beruhen, die es möglich macht, ‚da kühl zu bleiben, wo andere tief erregt sind, da Wollust zu empfinden, wo andere kalt bleiben'. ‚Auf der Basis dieser Vorurteilslosigkeit des Temperamentes, die an Gefühlsperversion heranreicht, ersteht dann im Verein mit künstlerischer Eindrucks- und Ausdrucksfähigkeit das dämonische Künstlertum.' Nimmt man unter diesem Gesichtspunkt ein Werk wie das Wilhelm Fraengers über ‚Die Radierungen des Herkules Seghers. Ein physiognomischer Versuch. Mit einer farbigen Tafel und 41 schwarzen Abbildungen (Rentsch, Erlenbach-Zürich und München 1922)' zur Hand, so gewinnt man unter dem Eindruck der gefühlskritisch scharfen und sicheren Analyse Fraengers noch manches Licht. Herkules Seghers, ein Landsmann und Zeitgenosse Rembrandts, steht wie ein Schattenbild in der Geschichte. Groß als Experimentator des Griffels und in der Ätztechnik, erleidet er als Mensch das Schicksal immer tieferer Vereinsamung und angstgequälter Trostlosigkeit, die auch sein Werk einer zunehmenden Mikrotomie der Formen, einer Formzerstückelung bis ins unendlich Kleine verfallen machte. Von Seghers zu van Gogh ist der Weg lang, und doch nennt Kurt Pfister in seiner Monographie Vincent van Gogh. Mit sechs farbigen und 46 schwarzen Tafeln und 16 Abbildungen im Text (Kiepenheuer, Potsdam) ihn als einen, dessen Antlitz sich rückwärts neige zu jenem Herkules Seghers, der in kläglicher Armut verendete und von phantastischer Dämonie besessene Blätter hinschrieb. Aber während Seghers mehr und mehr in sich zusammenschrumpfte, lebte in van Gogh die ausweitende Kraft einer großen und rührenden Liebe zu allem Geschaffenen und Leidenden. Diese menschliche Seite ist es vor allem, die sich aus Pfisters Versuch dem Lesenden einprägt, so daß er selber von dieser Liebe angesteckt, auch mit den Augen der Liebe die Werke betrachtet, die den größten Teil des Heftes ausmachen. Als eine Ergänzung der Pfisterschen Publikation kann der Vincent van Gogh von E. F. Hartlaub aus der sehr beachtenswerten Sammlung ‚Junge Kunst' (Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1922) gelten, weil Hartlaub mehr als Pfister auf entwicklungsgeschichtliche und soziologische Einordnung hinsteuert, wobei er, kritischer verfahrend, van Gogh nur als ‚Vorläufer' würdigt, der in heilloser und doch zugleich nach verjüngender Erneuerung trachtender Zeit es gewagt habe, wieder hinabzusteigen zu den ‚Müttern'. Die zweite Hälfte der Hartlaubschen Monographie bringt Bruchstücke aus van Goghs Briefen in gut charakterisierender Auswahl.

Wilhelm Hausenstein, ein Vorkämpfer so extrem moderner und problematischer Künstler wie Klee (vgl. sein Buch: ‚Kairuan oder eine Geschichte vom Maler Klee.' Verlag Kurt Wolff, München), hat ein Buch über Giotto geschrieben (Propyläen-Verlag, Berlin). ‚Wir aber, wir Heutigen, heißt es darin (S. 161), die aus den Sabotagen des Expressionismus zerschlagen aufstehen, müssen uns besinnen, was wir mit dem Giotto haben.' Wer Hausenstein nur als modernen Feuilletonisten kennt — und es sind viele, die ihn nur so einseitig kennen —, wird an diesem Buch vollständig umlernen müssen. Es ist ein Werk von ganz großem Wurf, an dem viele ungewöhnliche Kräfte gearbeitet haben, gelehrte, methodisch-ordnende, kongenial-einfühlende, schöpferisch-denkende, bildmäßig und sprachlich gestaltende. Das Buch gehört zu den stärksten und eigenwilligsten und dennoch nicht subjektivistischen Leistungen neuzeitlicher Kunstgeschichtschreibung. Das herkömmliche Schema für derlei Monographien ist glücklich verlassen. Wenn Hausenstein einmal sagt — dort, wo er von dem apokryphen Charakter der sog. Giotto-Fresken in Assisi handelt — man müsse ‚immer aufs neue bereit sein, hinzutreten, als wäre gar nichts ausgemacht', so gilt das ein wenig für seine ganze Arbeit. Das soll natürlich nicht heißen, als sei ihm die Arbeit früherer Forscher nichts. Er überschreibt sogar zwei Kapitel mit den Namen solcher, die vorarbeiteten: ‚Von Rumohr zu Burckhardt' und ‚Von Vischer zu Rintelen', und gesteht dankbar, daß er durch die Schule der ‚zwiefach Epoche' machenden Arbeit Rintelens hindurchgegangen sei. Die angehängte ‚Bibliographie' spricht ein weiteres. Aber dennoch geht von dem Werk ein Hauch des ganz Frischen und Erstmaligen aus. So ist Giotto noch nicht gesehen und sehen gelehrt worden. Das Wichtigste in dem Buch ist der Abschnitt ‚Das Werk'. Hier

werden gleichzeitig mit der suggestiv wirkenden Betrachtung der Bilder auch die wesenhaften, oft polar auftretenden Eigenschaften dieser Kunst und ihres Schöpfers zur höchsten Einsicht gebracht; Begriffe, wie klassisch und romantisch, wirklich und realistisch, expressionistisch, objektiv-subjektiv ganz konkret in eine so überraschende Beleuchtung und fruchtbare Anschauung gerückt, daß das Buch auch in diesem Betracht voller Anregungen steckt. Als zur Sammlung ‚Die führenden Meister' gehörig, ist es ganz in der Art dieser Bände, von denen Friedländers Bruegel und Bodes Botticelli bereits hier gewürdigt wurden, ausgestattet; nicht weniger als 111 Bilder Giottos sind darin wiedergegeben.

Eine Publikation völlig anderer Art ist Kurt Pfister's Leonardo da Vinci (O. C. Recht Verlag, München). Ihr Grundcharakter ist mehr literarisch als im eigentlichen Sinne kunstwissenschaftlich. Eine stattliche Reihe von Gemälden und Zeichnungen des Meisters, die in großem Format sorgfältig wiedergegeben sind, werden von einem Text, in monumentaler Type gedruckt, eingerahmt. Das Verdienst dabei liegt einmal in der besonderen, die alles durchprobierende Art dieses wahrhaft ‚faustischen Menschen' veranschaulichenden Auswahl der Blätter, sodann in dem in großen Zügen geschriebenen ‚Versuch' über sein Leben, dessen Betrachtung man sich an Handen einer solchen Darbietung immer wieder gerne überläßt. Ähnlich in der Anlage ist ein soeben erscheinender Band Hugo van der Goes von Kurt Pfister (Schwabe & Co., Basel 1923), worin zum erstenmal weiteren deutschen Kreisen das Werk dieses wenig gekannten und lange nicht genug geschätzten flandrischen Malers, vermutlich eines Schülers Rogiers von der Weyden, dargeboten wird. Die zeitweilige Vergessenheit, in die er in späteren Jahrhunderten geraten war, steht in schneidendem Gegensatz zu dem ganz außerordentlichen Ruf, den er zu Lebzeiten, nicht nur in Gent und Brügge, in welch letzterer Stadt er 1468 anläßlich der Vermählung des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund mit Margarete von York tätig war, sondern weit über die flandrischen Lande bis nach Italien hin genoß. Da er keines seiner Bilder signierte, war man über das ihm Zugehörige lange im Unklaren. Deutschem Forscherfleiß vor allem ist es gelungen, sein Werk ziemlich vollständig ausfindig zu machen. Auf diesen Ergebnissen beruht in der Hauptsache ein 1914 in Brüssel erschienenes Prachtwerk über den Künstler von dem Konservator der Kgl. Museen, Joseph Destrée, und diesem Umstand hinwiederum verdanken wir die Publikation Pfisters, der sich die ausgezeichneten Aufnahmen dieses Werkes zum Teil zu nutzen machen konnte. Wir geben daraus an der Spitze dieses Heftes das Bild ‚Die Anbetung der Hirten', das sich in Wilton House in England befindet, man weiß nicht ob in Original oder Kopie, jedenfalls in der einzigen Form, in der es erhalten blieb. Das Werk, aus der besten Zeit des Malers stammend, entstand wahrscheinlich zwischen dem Portinari-Triptychon (Florenz, Uffizien) und der großen Anbetung durch die Hirten (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum). Hugo v. d. Goes ist der erste Künstler, der den Hirten an der Krippe eine auszeichnende Behandlung widerfahren ließ. Vor ihm stellte man die Hirten nur immer als die Ärmsten der Armen dar und ließ allen Glanz auf die Weisen aus dem Morgenlande fallen. Die Liebe dieses Malers zum einfachen Volk hat darin Wandel geschaffen, indem er auch die Hirten auf eine menschlich höhere Stufe hob und ihr inneres Leben sich in den fein durchgebildeten Köpfen offenbaren ließ. Pfister drückt das so aus: ‚Er hat das Göttliche nicht vermenschlicht, wie Bruegel es tat, aber er hat mit dem Aufgebot der triebhaften, bäuerlichen Gestalten das Göttliche in den Kreis der irdischen Sphäre gerückt.' Sein menschliches Schicksal ist dunkel und schmerzlich. Mit ungefähr 42 Jahren tritt der Maler als Konversbruder in das Augustinerkloster Roodendale bei Brügge ein. Fünf oder sechs Jahre nach Ablegung der Ordensgelübde wird er auf einer Reise in Gesellschaft von Mitbrüdern von einer sonderbaren ‚Krankheit der Phantasie' befallen, in der er jammerte, er sei zur ewigen Verdammnis verurteilt, und sich ein Leid antun wollte. Dieser Zustand einer tiefen Melancholie hat einige Jahre gedauert. Als er, noch nicht fünfzig Jahre alt, starb, galt er den Brüdern als genesen. Pfister bemerkt in seiner Monographie, die Kunsthistorie zähle Goes nicht unter die ‚führenden Meister', und wenn man geneigt sei, das künstlerische Schaffen als Abwandlung von Sehformen und Stilentwicklungen zu deuten, möge dies Urteil begründet erscheinen. ‚Anders — so fährt er fort — wird die Wertung sein, wenn man das Kunstwerk als Ausdruck einer Weltanschauung — im wörtlichen und übertragenen Sinne — betrachtet. Dann wird man van der Goes als einen der großen Bildner des Abendlandes bezeichnen und ihn in die Reihe der

großen niederländischen Primitiven einrücken.' — Der Pfisterschen Monographie, der ersten deutschen, die das Werk des Malers ,vollständig und in annähernd zeitlicher Folge' reproduziert, sind, nächst einem Katalog der Werke, auch die wichtigsten auf das Leben und Schaffen des Künstlers bezüglichen Dokumente beigefügt.

Wie stark die flandrische Kunst mit sozialem Öl gesalbt ist, läßt uns ein anderer Flame, der fast genau hundert Jahre nach dem Tode des van der Goes geboren wurde, und sein reinstes Widerspiel ist, erkennen: Frans Hals. Vor uns liegt der 28. Band der ,Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben' (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin) das vollständige Werk des Meisters in einem von W. R. Valentiner herausgegebenen und mit einer Abhandlung von Karl Voll über Leben und Kunst von Hals begleiteten Band mit 318 Abbildungen. In einer Zeit schwerster deutscher Not ist es deutschem Sammler-, Gelehrten- und Unternehmergeist gelungen, ein Werk zu schaffen, das seinesgleichen in keinem Lande hat. Wird hier doch zum erstenmal versucht, die Werke in der Zeitfolge ihrer Entstehung und mit einer Datierung auf einen Zeitraum von nur 2—3 Jahren Unterschied zu ordnen, eine kritische Leistung, deren Verdienst, unter Benützung und Korrektur der großen grundlegenden Vorarbeiten Bodes, dem Herausgeber zukommt. Seit der großen Publikation Bodes (1914) sind viele Bildnisse als von Hals stammend, neu aufgetaucht. Nahezu dreißig davon wurden in den Band aufgenommen, obwohl es nicht immer leicht ist, die Hand des Meisters daran festzustellen. Denn nächst einem ,malenden Bruder hatte der Künstler nicht weniger als sieben Söhne, die den Pinsel führten' und ,da Söhne bedeutender Persönlichkeiten häufig mehr virtuos als schöpferisch begabt sind, ist es nicht verwunderlich, wenn die Kopien dieser Söhne des Künstlers so getreu sind, daß es bisweilen schwer fällt, sie vom Original zu unterscheiden.' (Valentiner). Neben der kunstgeschichtlichen und technischen Betrachtung der Werke von Hals, die von Voll und Valentiner sehr weitgehend durchgeführt wird, drängt sich heute eine menschliche und soziale auf. Es ist die optimistische und volksfreundliche Gesinnung, die sein Schaffen belebt und durchdringt. ,Er verlacht die Konvention der Gesellschaft, wenn er sie auch gelegentlich um ihres schönen Scheins willen im Bilde gelten läßt. Er preist das Leben in Lumpen, das Glück ohne Reichtum. Als er durch seiner Hände Arbeit zu einigem Wohlstand gekommen ist, vergeudet er rasch wieder Hab und Gut und fühlt sich wohler denn je zuvor. Ja, die innere Heiterkeit hat er erst gewonnen, als er sich von der Nichtigkeit des Glücks, das im äußeren Wohlstand liegt, überzeugt hat.' So ist es in der Tat richtig, daß ein Buch mit den Bildern des Hals in unserer mürrischen, lieblosen, neidischen Zeit, wie Franz Rieffel schreibt, ,den Wert einer erzieherischen Aktualität' hat.

Geschichte, Biographien, Memoiren und Briefe

Georg Webers Allgemeine Weltgeschichte in 16 Bänden (Engelmann, Leipzig), die Ludwig Rieß in dritter Auflage neu zu bearbeiten unternommen hat, ist bis zum 4. Bande fortgeschritten und damit bei jenem Zeitpunkt angelangt, in dem sich zugleich mit der Ausbildung der kirchlichen und staatlichen Beziehungen die Herrschaft des Kalifats und ihm gegenüber die germanisch-romanische Völkergemeinschaft vorbereitet. Ein ungeheurer Stoff ist in jedem dieser umfangreichen Bände zusammengedrängt und übersichtlich geordnet, so daß das Werk auch für denjenigen Leser, der die liberale Grundeinstellung nicht teilt, doch eine Fundgrube reichen Wissens und vieler, besonders in den ausgiebigen Erläuterungen nachgetragener Einzelheiten ist. Gerade der Umstand, daß Georg Weber kein Historiker von starkem Gestaltungsdrang war, bringt es mit sich, daß er, eines gewissen Formzwangs ledig, diese allgemeine Weltgeschichte so stoffhaltig, so materialreich machen konnte. Ein weiterer, nicht geringer Vorzug ist die klare und einfach schöne Sprache, die möglichst Fremdwörter meidet und sich nie in Rhetorik und Deklamation verliert, wodurch auch in dem Lesenden eine gewisse Nüchternheit der Betrachtung und des Urteils erzeugt wird. Ein recht umsichtig gearbeitetes alphabetisches Inhaltsverzeichnis macht das Nachschlagen und Auffinden von Einzelheiten leicht.

Neben dieser Allgemeinen Weltgeschichte hat Weber eine ,Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung' geschrieben, die, bis auf die Gegenwart (1922) fortgeführt, in 23. Auflage (Engelmann, Leipzig 1922) vorliegt. Eine weltgeschichtliche Übersicht auf nur 730 Seiten zu geben und sie dennoch lesbar zu gestalten, ist eine achtunga-

gebietende Leistung, die eine ungewöhnliche Beherrschung des Stoffes voraussetzt. Tatsächlich ist die Aufgabe auch nur durch allmähliches Zusammenziehen des zuvor in einem größeren Werke ausgebreiteten und geordneten Stoffes zu lösen. Um solcher Vorzüge willen kann man nur beklagen, daß in all denjenigen Teilen, wo Fragen der Weltanschauung und der Konfession hereinspielen, der inzwischen verstorbene Bearbeiter, Prof. Langer, jene wissenschaftliche Ruhe und Unbefangenheit vermissen läßt, die man in einer solchen Übersicht doch am ehesten erwarten dürfte.

Auch eine Art Weltgeschichte und wahrlich kein Notbehelf, sondern heutigentags, wo die Welt der Bücher verschlossener ist als je, besonders reizvoll, ist ein Werk, das kürzlich mit dem vierten Bande zum Abschluß gelangte: ‚Aus der Geschichte der Völker. Aus Geschichtswerken alter und neuer Zeit zusammengestellt von Max Förderreuther und Friedrich Würth (Kösel-Pustet, München 1922). Die keineswegs leichte Aufgabe, aus Bruchstücken eine ideelle Einheit zu bilden, ist hier von zwei hervorragenden Schulmännern mustergültig gelöst. Wie viel hohe und formstarke Kräfte haben zu diesem Werke beigetragen! Aus unseren besten Geschichtschreibern, von Volk und Jugend, ja sogar von unseren Gebildeten bei weitem nicht genug bekannt und geschätzt, sind durch Inhalt und Form glänzende Stücke so ausgewählt, daß dem Leser jeweils das Reifste an geschichtlichem Urteil und geschichtlicher Darstellungskunst dargeboten ist. Da, wie die Herausgeber im Vorwort sagen, vieles wertvolle Material mit Rücksicht auf die Preisgestaltung des Bandes in letzter Stunde für spätere Auflagen zurückgestellt werden mußte, möchten wir es diesem Umstand zuschreiben, daß manche Epoche und Persönlichkeit nicht ganz und allseitig beleuchtet wurde, und daß so gewichtige Historikerstimmen wie z. B. für die Zeit und Person Friedrichs des Großen Onno Klopp nicht im Chore erscheinen. Die Ausstattung des Bandes ist der der Vorgänger gleich, sowohl was die reiche, sachlich wohlbegründete, umsichtige Illustrierung als auch Papier und Druck anlangen. Auf dem Weihnachtstisch strebsamer Jugend eine vortreffliche Gabe.

Jakob Burckhardts Geschichtswerk ‚Die Kultur der Renaissance‘, das von der 3. bis zur 12. Auflage durch den inzwischen verstorbenen Ludwig Geiger überwacht und ab und zu sogar etwas bevormundet war, ist 1922 durch Professor Walter Goetz in Form eines Neudrucks der Urausgabe als 13. Auflage erschienen (Kröner, Stuttgart). Prof. Goetz rechtfertigt diese restitutio in integrum in einem Vorwort: Die Streitigkeiten zwischen Geiger und seinen Kritikern werden kurz erwähnt, dann mit einigen Beispielen belegt, daß die Eingriffe Geigers solche ‚in die Substanz‘ des Werkes waren, und so die Zurückführung des Werkes auf seinen ihm von Burckhardt gegebenen Umfang (einen Band statt zwei) begründet. Sehr richtig wird bemerkt, daß ‚der Fortgang der Forschung noch keineswegs ein Fortgang der Erkenntnis zu sein braucht‘, und daß breitere Erkenntnis nicht auch tiefere bedeute. Wir konnten nur die 10. Auflage mit der Urfassung vergleichen und feststellen, daß Goetz sehr weitgehend recht hat, trotzdem will uns ein Satz im Vorwort übertrieben scheinen, der auch stilistisch nicht klare Satz nämlich: ‚ja oft, sehr oft muß man sagen, ist kein Satz unter den Händen Geigers unverändert geblieben.‘ Soll das nun heißen, sehr oft sei kein Satz unverändert geblieben oder nur, daß man diese Tatsache sehr oft wiederholen müsse? In beiden Fällen ist die Logik hinkend. Diese Wiederherstellung von Burckhardts Hauptwerk ist letzten Endes eine Wirkung der außerordentlichen und neu gearteten Schätzung, die der Baseler Geschichtschreiber als Gesamtpersönlichkeit seit seinem 100. Geburtstag (1918) zunehmend erfahren hat. Sie gründet sich zum Teil auf die erweiterte Einsicht in sein Schaffen und Denken, auf die Erkenntnis seines gesunden Verhältnisses zu den Erscheinungen seiner Umwelt, auf die Sicherheit seiner Urteile und die Schärfe seines Blickes selbst in politischen Dingen, zum Teil aber auch auf seine politische Einstellung selbst, wie sie in dem Aufsatz von Jos. Oswald, ‚Jak. Burckhardts Verhältnis zum Radikalismus‘ im Hochland, März 1922, charakterisiert ist. Ein weiterer Beitrag zu dieser Erkenntnis ist das durch Jos. Oswald herausgegebene Bändchen ‚Unbekannte Aufsätze Jakob Burckhardts aus Paris, Rom und Mailand‘ (Schwabe & Co., Basel 1922), denen der Herausgeber drei gute Abhandlungen über Burckhardt vorausschickt, in denen u. a. Burckhardts Beziehungen zum Niederrhein und die Frage seiner Mitarbeit bei der ‚Köln. Ztg.‘ klargelegt werden. Während diese neu entdeckten Aufsätze uns in die fünfziger Jahre zurückführen, erstreckt sich der Briefwechsel, den Burckhardt mit einem badischen Juristen und Beamten guten alten Schlags geführt hat, bis kurz vor des jüngeren Freundes Tod. Emil Strauß

hat ihn herausgegeben unter dem Titel: ‚Jakob Burckhardts Briefe an seinen Freund Friedrich von Preen 1864 bis 1893' (Deutsche Verlagsanst., Stuttgart 1922). v. Preen war ein vielseitig gebildeter und beruflich ausgezeichneter Beamter, zuletzt Oberamtmann in Bruchsal, so daß man, liest man die hohe Schätzung, die Burckhardt ihm zollt, bedauert, seine Briefe nicht gleichzeitig genießen zu können. Um den gleichsam aktuellen Charakter dieser Briefe zu kennzeichnen, möge eine Stelle daraus aus dem Sommer 1888 hier stehen: ‚Es handelt sich jetzt gar nicht darum, von unten herauf Recht zu erringen (es ist vorher die Rede von ‚konstitutionellen und sonstigen Neuerungen und Machenschaften'), sondern mächtig und leidlich einträchtig wenigstens zu erscheinen, damit der Weltfriede erhalten bleibe. Wenn z. B. in Berlin ein hirnerweichter Radikalismus zu Worte käme, so würde vielleicht — unter beständigem Gefühlsaustausch mit französischen Staats- und Presseleuten — eine Abtretung von Elsaß-Lothringen und dergleichen aufs Tapet kommen, woneben man aber freilich sich etwa die Satisfaktion verschaffen würde, Stöcker zu verbannen oder einzukerkern. Bei der furchtbaren geistigen Nullität des Radikalismus, der absolut nur noch im Nivellieren besteht, dürfte man auf alles gefaßt sein.' In diesem Zusammenhang sei noch kurz auf ein interessantes Schriftchen von Karl Neumann hingewiesen, das schon 1919 erschienen, aber hier noch nicht angezeigt worden ist. Es führt den im Verhältnis zur Bedeutung seines Inhalts wenig besagenden Titel: ‚Jakob Burckhardt, Deutschland und die Schweiz' (Perthes, Gotha). Der Heidelberger Hochschullehrer hat darin zwei Aufsätze über Burckhardts politisches Vermächtnis und die Entstehung seines Renaissancebegriffs vereinigt, in denen Burckhardts unabhängige und große Persönlichkeit scharf und sicher herausgearbeitet wird. Ein Geschichtswerk, der Burckhardtschen ‚Kultur der Renaissance' in der Form ebenbürtig, dem Inhalt nach sich mit ihr berührend, in der Schilderung der Gegenreformation das Schauspiel der Überwindung der Renaissance bietend, ist Leopold von Rankes historische Meisterleistung ‚Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten'. Daß dieses von Rom zensurierte Werk — und diese Zensurierung beweist, daß Rom sich durch keine noch so hohe und ehrende Anerkennung einnehmen läßt, wenn nicht zugleich das Göttliche in der päpstlichen Institution mit anerkannt wird — in der zwölften Auflage erscheinen kann, bezeugt, wie sehr die Geschichte und Einrichtung des Papsttums heute wieder die Geister anzieht und fesselt. Im Jahre 1834 zum erstenmal bei Duncker & Humblot in Berlin erschienen, stellt der vor Jahren nach München übergesiedelte Verlag gleichsam zur Feier der 125. Wiederkehr seiner Gründung (22. Sept. 1923) diese neue Auflage her, die eine wortgetreue stereotypierte Wiedergabe der noch bei Lebzeiten Rankes im Jahre 1878 erschienenen, vom Verfasser selbst sorgfältig durchgesehenen einbändigen Textausgabe ist. Während diesem hauptsächlich aus den venetianischen Gesandtschaftsberichten gearbeiteten Werke beim ersten Erscheinen von katholischer Seite nichts entgegengestellt werden konnte, was ebenso entschieden, aber allseitiger auf Quellenforschung beruhte, ist uns heute mit jedem neuen Band von Ludwig von Pastors Geschichte der Päpste mehr und mehr die Möglichkeit an die Hand gegeben, Rankes Darstellung nicht bloß korrigierend, sondern auch reichlich ergänzend zu lesen. Wir werden dessen besonders wieder bei dem jüngsten, dem neunten Band, des monumentalen Werkes inne, der den Titel führt: ‚Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration. Gregor XIII. (1572—1585), 1. bis 4. Aufl. (Herder, Freiburg 1923)'. Die richtige Schätzung dieses Papstes, der weiteren Kreisen hauptsächlich durch die seinen Namen tragende Kalenderreform und durch das gegen ihn erweckte Vorurteil sowohl bei den Verschwörungen gegen das Leben Elisabeths von England und bei der Bartholomäusnacht die Hand im Spiel gehabt zu haben, bekannt ist, wird durch Pastors glänzende Darstellung herbeigeführt. Schon der äußere Umstand, daß ihm ein Band von über 900 Seiten gewidmet ist, läßt sein Pontifikat, das durch das vorangegangene des heiligmäßigen Pius V. und das folgende des tatkräftigen und baulustigen Sixtus V. verdunkelt wurde, als eines der bedeutsamsten unter den nachtridentinischen erkennen. So tüchtig und sympathisch seine Gestalt auch schon bei Ranke dasteht, so hat doch erst die neuerdings hauptsächlich durch Pastor in Angriff genommene systematische Erforschung des Päpstlichen Geheimarchivs die Grundlagen geschaffen ‚für eine unbefangene Beurteilung seiner Persönlichkeit wie seines rastlosen Arbeitens'. — Da Pastors Papstgeschichte erst mit dem Ausgang des Mittelalters einsetzt und über das 16. Jahrhundert noch immer nicht hinausgediehen

ist, machte sich schon lange das Bedürfnis nach einer die ganze Geschichte der Päpste bis in die Neuzeit hinein umfassenden übersichtlichen, die neuen Erkenntnisse verwertenden Darstellung fühlbar. Hier sprang der Ordinarius für Kirchengeschichte an der Universität Breslau, Prof. Dr. Frz. X. Seppelt in die Lücke mit seiner der ‚Sammlung Kösel' eingereihten ‚Papstgeschichte von den Anfängen bis zur französischen Revolution' (2 Bände, Kösel-Pustet, München 1921). Das handliche Werkchen, das allen äußeren Schein der Gelehrsamkeit geflissentlich meidet, verrät doch dem Kundigen auf Schritt und Tritt die Sorgfalt, mit der sich der Verfasser alle neuen Forschungen zunutzen gemacht und das Urteil unter ihrem Einfluß gerecht und klug abgewogen hat. Für eine zuverlässige und rasche Orientierung leisten diese beiden Bändchen ausgezeichnete Dienste.

Volks- und Jugendbücher

Noch immer stehen Legenden und Märchen an der Spitze aller echten Volks- und Jugendliteratur. Das wissen unsere Verleger und machen es sich zu nutzen. J. P. Bachem, Köln, druckt in seinen illustrierten Märchenbänden neben Brentanos Gockelmärchen, Legenden von Rübezahl in der Fassung von Musäus und mehreren sehr gefälligen und lustigen Auswahlbänden auch neuere Märchen von Enrica v. Handel-Mazzetti und Angelika Harten und läßt sie durch moderne Künstler farbenfroh und heiter illustrieren. Die Herausgeber, tüchtige Erzieher, wie Forst, Widmann, Kiesgen u. a. verbürgen die Textgestaltung. Der Verlag Datterer & Cie., Freising-München, läßt seine ‚Neuen Märchenbücher' auf einen 9. Band anwachsen, darunter ‚Der Kinder Schlaraffenland', ein Märchen von Otto Ernst, schnurrig und gemütvoll wie eine Appelschnut-Geschichte, illustriert von Arpad Schmidhammer. Jedes der Märchenbändchen trägt seinen besonderen Charakter in Druckbild und Illustrierung. — Cornel Schmitt, längst durch sein Buch ‚Wie ich Pflanze und Tier aushorche' (Datterer & Cie) bekannt und geschätzt, erzählt in dem Buch ‚Spitzhorns Abenteuer in Tümpelhausen (ebenda) die Erlebnisse einer Wasserschnecke mit Fantasie und gutem Humor, aber, was ebenso wichtig ist, auf Grund genauer Lebensbeobachtung, die das mit lustigen und doch gut erläuternden Randzeichnungen und Vollbildern versehene Buch ebenso lehrreich wie unterhaltend macht. — ‚Zeiten und Zonen' nennt sich eine Sammlung von Erzählungen und Märchen des Verlags Hegel und Schade in Leipzig, die mit Bildern ausgestattet, Kellers ‚Spiegel das Kätzchen', Mörickes, Mozarts Reise nach Prag, Défoes Robinson Crusoe und andere Geschichten in schmuck- und abwechslungsreich gebundenen Bändchen darbietet. Mehr als alle genannten fallen die Märchenbücher des Verlags Franz Schneider, Leipzig, durch zweifarbigen Druck und die von Künstlern wie Prof. Hans Looschen, Franz Jüttner und Franz Wacik geschaffenen Zeichnungen und Bilder ins Auge. Die ‚Schwedischen Märchen' von Anna Wahlenberg halten die Mitte zwischen dem reinen Familiermärchen und der Erzählung. Das Märchen von ‚Jöns von Längeboda und der hl. Sebastian' in dem Band ‚Aus Schloß und Hütte' zeigt, wie der Protestantismus in den skandinavischen Ländern mit katholischen Volksvorstellungen weit weniger aufgeräumt hat als bei uns. Auch wo nichts eigentlich Religiöses in diese nordische Märchendichtung hineinspielt, ist sie groß in der Heilighaltung des Lebens und in verzeihender Güte, die der starren Moralität und Konvention gern ein Schnippchen schlägt. Das ist ja auch der Grundton in Andersens Märchen, die in ‚Schneiders Jugendbücherei' mit drei Bänden vertreten sind und deren Sinn die Übersetzerin im Vorwort einmal so ausspricht: ‚Mögen sie von Kaisern und Prinzessinen oder von einfachen Bauern handeln — das eine sagen sie uns immer wieder: Es kommt gar nicht darauf an, was der Mensch ist; wenn er der Kerl darnach ist, bekommt er doch die Prinzessin und den Königsthron. Auch der ärmste Schustersohn (gemeint ist Andersen selber) wurde ja ein König im Reiche der Dichter.' Daß Grimms Märchen in dieser Jugendbücherei sind, ist eigentlich selbstverständlich. Nächst der Ausstattung ist das Eigenartige daran ihre Aufteilung unter Bandtiteln wie diesen: ‚Von Königen und Königskindern', ‚Von glückhaften und geplagten Leuten' u. ä. Die Märchenbücher ‚Auf der Kuckuckswiese' von Klara Hepner, ‚Freunde ringsum' von Sophie Reinheimer und ‚Die Käferschlacht in der Johannisnacht' von dem bekannten Religionsforscher Friedrich Michael Schiele sind pädagogisch einwandfrei. Den nordischen Märchen an Gehalt ebenbürtig, an Formen der Einkleidung reicher sind die Märchen von Elisabeth Dauthendey: ‚Akeleis Reise in den goldenen Schuhen' (Kösel & Pustet) und die ‚Märchen von heute' (Westermann, Braunschweig) machen

es verständlich, daß die Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften diese Dichterin empfahlen. Drängt sich hier schon das Subjektive hervor, so haben wir in den sehr schmuck gedruckten und zart illustrierten Märchen ‚Die verlorene Krone' von Albin Zollinger (Grethlein & Co., Leipzig) Beispiele vor uns, wo nur mehr die Märchenform gewählt ist, um Erdachtes, Erlauschtes und Stimmungen poetisch einzukleiden, so zwar, daß die Fabel und das Naive in Sprache und Ton oft nicht ganz miteinander im Einklang sind. Hingegen weht es durch das seltsame Buch ‚Wenn der Gärtner kommt' von Margarete Windthorst (Volksvereinsverlag, M.-Gladbach), obwohl der Inhalt weit über alles Märchenhafte hinauswächst, doch wie süßer Märchentraum. Wer anders könnte der ungenannte Gärtner sein als jener, der sich Maria Magdalena in dieser Gestalt einst genähert hat? In einer Bildersprache von oft geheimnisvoller Zartheit, Sinnigkeit und Innigkeit offenbart sich das Leben der Seele, das wie eine Blume des Gärtners bedarf, soll es nicht welken im Schatten seiner Not. Wo das Märchenwunder sich mit dem Religiösen verbindet, tritt es in eine neue, noch höhere Wirklichkeit und wird zur Legende. Wir begegnen ihr in schöner und echt dichterischer Form in vier Büchern, die unter dem wenigen wirklich Volkstümlichen, das unserer verbildeten und geistig instinktlosen Zeit noch ab und zu beschert wird, mit an erster Stelle genannt werden dürfen. Da sind zunächst die Tierlegenden ‚Das Dreigespann' von Peter Bauer (Kösel & Pustet), dem wir die eigenartige Blütenlese ‚Die Weggetreuen, Ehegedichte aus deutscher Lyrik der Vergangenheit und Gegenwart' (Herder), verdanken und der hier seinem Buben Franz einen Legendenkranz windet aus Erzählungen, die ein an St. Nikolaus gemahnender Alter — denn es ist Weihnachtsstimmung um ihn — einer lauschenden Kinderschar zum Besten gibt. Wie die religiöse Volksphantasie ihre geheimnisvollen Fäden bis ins Tierreich spinnt, mit den Schicksalen der Tiere unsere Erlösung verknüpft sein läßt, sie zu Vorbildern oder heilsamen Mahnern macht, das erfahren wir in diesen Tierlegenden, die geeignet sind, unsere Umwelt für uns zu beseelen und unser Verhältnis zu den Tieren gemüthafter zu machen. Und wie hier in bezug auf das Tierreich, so, und nur noch bewegter und lebendiger in der Form, faßt das feine Büchlein ‚Die Blumenlegende' von Leo Weismantel (Kösel & Pustet), die Legendenpoesie, die um die Gärten von Bethlehem und Nazareth webt, nicht nur neu, sondern vermehrt sie dichtend im Geiste wahrer Natur- und Gottesliebe. Ist die Sprache die eines Dichters und Volkserzählers im besten Sinne, so darf ihm in dieser Hinsicht als ebenbürtig Heinrich Luhmann mit seinem köstlichen Legendenbüchlein ‚Die Heiligen in Holzschuhen und andere Geschichten' (Kösel & Pustet) angereiht werden. Wie es allezeit als ein Großes galt, die Wahrheit lachend zu sagen, so ist es wahrlich nichts weniger als unfromm, das Heilige heiter zu schildern, zumal, wenn die naive Gläubigkeit ihr Amen dazu spricht. Wer es aber glauben will, was da im Himmel mit des Schäfers Holzschuhen oder in Kummershude mit dem hl. Riesen Christoph sich zugetragen, ‚der mag sich mühen, mit dem Herzen zu schauen, auf die Augen ist da kein Verlaß'. So und nicht anders wollen diese Geschichten Luhmanns gelesen sein. — Ernst und feierlich und doch mit lyrischem Schmelz in der Stimme erzählt Marga Thomé die alten unverwüstlichen Legenden von Josaphat und Barlaam, von St. Gertruds Minne, von Medardus, Hubertus, Thais u. a. unter dem Titel ‚Das unsichtbare Reich' (Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach), und man hört ihr gerne zu. Wie diese Legenden ihre bildende Kraft einst an der Seele unseres Volkes erwiesen, so vermögen sie auch heute noch, trägt ein Berufener sie vor, die Herzen zu beglücken und zu bessern.

Die scheinbar so einfache und doch so schwere Kunst des volkstümlichen Erzählens wird heute fast nur noch in den Teilen unseres Volkes geübt, die irgendwie aus einer religiösen Tradition leben und daher ein echtes, weil naives Gemeinschaftsgefühl haben. Auf katholischer Seite war der Faden selbst durch das 19. Jahrhundert hindurch nie ganz abgerissen, wenn auch zeitweilig etwas dünn gesponnen; aber neuerdings hat er wieder eine ansehnliche Stärke, und wenn uns gar einige Erzähler größeren Formates noch als dieser Luhmann oder die älteren, Kümmel und Mohr, etwa von der Art Wittigs beschert würden, so könnte von da aus noch einmal eine Auffrischung unserer Dichtung kommen. Inzwischen wollen wir uns der kleinen, aber echten Begabungen freuen, unter die wir auch die Verfasserin der ‚Leute von der Rauhen Alp', Maria M. Schenk, rechnen, die ihre Leser neuerdings mit der altmodischen Geschichte ‚Vom kleinen Lehrer und seinen drei Tugenden' (Herder) beschenkt. Aber gerade diese und

so manche ähnliche Erzählung macht uns doch auch wieder fühlbar, an was es diesem Erzählertum noch gebricht, um die letzte Weihe empfangen zu können. Es schreibt noch allzu bewußt fürs Volk, und so kommt doch oft ein Ton hinein, der dem mit feinerem Gefühl Lesenden nicht aus der Sache zu stammen scheint, sondern an den Stoff um des volkstümlichen Zweckes willen von außen herangetragen wird. Theodor Storm sagte einmal, wenn man für die Jugend schreiben wolle, dürfe man nicht für die Jugend schreiben, und er meinte damit, es sei viel wichtiger, einen ‚Stoff zu finden, der, unbekümmert um das künftige Publikum und nur seinen inneren Erfordernissen gemäß behandelt, gleichwohl wie für den reifen Menschen, so auch für das Verständnis und die Teilnahme der Jugend geeignet‘ sei. Ganz das gleiche gilt für die Volksliteratur. Die Absicht darf dem Buch nicht in Tonfall und Sprechweise an der Stirne stehen; Stoff, Gehalt und Form müssen sich bedingen, sonst ist das Buch vielleicht für die niederen Stände und für eine bestimmte Sorte von Jugend, nicht aber für das Volk und die Jugend geeignet. Ein echtes Volksbuch muß der Gebildete mit gleicher Freude wie der einfache Mann aus dem Volke lesen, und was ein richtiges Jugendbuch ist, das darf auch einen Erwachsenen nicht langweilen. Beispiel und Gegenbeispiel in krasser Form liegen uns in zwei Bänden der ‚Lebensbücher der Jugend‘, herausgegeben von Dr. Friedrich Düsel, vor (Westermann, Braunschweig): Hansis Vorfrühling. Von Li Maria Heckel und Theodor Storm, Märchen und Erzählungen in Auswahl. Es ist tausend gegen eins zu wetten: das erste Buch wird jeder geschmackvolle erwachsene Leser — und hoffentlich auch jede junge Leserin, die das Herz auf dem rechten Fleck hat — als ein fades Gemächte schon nach den ersten Kapiteln ebenso gewiß beiseite werfen, wie er von dem zweiten nicht mehr los kommen wird, ist er auch nur ein paar Seiten tief in diese glückliche Auswahl eingedrungen. Der Umstand, daß der ‚Pole Poppenspäler‘ nicht mit aufgenommen wurde, macht sie auch vom konfessionell-pädagogischen Gesichtspunkt aus völlig einwandfrei.

Die Meister in Ehren, aber sie haben ihr Gutes oft nur gegeben, wenn man es von ihnen forderte. Eine Runde, in der er willkommen ist, gehört zum Element des rechten Erzählers, und ist es auch nur der Rahmen eines Jugendbuches, in den er sich hineingestellt sieht, so hat er seine Hörer doch geistigerweise vorm Auge, und das beschwingt seine Feder. Als vor einem Jahre Gustav Keckeis unter dem Titel ‚Der Fährmann‘, ein Buch für werdende Männer‘ herausgab (Herder), da war es zu spät, um in unserem Weihnachtsheft noch davon zu sprechen. Aber das Buch sollte ja ‚mehr als eine flüchtige Gabe‘ sein, und so mag heute, da sich der Tag seines Erscheinens jährt, ausgesprochen werden, wieviel ein kluger und geschickter Herausgeber dazu beitragen kann, tüchtige Kräfte ins Feld zu rufen. Ein solches Sammelbuch wird sowenig wie eine Zeitschrift in sämtlichen Beiträgen die gleiche Höhe halten; aber da für das Urteil die untere, und nicht die obere Grenze entscheidet, darf das Ganze als eine Leistung bezeichnet werden, die die Veröffentlichung in besseren Tagen als Jahrbuch fortzusetzen nicht immer leicht machen wird. Denn über diesem Band stand zweifellos ein guter Stern, und es will scheinen, als ob der neue Gedanke, für unsere heranwachsende männliche Jugend in schwersten Tagen unseres Volkstums eine befeuernde Tat zu tun, den Herausgeber und seine Mitarbeiter in gleicher Stärke erfüllt habe. Sein eigener Beitrag ‚Begegnungen mit dem Leben‘ zeigt ihn nicht nur erzieherisch, sondern auch erzählerisch der Aufgabe gewachsen. Es ist nichts Mittelmäßiges in dem stattlichen, mit gutem Geschmack illustrierten Band, und es ist hundert gegen eins zu wetten, daß er nicht nur allenfalls bestehende Vorurteile gegen derartige Kollektivarbeiten besiegt, sondern sogar freundliche Erwartungen übertrifft. Auch reife Menschen werden ihre Freude daran haben. Man lese den einleitenden und den Schlußbeitrag und beurteile darnach das Ganze; was zwischen inne steht, fällt dagegen nicht ab.

Franz Herwig, der die einleitende Erzählung ‚Ferdinand de Magellan, eine Heldenlegende‘ beigesteuert hat, gab damit zugleich eine vollwertige Probe für ein anderes im Erscheinen begriffenes größeres Werk seiner Feder, das er ‚Deutsche Heldenlegende‘ (Herder) nennt. In 14 Erzählungen, die, nach den bis jetzt vorliegenden drei ersten Heften (‚Der Führer‘, ‚Der Namenlose‘, ‚Widukind‘) zu urteilen, mehr als nur gute Nacherzählung alten Stoffes, die ihrem dichterischen Gehalt nach sich als Neuschöpfungen, wenn auch mit Anlehnung an bekannte Gestalten geben, in 14 solcher Erzählungen soll dem deutschen Volke, und seiner Jugend zumal, der heldenhafte Mensch in den mannigfaltigsten Lebens- und Schicksalslagen vor die innere Anschauung treten, doch so, daß zugleich

mit seiner Phantasie auch die sittlichen Kräfte in ihm geweckt und beflügelt werden und er in dem Heldentum, das in jeder Menschenbrust schlummert, die edelste Bewährung hohen Menschentums erkennen und lieben lerne. Die Sammlung erscheint in vierzehn Einzelheften und wird folgende Helden vorstellen: König Otto und sein Sohn, Friedrich Rotbart, Maximilian, Albrecht Dürer, Jan van Weerth, Friedrich der Große, Andre Hofer, Yorck, Heinrich von Kleist, Bismarck, der deutsche Mensch im großen Krieg. Nach den ersten Gaben dürfen wir die Erwartungen hoch spannen. Möchten, bis wir noch einmal auf das Werk zu sprechen kommen, recht viele Hefte in den Händen unserer Leser sein! —

Ein während des Krieges hervorgetretenes Unternehmen, Bongs Jugendbücherei hält, was es mit seinem ersten Band ‚Gemälde und ihre Meister, die unsere Jugend kennen sollte', versprochen hat. Die Bände enthalten sich aller unsachlichen und vorgreiflichen Tendenzen. Das spricht für eine pädagogisch kluge Leitung. Wie vieles hat sich doch hier zum Besseren gewendet! Vor fünfzehn oder zwanzig Jahren hätte man Bücher, besonders naturwissenschaftlichen Inhalts wie ‚Leben und Treiben zur Urzeit' oder ‚Seelenleben unserer Haustiere', wenn überhaupt, so doch nur mit Vorbehalten und Warnungen empfehlen können. Sehr selten, daß sie einmal nicht zur Propaganda im Dienste religionsfeindlicher Anschauungen mißbraucht wurden. Die Billigkeit verlangt, festzustellen, daß weder in dem erstgenannten Buch von Dr. O. Hauser, noch in dem zweiten von Dr. Th. Zell auch nur ein Versuch gemacht ist. In anregendster Form werden Ergebnisse der Höhlenforschung und der Tierbeobachtung mitgeteilt, ohne sachfremde Folgerungen daraus abzuleiten. Die Phantasie auf erziehlich und belehrend fördernde Verhältnisse hinzulenken, sind die Bände ‚Unter den Wilden. Entdeckungen und Abenteuer'. Von Dr. Adolf Heilborn und ‚Im Wunderland der Technik'. Von Hans Dominik geeignet. Gerade die technischen Errungenschaften sind Dinge, mit denen auch die mehr geisteswissenschaftlich interessierte Jugend zeitig vertraut werden sollte. Die Bände ergänzen sich vortrefflich. Von sechs im ganzen ist je eine Hälfte der Natur und der Geisteswissenschaft gewidmet. Während sich zu dem Band ‚Berühmte Musiker und ihre Werke' mehrere namhafte Fachmitarbeiter zusammengefunden haben, ist der Band „Deutsche Dichter' von Felix Lorenz so bearbeitet, daß er alle die Dichter, ‚die unsere Jugend kennen sollte', sich mit köstlichen Proben gleichsam zu Gast geladen hat: eine recht glückliche Form, unserer Jugend ohne die herkömmliche bibliographische Langeweile die Dichter schmackhaft zu machen. Die Auswahl ist interessant und kann für sehr vieles musterhaft genannt werden. Alle Bände sind gleichmäßig, in bezug auf die farbigen und schwarz-weißen Bildbeigaben mehr oder minder reich, aber immer gut ausgestattet. Weniger auf eine kurzweilig unterhaltende als systematisch belehrende Einführung in die Naturwissenschaften ist Teubners naturwissenschaftliche Bibliothek angelegt, für unsere heranwachsende Jugend und für Naturfreunde bestimmt. Dem ‚Geographischen Wanderbuch' ist ein ‚Geologisches Wanderbuch' bereits in zweiter ergänzter Auflage von Prof. Karl G. Volk gefolgt, das mit 201 Abbildungen im Texte außerordentlich anschaulich und dabei wissenschaftlich zuverlässig in das Verständnis unserer Erdbildung einleitet. Gleichfalls eine auf weitere Kreise zugeschnittene Sammlung ist ‚Kultur und Welt' (Bibliogr. Institut, Leipzig), die einen mit 26 Abbildungen und 6 Tafeln illustrierten Band ‚Kleine Schriften' von Alfred Brehm bringt. Brehm, der zu unsern guten Prosaisten gehört, verdient um seiner klaren und einfachen Sprache willen immer wieder gelesen zu werden. Diese Bilder aus dem Tierleben und Reiseskizzen eines Naturforschers haben den ganzen Reiz seiner großen Werke und bereiten ausgezeichnet auf die Beschäftigung mit ihnen vor.

Reclams Universal-Bibliothek, schon in guten Zeiten ein Schatz für unser Volk, erfüllt heute eine ganz unschätzbare Mission, nicht zuletzt in den Büchern für die Jugend, von denen Campes ‚Theophron, Ein Ratgeber für die Jugend' in der Würfelschen Bearbeitung das jüngste ist. Ein neues Unternehmen sind Reclams Reihenbändchen, die für den Grundpreis von 10 Pf. Bestes bieten aus unseren Märchenlegenden und dem Erzählungsgut großer Meister. Es erscheinen jeweils Reihen von 12 Heftchen mit je 32 Seiten, von denen man auch dann gern noch eines in die Tasche steckt, wenn man die Gesamtausgaben hat, denen die Erzählung oder die Verse entnommen sind.

Als ein echtes Kindervolk hat sich das deutsche nicht bloß mit seinen Spielwaren Weltruf gewonnen, sondern auch an Kinderbüchern soviel Schönes und Wertvolles geschaffen wie kein anderes. Hielten es doch viele seiner besten Dichter und Künstler nicht unter ihrer Würde,

ihre Muse und ihr Können selbst in den Dienst der Kinderstube zu stellen. ‚Klein Irmchen‘ nennt sich ein Kinderliederbuch, zu dem kein Geringerer als Christian Morgenstern die Verse und Josua L. Gampp die Bilder beigesteuert haben (Bruno Cassierer, Berlin). In der Form köstlich; inhaltlich leider oft leer. Weihnacht ist nur mehr ‚das Fest‘ und sonst nichts. In den ‚Stuttgarter Kinderbüchern‘ (Dieck & Co., Stuttgart) begegnen wir gleich in der ersten Nummer: ‚Bärentanz und Affensprung‘ Dichtern wie Güll, Kopisch, Rückert, Seidel, Sturm u. a. und in ihren Versen Kinderseligkeit und -lust. Der V Scholz in Mainz, der sich um Pflege des Kinderbuchs sowie heiterer belehrender Kinderspiele (von denen sonders die literarhistorischen, kunstges lichen und geographischen Quartetts hervorzuheben sind) Verdienste erw hat, fährt fort, neben den textfreien B büchern in Leporello- und Buchform ‚Künstlerischen Volksbilderbü herauszugeben, mit denen er einen zu tester Verbreitung geeigneten guten geschaffen hat.

Unsere Bilder

Zu dem Bilde von Hugo van der Goes ‚Anbetung der Hirten‘ verweise wir auf den Text Seite 328 dieses Heftes. Hans Franke, der Schöpfer des Bilde ‚Ruhe auf der Flucht‘, ist ein noch junger schlesischer Maler. Seine Kunst ist za und leise, aber eindringlich und vor allem ursprünglich. Mag man auch entfernt a Runge oder Caspar David Friedrich erinnert werden, Abhängigkeit im Sinne bewußte Anlehnung ist nicht da. Die ruhevolle Versunkenheit in diesem kleinen Meisterwerk wirk auf den Beschauer mit suggestiver Kraft. Zeit und Ewigkeit stoßen darin gleichsa fühlbar aneinander.

Zu dem im Oktoberheft erschienenen Rundschauartikel „Lateinischer Block un Rheinland“ teilt uns die Mailänder katholische Universität mit, daß „Vita e Pensiero“ keine Publikation der Universität ist, noch in ihrem ganzen Umfang von Professoren de Universität redigiert wird. Wir behaupteten freilich auch nur, daß die Zeitschrift vo Professoren der Universität herausgegeben wird. Genelli, Necchi und Olgiati, die al Herausgeber zeichnen, sind Professoren der Universität.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Friedrich Fuchs und Dr. Otto Gründler, beide München.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Paul Siebertz in Wien VI, Capistrangasse 4.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten,** Bayern.
Alle Einsendungen an Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, wird keine rechtliche Haftung übernommen. Porto für Rücksendung ist beizufügen.

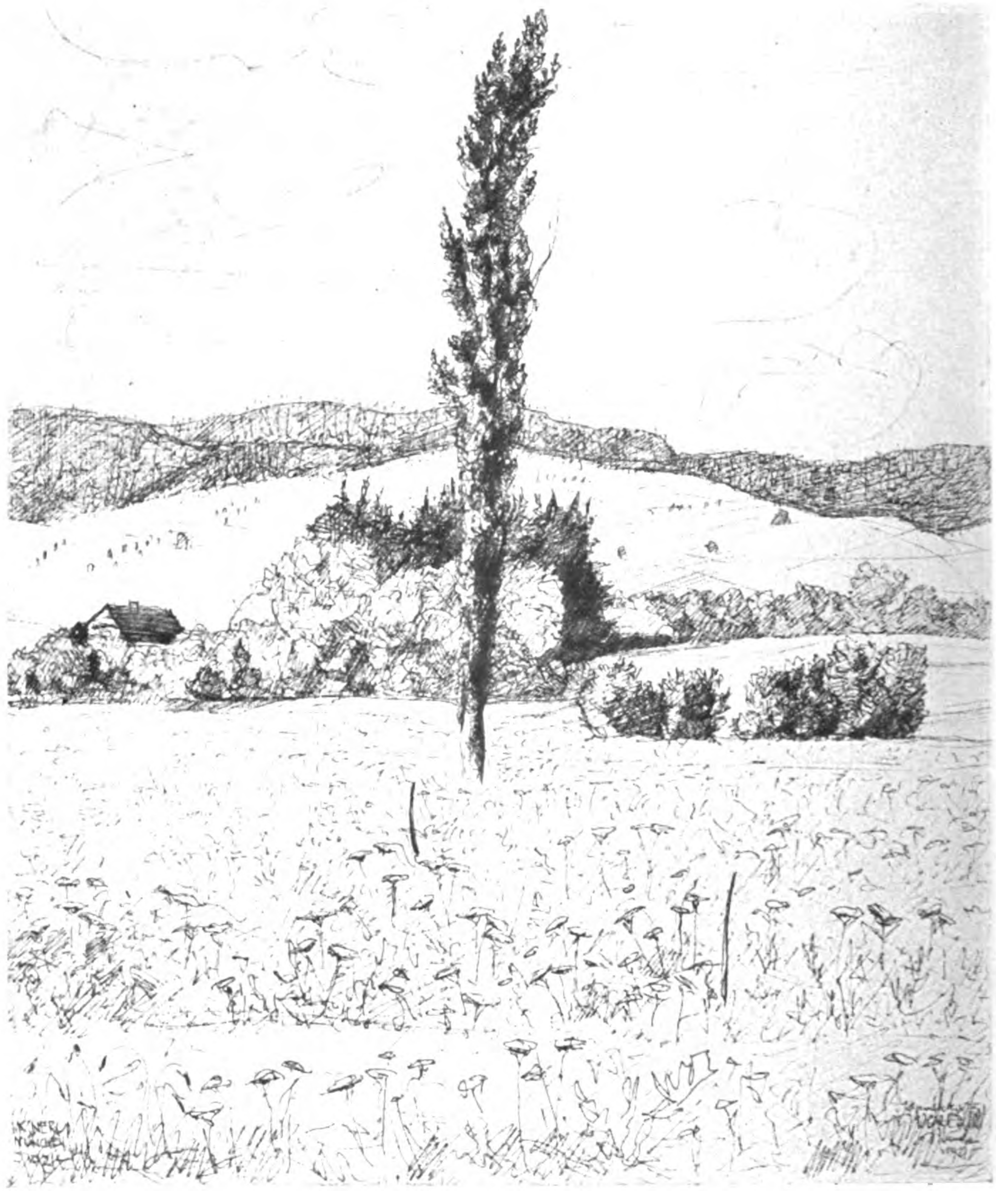
Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur u. Kunst · Herausgegeben von Karl Muth

Viertes Heft 1923/1924 * Einundzwanzigster Jahrgang

Januar

Jos. Köselsche Buchhandlung München u. Kempten



Josef Karl Nerud / Aus den Innauen

Nationalismus und Pazifismus
Von Ernst Kemmer

Wenn wir unsere Zeit verstehen wollen, ihre Größe und ihre Schuld, dürfen wir nicht an der Peripherie ihrer Erscheinungen haften bleiben, sondern müssen den Dingen bis auf den Grund nachgehen. Unsere, d. h. die neuere Zeit ist ein Ganzes. Sie beginnt mit der Renaissance. Und wenn nicht alles täuscht, sind wir jetzt am Ende des Renaissancezeitalters angelangt. Der Weltkrieg war die letzte reife Frucht des Geistes dieses Zeitalters. Er ist das Ende der abgelaufenen Epoche. Aber er ist zugleich der Anfang einer neuen. Die Krisen, in denen wir uns befinden, sind die Geburtswehen einer neuen Zeit.

All das Elend und all die Schuld dieser Zeitepoche, auch der Weltkrieg, stammen aus dem Geist des Abfalls von Gott. In der Zeit der Renaissance haben die Menschen diesen Sündenfall getan. Das Ich machte sich frei von Gott, es wurde selbstherrlich. Es entdeckte seine Größe und seinen Reichtum, es befreite sich von den Bindungen, die es niedergehalten, an seiner Entfaltung gehindert hatten. Das war notwendig. Es war der Anfang der gewaltigen Entwicklung, die nun in der Geschichte der Menschheit anhebt. Aber es war die größte tragische Schuld, die die europäische Menschheit auf sich geladen, daß sie sich zugleich befreite von der Bindung an Gott. Die Geschichte Europas ist dadurch zu einer Tragödie geworden.

Denn der Renaissancegeist blieb nicht nur eine kulturelle Macht. Er hat sich auch politisch ausgewirkt. Er hat Gott auch aus dem Staatsleben verbannt und an die Stelle der organischen Staatsidee ein rationalistisches Gebilde gesetzt, das sich nach mechanischen Gesetzen ohne Gott zahlenmäßig im Wechsel von Majoritäten auf Grund eines Gesellschaftsvertrages von selbst regulieren soll.

In der äußeren Politik feiert dieser Geist heute seinen höchsten Triumph in der skrupellos auf Vernichtung eines ganzen Volkes gerichteten Politik der Franzosen. Und das Wesen der parlamentarischen Demokratie, die dem geschickten Demagogen, der es versteht, die Massen zu beherrschen, eine mehr als monarchische Macht verleiht, gibt diesem politischen System seine gefährliche Bedeutung. Es hat die Weltherrschaft des internationalen Freimaurertums ermöglicht. Es hat den Dreihundert Männern die Macht gegeben, die nach einem Ausspruch Rathenaus die Welt regieren. Das Deutsche Reich in seiner Verfassung vor 1914 war trotz aller Unvollkommenheiten für die schrankenlose Herrschaft dieser Machthaber ein Hindernis. Darum ist der Weltkrieg geführt worden, darum ist Amerika nachträglich noch in den Krieg eingetreten. Und nun ist das Ziel erreicht. Das deutsche Volk ist in dieses System eingefügt worden. Der internationale Kapitalismus hat jetzt einen Herrschaftsbereich wie nie zuvor.

Wenn man unter Nationalismus diesen in der Renaissancezeit geborenen und nun in seinen extremsten Formen sich darstellenden Egoismus und Gewaltgeist versteht, der die Rechte anderer mißachtet und beiseite schiebt

und nur an sich und an die eigene Macht denkt und nicht an die Pflicht gegen das Ganze, dann hat man recht, wenn man in ihm eine Gefahr für die Gesittung und für die Wohlfahrt der Völker und der Menschheit erblickt und es für eine sittliche Pflicht ansieht, diesen Geist zu bekämpfen.

Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Es hat vor der Renaissance ein christlich-germanisches Weltreich gegeben: das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. In ihm war die germanische Staatsidee und die Idee des christlichen Gottesreiches vereinigt. Die germanische Staatsidee hat das Recht des Einzelnen und das Recht der Gemeinschaft in eine innere Einheit gebracht. Gewiß, der Staat hat nach dieser Idee die Aufgabe, das Recht des Einzelnen zu schützen und zu bewahren. Aber damit erschöpft sich seine Aufgabe nicht. Die Bewahrung von Recht und Freiheit des Einzelnen dient einem höheren Ziel. Sie soll dem Ganzen den Frieden sichern. Hinter den Ansprüchen des Einzelnen auf Recht und Freiheit steht die Idee des Ganzen, das nicht leben kann, wenn nicht dem Einzelnen sein Recht wird. Die Pflicht, Recht und Freiheit aufrechtzuerhalten um des Ganzen willen, wird auch zu einem Band, das die Volksgenossen zusammenhält. Sie setzt an Stelle von einzelnen Gesetzen und Gesetzesvorschriften allgemeine sittliche Normen, sie erzeugt den Gemeinsinn, der nicht in Egoismus wurzelt, sondern zur Höhe einer sittlichen Gesinnung sich erhebt. Sie macht die staatliche Gemeinschaft zu einer Genossenschaft. Und wenn die Germanen nach der Begründung ihrer Stammesreiche das große mittelalterliche Weltreich aufrichteten, so übertrugen sie die Idee von der Freiheit des Einzelnen und dem Frieden des Ganzen von ihren Stammesreichen nun auf das große Ganze der Christenheit. Sie wollten nicht als Eroberer andere Staaten ihrer Macht unterwerfen, sondern im Glauben an ihren Führerberuf Recht und Ordnung unter den Völkern schaffen und so dem Frieden der Christenheit dienen.

Dieser Gedanke von Friede und Freiheit im Völkerleben wirkt mit elementarer Macht im deutschen Geiste fort. Darum hat die Idee von Völkerfriede und Selbstbestimmungsrecht der Völker, die unsere Feinde am Ende des Krieges in einem anderen Sinne und in einem anderen Geiste, als die Deutschen es dachten, formulierten und unter die Geister warfen, auf den deutschen Menschen eine so betörende Wirkung geübt. Darum widerstreben die Deutschen aus der Tiefe der Seele heraus jedem nationalistischen Gewaltgeist in den eigenen Reihen, wenn er die Idee von Friede und Freiheit unter den Völkern auch nur zu mißachten scheint. Darum werden sie auch der Geschichte des deutschen Volkes in der Neuzeit nicht ganz froh, weil auch die Politik der deutschen Staaten dem brutalen Staatsegoismus der neuen Zeit manchen Tribut geleistet hat. Und es werden viele auch des Werkes von Bismarck nicht froh, weil sie unter dem Einfluß der von seinen innen- und außenpolitischen Gegnern ausgehenden Massensuggestion in Bismarck nun einmal den typischen Vertreter der Gewaltpolitik sehen und über seiner rein preußischen Interessenpolitik und seiner virtuosen Handhabung der Methoden der neuzeitlichen europäischen Politik

nicht mehr zur Erkenntnis seiner menschlichen Größe und seiner über alle zeitgeschichtliche Beschränktheit hinausragenden urgermanischen Wesensart kommen, die ihn von einem Renaissancemenschen grundlegend unterscheidet, die ihn auf der Höhe seiner Macht zu einem Wahrer des europäischen Friedens gemacht hat und ihn zum Begründer eines dauernden Friedens hätte machen können, wenn die Epigonen ihn verstanden hätten. Aber — die Idee der Freiheit und des Selbstbestimmungsrechts der Völker und des gerechten Friedens, die unausrottbar im deutschen Herzen lebt, läßt auch die besten und edelsten Kräfte des deutschen Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt sich aufbäumen gegen die maßlose Verhöhnung und Vergewaltigung, die gerade dieser Idee jetzt im Schicksal des eigenen Volkes zugefügt wird. Wenn dieser Selbstbehauptungswille, der mit der eigenen Sache zugleich auch die Sache der beleidigten Menschheit vertritt, Nationalismus genannt wird, dann ist Nationalismus eine gute und gerechte Sache. Und wir müssen das Wort mit Ehrfurcht gebrauchen. Und wer für Wahrheit und Reinheit des Lebens kämpft und in der freien Persönlichkeit die schöpferische Urkraft des Lebens sieht, muß auch diesen Kampf um die Freiheit der Volkspersönlichkeit zu seiner besonderen Sache machen und in der Vertretung dieses Nationalismus in vorderster Linie stehen.

Damit haben wir auch das richtige Verhältnis zur Frage des Pazifismus gefunden. Der Pazifismus ist das Widerspiel dieser zwiefachen Form von Nationalismus. Er ist einmal das Widerspiel des Nationalismus als des Geistes der Selbstsucht und der brutalen Gewalt, aus dem die Kriege in den letzten Jahrhunderten hervorgewachsen sind. Und darin hat er ein sittliches Recht. Er ist aber auch ein Widerspiel der anderen Art von Nationalismus, indem er den völkischen Selbstbehauptungswillen und den Willen, für Recht und Gerechtigkeit zu kämpfen, ertötet. Und damit sündigt er gegen die natürliche Lebensordnung und wird zu einer schweren sittlichen Schuld.

Aber er ist noch in einem anderen Sinne ein Widerspiel dieser doppelten Art von Nationalismus. Er ist eine Parallelerscheinung oder Kehrseite desselben Geistes, der diese zwiefache Art von Nationalismus erzeugt hat. Es gibt einen Pazifismus, der ist geistesverwandt mit dem brutalen und gewalttätigen Nationalismus. Und es gibt einen Pazifismus, der entspringt aus derselben edlen Wurzel, wie der geläuterte und sittlich gebundene Nationalismus.

Es gibt einen Pazifismus, der ist die geradlinige Fortentwicklung des Geistes, der die demokratisch parlamentarischen Staaten geschaffen, der die organischen Gemeinschaften zerstört, die Menschen atomisiert und zu Massen zusammengeballt hat. Er ist eine Form der Überorganisation, die das Leben, das etwas Irrationales ist und sich nicht in ein System einzwängen läßt, reglementieren und damit vergewaltigen will. Das ist der Pazifismus des internationalen Freimaurertums, der das Verhältnis zum organischen Leben verloren hat und die Welt nach Doktrinen gestalten zu können glaubt. Aber dieser Pazifismus ist in seinem Wesen sehr wenig pazifistisch. Er ist

ein Kampfmittel, das das Freimaurertum zur Weltherrschaft erheben soll. Er ist nur eine andere Erscheinungsform des Imperialismus, der die Welt mit Waffen erobert. Er vergewaltigt die Völker nur mit anderen Mitteln, nämlich mit Majoritätsbeschlüssen, wie wir es jetzt bereits in dem sogenannten Völkerbund erleben; er zeigt gerade in unseren Tagen in dem mit allen Methoden wirtschaftlicher und psychologischer Technik gegen Deutschland geführten Kampf, in dem Angriff auf das Leben und das Selbstbestimmungsrecht eines ganzen Volkes, von welch unpazifistischer Geistesart er ist. Er ist unser Todfeind. Er hat den Weltkrieg hervorgebracht, er hat den Weltkrieg verlängert und das Eingreifen Amerikas verursacht, er hat uns im Weltkrieg besiegt. Er hat uns, mit Hilfe gutgläubiger Helfershelfer, wie Förster und Eisner, den Friedensvertrag von Versailles eingetragen, und er will uns jetzt völlig dem völkischen Tod entgegenführen.

Derselbe Geist, der diesen Pazifismus geboren, hat aus sich auch den sogenannten Sozialismus hervorgebracht und damit dem Pazifismus neue Formen gegeben. Er hat nicht etwa die Idee des wahren Sozialismus im deutschen Geiste und die Idee des christlichen Solidarismus erzeugt, sondern den Sozialismus, der Klassenegoismus ist und vom Klassenhasse lebt. Er hat ebenso auch aus sich heraus den Geist der Aufklärung geboren, der sich mit dem Sozialismus verbündet und ihn Gott entfremdet hat, und hat an die Stelle von Gott die Idee von der Güte der menschlichen Natur und der Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geschlechtes im Geiste des Entwicklungsgedankens gesetzt. Und dieser Bund hat dann die sozialistische, auf das Diesseits gerichtete Glückseligkeitsmoral geschaffen, die dieses Glück im Diesseits zum Prinzip des Staates und des Lebens des Einzelnen machen will. Und dieser persönliche Anspruch auf Lebensgenuß hat dann in den Massen einen Geisteszustand hervorgerufen, der ebenso den millionenfachen Mord im Mutterleib verteidigt, wie er den Krieg verflucht, weil er Leben vernichtet und diesem in der Einbildung bestehenden Glückseligkeitsideal widerspricht. Aber er hat mit dieser Moral das Leben nur verflacht und die Stimme des lebendigen Gottes nicht mehr gehört, der dem Leben Gesetze gegeben hat, die sich um diese persönlichen Glückseligkeitsansprüche des Einzelnen nicht kümmern, der das Leben durch Katastrophen hindurchführt und aus unendlichen Tiefen immer wieder erneuert.

Diesem unchristlichen und undeutschen und lebensfeindlichen Pazifismus steht gegenüber eine deutsche, aus Menschheitsidealismus geborene Friedensbewegung. Wir wollen sie absichtlich nicht Pazifismus nennen, um sie von vornherein von dem westeuropäischen und demokratischen Pazifismus zu scheiden und die Gefahr zu bannen, die in der Bezeichnung mit dem gleichen Worte liegt. Sie will, ganz der Tradition des deutschen Geistes entsprechend, Friede und Gerechtigkeit. Sie will eine höhere Organisation der Menschheit im Geist der Liebe und Wahrheit schaffen und eine Geistesverfassung unter den Völkern erzielen, die sich von selbst aus sittlichem Verantwortungsgefühl in diese höhere Ordnung einfügt. Und sie sieht diese höhere

Organisation der Völker auch für eine praktische Notwendigkeit an, wenn diese die Aufgabe lösen wollen, die jetzt in der Entwicklungslinie liegt, nämlich den Übergang zur Weltwirtschaft zu finden.

Diese Bewegung lehnt den Krieg ab, weil sie in ihm ein Hindernis sieht für die Erreichung dieser höheren Organisation der Völker, sie lehnt den Krieg ab, weil sie aus sittlichen Gründen den Geist ablehnt, aus dem die Kriege stammen, und weil sie aus praktischen Gründen im Krieg ein untaugliches Mittel sieht, um Recht und Gerechtigkeit unter den Menschen zu verbreiten. Sie lehnt den Krieg ab, weil sie glaubt, daß gerade durch den letzten Krieg nach den Formen, die er angenommen und nach den Ergebnissen, die er gehabt hat, die Idee des Krieges endgültig vernichtet worden sei; sie lehnt ihn ab, weil sie überzeugt ist, daß sie im Kampf gegen den Krieg der Lebensanregung folgt, die nach dem Willen der Vorsehung von jedem Übel, so auch von dem furchtbaren Übel, das der letzte Krieg darstellt, ausgeht. Ja, sie sieht den providentiellen Sinn des Weltkriegs gerade darin, daß er diesen Lebensantrieb gibt, der das System, aus dem der Krieg entstanden ist, und den Krieg selbst überwinden soll.

Diese Bewegung ist spezifisch deutsch. Und es wäre unrecht und kurzsichtig, die Vertreter dieser Bewegung kurzweg Pazifisten zu nennen und so ihre Ideen, die auf einen organischen Aufbau Europas in der Welt hinarbeiten, gleichzusetzen mit den Bestrebungen des westlichen Pazifismus, die auf die Organisation einer Weltdemokratie im Geiste der westlichen Demokratien, die jetzt die Welt beherrschen, hinauslaufen. Es lebt in ihr der Universalismus, der die Deutschen im Mittelalter, in der Kaiserzeit, zur Führerschaft in Europa befähigt hat, es lebt in ihr aber auch der Universalismus des 17. und 18. Jahrhunderts, der die Deutschen reif gemacht hat für die napoleonische Fremdherrschaft. Es lebt in ihr ein tatkräftiger Idealismus, wie die Welt ihn braucht, wenn ein System, das durch seine Dauer Macht gewonnen hat, überwunden werden soll; es wirkt in ihr aber auch die ganze furchtbare Spannung zwischen Idee und Wirklichkeit, die den Deutschen unfähig zum praktischen Handeln macht und ihn schicksalsvolle Entscheidungen versäumen läßt.

Wir stehen in einer solchen Schicksalsstunde. Es handelt sich darum, daß die deutsche Macht endgültig zerschlagen werden soll und mit der deutschen Macht auch die deutsche Kraft. Macht ist nicht gleichzusetzen mit Gewalt, Macht ist Kraft, die auch dem Guten dienen kann. Gewalt ist Mißbrauch der Macht. Man kann gegen den Gewaltgeist kämpfen, aber man hat ein sittliches Recht, Macht zu erhalten und Macht zu erstreben, um dem Guten dienen zu können. Man kann als einzelner Mensch sich entäußern und opfern. Wenn der einzelne Mensch untergeht, schadet es nicht. Ein Volk aber darf sich nicht opfern. Es wäre ein Frevel gegen die Natur. Das Gesetz von der Erhaltung der Art ist zu tief in die Natur eingeschrieben und mit zu heiligen Verpflichtungen belastet. Und ein Volk kann sich auch nicht opfern. Der Einzelne kann sich opfern, weil er sich zur Höhe einer sittlichen Einheit erheben kann. Eine sittliche Einheit in diesem Sinne kann

ein Volk nie werden. Ein Volk ist ein naturhafter Organismus.. Und wer in der Welt, wie sie ist, mit einem Volke Experimente machen und es von dem Gesetze der Natur emanzipieren will, gibt es dem Untergange preis. Die Friedensbewegung stammt in ihren besten Teilen sicherlich auch aus dem Freiheitswillen; sie ist ein Teil des Kampfes, den der deutsche Geist um die Freiheit seines Volkes und um die Freiheit der Welt führt. Und es adelt den deutschen Geist, daß er nicht um seine Freiheit kämpfen kann, ohne zugleich an die Welt zu denken, daß er den eigenen Freiheitskampf zugleich auch zu einem Freiheitskampf für die Welt machen muß. Aber er ist seiner ganzen Natur nach dabei doch stets der Gefahr ausgesetzt, daß er den Kampf für die Freiheit der Welt voranstellt und den Kampf für die Freiheit seines Volkes darüber versäumt und das Recht seines eigenen Volkes verkürzt. Als gegen Ende des Krieges die deutsche Friedensbewegung aus den letzten Tiefen des deutschen Idealismus hervorbrach, hat sie den Weg doch nur frei gemacht für die Herrschaft der ideenlosen Revolution und für alle Mächte der Zerstörung, die in ihr wüteten, und für all das furchtbare Elend, das sie über das deutsche Land und das deutsche Volk gebracht hat. Darf sie jetzt, wo Deutschland in tiefster Schmach darniederliegt und ein raublüsterner, von Haß und Rachgier und Vernichtungswillen erfüllter Feind unserm ganzen Volke ans Leben geht, das Aufkommen eines gesammelten geschlossenen Freiheitswillens verhindern, ohne den wir unser Lebensrecht und unseren Lebenswert verlieren? Darf sie den Willen zur Tat und zur Selbstbehauptung, der unsere einzige Waffe noch ist, lähmen und dem Sieg aller Mächte der Finsternis den Weg bereiten? Darf sie den Haß, der das objektiv Schlechte und Gemeine vernichten will, der auch eine Lebenskraft ist und ein sittliches Recht hat, abdämpfen? Darf sie gleichgültig zusehen, wie Wahrheit und Recht mißhandelt und die höchsten sittlichen Werte zerstört werden?

Wir stehen historischen Mächten und naturhaften Kräften von gewaltigem Ausmaß gegenüber. Was die Franzosen heute wollen, ist die Fortsetzung einer Politik, die in ihren Anfängen zurückreicht bis auf die Anfänge des französischen Volkes und Staates selbst und seit sechs Jahrhunderten, seitdem sie Macht dazu gewonnen haben, von ihnen mit pathologischem Fanatismus verfolgt wird. Sie wollen die Herrschaft über Mitteleuropa. Völker ändern ihren Charakter nicht, am wenigsten ein von so triebhaftem nationalen Fanatismus beherrschtes Volk wie die Franzosen. Die französischen Katholiken, die von ihrer atheistischen freimaurerischen Regierunz das grausamste Unrecht erfahren haben, haben sich aus nationalem Instinkt im Krieg ihrer Regierung rückhaltlos untergeordnet; sie haben Menschen, deren sittliche Legitimation sie doch selbst nach ihren eigenen Erfahrungen bezweifeln mußten, ohne weiteres alle Lügen und Verleumdungen über Deutschland geglaubt, weil sie in erster Linie Franzosen waren; sie bäumen sich auch jetzt nicht gegen die verbrecherischen Taten eines Poincaré auf, der, soweit man einen einzelnen Menschen für den Ausbruch eines Krieges verantwortlich machen kann, vielleicht die größte Schuld am

Krieg trägt, und lassen sich von der deutschen Kriegsschuld willig überzeugen. Besteht zwischen solchen elementaren Tatsachen und geschichtlichen Kräften und dem gutgemeinten Friedenswort einzelner deutscher Idealisten nicht ein gar zu großer Abstand? Und besteht nicht zwischen dem, was ein Volk, entehrt, geschändet, gequält, in dieser Lage tun muß, und den Worten der Liebe und Versöhnlichkeit, die aus dem Munde mancher Vertreter der deutschen Friedensbewegung kommen, ein gar zu großer Widerspruch? Aus wessen Seele sich in einer solchen Lage nicht der verzweifelte Schrei nach Gerechtigkeit losringt, der scheint die Lage in ihrer ganzen Furchtbarkeit nicht zu fühlen. Und wer in einer solchen Lage nur von Liebe spricht und aus Liebe auch fremde Schuld auf sich nimmt und wieder gutmachen will, nicht aber auch für Wahrheit und Recht kämpft, der erweckt den Eindruck, daß er selber Schuldbewußtsein in sich trägt; und wer die Schuld des eigenen Volkes fühlt, aber die Schuld der anderen Völker nicht sieht oder nicht von ihr spricht, wer nur das eigene Volk anklagt und herabsetzt, aber die Klagen und Anklagen nicht auch gegen die Weltschuld richtet, von der die Schuld des eigenen Volkes nur ein kleiner Teil ist, der macht den Eindruck, daß er mit dem eigenen Volke nicht fühlt, und löst Gegenkräfte und Gegenwirkungen aus, welche die Friedensbewegung um den ganzen Segen bringen, den das, was gut an ihr ist, für unser Volk haben könnte. Sind die Vertreter der Friedensbewegung sich der Verantwortung für ihr Volk bewußt? Sind sie sich der Verantwortung für ihre eigene Sache bewußt? Sind sie sich bewußt, daß in einem Augenblick, wo es sich um Leben und Sterben handelt, derjenige, der sich als Helfer aufspielt und schließlich in der besten Absicht Fehler und Irrtümer begeht, einen furchtbaren Frevel auf sich lädt? Sind sie so sehr frei von aller Eitelkeit und Selbstgerechtigkeit, daß sie in einer so entscheidungsvollen Zeit sich das Recht anmaßen dürfen, in das Recht der über ihnen stehenden Volksgemeinschaft einzugreifen, ohne daß sie um deren innere Zustimmung gerungen haben? Haben sie die Ehrfurcht vor der Majestät der Bluts- und Lebensgemeinschaft, die wir Volk nennen, von der ihr einzelnes Leben und ihr einzelner Intellekt nur ein verschwindend kleiner Teil ist? Sind sie frei von allem Rationalismus und aller intellektuellen Anarchie moderner, atomisierter Menschen, für die Familie und Sippe und Volk nur Worte und Begriffe und keine Wesenheiten sind? Sind sie frei von aller völkischen Entartung, die der Geist der Aufklärung und seine politischen demokratischen Erscheinungsformen in unserem organisch gewordenen und gewachsenen Volk angerichtet haben? Auch die Jugendbewegung, die für Wahrheit und Wirklichkeit eintritt, hat dem Rationalismus unserer Zeit ihren Tribut geleistet. Es gibt auch eine Liebe, die rationalisiert ist. Es gibt Liebe, die ist Natur und Wesenheit, und sie kann sich steigern und veredeln zu übernatürlicher Liebe. Es gibt aber auch Liebe, die ist Unnatur.

Die Friedensbewegung hat ein relatives Recht. Aber auch die Freiheitsbewegung hat ihr Recht. Sie wächst und wird weiter wachsen, und alle Gewalt der Feinde und alle Fehler der Friedensbewegung werden sie nur fördern. Sie kommt aus einem Volke, dessen Seele der Materialismus

verwüstet hat. Und sie nimmt darum mitunter Formen an, die uns erschrecken können. Aber sie ist in ihrem tiefsten Grunde so idealistisch, daß gerade aus ihr die Überwindung des Materialismus kommen wird. Bereits hat sie bewußt den Kampf mit dem Marxismus aufgenommen. Bereits hat sie den Begriff Vaterland neu geboren. Was wir bis jetzt Vaterlandsliebe nannten, das war doch vielfach nur veredelte Selbstsucht oder nicht einmal veredelte Selbstsucht. Aber nun steht das Vaterland vor uns als die Verkörperung der sittlichen Idee vom Recht des überpersönlichen Ganzen, demgegenüber das Recht das Einzelnen ganz verschwindet. Riesengroß wächst diese neue Idee empor. Und alle individuellen Maßstäbe, die wir bis jetzt mitgebracht haben, versagen. Nicht um die Staatsform handelt es sich. Ein neuer Inhalt soll werden. Der deutsche organische Staatsgedanke will wieder lebendig werden, der mechanistische demokratische Staatsgedanke wird versinken. Wird es ein Werk organischer Entwicklung sein? Oder wird auch hier der Krieg wieder der Vater aller Dinge sein?

Die Friedensbewegung kann der Freiheitsbewegung wertvollen Inhalt geben. Aber sie wird es nur tun, wenn sie sich von der Freiheitsbewegung tragen und erfüllen läßt.

Max Dvořák und die kunsthistorische Wiener Schule / Von Josef Weingartner

Auf der Wiener Universität halten schon seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren zwei Professoren kunstgeschichtliche Vorlesungen, deren Namen einen internationalen Klang besitzen, Julius von Schlosser und Josef Strzygowski. Trotzdem denkt niemand an sie, wenn in kunstwissenschaftlichen Fachkreisen der sehr geläufige Ausdruck ‚die Wiener Schule' fällt. Damit ist vielmehr eine bestimmte Richtung kunstgeschichtlicher Forschertätigkeit gemeint, die in den achtziger Jahren durch Alois Riegl und Franz Wickhoff an der Wiener Universität eingeleitet wurde und deren Stärke und Eigenart im engen Anschluß an die historische Methode, im scharfen Blick für die Tatsachen und für ihre kausale Verknüpfung, kunstwissenschaftlich gesprochen in der exakten Stilanalyse und im synthetischen Herausarbeiten zusammenhängender Entwicklungsreihen gelegen war, während die biographische, die kulturgeschichtliche und auch die ästhetische Betrachtungsweise stark in den Hintergrund geschoben oder auch gänzlich ausgeschaltet wurde. Bezeichnend für diese Sachlage ist es, daß Namen wie Muther, Schmarsow, Thode, Strzygowski in der Wiener Schule einen ausgesprochen schlechten Klang hatten, Burkhardt und Wölfflin im Verhältnis zu ihrer Bedeutung selten genannt wurden und nur die nüchternen, aber methodisch schärfer gewappneten Leute wie Bode, Friedländer, Goldschmidt und Karl Justi sich einer häufigen und wohlwollenden Erwähnung erfreuten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Wiener Schule trotz ihrer ausgesprochen einseitigen Einstellung ihrem Fach doch einen unschätzbaren Dienst erwiesen hat, und daß der Kunstgeschichte, dem freien Tummelplatz aller möglichen Schwätzer und Dilettanten, ein methodisches Stahlbad, eine festere Orientierung an der modernen Geschichtswissenschaft gar sehr vonnöten war. Vor allem erwiesen Wickhoffs und Riegls eigene Forschungen die Fruchtbarkeit des neuen Weges. Sie erst haben dem Begriffe der spätantiken Kunst einen greifbaren Inhalt verschafft, haben in der Kunst eines vollen Halbjahrtausends, die bis dorthin nur als Verfallskunst kurz abgetan und nicht weiter untersucht worden war, die eigenen Entwicklungsgesetze, die positiven Werte, die lebendige Triebkraft aufgezeigt und damit auch der Kunst des frühen Mittelalters eine ganz neue und viel organischere Grundlage gegeben. Dabei ist es für die Gepflogenheiten der Wiener Schule recht bezeichnend, daß der Titel der beiden grundlegenden Bücher, in denen das geleistet wurde,* die Spannweite der aufgeworfenen und gelösten Fragen nicht annähernd erkennen läßt, da hier die Behandlung des Einzelfalles nicht den Selbstzweck, sondern nur den Anlaß bildete, gleich die ganzen großen Entwicklungsreihen, von denen er nur ein kleines und zufälliges Glied war, und die bisher im Dunkel lagen, mit weithin

* Wickhoff, Die Wiener Genesis; 1895. Riegl, Das spätantike Kunstgewerbe nach den Funden in Österreich; 1901.

leuchtender Fackel aufzuhellen. In ähnlicher Weise hat Riegl das Entstehen des Barockstils, sein organisches Herauswachsen und seine gesetzmäßige Weiterbildung klargestellt,* während es Wickhoff nicht mehr vergönnt war, seinen mannigfachen Studien über die Malerei des Mittelalters und der Renaissance eine einheitliche Zusammenfassung zu geben.

Trotz ihrer weitgespannten und internationalen Forschungsarbeit vergaßen aber beide Gelehrten auch auf die Kunstdenkmäler der eigenen Heimat nicht. Riegl hatte schon als österreichischer Generalkonservator reiche Gelegenheit, für den heimischen Kunstbesitz einzutreten, und er war es auch, der seine endliche Inventarisierung in die Wege leitete und dafür die methodischen Grundlinien festlegte. Wickhoff dagegen begründete eine großzügige Veröffentlichung der illustrierten Handschriften Österreichs. Zu erwähnen sind auch die von ihm herausgegebenen und damals in allen Fachkreisen viel gelesenen und sehr gefürchteten ‚Kunstgeschichtlichen Anzeigen', eine kleine Vierteljahrsschrift, die der Wiener Schule bequeme Gelegenheit gab, ihr Urteil über die gesamte kunstwissenschaftliche Produktion jener Jahre und im Zusammenhange damit ihre eigene Meinung über die behandelten Probleme rückhaltlos auszusprechen.

Der scharfe Ton mancher Besprechungen, den besonders auch Wickhoff selber liebte, schufen den Wienern zunächst nicht wenig Feinde. Aber es fehlte ihnen auch an lebhafter Anerkennung nicht, und zumal hatten sie in Wien selber wissenschaftlich und praktisch eine starke und unbestrittene Position, und eine ganze Reihe teils schon vorhandener, teils neugeschaffener Posten an den Schulen und Museen und am Staatsdenkmalamt gaben ihren zahlreicheren Schülern bequeme Gelegenheit, am Werke ihrer Lehrer weiterzubauen. Aber bei allem äußeren Aufblühen der Schule stand über ihr doch ein eigenartiger Unstern. Riegl starb 1905, erst 47, Wickhoff 1909, erst 56 Jahre alt. Zwei ihrer hoffnungsvollsten Schüler, Kallab und Dollmayr, waren als Dreißigjährige Wickhoff schon vorangegangen. Der eingangs erwähnte Schlosser stammte zwar ebenfalls aus der Wiener Schule und blieb mit ihr stets in freundschaftlicher Verbindung, ging aber methodisch andere Wege. So blieb nur noch eine starke Hoffnung, Max Dvořák, Riegls Nachfolger auf der kunstgeschichtlichen Lehrkanzel des Instituts für österreichische Geschichtsforschung.

Ich erinnere mich lebhaft, wie ich kurze Zeit nach Wickhoffs Tod einmal Max Dvořák besuchte und in sehr gedrückter Stimmung traf. ‚Sie haben nicht alles miterlebt,' sagte er, ‚aber es ist furchtbar, was über der Wiener Schule für ein Verhängnis schwebt.' Und heute gehört auch Dvořák schon zu den Toten. Er ist im Februar 1921 im Alter von 45 Jahren in den Semesterferien, während eines Erholungsaufenthalts auf dem Lande, an einem Schlaganfall jäh verschieden.

Als sich Max Dvořák 1904 bei seinem Lehrer und Freunde Wickhoff für Kunstgeschichte habilitierte und wiederum als er schon nach ein paar Jahren

* Riegl, Die Entstehung der Barockbaukunst in Rom; 1908.

Extraordinarius wurde, suchte die deutschnationale Studentenschaft durch Lärmszenen seine Vorlesungen zu verhindern, denn Dvořák war von Abstammung und Geburt ein Tscheche. Als er 1921 starb, war er einer der beliebtesten Professoren, vielleicht sogar der beliebteste an der Universität und ein unbestrittener Führer in der ganzen deutschen Kunstwissenschaft. Er war in dieser Hinsicht ein typisches Beispiel für die Arbeit, die im alten Österreich die deutsche Kultur zu leisten vermochte, für ihre werbende Kraft bei den anderen Nationen. Die ersten kleineren Arbeiten, die Dvořák veröffentlichte (1895—1900), finden sich meist in tschechischen Blättern, dann treten die deutschen Arbeiten in den Vordergrund, und nach 1907 hat er überhaupt nichts mehr in tschechischer Sprache publiziert. Eine Kraft wie Max Dvořák der deutschen Wissenschaft zu gewinnen, war jedenfalls eine große Eroberung, und hätten die Deutschnationalen im alten Österreich für ihre wirkliche nationale Aufgabe nur einiges Verständnis gehabt und statt zu schreien und zu verhetzen positiv gearbeitet, wären derartige Eroberungen jedenfalls noch viel häufiger gewesen.

Als Dvořák 1904 seine Lehrtätigkeit begann, hatte er bereits zwei große kunstgeschichtliche Arbeiten, ‚Die Illuminatoren des Johann von Neumarkt‘ und ‚Das Rätsel der Kunst der Brüder Van Eyck‘ publiziert. Daran schlossen sich auf lange Zeit hinaus nur mehr kleinere Aufsätze, teilweise gar nur in Form von Bücherbesprechungen, in denen aber Dvořák jedesmal seine eigene Meinung von den im Buche behandelten Problemen zusammenhängend darlegte. Auf den ersten Blick scheinen diese zerstreuten Blätter nur unbedeutende Bruchstücke zu sein, in Wirklichkeit aber sind es wuchtige Quadern, aus denen sich ein ganzer Bau zusammensetzen läßt, nämlich die gesamte Entwicklungsgeschichte der Formprobleme in der christlichen Malerei vom Anfang an bis ungefähr zur Mitte des 15. Jahrhunderts, die ebenso die frühchristlichen Mosaiken wie die karolingische und romanische Malerei, die Trecentokunst Toskanas, die französische Frühgotik und die alten Niederländer in ein vollständig neues Licht rückt und dabei Jahrhunderte und Nationen umspannende Zusammenhänge aufdeckt, denen sich das ganze schier unübersehbare Material in allem Wesentlichen mit erlösender Leichtigkeit eingliedert und unterordnet. Bei allen Korrekturen, die an den einzelnen Aufstellungen Dvořáks die spätere Forschung anbringen mag, wird es doch sein dauerndes Verdienst bleiben, in der vorher so zerstückelten Behandlung dieses Gebietes das Bewußtsein für die durchgehenden Linien, für die großen Zusammenhänge geweckt und sozusagen zu etwas Selbstverständlichem gemacht und ein für allemal gezeigt zu haben, daß weder die karolingische oder die romanische Malerei, noch Giotto oder Van Eyck oder die italienische Frührenaissance einen eigentlichen Neuanfang bedeuten, sondern daß überall verbindende Fäden durchlaufen.

An den Arbeiten dieser ersten Periode, die sich ungefähr bis zum Ausbruch des Weltkrieges erstreckt, zeigt sich deutlich, daß Dvořák die beiden Begründer der Wiener Schule zu seinen Lehrern gehabt hatte. Er vereinigt

die scharfe Stilanalyse und die feine geschichtliche Einfühlung, die Wickhoff eigen waren, mit Riegls intuitiver Erfassung der entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge in sich zu einer organischen Einheit, und ebenso hängt das verhältnismäßig geringe Ausmaß seiner Publikationen mit einer von den beiden Lehrern übernommenen Erbschaft zusammen. Dvořák übernahm nämlich nicht nur nach Wickhoffs Tode die Redaktion der von ihm begründeten ‚Kunstgeschichtlichen Anzeigen' und der ‚Illustrierten Handschriften', von denen im ganzen sieben Bände erschienen sind, sondern war auch Riegls Nachfolger im Staatsdenkmalamte geworden. Von diesem Augenblicke an wurde ein Großteil seiner Zeit von der Denkmalspflege in Anspruch genommen, die er in Österreich auf eine ganz neue Basis stellte. Unter seiner Ägide wurden in sämtlichen Provinzen die Landeskonservatorenämter sozusagen aus dem Boden gestampft, und mit einer merkwürdigen Zähigkeit, die ein Fernstehender seiner scheinbar weichen Natur nicht zugetraut hätte, wußte er alle Hindernisse, die dieser weitausgreifenden Neuorganisation im Wege standen, zu beseitigen. Unter ihm wurde auch die von Riegl inaugurierte österreichische Kunsttopographie zur Tat. Bei seinem Tode waren 17 große, reichillustrierte Bände erschienen, die in der bisherigen kunsttopographischen Literatur zweifellos einen Höhepunkt bedeuten. Gebührt auch das Verdienst daran in erster Linie den unmittelbaren Bearbeitern, so blieb doch Dvořák jederzeit die organisatorische Seele des weitverzweigten und äußerst kostspieligen Unternehmens, und seinem großen persönlichen Einfluß war vor allem auch die Erlangung der notwendigen stattlichen Mittel zu verdanken.

Hatte also auch der Tod in der Wiener Schule reiche und jähe Ernte gehalten, so stand doch, solange Dvořák noch lebte, eine Säule aufrecht, die das ganze Gebäude auch allein zu tragen vermochte, und aus dem bisher Gesagten ergibt sich deutlich, wie Dvořák die ganze Tradition der Schule aufnahm und konsequent fortsetzte. Aber seine letzte und eigentliche Bedeutung lag doch darin, daß er dabei nicht stehen blieb, daß er die Schultradition nicht nur weiter-, sondern schließlich auch über sich hinausführte, daß er ihren geistigen Horizont in den letzten Jahren seines Schaffens ganz wesentlich erweiterte.

Es wurde schon oben angedeutet, daß die Stellung der Wiener Schule von Einseitigkeit nicht frei zu sprechen war. So sehr die Schärfung und Vertiefung der historischen Methode der Kunstwissenschaft nottat, so brachte doch die fast ausschließliche Pflege der Stilanalyse und der Formenentwicklung einen ausgesprochen formalistischen, fast könnte man sagen materialistischen Zug in die ganze Forschertätigkeit. Auch Dvořáks Schriften bildeten hierin keine eigentliche Ausnahme, wenn sie auch von jeher die geistigen Zusammenhänge stärker betonten als die seiner Lehrer. Im letzten Jahrzehnt seines Schaffens aber bereitete sich in ihm eine fundamentale Wandlung vor, die etwa mit dem Kriegsende ihre volle, abschließende Reife erreichte. Diese Wandlung bedeutete eine volle Absage an die naturwissenschaftliche Denkweise, eine Überwindung der rein formalistischen Problem-

stellung, eine vollständige Neuorientierung der Weltauffassung im allgemeinen wie des kunstgeschichtlichen Sehens im besonderen, die sich von allem materialistischen Trug- und Blendwerk, von allem Zufälligen und Vergänglichen loslöste und nur mehr auf unvergängliche Werte und auf ein Reich des Geistes bauen wollte.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, spiegelt sich in dieser persönlichen Entwicklung die allgemeine Wandlung unseres Geisteslebens. Nur sind in der Regel die Angehörigen einer neuen Generation die Träger der neuen spiritualistischen Auffassung, während die ‚Konversion' von Männern, die schon im früheren Geistesleben eine führende und vorbildliche Rolle spielten und an denen daher der Gegensatz der beiden Geisteslagen besonders unmittelbar und sozusagen dramatisch zum Ausdruck kommt, immerhin noch eine Ausnahme darstellt. Bei der universalen Geistesbildung und bei den intensiven Beziehungen zu anderen Wissensgebieten, die für Max Dvořák charakteristisch waren, war eben für ihn die Gefahr, sich in sein enges Fachgebiet einzukapseln und sich auf eine einmal übernommene Methode ein für allemal festzulegen, nicht so groß wie für viele andere, und es bot sich ihm leichter Gelegenheit, mit dem lebendigen Fluß der geistigen Entwicklung in Berührung zu bleiben und auch von neuen und außerfachlichen Bewegungen sich anregen zu lassen. Dazu kam ein lebhaftes inneres Interesse für die zeitgenössische Kunst, über die Dvořák zwar weder Vorlesungen hielt noch — mit einer einzigen Ausnahme — Aufsätze schrieb, die ihn aber trotzdem lebhaft beschäftigte und ihm durch ihre Abkehr vom Naturalismus auch für verwandte Erscheinungen in der älteren Kunst die Augen öffnete. Endlich halfen auch die erschütternden Erlebnisse des Krieges und des Zusammenbruchs, der zugleich ein Bankerott der materialistischen Kultur, ein Zeugnis für die selbstmörderische Tendenz des rein materiellen Fortschrittes, der technischen Erfindungen, der politischen Expansion war, fördernd nach, um in Dvořák die Sehnsucht nach einer vertieften und vergeistigten Weltanschauung sich voll auswirken zu lassen. Seine ganze Hoffnung ging auf einen Sieg des Geistes in der nächsten Zukunft. „Heute,' so sagte er in einem seiner letzten Vorträge, den er im Herbst 1920 über Greco hielt, ‚heute steht diese materialistische Kultur vor ihrem Ende. Ich denke dabei weniger an den äußeren Zusammenbruch, der nur eine Folgeerscheinung war, als an den inneren, der seit einer Generation auf allen Gebieten des geistigen Lebens beobachtet werden kann, im philosophischen und wissenschaftlichen Denken, wo die Geisteswissenschaften die Führung übernommen haben und wo auch in den Naturwissenschaften die für felsenfest angesehenen Voraussetzungen des alten Positivismus von Grund aus erschüttert wurden, in der Literatur und Kunst, die sich im Mittelalter und in der Zeit des Manierismus dem geistig Absoluten, von der sinnlichen Naturtreue Unabhängigen zugewendet haben, und schließlich in jener Übereinstimmung aller Ereignisse, die das geheimnisvolle Gesetz des menschlichen Schicksals alle nach der Richtung eines neuen, geistigen, antimaterialistischen Weltalters zu lenken scheint.'

Dvořák wurde es in seinen letzten Lebensjahren förmlich zum Bedürfnis, derartige Bekenntnisse in seine Aufsätze, Vorträge und auch in vertraute Privatgespräche mit seinen Schülern einfließen zu lassen. Denn so sehr er auf dieses neue Zeitalter hoffte, soviel er sich in dieser Hinsicht besonders von einem zeitgemäß erleuchteten Wirken der katholischen Kirche erwartete — er hat dies dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber wiederholt ausgesprochen —, so fühlte er doch vor allem auch selber die Verpflichtung, nach seinen Kräften und auf seinem Arbeitsgebiete auch persönlich für seine neue Erkenntnis und für sein neues Ideal einzutreten und dadurch der neuen Zeit den Weg bereiten zu helfen. Vor allem wirkte sich das in seinen Vorlesungen aus, die immer sehr stark besucht wurden und in glänzenden Analysen nun ganz anders als früher auf den geistigen Gehalt der behandelten Kunstdenkmäler eingingen, ja oft zu förmlichen Predigten der neuen Geistigkeit wurden. Auch die öffentlichen Vorträge waren von ähnlichen Tendenzen getragen, und ich erinnere mich mit Freuden an zwei Vorträge, die Dvořák im Sommer 1920 auf einem Denkmalspflegekursus zu Bregenz hielt, und an den ungewöhnlichen Eindruck, den es auf die anwesenden Lehrer und Geistlichen machte, einen Universitätsprofessor aus Wien, dem in keiner Weise etwa der Ruf des Klerikalismus oder der positiven Kirchlichkeit vorausging, so begeistert von der religiösen Lebensfülle katholischer Gotteshäuser sprechen zu hören.

Vor allem aber wollte Dvořák in weitausgreifenden literarischen Plänen seiner neu gestellten Aufgabe gerecht werden. Eine erste Schrift im neuen Geiste: ‚Idealismus und Naturalismus in der gotischen Skulptur und Malerei' war bereits 1918, ein Vortrag über die barocken Deckengemälde Wiens war 1919 erschienen, und eine Arbeit über Bruegel d. A. war bei seinem Tode gerade im Druck. Außerdem aber beschäftigten ihn größere Arbeiten über die frühchristliche Kunst, über Tintoretto und über Greco, von denen jedoch nur Fragmente und etliche kürzere Vorträge vorliegen. Deutlich zeigt diese Themenwahl, um was es Dvořák jetzt ging, nicht mehr um Knoten- und Wendepunkte neuer Formprobleme, sondern um Perioden vertiefter Geistigkeit, um Kunstepochen und Künstler, die den Ausdruck seelischer und ideeller Werte über die äußerliche Nachahmung zufälliger Natureindrücke stellten und deren Behandlung ihm daher die reichste Gelegenheit bot, seine neue Einstellung auf das Geistige sich rückhaltslos auswirken zu lassen.

Es ist klar, daß bei einer derartigen Wegrichtung die ältere ‚exakte' Tatsachenforschung zugunsten einer ausgesprochen subjektivistischen, intuitiven Erfassung und Zusammenschau der kunstgeschichtlichen Vorgänge, wie sie ja Worringer sogar ausdrücklich forderte, mehr in den Hintergrund tritt und daß hier für die Kunstgeschichte ernste Gefahren lauern, zumal bei Leuten, die nicht wie Dvořák vorher eine so strenge formale und exakte Trainierung durchgemacht haben. Aber anderseits wird damit doch eine solche Erweiterung des Horizontes und eine derartige Überhöhung des geistigen Niveaus erreicht und tritt die Kunstwissenschaft auf diesem Wege

in eine so unmittelbare Beziehung zum wirklichen Leben, zur Not, zum Ringen und zur heiligsten Hoffnung der Gegenwart, daß man die damit verbundenen methodischen Gefahren gerne in Kauf nimmt. Und die größte Tragik bei dem frühen Tode Dvořáks liegt wohl darin, daß der starke Impuls ins Ideale und Geistige, der unserer Zeit und auch noch unserer Wissenschaft dringend not tut und der in des Toten Forscherarbeit und Lehrtätigkeit eben erst mit ganzer Wucht eingesetzt hatte, sich nicht mehr voll verwirklichen konnte.

Besonders schwer aber hat der frühe Tod seine Schüler getroffen. Es ist hier nicht der Ort, Max Dvořák auch als Lehrer zu würdigen; nur soviel sei angedeutet, daß ihn mit seinen Schülern ein selten inniges Verhältnis verband, und wenn es sonst oft genug auf den Hochschulen gefeierte Forscher gibt, die als Lehrer, und gefeierte Lehrer, die als Forscher versagen, so war bei Dvořák beides in seltener Vollkommenheit zu einer untrennbaren Einheit verbunden. Jeder Schüler wußte, daß er in ihm nicht nur einen bedeutenden Gelehrten vor sich hatte, dessen Vorlesungen und Schriften man ein bestimmtes Ausmaß positiver Kenntnisse verdankte, sondern einen Lehrer im eigentlichen Sinn, der mit jedem einzelnen Schüler in unmittelbarem Kontakte stand, ihn auf Grund einer ausgezeichneten Pädagogik in seine eigene Arbeitsmethode einführte und ihm dadurch auch die Möglichkeit eigener und selbständiger Forschung vermittelte. Und der Tod des Lehrers war um so schmerzlicher, als allem Anschein nach niemand mehr da ist, der sein Werk so fortsetzen könnte, wie er selber für Riegl und Wickhoff in die Lücke eingetreten ist. Es leben zwar eine ganze Anzahl tüchtiger Leute, die mit Dvořák oder unter ihm auf der Wiener Hochschule Kunstgeschichte studierten und die nun in zahlreichen verdienstvollen, nur leider oft gesucht schwerverständlichen Publikationen die Methode der Schule praktisch auswerten, aber eine eigentlich schöpferische Persönlichkeit hat sich unter ihnen bisher noch nicht gezeigt. Fast hat es den Anschein, als habe Max Dvořáks letzte Schaffensperiode für die Wiener Schule wohl eine über ihre bisherigen Leistungen weit hinauszielende Steigerung, aber zugleich auch ihren letzten Gipfel bedeutet. Doch steht immerhin zu hoffen, daß die im Gange befindliche Gesamtausgabe seines Nachlasses, auch der durchaus sorgfältig ausgearbeiteten Vorlesungen, seinen Geist über die Schranken der Schule weit hinaustragen und die Kunstwissenschaft auch anderswo dazu anregen wird, mit dem gesamten geistigen Leben und Streben der Gegenwart mehr als bisher in unmittelbare Beziehung zu treten.

Der ungerechte Rechtsanwalt
Von O. Berneder

III.

Es war wohl nirgendwo in einer Stube des ganzen Berglandes stiller als hinter den Fenstern eines großen Hofes, der an die langgezogene Schnur einer Straße gefaßt war und einem riesigen Berge an der Brust lag. Es war der beste Bauernhof sowohl auf- wie niederwärts. Denn im Kirchdorf drunten stand in der Tat kein schönerer. Und oben, wo zwei Bergriesen ihre Steinbaukästen feilboten und ein Kapellchen sozusagen als Spielprobe hingestellt hatten, erst gar nicht.

Suchte einer den fruchtbaren Boden, aus dem sich der Hof zu solcher Wohlbeleibtheit hatte nähren können, so glaubte er gewiß, er rate zu wenig, wenn er nur den diesseitigen Berghang, und zuviel, wenn er den jenseitigen dazu nennen würde. Sie gehörten aber in der Tat für den Bauern zusammen, trotzdem sie ihm von zwei rivalisierenden Bergzügen gespendet worden waren. Den Gipfel des einen Riesen hatte überhaupt noch kein menschlicher Fuß betreten; auf dem andern war bis jetzt nur ein einziger Sterblicher gewesen; vor einigen Jahren hatte ihn, wie man von den Leuten erfahren konnte, ein blutjunger Bergsteiger aus der fernen Hauptstadt zum ersten Mal erklommen. Man erzählte, er habe sich verschworen, auch das zweite Ungeheuer zu besiegen; doch war er bis zur Stunde ausgeblieben. Im Dorfe drunten wurde gemunkelt, daß die heroben auf dem Hof Genaueres über diesen jungen Mann und sein Nichtwiederkommen wüßten. Es wäre aber eine undankbare Aufgabe gewesen, diesen Leuten jetzt mit müßigen Fragen darüber nachzulaufen; ein Wink, wenn nicht mit dem Zaunpfahl, so doch mit der Heugabel, hätte jeden belehrt, daß sie Dringenderes zu schaffen hatten.

Übrigens waren sie heute schon vor der Sonne aus dem Haus und auf die mahdreife Wiese hinüber, die in riesiger Ausdehnung vom Waldsaum in der Höhe bis fast zum Bach herniederhing. Als die Sonne ein Stündlein darauf ihr Funkelaug ins offene Büchlein des Tales steckte, um ihre Morgenandacht daraus zu lesen, fand sie bereits ein Dutzend langer, duftiger Zeilen den Berg herunter gemäht. Und den ganzen Vormittag schrieben die Sensen weiter; sie konnten um Mittag den ersten großen Absatz zuende haben. Es dachte aber niemand daran, hernach den weiten Weg zum Hof zu machen und sich an den eichenen Tisch zu setzen; in den Tagen der großen Mahd wurde auf der freien Flur getafelt und das Tischgebet in den gewaltigen Herrgottswinkel hinaufgesprochen, der im Zusammenrücken jener zwei Bergkolosse entstand. Wie um sich an Höhe zu messen, traten die zwei Riesen da oben hart zueinander; selbst das erfahrene Bächlein kam nur mit Aufgebot all seiner diplomatischen Wendekunst zwischen ihren Füßen durch und gar die Straße konnte sich eines angstvollen Zitterns nicht erwehren. Das wurde in ihrem Zickzacklaufe sichtbar und ganz verstohlen drückte sie sich um das Knie des einen herum;

seine mörderischen Wände fuhren stellenweise lotrecht neben ihr in die Erde. Aber den Namen Herrgottswinkel verdiente die Enge erst durch das Wallfahrtskirchlein, das wie ein Spielzeug von Engelhänden und anscheinend unzugänglich hoch über der Straße auf einem Felsgesimse stand. Wer es besuchen wollte, der mußte von der Straße ab, bevor sie den Fuß des Riesen berührte, und sich einer plötzlich aufgerissenen Querspalte anvertrauen, die wenig vertrauenerweckend hersah. Der leicht übersehene Punkt, an dem dieser geistliche Weg vom weltlichen abzweigte, war von der irdischen Klugheit mit einem Wegzeiger, von der himmlischen mit einem Marterl angemerkt worden. Während indes der Zugang zu dem Kirchlein in steinerner Abgeschiedenheit verborgen lag, zeigte sich das kleine Heiligtum selbst wie eine zur Verehrung ausgesetzte Reliquie zu weitest ins Tal hinunter. Von ferne schien es ein weißes Lamm zu sein, das sich im Gestein verklettert hatte. Man war versucht zu warten, wann es sich erhebe und über die Schroffen hüpfe.

Die Leute auf der großen Wiese hätten sich allerdings keine Zeit genommen, darauf zu warten, selbst wenn sie poetisch genug gewesen wären, um die Kapelle für ein Lämmchen zu halten. Sie waren den Anblick so gewöhnt, daß er sozusagen keiner mehr für sie war. Nur zu gewisser Stunde früh und abends hatten sie ein fröhliches Fensterblinken im Auge; und wenn sie, wie gesagt, zum Mittagsmahle um den verwitterten Flurtisch saßen, behauptete der Bauer mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie daheim den Herrgottswinkel, der aber hier mit keinem Kreuze, sondern von zwei Riesenbergen und der Kapelle davor bezeichnet war. Der Fütterbube, der dem Bauern gegenübersaß, konnte sich auf diese Weise der besten Aussicht in die Landschaft rühmen, allerdings nur soweit, als er das Hindernis von dessen mächtigen zwei Schultern übersah.

Auf diesem doppelt aussichtsvollen Punkte war er heute indes noch nicht. Augenblicklich plagte er sich im Schweiße seiner feisten Backen, um sich als der hinterste in der mähenden Reihe und mit einem Schnittbogen, der seinen Kräften nach um etliche Grade kürzer als bei den anderen war, zum Mittagessen durchzuschinden. Es war für ihn allezeit der Schwerpunkt des Tages und, wenn er es mit wohlgesetztem Fleiß in sich gebracht hatte, auch des Leibes. Mitten in der Zeile fiel es ihm ein: ‚Kommt mir alle Weil vor,‘ — risch! — ‚wenn ich heut' zum Himmel gucke‘ — risch! — er schien sich die nächsten Worte, die er sagen wollte, immer erst abmähen zu müssen — ‚grad wie wenn die Sonne‘ — risch! — ‚ein Knödel wäre‘ — risch! — ‚ein siedender Knödel im blauen, blauen Wasser‘ — risch! — — risch! — ‚so semmelgelb!‘

Er hätte nicht gedacht, daß einer wegen solch unschuldig dahergebrachter Worte so sehr verlacht werden könnte. Er sagte gewiß nichts mehr. Sogar die Mahdzeilen schien heimlich das Lachen zu schütteln, sie wurden auf eine Strecke hin ganz wackelig von Gestalt. Und das Gestichel dazu! — ‚Für einen einzigen Knödel ist aber der Topf etwas groß, he nicht?‘ — ‚Und natürlich denkt der Bub, daß er es sein wird, der ihn verspeist!‘ —

Und er ist doch schon lange wieder still. Was sie nur haben? — Am Ende aber merkte er, daß dieses allgemeine Lachen eine heilsam verzögernde Wirkung auf den Schritt der Mäher übte. Die war ihm so willkommen, daß er alsogleich wieder etwas hätte sagen mögen, worüber sie hätten lachen sollen, wenn ihm nur etwas eingefallen wäre. Übrigens erinnerte er sich eben, der Bauer hat es mit Spässen nicht. Und gerade die letzten Tage, huh, in einen Himmel voller Regenwolken sieht er lieber als dem Bauern ins Gesicht. So etwas Schweres, Steinernes darin. Nur daß kein Wasser über diese Steine träufelt wie sonstwo von den Felsen. Wäre einem natürlicher, es geschähe.

In stummer Kraft und schweigendem Takt schwankte die schwere Staffel der Mähenden wieder talab. Ein breitspuriges Geleise blieb hinter jedem zurück, als führen da unsichtbar fünf schwer beladene Wagen hinab, das Kinderwäglein des Buben nicht gezählt; aber der Bauer mit der schwersten Ladung allen voran.

Wenn es ein Echo des Schweigens gäbe, hätte man streiten können, ob hier auf der Wiese das Urschweigen herrschte und drüben im Hof die Widerstille davon, oder ob es umgekehrt war. — Auf der breiten, niedrig gestuften Stiege des Hofes spielte ein Büblein, das nicht mehr Jahre haben mochte als sein Händchen Finger. Es war noch nicht groß genug, um über das steinerne Ufer des großen Brunnenbeckens in den lockenden Fluß zu sehen. Aber die Zeit, da er schiffbar und gefährlich für den Kleinen wurde, war offenkundig im Anbruch begriffen; schon war er groß genug, mit seinem Schöpfeimer der glatten Flut ins Gesicht zu patschen und ihn halbgefüllt über den Brunnenrand zu manövrieren. Soweit sich der Inhalt dabei nicht über die wassertrutzige Lederschürze ergoß, mußte er sich bequemen, als dünner und langgestreckter Rinnestrahl die ganze Stiege hinabzuklettern. Und jede Kante nahm ihn unbarmherzig übers Knie, ihn abzubrechen, und auf jeder Fläche mußte er sich stets aufs neue zutode fallen. Sein Jammer spritzte in schluchzenden Tropfen umher, und er krümmte sich wie ein flimmernder Wurm und kam in einem kläglich abgemagerten Zustande in der Tiefe an; aber droben stand der Junge und goß voll schönen Lachens im Gesicht noch mehr vom Weinen des Brunnens nach. — Der mächtige Zottelhund daneben war unter dem langen Spiele eingeschlafen. Nur wenn ihm hie und da ein kalter Tropfen an die Schnauze sprang, wischte er sich mit der Tatze phlegmatisch darüber.

Es wäre aber schwierig gewesen, die Stille, so heraußen herrschte, gegen jene abzuwägen, die drinnerhalb von Flur und Stube stand. Denn man durfte weder das Summen etlicher Fliegen noch das Säuseln einiger Töpfchen des Herdes unter die Geräusche rechnen, die schwer genug gewesen wären, des Schweigens Schale zu belasten; so wenig wie Staub die Schale einer anderen Wage beschwert. Es konnte auch der leise Aufschlag der kleinen Perlen Zeit, welche die Uhr an endlosem Faden durch die Finger gleiten ließ, in seiner ewigen Wiederholung kaum mehr als hörbar angesprochen werden. Das erwachsene Mädchen aber, das am Tische saß

und mit dem Rücken in die Täfelung der Wand gewachsen schien, war stiller wie die Ruhe selbst. Denn die Ruhe, wenn sie nicht der Tod ist, pflegt sich von Zeit zu Zeit mit einem Laut des Lebens selbst zu unterbrechen; so wie ab und zu das Felsgewände oben mit einem Steinchen, das es in die Tiefe schickt, gleichsam hörbar seine Höhe nachmißt. Aber nicht die geringste Bewegung und nicht der leiseste Laut bröckelte von diesem Menschenbild wie Stein.

Auf der faustdick eichenen Tischplatte lag ein blanker Briefbogen; wie ein weißes Häutchen Reif, zart und dünn, aber brennend kalt. Das Mädchen schien sich zu scheuen, ihn anzurühren. Dafür langte nah und näher die Sonne danach, die alle Sommertage um die zehnte Stunde das Hochplateau des Tisches eroberte und um die elfte wieder verlor. Aber auch die Sonne wird den frostigen Reif nicht wegschmelzen. — Das blonde Haupt des Mädchens lag zurückgeworfen in der schneeigen Weiße von Kalk, die sich blütenfrisch aus der Knospenhülle des braunen Getäfels schälte. Die Sonne ließ ihren warmen Pinsel versuchend bald am dunklen Ton des Holzes angehen, davon blieb ein großer, heller Flecken zurück; und bald an der Schneeigkeit der Wände; man hätte nicht geglaubt, daß sie noch um soviel weißer werden könnten. Sie wagte es dazwischen auch, einen Strich auf die Wange des Mädchens zu tun. Und wie oft ein Pinsel, wenn die Farben nur flüchtig gemischt worden sind, erst die eine, dann die andere Farbe gibt, so setzte ihr dieser Pinsel aus Sonnenstrahlen eine Tupfe ins Gesicht, als wäre er nacheinander in Gold und Milch und Blut gesteckt. Man konnte wünschen, er möge weitermalen und das schöne Antlitz wie ein sonnenduftig Fresko auf die Kalkwand setzen. Doch es war ihm weiter keine Macht gegeben als zu dieser Tupfe; alles übrige Gesicht verblieb dem Schatten.

Der aber schien sich nicht so sehr von außen als von innen über dieses Antlitz gelegt zu haben. — Eine Welle von Trotzigkeit hatte vielleicht das Haupt so kraftvoll zurückgerissen und dann liegen gelassen, wo es lag, indem sie selbst zerstob; das ist so die Art aller wilden, plötzlichen Kräfte. Nun rannen die Reste dieser stolzen Wallung über das hochgeworfene Haupt zurück und waren müder, schluchzender, rieselnder Schmerz: Soll sie noch länger hoffen, warten und stille sein? Hah! Wie lange noch? Bis ihr der Bub das mühsame Schweigen zerstört? Der Bub, der täglich klüger zum Fragen wird! Über kurz oder lang wird er die Frage tun, die sie nicht beantworten kann: ‚Mutter, sag, kommt der Vater nicht bald, der Vater? Du hast es mir versprochen, Mutter!‘ — Sie hört es schon heute, wie er Mutter sagen wird in einem Tone, in dem er es noch nie gesagt. In einem Tone, der all' Kindesliebe und Vertrauen wie einen Ball auf Fingerspitzen, in höchster Gefahr des Fallens, trägt. O, wie sie den Ton schon heute fürchtet und vor jeder Frage des Kindes erschrickt!

Ja, ja, Mutter heißen ist ein gefährliches Ding. Es hat ein anderes Wort zum Schatten. Ohne Schatten ein Ding ist ein unmögliches Ding.

Wer Mutter mit den Lippen sagt, dem klingt ein Echo im Herzen, das lautet Vater.

Und wenn sich dieser Vater ferne doch zur rechten Stunde noch besinnen würde? Vielleicht in dieser Stunde, da sie ihn zur Rede stellen will! Mit solch einem Worte zu früh wird oft die Tat beleidigt, die schon vor der Türe stand, und sie kehrt um. — Auch liegen vielleicht besondere Umstände vor, die ihn solange verhalten. Ein junger Anwalt muß sich rühren; er steckt gewiß zu tiefst in seinen Rechtsgeschäften; er hat es immer ernst genommen.

Ernst genommen? Ach ja, mit fremden Leuten! Quälend grell flammt ihr der Gegensatz von innen in die Augen, und ach, von innen kann man sie nicht schließen! War er kein Rechtsanwalt, als sie Weibesrechte und die heiligsten Versprechungen von ihm empfing? Warum versagt sein Beruf, wo er am ernstesten zu nehmen wäre? — O Kind, du bist vergessen! Und ich bin es auch! Wie eine Rose hat er sich die Liebe angesteckt. Aber während er über Akten saß und ihrer nicht mehr pflegte, ist sie blätterweis von ihm gefallen. Es wäre vergeblich, ihm zu sagen: hebe sie wieder auf! Denn es ist keine Rose mehr. — Und sie muß dennoch schreiben! An sein Herz, an sein Gewissen! Gott, wie könnte es nur am besten sein?

Zu klagen, ach, und anzuklagen wüßte sie unendlich viel. Wie wenn du im Herbste den Wald betrittst und das dürre Laub unter jedem deiner Schritte schreit, so liegt es von Enttäuschung und Bitterkeit in ihr. Und wie achtsam sie auch selbst darübergehen möchte, die Leute, o, die Leute! — Fünf Jahre schon vertröstet, fünf Jahre keinen Frühling; welche Erde hält das aus?

Im Schwinden all ihrer Hoffnungen ist der Bub das einzige, was wächst. Sein dunkler Scheitel hebt sich hoch und höher an ihrem Leibe herauf; wie der Spiegel einer düster steigenden Flut; von ihrer Schande so dunkel! Und der Bube selbst mit seiner Dunkelheit geschändet; er wird es merken; denn sie werden es ihm zu merken geben. Und er wird weiterwachsen mitsamt jener Schande; wie kalte Flut an seiner Mutter hinauf. Und wenn ihr die Flut an die Hüften reicht, wird es um Halt und Ruhe der Mutter geschehen sein. Oder kann sie besseres von ihm erwarten als Vorwurf und Verachtung, wenn er sich immer deutlicher um den Vater betrogen sieht? Ach, von ihr, die selber nur eine Betrogene ist! — Aber vielleicht, o wie glühend will sie um dieses bitten, vielleicht wird sich der Sohn trotz allem für die Mutter entscheiden, wenn er sie leiden, wenn er sie bitten sieht, und ihr den Vater erlassen und verzeihen, ach ja, verzeihen! Dem eigenen Kinde steht sie ausgeliefert wie dem Gläubiger ein Bürge, der sich in die Schuld eines anderen verwickeln ließ; und dieser andere drückt sich von seiner Pflicht.

Doch nein! Sie leidet's nicht! Sie kann das Kind so arm nicht machen! Könnt' ihm ein jeder Bettelbub, sooft er will, die Zähne zeigen: ‚Hihi, Geld hast du wohl, aber keinen Vater! Deine schwarzen Haare

hast du gestohlen, kein Mensch weiß, wo!' — Lawinenschwer und wie eine Anklage, die kein Gerichtshof der Welt aus dem Weg zu schieben vermöchte, wälzen sich die Gedanken über ihre Seele weg. O wie sie zerschunden dabei wird! Und hochgestaut auf ihrer Zunge steht der Zorn; als sollte sie aufstehen und eine Anwaltsrede tun und sich die Ruinen ihres Glückes aus dem Herzen reden. Hah, wenn sie ein Mann wäre! Wenn sie vor Tausenden stünde! Wenn sie ihn anklagen dürfte!

Das Böglein Papier liegt eben in voller Sonne; es blendet sie: Hier klage an! Schreib' ans Gericht! — Unsinn! Das kann sie nicht! Kein Wort mag sie fremden Leuten davon sagen, was ein Weib an ihrem Muttersein zu leiden hat. Nicht einmal ihm kann sie all dieses schreiben; denn sie liebt ihn ja noch immer. Nein, nein, sie muß etwas anderes finden. Auch ist das Böglein viel zu schmal. Aber sie wünscht es sich nicht größer. Sie muß weitersuchen. Oh, wollt' ein Engel ihre Hand regieren!

Soll sie ihre Liebe zu ihm schicken? Den kleinen, süßen Vogel, dem er einst so gern gelauscht hat? — Ach, er wird im Getöse der Straßen geh'n, wo hundert Wagen rollen; dringt kein Vogellied hindurch! Er ist vielleicht zu Gerichte. Wer weiß, er ficht einen schwierigen Prozeß hinaus; das Böglein brächt' ihn aus der Rede; und er ist so peinlich in seinem Amte! So groß, wenn er redet! Und all' Liebe ein so schüchtern kleines Ding! Nein, nein, das ist nichts Gutes! Die Liebe bleibt bei ihr! Erinnerung, ach, Erinnerung und süße Qual! — Zugepreßten Auges liegt sie eine Weile.

Und wenn sie den Adler schicken tät, ihren Stolz? — Indes, er ist ein Raubvogel, sie darf ihn nicht schicken. Vom Herzen muß sie haben, was sie haben will, nicht von der Gewalt. Und je gebrechlicher der gute Wille jenes Mannes geworden sein mag, desto behutsamer muß sie ihn erfassen.

Oder ist es schon so weit, ach Gott, daß ihr Herz nur mehr die Wahl hat zwischen Brechen und Gebrochenwerden? Was könnte sie schreiben, das versöhnend zwischen beiden Übeln hindurchfände? Wird sie als Weib nicht schon von Anbeginn die Unterlegene sein und die Gebrochene? — Ohne Ziel und Rast rinnt eine wirre Denkflut in ihr nieder. Da bricht es endlich tropfenweise unter den festgeschlossenen Lidern hervor; wie eine Quelle unter einem Strauch von Dornen. Und über den Stufen steht der Knabe und schüttet lächelnd immer neue Flut ins Weinen seiner Mutter: ,O Kind, o Kind! Mein einziges Unglück und mein ganzes Glück! O Guido, Guido!'

Lange liegt sie so. Ohne Laut und Regung. Sähe man ihre Tränen nicht, man könnte meinen, sie schliefe.

Durch die offene Haustüre kam ein kleiner und fast unhörbarer Schritt in den Flur und alsogleich durch die offene Stubentüre zu dem Mädchen hereingestapft: ‚Mutti, essen wir bald?' Der kleine Wasserstraßenmeister setzte seinen Becher auf die nächsterreichbare der rund herumgeführten Bänke. Er selber schritt dem Tische zu, der auf Fragen wie die seine zu

antworten pflegt. Vom Brunnen her liefen ihm die nassen Abdrücke seiner Barfüßigkeit in einer langen Doppelzeile nach.

Die junge Mutter hatte ihren Blick mit einem Rucke aus dem innerlichen Bannkreis gerissen, der ihn so lange gefesselt hatte. Sich anrinnend von Liebe stand ihr Auge voll und offen auf dem Kinde, plötzlich ohne Tränen; wie wenn bergauf schwellend eine stärkere Flut dem Sturzbach entgegenkommt und seine Wellen fängt, so daß gar der Unbändige rückwärts fließen muß. — Dem Mädchen aber war, als sei der Bub bei einer geheimnisvollen dritten Türe herein und mitten in ihrem Haupte erschienen; bei jener Türe, durch die nur ein Kind im Herzen seiner Mutter ein- und ausgeht; wie eine Offenbarung herein, so sicher und befreiend: Das ist's! Ja, so allein läßt es sich schreiben! Die kurze, gerade Wahrheit! An der ihm nichts zu leugnen und nichts umzudeuteln bleibt.

Nun hatte sie die rechte Form; nicht weich von Liebe, nicht gekrümmt von Bettelei, einen Brief von eiserner Wahrheit wird sie schicken. Jetzt, da sie Klarheit über ihr Handeln gewonnen hatte, kam auch sogleich die Rührigkeit des Handelns über sie. Die erstarrte Haltung löste sich in anmutige Bewegung auf; wie eine aus Frostfesseln befreite Blume zu schaukeln beginnt; aber freilich, die innere Frostverheerung ist nicht geheilt damit, und solche Blumen werden nie mehr so fröhlich-frisch wie andere.

Das Mädchen hat den Bogen Papier erfaßt; und der Knabe sogleich die Bedeutung: ‚Mutti, schreiben? — Ich mag zusehen!‘ — Eben zur rechten Zeit hatte er die Bank erklettert und das ausgedehnte Gesichtsfeld des Tisches erobert. Das Schreibgerät hatte von jeher einen großen Zauber auf ihn geübt. Es schien aber leider ein Spielzeug nur für die Großen zu sein, von dem sie ihn eifersüchtig entfernten. Schrieb jemand im Hause, der ließ ihn gewiß nicht heran. Dabei waren sie die Grantigkeit selber und setzten die unlustigste Miene von der Welt auf, als gäbe es kein langweiligeres Spiel, während ihn alle zehn Finger nach dieser Kurzweil kitzelten. Er rückte eng an das Mädchen: ‚O Mutti, ich! ich!‘ — Da legte sie den Kiel noch einmal hin, aber nicht so nahe, daß er ihn hätte erfassen können; vielmehr sah er sich im nächsten Augenblick selbst gefaßt und mit einem zierlichen Schwunge über den Tisch hinweg an ihre linke Seite versetzt. ‚Dummer Bub! Du meinst wohl, ich und du, wir können zusammen mit einer Feder schreiben!‘

So energisch die Versetzung war und so bündig die Begründung, der Knabe hätte keinen Akt der Unfreundlichkeit daraus machen können, auch wenn er ein größerer Diplomat gewesen wäre, als Kinder zu sein pflegen. Denn die kurze, aber innige Zärtlichkeit, mit der sie ihn schließlich an sich drückte, war Muttersprache, die nicht mißdeutet werden konnte.

Augenblicklich grämte er sich aber nur um das eine, daß er schmählich um den Einfluß gebracht worden war, den er jenseits auf die schreibende Hand der Mutter hätte ausüben können. Denn er wird es wohl noch eine gute Weile nicht einsehen, warum dies bunte Strichelmachen nicht auch von zwei Händen besorgt werden könnte.

Man mochte erwarten, daß er seine durchkreuzten Pläne mit einem Tränenausbruch rächen würde; denn dieses Grundwasser der menschlichen Natur läuft ja bereitwillig zusammen, wo ein großer Wunsch gelegen und versunken ist. Aber es zeigte sich, dem Buben saß das Weinen viel zu tief, und er verriet, daß er vom Erdreich der Berge war; in denen liegt das Wasser allezeit viel tiefer als im Erdreich der Niederung. Nur konnte man noch zweifeln, verriet er damit mehr seinen Vater oder mehr seine Mutter. Denn auch eines Mannes stolze Hochgesinnung würde man unter solche Berge zählen müssen.

Übrigens hatte die Erfahrung den Kleinen schon längst von der Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit solch feuchter Demonstrationen überzeugt, soweit er sie gegen seine Mutter ins Werk setzen wollte. Denn diese besaß einen prüfenden Blick von ganz eigener Art, den sie nur in seine Augenbrünnlein zu senken brauchte, um abzulesen, ob ein echter Schmerz darinnen stand oder ob das Weinen nur gepantscht, gefälscht war. Und solchen Falles war sie streng; in noch sovielen Tränen löste sich ihr kieselhartes Nein dann nicht mehr auf. Drum blieb er auch ohne Widerspruch und Widergeste fromm zu ihrer Linken sitzen: ‚Mutti, fang an!'

Sie schrieb die ersten Worte. Schnell und in starken, schnörkellosen Zügen. Aber nach der kurzen Förmlichkeit kam wieder das lange Denken über sie. Was hatte es geholfen, daß sie den Knaben von ihrer Hand entfernte? Nun spürte sie ihn doch wieder unanbringlich darin und konnte mit dem Schreiben nicht voran. — Ach ja, wie könnte sich eine Mutterhand der Kindeshand entwöhnen? Und schwer, unlenkbar schwer von ihm fühlte sie den Arm. — Doch, es ist gut. Der Bube muß hinein. Er ist die Sache aller Tatsachen, die sie zu schreiben hat. Sie blickt auf den Bogen; was steht? Ach wenig; ‚Liebster Guido,' nicht mehr. Aber ist das nicht schon zuviel? Nein, nein! Sie läßt das Wort; auch wenn es fremd hier steht wie ein Blümchen auf nacktem Fels. Und gerade, weil sie steinhart schreiben muß, mag dieses eine zarte Wort hier stehen bleiben; wie ein kurzer, scheuer Kuß von ehedem. Wer weiß, es kann der letzte sein, den sie ihm schreibt.

Sie denkt daran, wie der letzte, den sie ihm gegeben hat, schon so ferne, ferne von ihr ist. Der vornehme Liebhaber hat sich allmählich fremd und immer fremder zu ihr gemacht. Wohl zwei Jahre hat sie die Züge seines Gesichtes nimmer gesehen noch die seiner wohlbekannten Schrift. Meidet er diese Berge um ihretwillen? Fürchtet er, daß der Fehltritt, den er im Tale getan hat, sich rächen würde mit einem Fehltritt hoch an der schroffen Wand? — Sie denkt daran, wie er mit ihrem Messer die Kerbe in seinen schönen Bergstock geschnitten hat, da er siegreich vom Friedhorn herunterstieg. Oh, hätte sie gewußt, daß dieser stolze Sieger mit derselben Ruhe ein Herz verwunden kann! Der Knabe, der von all diesen unübersteiglichen Gedanken nichts wußte, wollte endlich Taten sehen: ‚O Mutti, gib! Du tust ja nicht.' Seine beiden prallen Händchen bot er an. Sie schob sie ihm wortlos und wie ein paar Brosamen, die niemands

Hunger stillen können, über den Tisch hinab, fing aber doch infolge seiner Mahnung zu schreiben an.

In langsamer Schwere ließ sie den ersten Satz auf die Zeilen sinken; wie man wuchtige Balken niederläßt. War sie im Abbruch ihres Glücks begriffen? Weiß Gott, was es wird; sie muß schreiben. Die Worte, die sie hinlegt, scheinen ihr die alten, die ihr so wohlbekannt waren, nicht mehr zu sein. Fast möchte sie ein jedes fragen: Bedeutest du auch das, was ich ihm bedeuten will? So wie dir ein Gesicht aus nächster Nähe plötzlich anders scheint, als du es von der Ferne bisher gesehen zu haben glaubst. Beinahe feindselig sind die Wörter zu den Gedanken, die sie ihnen mitzugeben wünscht. Suchend mustert sie allen Redevorrat durch. Wohl zehnerlei Röcklein probiert sie jedem Gedanken im Geiste an. Und wenn sie das engstanliegende gefunden hat, hängt es noch schlaff und ausdruckslos um den Gedanken herum.

‚Jetzt hast du erst drei Zeilen, Mutti! Ich hätte schon — —‘ Sie schüttet ihm das Redebrünnlein sogleich mit ihrer wiesweichen Hand wieder zu: ‚Sei still! Ich weiß es schon; du hättest wenigstens hundert geschrieben.‘ — Das war seine Lieblingszahl. Was über seine zehn Finger hinausging, das ließ er ein für allemal hundert sein. Die hohe Zahl war ihm das Nest auf hohem Baum, darin er die bunten Vögel seiner Wünsche alle zusammensiedelte. — Die Schreiberin stockte schon wieder. Auch ihre Gedanken flatterten wie Vögel ab und zu. Bald setzte sich einer auf ihre Feder und nickte sie an, als wäre er der einzig rechte. Wollte sie ihn dann schreiben, so war er wieder weg oder doch nicht der gesuchte. Ließ sie den Federkiel ruhen, so saßen die Einfälle reihenweis wie die Sperlinge drauf; rührte sie ihn, um sie festzuhalten, so waren sie auf und davon.

‚Du schreibst schon wieder nicht, Mutti! — Aber jetzt mußt du bald umblättern.‘ Mit der Selbstverständlichkeit einer Quelle, die es nicht anders weiß, durchbrach sein silberhelles Geplauder schon wieder das Schweigen, das ihm eben erst war auferlegt worden. Aber nicht ungern ließ sich das Mädchen die Seele ein wenig kühlen von dem leichtherzigen Gesprudel. Denn in ihrer Brust war schmerzliche Glut und Glut in ihrer Hand. Wie in einem Bohrer, der durch Granit getrieben wird; o wie langsam rückte er voran! Aber sie hat es sich einmal gesetzt: mitten durch muß es sein. Und bis auf den Grund will sie seinem Charakter kommen, selbst wenn sie in dessen Tiefe, wie oft ein Taucher am Boden des Meeres, auf einen Leichnam stoßen sollte, auf den Leichnam seiner Liebe. Auch dann, auch dann! Sie ist gefaßt!

Leicht mit der Hand, aber unendlich mühsam mit dem Herzen schrieb sie weiter. Aber bald wieder stockt sie und seufzt:

O wäre doch wo ein Gerichtshof, der im Namen des Rechts und der verletzten Sitte über ihren Fehltritt niedersäße! Hundert Stunden wollte sie pilgern, daß sie ihn fände, sich ihm zu stellen. Aber es gibt Vergehen, die ihre schwerste Strafe daran haben, daß es keinen Richter gibt, um eine dafür auszusprechen. Möchten es Tausende hören, wie sie gerichtet, ver-

urteilt würde, es müßte leichter zu ertragen sein als dieses heimliche Richten landauf, landab, von dem kein Richter hört; bei dem die Gerechtigkeit, statt vorne dran zu sitzen, nur schandenhalber ein wenig an die Wand gemalt wird. Nein! Noch bin ich besser als ihr es haben wollt! Ihr richtet falsch! Ihr richtet zugrunde, zugrunde!

Wie sich ein Träumender wehren möchte und kann weder Hand noch Waffe rühren, so unterliegt sie täglich wehrlos dem Gericht der Leute, kann nicht davongehen und nicht dawiderreden. Denn wenn sie unter die Leute ginge: Was sprecht ihr so keck herum? Was frevelt ihr so leichtfertig wider meine arme Seele? Wißt ihr denn —? Ach, da würden sich alle stellen, als hätte sie jemand aus dem Schlafe geschrien; würden plötzlich so unschuldig erwachte Augen haben: Was meinst du denn? Wer sagt denn etwas über dich? Und sie reden doch; sie kennt die Falschen. Sie liest es ja in ihren Augen, wie sie in ihrer Seele hämisch grinsen: Aber dieses Jahr kommt er gewiß zurück, der feine Liebhaber dein, der fremde, schöne Bergsteiger? — Ja, wäre es kein Fremder gewesen, sondern einer von den reichen Höfen drunten, einer ihresgleichen, dann hätten sie es vergessen. Aber so wird keine Ruhe mehr.

Doch still! Ja, ja, es ist ein Unterschied; sie hat nicht gut getan. Und sie will auch Ungutes dafür tragen; in Gottes Namen, sie will es. Aber er könnte dem Lügen ein Ende tun; dann wollte sie die Wahrheit gern zu Ende leiden. Sie muß ihm ein Wort davon schreiben. Was weiß einer in der großen Stadt, wie durchsichtig so ein Dörfel ist! Und ein Haus, das viele Fenster in der Sonne hat, verrät sich weitherum; nicht nur, wenn die Sonne aufgeht, sondern auch, wenn sie untergeht. Der Hof war zu angesehen, als daß man die einzige Tochter des Hofes nicht weit in die Runde um ihren Fehler angesehen hätte. Und auch den Vater!

Ach, den Vater! — Wenn er sie doch schelten wollte! Aber stets dasselbe schonende Schweigen, dasselbe Gütigsein gegen sie! — Die junge Mutter weiß ja, daß auch ihm ihre Schande wolkenschwer auf der Seele liegt. Aber immer nur den freundlichen Goldsaum seiner Gedanken läßt er sie sehen und behält alles Düstere für sich. Grau und kraftlos wie Dinge, die unter einem schweren Steine oder an sonst einer lichtlosen Stätte gewachsen sind, kommen die Haare seines Hauptes hervor. Was soll es nützen, ihm von Zeit zu Zeit einen Schimmer Trostes aufzuwecken: Er kommt noch, Vater! Dieses Jahr wird er kommen; habe Geduld! Ich habe ja sein Wort!

O wie wenig hast du, wenn du eines Mannes Wort, aber nicht seine Liebe hast! Eine vergoldete Nußschale ohne Kern; auf einem Regentropfen schwimmt sie davon. Nein, sie will dem Vater nicht mehr davon reden. Er aber, der Säumige, soll es wissen, daß ihr Vater graue Haare hat! Und er soll nicht warten, bis Schnee daraus geworden ist; denn nach einem zugeschneiten Haus ist keine Bahn. Und wenn er kommen will, so mög' er's nicht solang verschieben, bis er zum Herzen ihres Vaters keinen Weg mehr findet! Über Nacht fällt oft der Schnee; wenn er nicht eilt — sie

setzte die Feder hastig an, als könnte sie selbst mitschuldig an der Verzögerung werden.

Doch alsbald stockte sie wieder. Es schien ihr unendlich schwer, aus den Tiefen ihrer gleichsam versunkenen Seele zu schreiben. Wie wenn sich ein Wasser Bahn brechen soll, wo es schon längst nicht mehr geronnen ist. Immer von neuem sieht es sich gefangen, aufgehalten, als müßte die Feder zwischen lauter Steinen hindurch; das machte die Zeilen krumm wie ein Wildbachbett. Minutenlang ringt sie um ein einziges Wort. Ratlos, im Kreise gewälzt, stauen sich die Wässer und Gedanken, und immer neue fließen zu. Wie vieles wäre zu schreiben! Aber kaum etliche Worte davon kann sie endlich zu Flusse bringen; all übrige Flut, von der sie sich vollgedacht hat, bleibt in ihr selbst zurück und der Friede von Wochen wird wieder ertrinken darin. O die bösen Stunden, die ihrer harren!

Aber die böseste jetzt! — Indes, nur noch ein paar Worte! Und keine schwächlichen will sie am Schlusse haben. Ihr Federdruck wird kräftiger und die Buchstaben richten sich höher auf. — Sie ist fertig; es muß genügen. Bevor es ihn reuen kann zu lesen, wird er gelesen haben, das ist gut. Die Kürze ist die Schärfe ihres Pfeiles. Geschwätzige Länge böte ihm nur eine Handhabe, den Pfeil verächtlich herauszuziehen. Er aber soll ihn behalten müssen, behalten! Der Pfeil ist ihre Liebe, ihre stolze, beleidigte Liebe. — Doch nein. Sie besinnt sich. Sie will keine Rache, nur Recht. Und nicht einmal für sich. Es wäre vielleicht noch gar nicht die Zeit zum Rachesuchen, wer weiß; solange man noch Liebe finden kann, nur einen Tropfen Liebe.

Wenn aber keinen mehr? — Unendliche Bitterkeit meldet sich vom Grunde her, gleich der Trübung im Wasser, wenn man zu tief hinuntergegriffen hat. Hah! Wenn sie es sicher wüßte, könnte sie etwas dafür, wenn sie ihn hassen müßte? Hassen mit ihrer ganzen, ja, es ist nicht anders, mit ihrer ganzen Liebe?

Es wäre nicht so widersinnig, wie es klingt; die Regungen der Liebe sind wie die Strahlen der Sonne: eine wundersame Frühlingskraft auf der empfänglichen Erde, eine brennende Kälte im Nichts der Himmelsräume.

Sie hat die Schrift auf dem Blatte vertrocknen lassen. Das Löschpapier wollte sie nicht darüberführen; es wäre ihr vorgekommen, sie nähme ihren Worten die beste Kraft und Entschiedenheit damit fort. — Das war eine neue große Enttäuschung für den Buben. Er hatte mit Begierde darauf gewartet, daß jetzt der weiche, dicke Bogen über die vollgetrunkenen Buchstaben komme und sie mit einem Zauberstrich der Hand in wasserblaue Nüchternheit verwandle.

Also auch mit diesem unterhaltlichen Ereignis war es am Ende nichts und er hatte sich umsonst so brav verhalten; alles hatte sich ohne Beiziehung seiner werkfreudigen Persönlichkeit vollzogen. Schmollend rückte er von seiner Mutter ab. Doch nicht ohne den Bogen Löschpapier, den er von einem Dickicht aller möglichen Striche, Zeichen und Kleckse bewachsen sah; er gedachte allda im Bunde mit seiner Phantasie eine Forschungsreise

nach allerhand Tier- und Dinggestalten anzustellen. Nun war er selbst es, der Störungen zu befürchten hatte; darum verlegte er sich und seine Beute geräuschlos auf einen entfernteren Schauplatz, auf die entgegengesetzte Seite des Tisches, der mit seiner endlosen Breite kein schlechter Schutz vor dem Zugriff der Mutter war. Er wurde auch plötzlich mäuschenstill und schien all seinen Frag- und Redevorrat über Bord geworfen zu haben, offenbar, um seine heimliche Expedition nicht zu verraten.

Wie gut, daß seine Mutter die Augen nicht aus den Zeilen hob. Und wenn einmal, dann nur so flüchtig wie ein aufgescheuchtes Taubenpaar aus der Ackerfurche taucht: mit dem kürzesten Bogen wieder zurück. Ach, wer keinen Tröster als sich selbst besitzt! Ist sich ein Mensch zu wenig im Freudetragen, und gar, wenn es Leidlasten sind! Sie bettelt ihre eigenen Worte an um eine Tröstung: Wird es euch gelingen? — Unruhig legt sie das Blatt von sich. Ihr Auge irrt ohne Ziel und sieht all die Dinge nicht, auf die es fällt. Sie starrt auch wohl in den Brief und weiß es nicht; drückt die Augen zu und weiß es auch nicht. Da steht auf einmal in glühender Schrift ein Wort vor ihr. Doch nein, es ist schon wieder weg, als hätte es Guido gelautet. Eine blutrote Schrift, als wäre es die Warnung einer geheimnisvollen Hand. Zeigt sie ein blutiges Schicksal an? Und für wen? — Ei ja, sie wird es sehen, wenn es sich erfüllt haben wird. Das Verhängnis stellt seinen Wegzeiger stets so hin, daß ihn der Mensch erst lesen wird, wenn er zerschlagen des Weges zurückkommt.

Und sie wurde von dem leeren Zeichen gequält; es war aber nur ein Nachbild aus dem Briefe, auf den sie unbewußt herniedergesehen hatte. Man mußte es der Verwirrung ihrer Seele zugute halten. Wenn Sturmdruck auf den Wäldern liegt, dann stehen die Bäume sämtlich aus der Richtung, daß du am Lot verzweifeln könntest. Und sie war zu allem auch noch ein Weib.

Sie blickte zum Fenster hinaus. Nur um mit anderen Bildern die unheimliche Blutschrift zuzudecken. Aber was nützte es, wenn hundert Fröhlichkeiten durch die Pforte ihres Auges kamen; dahinter stand der Pförtner und beraubte sie ihres schönen Lächelns. — Von drüben ward sie feierlich gegrüßt. Die Bergwiese tat es, mittagsvoll übersonnt in ihrer ganzen, königlichen Breite.

Ruhend lag der Wiesenberg. Er dunstete leicht. Über seine Mitte zog sich die Grenzlinie der geleisteten und noch zu leistenden Arbeit herab, so wie die Mittelfurche über eine entblößte Brust von männlich breiten Maßen. Die Mäher schritten soeben dem Tische entgegen bergauf, die Sense geschultert und in gleichgemessenem Abstand hintereinander, so wie sich jeder ein wenig später als der Vordermann von seiner Mahd gelöst hatte. Nur der Fütterjunge schien mit dem großen Abstand, den er zu seinem Vordermann, der kleinen Magd, bis hieher eingehalten hatte, plötzlich unzufrieden und verkürzte ihn so energisch, daß die solide Proportion der kleinen, fernen Menschenzeile da drüben empfindlich gestört wurde. Aber in Fragen des Hungers setzte sein Proportionsgefühl jedesmal aus; da strebte er ebenso

leidenschaftlich den großen Portionen zu wie in der Arbeit den kleinen. Und so ungern er sonst Fütterbube war, zu solcher Stunde war er's mit Leib und Seele.

Dem Mädchen drüben erweckte der Anblick seiner Gestalt und Handlungsweise nicht die heiteren Gedanken, die er hätte wecken können. Wenn ihr Bub einmal in diese Jahre kam! Da würde er wohl unterscheiden lernen zwischen seiner Mutter und anderen Müttern! Und sie wird verlieren dabei, kläglich verlieren. Oh, lieber wollte sie, er wäre nur ein Hüterbub und hätte dafür seinen Vater! Ja, ein Hüterjunge, der nicht mehr sein Eigen nennt als seines Vaters redlichen Namen und sein einzig Gewandel am Leib! Was hat der Kleine davon, daß sie reich ist und ihn, wenn sie wollte, wie einen Prinzen zu kleiden vermag? Was hätte sie damit geleistet, wenn sie seine Seele nicht bekleiden kann mit dem fröhlichen Bewußtsein, das der ärmste Geißbub stolz in die Schule schreit: Ich heiße, wie mein Vater heißt! Halbnackend steht ihr Bube gegen den verschlissensten dieser Bengel.

Es ist der hellflammende Neid, der sie von dem Lausbuben da drüben nicht loskommen läßt. Aber nicht sie, ein anderer hat die Sünde dieses Neides; nein, sie nicht! Wen könnte sie beneiden und um was, wenn der Treulose geben wollte, was er schuldig ist? Und nur seinen Namen begehrt sie, sein Vaterwort für das Kind. Um keinen Heller sonst ist ihr zu tun. — Oh, er wird der Sünde nicht entkommen! Wenn er auch ein Herr ist und darüber lacht. Da wäre es leicht, zu einem Weibe zu gehen, wenn man ihr allein die Sünde zurücklassen könnte, so einfach wie einen Kuß auf der Stirne und wäre wieder der Ehrenmann.

Ihr Denken wurde immer bitterer. Gut, daß der Brief geschrieben war; er wäre nicht mehr gut geworden. Sie konnte es nicht lassen, noch einmal seinen Inhalt durchzudenken. Es wäre besser, sie lernte ihn auswendig! Aber sie wußte ihn ja; Wort für Wort! Ihr Blick stand noch immer am Berge drüben, als könnte sie aus den Zeilen der Mahd ihr Geschriebenes lesen. Aber da lagen wohl, dachte sie, andere Dinge von Knecht' und Mägden über sie geschrieben. — Unterm Zwange eines durch ständige Selbstvorwürfe überreizten Empfindens argwöhnte sie überall Reden wider sie; und dort, wo ihr Vater den Reden im Wege stand wie da drüben, Gedanken. Die aber mochten noch muskulöser sein, als es Bergbauernsprache schon selber ist.

Während ihr die Ohren nur von der selbsterzeugten Verwirrung klingelten, glaubte sie, es werde ihr von allen Seiten ihre Schande entgegengeläutet. — Wie sie jetzt wieder richten würden bergauf, bergab, wo immer ein Tisch voll um die Schüssel saß. Und sie sollte nicht unter den Gerichteten sein? — Es ist kein Knochen so abgenagt, wenn sie ihn neben den Teller legen, als jenes Menschen Ruf, den sie mit auf den Löffel gebracht. Und sie essen alle aus demselben Napf dieselbe Meinung. Und je süßer die Speise ist, die sie verzehren, desto saurer empfinden sie die Fehler des Nächsten, die sie dareingemengt haben.

Nicht, als ob sie ihr Vergehen kleiner machen wollte, als es ist, o nein!

Und das Urteil der Leute kann gerecht sein, ach ja, sogar gerecht. Aber dennoch scheint ihr, es möchte auch ein gerechtes Urteil sich mit Ungerechtigkeit behaften, indem es statt einmal tausendmal gefällt wird. So wie ein Rammgewicht dasselbe bleibt und doch den spitzen Pfahl immer tiefer in die Erde stößt, weil es ewig von neuem fällt. — Ja, wenn sie ein Mann wäre, mit einer Brust von Stein, da wollte sie der spitzen Worte lachen. Aber Weibsgefühl, unwiderständiges!

Ihr Auge haftete noch immer an der sonnigen Wand des Berges drüben. Die Riesenfläche, auf der sich nichts bewegte; die keinen Baum und Strauch besaß, von dem man sich fernher einbilden konnte, er schaukle sein grünes Krönchen; diese reine, ununterbrochene Erstreckung war sozusagen geschautes Schweigen. Aber das Mädchen empfand das Schweigen der Ferne mit den Augen so wenig wie das der Stube mit den Ohren. Ihre lauschende Phantasie stand unaufhörlich dem Gebraus der öffentlichen Rede zugewendet; so wie sich Kinder ein Schneckenhaus an die Ohren halten und das Brausen des Meeres darin zu hören vermeinen.

Und wenn sie auch längst nicht mehr unter die Leute geht, oh, die Einsamkeit hat auch Stimmen und Gesichter. Es sind die Stimmen derer, die sie meidet; die Augen derer, denen sie nicht unter die Augen geht. Sie ist verdammt, in ewigem Gericht zu stehen, immer nur sie, nur sie! Er aber, hah, er glänzt vielleicht in siegreichen Verhandlungen; er redet vielleicht — oh, sie hat ihn reden gehört — er redet und siegt für fremde Rechte! Und weiß der Himmel, es wird auch einmal ein Weib, ein Mädchen sein, für das er redet; nur sie, nur sie kann selber sehen, wie sie beim Rechtsanwalt zu ihrem Rechte kommt! — Sie reißt den Brief empor und zerknittert ihn beinahe zwischen den Fingern, aus denen die Adern springen möchten vor Fieber und Erregung. Zorn, Verzweiflung, Eifersucht und gebäumter Wille durchschütten sie ununterscheidbar und ohne Widerstand, wie Flut, die sich aus vielen Einbrüchen zugleich in den Schacht ergießt; das wälzte sich wie Wahnsinn durch ihren Kopf. ‚Hah, wenn der Brief nicht schon geschrieben wäre —!‘ Kein einziges Wort darin, das einen Taug und einen Mut hatte, kam ihr vor. Nun wollte sie am liebsten, es hätte jedes seine Kralle. Und sie hätte doch den Adler schicken sollen, der ihm, anstatt zu betteln, mit Schnabelhieben die Brust aufrisse und das Herz zerhackte. Wenn anders das von menschlichem Fleische war und nicht ein Brocken Steines, den die launische Flut der Leidenschaft ihr einmal zugeschwemmt hatte. Wie schade, daß der Brief schon geschrieben war! — Doch nein! Instinktmäßig greift sie, trotz allem eine kraftvoll sittliche Natur, um das entglittene Ruder und reißt sich aus dem Wirbel der Gedanken, die zum Abgrunde ziehen. Denn so konnte es auch nicht recht sein! Sie war von Sinnen! Wußte sie denn, hah, wie schuldig oder unschuldig er war? Nein, nein, nicht schade, es war gut, wie sie geschrieben hatte!

Sie fing noch einmal zu lesen an. Fest waren die Worte, schwer und wohlbedacht. Vor Richtern dürfte der Brief gelesen werden, und

eine Stadt voll Menschen dürfte dabei horchen! Hah! wenn sie sich jetzt vor großem Gerichte gegenüberträten, sie, das Weib, und der Mann, der ein Rechtsanwalt ist; er hat vielleicht noch keinen Prozeß verloren, und wenn er das erste Wort gesprochen hat, weiß er schon, daß er mit dem letzten gesiegt haben wird, der junge, männlich schöne, feuerredige Rechtsanwalt! Und mitten durch den Massentaumel des Beifalls käme sie in den Saal geschritten wie schwarzer Tod, der sich sein Opfer holt. Und wenn sie alle stumm geworden wären von der Seltsamkeit solch eines Gegners, dann würde sie auf einen Platz hintreten, wo die Richter sie deutlich verstehen und der Rechtsanwalt sie wohl erkennen und der Herrgott am Kreuz ihr nicht fern sein würde. Da höbe sie wohl den Blick, aber höher die Hand: Und ich, ich habe auch eine Rede zu sagen! Und ich, ich klage den Sieger an!

Die Stille der Stube dehnte sich in ihr zum Schweigen zahlloser Menschen, die einen endlosen Saal erfüllten. Sie las und glaubte zu reden. Lautlos wurden die Worte auf ihren Lippen sichtbar; die bebten wie unter dem Vorübermarsch Gepanzerter, und ihre Seele zitterte im Takt der schwerschreitenden Worte. Doch war es ein Zittern, aus dem man zugleich die Grundfestigkeit des Bodens hätte herausfühlen können. Und sie wendete um und las nicht anders an der zweiten Seite hernieder und hielt Gericht, Gericht!

Ihr gegenüber indes tummelten sich die Finger des Kleinen selbstvergessen im Gestrüpp der zufällig hingewischten Zeichen, die sich auf dem Löschblatt während seiner langjährigen Dienstzeit angehäuft hatten. Es war erstaunlich, was er alles aus dem Durcheinander herauszugucken verstand. Er hatte offenbar die glitzernde Phantasie der Mutter in der dunklen Tiefe seiner Augen. Das Mädchen hatte übrigens noch immer nicht bemerkt, daß der Knabe von ihrer Seite war und was er trieb. Doch hätte sie ihm wohl nichts in den Weg gelegt, daß er wie ein Jäger durch das Stricheldickicht pirschte und alles herausholte, was an Wald- und Feldgetier den Horizont seiner Erfahrung oder den seiner Bilderbücher bis jetzt betreten hatte. Freilich waren es zumeist nur halbfertige Tiere; steckte das eine mit dem Kopf und das andere mit den Beinen oder sonst einem Zubehör noch in der roten, flaumigen Erde des Blattes verborgen. Es genügte ihm aber, zu wissen, daß es drinnen stak, und was heute noch nicht heraußen war, konnte es morgen sein. Und gerade durch die unbestimmte Verheißung, etwas zu werden, erhalten die Dinge gleich den Menschen oft einen größeren Reiz als durch das, was sie schon sind. So spekulierte der Kleine an seinem Schöpfungsblatte weiter, den Ernst eines Michelangelo im Gesichte: das hier mußte ein Häslein werden, ganz ohne Zweifel; sahen ja seine langen Ohren schon herfür. Und das, ja, das konnte nur sein Duzfreund Bello werden; wie fein! — Immer noch sehr vorsichtig flüsterte er sich die Errungenschaften seiner morgenroten Schöpfungswiese zu, und sein Gesicht war rosig von ihrem Widerschein beleuchtet. Wenn erst noch dazugekommen wäre, was in Mutters Brief

darauf gewartet hatte, von weicher Löschblattzunge abgetunkt zu werden! Er guckte einen Augenblick hinüber; noch glänzten die letzten Zeilen in feuchter Unbehaglichkeit; aber er konnte ihnen nicht helfen. Sie las. Da spekulierte auch er an seinem Spiele weiter.

Es sind vielleicht ihre Liebesbriefe gewesen, scheu und verstohlen rasch geschrieben, die sich auf diesem Blatte schon abgedrückt haben. Dazu vielleicht jene anderen, darin sie bereits hat klagen müssen, daß er nicht kam. Und endlich die letzten Briefe, die sie von ihrem Kinde geschrieben hat; als sie anfing, es zu ahnen, und als sie sein gewiß war; das waren schon Blätter voll Weinen gewesen. Und dann noch einer, als der Knabe gekommen war, ein beschwörender Brief; und dann keiner mehr. Seit Jahren heute der erste. Vielleicht der letzte! — Und während sie noch immer darin liest, kommt ihr wohl manch ein früherer zwischen die Zeilen; wie hätte sie sonst so lange zu lesen? Wie unter der neuen Schrift eines Schildes oft die alte wieder erscheint, so daß das Auge vom Widerspruch der beiden sowohl aufgehalten wie gequält wird.

Und während sie gewissermaßen am eisernen Geländer ihrer Zeilen über die Brücke schwankt, darunter die Vergangenheit leuchtet und nachtet zugleich; und während die Schriftzüge ihrer Hand wie Dornenstränge um sie selber wachsen: unter alledem spaziert der Junge mit hellem Vergnügen durch die Spiegelbilder dieser selben Schicksalsbriefe; die Dornen der Mutter sind sein Rosenhag, und auf dieselben Zweige, in deren Dornigkeit sich ihre Seele windet, läßt die seinige sich nieder und ist ein singend Vögelein, immerzu jubilierend.

Ja, wenn es nur die Kinder wären, die über solche Täuschungen hinweggehen! Doch wenn das Männer tun, mit einem Glück der Täuschungen zufrieden sind!

Die Uhr tat plötzlich einen tiefen, rasselnden Atemzug, der nicht nur eine Lunge von Eisen, sondern auch allerhand Schwächen des Alters verriet, und hob schwerfällig zu schlagen an. Augenblicklich zog die Stille gleich einer angetupften Schnecke die zarten Fühler ein und war beleidigt. Das Mädchen aber kam erschrocken zu sich; ihre Seele, die in der grenzenlosen Ruhe gleichsam vor das Haus getreten war, zog sich jäh zurück, und die Uhr schlug hinterdrein die Türe zu. — Wo war nur die Zeit so schnell hin? Rein versunken wie ein Fluß, der plötzlich im Boden verschwindet. Eilig faltete das Mädchen den Brief und schlug die Hülle darum. Jeden Augenblick konnte der Postwagen vorüberrollen; denn vom Passe nieder pflegte er scharf zu fahren. Und nach dem gab es eine neue Eiligkeit: der Bube und sie hatten noch keinen Mittag gehalten. Es wunderte sie, daß er so stille dabei blieb. — ‚Bubi, komm! Wir warten auf den Wagen, und dann essen wir.‘ Hei, wie flink er diesem Befehle zusprang! Es paßte ein Kätzchen nicht so leidenschaftlich gerne auf die Maus wie er, das Mäuschen, auf den großen, schönbemalten Wagen. Zwei Essenszeiten hätte er dabei verpassen mögen; sein Hunger war plötzlich all in den Guckäugelein.

Gleich unterhalb der Stufen, welche die Hofstiege im steinigen Über-

fluß noch vor das Hoftürchen hinausgezettelt hatte, glitt in eiliger Senkung die große Straße vorüber. Da standen Mutter und Kind am Wege und horchten in das Baumgeäst hinein, das der Obstgarten von beiden Seiten verdeckend über die Straße hielt. Sie hatte in einer Hand den Brief und in der anderen den Buben. Es fiel ihr ein, sie täte eigentlich besser, ihm an Briefes Statt den Buben selbst zu schicken, eine Schrift in Fleisch und Blut, die er nicht verleugnen könnte, weil er sie selbst geschrieben hat. Das müßte jedermann erkennen, der den Vater und das Kind beieinander sähe. Wenn ihr der Bube nicht das Allerliebste wäre! — Der konnte sich gewiß nicht denken, weshalb ihm die Mutter auf einmal das Händchen zerdrückte, daß er es wachsweiß werden sah; so wie ein Ding oft in der Sonne die Farbe verliert. Und die Sonne ihrer Liebe schien über die Maßen kräftig, ja geradezu Stürmens fähig zu sein.

Da bröckelte ein fernes Geräusch die Straße nieder. Die Brocken wurden zuhörends gröber und mehr. Nun nahmen sie auch Farbe an, Postkutschenfarbe. Der Kleine trippelte vor Freude: ‚Heißa, er kommt, er kommt!‘ — Schade, daß sich das spannende Ereignis in solcher Kürze abwickelte! So ging es ihm stets, wenn er den goldenen Faden seiner Erwartung einmal auf eine recht große Spule aufgewickelt hatte. Kaum ein bißchen umgedreht und hingeguckt, war es geschehen. Der alte Postillon war ein Weilchen im Schritt gefahren; schon klappte der Deckel über dem Briefe zu und die Zügel befahlen den Gäulen wieder Galopp.

Noch einmal standen sie, Mutter und Kind. Am Rand der toten Straße, auf welcher vielleicht mehr Schicksale als Menschen gingen. Der Knabe schickte ihm das Auge nach, dem farbigen Gefährt, die Mutter ihre Seele: ‚Helf Gott! Du fährst um Größeres als du meinst!‘ — Der Wagen schmolz, bergunter fahrend, sichtlich zusammen; man konnte sich einbilden, er werde im Dorfe drunten nicht mehr größer sein als ein Spielkarren der Kinder. Es blieb wohl nicht das wenigste von seiner Größe an den unterschiedlichen Baumkronen hängen, welche über ihn wegstreiften. — Nun war es die Mutter, die kein Ende des Nachsehens fand; oder richtiger, kein Ende ihrer Gedanken. Wie die Kutsche früher aus dem Gesichtskreis des Kleinen hinausrollte, so auch früher aus seinem Interesse. Er fühlte den Hunger aus den Augen alsogleich an seinen natürlichen Ort zurückwandern und stellte das unverhohlen fest: ‚Ich möchte essen, Mutti!‘ — ‚So, du möchtest —?‘ Unfertig blieb die Rede stehen; wie ein Krüglein halbgefüllt am Brunnen, das der Wasserstrahl nur von ungefähr trifft. Ihre Gedanken mußten erst wieder zurückfinden zu dem, was ihr der Augenblick darreichte; und sie nahm alsdann gehorsam den natürlichen Befehl des Kindes an: ‚So komm!‘

Sie hätte viel lieber noch lange den Weg hinabgesehen; durchs Dorf hinaus und meilenschnell dahin; dem Wagen nach und dem schwarzen Gleis der Schienen; und dem Briefträger, der das Schreiben durch die Stadt, und dem Diener, der es durch die Gänge trug und auf sein Zimmer, in seine Hände legte; und seiner Hand nach, die den Brief ergreifen, seiner Seele nach, die ihn lesen würde, lesen — und — — und?



Josef Karl Nerud / An der Donau

Zur gleichen Stunde fuhr der Wagen des jungen Rechtsanwaltes vom Gerichtsgebäude weg. Eine ganze Stadt war es, die ihm nachsah; es hätte wohl nichts bedeutet, wenn sich auch die zwei Menschenaugen noch dareingemengt hätten, die anderswo einem anderen Wagen nachblickten. Jetzt erst zog der bejubelte Sachwalter die Uhr. Ei, wie pünktlich hatte er seine Zeit gehalten! Doch, was sagte er; seine Zeit? Hah, mehr! Sein Wort, seine Rede, seinen Sieg! Nun blieb ihm nur noch der Triumph zu halten. Und die Verlobung, hei, die Verlobung! Zwei dunkle Augen waren sein Honorar. Und Münzen von ganz besonderer Art sind das; immer nur zwei geprägt von einer Sorte; und bei jedermann haben sie eine andere Währung, die nämlichen zwei; doch immer bei dem die höchste, der sie gewinnen will. — Hätte er sie nur schon! ‚Wir sind zu langsam, Kutscher! Mach voran!‘

Der konnte es sich nicht erklären, wie es sein Herr so eilig haben konnte, den Stürmen des Beifalls davonzufahren, die ihm nachgedröhnt, als er den Saal verließ; was wußte der Kutscher davon, daß sein Herr von einer Leidenschaft gezogen wurde, von der die Hengste seines Wagens nur ein schwaches Bild waren! Er sah seinem Herrn ja nicht auf die Augen, nur auf die Gäule. Gehorsam ließ er sie galoppieren; mit Schwung, Takt und Eleganz. Das verstand er.

Vor dem Hause des Kommerzienrates ließ der junge Rechtsanwalt seinen Kutscher halten und nach der kurzen Pause des Aussteigens sogleich und ohne weitere Befehle heimfahren. Er schritt durch ein auffallend festlich geschmücktes Vestibül und fand, die er suchte, in auffallender Zufälligkeit sämtlich bei dem alten Herrn versammelt. Da holte er den herrlich durchgesiegten Prozeß heraus; und dann, nicht länger wartend, sein Herz; er hielt um das Mädchen an und bekam es.

IV.

Es war doch ein unbezahlbarer Zufall, daß sich ausgerechnet heute der Klub der Hochtouristen zu einem Gesellschaftsabend in das Haus des Kommerzienrates verabredet hatte, und daß man zu gleicher Stunde den hochpolitischen Prozeßsieg und noch dazu, was an Zufall das Äußerste war, eine mehr als sensationelle Verlobung feiern konnte; ja, es war ein unbezahlbar köstlicher Zufall. Wenn ein Felsblock durch die bloße Anzahl derer, die sich nacheinander daraufsetzen, ein Polster wird, und wenn aus einer Lüge durch vielmalige Wiederholung eine Wahrheit wird, dann war die Zufälligkeit, mit der die erwähnten drei Dinge heut im Gesellschaftssaal des Kommerzienrats zusammentrafen, die bestbezeugte Wahrheit des Jahrhunderts. In der Tat ließen sich die Gäste ganz mit dem Ausdrucke, daß sie es sei, in die Klubsessel nieder und schienen sehr behaglich auf ihrer Lüge zu sitzen. Das war indes nicht ungewöhnlich; denn auf weichgepolsterten Stühlen und höflichen Lügen scheint überhaupt alle feine Geselligkeit zu ruhen. Da setzt sich keiner gerne auf die unnachgiebige Wahr-

heit; auch ihre Seele will auf Polstern sein und von angenehmen Worten geschaukelt werden.

Doch war gerade im Gesellschaftskreis des Kommerzienrates noch ein respektabler Rest von Natürlichkeit zu finden, die in der Urwüchsigkeit des alten Herrn ihren besten Rückhalt besaß. Auch war dieser Kreis mit solcher Überlegung von ihm gezirkelt worden, daß er Geister genug enthielt, um nicht monoton zu werden, und doch dabei genügend enge blieb, um eine gewisse freundschaftliche Wärme zu bewahren und das Bild einer fehlerlosen Harmonie zu sein. Schon durch sein Hersehen ließ der Kreis höchst ehrenvolle Schlüsse auf die Hand, die ihn gezogen hatte, zu. Erst gar, wenn man wußte, daß der Kommerzienrat weder zu den Gründern noch zu den ausübenden Mitgliedern des Hochtouristenklubs gehörte und doch sein Mittelpunkt geworden war. Ein überragender Mann, der mit der Rechten ebensoviel Ansehen wie mit der Linken Geld um sich ausschütten konnte, hatte er schnell die politische Brauchbarkeit des jungen Klubs und bald diesen selbst erfaßt. Indem er die üppige Mitgliederzahl, gleichsam den feisten Körper des Vereins, erheblich zusammenschmelzen ließ, hatte er eine regsame und zielbewußte Seele hineingebracht, die zu innerst einen politischen Gedanken dachte und den hochtouristischen nur noch an zweiter Stelle. So hatte er in den reich gebornen und freiheitlich gesinnten jungen Herren des Klubs eine scharfe antidynastische Waffe gewonnen.

Auch der Klub konnte mit der neuen Seele zufrieden sein. Hatte er bis dahin nur einen unbestimmten Schimmer in die Öffentlichkeit geworfen, der sicherlich mehr dem Reichtum als der Bedeutung seiner Mitglieder entstrahlte, so war er durch die konzentrierende Kraft des Kommerzienrates ein ungemein scharfer, durchdringender Punkt geworden, ein richtiger und gefürchteter Brennpunkt. Es zogen viele die Hand zurück, wenn sie den goldenen Feuerpunkt darauf erblickten, und es fiel ihm gar nicht schwer, in die stärksten politischen Gewebe ein unheilbares Loch zu brennen. Das öffentliche Urteil, wider das er seine Blitze nicht minder schonungslos wie gegen den Hof zu richten pflegte, rächte sich dafür und nannte ihn den Klub der Hochnasigen, der seinen wirklichen Namen nur habe, um gefährliche Ziele damit zu verbergen, so wie ein Zauberer seinen Hut nicht so sehr, um ihn aufzusetzen, sondern um seine Machenschaften damit zu decken. Es wäre auch gewiß nicht so oft von dem Klub gesprochen worden, wenn er weiter nichts bedeutet hätte als eine Anzahl reicher, vornehmer und gebildeter Männer, die für Gebirgsgipfel von 3000 Metern aufwärts schwärmten. Sie wußten es selber nur zu gut, wie viel mehr sie waren und wollten; doch wurde dazwischen auch die Pflege des Bergsportes andauernd ernst genommen.

Ihre gegensätzliche Haltung zur Öffentlichkeit mußte sie um so kräftiger zusammenschließen, je schwächer an Zahl sie waren; davon rührte es, wenn man in ihren geselligen Zusammenkünften weniger als anderswo die Schminke auf den Worten zu sehen bekam. Aber ein wenig ist immer noch mehr als nichts; die von der Rechenkunst wollen sogar eine Unendlichkeit

zwischen beiden finden. Das war Raum genug für etliche Schwächen auch der Leute vom Klub, und so blieb es dabei, daß dem Hausherrn wie den Gästen bei der Begrüßung der kleine, runde Zufall nicht aus den Fingern kam, und wer ihn gerade am besten zu fassen erhielt, der sprach ihn aus.

Die Zufälligkeit ist eben auf schönen Ereignissen das, was auf schönen Früchten der zarte Hauch ist, den sie wie ein Siegel der Echtheit von ihrem Äste mitgebracht haben; er macht sie so frisch und natürlich. Darum möchten ihn die Menschen gerne haben und hauchen ihn geflissentlich an Ereignisse hin, die sie im Widerspruch mit allem Zufall teils vorausgesehen, teils vorausbesorgt haben. — Indes, auch der bestkonstruierte Zufall mußte zwischen den vielen Händen einmal schadhaft werden, und es war fraglich, ob er noch zu gebrauchen sein würde, wenn der junge Rechtsanwalt kam. — Es fehlten nicht mehr viele; bald nur noch er allein. Und die Damen des Hauses, die man übrigens auf einem Herrenabend eigentlich nicht erwarten durfte.

Es war eine gedämpfte Unterhaltung aufgekommen. Ab und zu ging noch einmal die Türe auf, wie ein schläfriges Auge. Und je seltener das wurde, um so größer jedesmal das Aufsehen aller anderen Augen. Doch wandten sie sich stets mit einiger Enttäuschung wieder ab; der Angekommene war für das große Aufsehen offenbar zu klein gewesen, und man setzte geduldig die Erwartung des Größeren fort. Nach einer langen Pause wichen die zwei Flügel noch einmal zur Seite, gleich einer dunklen Wolke vor aufgegangenen Sternen, und leichten Schrittes, der mit einem festeren untermischt war, kamen die Sterne herein. ‚Er ist es!' — ‚Und das Mädel, seht!' — ‚Das nenne ich ein gewonnenes Spiel!'

Die Kommerzienrätin führte den verspäteten Gast zu den übrigen und entschuldigte ihn zugleich: ‚Die Herren verzeihen wohl; wir wußten Ihnen den Herrn Rechtsanwalt ein wenig vorenthalten; denn wir bekamen ihn seit dem Ende der Verhandlung noch nicht ordentlich zu sprechen; und sind doch Frauen von Natur.' Sie sagte es mit einer Schelmerei, die so reizend auf ihrem alternden Gesichte stand wie überm Schnee ein verspätetes Blümchen.

Das Mädel war bei den Worten der Mutter ohne sichtlichen Grund errötet; das Geheimnis jener Unterhaltung mit dem jungen Rechtsanwalte quoll ihr gleichsam durch die Wangen heraus. Ihr Herz konnte nicht ganz falsch sein, wenn es seine Farbe so schnell bekannte. Doch war sie gewandt genug, mit Feinheit darüber hinwegzuplaudern: ‚Mama gibt unsere Schwächen preis, damit die Herren nicht mehr die Mühe haben, sie zu entdecken!'

Mit liebenswürdiger Gemessenheit empfing sie die ebenso eifrigen wie respektvollen Begrüßungen der Gäste. So wenig ihr anzumerken war, daß sie seit Jahren weder diesen noch einen anderen Gesellschaftssaal betreten hatte, so sehr das andere, daß sie für ihn geboren war. Den vornehmen Gesellschaftskreisen standen Ereignisse bevor, sobald sich die Tochter des Kommerzienrats entschließen würde, die gesellige Tradition ihres Hauses fortzuführen.

Das Gespräch hatte sich inzwischen aus den leichten Gruß- und Höflichkeitswendungen herausgeschält und war wie ein Ding, das man aus seidigen Hüllen wickelt, immer gegenständlicher geworden. Und es zeigte sich, daß sie alle dasselbe von Begeisterung glitzernde Thema mitgebracht hatten. — ‚Aber Ihr Prozeß, Herr Rechtsanwalt! — Hah! Ihr Prozeß!' — ‚Das wollte ich eben auch sagen. Man ist noch ganz sprachlos von dir.' — ‚Hat aber noch nie soviel über einen gesprochen!' — ‚Bis an die Dächer steht dein Ruhm in jeder Straße.' — ‚Buchstäblich! Die größte Überschwemmung, die je geschehen ist!' — ‚O weh!' entsetzte sich der junge Rechtsanwalt, ‚den Hieben meiner Feinde bin ich entgangen; nun muß ich im Lob meiner Freunde ertrinken!'

Eine glänzende Prozession der Lobsprüche schloß ihn ein und sprach ihn so selig, als einer es werden konnte, der in zwei Himmel zugleich versetzt wurde, in den der Liebe und des Ruhmes. Das Lächeln verschwand nicht mehr von seinen Lippen; es blieb wie ein Schnörkel der Bestätigung hinter all ihren strahlenden Worten stehn, die er vornehmerweise nicht mit Namen unterschreiben durfte.

Und das Strahlende in ihren Worten setzte gleichsam sein Glänzen fort über Glas und Gold; es rieselte an Römerfüßen in kleinen, glitzernden Treppen herab und loderte in allen Edelsteinfarben über die beringten Hände. Ein goldener Aufsatz schleuderte es einem silbernen zu, der gab's einem goldenen weiter. Blitzschnell rückte das Funkeln nach hinter jedem Stücklein, das irgendjemand aus den silbernen Konfektschalen nahm, und zankte sich mit den zurückgebliebenen um das Vergnügen, über den Rand zu purzeln.

In ruhiger Haltung, doch mit dem Gesichtsausdruck einer innerlichen Arbeit, saß der Kommerzienrat in die Polster des Klubsessels versunken. Man sah, der alte Herr hatte Gedanken zu Gaste. Das ging zwar zunächst auf Kosten der Tafelgäste; doch würden sie durch eben diese Gedanken, wenn er sie einmal aussprach, ohne Zweifel entschädigt werden. Das wußten sie und ließen ihn ungestört. — Seine Blicke lagen schon eine Weile gleichsam beschäftigungslos auf dem Teller eines wohlgenährten Amors, der nicht weit von ihm auf der Tafel stand und für einen von Gold ein gewaltiger Bengel war. Er gedachte sich in die Liebe der beiden nicht einzumischen und zog in plötzlicher Selbstbesinnung sogar seinen Blick, den verlorenen Posten, von Amor zurück. Aber die Verlobung der beiden war ihm ein hochwillkommenes, realpolitisches Ereignis. Er hatte längst erkannt, daß der junge Rechtsanwalt sein geborner Schwiegersohn war und würde die größten Anstrengungen nicht gescheut haben, die zwei zusammenzubringen, auch über Distanzen, die Amors Pfeilschuß nicht überschoß. Nun war es so leicht geworden und konnte nicht schwerer sein, sich fortzusetzen. Er hatte einen Mann, dem er nicht nur seine Millionen, sondern auch seine Politik vererben konnte, den Kampf wider jene arrogante Herrenklasse, deren einziges Verdienst in ihrer königlichen Geburt besteht. Schon war das Spiel eröffnet und ein Gang für sie verloren. Ein Kapital von Rache war ihm der junge Rechtsanwalt, auf Zinsen hatte

er sie angelegt und brauchte nicht zu sorgen, daß sie den Gegnern pünktlich wie ihre Apanagen würden ausbezahlt werden. Das sollte seine Stiftung sein, wenn er abging. Sie mußte von selbst seinen Namen erhalten, und der Kronprinz würde sich vergeblich bemühen, diesen Namen ein zweites Mal zu verleugnen. — Das waren die Gedanken des Kommerzienrates. Und er erhob sich, um sie auszusprechen. Nicht alle und nicht so scharf, wie er sie dachte; er würde die Waffe gleichsam in der Scheide herumreichen. Aber sie mochten sich an ihren Griff gewöhnen! Sie sollten wissen, daß er in dieser Stunde mehr wie ein Bündnis der Liebe, auch einen Bund des Hasses begründen wollte.

‚Liebe Herren!' — Man hatte inzwischen die Weine gewechselt, feurige statt der milden aufgesetzt. In großen Römern stand es dunkelschwer, so wie ein Wetter seine Blitze hinter Wolkennacht verbirgt. Der Kommerzienrat hatte noch einmal abgesetzt und blickte nacheinander an alle Gläser hin, als prüfe er, ob sie auch voll genug seien für den ernsten Trunk, den er am Ende mit den Herren zu tun gedachte. Vielleicht aber galten seine Blicke den Gesichtern, welche hinter den Gläsern aufmerksam nach ihm standen, und er hatte sie mit den Gläsern verwechselt. Das war ihm zuzutrauen; denn er war wohl ein allmächtiger Mann, aber ein hilfloser Redner; er hatte stets mit dem Ausdruck zu ringen und zog dabei in Gestalt von abgerissenen Sätzen oft den kürzeren. Es wäre eine Qual gewesen, ihn anzuhören, wenn er seinen Zuhörern die Zeit gelassen hätte, sich den Beschwerden des beleidigten Ohres zuzuwenden. Doch pflegte er ihnen soviel Einfälle hinzuwerfen, daß sie genug beschäftigt waren, sie alle aufzufangen. — Übrigens waren die Herren vom Klub schon vertraut mit seiner Art und legten seiner Ansprache oder eigentlich seinem diesbezüglichen Vorsatz, den er zu erkennen gegeben hatte, ein zum Reden geradezu hinreißendes Schweigen unter.

‚Meine Herren, bevor wir die neue Blume Weines pflücken; sie ist auf einem etwas starken Boden gewachsen' — er spielte mit der Keule einer vollgebliebenen Flasche —, ‚ich muß Ihnen zuvor eine andere Sorte einschenken. Nicht in Ihre Gläser, sie soll in Ihre Herzen.' Es folgte abermals eine längere Pause, die man bei jedem anderen einer Denkverlegenheit zugeschrieben hätte. Er aber stand so unbewegten Gesichtes, daß man sah, er ließ nur ein Rudel Gedanken vorbei, die er nicht sagen wollte. ‚Ich danke Ihnen mit der ganzen Freude meiner selbst und meiner Tochter dafür, daß Sie mir heute Ihre Anwesenheit und Zeugenschaft geschenkt haben. Zu einem Prozesse nämlich, der durch seine Lieblichkeit das Gegenteil des anderen, durch seine Wichtigkeit aber sein stärkster Rivale sein wird. Das werden Sie in Bälde an dem Aufsehen ermessen können, das in der breiten Öffentlichkeit — das heißt, wir können das Ereignis beliebig lange im geheimen lassen und damit hervortreten, sobald es taktisch am klügsten sein wird. Ihnen aber, unseren gemeinsamen Freunden, soll es nicht länger vorenthalten sein, daß inzwischen noch ein anderer Prozeß gelaufen ist, zwischen zwei Herzen und von der bekannten Sorte, wie sie Amor, der Rechtsanwalt der Liebe, anzuhängen pflegt.' Er wies

auf den goldenen Bengel, der unter seinen Worten noch eine neue Goldenheit anzunehmen und, von den Lichtern befunkelt, lebhaft zu nicken schien. ‚Sie wissen auch, daß dieser ebenso kleine wie gerissene Advokat allzeit zu gewinnen pflegt, auf beiden Seiten zu gewinnen; unerhört, nicht wahr? Das geschieht aber nur, indem er jeden Teil seiner Klienten verlieren läßt, Sie verstehen, ich meine das Herz! Um Ihnen nicht länger ein Ding zu verdecken, dessen Umrisse Ihnen auch unter der Hülle inzwischen klar geworden sein mögen: Der Herr Rechtsanwalt und meine Tochter wollen sich; der schöne Wille sei jetzt erfüllt!‘

Das Mädel erglomm in warmer Röte, doch schickte sie dem Vater einen Blick entgegen, der als ein ernstlicher Verweis an seinem Gesichte hängen blieb: wie konnte Papa das wieder so in seiner Weise, ohne Form und Etikette, zu machen wagen! Gleichwohl stand sie seinem Winke auf, dem der junge Rechtsanwalt bereits zuvorgekommen war. — ‚Und weil sich neue Liebe wie ein neuer Frühling allsogleich zum Alleinherrscher ausruft, so danken wir Wintersleute, Mama und ich, gehorsam und freudig ab.‘ Er holte zwei Ringe aus Amors Hand; eine Rose hatte ihr purpurrotes Pölsterchen darübergehalten. ‚Kommen Sie, Herr Rechtsanwalt; wir tun einen Tausch, der zu groß ist, um ein Geschäft zu sein, zu heilig. Sie haben mir heute die Ehre meines Hauses zurückgebracht‘ — er stockte; aber das Feierlichsein ergoß sich wie gestautes, stilles Wasser, alles hebend. ‚Ich schenke Ihnen dafür mein Teuerstes, das mich allein bewegen konnte, jene Ehre um jeden Preis, mit jedem Kampf zurückzuholen: ich gebe Ihnen meine Tochter.‘ — In unbewußtem Spiele und während er sich innerlich durch die Gedanken hindurchdrängen mußte, hatte er die zwei Ringe vor sich auf die Tafel gelegt; er setzte mit einem Blicke, der nichts davon sah, den kleinen in den flimmernden Kreis des großen ein, und die Goldreflexe rund herum erschufen in der Mitte einen dritten Ring, noch feiner und kleiner, aber undeutlich, mattgolden, geisterhaft; er suchte ihn zu zerstören. — Wo waren seine Gedanken? Nicht in der Hand, nicht auf den geschlossenen Lippen; er schien sie aus Dornen reißen zu müssen, ein so unbehaglicher Ausdruck lief über sein Gesicht: ‚Meine Tochter und einen Prinzen, Herr Rechtsanwalt!‘ Es klang hart und wie hergeworfen; man wußte nicht, warum, und schrieb es seinem Temperamente zu. — ‚So nehmet denn die Ringe und bedenket, daß ihr einander solchergestalt je ein Schicksal an die Hände stecket.‘

Das Mädchen stand voll Glut, voll hohen Atems, aber aufrecht und keinen Augenblick ohne ihren Stolz; der Rechtsanwalt voll Ruhe, voll Siegerruhe und voll Heiterkeit des Empfangens. Seine Seele lag noch immer in den Blumen, und die Worte des Kommerzienrates flogen ihm zu wie singende Vögel; nichts verscheuchte sie; denn seine Unruhe war davon und schien nicht wiederkehren zu wollen. Er streckte die Hand aus, um den Ring der Verlobung daranzunehmen. Leicht und wie ein lindes Streicheln glitt der fehlerlose Reif an der gepflegten Feinheit seines Fingers nieder. Doch plötzlich zuckte die ruhvolle Hand, als wäre auf das Streicheln unversehens ein Biß gefolgt. Verdammt! Er spürte etwas wie einen

Schmerz; und als er den Ring ein wenig rückte, erschien darunter mit leiser Röte klagend die Spur eines früheren Ringes, die er nie beachtet hatte. Und er durfte es jetzt noch weniger; hastig verbarg er sie wieder unter dem Golde, das ja gewöhnt ist, Sünden bedecken zu müssen, und tat, als wäre nichts geschehen. Mit innerer Vehemenz gebot er sich Ruhe und schreckte nicht davor zurück, den Frieden gewalttätig herzustellen: er war nun einmal Sieger und wollte sein Beuterecht üben! Wenn er sich je ein Weib verdiente, so dieses; und gab er ein geschenktes dafür hin, so ging das eben nach Wertgesetzen; da stand Recht wider Recht und Ring gegen Ring; eins mußte gebrochen werden! Und er schlug seine Hand mit Kraft und Leidenschaft in die des Mädchens und ließ sich unabkömmlich darin einschließen; die Türe war zu; was wollten seine Gedanken noch? Still! Er sagte ja nichts, was unwiderruflich war, und wollte sich weiter auch keine Vorwürfe sagen lassen. Von Ruhe strahlend, Herr seiner selbst wie je und eines Mädchens wie noch nie, hatte er nichts im Sinn als glücklich zu sein —: ‚Herr Kommerzienrat! Verehrte Mutter des Hauses! Meine Braut und ich, wir wissen keinen besseren Dank zu üben als den, daß wir in Kraft Ihrer Güte glückselig sein werden. Das ist ja Ihr höchster Wille und ihn zu erfüllen also unser tiefster Dank. Und mag er schwieriger sein als jeder andere, dieser Dank, nicht wahr, Liebste, wir bieten ihn zuversichtlich an?‘ Gleich fünf geschworenen Eiden legte sie stumm ihre Finger in die seinen, und wenn er noch ein Weh darin empfunden hätte, wäre es jetzt von der Zärtlichkeit des Mädchens ausgelöscht worden.

Sie ließen sich Seite an Seite nieder; nur der Kommerzienrat blieb stehen und zog offenkundig das Weiterreden vor. Das kürzte den fröhlichen Tumult der Versammlung merklich ab. Ohne darüber eine Silbe zu verlieren, fuhr der Herr des Hauses, der auch immer Herr der Lage zu sein verstand, in seiner Rede fort: ‚Noch nicht zum Glas, liebe Freunde, ich greife noch einmal zum Wort und bitte um Vergebung, ich weiß es schon, daß die rhetorische Gliederung meiner Rede wieder sehr im Argen liegt. Aber ich denke, Sie wissen es schon länger und halte das für eine genügende Entschuldigung. Ich habe die größten Unternehmungen, aber noch keine Rede glücklich aufgebaut; ich trage die Achillesferse sozusagen auf der Zunge.‘

Ein helles Lachen ergoß sich über die groteske Wendung. Der Kommerzienrat fügte eine zweite hinzu, indem er jeglicher Würde zum Hohn die eine Hand hinter dem Rücken und die andere in der Hosentasche verschwinden ließ; doch merkte er dieses nicht, und seine Worte wandten sich wieder dem Ernste zu: ‚Ich mußte Ihnen erst die Hauptsache mitteilen; ich bin es nicht anders gewohnt, als daß ich beim Haupt zu erschaffen beginne, damit ich die übrigen Glieder nach ihm bemesse; Sie verstehen mich, mir ist es um klare Voraussetzungen. Und nun, nachdem ich im Prozeß der Liebe ein günstiges Urteil habe sprechen dürfen, komme ich auf den Gerichtsprozeß zurück.

Sie haben längst erkannt: wenn die Entscheidung mit ihrem weit-

greifenden Geäst auf die unrechte Seite gefallen wäre, ein stürzender Baum ist ein undankbarer Geselle und verwüstet den Boden, der ihn groß gemacht hat. Und wäre das Urteil gegen uns gefallen, das hätte eine schändliche Verwüstung unseres politischen Saatfeldes abgesetzt. Aber was die anderen umwirft, muß uns auf die Beine bringen! Stehen wir, sage ich; unsere Sache steht gut! Ich sage mehr: gehen wir voran, stürmen wir los! Wir haben Freunde im Parlament und in der Presse; sie sollen reden und schreiben, daß man zu Hofe winselt vor Wut. Jetzt liegen die Königlichen schmählich am Boden; bedenken Sie, es wird uns zehnmal leichter sein, sie nicht mehr aufstehen zu lassen, als sie neuerdings zu werfen, wenn sie erst wieder in die Höhe gekommen sein werden. Der aufgedeckte Skandal wird eine große antidynastische Ringwelle in das Volk entsenden; wir dürfen nicht kleiner sein als die Gelegenheit, wir müssen Propaganda des Prozesses treiben und die Wellenringe ins Unendliche vermehren; ich denke, der eitle Thronfolger wird sich keinen solchen Ring an die Finger stecken.'

Ein kurzes Lachen zuckte aus der Gesellschaft; wie aus dem Meiler dort und da eine Flamme springt, viel zugedeckte Glut verratend. Und der Sprecher schüttete neue Gedanken darüber; die Flamme erstickend, beförderte er die Glut. Da seine Rede unter den Druck einer starken Leidenschaft geraten war, flossen ihm die Worte mit seltener Kontinuierlichkeit zu. Sie lenkten jetzt deutlich in die Ufer des jungen Rechtsanwaltes ein. ‚Die günstige Lage in unserer politischen Kampfsache verdanken wir aber nicht so sehr dem Verschulden des Thronfolgers als dem Verdienste unseres Rechtsanwaltes. Und wiederum nicht allein dem Verdienste, das in seiner genialen Arbeit besteht, sondern ebensosehr jenem anderen gleichsam täglich neuerworbenen Verdienste, das sein glänzender Charakter ist. Nur still, Herr Rechtsanwalt! Ich rede kein Wort, das Verschwendung wäre.' — Der konnte seinen Abscheu vor dem Gelobtwerden nur in stumme Gesten ergießen. — ‚Man mag sonst über die Liebesspiele der Jugend ein lächelndes Urteil haben; den Sittenrichter haben Sie in mir gewiß noch nicht entdeckt. Aber in Fällen von so feiner Zuspitzung auf das Moralische, wie unser Prozeßfall gewesen ist, da schlagen sie dir den besten Rechtsanwalt aus der Hand, wenn sie sagen können: Dess' Schild ist selbst nicht rein. Ich hätte viele Schilde mustern müssen in der ganzen Stadt und, wer weiß, zuletzt nicht einen sauberen gefunden; ich kenne sie. Aber im makellosen Glanz des Ihrigen, Herr Rechtsanwalt, durften Sie kühn in das Licht der Öffentlichkeit treten. Ich müßte Ihnen von Rechts wegen feurig für Ihren Charakter danken. Doch pflegen wir dem Manne Dank nur für das zu geben, was er tut; für das aber, was er ist, Bewunderung, Liebe, Verehrung; Herr Rechtsanwalt, ich habe meine tiefsten Kräfte genannt und bekenne, daß ich Ihnen mit allen verschuldet bin. Die souveräne Überlegenheit Ihres Charakters ist in diesem Kampfe mit fürstlicher Charakterlosigkeit geradezu der Schwerpunkt gewesen, der den ganzen Körper des Prozesses mit sich gerissen hat. Unsichtbar und doch vorhanden, ganz in der Art, wie dieser rätselhafte Punkt sich in der Masse geltend macht und

wie ich es liebe, hat Ihre Charakterwucht gewirkt; es ist kein Lärm davon gehört, kaum ein Wort darüber gesprochen worden. Um so freudiger darf ich in dieser Stunde davon reden.‘

Lebhafte Rufe der Zustimmung erhoben sich. Obwohl er sich von Rechts wegen hätte wundern müssen, wenn sie ausgeblieben wären, wurde er doch so völlig davon überrascht wie ein argloser Spazierer, an dessen Seite plötzlich eine Rebhühnerschar emporschlägt. Er schien im Erschrecken unwillkürlich vom Weg seiner Worte abgesprungen zu sein und mußte sich erst wieder zurechtdenken; dabei sah er mit großer Schärfe seinen Fingern zu, die gelangweilt um den Rand seines Tellers promenierten.

‚Was ich noch sagen wollte — es ist nicht fruchtbar, allein von der Vergangenheit zu sprechen. Und wenn ich meine Rede hersetzen könnte wie einen Baum, so müßte er mir ganz nahe am Zaun der Zukunft stehen und die Hälfte seiner Äste, ich glaube sogar, wir sollten jetzt beide Arme und alle Gedanken in die Zukunft strecken. Herr Rechtsanwalt, ich kann nicht dafür, das ist nun einmal auch die Richtung auf Ihre Person, ich will sagen: Sie werden unserer Klubpolitik fürderhin unentbehrlich sein. Sicher auch der des Landes einst. Doch mögen Sie Ihre Meisterschaft vorläufig in der Beschränkung auf den Kreis des Klubs üben! Und damit Sie des Kreises auch froh sein können, haben wir Sie zu dessen Mittelpunkt ausersehen und bitten Sie heute, die Leitung unseres Klubs förmlich und namentlich zu übernehmen.‘

Das war mehr als bescheiden ausgedrückt, denn jeder wußte es gut, und der junge Rechtsanwalt vielleicht am besten, was ihm in Gestalt des Klubs für ein unübertreffliches Werkzeug politischer Kraftausübung in die Hand gedrückt wurde. Mit jubelnder Seele ergriff er es, zog aber die sichtbaren Hände so energisch davon zurück, daß die Bescheidenheit, mit welcher der Kommerzienrat die Würde angeboten hatte, von der Bescheidenheit, womit sie der Rechtsanwalt zurückwies, merklich übertroffen wurde. Die große Überraschung, mit der die Sache an ihn herangekommen war, unterstützte ihn vortrefflich in der Ausprägung dieses wohlanständigen Widerstrebens. Doch ging es in der stürmischen Akklamation seiner Klubfreunde jämmerlich unter. Auch etliche Worte des Kommerzienrates ertranken darin, falls man von Ertrinken sprechen will, wenn der Fluß in einem See verschwindet, den er selbst erzeugt hat. Endlich konnte der alte Herr weiterreden.

‚Ich habe den strikten Auftrag des Klubs, Herr Rechtsanwalt, keinen Widerspruch Ihrerseits gelten zu lassen. Sie sind mit sämtlichen Stimmen, ja, ich darf sagen mit mehr als sämtlichen gewählt, denn auch die Stimme der Natur und die der Liebe hat mitgewählt. Wollten Sie es wagen, aufzustehen wider die befehlende Natur und abzuweisen die bittende Freundschaft?‘ Er ließ eine feierliche Pause entstehen, nicht um dem Widerspruch des Rechtsanwaltes Raum zu geben, sondern vielmehr, um ihn dadurch zu verscheuchen, so wie mancher vom Betreten eines Platzes leichter durch einen feinen Teppich abgehalten wird, den man darüber breitet, als durch derbe Schranken rund herum. Der Gewählte sah zu seinem Vergnügen keine

andere Wahl als anzunehmen und gab mit Würde die Zustimmung des Schweigens, welche ihm durch die Pause des Kommerzienrates ebenso würdevoll abgenommen wurde. Doch schien der alte Herr das Bedürfnis zu empfinden, ihn mit noch weiteren Gründen in seiner Zustimmung zu bestärken.

‚Mein lieber Herr Schwiegersohn, ich spreche Anrechte aus, indem ich diese Anrede gebrauche. Das Alter mahnet mich, die Last meiner Schultern zu verringern; Sie sind der Nächste an meiner Seite, Sie werden also durch den natürlichen Schritt der Jahre von selbst an meine Stelle geführt. Werden Sie nicht nur ein politischer Präsident, wie ich gewesen bin, sondern bleiben Sie auch die hochtouristische Spitze des Klubs, die Sie bereits geworden sind! Mir waren die Gipfel leider nicht gegeben, das heißt wohl richtiger, mir fehlten die hochtouristischen Beine, und ich bin mir bewußt, nur ein halber Präsident gewesen zu sein.‘ Ein Sturmwind stummer Protestierungen ging schüttelnd über die Häupter. ‚Aber indem ich Ihnen diesen gefeierten Mann zum Führer gebe, glaube ich wenigstens im Abgehen ein vollkommener Präsident zu sein, denn mir dünket manches Mal, dies letzte Stück eines jeden Menschen, daß er einen guten, ja einen besseren Nachfolger seiner selbst besorge, sei erst das Meisterstück seines Lebens. Und ich sehe mit freudigem Stolz: mir ist es gelungen. Will drum auch keine Stunde mehr säumen zu gehen. Ich werde eine Hochtour nicht mehr steigen; auf mich wartet die Schlucht, die kühle Schlucht des Grabes, und selber schon beschneites Haupt, habe ich nach Gletschern keine Sehnsucht mehr; ein Berg besteigt den andern nicht.

Es wird aber eine sehr gute Wirkung auf die Öffentlichkeit haben, wenn der Klub seinen Namen, ich will sagen die Touristik, wieder mehr nach außen wendet und das Politische aus den Augen der Menge zurückzieht. So wir die Figuren im Wetterhäuschen einmal wechseln, wird die Presse alsbald schönes Wetter ansagen; im Sonnenschein der Täuschungen, denen sie sich hingibt, und in unserer Bergausrüstung werden wir verklärt und harmlos dastehen. Es werde also fleißig von unseren Gipfeln geredet! Wenn wir die Freiheit dabei mitverstehen, wer sieht es uns an? Wir sollten gerade jetzt um so eifriger auf den Bergen sein, je kühnere Pläne wir hinter dem Berge haben. Die Schlappe der Dynastie darf nicht versäumt werden; ihr Grund ist im Zerbröckeln, wir dürfen nicht aufhören zu wühlen, aber auch nicht dabei gesehen werden. Das Eiligste und Nächste ist, die Hochzeit des Thronfolgers zu vereiteln. Laßt uns alle Beziehungen zu der auswärtigen Residenz benützen! Wir müssen es dahin bringen, daß auch alldort jeder Spatz auf dem Dach von der Schande des Thronfolgers pfeift; für eine solche Hochzeitsmusik und solch einen Schandgemahl wird sich die Prinzessin am Ende bedanken und ihm den Abschied geben. Die Verbindung wäre uns sehr gefährlich, denn die Macht der Dynastie würde sich gründlicher an diesem Hochzeitsmahl erholen, als wir sie all die Zeit her schwächen konnten. An dem Tage aber, mein lieber Herr Rechtsanwalt, an dem es uns gelungen sein wird, die Verbindung des Thronfolgers zu zerschlagen, wollen wir die unsere verkünden, nicht wahr? Das

heißt, wenn es Ihnen gefällt; die Entscheidung bleibe in Ihrer Hand! Und das Geheimnis dieser Verlobung, meine Herren, unter uns; es ist gewissermaßen politische Pflicht. Lassen wir sie munkeln, kombinieren! Es ist oft klug, der Masse nicht zu widerstehen, im Anschein der Schwäche zu verharren. Laßt sie einmal aus uns machen, was ihnen beliebt! Sie sollen uns hineintrinken wie süßen Wein, der keine Kraft zu haben scheint; plötzlich, in der Art des schweren Weines, wollen wir dann aufstehen in der Masse, daß sie wankend übereinanderfallen.

Nun aber, liebe Herren,' — seine Finger hatten sich schon eine gute Weile um den Fuß des Römers angesiedelt — ‚Sie werden denken, daß es Zeit ist, uns im Sinne eines guten Trunkes mit dem Rebenblut hier zu vergleichen, und ich sehe an meiner Hand, ich habe unbewußt das nämliche gedacht; der feurige Tropfen will schon müd von Auge werden. Liebe Herren, wir heben ihn; er ist schweres Blut. Wir können den Prozeß, so schwerbeseelt mit Schicksal, nicht sinngemäßer liquidieren! Und hoch von Jahren ist der Wein; wir können dem jungen Paare hier den Jahressegen seiner Zukunft nicht bedeutungsvoller bringen als im Duft der edelklaren, ausgereiften Vergangenheit, die, wenn es erlaubt ist, so paradox zu sprechen, auf die geistvollste Weise in diesem Wein verkörpert ist. Herr Rechtsanwalt! Mein liebes Mädel! Nehmt den Segen! Den meinigen, den allunsrigen!'

Wie Glockenton aus tiefer See, vibrierend von den Wellen, durch die er kommt, so ging das Läuten der Kelche rund herum. Der junge Rechtsanwalt dachte unwillkürlich an eine versunkene Stadt, und als riefen die Glocken um Hilfe. Unsinn! Was kümmerte ihn die Tiefe? Seiniges war nicht versunken, denn nichts Schweres fühlte er in sich, ihm war so leicht wie Ikarus. Nur immer sonnenwärts! Voran zur Höhe! Klein wie Sandkörner sah er die Berge unter sich werden, davon so düstere Schatten in seiner Seele gestanden waren. Und wenn er noch höher stieg, würde gewiß seine Vergangenheit zu einem unsicheren Tüpfelchen im Weltenraum zusammenschrumpfen, das ihm nimmermehr gefährlich werden konnte.

Als ob ihn, wenn er fallen sollte, das Pünktlein Erde nicht zurückholen würde mit unsichtbaren Fesseln, an sich reißen mit rasender Wucht! Als ob ihm, wenn er stürzen sollte, das verachtete Sandkorn nicht Gebirge entgegenschleudern könnte, um jeden Zoll seines Leibes zu schinden; Gebirge als Mühlsteine, die ihn zermahlen; wieviel leichter einen Berg!

Aber der junge Rechtsanwalt wußte jetzt nichts von Furcht; in seinem Haupte stand ein Berggedanke von ganz anderer Art. War das nicht Zufall in der echtesten Gestalt: er will in die Berge, hat-es heimlich schon bei sich beschlossen, und siehe da, sie übertragen ihm die Tour, die sie nicht ahnen; feierlich und wie ein Ehrenamt! Erstaunliches Spiel der Umstände! Es hat zwar jedes Spiel den Nachteil, daß man es verlieren kann. Er aber sah nur Vorteil daran: sein Unternehmen würde den Glanz des gesamten Klubs für sich haben, ja geradezu im Heldenschein der Aufopferung erstrahlen; und alle Unschlüssigkeit war weg, er wußte auf einmal, daß er morgen schon fahren würde. (Fortsetzung folgt.)

Zum Spielplan des ‚Kulturtheaters'
Von Leo Weismantel

Als im Jahre 1919 der Bühnenvolksbund als erste außerhalb des Theaters aus einer Volksgemeinschaft anhebende Bühnenbewegung seinen ersten Theaterkurs abhielt, wurden die geistbetrachtenden Erörterungen, die um die Fragen des ‚Gemeinschaftslebens' und des ‚Theaters der Kulturgemeinschaft' gingen, durch den Ruf eines Ungestümen unterbrochen: ‚Zum Spielplan, meine Herren! Wo haben Sie Ihren Spielplan?'

Mit dieser Frage war die gesamte Lage zu einer weithin leuchtenden Entscheidung aufgerissen, denn — sollte diese Frage beantwortet werden, mußte als Antwort ein Geständnis fallen: das Geständnis, daß ein Spielplan einer Kulturgemeinschaftsbühne in diesem Augenblick kaum aufstellbar war. Hier war die Schicksalsfrage gestellt, die Antwort darauf forderte, ob die neuanhebende Volksbühnenbewegung von den bestehenden Bühnen ausgehend diese bestehenden Bühnen ‚reformieren' — oder ob sie auf ihren neuen Ideen einer ‚Kulturgemeinschaftsbühne' beharrend ohne Kompromisse sich an das neue Werk begeben solle mit dem Bewußtsein, daß alles, aber auch alles neu zu schaffen sei. Es war dieselbe Situation gegeben wie bei der Gründung der neuen Volksbühne der Berliner Naturalisten, jener letzten großen Theaterepoche, die durch restlosen Bruch mit der Vergangenheit Theatermann und Dichter zu einer unlöslichen Schicksalsgemeinschaft verband und dadurch ein neues Theater schuf, das zugleich die Führung des überkünstlerischen Geisteslebens an sich riß. Es ist das Kennzeichen einer großen schöpferischen Zeit — und der anhebende Naturalismus ist unzweifelhaft als eine solche und zugleich als unsere zuletzt stattgefundene anzusprechen —, daß sie eine Spielplanfrage in unserem Sinne nicht kennt. Die neue Richtung ist bestimmt durch den neuen Kulturwillen. Die Spielplanfrage braucht nicht diskutiert zu werden, sie löst sich von selbst aus dem freien Zusammenspiel von Theaterleiter, Dichter und Theatergemeinde, die einen einzigen, allen gemeinsamen Kulturwillen haben.

Es ist bezeichnend für die geistige Zerrissenheit unseres Bühnenwesens, aber auch für die geistige Zerrissenheit der neuen Bühnenbewegungen, des neutralen Theaterkulturverbandes, des ‚christlich-deutschen' Bühnenvolksbundes und der sozialistischen ‚Freien Volksbühne', daß sie erschreckt durch die Frage: ‚Ihr Spielplan, meine Herren?', — daß sie erschreckt durch die Geringfügigkeit des Gutes der Vergangenheit, das ihnen in Händen bleibt, wenn sie an ihrem neuen Kulturgemeinschaftswillen als Maß dieses Gut der Vergangenheit messen, das nicht lassen wollen, was sie verwerfen müßten. Statt als oberstes Gesetz des neuen Werdens bei offenem Eingeständnis der augenblicklichen Armut den Willen zu einem wahrhaft neuen Theater einer deutschen Kulturgemeinschaft aufrechtzuerhalten, wird der Maßstab aller Zeiten und aller Güter aufgerichtet; statt das neue Theater aufzurichten, soll das alte Theater reformiert werden. Damit taucht die Spielplanfrage auf.

Was bestimmt alles den Spielplan? Der Kram der Ausstattung,

— die Möglichkeit der Rollenbesetzung, — private Vorliebe des Theaterleiters für bestimmte Stücke oder literarhistorische Dichtergruppen, — ein gewisses aus einer geschäftlichen Überlieferung erwachsenes Herkommen, — das Anrecht bestimmter Spieler und Regisseure, in bestimmten Rollen zu erscheinen, bestimmte Regiekünste zeigen zu dürfen, — zufälliges Versagen oder zufälliges Mitgehen des ‚Publikums‘. Man erkennt, daß all diese Gründe dritter bis neunter Ordnung die Richtlinien eines Spielplanes nicht bestimmen dürften. Da bei der Gestaltung des Spielplanes ein herrschendes Prinzip erster Ordnung fehlt, eben die Idee einer Kulturgemeinschaft, tritt ein allgemeines Chaos in der Spielplanbildung ein. Kein Stück wird mehr aus einer in der Zeit wurzelnden inneren Notwendigkeit gegeben, sondern eigentlich ‚grundlos‘, sinnlos für das Gesamtgeistesleben. Warum spielt man z. B. heute ‚Kabale und Liebe‘, warum irgendeinen Hebbel, warum einen Sternheim neben Ibsen, warum Hamlet neben Hans Sachs? Ein Sinn, der eine Notwendigkeit, eine geistige Notwendigkeit aufzeigte, wird kaum zu finden sein, etwa wie in dem Maße, wie es Sinn hat, wie es einer inneren Lebensnotwendigkeit entspricht, wenn Christen zur Weihnacht ein Weihnachtsspiel spielen — oder Sozialisten am 1. Mai ein aus ihrer Geistesgemeinschaft entsprungenes Spiel. Daß das heutige Theater eben nicht mehr aus dem heutigen Leben seine geistigen Nährkräfte empfängt, daß es für das geistige Leben der Nation nicht mehr ‚notwendig‘ ist, daß seine geistige Bedeutung in keinem Verhältnis mehr steht zu den für dasselbe heute geforderten wirtschaftlichen Opfern, ist die tiefere Ursache unseres Theaterelends und der Spielplanfrage. Dies wiederum führt die neuen Theatergemeinschaften auf den Plan, die dem Theater seinen Bestand sichern wollen, aber dies Opfer nicht bedingungslos zu bringen bereit sind, die einen Einfluß auf die Spielplangestaltung fordern und mit allen Mitteln zu erreichen suchen.

Welcher Art ist nun der vom Parkett aus auf einmal geforderte Einfluß auf den Spielplan, und läßt sich eine solche Forderung mit der Freiherrlichkeit der Kunst überhaupt vereinbaren?

Der Einfluß, der vom Zuschauerraum aus gefordert, von den Männern der Bühne offen oder geheim bekämpft wird, ist ein zweifacher: einer weltanschaulicher Art und einer, der von den Volksbildungsgruppen herkommt. Naturgemäß ist der erstere, der weltanschaulich gerichtete, der gefürchtetere. Die Männer der Bühne und gewisse Kunstkreise befürchten von hier aus eine Einengung der sogenannten Freiheit der Kunst, befürchten von hier aus einerseits eine die Freiheit des Kunstlebens knechtende Gewaltherrschaft des Muckertums, auf der anderen Seite eine Zügellosigkeit, die unter der Fahne der Kunst zur Zerstörung der Sitten und zur Auflösung der Gesellschaft führen könnte. Diese Befürchtungen wurden naturgemäß dadurch verstärkt, daß vom Bühnenvolksbund, der ein Kulturtheater in ‚christlich-deutschem Volksgeist‘ erstrebt, in der ersten Zeit eine starke Erneuerung rein religiöser Legenden- und Kultspiele, von sozialistischer Seite her das antibürgerliche Spiel besonders gefördert wurde. Dabei kann

sehr wohl durch örtliche Verhältnisse, wenn beide Organisationen — Bühnenvolksbund und Freie Volksbühne — sich zu starker Gegnerschaft auswachsen, ein Versteifen der Extreme um sich greifen, das man als Schädigung des Theaters bezeichnen müßte. Ob es zu solchen, theoretisch möglichen Mißgriffen örtlich gekommen ist, ist jedenfalls für weitere Kreise nicht bekannt geworden. Ja gewisserorts haben die beiden sich weltanschaulich gegenüberstehenden Gruppen sich sogar zu einer ‚Arbeitsgemeinschaft' zusammengefunden, die gewiß nur in der Schaffung einer äußeren, beiden Weltanschauungsgruppen dienenden Plattform sich auswirken kann und die weltanschaulichen Gegensätze in nichts zu berühren vermag. Es ist dies gemeinsame Schaffen einer gemeinsamen Plattform zu organisatorischem Wirken nichts anderes als gemeinsames Zubereiten eines Kampfplatzes für den nach wie vor auszufechtenden geistigen Kampf. Es ist aber andererseits die Befürchtung einer Vergewaltigung des Theaters von rechts oder links, wenn diese Befürchtung sich auch oft sehr stark ausspricht, nicht so sehr begründet, als es scheinen möchte. Eine Vergewaltigung des Theaters durch außerkünstlerische Kräfte, die zugleich die Kunst bedrängten und erwürgen könnten, ist bei der heutigen Öffentlichkeit dieses Kampfes als völlig ausgeschlossen anzunehmen. Diese Befürchtung gegen die Weltanschauungsgruppen, sei es gegen rechts, sei es gegen links, sind keineswegs oft aus reiner Liebe zur ‚Freiheit der Kunst' emporgestiegen, sondern nicht minder häufig aus der Sorge bevorzugter Theatergewalthaber oder Kunstprivilegierter, welche durch die Entwicklung der Zeit ihr eigenes Wirken unter eine verschärfte Kritik der Öffentlichkeit gestellt sehen. Denn es ist anzunehmen, daß ein Aufmarschieren großer Theaterbesuchergruppen gegen eine Theaterleitung gar nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht in breite Massen das Bewußtsein gekommen wäre, daß jene die heutige geistige Ebene unserer Bühne bestimmenden Kräfte dieser Aufgabe in breitem Maße nicht mehr gewachsen sind. Eine Front gegen das Theater ist nur dort verständlich, wo vom Theater selbst eine geistige Führung nicht mehr ausgeht; dieser Fall ist aber mit sehr wenigen Ausnahmen bei der gesamten deutschen Bühne zweifellos eingetreten. Jede Weltanschauungsgruppe, ob von rechts, ob von links, ob dies offen eingestehend oder verbergend, stellt an sämtliche Einrichtungen ihres Geistes und somit auch an das Theater die erste Forderung, daß diese Einrichtungen Verkörperungen eben dieses eigenen Geistes sind. Jede Weltanschauung setzt in erste Linie das B e k e n n t n i s. ‚Kunst' als solche ist für sie immer eine Größe zweiten Grades, was nicht heißt, daß sie weniger wisse, was Kunst sei, als jene Kreise, welche das L'art-pour-l'art-Prinzip zum Dogma erhoben wissen wollen. Daß das heutige Theater aber ein Kulturtheater in weltanschaulichem Sinne werden könne, ist schon ausgeschlossen durch die geistigen Gegebenheiten seines Spielkörpers.

Man muß sich, um sich dieses Zustandes vollkommen bewußt zu werden, einer bäuerlichen Spielgemeinschaft erinnern, von welcher der (1900 in Wien verstorbene) Preßburger Germanist K. J. Schroer als Augenzeuge berichtet: ‚Ging im Herbst die mehrste Arbeit zu Ende, so kamen, wie der Lehrmeister

berichtet, die Alten zu ihm, ob er nicht ein Spiel zusammenbringe. Sind Burschen genügend vorhanden, so ruft er sie zu sich, doch darf jeder, der mitspielen will, erstens nicht zu'n Dirnen gehn, zweitens keine Schelmenliedl singen die ganze heilige Zeit über, drittens muß er ein ehrsames Leben führen, viertens dem Lehrmeister folgen. Für alles ist eine Geldstrafe, auch für jeden Gedächtnisfehler und dergleichen im Spiele.‘ *

Von einer zweiten Spielgemeinschaft, der alten Gemeinschaft der Erler Passionsspiele, wird erzählt, daß die Spieler, spielten sie nun die Rolle des Apostels, die Rolle Christi, des Pharisäers, des Judas oder selbst des Teufels, sobald sie aus dem Zuschauerraum auf die Bühne traten, aus einem dort aufgestellten Weihwasserkessel Weihwasser entnahmen, sich damit besprengten und bekreuzigten und so ins Spiel traten; nicht nur der Christ, auch der Antichrist des Spieles verließ keinen Augenblick die Wirklichkeit seines Christseins, die ihn davor bewahrte, daß er der Scheinsphäre des Spiels auch nur für Augenblicke entglitte.

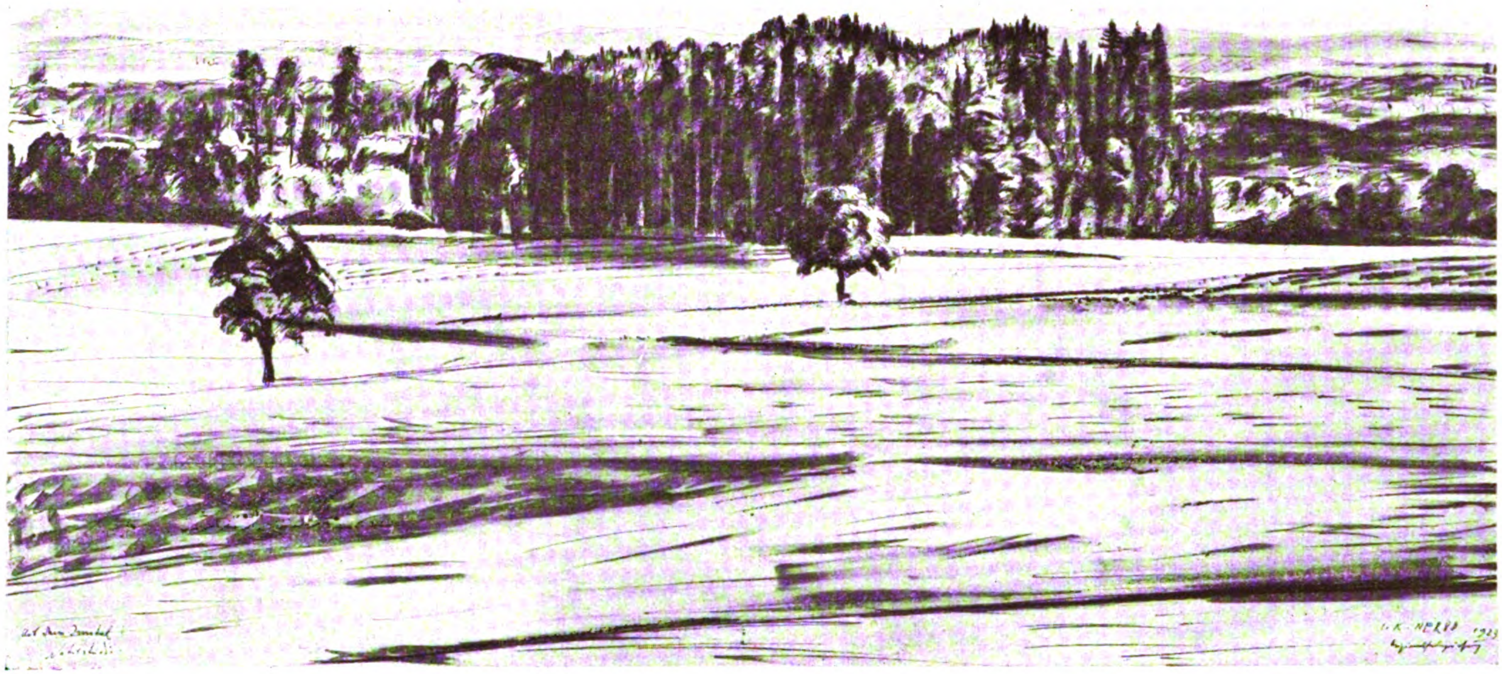
Gerade hier wird der ungeheure Unterschied eines Kulturspieles und eines Spieles der heutigen Bühne schon in dem Spielkörper fühlbar und offenbar: Der heutige Spielkörper bietet der Spielerin, die heute die Rolle der Lulu, morgen die Rolle der Madonna spielt, keinerlei geistigen Rückhalt. Für unsere heutigen Schauspieler gibt es keine gemeinsame geistige Ebene, aus der heraus sie in die verschiedenen Welten, die sie ‚darzustellen‘ haben, treten, und in die sie aus dem Spiel heraus wieder zurückgelangen könnten. Der heutige Schauspieler ist in den letzten und feinsten Gründen der Kunst im Stiche gelassen; seine Kunst bleibt Gauklerkunst und selbst in ihrer gehobensten Art unter jener Ebene, die dem weltanschaulich begründeten Menschen erst menschenwert erscheint. Diese verwundbarste Stelle des heutigen Theaters konnte nicht verborgen bleiben, und in der Tat bestehen zwar nicht an den heutigen öffentlichen Bühnen, aber unter den frei einherziehenden Spielgemeinden Theatertruppen, welche als Vorbedingung ihres Zusammenwirkens in der Kunst einen bestimmten Lebenswandel fordern. Daß der Schauspielkörper aus einer äußeren Gesellschaft von Menschendarstellern, von reinen ‚Könnern‘ sich wandelt in eine glaubwürdige Spielgemeinschaft, ist eine Forderung, die aus der Berührung der heute geistentwurzelten Bühnen mit den Weltanschauungsgruppen sich ergeben könnte. Soll darüber hinaus die öffentliche Bühne das Kultspiel, das Legendenspiel, das Mysterienspiel in sich aufnehmen? Die Frage ist deshalb von Bedeutung, weil das christliche Kultspiel wie das Weihnachtsspiel, das Passionsspiel der Bühne in bestimmten Zeiten ein wirtschaftliches Gerüst zu geben in der Lage ist, und in der Tat hat das Geschäftstheater sich dieses Kultspieles bemächtigt. Die Gründung einer aus Juden bestehenden Gesellschaft zur ‚Versorgung der Provinz mit Passionsspielen‘ dürfte einen Weg zu der Antwort zeigen, die auf diese Frage zu geben ist. Das Kultspiel sollte prinzipiell in die Kultgemeinschaft zurückgewiesen werden;

* Neuerdings mitgeteilt von Th. Seidenfaden in „Rheinisches Land“, Bonn, 3. Jahrg., Heft 5/6.

es sollte grundsätzlich sein, daß öffentliche Bühnen keine Mysterienspiele spielen, wo nicht Spielkörper und Zuhörerschaft Träger des Mysteriums sind. Ein ‚literarisches' Weihnachtsspiel oder ein ‚literarisches' Passionsspiel gibt es nicht. Dies erfordert allerdings, daß die von den Weltanschauungsgruppen angestrebten Kulturbühnen gerade in ihrer höchsten Form nur in privaten Eigengründungen verwirklicht werden können, wenn dies ‚heilige' Spiel nicht dem Laienspiel überlassen bleiben soll. Ein Blick auf die heutige Theaterbewegung zeigt, daß zwischen Laienspiel und Berufsbühne, wenn das Laienspiel von der Kolportage, die Berufsbühne von der Abschnürung vom geistigen Leben und ihrer Verbannung in eine rein formale Kunst erlöst werden sollen, keine geistige Trennung, sondern eine enge Blutverbindung bestehen muß, und daß die weltanschaulich unterbauten Laienspielgruppen, wie dies die Spiele von Haas Berkow und anderen beweisen, dahin drängen, kultische Berufsbühnen zu werden.

Es wird vielfach hier dieser extremen Forderung, das Kultspiel ganz von der öffentlichen Bühne fernzuhalten, weil ihr Spielkörper nicht die nötigen geistigen Voraussetzungen bietet, entgegengehalten, daß auch an öffentlichen Bühnen das Kultspiel dort zuzulassen sei, wo immer nur dieser Spielkörper, auch wenn seinen Gliedern die Gläubigkeit des Mysteriums fehlen sollte, eine würdevolle Darbietung nach den örtlichen Verhältnissen erwarten ließe. Dem ist grundsätzlich zuzustimmen; aber man muß nur zuweilen bei den Proben oder der Aufführung eines solchen Kultspiels sich hinter den Kulissen oder in den Ankleideräumen der Darsteller bewegen, um zu erkennen, wie selten diese ‚würdigen' Verhältnisse gegeben sind. Die Achtung, die wir selbst als Nichtgläubige dem verehrungswürdigen Glaubensgut einer fremden Weltanschauungsgruppe entgegenzubringen aus innerer Reinheit genötigt sein können, ist seltener, als man gemeinhin anzunehmen pflegt.

Die zweite Gruppe, von der aus der Spielplan unserer heutigen Bühne einer Beeinflussung ausgesetzt ist, ist die Gruppe der heutigen Volksbildner und Volkshochschulmänner, die sich mit der Bühne heute in Verbindung setzen, um ihre eigenen Bildungszwecke, ‚die Kunst dem Volke' zu bieten, erfüllen zu können. In dieser Gruppe findet sich vor allem die Erzieherschicht der Intellektuellen. Unter dem ‚Volke' verstehen sie die Masse der sogenanten ‚Ungebildeten', genauer die Masse der ‚Nichtintellektuellen'. Dieser Gruppe kommt es darauf an, die den sogenannten ‚Gebildeten' erschlossenen ‚Bildungsgüter' auch auf dem Gebiet des Theaters den breiten Massen der Arbeiterschaft und der Bauernschaft zugängig zu machen, und zwar der Arbeiterschaft auf dem Wege gewerkschaftlicher städtischer Theatergemeinden, der Landbevölkerung, der Bauernschaft durch Wandertheater und sogenannte ‚Landesbühnen'. Soweit diese Gruppe den Spielplan reformiert, weist sie darauf hin, daß die ‚große' Dichtung, vornehmlich die klassische Dichtung, einen nach ihrem Glauben viel zu geringen Umfang im Spielplan einnehme, und daß das künstlerisch minderwertige Theaterstück einen übermäßig großen Umfang für sich beanspruche. Die



Josef Karl Nerud / Aus dem Inntal

Ursache dieser schroffen Verteilung bedeutender Kunst und leichter Unterhaltungsware ist aus dem ‚Versagen‘ der breiten Masse der Theaterbesucher erklärbar. Diese breiten Massen der ‚Ungebildeten‘ sollen durch diese Volksbildungsorganisationen auf dem Wege der Aufklärung und eines normalen Kunstunterrichts an diese ‚Kunstbühne der Nation‘ herangezogen werden. Zunächst ist bedeutsam, daß Theatergemeinden dieser Art lediglich Theatergemeinden sogenannter ‚Kunstfreunde‘ sind, welche der Kunst neue Anhänger gewinnen wollen. Mit einer volkhaften Kulturgemeinschaft haben diese Bestrebungen nur sehr wenig zu tun, denn der erste Wert dieser Bestrebung ist die ‚Kunst‘, nicht die Volkschaft. Was diese Kreise erstreben, ist nur eine äußere Hebung der intellektuellen Geistesebene, der Spielplan bleibt nach wie vor unnotwendig: es kann jedes Werk im Spielplan erscheinen, wenn es nur den Forderungen der heutigen Ästhetik genügt. Darüber hinaus können alle übrigen Lebensnotwendigkeiten fehlen. Bezeichnend für diese geistige Einstellung der ‚Volksbildung‘ ist hier der Spielplan der aus dieser Volksbildungsbewegung heraus erwachsenen ‚Landesbühnen‘; dieser Spielplan sucht fast allenthalben literaturgeschichtliche Kenntnisse zu verbreiten, bringt neben klassischer Dichtung den Naturalismus und verrät die Mitwirkung der Weltanschauungsgruppen an der Gründung dieser Theatergemeinden dadurch, daß das Bühnenwerk der Gegenwart in diesem Spielplan durch zwei entgegengesetzte Richtungen vertreten zu sein pflegt: um den sozialistischen Gewerkschaften ‚entgegenzukommen‘, pflegen die Landesbühnen etwa einen Wedekind, um der christlichen Kulturgemeinschaft entgegenzukommen, pflegen sie ein mittelalterliches oder modernes Legendenspiel mit sich zu führen. Bezeichnend für das geistige Entwurzeltsein eines solchen rein von der Literaturgeschichte her eingestellten Spielplans erweist sich so die Aufführung von Schönherrs ‚Kindertragödie‘ von ländlichen Spielgemeinden, weil dieses Stück infolge der geringen Anzahl der Gestalten den Theaterleuten für eine Wanderbühne als ‚geeignet‘ erscheint!

Theaterleiter, die aus diesem Chaos einen Ausweg suchen, finden einen solchen ersten, jedoch nur scheinbaren Ausweg, indem sie die neue Forderung aufstellen, daß der Spielplan einer gemeinsamen Idee unterworfen sein muß in der Form, daß jedes einzelne Stück bedingt ist durch das nachfolgende Stück oder das vorausgegangene Stück. An Stelle der verworfenen, weil als zu niedrig empfundenen Ebene eines literargeschichtlichen Spielplans tritt die Ebene eines geistgeschichtlichen Ideenspielplans. In diesem Stadium erscheinen auf den deutschen Bühnen Zyklen wie z. B. ‚Das Ich und die Welt‘, ‚Das ewig Weibliche im Wandel der Jahrhunderte‘. Es konnte nicht unerkannt bleiben, daß ein grundsätzlicher Fehlgriff hier darin beruht, daß solche Ideenspielpläne ebensowenig wie literargeschichtliche Spielpläne in einer volkhaften Zuschauergemeinde, sondern in der geistigen Problematik intellektueller Schichten der Bevölkerungen verwurzelt sind. Auch diese zweite Form der Spielplanaufstellung wird so von andern Spielleitern wieder als zu spielerisch,

als das Wesentliche nicht begreifend, abgelehnt; sie scheint heute bereits verlassen zu werden, ohne daß an ihrer Stelle bis heute ein Neues erschienen wäre, eine Idee, die sprunghaft aus der Zuschauerschaft selbst aufstiege. So zerfällt das deutsche Theater heute nach dem Spielplan dieser vielen in ein Geschäftstheater, in ein literarhistorisches Theater, in ein modernes Theater, in ein Kammerspieltheater, in die ‚Volksbühne‘, auf welcher heute das sogenannte ‚Volksstück‘ gespielt wird, jenes Stück, dessen Stoffgebiet niedrigen Volksschichten, vornehmlich dem Bauernstande, entnommen zu sein pflegt, also mit ‚Volkschaft‘ nichts Gemeinsames hat.

Neben diesen öffentlichen Stadt- und Staatsbühnen einschließlich der Landesbühnen entstanden noch im Kriege eine Reihe von Laienbühnen wie die bereits einmal genannte Spielschar von Haas Berkow, eine Reihe von Spielscharen, die sich um die Hamburger ‚Deutsche Bühne‘ gruppieren, und durch deren Einwirkung auch die ‚Spielscharen‘ der Jugendverbände ihre erste Form erhalten. Alles neue aus diesem Laienspiel aufwachsende Theaterleben wird nach der Spielplanseite hin beherrscht durch mittelalterliche Mysterienspiele, Hans-Sachs-Spiele, in Neuschaffungen durch Märchenspiele, wie die Spiele von Gümbel-Seyling, v. Fellner, Röttger u. a. Dieser Stoffkreis ist den Jugendspielscharen noch heute angemessen, — für das Gesamtvolk ist er zu eng.

Eine Spielplangestaltung, die aus innerer Notwendigkeit erwüchse, erscheint mir nur möglich auf dem Boden einer deutschen Volksgemeinschaft, d. h. der Spielplan würde ausschließlich bestimmt durch den Willen der Theaterleitung, ihrer Gemeinde ein Spiegelbild der heutigen Zeit, eine Aufrollung ihrer Problematik und eine Zielsetzung und Gestaltung vorbildlichen Lebens einer Volksgemeinschaft zu bieten. Wie ist das im einzelnen zu verstehen?

Wo es der öffentlichen Bühne möglich ist, Spiele ausgesprochen kultischer Überlieferung darzubieten, ist durch das Eingliedern eines Weihnachtsspieles, eines Passionsspieles, eines Pfingstspieles (Messespieles) ein erster gewachsener Festspielrahmen gegeben.

Ein zweiter Festspielrahmen bietet sich durch das weltliche Jahr. Maispiele und Herbstspiele mittelalterlicher Überlieferung, Mittsommerspiele sind hier erneuert worden, ohne daß es im Wesentlichen bis heute zu Neugestaltungen gekommen wäre. Es ist hiebei zu beachten, daß die Lösung dieser Aufgaben bis heute den neuerstandenen Laienspielgesellschaften überlassen blieb. Von hier aus auch erwuchs das Bedürfnis eines neuen Kirchweihspieles, das in christlichen Spielgemeinden ganz naturgemäß zu einer Darstellung der Legende des jeweiligen Schutzheiligen führte; hiezu gesellte sich das sommerliche ‚Heimatspiel‘, dem zumeist ein historischer Stoff dient.

Zu solchen Höhepunkten eines kultischen Spieles eignen sich zu bestimmten Zeiten Spiele einer ‚Totengedenkfeier‘, wie auch aus dem Kriege entstandene Spiele, die weitab von militaristischer Propaganda jene Ereignisse, welche unser heutiges Leben bestimmen, nicht einfach vergessen lassen, sondern sie in unsere geistige Tradition einreihen.

Nur wenn es gelingt, dem Spielplan ein Gefüge zu geben, in welchem bestimmte Anlässe besonderer festlicher Höhepunkte im Jahreslauf wiederkehren, ist eine Verankerung der Bühne im Leben des Volkes möglich. Es ergibt sich daraus ohne weiteres, daß Staatstheater und Landesbühnen ihre Aufgabe, die auf geistigem Gebiet ihnen erwächst, nicht von seiten des Theaters her oder von seiten der Literatur her zu lösen vermögen. Es wird der Beiziehung aller schöpferischen und vor allem auch der dichterischen Kräfte bedürfen, unsere Bühnen aus dem heutigen Zustand des planlosen Experimentierens und der Verschwendung der materiellen Mittel zu erlösen.

Über den Versuch, einen feststehenden Festspielplan oder ein Zeitenspielgerippe zu erhalten, ist nun der zweite, schon leichter lösbare Versuch zu machen, die Problematik der Zeit, wie sie sich in Bühnendichtungen spiegelt, auf der Bühne aufzurollen. Die unser heutiges Schicksal bewegenden Kräfte sind hier zu zeigen. Vergangene Zeiten sind hier mit den unserigen in Parallele zu stellen, und dies ermöglicht die Auswertung des ganzen aus diesen Vergangenheiten uns überlieferten Dichtungsgutes. Es gilt der heutigen Allgemeinheit des Volkes die Nöte jeden Standes zu zeigen, damit die einzelnen Stände sich als dem gleichen Schicksal verfallen erkennen. ‚Stadt und Land‘, ‚Intellektuelle und Masse‘, die ‚Emanzipation der Jugend‘, die ‚Stände‘, die ‚Staatsform‘, ‚Autorität und Freiheit‘ sind z. B. solche das Volk in seiner Gesamtheit angehenden Fragen, deren Durchdenkung für unser geistiges Leben notwendig ist. Nur vom Leben her kann heute eine Volksbühne diese innere Notwendigkeit und Berechtigung erhalten.

Die dritte Gruppe von Spielen wäre die Gruppe der Zielsetzung, der erträumten geistigen Reiche, denen wir zustreben, die Gruppe vorbildlicher Menschheitsgestalten und Menschheitszustände. Was als Denken und Leidenschaft unser Schicksal, das des einzelnen wie das des Volkes, bewegt, nimmt in der Dichtung, vornehmlich in der Dichtung der Bühne, ‚Gestalt‘ an. Aus ihrem Anblick gewinnen wir die Kräfte, das uns Vergiftende abzuschütteln, das uns Rettende mit aller Sehnsucht anzustreben. Keinerlei sentimentale Kunstpolitik, die darnach ruft, ‚die heiligen Güter der Nation‘ zu retten, rettet das heutige Theater vor dem Untergang, wenn das Bühnenwesen sich nicht die gleiche Aufgabe der Rettung der Volkschaft setzt, die heute uns als das allein anstrebenswerte Ziel, aber auch als das *allein notwendige* Ziel verblieben ist. Dem Kenner der Bühnenliteratur wird es nicht allzuschwer werden, für einen aufgestellten geistigen Willen die nötigen Bühnenwerke zu finden, — nicht die *einzelnen* Stücke bestimmen den Wert einer Bühne, sondern der Wille, der sich in der Wahl eben dieser und nur dieser Stücke ausspricht.

Die eingangs erwähnte Frage, die an die Teilnehmer des ersten Theaterkurses des Bühnenvolksbundes gestellt wurde: ‚Ihr Spielplan, meine Herren?‘ ist inzwischen von der Leitung des Bühnenvolksbundes durch die Herausgabe eines Jahrbuches 1923 ‚Der Spielplan des Kulturtheaters‘ (Verlag des Bühnenvolksbundes, Frankfurt a. M.) unter der Schriftleitung von

C. W. Geist und Dr. Werner E. Thormann zu beantworten versucht worden. Neben einigen trefflichen Aufsätzen, die allgemeine Richtlinien erörtern, findet sich eine Reihe von Beiträgen, welche die dramatische Literatur unseres eigenen Volkes, aber auch das dramatische Gut fremder Kulturen ‚einwandfrei‘ sichten. Grundsätzlich hebt sich ein Aufsatz von Schulrat Josef Antz ab, der zum Spielplan der Jugendbühne für unsere heutige Geisteslage Endgültiges in überaus glücklicher Form festlegt, — eine Arbeit, die in der Praxis des Bühnenleiters wie des Schulmannes die notwendig neue Einstellung herbeiführen kann.

Der Spielplan einer Bühne der Volkschaft aber läßt sich nicht durch literargeschichtliche Auseinandergliederung ‚einwandfreien‘ Geistesgutes lösen. Es genügt nicht, einen ‚braven‘ Spielplan zu schaffen. Wir dürfen nicht vergessen, daß sowohl für den christlich-deutschen Bühnenvolksbund wie für die sozialistische Freie Volksbühne die Kernfrage erst an jenem Kreuzweg gestellt ist, von dem uns ein Pfad ins Ghetto, ein anderer Pfad in die Wüste eines ‚liberalen‘ Spielplankompromisses führen kann, so daß wir eifrig besorgt, „Hüter der Kunst‘ zu sein, alles ängstlich vermeiden, was den ‚lieben Frieden des Hauses‘ stören könnte. Ebensowenig wie wir in eine uns schließlich unfruchtbar machende Absonderung geraten dürfen, — ebensowenig dürfen wir der Wirklichkeit unsrer geistigen Lage ausweichen, so daß die Bühne ebenso wie alle anderen Stätten des Geistes nicht nur eine Stätte des Geistes*friedens*, sondern auch eine des unabweisbaren Geistes*kampfes* ist. Wollen wir zu einer Volksgemeinschaft auch auf der Bühne kommen, so müssen wir die Spannungen ertragen, die über anderen Geistesgliedern des gleichen Volkskörpers als Schicksal schweben. Wie und unter welchen Bedingungen werden wir das können? Wie stellt sich der Bühnenvolksbund zu Werken wie zu denen Wedekinds, die ihm ein ‚Ärgernis‘, — wie die sozialistische Freie Volksbühne sich zu Werken wie zu jenen der neuen christlichen Dramatik, die ihr eine ‚Torheit‘ sind?

Wie nehmen hier die Gegner — die ‚Brüder‘ der gleichen Volksgemeinschaft das ‚geistige Leben‘ auf? Diese letzte, nicht nur für die Bühne, sondern für das geistige Endschicksal unseres Volkes in Zukunft ausschlaggebende Antwort wäre nicht nur in schriftlichen gedruckten Erörterungen, sondern durch das Wirken eines von der Gemeinschaft berufenen und für sie verantwortlichen Bühnenleiters an einer Bühne zu geben, die den Mut besäße, fern der Beschränktheit des Nur-Theaters, fern aller anmaßenden Eitelkeit die schlichte Tat einer vorbildlichen Bühne der Volksgemeinschaft aufzurichten. Solange sich die weltanschaulich gerichteten Gruppen der Bühnenbewegung damit begnügen, aus einem mehr oder minder literarhistorischen, disziplinlosen Spielplan das für ihre Anhänger als einwandfrei Empfundene in Sondervorstellungen herauszuwählen, solange diese Bewegungen über alle Kompromisse mit den Unzulänglichkeiten der Gegenwart die Kühnheit der reinen, neuen Tat nicht auf sich nehmen, ist ihr Wirken nur Scheinkultur — nicht Kultur. Geistiges Leben beginnt erst dort, wo wir die letzten Folgerungen unserer Erkenntnisse und unserer

Schlachtrufe in aller Verantwortlichkeit und ohne ihren Schrecken und Qualen auszuweichen, auf uns nehmen und unseren Glauben dem Körper der Verwirklichung gleich einer Seele einhauchen. Alle ‚Theaterpolitik‘ ist umsonst, folgt nicht dem ‚Willen zur Kultur‘ das Ende aller Diskussion: die einmalige große schöpferische Tat.

Auf sie warten wir nach wie vor, ohne daß sie sich bis heute angekündigt hätte. Heute sind noch alle Bühnendichter unseres Volkes heimatlos — unsere heutigen Bühnen sind nichts als Hotels, in denen man gegen eine Gebühr für ein einmaliges Übernachten ein Zimmer mietet. Das Theater der Volkschaft aber muß uns eine Heimat sein. Hier liegt auch die tiefere Ursache dafür, daß der Bühnenvolksbund in seiner programmatischen Äußerung zum ‚Spielplan des Kulturtheaters‘ die eine und einzige Antwort nicht geben konnte: auch er weiß nicht, wo er beheimatet ist, auch er ist nur Gast in allen Schenken. Diese letzte Antwort nach dem Spielplan aber läßt sich nicht in akademischen Erörterungen, sondern nur in der geschichtlichen Tat geben. Es ist deshalb letzten Endes eine unnütze Arbeit, Stücke aufzuzählen, die sich für den Spielplan eines ‚Kulturtheaters‘ eignen. Der Spielplan ist etwas anderes als eine Reihenfolge geeigneter Stücke. Es hat nur Sinn, einen Spielplan aufzustellen, der an einer bestimmten Bühne von einem bestimmten Bühnenleiter verwirklicht wird; — Spielpläne von Theoretikern sind unnütz geschriebenes, unnütz gedrucktes Papier.

Hiermit stehen wir angesichts dieses Spielplanheftes des Bühnenvolksbundes vor der Schicksalsfrage dieses Verbandes, — die gegebene Antwort ist eine Fehlantwort, — aber sie ließ uns erkennen, wo die Antwort zu finden ist. Die Richtung des Zieles zu wissen, ist erster Gewinn.

Augenblick und Ewigkeit im Problem der Kirche / Von Heinrich Getzeny*

Es gibt zwei Arten literarischer Erscheinungen. Die eine besteht aus Werken, die in ruhiger Schau und Beschreibung die Dinge, wie sie sind, unabhängig von der Besonderheit des Augenblicks, darzustellen sich bemühen. Der sie schreibt, steht ruhig in der Haltung des Betrachtenden und Begreifenden. Auf der anderen Seite stehen Bücher, die voll innerer Spannung dieses und nur dieses Augenblicks und Ortes sind. Ihr innerster Nerv zittert und bebt von solcher Geladenheit durch das Zeitbedingte, daß auch die Wahrheit, die sie aussprechen, etwas von dem Charakter der fließenden Welle annimmt, aus der sie geboren sind. Sie sind jetzt wahr, in diesem Augenblick, auf den sie zugespitzt sind. Auch die ewigen Wahrheiten, von denen sie sprechen, werden nur von der Seite erfaßt, die in den blitzenden Funken des Aktuellen hineinleuchten kann; aber es fehlt ihnen die Rundung der ganzen Wahrheit. Sie werden notwendig halbwahr, ja stellenweise sogar falsch, wenn sie sich als die ganze Wahrheit ausgeben wollen. Der sie schrieb, stand in der Haltung des Fechters, der seinen Willen auf der Spitze des Degens vorantträgt, in der Haltung des Pflügers, der die verhärtete Erdkruste aufzureißen sich bemüht. Aber so wie es zwei Arten von Büchern und Buchschöpfern gibt, so müßte es auch zwei Haltungen des Buchlesers geben. Es ist eine andere Haltung, die etwa Scheebens

---

* Wir glauben die Bedeutung des Buches ‚Kirche und Wirklichkeit' nicht zu überschätzen, indem wir diese dritte Äußerung dazu veröffentlichen. Ja, wir hoffen und wünschen sie damit hervorzuheben und durch diese neue Auseinandersetzung mit dem Herausgeber des Buches beizutragen zu einer Beurteilung, die nicht einzelne Sätze und überspitzte Folgerungen daraus als das Wesentliche ansieht, sondern sich den Willen klarmacht, der dahintersteht. Dieser Wille ist zweifellos rein und von ernster Liebe zur Kirche bewegt. Das auszusprechen ist uns um so mehr Bedürfnis, als wir im einzelnen mit dem Herausgeber fast genau in den Punkten dissentieren, die der obige Artikel hervorhebt. Manches, dem wir zustimmen, hätten wir anders gesagt; nur darüber, daß es gesagt werden mußte, sind wir nicht im Zweifel. Kann man doch das von Michel im letzten Grund Gewollte nicht ernst genug nehmen: Die gegenreformatorische Haltung, die geschichtlich bedingt war, kann von uns in einer geistig und geschichtlich völlig veränderten Lage nicht einfach fortgesetzt werden. In der kirchlich-politischen, seelsorglichen, religionspsychologischen und selbst in der apologetischen Praxis ist das ja auch vielfach stillschweigend geändert worden. Wenn nun versucht wird, diese Änderung aus dem Begriff und Wesen der Kirche selbst heraus zu verstehen und theoretisch zu begründen, so kann das nicht ohne Wagnisse abgehen. Aber vielleicht sind wir Katholiken heute doch insofern zu einem höheren und freieren Standpunkt fortgeschritten, daß wir unsere gemeinsame Liebe zur Kirche und allem, was dieses Wort in sich schließt, nicht mehr beargwöhnen, daß wir in dem, was nicht zum Notwendigen der Einheit und Lehre gehört, jene Freiheit lassen, die allen gläubig starken Zeiten immer selbstverständlich war. In dubiis libertas!

Der Herausgeber.

‚Natur und Gnade' erfordert, und wieder eine andere, die vor Kierkegaards atemheißen Kampfschriften notwendig ist. Gerade die besondere Zuspitzung auch der absoluten Wahrheiten auf das augenblicklich Gültige, die notwendige Verschiebung der Perspektive fordert vom redlichen Leser, der dem Buche gerecht werden will, der seine Bedeutung und seine Schranken in wahrer Gerechtigkeit abzumessen sucht, auch eine besondere Haltung, die ebenso liebendes Verstehen wie kritisches Abwägen in sich vereint.

Ein solches Zeitbuch im vollen Sinn des Wortes scheint mir der Sammelband ‚Kirche und Wirklichkeit' zu sein, der aus den drei katholischen Sonderheften der ‚Tat' hervorgegangen ist.* Es war die Absicht des Herausgebers, Zeugnisse zusammenzustellen, die geschrieben sind ‚in der Kraft des Augenblicks, in dem sich Kirche und Welt, Ewigkeit und Zeit hier und heute wahrhaft begegnen'. Ja dieses ‚Hier und Heute' tritt da und dort so übermäßig stark in den Vordergrund, daß in manchen Fällen geradezu der Charakter eines Ausfalls herauskommt, wie bei Albert Mirgelers in dieser Form durchaus ungerechtem Beitrag über ‚Jugendbewegung vor dem Ende'. Nicht zuletzt trägt auch der Schlußartikel des Herausgebers Ernst Michel, ‚Erneuern wirst du das Antlitz der Erde', diesen Charakter des Aktuell-Wahren an sich. Dieser Beitrag erfordert daher im besonderen Maße jene oben bezeichnete Haltung verstehenden Begreifens und kritischer Abgrenzung, soll er nicht immer wieder zu tiefen Mißverständnissen führen. Michel sieht von der Wahrheit der Kirche nur die der augenblicklichen Wirklichkeit zugekehrte Seite. Und das ist sein gutes Recht. Es ist durchaus richtig, wenn er fordert, daß wir nicht stehen bleiben sollen ‚bei Darstellungen, die „Wesen", „Sein", „Wahrheit" der Kirche als eine wunderbar ewige Fixsternwelt an den Himmel der Zeit heften', daß wir nicht verharren sollen bei einer abstrakten Betrachtung der Idee der Kirche, sondern suchen, was die Kirche heute zu leisten hat; denn ‚solche zwar ideologisch wahre, aber real bestenfalls halbwahre Darstellungen umgehen die echte Wirklichkeit der Kirche, die immer die Kirche in der Zeit und für die Zeit und darin gerade jederzeit ewig ist'. Wir geben Michel gerne zu, daß in ‚Sinn'-Darstellungen der von ihm kritisierten Art eine tiefe Gefahr liegen kann. Es kann sein, daß gerade die Trägen, die Unerweckten sich's an der Schönheit derartiger Wesensschilderungen genug sein lassen und sich erst recht wohlig auf ihrem Ruhebett der beati possidentes dehnen. ‚Was brauchen wir uns mit der gefallenen Welt und ihrer Not abzugeben? Mag sie zu uns kommen, wenn sie erlöst werden will; wir haben ja die Wahrheit.' Hier wirkt Michels Arbeit aufrüttelnd und Gewissen schärfend ohnegleichen. ‚So ist der Kirche die zuvorkommende Liebe aufgegeben, die der gefallenen Schöpfung in immer neuen Begegnungen es ermöglicht, durch Glauben in Wiederverbindung mit Gott, dem Schöpfer und Erneuerer alles Lebens, zu kommen und zu gesunden.' ‚Die echte Katholizität der Kirche, die Universalität und Göttlichkeit ihrer Liebe bezeugt sich darin, daß sie wie der Gottessohn zwar keinen

* Jena, Eugen Diederichs 1923.

Ruhepunkt in der Welt hat, auf dem sie ihr Haupt niederlegen könnte, aber auch, wenn der Ruf an sie ergeht, keine Hölle scheut, um liebend in sie einzugehen, und keinen Gipfel der Weltwirklichkeit, um mühsam sich zu ihm aufzuschwingen und das verlorene Schäflein zu suchen und zu bergen — selbst um den Preis, die Herde auf Zeit und Stunde verlassen zu müssen.'

Diese eine auf die unerlöste Welt gerichtete und dieser Welt verpflichtete Seite am Gesamtgebilde der Kirche hat Michel ausschließlich im Auge, wenn er von der Kirche überhaupt spricht, und das muß auch der Leser stets im Auge behalten, wenn er dieser Arbeit gerecht werden will. In dieser Ausschließlichkeit liegt ihre Größe, aber auch ihre Schwäche. Es liegt ein wundervoll großer Optimismus in Michels Glauben an die Kirche, an ,ihre Liebe, die immer bräutlich ist wie am ersten Tag, da die Jünger in der Kraft des Heiligen Geistes in allen Sprachen redeten', und die sich ungefährdet immer wieder hineinwerfen kann in die gefallene Schöpfung, um sie zu erlösen, eben weil sie ihres unverlierbaren Zusammenhangs mit dem Ewigen so sicher ist. Aber die Überschätzung dieses aktuellen Moments birgt in sich die Gefahr einer allzu aktivistischen Auffassung. Sie kann einseitig werden, zu Schiefheiten führen, ja sogar zu mißverständlichen Ausdrücken. Und Leser, die das Buch nicht in dieser Voraussetzung auf sich wirken lassen, werden es leichtlich dem Verfasser übel vermerken, wenn er schreibt: ,Neuoffenbarung steht über Autorität'. Michel weiß selber ganz genau, daß es nach der Lehre der Kirche Neuoffenbarung nicht gibt, und der Ausdruck kann nur so verstanden werden, daß Michel von Leuten spricht, die die Not ihrer Zeit in sich am tiefsten erfahren und die neugeformte Anwendung der an sich ewigen Heils- und Offenbarungswahrheit der Kirche zuerst begriffen haben; sie sehen: Das muß so sein; viele andere hingegen sind noch nicht so weit. So manches Wort wäre geradezu Luthertum, wenn man nicht wüßte, wie tief Michel in der Kirche wurzelt, wie innerlich er den Luther in sich überwunden, und wie sehr das, was er sagt, aus seiner Aktualität heraus verstanden werden muß.

Von diesem Gesichtspunkte aus vermag man das Bedeutungsvolle dieses ganzen Buches wie des Artikels von Michel im besonderen aus ganzem Herzen anzuerkennen und zu bejahen. Der Artikel ist geschrieben in einer Zeit, da, um in Michels Sprache zu reden, von den drei Sphären der Kirche die zweite und dritte, nämlich: bewahrendes Amt und bestehende Formen religiöser Betätigung fast ausschließlich geherrscht haben; da aber ,im Schoße der Kirche sich eine umfassende Erneuerung vorbereitet: ein neuer Durchbruch ihres schöpferisch wirkenden Geistes, ihres welterlösenden, welterneuernden Prinzips', ihrer ,schöpferisch-wirkenden Liebe gegenüber der Welt', d. h. der Kraft, die nach dem Verfasser die erste Sphäre der Kirche darstellt. Seit der Reformation wurde den neuerwachten individualistischen Strömungen der Welt in erster Linie ein Nein des bewahrenden Amtes entgegengestellt und innerhalb der Kirche der Hauptnachdruck auf die Pflege des geordneten religiösen Lebens gelegt. Seitdem haben sich außerhalb der Kirche gewaltige geistige Kräfte angesammelt, die von dieser schöpferischen Liebe der Kirche

neu erobert werden müssen. Es ist eine große Menge frischen Mehles zugeschüttet worden, das von der Kraft des Sauerteigs der Kirche erst durchsäuert werden muß. Alles was in Luther und erst recht im modernen Geiste, in Kant und Goethe, in Marx und Nietzsche — um nur die größten Antipoden dieses Geistes zu nennen — an Neuem groß geworden, pocht heute an die Pforten der Kirche, irrt in der Wüste, bis es von der Kirche heimgeholt wird. Daß dieser schöpferische Urquell der Erneuerung in besonderen apostolischen Menschen, in ‚Ausgesonderten‘, in ‚Erweckten‘ und ‚Berufenen‘ aufbrechen wird, ist nach der Geschichte der Kirche nicht anders zu erwarten. Aber so sehr wir dies alles anerkennen, so sehr auch wir an die Notwendigkeit eines Vorstoßes aus dieser ersten Sphäre glauben, ebensosehr müssen wir uns auch verwahren gegen die allzu große Unterschätzung der zweiten und dritten Sphäre, des bewahrenden Amtes und des innerkirchlichen religiösen Lebens. Es geht nicht an, das Beharrende um des Beweglichen, das Ruhende um des Wirkenden, das Ewige um des Augenblicklichen willen so sehr zurückzudrängen, wie Michel es tut. Michel übersieht meines Erachtens, welche dynamische Kraft auch das Statische besitzt; wie die wahren Erneuerer in der Kirche nur dadurch wirksam werden konnten, daß die ganze Kraft des Bleibenden hinter ihnen stand, ja gesammelt in sie eingegangen war. Er übersieht, wie gerade in der Neigung der Kirche zum Beharrenden ein heilsbedeutungsvoller Vorzug liegt. Nur durch das schroffe Nein am Anfange wird das aufstehende Neue gezwungen, seine besten Kräfte zu entfalten und sie so weit zu reifen, daß sie der ‚Erlösung‘ durch die Kirche fähig werden. Denn diese ‚Erlösung‘ ist immer ein doppelter Akt, nicht nur ein liebendes Zuvorkommen der Kirche, sondern auch eine Hinwendung der Welt zu ihr. Und so hat die Liquidation Luthers und des Luthertums vielleicht heute erst begonnen. Nur wenn diese andere Seite immer im Bewußtsein daneben gehalten wird, vermag man den Ausführungen Michels über den Glauben, über das Dogma, über das Sittengesetz weithin beizupflichten. Gewiß mag Michel darin recht behalten, wenn er an Stelle der Dogmen ‚an sich‘, an Stelle einer kalten, unlebendigen ‚Zwischenwelt ausgeformter, objektiv gewordener Strukturen und Inhalte‘, (‚die ebenfalls einen bloß willensmäßigen Glauben ohne Lebenserneuerung zur Folge haben‘), ein Begreifen des Dogmas aus seinem ursprünglichen Lebenszusammenhang fordert; war doch die Formulierung des Dogmas ein Mittel, mit dem sich die Kirche ‚aus der Fülle des Glaubenslebens gegen die besonderen Sünden des Geistes der Epochen‘ gewehrt hat. Es liegt viel Berechtigung in seinen Fragen: ‚Wie sollte das Glaubensleben seine Geheimnisse in der Seele entfalten können, wenn dem Menschen nicht Zeit gelassen wird, in der göttlichen Kraft des Glaubens zu wachsen, bis auch sein Geist dieses und jenes Dogma in *wirklicher* Ehrfurcht bekennen kann? Wenn vorzeitig und unterschiedslos dem Willen ein „Bekenntnis“ zu den letzten, geistigen Formungen der Kirche abverlangt wird, das den Menschen zeitlebens zum Träger von Lehrbuchsätzen, aber nimmermehr zum glaubwürdigen Bekenner macht?‘ Aber was haben diese Einwände mit dem Dogma selbst zu tun? Sind das nicht schließlich

Fragen einer vernünftigen Religionspädagogik? Wie mir überhaupt so mancher Satz, den Michel mit Eifer verficht, mehr eine Frage der Seelsorge als grundsätzlicher Natur zu sein scheint; so wird sicherlich da und dort ein Seelsorger genötigt sein, seinen Pflegebefohlenen unter gewissen Umständen eine ‚Karenzzeit' hinsichtlich des religiösen Lebens anzuraten, ohne dabei Grundsätze zu formulieren, wie Michel in seinem VII. Kapitel es zu tun scheint. Ebenso ist wohl jeder Einsichtige von der Wahrheit durchdrungen, daß man die innere Christlichkeit eines Zeitalters nicht ohne weiteres aus der äußeren Teilnahme am religiösen Leben erschließen kann, daß ein ‚praktizierender' Katholik nicht eo ipso ein guter Katholik zu sein braucht. Aber sollen wir deshalb die Verkündigung des Dogmas und der Dogmen überhaupt zurückstellen, sollen wir das religiöse Leben in Liturgie, Sakramenten und Volksandacht einschränken? Wird nicht gerade dadurch, daß das Dogma über das augenblickliche Begreifen eines jeden immer hinausragt, die Ehrfurcht vor der erschütternden Fülle des Erlösungsgeheimnisses geweckt werden?

Es ist eben eine Einseitigkeit, die in Michels ganzem Standpunkt begründet liegt, daß auch sein Begriff des Glaubens selbst nur die dynamistische Seite berücksichtigt. Für Michel ist der Glaube das immer neu zu vollziehende Sichhinwenden zu Gott und von Gott her zu dem, was augenblicklich zu tun ist. Er kennt nur den Glauben, in dem der Mensch ‚sich vorbehaltlos auf die Gnade gründet', den Glauben als ‚diesen radikalen Strich unter alle menschliche Leistungen vor Gott, der kein psychischer Willensakt mehr ist, sondern ein Stehen des Menschen in seiner Todeslinie, zwischen Diesseits und Jenseits'. Aber Glaube ist auch ruhiges Stehen im Ewigen und die Betrachtung des Zeitlichen sub specie aeternitatis. Michel hat immer nur das Entscheidungserlebnis im Auge; aber das ist nicht alles. Daneben und darüber steht das Erlebnis der Verwurzelung und des Bauens. Michel kennt nur eine Kirche für die unerlöste Welt, aber es muß auch eine Kirche für die ‚Erlösten', will sagen, für das stille Weiterbauen der Erlösung geben. Er übersieht, daß die Entscheidung immer etwas Punktuelles ist, und er kommt in Gefahr, durch diese Überbetonung des Punktuellen zu einem Atomismus des Seelenlebens und der Geschichte zu gelangen, die den Verlust jeglicher Kontinuität, der seelischen sowohl wie der geschichtlichen und soziologischen bedeuten würde. Wohl weiß auch der im Glauben ‚Verwurzelte', der in seinem Glauben stetig weiter Bauende, daß auch er stets von Gefahren umwittert ist, daß erst recht von ihm das Wort gilt: ‚Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet', aber das hält ihn nicht ab, ebensosehr aus der Ruhe der Gotteskindschaft zu leben. Ebenso ist es richtig, aber einseitig, wenn Michel vom Sittengesetze sagt: ‚Es gibt keine christliche Ethik, kein christliches Sittengesetz als Besonderung, so wenig es christlichen Staat, christliche Wissenschaft usw. als Besonderungen neben anderen Besonderungen gibt. Es gibt sittliches Handeln des Christen, d. h. Handeln aus der Situation des Glaubens, aus der Liebe als der Energie des Glaubens.' Gewiß, Christus ist der Überwinder des ‚Gesetzes'

und doch hat er nicht ein Jota des Gesetzes gestrichen, weil auch an dieser Stelle der wundervolle christliche Grundsatz gilt, daß die Gnade die Natur nicht zerstört, sondern vollendet. Wie will Michel das Leben der vielen, die in der Kirche leben, das Leben des christlichen Volkes lenken, wenn er für jeden in jeder Situation diese Entscheidung aus dem Ursprung heraus fordert, wo doch Tausende nie diese ‚Todeslinie' in sich erleben, denen man doch nicht die Gemeinschaft mit Christus absprechen darf? Ja, hält er einen Menschen für so stark, daß er zu allen Zeiten, auch in den Tagen innerer Dürre und Armut, da die innere Stimme schweigt, die Kraft für derartige Entscheidungen besitzt? Tut da nicht eines not, das demütige Sichbeugen und stille Voranschreiten im Rahmen des Gebotenen? Michel ist an dieser Stelle in Gefahr, aus der berechtigten Betonung der Wichtigkeit christlicher Glaubensentscheidung sich zur Forderung einer Kirche der Wenigen, der Ausgesonderten, im letzten Grunde der Geistigen fortreißen zu lassen. Die Kirche in ihrer Gesamtheit aber hat allen alles zu sein, ‚den Juden Jude, den Griechen Grieche'. Und so verstehen wir schließlich auch, wie weit Michel recht hat mit dem, was er über die ‚Ausgesonderten' sagt. Es gibt Dinge, die richtig sind, wenn sie gelebt werden, die aber falsch werden, wenn sie ausgesprochen und zur Norm gemacht werden. Es ist richtig, daß so mancher Heilige, der ein Erneuerer der Kirche war, in Konflikt mit der Autorität der Kirche kam. Es ist aber falsch, zu sagen: Du mußt deine Sendung erfüllen, auch wenn du in Konflikt mit dem Amte kommst. Hier stehen wir wirklich vor Geheimnissen, wo jeder menschliche Rat aufhört und allein Gottes unbegreifliches Walten zugelassen werden muß.

So gelangen wir schließlich auch zu einer richtigen Auffassung vom ‚Universalismus der katholischen Kirche'. Auch diesen sieht Michel einseitig unter dem Bilde des ‚lebendigen Bewegungskosmos eines Planetensystems, in dem zwar jedes neu einbezogene Stück der Schöpfung aus der Begegnung seiner Eigenart mit der Einheit des ganzen Systems seine organische Stellung, Bewegung und Bahn findet, aber — und darauf kommt es an —: dieses ganze Planetensystem steht selbst wieder relativ in einem geheimnisvoll-persönlichen, für uns unfaßlichen, daher einmaligen Geschehen, das die immanente Bewegungsordnung des Planetensystems in eine Schicksalskurve hineinstellt und darin den einzelnen Zeitpunkten ihrer Bewegung und Begegnung mit der Welt eine unwiderbringliche Bedeutung verleiht. So erhält denn der Einbezug eines neuen Stückes der Weltwirklichkeit an einem Zeitpunkt nicht mehr nur von dem Planetensystem — der Kirche — her seinen Sinn, sondern dieses Ereignis gründet zutiefst in dieser Gottesstunde, in der sowohl das Planetensystem wie dieses Stück Welt in der Einmaligkeit heilsgeschichtlicher Wahrwerdung stehen.' Michel glaubt von dieser Auffassung aus eine andere, wie sie am schönsten in Guardinis ‚Vom Sinn der Kirche' zum Ausdruck kommt, ablehnen zu müssen, die Auffassung vom Wesen der Kirche als eines ‚ewigen Kosmos von Urphänomenen, den die Kirche umschließt, in den ihre zentripetale Kraft die zerstreute ‚Welt' allmählich heimholt. Von hier aus haben Raum und

Zeit notwendigerweise nur mehr untergeordnete, funktionale Bedeutung. Damit aber gehen sie ihres eigentümlichen Sinnes verlustig, den die polare Spannung zwischen Kirche und Welt zur Voraussetzung hat: nämlich daß gerade im ‚Hier und Heute', im ‚Zeitpunkt' und ‚Ort' der Begegnung von Kirche und Welt, der alle Wirklichkeit begründende und entscheidende Kreuzungspunkt von Zeit und Ewigkeit liegt und dadurch das höchste Pathos, das der christlichen Glaubensentscheidung, in sich birgt.' Wieder sieht Michel ausschließende Gegensätze, wo es sich um zwei notwendige Pole einer Einheit handelt. Das eben ist das Große an der Universalität der Kirche, daß sie eine doppelte ist: einmal eine extensive, die in der organisch durchdrungenen Aufspeicherung aller Werte besteht, dann aber auch eine dynamische, in der die Kirche als gesammelte Kraft sich auf einen Punkt der Welt werfen kann, um sich nachher wieder in sich zurückzuziehen. Michel übersieht, daß die unersetzliche Bedeutung des ‚Hier und Heute' in der Begegnung von Kirche und Welt eben auch bedingt ist durch die Wesensfülle des kirchlichen Kosmos und daß die ganze Absicht, aus der z. B. Guardinis Buch geschrieben ist, eben dahin ging, eine fruchtbare Begegnung zwischen Kirche und dieser heutigen Welt herbeizuführen. Es ist eine Ungerechtigkeit, wenn er denen, die sich um die Wesensschau oder Sinndeutung der Kirche bemühen, vorwirft, sie wollten sich ‚einen Kosmos vor Augen zaubern, so daß man sich schier nicht satt daran sehen kann und es gar nicht wahr haben will, wenn die Darstellung zu Ende ist und der Alltag vor der Türe wartet'. Das Gegenteil von dem ist wahr: Nichts vermag so sehr die Verhärtung, von der Michel spricht, die innerkirchliche sowohl wie die innerweltliche, zu erschüttern als eine neue, tiefernste Besinnung auf das Wesen der Sache und die daraus entspringende neue Verantwortung gegenüber den Wesenstatsachen. Echte Phänomenologie ist im Grunde Gewissenserforschung. Und so treibt auch die Phänomenologie des Katholischen notwendigerweise zu einer neuen fruchtbaren Begegnung des ewigen Kosmos mit der flüchtigen Welle des Augenblicks. Wir wissen wohl, daß wir hier auf Erden in der streitenden Kirche leben, die in unermüdlichem Ringen um die Erlösung der Welt steht; aber wir wissen ebensowohl, daß dies nicht die ganze Kirche ist, daß über ihr steht die triumphierende Kirche in dem seligen Besitze aller Werte und Wesen, und daß auch auf das Ringen der in die Zeit einbezogenen Kirche das Licht aus der überzeitlichen Fülle der Ewigkeit fallen muß. Die Kirche ist nicht nur ‚Gnadenstunde', in der die Entscheidungen fallen, da die Wiedergeburt beginnt, sondern sie ist auch wiedergeborenes Leben und Wachsen in Gnadentagen und Gnadenjahren, sie ist Ewigkeit und Zeitlichkeit in Einem.

Meine Reise durch die Vereinigten Staaten
Von Hugo Graf Lerchenfeld-Köfering

(Schluß.)

Von West nach Ost, San Antonio (Texas), Springfield (Illinois), 23. bis 31. März 23.

Im Glanze des Frühlingsmorgens verlasse ich die Pazifische Küste. — Gestern hat sich einer der reichsten Bewohner Pasadenas, der berühmten Villenstadt vor Los Angeles, ein Holzmagnat, in dem Feengarten seines Landhauses aus Lebensüberdruß erschossen. Armer ‚Jedermann‘, was war ihm, auf den der Proletarier mit Neid blickte, die kalifornische Sonne, die selbst dem armseligen, braungebrannten mexikanischen Taglöhner dort an der Bahnstrecke Lebensfreude bedeutet! — Mählich steigt der Schienenweg zur Mojawesteppe an. Weiter im Süden liegt unter dem Meeresspiegel die Senke des ‚Imperial Valley‘, das durch die Bewässerungsanlage zu einem fruchtbaren Land umgestaltet worden ist, in dem alle subtropischen Pflanzen wunderbar gedeihen. Westlich ragen die Gipfel des Randgebirges herein, über dem leichten Morgennebel kahle, zerrissene Hänge und schneebedeckte Häupter, wundervoll in Form und Farbe. — Ein langgedehnter, ruhiger Tag im Zuge. Womit beschäftigen sich alle diese Menschen? Nur wenige lesen ein Buch; das letzte volkstümliche ‚Magazine‘, wie man in den Staaten die Zeitschriften heißt, die letzte Zeitung, die auf den wenigen Zwischenstationen ausgerufen wird, und deren Head-Lines — Überschriften — man überfliegt. Schreibtische sind im Lesewagen aufgestellt; obwohl das Schreibpapier kostenlos zur Verfügung steht, werden sie nicht viel benützt. Die bekanntesten Zeitschriften liegen auf; es erklärt sich, welchen Einfluß sie auf die öffentliche Meinung üben; sie haben einen schier unbegrenzten Leserkreis. Kartenspiel; Gespräch mit dem zufälligen Nachbar. — Der ‚Ölbaron‘ aus dem Sonderabteil meines Schlafwagens bandelt mit mir an — Typus: massiv, jovial, gemein. Ein guter Freund hat ihn für die Reise mit konzentriertem Alkohol versorgt und ihn in eine selige, menschenfreundliche Stimmung versetzt. Er sorgt für fünf französische Kriegerwaisen, versichert mich seiner Freundschaft für die Deutschen, die bis auf den Kaiser ordentliche Kerle seien, mit denen er immer gerne Geschäfte mache. Ich nehme mir vor, diesen Philanthropen für die deutschen Kinder zu verwerten und sehe schon den 1000-Dollar-Scheck für das Zentralkomitee im Geiste vor mir. Am nächsten Morgen herrscht furchtbarer Katzenjammer und völlige Stumpfheit. Den psychologischen Augenblick verpaßt, den diplomatischen Befähigungsnachweis nicht erbracht zu haben, wird mir klar. — Weiter durch das menschenleere, von Gebirgszügen unregelmäßig durchzogene, graubraune Tafelland. Einmal im Jahre grünt und blüht auch dieses Land, wenn die kurze Regenzeit befruchtend darüber zieht. In diesem wiederkehrenden, sinnenfälligen Akt des Lebenstriebes haben die Alten die Gottheiten verkörpert; hier wird der Mythos zum Ereignis. Unser Zeitalter nüchterner Betrachtung nimmt den Vorgang nur wirtschaftlich. Große

Viehherden bevölkern das stacheldrahtbewehrte Blachfeld; nur wenige niedrige espenartige Bäume um die spärlichen Ansiedlungen und in den wenigen eingeschnittenen Flußtälern. Und doch liegt Größe in der Gegend. Gegen Sonnenuntergang leuchtet die Ebene, verwandeln sich die abenteuerlich geformten Felsenriffe zu durchglühtem Metall in der klarsten Höhenluft: ist das Bergland von Montana der Ort für Büßer, so scheint sich hier die letzte Reinigung der Seelen vom Erdenrest zu vollziehen. Sich vom ‚Sensationellen‘ in der Betrachtung der Landschaft freizumachen, dem der große Haufe gerade auch in Amerika nachgeht, den Sinn der Natur, das ist die Verwirklichung der Schöpfungsgröße sich zu vergegenwärtigen, sollte das Ziel jeder Naturbetrachtung sein.

* * *

Unter den Südstaaten der Union hat Texas das kräftigste deutsche Element, und wiederum in Texas ist San Antonio der Vorort. Es gilt hier die Verbindung zwischen den rührigen örtlichen Hilfsgesellschaften und dem Zentralkomitee ohne bureaukratischen Zwang herzustellen. In der Halle der Hermannssöhne, einer jener in Amerika üblichen ordens- oder logenmäßig gebildeten und auf der Grundlage deutscher Abstammung beruhenden, im ganzen Lande verzweigten Gesellschaften mit überwiegend geselligem Zweck, vertrete ich meine Sache am Abend des Palmsonntags vor einer auch aus benachbarten Landorten besuchten Versammlung. Der Bildersturm gegen deutsche Zeichen und Aufschriften, der während des Krieges über die Union gegangen ist, hat merkwürdigerweise vor dem martialischen Cheruskerfürsten an der Straßenfront der Halle halt gemacht.

San Antonio ist alte Missionsgründung. Die spanischen Mönche sind verschwunden, die alten Missionsgebäude sind erhalten — doppeltürmige Kirchen, primitiver Barock aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, nicht gerade Kunst, aber doch eine kulturgeschichtliche Note in diesem sonst so geschichtslosen, einförmigen, unermeßlich großen Texas.

Fort Sam Houston, nach dem Helden des Texaskrieges benannt, ist das große militärische Übungslager für eine stehende Division. Seit dem Kriege ist neben der einzelstaatlichen, mehr für den Ordnungsdienst bestimmten Miliz eine Landwehr gebildet worden, die vom stehenden Heere in regelmäßigen Übungen ausgebildet wird; damit ist auch die Einrichtung von Reserveoffizieren verbunden, und man kann jetzt im geselligen Leben hören, wie irgendein wohlbestallter Geschäftsmann als ‚Colonel‘ oder gar als ‚General‘ angesprochen wird; das gehört zu den kleinen Eitelkeiten des Lebens, wenn auch deswegen die Vereinigten Staaten nicht gerade militarisiert sind. Allerdings hat sich seit dem Kriege die Bewertung des Heeres bedeutend gehoben. Staat und Landesverteidigung sind nicht zu trennen. Jeder Staat muß das Recht haben, ein ausreichendes Heer zu halten. Das richtige Maß zu finden, ist nicht leicht; jede Übertreibung rächt sich wie jede Unterschätzung. Die größte Gefahr ist der Formalismus — und dies gilt namentlich vom Offizierswesen —, eine Gefahr, die

nur durch Verzicht auf Äußerlichkeiten und durch Betonung der sittlichen Faktoren von Dienst und Ehre zu bannen ist; dabei ist Dienst Opfer für die Gemeinschaft und ist Ehre nicht in förmlichen Verhaltungsregeln, sondern in der Gesinnung begründet. Der amerikanische Offizier hat kein leichtes Leben — die Garnisonen sind zum größten Teil entlegen, materielle Vorteile sind karg bemessen. Zwischen dem Artillerieobersten und seinem Major galoppiere ich über den Übungsplatz; die Offiziere haben das deutsche Wesen in rauher Wirklichkeit kennen und schätzen gelernt; da ist keine Feindschaft. Nach dem Ritt zum Tee im hübschen Klubgebäude vor der Stadt; der ‚Country-Club' gehört zum eisernen Bestand der amerikanischen Stadt als ein Mittelpunkt des geselligen Lebens und Sportbetriebes, wobei das Golfspiel den ersten Rang einnimmt. Zuletzt besuche ich ein Offiziersehepaar in seiner Lagerwohnung: primitive Holzbaracke, nur aus einem Erdgeschoß bestehend; der große steinerne Kamin darf aber ebensowenig fehlen wie der Klavierflügel und die Atmosphäre des Optimismus, mit dem der Amerikaner die gegebenen Umstände hinnimmt. ‚For better, for worse' — heißt es in der englischen Trauungsformel!

* * *

Bei meiner Ankunft in New York habe ich eine Einladung vorgefunden, vor dem ‚Mittags-Klub' in Springfield, der Hauptstadt des Staates Illinois, zu sprechen; Clémenceau und Marschall Foch hätten ihm vor wenigen Monaten die Ehre ihres Besuches erwiesen usf. Warum nicht? Zwischen St. Louis und Indianapolis läßt sich auf der Rückreise ein Tag einschieben. Springfield ist eine verhältnismäßig kleine Stadt; den Mittelpunkt bildet das Regierungsgebäude oder ‚Kapitol', das wie alle Kapitole und alle Gerichtsgebäude eine zentrale Kuppel hat, genau so wie sich für ein Bankgebäude der griechische Stil ziemt oder wie ein Arsenal im Stil einer mittelalterlichen Feste gehalten sein oder wie ein Kriegerdenkmal Figuren der drei Hauptwaffengattungen und der Marine aufweisen soll. Auf dem Bahnhof werde ich feierlich von dem Empfangskomitee abgeholt. Der Eßsaal ist dicht besetzt; auf der Estrade sind die Ehrengäste aufgebaut. Der Bürgermeister hat sich entschuldigen lassen, in einigen Tagen ist Gemeindewahl, und vielleicht würde es seiner Stimmenzahl schaden, mit dem German Count zusammengesessen zu sein. Im übrigen ist die Aufnahme denkbar freundlich und ungezwungen. Vor dem Essen spricht ein methodistischer Geistlicher ein Gebet, das auf die Bitte für den Weltfrieden ausgeht und mir einen guten Anknüpfungspunkt gibt.

Springfield ist die Stadt Abraham Lincoln's: dorthin kam der Autodidakt und Hinterwäldler aus Ohio in den vierziger Jahren und übte den Beruf eines Rechtsanwaltes aus, bis ihn, den kaum bekannten, die Woge der Antisklavereibewegung gegen alle Wahlvorschau als Vertreter der Republikaner — Whig-Partei — im Jahre 1860 auf den Präsidentenstuhl erhob und die Vorsehung der Welt einen der großen Staatslenker gab. Die Südstaaten der Union betrieben ihre Latifundien und Plantagen mit unfreien

Schwarzen, während die Nordstaaten ihre Wirtschaft auf freie Bauern und Arbeiter begründet hatten. Nicht um die Abschaffung der Sklaverei drehte sich der Streit, sondern darum, ob die Einrichtung der Sklaverei auf die neuen westlichen Staaten ausgedehnt werden sollte. Lincoln hätte sich um den Preis des Friedens und der Einheit mit der Aufrechterhaltung des bestehenden, seiner sittlichen und naturrechtlichen Auffassung widersprechenden Zustandes abgefunden. Er war kein Gewaltpolitiker. Bis zum letzten Augenblick trat er für eine friedliche Lösung ein; dann allerdings führte er den Krieg bis zur Entscheidung. Die beste Einführung in das Wesen dieses Mannes, dessen Wirken eigentlich auf wenig mehr als vier Jahre zusammengedrängt war und der politischem Fanatismus zum Opfer fiel, sind seine Reden. Was mich darin fesselt, ist nicht die Weise, nicht die Gedankenfülle — dazu fehlte ihm die Bildung, sondern die fühlbare Aufrichtigkeit der religiös-sittlichen Durchdringung und des Verantwortlichkeitsbewußtseins, ergänzt durch den scharfen Blick für die Grundlagen und die wirklich tragenden Kräfte der politischen Gegebenheiten oder Verhältnisse, also durch etwas, was den gesunden staatsmännischen Verstand ausmacht. Mochte er noch so tief von seinem Beruf als Führer seines Volkes zu einer höheren Art der Demokratie überzeugt sein, so verließ ihn doch nie die berechnende Überlegung, nie die kritische Selbstprüfung, ob sein Tun mit seinen Grundsätzen vereinbar sei. Demokratie: Lincoln hat, wenn man will aus seinem überlieferten Vorurteil heraus, jede andere Staatsform neben der demokratisch-republikanischen als Tyrannei verworfen und die Regierung des Volkes für und durch das Volk gefordert. Die Demokratie ist mehr wie eine Staatsform; ja als Staatsform ist sie in vollem Umfange nur in kleinen, übersichtlichen Staatswesen denkbar. Die Demokratie ist vielmehr als Idee aufzufassen, als Grundsatz der Freiheit und Gleichheit, der aus der Natur des Menschen zur rechtlichen Anerkennung ebenso drängt wie die Idee der Auslese und Hervorhebung, die der Aristokratie zugrunde liegt. Diese beiden Ideen müssen sich in den vollentwickelten Staatswesen in polarer Ergänzung so einordnen, daß Überspannungen vermieden werden. Die eine wie die andere Idee kann sich in falscher Weise bis zum Zustande der Unfreiheit und Ungerechtigkeit auswirken. Nie wird auf die Länge ein gebildetes Volk ohne solche Einrichtungen auskommen, die ihm Verantwortung für die Führung der Staatsgeschäfte und ein volles Maß staatsbürgerlicher Rechte und Pflichten zuweisen. Natürliche Fähigkeiten und Erziehung des Volkes müssen hier mehr in Betracht gezogen werden als Theorien, wie denn jeder Staat nicht als ein künstliches rationalistisches Gebilde, sondern als ein organisches Glied der Menschheit und ein Ausfluß der sittlichen Weltordnung aufzufassen ist. In dieser Richtung wird sich unter Wehen und Kämpfen die Entwicklung der Menschheit bewegen. — Im parkartigen Friedhof hat Abraham Lincoln seine Ruhestätte gefunden. War er ein typischer Amerikaner? Ja und nein! Er war mit allen Fasern seinem Lande und Volke verwachsen; allein seine Eigenschaften gingen über den Volkstyp wesentlich hinaus. Aufgabe der Heiligen und Großen ist es, voranzugehen, ein höheres Ziel zu

setzen, einen Impuls zu vermitteln, der zu gegebener Zeit wirken mag. In seinen Heroen malt sich das Volk...

Ich finde Ostersonne und Osterglocken bei den Meinen in dem freundlichen Vororte bei New-York an dem Sunde zwischen der Küste und Long Island.

* * *

In dem Gebiet der großen Seen, 7. April bis 10. Mai 23.

Nach kurzer Rast befinde ich mich wieder auf der ‚Walze'. Der ‚Generalstab' hat alles sorgfältig vorbereitet; die Erfahrungen sind verwertet; jede Stadt muß individuell behandelt werden. 15 Städte sind im Programm, an die 40 Reden und Vorträge stehen bevor. Die Aussicht, jeden Tag frisch auf dem Posten sein zu müssen wie ein Tenor auf der Kunstreise, verursacht mir doch ein gewisses Gefühl des Mißbehagens, wie ich an dem glänzenden Apriltage die Hudson-Landschaft zwischen New-York und Albany, der behaglichen, ja beinahe hausbackenen Hauptstadt des Staates New-York, vor mir vorüberziehen lasse. Der sundartig breite, von mäßigen und anmutigen Höhenzügen eingefaßte Fluß, — ein ruhiges Landschaftsbild, groß in der Linie und doch eine Folge geschlossener Bilder, wie sie in diesem Lande der Übermaße selten sind. Dazu der Reiz einer geschichtlichen Überlieferung, die der Gegend etwas von Persönlichkeit und Innigkeit verleiht. Die Siedlung des Hudsontales zieht sich auf viele Meilen von der Großstadt vorortmäßig hin; manch schloßartiger Landsitz auf den Vorhöhen zwischen großen Parkanlagen erinnert an berühmte europäische Muster; in der neueren Zeit hat sich der Geschmack der wohlhabenden Amerikaner geläutert; die Pracht weicht künstlerischer Behaglichkeit, das Schloß dem mit der Farm verbundenen Landhause. Der Hudson war von alters eine der großen Verkehrsstraßen ins Innere des Landes; deutsche Kolonisten gehörten zu den frühen Siedlern; die für die Entscheidung des Freiheitskrieges wichtige Kapitulation der englischen Streitmacht bei Saratoga schuldet das amerikanische Volk dem Aufgebot der deutschen Farmer jenes Gebietes. Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten hat allen Grund, erhobenen Hauptes und stolz auf seine Abstammung in dem Lande einherzugehen, das ihm seine Entfaltung zum großen Teile verdankt.

In dem Gebiete zwischen der Atlantischen Küste und dem mächtigen System der Wasserstraßen liegt das gewerbliche Mittelstück des Landes. An der Straße von New-York zu den großen Seen und um die großen Seen selbst wächst der Kranz volkreicher Fabrikstädte unter der Gunst der natürlichen Verhältnisse wie der administrativen Maßnahmen. Jedes Jahr werden die Vereinigten Staaten von den europäischen Erzeugnissen unabhängiger, jedes Jahr vermehrt sich der Druck, den die amerikanischen Erzeugnisse auf den Märkten der Welt ausüben. Nicht die Erzeugung ist das Problem für die verarbeitende Industrie, sondern der Absatz, und in dieser Beziehung sind die Vereinigten Staaten vor allen anderen gewerblich entwickelten Ländern sichergestellt; denn einerseits sind auf sie die meisten

Länder angewiesen und anderseits nimmt der innere Markt fortwährend und rasch an Bedeutung zu, wobei das Schutzzollsystem die Entwicklung der einheimischen Industrie in jeder Weise gefördert hat. Die Volkswirtschaft läßt sich nicht in absolute Regeln zwängen; ihre Gesetze gelten im allgemeinen nur relativ. Ohne den Schutzzoll wäre Amerika offenbar zurückgeblieben; ohne die natürlichen Hilfsquellen des Landes, ohne die Tüchtigkeit der Bewohner, ohne den Anreiz, den die Lebensverhältnisse und Aussichten in der neuen Welt dem Arbeiter bieten, hätte aber der Schutzzoll nicht jene Wirkung geübt. Gleichwohl ist das Schutzzollsystem, das hauptsächlich von der republikanischen Partei vertreten wird, nicht unbedingt vorteilhaft: der amerikanische Verbraucher, vor allem der Landwirt, leidet unter den künstlich gesteigerten Preisen für die gewerblichen Erzeugnisse, und die Gefahr besteht, daß das Schutzzollsystem nach Umfang und Dauer zum Nachteil der Volkswirtschaft übertrieben wird.

In Rochester, einer jener durch den Gewerbefleiß mächtig emporblühenden Städte, ist der Hauptsitz der optischen Industrie durch fremde, vor allem deutsche, Physiker und Vorarbeiter entstanden. Ähnlich wie in den mittelalterlichen Städten die Gewerbe nach einzelnen Gassen der Stadt verteilt waren, so verteilen sich in der Union einzelne Gewerbe auf bestimmte Städte des Landes.

Diese Industriezentren, die sich wie eine kaum unterbrochene Kette aneinanderreihen, sind ohne ausgesprochene Eigenart. Gewiß, die Bedingungen, unter denen die Masse des Volkes lebt, sind besser und gesünder als in Europa; auskömmliche Löhne, Arbeitsgelegenheit, gute Wohnungen — alles wirkt zusammen. Der Reichtum nimmt in allen Schichten stetig zu. Nicht nur die materiellen, sondern auch die ideellen Güter — Unterricht, kulturelle Bestrebungen, kirchliches Leben — finden die eifrigste Pflege. Und doch werde ich an die Verse Schillers (‚An die Freunde') erinnert:

> ‚Prächtiger als wir in unserm Norden
> Wohnt der Bettler an den Engelspforten;
> Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!'

Das Leben in diesem Lande ist trotz allem in gewisser Beziehung armselig. Geld ist dort mehr als Macht oder als Befriedigung materieller Bedürfnisse; es ist das Mittel, ein kultiviertes Dasein zu führen.

Der Sinclairsche Roman ‚Babbitt', eine Neuerscheinung dieses Winters, versucht aus der Schilderung des dem wohlhabenden Mittelstande angehörenden Bauunternehmers in einer jener aufstrebenden Großstädte den typischen Amerikaner zu gewinnen. ‚Beitrag zur Naturgeschichte des Spießbürgers' ließe sich das Buch auch nennen. Der Held, der seinem ‚Kreise' zu entfliehen und unter dem Einfluß eines von der ‚guten' Gesellschaft geächteten Radikalen sich zu emanzipieren sucht, sogar bei Gelegenheit eines Arbeiterausstandes die ‚andere' Seite sieht und sich gleichzeitig in den Kreisen einer harmlosen, aber hoffnungslos ordinären Bohème von dem Einerlei des Lebens erholen will, kehrt reumütig in sein gewohntes Joch zurück. Gut ist vor allem der Raum gezeichnet; richtig beobachtet scheint mir einerseits

die nivellierende Wirkung des Klub- und Zirkelwesens, anderseits der trotz aller demokratischen Ideen ausgesprochene Hang zur Auslese und Hervorhebung, die naive Selbstzufriedenheit, die gutmütige Plattheit dieser Leute, die trotz aller ‚Grundsätze' zu allerhand erleichternden Kompromissen mit der strengen Moral geneigt sind. Sinclair ist ein bekannter Frondeur gegen die ‚bürgerliche' Gesellschaft, ein Radikaler. Wenngleich das amerikanische Leben mehr gleich macht als das europäische und dort die Gesellschaft nach Lebensformen und Gewohnheiten, ja bis in die Gedankengänge moralischer, politischer und sozialer Natur dem ‚Standard' zustrebt — auch das ist in gewissem Sinne Mechanisierung im Großbetriebe —, so sind doch die Amerikaner gewiß nicht Ziegelsteine aus einer Fabrik. Das Buch bietet zuviel photographische Treue, zu wenig künstlerisches Schauen und mag deshalb irreführen, wem das Leben in der neuen Welt mit seiner feineren Verteilung von Licht und Schatten fremd ist.

* * *

Cleveland am Erie-See, Detroit, an der Verbindung zwischen Erie- und Huron-See, und Chicago am Michigan-See bedeuten eine mächtige Steigerung des gleichen Motivs — die großen Wasserflächen muten wie die Ostsee an; die Ufer sind flach oder von niedrigen Höhenzügen gebildet; zu dem gewaltigen Verkehr vieler von verschiedenen Gesellschaften im Wettbewerb betriebenen Eisenbahn- und Straßenbahnlinien tritt ein die Ziffern mancher östlichen Hafenstädte übertreffender Verkehr auf dem Wasser.

In Cleveland verdanke ich dem hilfreichen katholischen Bischof, dem warmherzigen bayerischen Landsmann, den Erfolg. In der öffentlichen Versammlung der deutschen Vereine führt er mich in einer von deutschem Empfinden durchwehten Ansprache ein; ‚ich bin stolz darauf, in Deutschland geboren zu sein!' ruft er aus; solche Worte brauchen unsere deutschstämmigen Amerikaner, die von der Kriegswalze niedergedrückt worden sind. Der Ruf des Bischofs genügt, um von einem Tag zum andern 24 der angesehensten Cleveländer, darunter die Präsidenten der Handels- und Anwaltskammer, zu einem Mahle zu vereinigen, dessen Tischreden der Organisation der Kinderhilfe unter der Leitung des Bischofs gewidmet sind; sein warmer Appell entscheidet; im Spätjahre soll die Sammlung durchgeführt werden, und zwar auch hier neben den deutschen Vereinen, deren verdienstvolle Tätigkeit dadurch keine Schmälerung erfährt.

Zwei Frauentypen — Balzac — Bestie und Engel: Eine Frau in Buffalo schickt bei der Sammlung für die deutschen Kinder einen Beitrag: ‚man solle dafür Gift kaufen, um den deutschen Nachwuchs zu vertilgen.' Eine arme Lehrerin in Cleveland übergibt mir einen Ring: ‚sie habe nichts anderes, aber was sie besitze, wolle sie den deutschen Kindern opfern.' In Chicago erzähle ich die Geschichte im Hause eines Angloamerikaners bei einer größeren Gesellschaft; sofort wird um den Ring eine Lotterie veranstaltet, die das Vielfache von dem Wert des Ringes einträgt.

* * *

Detroit rühmt sich, neben Los Angeles die am raschesten wachsende Stadt der Vereinigten Staaten zu sein — eigentlich ein zweifelhafter Ruhm; denn die Schwierigkeiten der Verwaltung und sozialen Fürsorge vermehren sich in noch rascherem Verhältnis wie die Bevölkerung. An die französische Gründung erinnern Name und fächerartige Anlage der Altstadt.

Unter den großen Fabriken von Detroit ist der Betrieb der Ford-Gesellschaft der berühmteste. Henry Ford beschäftigt die Einbildungskraft seiner Landsleute. Eine amerikanische Walhalla würde ihn jetzt schon im Bilde aufnehmen als den echten Sohn seines Landes — aus eigener Kraft und Tüchtigkeit vom Handarbeiter auf der väterlichen Farm zum Erfinder und Begründer einer der erfolgreichsten gewerblichen Unternehmungen durchgerungen; gleich geachtet vom Unternehmertum wie von der Arbeiterschicht; ohne daß er je in der Politik eine Rolle gespielt hätte, als Präsidentschaftskandidat genannt; eine merkwürdige Mischung von Geschäftsmann und Idealist; sein Antisemitismus bietet keine neuen Gesichtspunkte; manches in seinem Wesen wie in seinem Äußern deutet auf Kräfte der Phantasie; dennoch ist er in seinem Fach von eiserner Folgerichtigkeit. Nach mühevollen langen Anfängen hat sich Ford durchgesetzt: Der Siegeszug des Fordwagens beginnt erst in den neunziger Jahren; daneben stellt er in einem besonderen Werk für landwirtschaftliche Zwecke einen Zugmotor (‚Traktor') als Ersatz für die tierische Kraft her. Technik und Geschäftssinn finden sich mit dem Streben zusammen, der Volkswirtschaft zu dienen. Henry Ford hat den Minderbemittelten die Vorteile des Kraftwagens verfügbar gemacht und damit eine sozial bedeutsame Tat vollbracht. In der Tat sollte dieses Bewußtsein der Verantwortung für die Allgemeinheit, des ‚Dienstes', bei keinem Unternehmer fehlen.

Die Einladung Henry Fords führt mich durch den Betrieb der Automobilfabrik, die äußerlich den Beweis liefert, wie auch in Amerika das Streben nach schöner Gestaltung der dem Wirtschaftszweck dienenden Bauten waltet: Ebenmaß, Vorherrschen der perpendikulären Linie; Pflege des umgebenden Geländes; monumentale Gestaltung der Kraftzentrale — über das hoch und kubisch ausgeführte Kesselhaus erheben sich vier zusammengekuppelte eiserne Essen mit geschweiften Mündungen, wodurch die störende Starrheit des einzeln ragenden Fabrikschlotes entfällt. Im Betriebe ist alles von der geringsten Handreichung an auf der kürzesten und am meisten Zeit sparenden Linie dem Ziele, das ist dem fertigen Erzeugnis, zugeordnet; auch die mit der Fabrik räumlich verbundene Fortbildungsschule für die Lehrlinge dient in den Lehrwerkstätten unmittelbar dem Betriebe selbst; sie ist Gegenstand besonderer Sorge für Henry Ford. In drei Schichten wird Tag und Nacht gearbeitet. Die peinlich durchdachte Ausnützung von Raum und Zeit und die auf alle Weise, jedoch mit sozialem Verständnis geförderte Steigerung der Leistung erklären, daß täglich über 7000 Wägen in völlig betriebsfähigem Zustande das Werk verlassen. —

Ein warmer Frühlingstag; die fruchtbare Erde dampft unter den Pflügen; die Bäume zeigen das erste Grün. Auf schnurgerader Asphaltstraße

fahren wir nach der landeinwärts gelegenen Universitätsstadt Ann Arbour, die, reizvoll in der Falte eines Flußtälchens gelegen, der Bildungsmittelpunkt des Staates Michigan ist. Das freundliche Städtchen geht völlig in seinem Zweck auf; die Alma mater hat keine fremde Gottheit neben sich. Mein Dienst besteht heute in der Werbung für das Hilfswerk zugunsten der deutschen Wissenschaft — Emergency Society —, das von den Professoren Boas und Duggan in New-York mit hingebender Selbstlosigkeit geleitet wird. Ann Arbour hat auch wie viele andere Universitäten die Deutschenhetze mitgemacht; noch vor kurzem wurde ein Mitarbeiter der Studentenzeitung aus der Schriftleitung entlassen, weil er gewagt hatte, einen für die deutsche Sache wohlwollenden Artikel zu bringen. Jetzt beginnt allmählich die Schlammflut zu weichen. Ich finde vor allem bei dem Direktor der Bibliothek — das Büchereiwesen ist auf den amerikanischen Universitäten besonders sorgfältig gepflegt — Verständnis, was um so wichtiger ist, als er im Vorstand des allgemeinen Büchereiverbandes sitzt.

Nach einer Mahlzeit in den trefflich ausgestatteten Räumen des Studentenklubs zum Stadion, wo ein mit Spannung erwartetes Wurfball-Wettspiel zwischen Ann Arbour und einer anderen Universität stattfindet. Weiter grüner Plan, Frühlingssonne, die Tribünen gefüllt mit Tausenden erwartungsvoller junger Leute, unter die sich nur selten ein graues Haupt mischt — kann es etwas Reizvolleres geben? Die Kampfspiel-Mannschaft wird mit brausendem College-Ruf begrüßt; voran schreitet eine in Phantasie-Militäruniform gekleidete Musikkapelle. Base-Ball, das amerikanische Nationalspiel, wird im ganzen Volk mit einer für uns kaum verständlichen Leidenschaft betrieben; die großen Schauspiele der professionellen Mannschaften werden von Hunderttausenden besucht. Für den Nicht-Eingeweihten bietet das Spiel keineswegs die Abwechslung des Fußballes. Aber der Mensch findet sich ja im allgemeinen in nichts schwerer hinein, als in den Zeitvertreib des Nebenmenschen. — Ein Gewitter macht dem Spiel ein vorzeitiges Ende.

* * *

Chicago, vielleicht die amerikanischste aller Städte des Landes — riesenhaft, übermäßig und bedrückend, bis man sich in den drängenden Rhythmus eingeordnet hat.

Die Völkerwanderung wiederholt sich in neuer Form. Große Fremdstädte entstehen hier gleichsam über Nacht, wandeln sich wie Flugsandberge in der Wüste. In dem ‚Settlement' der Quäker — so nennt man in den angelsächsischen Ländern die Anstalten, die den Mittelpunkt der freiwilligen Sozialarbeit bilden — hängt eine Karte, die seit der Eröffnung des Hauses von zwanzig zu zwanzig Jahren die Verteilung der Nationalitäten in dem betreffenden Stadtbezirk widergibt: 1880 — Angelsachsen, Iren, Deutsche; 1900 — Slaven, vor allem Polen; 1920 — Griechen und Ostjuden; die Anschläge in den fremden Schriftzeichen muten sonderbar an.

Ein anderes Bild im Süden der Stadt: Hier hat sich ein schwarzer

Gürtel breit gemacht. Die Kriegsindustrien haben Arbeiter aus allen Teilen des Reiches herangezogen, vor allem auch infolge der höheren Löhne und besseren Arbeitsbedingungen den Neger aus dem Süden hergelockt; wo er sich festsetzt, zieht sich die weiße Bevölkerung zurück. Ganze Straßenzüge entlang nur schwarze Gesichter — schwarz in allen möglichen Spielarten —, aber die geringste Blutmischung genügt zur Deklassierung. Langsam, aber sicher hebt sich der schwarze Volksteil wirtschaftlich wie kulturell durch das aristokratische Prinzip der Auslese; am fernen Horizont der geschichtlichen Entwicklung, die mit Jahrtausenden rechnet, zeichnet sich dieses Rassenproblem drohend ab. —

Der schwarze Gürtel scheidet Chicago in zwei Hälften. Südlich herrscht die von Glücksgütern weniger gesegnete Intelligenz, die sich um die in weite Parkanlagen malerisch gebettete Universität, eine der vorzüglichsten des Landes, schart. ‚Alte und neue Staatsideen' ist der Inhalt meines Vortrages, den ich im Anschluß an einen freundlichen Empfang der Fakultät in einem der Hörsäle des im Stile der Tudor-Gotik geformten Vorlesungsgebäudes halte. — Nördlich an den Ufern des Binnenmeeres weitet sich das Chicago der großen und reichen Welt. Michigan-Avenue, eine Zeile, die ihresgleichen sucht. Unter den Turmhäusern ragt der Wrigley-Bau mit blendend weißem Haustein bekleidet hoch empor; alle paar Monate wird er gewaschen, abends ist er von Scheinwerfern beleuchtet: Reklame! Wer ist Wrigley? Eine Fahrt durch die Vereinigten Staaten gibt die Antwort darauf: An allen Ecken und Enden, an den Straßenkreuzungen, in den Lichtungen der Föhrenwälder von Texas, auf den Paßhöhen des Felsengebirges grinsen einem die grellroten Gnomen entgegen, die das Erzeugnis des Herrn Wrigley, das bei der amerikanischen Weiblichkeit und Jugend allbeliebte „Chewing-gum", ein aus zäher Masse hergestelltes Konfekt, anpreisen. Das Wesen der Reklame ist hier verkörpert: Aufdringlicher Eindruck, dem man sich nicht entziehen kann.

Oben auf dem zwanzigsten Stock eines der Turmhäuser hebt sich als Krönung des Geschäftshauses eine Kirche ab, ich glaube eine presbyterianische. Die kirchlichen Zwecken dienenden Gebäude genießen Steuerfreiheit, also ein smartes Geschäft, diese Hochkirche! —

Ruhetag auf dem Lande bei Freunden — Landhaus und Farm nahe einem der Vororte, die sich meilen- und meilenweit am Seegestade hinziehen, — ein stiller Tag, Gartenarbeit, Bücher, erster Frühling.

Dort nach Norden zu reicht Chicago der Großstadt Milwaukee die Hand, die früher beinahe als ‚deutsche' Stadt galt. Auch jetzt nimmt das deutsche Element eine angesehene Stellung im Gemeinwesen ein. Die Basargesellschaft, so heißt dort der deutsche Hilfsverein, ist seit dem Basar für das Rote Kreuz 1915 unermüdlich tätig; mustergültig wirkt die Sammelstelle für gebrauchte Bekleidungsstücke; alles freiwilliges Liebeswerk zugunsten der alten Heimat.

Milwaukee ist die Sozialistenstadt. Der Bürgermeister, schwedischer Abstammung, ist Sozialist, ‚weil neunzig vom Hundert der Wohlhabenden

ihre Pflicht gegenüber der Gesellschaft vernachlässigen', wie er mir sagt. Vielleicht sind es achtzig vom Hundert; aber im allgemeinen hat er wohl recht. Nur eines: Ist das nicht bei allen Menschen der Fall — nicht nur bei den Wohlhabenden?! Der Sozialismus ist Krankheitssymptom; der Kampf gegen diese Richtung kann deshalb mit Erfolg nur durch Heilen geführt werden, dadurch, daß sich die Menschen ihrer Pflichten gegenüber der Gemeinschaft bewußt werden; das ist in hohem Maße Weltanschauung, wie sie das christliche Mittelalter als Ideal gekannt hat. Warum ist im amerikanischen Volk die Sozialdemokratie wenig verbreitet und eher stationär? Wohl aus vielen, zum Teil auch äußerlichen Gründen; denn schließ ich ist keines der wirtschaftlichen und sozialen Probleme der westlichen Menschheit in der neuen Welt gelöst: Gleiche politische Rechte von Anfang an — daß sich diese Rechte recht verschieden auswirken, tut wenig zur Sache; gleichmäßigere und bessere Aussichten des Vorwärtskommens im öffentlichen wie im wirtschaftlichen Leben; ‚Ellbogenfreiheit' und Ausbreitungsmöglichkeit im Neuland; günstige Existenzbedingungen; Mangel an Solidarität in den unteren Volksschichten infolge der Zuwanderung und der Verschiedenheiten der Sprache und Rasse; Assimilationskraft der bürgerlichen Schicht infolge der Typisierung (‚Babbitt'!) und Unduldsamkeit dieser Schicht gegen Radikalismus — also eine Reihe psychologischer und soziologischer Gründe.

* * *

Maientag am oberen Mississippi in Davonport, der Grenzstadt des Maisstaates Iowa. Mit meinem Gastgeber, dem freundlichen Pfarrherrn des ‚deutschen' Sprengels im ‚Ford', durch die reizvollen Auen am großen Strome hin. — Wie lang wird die deutsche Sprache in der katholischen Kirche sich erhalten?! Die äußeren Umstände stehen entgegen, zumal da seit dem Kriege die deutsche Sprache in den Pfarrschulen als Unterrichtssprache wohl endgültig verschwunden ist. In den Städten erschwert die rasche Zwischenwanderung die Aufrechterhaltung der nationalen Pfarrsprengel, die natürlich auch gewisse seelsorgerische und administrative Schwierigkeiten verursachen. Neben der früher ausschließlichen deutschen Predigt ist in solchen Kirchen auch die englische Predigt eingeführt; die Schulkinder singen deutsch und beten englisch — kurz, die englische Flut dringt vor, eine Erscheinung, die übrigens auch in der überwiegend auf deutschstämmige Bekenner aufgebauten evangelisch-lutherischen Kirche zutrifft.

Im Kiwami-Klub, einer jener geselligen, auf viele Städte verzweigten Vereinigungen, bin ich der Gastredner des Tages. Nachher begrüßt mich ein kleiner, gepflegter, weißhaariger Geistlicher, der Dekan der Hochkirche: ‚Darf Ihnen einer von den blutigen Engländern die Hand drücken?' Nachmittags besuche ich ihn. Seine Kirche mit den sauberen Wohnbauten daneben unter hochstämmigen Bäumen liegt im besten Stadtviertel. Die englische Hochkirche zählt nicht allzu viele Bekenner, sie ist hauptsächlich in den wohlhabenden Schichten verbreitet, während die Methodisten als die wohl zahlreichste der evangelischen Konfessionen in den mittleren und unteren

Schichten vorherrschen. Der Dekan ist stolz auf sein Gotteshaus: englische Gotik, englische Pflege und Bequemlichkeit, wohlgepolsterte Kirchenstühle.

* * *

Von Jowa sehe ich wenig, aber ich weiß, daß der ganze Staat eine Farm ist. Des Morgens blicke ich auf die leichtgewellte, fruchtbare Ebene, auf die über Nacht ein befruchtender Mairegen gegangen ist; nun wird der Mais bald aufgehen. Der Feldbau ist hier sorgfältig auf mittelbäuerlichen Betrieb und Maschine gegründet. — Omaha, der wirtschaftliche Mittelpunkt des Farmerstaates Nebraska am mittleren Missouri. Mein Kommen hat eine Fehde verursacht. Die amerikanische Legion hat das Kriegsbeil ausgegraben. Die ‚Legion' — Nachkriegsmilitarismus mit französischem Einschlag und Nationalismus; beides für uns Deutsche gefährliche Gewächse; die Legion soll den Geist von 1917/18 im amerikanischen Volke erhalten — das ist ein Programm, das von den klubartig über die Union verbreiteten Kommandos und Posten mit mehr oder minder Eifer vertreten wird. Der Deutsche ist noch immer der Feind. Das Legionskommando von Nebraska in Omaha beschließt, daß ein Deutscher dort nichts zu suchen und nicht zu reden hat. Die Zeitungen nehmen die Sache auf; Stimmen für und wider; unsere braven Deutschstämmigen, unterstützt von den einsichtigen Bürgern, siegen. Der Klub der Handelskammer, die erste Vereinigung der Stadt, öffnet mir seine Pforten, und trotz des Samstagmittags erhalte ich eine große Zuhörerschaft, die sich über die Wirtschaftslage Deutschlands aufklären will. Das Rückzugsgefecht der Legionäre in der ‚Omaha Bee' ist recht kläglich; meine Ausführungen waren sachlich unanfechtbar. Einer von den ‚Kommandanten' sagt: ‚Wenn alle Amerikaner so viel für ihr Land täten wie dieser Deutsche für das seine, dann bräuchten wir nicht für den Amerikanismus zu arbeiten.' Die gute ‚Biene' druckt auch das.

* * *

Baedeker erlebt in Amerika im allgemeinen wenig Freude. St. Paul-Minneapolis im Staate Minnesota, als die ‚Zwillingsstädte' gerühmt, verdienen jedoch manchen Stern. Die Lage von St. Paul ist voll Reiz — über dem Fluß, der in großen Schleifen in das wellige Plateau eingeschnitten durch das Land zieht, das von seinem Seen- und Wasserreichtum den Namen trägt; zwei Geländestufen: eine, durch mauerartig aufsteigende Kalkfelsen gebildet, trägt die ‚Altstadt', die zweite, weiter zurück auf dem Plateau selbst, die reichlich angelegte Wohnstadt; die katholische Kathedrale und das Kapitol, mächtige Kuppelbauten, befestigen das Stadtbild. Minneapolis ist die Mühlenmetropole, — Riesenbetriebe an den Fällen des Missouri. Daß die größte Stadt auch die Hauptstadt des Staates ist, bildet eine Besonderheit. Das soll so zugegangen sein: Eine kleine Binnenstadt war bei der Erhebung von Minnesota zum Staate für diese Ehre in Aussicht genommen; da holte sich eines schönen Tages ein Aufgebot von Männern aus St. Paul das Staatssiegel, und die gesetzgebende Versammlung bestätigte den Raub.

Minnesota ist ein Farmerstaat, in dem vor allem das Nordgermanentum vertreten ist. Seit dem Ausgang des Krieges herrscht unter den Farmern eine zunehmende wirtschaftliche Gärung; der Absatz stockt, die öffentlichen Lasten haben sich vervielfacht, Löhne und Bedürfnisse sind gestiegen. Verluste und Verschuldung sind die Folgen. Die amerikanische Landwirtschaft steht heute vor den gleichen Problemen wie die deutsche vor einem Menschenalter. Auch dort lautet die Losung: genossenschaftliche Verbindung! Kalifornien ist diesen Weg schon seit Jahren gegangen und hat den ganzen Absatz der Südfrüchte genossenschaftlich ausgebildet. In den Nordweststaaten regt es sich nach dem gleichen Ziel. Aber daneben wird man sich auch immer klarer bewußt, daß für den Überschuß an Körnerfrucht, der für die Durchschnittsernte nicht ganz ein Siebentel betragen mag, der europäische, vor allem der deutsche Markt wiederhergestellt werden muß. Das ist ein schlagendes Argument. Die Farmerschaft, als solche politisch bisher amorph, beginnt sich für ihre Belange einzusetzen; sie hat für die bevorstehende Ersatzwahl eines Bundessenators für Minnesota einen eigenen Kandidaten neben denen der beiden politischen Parteien aufgestellt.

Die Zwillingsstädte verdienen auch in meiner Erinnerung einen Stern. Aus den vielen Veranstaltungen, die das unermüdliche Empfangskomitee auf die drei Tage gehäuft hat, werden mir vornehmlich zwei unvergeßlich haften: der Besuch in dem evangelisch-lutherischen Seminar und der Abend im Katholischen Priester-Alumnat. Das kleine, von etwa 40 Zöglingen besuchte deutsche Seminar liegt weit draußen, eigentlich schon auf dem Lande. Die rauhe Schneeluft, die seit zwei Tagen geht, paßt zu der evangelischen Strenge. Aber die freundlichen Worte des Willkommens für den Gast aus der alten Heimat und das Lied vom guten Kameraden, das die Klasse anstimmt, erzeugen rasch Wärme und Gefühl für die große Gemeinschaft der Nation. Und ich rede bewegt, rede von der deutschen Sprache und ihrer Bedeutung für die Kultur auch des neuen Landes, in dem diese Jugend vor mir zu wirken berufen ist, der Sprache, die aus Luthers Bibelübersetzung geformt worden ist, die hier nicht Landessprache, nur Kultursprache sein kann, die aber trotzdem zäh erhalten und liebevoll in Sprachvereinen, in Büchereien, in den Kirchen gepflegt werden muß. — Am Abend auf der Höhe zwischen den beiden Städten bin ich in einem anderen Stimmungskreis. Der deutsche Stamm bildet unter den 250 Zöglingen des Alumnates nur einen kleinen Teil. Die in einem großen Park verteilten Bauten symbolisieren in ihrer Abgeschlossenheit die eigene Welt der katholischen Kirche, welche die Insassen aufnehmen müssen, bevor sie ins apostolische Leben gehen. Das Essen vereinigt alles in einem großen Saale; auf einer Tribüne speisen Rektor, Professoren und Gäste. Nach dem Essen werde ich vom Rektor vorgestellt. Diesmal ist meine Diplomatie auf der Höhe! Ich habe einen freien Tag aus Anlaß meines Besuches vom Rektor erwirkt und erhalte eine Ovation der ganzen Korona, wie ich eingangs meiner Ansprache bekannt gebe, daß die Herren dafür entschädigt werden sollen, daß sie mir eine Stunde ihrer kostbaren Freizeit opfern

wollen. Nun ist die richtige Verbindung mit den Zuhörern hergestellt, und was ich über den Katholizismus als Prinzip im staatlichen und sozialen Leben unserer Zeit zu sagen habe, findet guten Boden. . . .

Der Winter ist aus den arktischen Gefilden widerstandslos über die unendlichen Ebenen des Kontinentes erneut vorgebrochen; Frost und Schnee haben die Blüten weithin nach Süden getötet. In Pittsburgh tanzen die Flocken, — das paßt zu dieser harten Stadt, in der Erz, Kohle und Öl sich mit dem Genie eines Carnegie und Rockefeller und mit der rauhen Hand des unbekannten Arbeiters verbunden hat, um ein Stück Leben machtvoll zu bilden. Gewalttätig das Klima, gewalttätig das Leben.

* * *

Im Osten, 11. Mai bis 13. Juni 23. Philadelphia, Boston.

Nichts wirkt für den Europäer heimlicher, als aus der Dynamik des Westens in den ausgeglicheneren Rhythmus des Ostens zu kommen, für den vor allem diese beiden Städte typisch anmuten. Ist es, weil wir von hundert geschichtlichen Beziehungen umgeben und eingesponnen sind, daß das im strengen Kolonialstil vor 160 Jahren erbaute Haus der Unabhängigkeitserklärung in der Stadt William Penn's mehr Eindruck macht als das monumentale Kapitol der Bundeshauptstadt? Stimmung und Zusammentreffen verschiedener Umstände mögen für solche persönliche Auffassungen maßgebend sein; aber dennoch können auch Reflexionen die Auffassungen bestätigen. Und dies scheint hier zuzutreffen. In der Tat sind die Möglichkeiten und Gelegenheiten kultureller Verfeinerung hier im Osten zahlreicher, die Berührungen mit Europa enger. Der Boden für eine Generation, die neben den Erfordernissen des praktischen Lebens Zeit und Neigung für die geistige und ästhetische Seite des Daseins hat, ist hier entschieden besser vorbereitet als in den weiten Gebieten des Landes, wo nur starke persönliche Konzentration die Umgebung auszuschalten und die Innenwelt zu gestalten vermag. In den ‚alten' Städten und Städtchen des Ostens ist es auch wohl leichter, ohne viele Glücksgüter, ja sogar unter recht bescheidenen äußeren Umständen ein verfeinertes Dasein zu führen. Die amerikanische Geselligkeit und das amerikanische Haus — oder soll ich sagen: Home — tragen dazu bei. Die Geselligkeit ist einfach, menschlich, natürlich, mehr auf kleine Kreise zugeschnitten, mit wenigen, aber desto strenger beobachteten Formen, die beinahe ausschließlich der Stellung der Frau gelten; das Haus ist behaglich und mit Geschmack eingerichtet und geführt; Musik, gute Bücher, geistige Interessen finden ihren Platz. Wer diesen Teil des amerikanischen Lebens nicht kennt, gerät in Gefahr, falsch über Land und Leute zu urteilen. Gerade dieser letzte Monat meiner Reise ist reich an solchen Erinnerungen bei alten und neuen Freunden.

Die Arbeit ist im wesentlichen getan. Da und dort bleibt etwas übrig — in Washington ein Vortrag an der katholischen Universität, eine Verhandlung mit Staatssekretär Hoover, einem der einflußreichsten Kabinettsmitglieder, über die Möglichkeit einer Ernährungshilfe für Deutschland,

wenigstens für die deutschen Kinder, eine Besprechung mit dem päpstlichen Delegaten über eine Anregung Seiner Heiligkeit für die Ausgestaltung des katholischen Hilfswerkes.

Philadelphia sehe ich diesmal im Schmucke des ersten Laubes; der in diesem Jahre auffallend zähe Winter ist endlich und endgültig überwunden. Manch schönes Bild ist haften geblieben: alte ‚koloniale' Häuser mit dem typischen Portikus unter hohen Laubbäumen im parkartigen Gelände; die prächtigen Anlagen, die sich von der Mitte der Stadt am behäbigen Flusse entlang ziehen und an deren Anfang das neue Kunstmuseum, ein klassizistischer, ruhiger Bau, sich erhebt; ein Blick über Baumkronen und weite grüne Flächen auf die Altstadt mit den riesigen Turmhäusern im Dufte der Morgensonne.

Die Tagung der amerikanischen Akademie für Staatswissenschaften, eine achtbare Vereinigung verschiedenartigster im öffentlichen Leben stehender akademisch gebildeter Personen, ist in mancher Hinsicht bemerkenswert. Ein Tag ist dem Verhältnis der Vereinigten Staaten zur Lage Europas gewidmet, wobei das deutsche Problem und der Völkerbund im Vordergrunde stehen. Wir sind drei Deutsche, um die finanzielle, wirtschaftliche und politische Lage unserer Heimat zu erörtern — Bankier Neuerbourg, Dr. Rohrbach und ich. Es ist bezeichnend, daß die gegnerischen Stimmen an Zahl und Bedeutung gegenüber den sachlichen Urteilen über Deutschland zurücktreten. Ökonomische Dilettanten, wie der Schriftsteller Garrett, der die deutsche Papiergeldwirtschaft als ein abgefeimtes Manöver der Deutschen hinstellt, auf dem Wege der Inflation ihren Nationalreichtum zum Nachteil der übrigen Welt zu steigern, oder Deutschenfresser, wie der Herausgeber der Zeitschrift ‚Outlook', Abbott, der Deutschland als den Störer des Friedens brandmarkt, erfahren von ihren eigenen Landsleuten die geeignete Widerlegung. Alle Auffassungen werden mit wissenschaftlicher Ruhe von der mehrere Hundert zählenden Zuhörerschaft aufgenommen; ich rede ganz offen über den deutschen Standpunkt in der Schuldfrage und vom grundsätzlichen Versagen des Völkerbundes. Die Stimmen für eine Beteiligung Amerikas an der europäischen Frage und für die Schaffung einer überstaatlichen Instanz nach der Völkerbundsidee herrschen bei weitem vor. Dadurch, daß die Vorträge in einem Sammelbande eine weite Verbreitung finden, ist die Wirkung auf die öffentliche Meinung gesichert.

Boston, der Mittelpunkt von Neuengland, der ‚Nabel' der neuen Welt in dem Bewußtsein seiner Bewohner; eine Reihe schöner Stadtbilder gewinnt, wer von dem Hügel von Alt-Boston mit seinen altväterischen, sauberen, englisch gearteten Ziegelhäusern über die ehemalige Gemeindeweide an den Fluß wandert, der ähnlich wie das Alsterbecken in Hamburg den Gegensatz der Ruhe und den Reiz sich spiegelnder Farben in das Leben und das Grau der großen Stadt bringt. Jenseits liegt Cambridge, der Sitz der bekanntesten Universität, Harvard.

Die deutschen Verbindungen sind abgerissen, aber das Germanische Museum wirkt fort und wird neue Fäden anknüpfen helfen; eine kleine und

gewählte Sammlung unserer besten Kunstdenkmäler, würdig untergebracht, ein Verdienst des Professors Franck, der noch als Emeritus sich dieser Aufgabe völlig weiht. Wenn doch unser Vaterland imstande wäre, weitere Zuwendungen für diese Sammlung zu machen! Nur die deutsche Leistung vor allem auf dem unbestrittenen Gebiet reinen Menschentums wird die Stellung unseres Volkes unter den Völkern der Erde wieder begründen.

Das Boston, das mir als Mittelpunkt deutschfeindlicher Stimmung und steinigster Boden für das Hilfswerk geschildert worden ist, wird — es ist wahr — infolge der Vorarbeit trefflicher Freunde zum guten Ackergrund.

Pfingstsonntag: ein Frühlingstag, wie er an die Heimat gemahnt. Die deutschen Jesuiten haben mich eingeladen, den Kirchgang der Columbusritter mitzumachen. Dieser Orden ist die größte katholische Gesellschaft der Vereinigten Staaten, sie ist nach Art der Orden oder Logen gebildet, die über das ganze Land für alle möglichen Zwecke und Richtungen verbreitet sind und eine Macht im öffentlichen Leben bilden. Die Columbusritter sind berufen, die katholischen Belange auf allen Gebieten zu schützen; sie sind ausschließlich Laien; Titel und Zeremonien spielen eine Rolle. In Boston besteht ein eigenes deutschstämmiges Kapitel, das heute feierlich zur Kirche zieht und sich nach der Kirche in der Pfarrschule zum Zweckfrühstück mit allerhand Ansprachen vereinigt.

Der Gottesdienst in den katholischen Kirchen Amerikas: Wie oft habe ich mich nach den Kathedralen der Heimat gesehnt — nur für einen Augenblick, in dem sich die Harmonien des strengen polyphonen Satzes sieghaft im geweiteten Raume entfalteten oder so wie große Blumen an den Gewölben emporrankten. Ausschließlicher gregorianischer Choral scheint mir die Gottesgabe der Harmonie zu unrecht zu verschmähen. In Amerika habe ich keine besonderen liturgischen und künstlerischen Bestrebungen getroffen; manches gemahnt dort an westeuropäische Einflüsse; kleine rote und blaue Ampeln an Stelle der Opferkerzen, harmonisches Läutwerk an Stelle des Ministrantenglöckchens haben sich als Stilsünden verbreitet. Dafür ist die Haltung der Besucher während der Messe gemessener als bei uns; Sitzen und Knien sind genau geregelt.

Boston ist in diesem puritanischen Neuengland ein wichtiges katholisches Zentrum geworden. Der Puritanismus ist heute mehr ein kulturelles Element als eine religiöse Anschauung. National-eudämonistische Einstellungen mögen darin wurzeln, wie auch in der letzten Sekte auf neuenglischem Boden — Christian Science, die sich immer noch in den amerikanischen Städten ausbreitet, wo ihre reichlichen im antiken Stil gehaltenen Versammlungshäuser auffallen: Erlangung körperlicher und geistiger Gesundheit durch christlichen Eklektizismus, eine von den Lehren, die kein Glauben sind, aber die Menschen glauben macht, daß sie etwas glauben. Ist nicht dawider die katholische Kirche wie der hohe Bau auf dem Mont Salwatsch der Sage, in dessen weiten Hallen das wirkliche Heiltum wohnt und der von blühenden Gärten

und tiefen Wäldern umgeben ist, in denen alle geistigen Früchte und Gedanken der Versenkung reifen?

* * *

Das Bergland des Berkshire im Grenzgebiet der Staaten New-York, Vermont und Massachusetts wird durch den Mohawk-Pfad durchschnitten, auf dem in der indianischen Zeit der Verkehr zwischen der Küste und dem östlichen Teil des Seengebietes sich abspielte und die Ansiedler in blutigen Kämpfen sich in den nach Westen geöffneten Flußtälern vor etwa 200 Jahren vorschoben. Die indianische Romantik lebt in der Phantasie erst dann auf, wenn die glatte und gemächliche Auto-Hochstraße mit ihrem Fremdenbetrieb und den alle paar Meilen eingebauten Benzinstationen gegen den engen, holperigen Waldweg vertauscht ist. Dichtes Laubholz herrscht vor; der Reichtum der Baumarten ist groß — das Dutzend wäre rasch gezählt: Ahorn, Buche, Birke, Eiche, Edelkastanie, Wildkirsche, Balsamfichte u. a. —, der Forstmann hätte seine Freude daran, wenn nicht die Pflege mangelte und große Lücken da und dort klafften, so daß schöne Bestände nur da zu finden sind, wo die Regierung — erst seit einer Generation — Waldwirtschaft betreibt.

Für ein paar Tage sind wir der Juni-Hitzwelle entronnen auf das Hochfeld, das an dem Schnittpunkt mehrerer flacher Bergketten sich einsam breitet; ein richtiges sorgenfreies Hüttenleben in dem lustig gestrichenen Holzhause, das die Stelle eines verlassenen Bauernhofes einnimmt. Hier scheint die Welt selbst in den Vereinigten Staaten stehen geblieben zu sein. Das eine Stunde entfernte Dorf mit seiner Holzkirche, seinem Gemeinde- und Gesellschaftshause, — lauter Bauten im Kolonialstil, Bretterverkleidung, sauber weiß gestrichen und grüne Läden, — mit Postamt, Kramladen und Schmiede, ist, von einigen Sommerwohnungen abgesehen, noch das der ersten Siedlung. Die Landwirtschaft ist hier oben hart zu betreiben und bringt kärgliche Einnahmen; die Zahl der Bergbauern geht zurück. Die Stimmung des Landes hat etwas von der Steiermark.

Unser Nachbar, Mr. Lively, ist auf Besuch über den Sonntagnachmittag von seinem Hofe herübergekommen. Sein Urgroßvater ist aus Kanada hergewandert, ein Franzose mit Namen Joyeux, kein gangbarer Name, also hat er ihn ins Englische übersetzt. In seiner Jugend war unser Gast im Nordwesten, wo die Prärie unter den Pflug genommen wurde; Reichtümer hat er nicht erworben, und so ist er wieder auf das elterliche Anwesen zurückgekehrt. Diesen Winter wird er zur Tochter in die Stadt ziehen: eine eigentümliche Mischung von Bauer und Städter, von Schollenverbundenheit und Freizügigkeit, sich überall und mit jedem Menschen zu Hause fühlend, wie er so behaglich im Stuhle schaukelt.

... Über den weiten, in der Ferne wie Meereswellen verschwimmenden Bergreihen senkt sich die Sonne; von der beherrschenden Höhe ist der Blick unbegrenzt durch keine Besonderheit angezogen. Der Heideboden zwischen den schwärzlichen Granitriffen nährt dürftige Pflanzen. Nur noch wenige

Tage trennen mich von der Heimreise; Platz und Stunde stimmen zum Nachsinnen: Kleinarbeit — nur das war zu leisten; aber die Saat, die da und dort im Sinne besseren Verstehens, gerechteren Urteilens, der Aufgabe von Vorurteilen und Gegnerschaft gelegt worden ist, wird vielleicht aufgehen und Frucht bringen. Und das Land Amerika — wieder wie vor vierzehn Jahren stehe ich unter dem Eindruck des Großen, Weiten, Unausgeglichenen und Problematischen, aber auch Maßlosen und Gewalttätigen; das Leben dieses Volkes schreitet fort, kühn und voll Selbstvertrauen. Und das deutsche Volk in seiner Bedrängnis?! Wieder kommen mir die Verse aus Goethes „Harzreise im Winter' in den Sinn, wie ein Leitmotiv meiner Reise im Apostolat des Hilfswerkes, die Verse, die dem vom Glück Begünstigten den vom Unglück Bedrückten gegenüberstellen:

,Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad . . .
Die Öde verschlingt ihn.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!'

Kritik

Neue religiöse Bücher / Von Joseph Wittig

Ich will mit einem modernen Gleichnis beginnen: Wenn einer mit einem Grammophon auf eine menschenleere Insel verschlagen wäre und jahrzehntelang kein anderes Menschenwort gehört hätte als die vielleicht sehr wohl gesetzten und von Geist erfüllten Reden und Lieder, die ihm das Instrument alle Tage oder alle Sonntage wiederholt, so würde er selber nach einigen Jahren nicht viel andere Denk- und Sprachformen haben als die, von denen die Laute des Instrumentes gebildet waren, würde sich aber, wenn wieder ein Schiff an der Klippe der Insel zerschlüge, über die Todesschreie der Sterbenden oder über das Lallen eines geretteten Kindes bei allem Leid mehr freuen als über allen Geist und alle Schönheit jener Reden und Gesänge, trotz allen tiefen Betrachtungen und frommen Erhebungen, die ihm während der vielen Jahre vor seinem Apparate gekommen wären. Auf religiösem Gebiete sind manche von uns in einer ähnlichen Lage wie der Mann auf der Insel; ich will nicht bestreiten, daß es manche auch auf dem wissenschaftlichen, besonders dem ‚allgemein verständlichen' wissenschaftlichen Gebiete sind; aber dies gehört nicht hierher. Unsere Predigten und unsere religiösen Bücher wiederholen seit Jahrzehnten, freilich in wunderbar mannigfaltiger Variation, dieselben Ausdrücke und Redewendungen, nicht nur für die Darstellung der ewigen Wahrheiten, sondern auch für die Anmutungen und Affekte. Ich will nicht sagen: seelenlos oder grammophonmäßig, denn ich bin überzeugt, daß sowohl Lehre wie Affekt und Anmutung wirklich von der Seele des Predigers oder Schreibers überzeugungsgemäß und wahrempfunden übermittelt wird; aber die Seele ist nur Durchgangsgebiet, glaubendes und fühlendes, aber nicht schöpferische Bildnerin des Wortes. Fern sei mir der Gedanke, daß die Seele des Predigers oder des religiösen Schriftstellers die ewige Wahrheit schaffen solle. Aber schöpferisch formen muß er sie, sobald er sie in die Welt setzen will, und zwar in die ihn umgebende Welt, die bisher keinen so umgab wie ihn und darum ganz seine Welt ist. Schöpferisch formen muß er sie, oder er begnügt sich damit, sie in schon geschaffenen, seit Jahrhunderten wiederholten Formen mitzuteilen. In diesem Falle aber kommen seine Hörer und Leser allmählich in die Lage jenes Mannes auf der Insel. Sie ist zu ertragen und wird von einer gläubigen und treuen Hörerschaft und Leserschaft sogar mit bewundernswerter Geduld ertragen. Aber es ist nicht notwendig, daß sie chronisch wird; es ist vor allem, wie es scheint, nicht gut, daß sie gesetzlich wird, wenn es sich auch nur um ein Gesetz der Homiletik handelt, das ein Lehrer der Homiletik in die Worte faßte: ‚Naturlaute sind in der Predigt zu unterlassen.' Seit der Zeit der Väter, etwa seit dem siebenten oder achten Jahrhundert, gilt in der katholischen Kirche der Grundsatz: ‚In der Sprache der Väter reden heißt katholisch reden', und von einem heiligen Schriftsteller wird rühmend gesagt, daß sich seine Schriften fast ganz aus Väterzitaten zusammensetzten. Trotzdem drängten sich die ‚Naturlaute' im religiösen Schrifttum des Mittelalters so lebhaft vor, daß wir heute noch ihre Lebenskraft spüren. In der Väter Art reden heißt eben in ‚Naturlauten', ursprünglich, reden, seitdem die Väter selber sich herausgearbeitet hatten aus dem Formelkram der antiken Rhetorik. Das heutige religiöse Schrifttum beruft sich zwar auf jenen Grundsatz und sucht ihm Treue zu halten durch gelegentliche Einflechtung von allerhand Stellen aus der Bibel

und aus den Vätern, aber es ist nicht unmittelbare Väterart, sondern die Art des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Nur dem glücklichen Mangel an rhetorischer Schulung ist es zu verdanken, daß sich manches noch ganz ‚natürlich‘ liest und anhört. Und — wir haben noch unseren Alban Stolz und seine Kalender! Seine Predigten gehören freilich fast durchweg zu der anderen Art, ein Beweis dafür, daß der Prediger besonders stark unter dem Banne der vorgeschaffenen Form steht. In der protestantischen Kirche scheint die Gewalt des angeschlagenen Tons eine viel stärkere gewesen zu sein. Der Pastorenton ist zehnmal sprichwörtlicher geworden als der katholische Kanzelton. Wer mag ohne berufliche Not ein Predigtbuch lesen! Bei dem starken Suchen und Ringen nach Gott müßten die Predigtbücher mit innigster Sehnsucht gelesen werden. Aber: ‚Es ist immer dieselbe alte Leier‘, sagen die Leute. Die Verfasser und Herausgeber katholischer Predigtwerke rechnen gar nicht auf eine Leserschaft aus dem Volke. Sie wissen, daß die Predigtform vom Lesen abschreckt, meinen aber, daß zum Hören doch allerlei Umstände, vor allem die Persönlichkeit des Predigers, günstig und gewinnend wirken. Trotzdem hat sich der Predigerton auch in die gesamte übrige religiöse Literatur eingeschlichen. Es ist alles wahr, was da geschrieben ist; es ist auch oft sehr schön gesagt, aber man kann es kaum mehr lesen. Man liest es auch nicht, sondern schenkt es zu Geburtstagen. Oder man liest es zur ‚Betrachtung‘ oder zur ‚geistlichen Lesung‘, also aus Aszese, also fast in demselben Sinne, wie man Fasten und Abstinenz übt. Man ist aber auch so sehr an diese Sprache gewöhnt, daß man kaum eine andere verstehen kann. Man sieht in der immer behandelten Gruppe von Inhalten so ausschließlich die Religion, daß einem andere Inhalte wie fremd und wie nicht zu unserer Religion gehörig erscheinen.

Ich glaube, die Lage des Mannes auf der Insel ist eine interkonfessionelle Frage wenigstens unter den großen Konfessionen. In den kleinen Sekten ist es anders. Da ist die Literatur noch klein, nach unserem stolzen Urteil auch geistig sehr unbedeutend. Aber was geht da für ein Leben vom Prediger zum Hörer, vom Buch zum Leser! Wir könnten uns damit beruhigen, zu sagen: ‚Das ist eben eine neue Sache, die noch anzieht, während unsere Literatur so alt ist wie unsere Kirche und nicht mit dem Reiz der Neuheit wirken kann‘, — wenn nur nicht gerade unsere Religion ewig jung wäre, täglich wie ein Geschenk des Himmels der Seele gegeben. Wir wollen doch eine Ewigkeit lang in Gott jung sein und staunen und selig sein, von Erkenntnis zu Erkenntnis fortschreitend. ‚Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt‘, spricht der Vater. So ganz neu bietet uns der Vater den Sohn heute an. Wenn uns aber jetzt die Sache schon zu alt ist!

Gott ist uns zu bekannt geworden. Wir haben ihn geistig verarbeitet, meinen wir, wenn wir es auch nicht zu denken und zu sagen wagen. Er ist uns keine erschreckende und keine entzückende Offenbarung mehr. Seine Offenbarung ist für uns ‚geschichtlich‘ geworden. Was spekulative Theologen noch an neuen Erkenntnissen beibringen, erscheint uns als Theologenspekulation, und sie sagen ja selbst, daß es noch nichts für das gewöhnliche Volk sei. Da wir Gott schon genug ‚kennen‘, sind wir nicht mehr genug ehrfürchtig, wartend und heilsbegierig. Es kann also auch an der Auswahl der Inhalte unseres religiösen Rede- und Schrifttums liegen, daß es uns so geht wie dem Manne auf der Insel, und daß wir uns freuen am Klang eines Todesschreies und eines Kinderlallens.

Gott gab mir einmal die Gnade, religiöse Wahrheiten so darzustellen, daß viele sich freuten und meinten, etwas Niegehörtes zu hören. Und doch waren es ganz alte, kirchliche Wahrheiten. Andere dagegen vermochten diese Sprache nicht mehr zu verstehen. Auch ihrer waren es viele, so daß ich wohl darüber er-

schrocken bin. Wieder andere verstanden zwar die Sprache, waren aber nicht damit einverstanden, daß ich diese Fragen vor Laien behandelte. In theologischen Zeitschriften hätte ich mich darüber verbreiten sollen, meinten sie, und ich hatte doch geglaubt, daß das, was ich schrieb, für einen jeden Menschen beim alltäglichen Handeln notwendig sei, vielleicht gar das ‚eine Notwendige'.

In dieser Zeit sind einige Bücher auf meinen Schreibtisch gekommen, die mir bewiesen, daß nur eine kleine Welle einer großen Bewegung meinen Strand getroffen, ein starkes Verlangen nach ursprünglichem Leben und Reden und Schreiben. Man hat die Vorstellung, daß die Verkündigung der ewigen Lebenswahrheiten in den letzten Jahrzehnten wohl alle Wahrheit in sich einbeschlossen hatte, daß diese aber aus dem Verschluß nicht recht heraus konnte. Man sagte: ‚Wer wird uns wohl den Stein vom Grabe wegwälzen?' Es erwachte die Erkenntnis, daß zu anderen Zeiten und in anderen Ländern lebendiger gepredigt und geschrieben wurde, vielleicht zum Beispiel noch vor 70 bis 80 Jahren. Die Werke von Sailer, Hirscher, Möhler, Newman, Scheeben wurden neuaufgelegt und wirkten wie ganz moderne Bücher. Man wollte nicht alte, tote Zeiten erneuern, sondern nur überallhin horchen und das Krüglein seiner Seele dorthin halten, wo lebendige Ströme jenes Wassers flossen, das eben dieser Seele trinkbar war. Dieses Suchen und Bohren darf man nicht mit der Bemerkung abtun, es sei nichts anderes als das ewig alte Andershaben-Wollen, so wenig man die Lunge schelten darf, die jeden neuen Augenblick einen neuen, nicht eben ausgehauchten Luftzug braucht.

Es war ja eigentlich immer so, denn die Christenheit atmet eben so. Ich will von diesem Bemühen einiges Genauere sagen, ohne dafür einzustehen, daß es immer gesunde Atemzüge waren, deren Ausatmen seinen Niederschlag in den zu erwähnenden Büchern gefunden hat.

‚Wir haben die Hieroglyphensprache verlernt. Ihr Schlüssel ging uns verloren. Die Sprache Gottes ist höchster Begriff. Wir begreifen nichts mehr. Wie sollten wir noch denken können? Der übernatürliche Kompaß zeigt nach dem Herzen. Wir aber haben mit dem Herzen auch den Kopf verloren ... Die Sprache Gottes bedarf nicht der Menschensprache, um sich verständlich zu machen. Unsere vielgepriesene Seelenkunde reicht nicht hierhin. Eher noch die versunken ächzende Stummheit der Fische. Die Sprache Gottes hat Zeit, viel Zeit und Ruhe ... Ihre Lettern zucken in jenen Kurven des Schicksals, die plötzlich mit einer Lichtflut durch unser Bewußtsein schneiden ... Aus ihrem Hauche besteht das Gewand der Cherubim auf dem Seidenvorhang vor dem Tabernakel. In ihrer Syntax verschlingen sich Himmel und Erde. Durch Tod und Geburt streicht ihr Zeitenmaß. Ihr Abglanz sind Feuer und Licht, ihr Stammeln die Wunder. Die Heiligen aber gehören zum Sprachschatze Gottes. Die Kurzsichtigkeit einer vergangenen Zeit den Heiligen gegenüber wird einmal offenbar werden, wenn erst, gerufen von unserer Verkümmerung, das Mittelalter wieder ersteht und seine gigantischen Schätze dem Leben zurückgibt. Die Welt wird erstaunend ein anderes Gesicht erhalten. Die kopflosen Sprachen aller Nationen werden ihr Haupt wiederfinden und die Gesetze. Der Schrei nach dem Heiligen Geiste und seinem Schlüssel des Elends nimmt überhand. Der Schrei nach den geistigen Gütern der Kirche ist ein Signal für die Rückkehr in ihren Schoß.'

Diese Worte stehen mitten in einem der neuen Bücher, auf zwei Seiten, die mir das Buch, da ich es eben aufschlug, von selbst darbot, als wisse es, was ich suche. Ich hätte das Buch wohl auch bald in meiner beruflichen Tätigkeit in die Hand bekommen, denn es ist ein streng wissenschaftliches Werk, wenn es auch durch glänzende Darstellung die mühsame Forschungsarbeit verhüllt. Nach seiner Aus-

stattung, einer feinen Arbeit von Heinrich Jost in München, mit der hieratischen Goldlinienzeichnung seines schwarzen Rückens, will es offenbar in Ehren stehen zwischen den ernstesten und schönsten Einbänden der Klosterbibliotheken. Mir aber wurde es zugesandt als ein bei aller Gelehrsamkeit durchaus lebendiges Buch. Ich hatte eben das vor kurzem von Hans Ehrenberg, Professor der Philosophie in Heidelberg, herausgegebene Buch ‚Östliches Christentum'* gelesen und war überrascht über den ganz ähnlich klingenden Titel des gleich darauf erschienenen Buches ‚Byzantinisches Christentum'.** In dem Buche ‚Östliches Christentum', das vier Briefe des russischen Philosophen Tschaadajew († 1856), ausgewählte Schriften des Historikers und Kritikers Aksakow († 1860), ‚einige Worte eines orthodoxen Christen' (die orthodoxe, katholische und protestantische Kirche vor dem Blicke eines russischen Christen, ein tiefbedeutsames, ergreifendes Stück) des Geschichtsphilosophen Chomjakow († 1860), ‚Tempel und Kirche', ‚Die Nationalpolitik als Werkzeug der Weltrevolution' von dem einstigen Landarzt und Konsul, dem späteren Mönche Leontjew († 1891), ‚Jüdische und christliche Theokratie' von dem sehr fruchtbaren Schriftsteller Solowjof, dazwischen noch ‚Sektiererfragmente' in vorzüglicher Übersetzung des Heidelberger Privatdozenten v. Bubnoff bringt, hatte sich mir die im Nachwort Ehrenbergs enthaltene Äußerung besonders eingeprägt: ‚Ich suche mich in die Situation des Neulings zu versetzen, den diese Dokumente zum ersten Male ernsthaft der östlichen Welt begegnen lassen. Ich vermute, daß er zweierlei empfinden wird: einerseits ein großes, bewunderungsvolles Erstaunen über die Frische und Ungebrochenheit, mit der hier Ewigkeit und Zeitlichkeit, Göttlichkeit und Alltäglichkeit miteinander gehen: die lebendige Form und natürliche Sprache, die Frische der geistigen Schauung überhaupt, die Unverdorbenheit und Gesundheit eines solchen Denkens. Sodann wird er ebenfalls sehr erstaunt, aber weniger voll Bewunderung, als vielmehr mit einem großen Schrecken, ja Entsetzen, sich Christen gegenübersehen, die, wenn er sich selber als Christ fühlt, ihn zwingen, den Tiefstand des christlichen Geistes Europas einzusehen oder, wenn er selber eine allgemeine Religiosität an die Stelle der christlichen setzen will, ihm diese — oft erst mühsam und unter Kämpfen erzwungene — Haltung wieder entreißen. Sei es, wie es sei, diese Christlichkeit ist eine ernstliche Angelegenheit und wahrlich mehr als eine Reminiszenz aus vergangenen Tagen, denen man aus Pietät nicht den Abschied gab. Sollte es nun zuviel gesagt sein, wenn man die beiden Eindrücke des Lesers aufeinander bezieht und die Tatsache der unermüdeten Sprache auf die des unermüdeten Christentums zurückführt?' Auch noch das andere Wort: ‚Ich spreche also nicht weniger als die Behauptung aus, daß Europa nur durch das Christentum, und zwar durch das um das östliche Christentum vergrößerte und wiederhergestellte Christentum, nicht also etwa allein durch das „europäische Christentum" gerettet werden kann. Soweit nun Rettungsaktionen von Völkern und Menschheitsteilen ohne geistige Aktionen immer ergebnislos sind — wenn auch die geistige Aktion stets nur vorbereitenden Wert besitzt —, so steht unsere Sammlung unter dem Zeichen dieser Rettungsaktion.' Sah ich falsch, als mir derselbe Sinn aus dem Titel ‚Byzantinisches Christentum' entgegenleuchtete? Das Buch vom ‚Byzantinischen Christentum' ist von keinem begründenden Worte eingeleitet und mit keinem Appell beschlossen. Es führt nur

* Östliches Christentum, Dokumente, in Verbindung mit Nikolai von Bubnoff herausgegeben von Hans Ehrenberg. I. Politik. München (C. H. Beck) (1923) 374 S.

** Hugo Ball, Byzantinisches Christentum. Drei Heiligenleben. München und Leipzig (Duncker & Humblot) 1923. 291 S.

den Untertitel ‚Drei Heiligenleben‘. Es läßt, da es zu Ende geht, nur Gott die gewaltige Sprache zu uns reden und glaubt, genug gesagt zu haben mit dem Satze: ‚Die Heiligen gehören aber zu den Sprachschätzen Gottes.‘

Als Verfasser des Buches ‚Byzantinisches Christentum‘ zeichnet Hugo Ball, ein meines Wissens in der literarischen Welt ganz Unbekannter, und doch, soweit ich es beurteilen kann, ein Meister der Sprache, ein Schöpfer geistiger Welt, unbekannt auch in der fachlichen Patrologie und Hagiologie, und doch vertraut mit der patrologischen und hagiologischen Literatur, auch mit ihrem allerneuesten Einschlag, der religionshistorischen Betrachtung.

Die drei Heiligen sind Johannes Klimax, um das Jahr 580 Abt des Klosters auf dem Berge Sinai, Dionysius Areopagita, eine Rätselgestalt des ausgehenden 5. Jahrhunderts, und Symeon, der Säulenheilige, alle drei starke Lebensquellen des religiösen Mittelalters, dann aber so gut wie versiegt. Jetzt sind sie wieder geweckt. Ich glaube, daß in der modernen Seele alles auf sie horchen muß. Wohl bespricht Hugo Ball wenigstens bei den ersten beiden das Schrifttum, erklärt es zum Teil in großen religionsgeschichtlichen Exkursen (fast die Hälfte des Buches beschäftigt sich in lebendigster Weise mit den Zusammenhängen der neuplatonischen, gnostischen und christlichen Mystik), aber reden läßt er ihr Wesen. Nur ein Mann, der das 20. Jahrhundert überwunden und dadurch geheiligt hat, kann mit soviel heimlichem Glück von Johannes Klimax sagen: ‚Der Heilige soll nach dem Zeugnis der Biographen seine ungewöhnlichen Kenntnisse und seinen verwöhnten Geschmack für so große Hindernisse zu höherem Leben erachtet haben, daß er sich „von Gott wegen deprimierte“. Er nötigte sich, unter Analphabeten ohne Bücher und Zuspruch zu leben.‘

Ich muß mir versagen, von der blühenden Schönheit des ganzen Buches einige Zweige abzubrechen, um sie durch die Straßen zu tragen. Noch weniger mag ich von den Ergebnissen meiner fachwissenschaftlichen Stichproben hier etwas sagen, außer etwa, daß sie mich immer wieder in Erstaunen gesetzt haben. Es ist ein ganz wunderbares, frisches, ursprüngliches Leben in dem Buche. Das sei genug gesagt.

Vor dem Lichtglanz dieses Buches vom ‚Byzantinischen Christentum‘ liegt das Buch vom ‚Östlichen Christentum‘ freilich in ringendem Dunkel. Aber auch in ihm leuchten die Sterne, und man hat das Gefühl einer Morgennähe. Ich glaube zwar, daß man, wenn auch nicht im Schrifttum, so doch im Leben unseres katholischen Volkes ebenso ‚unermüdetes Christentum‘ finden könnte als in den gesammelten östlichen Dokumenten, stimme aber sonst dem Urteil Ehrenbergs freudig bei. Kräftiger als alle Programmschriften über die Wiedervereinigung der getrennten Christen drängt diese Sammlung russischer Dokumente zu der Ἀγάπη, zu der Una sancta. Aber in katholischen Kreisen wird das Buch seine Wirkung verlieren, weil man nun einmal gewohnt ist, sich an der ersten unrömischen Äußerung festzubeißen, anstatt auf das Ganze zu gehen und mit dem Wesen zu arbeiten.

Aus diesem Grunde verringert sich zwar nicht meine Freude, aber meine Hoffnung auf andere Ausbrüche des religiösen Geistes aus seinen jeweiligen Kerkern. Es ist mir klar, daß das Lehramt der Kirche von Gott die Aufgabe hat, die Flut und den Sturm des Geistes in seiner inneren Ordnung zu erkennen und mitteilbar zu machen, indem es ihm, wenn die Stunde kommt, Form und Ausdruck gibt, und zwar in verpflichtender Weise. Aber das Chaos muß vor der Ordnung sein und ist an sich etwas Schönes und Großes, weil es ordnungsfähig ist. Solange Chaos ist, können wir uns auf neue Ordnungen freuen. Da wir alle berufen sind, die Ordnung zu verwirklichen, müssen wir in das Chaos hineingreifen und dürfen unsere sauberen Hände nicht schonen. Wer am Chaos vorüber-

geht und seine Hände vor das Gesicht hält, bleibt freilich vielleicht in der alten Ordnung, aber der Weg der Ordnung geht immer vom Chaos aus unter Mitbringung neuen Ordnungsstoffes auf neue Bahnen, auf die einer nur gelangen kann, wenn er das Chaos nicht scheut.

Erst zu Beginn dieses Jahres hörte ich von dem starken Eindruck, den der ‚Römerbrief' von Karl Barth,* vordem Pfarrer von Safenwil im Aargau, jetzt Professor in Göttingen, auf die jungen protestantischen Theologen mache. Man muß wohl bis in die paulinischen Gemeinden zurückgehen, ehe man einen gleich tiefen Eindruck der Paulusworte auf christliche Gemüter trifft. Auch Katholiken waren ergriffen, und in manchen Zirkeln diente das Buch als Ausgang für sehr ernste, nicht lebhafte, aber an den religiösen Lebensnerv packende Aussprachen. Andere erledigten das Buch mit der Bemerkung: ‚Es ist kalvinistisch' oder suchten aus dem, was Karl Barth aus einem Chaos von Gedanken heraus ordnungsuchend sagt, das heraus, was sie viel besser in der eigenen Sprache sagen könnten, ohne zu bedenken, daß Karl Barth wohl auch dieses, aber ganz anderes, Göttlicheres sagen wollte, woran ihn freilich die Armut der Sprache an gemeinsamen Formeln für solche Dinge stark hindert. Aber: ‚Kann ich's nicht sagen, so kann ich's herausgurgeln und stöhnen,' spricht der rechte Mann. Ich habe kaum eine Seite von dem Buche recht verstanden und habe, als ich schüchtern danach fragte, auch von anderen gehört, daß ihnen das sprachliche Verständnis große Mühe mache. Ich war ganz und gar in der Lage des Mannes auf der Insel, hörte nur Schrei und Lallen, freute mich aber, wenigstens Schrei und Lallen zu hören. Die Sprache des religiösen Menschen ist keineswegs immer die allgemeinverständliche. Auch Paulus war schwer zu verstehen, sprachlich manchmal gar nicht zu verstehen. Aber was er sagte, zündete doch und schwelt bis heute und wird einst in dem herrlichen Lichte auflohen. Barths Buch ist ein Dornbusch, er sah lodernde Flammen. Daß er da nicht in der Salonsprache oder in der Art der historisch-kritischen Exegeten davon reden kann, will ich wohl verstehen. Da geht vieles nicht in der geraden Linie des menschlichen Denkens. Es handelt sich ja eben um Glauben. Von oben herab wird die Linie des Denkens getroffen und durchkreuzt. In Kreuzungen, Kurven und Spiralen erheben sich die ewigen Wahrheiten über das irdische Denken. Karl Barth spricht selbst von der ‚gebrochenen Linie des Glaubens'. Er hat die erste Auflage seines ‚Römerbriefs' — er sucht Paulus so zu verstehen, daß er in seinem Namen schreiben könne, und zwar nicht in historischer Gebundenheit, sondern im Jetzt und von der permanenten Krisis zwischen Zeitlichkeit und Ewigkeit aus — nur eine ‚Vorarbeit' und die zweite ein ‚weiteres vorläufiges Resultat' genannt. Er ist also mitten im Horchen und sagt uns: ‚Paulus weiß nun einmal etwas von Gott, was wir in der Regel nicht wissen, aber durchaus auch wissen könnten.' Unreife Leser warnt er vor seinem Buche, über reife Leser freut er sich, auch wenn sie nicht Theologen sind, an die er in erster Linie sein Buch richtet. Er ist mit hochgehendem Herzen an der Arbeit. Er erklärt die Schwierigkeiten nicht weg und ersäuft sie nicht in zeitgeschichtlichen Parallelen. Es sind die Berge, über die sein eigener und sein einziger Weg geht. Kein ‚ungemütlicher Punkt' wird übergangen; es wird aber auch keine gemütliche Sache daraus gemacht. Ich habe mich gefreut über den Satz: ‚An der Grenze der Häresie hat sich der Paulinismus immer befunden, und man muß sich nur wundern darüber, was für absolut harmlose und unanstößige Bücher die meisten Römerbriefkommentare sind.' Nichts von

* 2. Auflage in neuer Bearbeitung. München, Chr. Kaiser, 1922 XVII 523 S. Eine kritische Auseinandersetzung mit Karl Barth wird eines der nächsten Hefte bringen. D. Red.

frechem oder gemütlichem Bekanntum ist in dem Buche. Es wirkt ungemütlich wie der Tod, wie es auch gleich diesem die Seele den Tiefen der Ewigkeit entgegenführt. Wie sehr auch im einzelnen die Ausführungen von der gewohnten theologischen oder gar kirchlichen Exegese abweichen, die Richtung ist doch einzigstark auf Gott. Nichts von Rationalismus, nur Glaube in dem ganzen Buche. Die Welt und alles irdische Fühlen und Denken wird darin gekreuzigt. Es drängt unmittelbar zur Anbetung, es zwingt zum Jenseitsdenken.

Auch in diesem Buche wird von der religiösen Sprache geredet: ‚Schwer und kompliziert ist das Leben der Menschen heute in jeder Beziehung. Für kurzatmige Pseudo-Einfachheiten werden sie uns zu allerletzt Dank wissen. Ich frage mich aber, ob der ganze Schrei nach der „Einfachheit" etwas anderes bedeutet als das an sich ja sehr verständliche Verlangen nach einer direkten, nicht-paradoxen, nicht allein glaubwürdigen Wahrheit. Ist es nicht offenkundig, daß ich es (meinen Tadlern) erst dann recht machen könnte, wenn ich mich entschließen würde, die gebrochene Linie des Glaubens aufzugeben und jenes Wohlbekannte, Handliche, Direkte, Nicht-Paradoxe zu sagen, das nun einmal im Reiche der Wahrheit, dem Reich der ganz Kindlichen und der ganz Unkindlichen, das dritte Ausgeschlossene ist? Gewiß, ich sehne mich danach, von dem, worum es im Römerbrief geht, einfach reden zu können. Aber bis jetzt habe ich unter den „einfach" Redenden nur solche getroffen, die einfach — von etwas anderem — redeten und die mich darum zu ihrer Einfachheit nicht bekehren können. . . . Die Einfachheit, mit der man von Gott aus die Bibel und noch einiges andere versteht, mit der Gott selber sein Wort redet, steht nicht am Anfang, sondern am Ende unserer Wege.'

Nicht die Einfachheit und Schönheit, sondern die Ursprünglichkeit und das Herzklopfen der Sprache ist das Geheimnis des religiösen Redens und Schreibens, das auf einmal so starkes Leben erweckt.

Karl Barth hat in einer jetzt in den ‚Büchern vom Kreuzweg' gedruckten Rede, die von demselben Hans Ehrenberg wie das ‚Östliche Christentum' eingeleitet ist, das Thema behandelt: ‚Der Christ in der Gesellschaft',* das Grundthema der christlich-sozialen Gruppe, eine Frage, die von uns oft mit unglaublicher Oberflächlichkeit behandelt wird. Da ist wieder die maßlose Ehrfurcht der Sprache vor Gott. ‚Sollten wir nicht vor allem erschrecken vor der Aufgabe, vor der ein Mose, ein Jesaja, ein Jeremia so erschrocken sind?' fragt der Redner. ‚Ja, Christus zum soundsovielten Male zu säkularisieren, heute zum Beispiel der Sozialdemokratie, dem Pazifismus, dem Wandervogel zuliebe, wie ehemals den Vaterländern, dem Schweizertum und Deutschtum, dem Liberalismus der Gebildeten zuliebe, das möchte uns allenfalls gelingen. Aber da graut uns davor, wir möchten doch eben Christus nicht ein neues Mal verraten. Wie schwer ist es, reinen Herzens und in Ehrfurcht vor dem Heiligen auch nur den kleinsten Schritt zu tun mit Christus in der Gesellschaft! Wie spröde verhält sich das Göttliche, wenn es das Göttliche ist, dem Menschlichen gegenüber, dem wir es heute so gern amalgamieren möchten!' Der Redner sieht in seinem Thema zunächst eine große Verheißung, ein Licht von oben, dann aber auch ein erschreckendes Gegeneinander zweier artfremder Größen. Christus steht der Gesellschaft absolut kritisch gegenüber. In schlichtester Sachlichkeit sieht er den rechten Lumpen, der sein Geld in der Welt verpraßt, den schlauen Schatzfinder, der sich in den Besitz des Feldes zu setzen weiß, wo der Schatz liegt, den Spitzbuben von Verwalter, die Kinder auf der Straße, den Priester und den Leviten, die an dem beraubten und verwundeten

* Patmosverlag, Frankfurt a. M.

Manne vorübergehen, Mannspersonen und Frauenspersonen aller Art, und sieht doch in allem die Analogie des Göttlichen. Er schreitet in der Mitte von Lebensbejahung und Lebensverneinung, aber sein Weg ist radikale Opposition gegen die Gesellschaft. Er will etwas ganz anderes an ihre Stelle setzen, das Gottesreich, das ‚jenseits' der Gesellschaft, in das sich die Gesellschaft nicht entwicklungsgemäß hineinbegeben kann, sondern das kommt. Es ist eine Bewegung von Gott aus. Unser Handeln auf der Erde steht wohl in Analogie, aber nicht in Kontinuität mit dem Handeln Gottes. Christus ist das unbedingt Neue von oben, der Weg, die Wahrheit und das Leben Gottes unter den Menschen, der Durchbruch des Göttlichen ins Menschliche hinein, der uns zum ‚Leben' in kritischen Gegensatz bringt. Wir können es nicht mehr unterlassen, alle Gültigkeiten des Lebens zunächst einer prinzipiellen Verneinung zu unterwerfen, sie zu prüfen auf den Zusammenhang mit dem, was allein gültig sein kann. Alles Ding an sich, ohne diesen Zusammenhang, ist tot. Seitdem können wir gar nicht anders, als irgendwie unsere Zustimmung zu geben, wenn zum Beispiel die Autorität an sich, die Familie an sich, die Kunst an sich, die Arbeit an sich, auch die Religion an sich mit dem Untergang bedroht wird. ‚Durch ihn und zu ihm sind wir geschaffen.' ‚Durch ihn', das begründet Weltbejahung, ‚zu ihm' die Weltverneinung, beides zusammen die Überwindung der falschen Weltverneinung, aber auch die unbedingte Sicherung gegen alle falsche Weltbejahung. In diesem Sinne verstehen wir die nur scheinbar epikureische Lebensweisheit des ‚Predigers': ‚So gehe hin und iß dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Mut, denn dein Werk gefällt Gott. Brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb hast, denn das ist dein Teil im Leben und in deiner Arbeit, die du tust unter der Sonne.' Man kennt, so meint Barth, Jesus schlecht, wenn man denkt, er könne dies nicht auch gesagt haben. ‚Es liegt durchaus auf seiner Linie. Wer durch die enge Pforte der kritischen Negation hindurchgegangen ist — es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist alles ganz eitel —, der darf und muß dann wieder so reden.' Die schlichte Sachlichkeit unseres Denkens, Redens und Tuns auch innerhalb der jeweiligen Verhältnisse und im Bewußtsein der Gefangenschaft, in der wir uns befinden, hat eine Verheißung. Wir brauchen nicht so großzügig zu sein, den Segen Gottes nicht erfahren zu wollen. ‚Aber solches sah ich auch, daß es von Gottes Hand kommt, denn wer kann fröhlich essen und sich ergötzen ohne ihn?' Es darf nur nicht eine ungebrochene Lebensbejahung sein. Wir müssen Gott gegenüber in unserer sicheren Kreatürlichkeit einmal aus dem Gleichgewicht kommen und müssen einmal die Proteste Kierkegaards gegen Ehe und Familie, Tolstois gegen den Staat, Bildung und Kunst, Ibsens gegen die bürgerliche Moral, Kutters gegen die Kirche, der Sozialdemokraten gegen den ganzen geistigen und materiellen Bestand der Gesellschaft ebenso wie die Eitelkeitspredigt des alttestamentlichen Gesellschaftsphilosophen gegen das Leben durchmachen, aber alles von Gott her verstehend. ‚Die Bewegung durch Gott wird uns, je mehr es uns wirklich um Gott und um Gott allein zu tun ist, desto weniger stecken lassen, weder zur Rechten noch zur Linken. Wir werden uns dann weder mit Naumann ins Ja verrennen, bis es zum Unsinn geworden ist, noch mit Tolstoi ins Nein, bis es ebenfalls ad absurdum geführt ist. Wir lassen uns dann vom Prediger Salomo sagen: ‚Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise, daß du dich nicht verderbest! Sei nicht allzu gottlos und narre nicht, daß du nicht sterbest zur Unzeit. Es ist gut, daß du das eine fassest und das andere nicht aus der Hand lässest, denn wer Gott fürchtet, der entgeht dem allen'. Wir werden dann, ohne uns um den bösen Schein zu kümmern, die Freiheit haben, jetzt Ja und jetzt Nein zu sagen und

beides nicht nach äußerem Zufall und innerer Willkür, sondern nach dem wohlgeprüften Willen Gottes. Was aber der Christ in der Gesellschaft tun soll, das weiß er, in Gott gegründet, sub specie aeternitatis. ‚Wir können ja doch nur eines tun, nicht vieles. Und das eine tun dann gerade nicht wir. Denn was kann der Christ in der Gesellschaft anderes tun, als dem Tun Gottes aufmerksam zu folgen?'*

Auch in diesem schmalen Buche ist keine Einfachheit der Sprache außer an den Stellen, an denen der alttestamentliche Prediger spricht. Hat man aber nicht gerade die einfache Sprache des Predigers so mißverstanden, daß man sie voller Widersprüche fand? Jetzt erst, nach Barths schwerem Ringen mit Gedanke und Wort ist die Sprache des Predigers einfach und widerspruchslos. Barth hat recht: ‚Die Einfachheit steht nicht am Anfang, sondern am Ende unseres Weges.' Die Einfachheit der religiösen Sprache ist nicht erst dann vorhanden, wenn der Inhalt mühelos verstanden oder vielmehr ‚kapiert' ist — sollte dies geschehen, dann wäre es sicher Pseudo-Einfachheit und Pseudo-Religiosität —, sondern dann, wenn der Sinn des Redners oder Schreibers ‚einfach' ist, einfach gläubig, nicht doppelzüngig, sodaß er zugleich dem Himmel und der Erde, dem Glauben und der Befriedigung des Verstandes dienen will, also nicht bloß dem Verstande, sondern seiner Befriedigung, die ebenso schlimm ist wie jede andere Befriedigung menschlicher Begierden. ‚Zwischen Intellekt und Intellektualismus liegt immer eine stolzbedingte Unwahrheit', sagt Joseph Graach in seinem eben erschienenen Buche ‚Auf dem Weg nach Damaskus, Betrachtungen zur abendländischen Kultur',** das mit der Gedankenwelt Barths oder vielmehr seinem ‚Bewegen' nicht ganz fern zu gehen scheint, denn auch Graach erwartet die Lösung des Menschheitsproblems von Oben, vom Unendlichen her, hält die ‚Dinge an sich' für Ausgeburten einer Unwahrheit, das Gleichgewicht für Tod, den aufgerüttelten, umdrohten endlichen Stolz, die gepeinigte Furcht aber für Zivilisationswillen. Auch er will nicht die Sprache des Intellekts reden. Es ist gar nicht zu verkennen, daß seit einigen Jahren der Glaube in seiner absoluten Souveränität wie zu einer neuen Offenbarung geworden ist. Einer nach dem andern wird davon ergriffen und aus den unseligen Ketten des Nurwissenwollens herausgerissen. Da fallen in der ersten Entzückung Worte, die dem selbstgenügsamen und wissenssicheren Bürger des vorigen Jahrzehnts ganz unverständlich bleiben müssen. ‚Das Wissen ist der Ruhe des Selbstgenügsamen unentbehrlich. Und seinem Stolz, der es nicht erträgt, ein Eigensein außer ihm zu wissen. Erkenntnis in der Liebe ist ein ganz anderes. Ein Wissen im anderen! Ein Anerkennen des anderen! Ein ganz anderer Boden ist's, dem solche Erkenntnis entwächst. Ein ganz anderes Wollen, das hinter ihm steht. Ein Ungenügen an sich selbst. Dies Wissen geht nebenher der Liebe. Unzertrennlich ist es ihr verbunden. Wir nennen es Glaube.' Auch Joseph Graach erkennt, daß es der Tod aller Religion und

---

* Über Karl Barths Drang und Ziel äußert er sich selbst in seinem Vortrag ‚Not und Verheißung der christlichen Verkündigung'. Der Vortrag wurde für die Pfarrerkonferenz von Schulpforta als ‚Einführung in seine Theologie' bestellt. Barth lehnte diese Aufgabe ab. Es handle sich nicht um eine ‚theologische Schule', sondern nur um eine ‚korrektive Randbemerkung', die aber jedes Theologenherz erschüttern muß. Die kritische Lage gerade des predigenden Pfarrers zwischen Leben und Theologie ist der Ausgangspunkt, von dem aber zugleich das neue Licht kommt. Der Vortrag leitet die neue Zeitschrift ‚Zwischen den Zeiten' ein, die unter Mitarbeit von Karl Barth, Friedrich Gogarten und Eduard Thurneysen im Chr. Kaiser-Verlag, München, von Georg Merz herausgegeben wird.

** Trier, Jakob Lintz 1923. 95 S. S. 94.

Kultur ist, zu meinen, daß man Gott kenne, dieses Sichsichern vor Gott durch Kennenlernen, durch Wissen um ihn. Mit dem Glauben wächst auch wieder das Wort vom ‚unbekannten Gott', das deshalb noch nicht ein falsches Wort geworden ist, weil es von einem Häretiker gebraucht wurde. Karl Barth dient diesem Worte furchtlos und achtet es nicht, daß man ihm deshalb die Ketzermütze Marcions aufsetzt. Wenn wir nichts von ihm lernen können, dieses müssen wir von ihm lernen, wenn wir nicht wollen, daß uns alle unsere Reden und Bücher auf unseren eigenen Oberflächlichkeiten davonschwimmen.

Wir haben Gott, diese dräuende Gewalt, dieses vernichtende Glück, diese stets unsere Linien und Berechnungen durchkreuzende, uns in Katastrophen stürzende, aufhebende Macht, nicht nur zu unserem vermeintlich Bekannten gemacht und uns dadurch gegen ihn zu sichern gesucht, sondern sind in unserer Ehrfurchtslosigkeit so weit gegangen, daß wir ihn an alle möglichen irdischen Einrichtungen gebunden haben. Fast unausrottbar ist der eigentlich unerhörte Gedanke geworden, daß man sein Verhältnis zu Gott oder vielmehr das Verhältnis Gottes zu uns gefährde, wenn man nicht diese oder jene Parteipolitik treibe, diese oder jene Zeitung mitlese, diese oder jene Kultur fördere. Wir können es manchmal schon schlecht ertragen, daß die Kirche ihre Indifferenz gegen eine uns liebgewordene Regierungsform erklärt. Wir schaffen eine christliche Kultur, und es ist so, als ob wir uns einbildeten, daß diese nun auch in Einzelheiten der Weg Gottes für eine weite Zukunft sein werde, als ob wir uns gar nicht denken könnten, daß Gott auch die Vernichtung dieser Kultur schon beschlossen habe und jeden, der sich an sie verliert und nicht über sie erhebt, leer ausgehen läßt. Vor Gott ist alles Menschliche fraglich. Immer ist Umkehr notwendig.

Wir haben seit vielen Jahren eine religiöse Zeitschrift, ‚Heiland',* deren Herausgeber, Joseph Kühnel, diese Dinge mit aller Klarheit durchschaut und sich danach richtet, auch wenn manche an ihm irre werden. Er läßt die Religion nicht säkularisieren, selbst wenn er Beiträge eifriger Katholiken über die Stellung des Katholiken zur Schulfrage ablehnen muß. Das Wort vom ‚Katholischen Indifferentismus', mit dem Ludwig Hänsel im vorjährigen Juniheft des ‚Hochland' einen religiös befreienden Aufsatz überschrieb, war für Joseph Kühnels Zeitschrift immer ein freilich selten ausgesprochenes Leitwort. Aber sogar diese Haltung verlangt eine Sprache, die der sogenannten ‚Einfachheit' entbehrt. Obwohl Kühnel an sprachlicher Kraft und Klarheit Karl Barth weit übertrifft, halten viele Katholiken seine Aufsätze und Bücher noch für unlesbar. Aber er kann und darf seiner Sprache keine andere Einfachheit geben als die eigene, die Einfachheit seines Wesens. Die weltlichen Menschen wollen verstehen und wissen, die religiösen Menschen wollen beim Hören und Lesen merken, daß es um den Unverstehbaren geht, zu dessen Anbetung sie hörend und lesend gelangen wollen. Das Verstehbare kann etwas von Gott sein; Gott selber ist es nicht. Wissen kann man die Existenz Gottes, Gott selber nicht.

Der Vorwurf mangelnder Einfachheit wurde Karl Barth von einem der ‚um Leonhard Ragaz' unter Hinweis auf das Wort des älteren Blumhardt gemacht: ‚Einfachheit ist das Kennzeichen des Göttlichen'. Karl Barth antwortet darauf, daß seines Wissens ‚das Göttliche' überhaupt nicht in Büchern stehe. Aber auch die um Ragaz zeigen in ihrer Sprache, daß sie das Grundgesetz religiösen Redens und Schreibens erkannt haben: Man darf und kann von reli-

* Mainz (Matthias-Grünewald-Verlag). Vgl. auch die Bücher von Joseph Kühnel, Vom Reichtum der Seele (4.—9. Tausend, im gleichen Verlag); Vom Leben aus Gott (Habelschwerdt, Franke 1922); Von Gott und von uns (Freiburg, Herder 1923).

giösen Wahrheiten nicht wie von längst bekannten Dingen reden und schreiben. Hinter dem einfachsten religiösen Worte muß die ganze Unbegreiflichkeit stehen, sonst wäre es nicht religiös. Falsch ist es nur, etwas Bekanntes und Verständliches in künstliche Unbegreiflichkeit zu kleiden. Von Ragaz, zu dessen Diesseitspredigt der Jenseitsruf Barths in starkem Gegensatz steht, sagt zwar ein Kritiker der ‚Theologischen Literaturzeitung': ‚Es nimmt einen wunder, daß dieser Mann je stärkeren Eindruck machen könnte . . . Meine Studenten müssen mehr von Luther wissen als er.' Und er wirft ihm Motivmischung, Mangel an Folgerichtigkeit, unechten Chilismus, Anthropozentrismus im Mantel des Propheten, aber nicht sehr verschieden vom Kulturprotestantismus, Plattmachung der religiösen Ethik von Richard Rothe und ähnliche in hoc saeculo sehr verübelnswerte Dinge vor. Aber warum wirkt er, und warum wirkt er so stark auf Gott und sein Reich hin? Bloß wegen seiner stark revolutionären Einstellung? Heute wirkt Revolutionäres nicht mehr. Es ist uns zu bekannt. Er ruft wie ein echter Revolutionär: ‚Los von der Religion, los von der Theologie, los vom Pfaffentum, los von der Kirche!' Wir sind empört, wenn wir die Überschriften, oder auch wenn wir oberflächlich den Inhalt lesen. Besinnen wir uns aber, und sind wir ehrlich genug, dann müssen wir uns sagen, daß wir selbst mit aller inneren Entschiedenheit bekämpfen, was er bekämpft, und wollen, was er will: das Reich Gottes. Das gesamte katholische Schrifttum, wenn man es nach seinen letzten und reinsten Zielen befragt, ist ein einmütiger Protest gegen die ‚Religion', gegen die ‚Theologie', gegen das ‚Pfaffentum', gegen die ‚Kirche', die Ragaz bekämpft. Aber warum hören wir diesen Protest aus dem katholischen Schrifttum so wenig heraus, daß wir uns kaum von dem Eindruck befreien können, Ragaz meine unsere Religion, unsere Theologie, unser Priestertum, unsere Kirche — er meint sie, soweit sie jener Religion, jener Theologie, jenem Pfaffentum und jenem Kirchenprinzip zeitweilig verfällt —? Warum? Weil unser katholisches Schrifttum nicht die Sprache von Ragaz spricht. Es ist die einzige Sprache, in der man solchen Dingen auf den Leib gehen kann. Sie ist leichter zu verstehen als die von Karl Barth, wird aber noch mehr mißverstanden werden als diese. ‚Es ist', so sagt Ragaz mitten im Ringen um das, was er schreiben will, ‚ein schwierig Ding um die Sprache; geschaffen zur Verständigung der Menschen untereinander, wird sie ein Hauptmittel des babylonischen Mißverständnisses. Es bleibt uns aber nichts übrig, als uns durchzukämpfen und schließlich eine Begriffsprägung vorzunehmen, von der wir denken dürfen, daß sie gleichsam eine Fahne werden könne, die einem neuen Kampf der Wahrheit voranleuchte.'*

Ragaz kommt von den beiden Blumhardt her, besonders dem jüngeren, nicht als ob sie am Anfang seiner Wege ständen, denn dort steht offenbar der göttliche Begründer des Gottesreiches, aber so, daß er hineingewachsen ist in die Reichgotteswelt der Blumhardt und nun nicht mehr anders kann, als ihr Verkünder zu sein. Das Schönste und bei allem revolutionären Charakter Friedlichste, was er uns gegeben, ist sein Blumhardtbuch mit dem Titel: ‚Der Kampf um das Reich Gottes in Blumhardt, Vater, Sohn — und weiter.'**

Der ältere Blumhardt, über den wir schon ein gutes Buch besitzen,*** ist aus den Kreisen des schwäbischen Pietismus hervorgegangen, wo die alte Hoffnung

* Weltreich, Religion und Gottesherrschaft. 2 Bände. Erlenbach-Zürich, München und Leipzig (Rotapfel-Verlag) 1922. 367 und 431 S. Bd. 1. S. 321.

** Rotapfel-Verlag 1922. 328 S.

*** Friedrich Zündel, Johann Christoph Blumhardt. Ein Lebensbild. Zürich (S. Göhr). Neubearbeitet von Ch. Schneider.

auf das Kommen des Reichs in mancherlei Formen weiterglühte, und wirkte im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts in Basel, wurde dann Pfarrer, zuletzt in Möttlingen, einem Bauerndorf am Fuß der Schwäbischen Alb. ‚Er machte die Erfahrung, daß alles bloße Predigen nichts nützt, auch das geistvollste nicht. Man predigt damit die Menschen nur tot, und dies um so sicherer, je gewaltiger man predigt. Auch „Erweckungen", die die bloße Predigt bewirkt, helfen auf die Länge nicht viel. Man schläft bald wieder ein. Wenn die Menschen erwachen sollen, dann muß etwas geschehen. Taten Gottes müssen dem Worte Realismus und Vollmacht geben.' In Möttlingen trifft den Verzagten das Geschehen. Ein Mädchen seiner Gemeinde verfällt einem Krankheitszustande, der die ganze Gemeinde in Aufregung versetzt. Blumhardt erkennt, daß er es hier nicht mit ‚Fleisch und Blut' zu tun hat, sondern mit den Gewalten des Dämonischen. Und er beginnt einen jahrelangen Kampf ‚mit dem Reiche des Bösen und seinem persönlichen Haupte' um das Mädchen. ‚Was man davon auch denken möge, so ist es jedenfalls einer der heldenhaftesten und bedeutsamsten Kämpfe der Geschichte gewesen. Da schreit die Kranke übermenschlich auf: „Jesus ist Sieger!" — und ist gesund und gerettet. Da drängt sich alles ans Licht. Es zeigt sich, daß die Pfarrkinder unter der Hülle einer starken, kirchlichen Frömmigkeit statt Gott den Götzen, ja dem Reich des Bösen gedient haben in Gestalt schlimmsten Aberglaubens aller Art, verbunden besonders mit Mammonismus und sinnlichen Lastern.' Eine Bußbewegung beginnt. Sündenvergebung und Krankenheilung wie bei allen Durchbruchskämpfen des Reiches Gottes. Die Kirchenbehörde glaubt, hemmend eingreifen zu müssen. Da zieht Blumhardt, den Zusammenhang mit dem kirchlichen Wesen gewissenhaft festhaltend, aus der Kirche aus und in das alte Bad Boll, unweit der Stadt Göppingen, und während die Kräfte fortwirken, erwartet er dort als Gipfelpunkt des Geschehens und zugleich als Ausgangspunkt aller Erfüllung der Verheißungen eine neue Ausgießung des Geistes. Mitten im Hochschwung dieser Hoffnung geht er dahin mit dem Worte: ‚Der Herr wird seine milde Hand auftun zur Barmherzigkeit über alle Völker.' Sein letzter Segen gilt seinem Sohne: ‚Ich segne dich zum Siegen.' Der Sohn, zuerst Pfarrer, zerbricht zeitweilig alle äußeren Formen des Kirchenwesens, läßt auch von des Vaters Art, sich amtlich zu kleiden und noch theologisch zu reden, wird ‚weltlicher' als die Weltkinder, kühner und offener als die ‚Liberalen' selbst, nicht um sich der Welt verloren zu geben, sondern um erobernd in die Welt einzudringen. Und es geschah ‚das Unerhörte, das Anstößige, das Erlösende, daß dieser aus dem Pietismus kommende Mann Gottes in die Sozialdemokratie eintrat und als ihr Abgeordneter im Landtag saß . . . Durch diese Tat erklärte Gott, daß die soziale Bewegung sein Wille und die soziale Gerechtigkeit ein Stück seines Reiches sei.' Mit einem Ruck wollte er die stürmische Bewegung der Sozialdemokratie zu einer neuen Welt auf die Bahn, die zum Reiche Gottes führt, hindrängen, wollte Christus in die neue Welt hineintragen: ‚Wollt ihr mich haben, wie ich bin, mit meinem Christus, mit meinem Gottesglauben?' Die starken Hoffnungen, die den beiden Blumhardt eigen waren, haben Bad Boll im Glauben vieler Menschen zu einem Sion Gottes voller Erwartungen gemacht. Alles Leben im Blumhardtschen Hause galt ohne weiteres dem Reiche Gottes. In Ernst und Scherz, frei aus dem Augenblick und doch aus Gottes Hand, wurde hier das Höchste gesucht, empfunden, genossen. Das Himmelreich wurde, ungesucht im Sinne des Neuen Testamentes, Festmahl und Agape. Mit Absicht wohl wurde der ‚fromme Ton' vermieden. Diese Siedlung des Gottesreiches sah mehr wie ein Gutshof oder wie ein Wirtshaus aus, aber Ragaz glaubt, sagen

zu dürfen: ‚Es wird ein Tag kommen, wo die Namen Möttlingen, Boll, Blumhardt vielleicht mehr bedeuten werden als Wittenberg und Genf, Luther und Kalvin.‘ Er blickt auch ganz offen in die Gefahren hinein, die der Weiterentwicklung drohen: Stillsitzen oder Quietismus, Nachahmung oder Schablonisierung, Theologisierung und Dogmatismus, und stellt im letzten Kapitel die bezeichnende Forderung: ‚Es muß wieder beim echten Sinn eingesetzt werden.‘

Ausführlich läßt Ragaz in seinem Blumhardtbuche die Botschaft der beiden Blumhardt zu Worte kommen. Jedem Abschnitt folgen ‚Blumhardt-Worte‘, und ich kann es nachfühlen, wenn sich ein Mann wie Ragaz zu schreiben gedrängt sieht: ‚Wahrlich, ich habe es diesen Winter oft in gewaltiger Erschütterung erfahren: seit den Tagen der Propheten und Apostel hat kein Mensch so hell und gewaltig aus Vollmacht heraus Gottes Wort gesprochen.‘ So muß es ja immer sein, wenn echt religiös gesprochen wird. Da muß man die besten Schriftschätze der Vergangenheit darüber vergessen können, so wie man über gegenwärtigem echten Leben gern vergangenes vergißt.

Von den Schriften der beiden Blumhardt sind eine ganze Anzahl in den Jahren 1864—1895 im Druck erschienen.* Davon sind aber nur noch die ‚Hausandachten‘ im Buchhandel zu haben. Jetzt hat der Furche-Verlag in Berlin zwei Auswahlbände veröffentlicht: ‚Vom Reiche Gottes‘ und ‚Von der Nachfolge Jesu Christi‘. Es sind darin nur wenige Äußerungen, die nicht auch in einem katholischen Buche stehen könnten, und auch diese können, wenn man sie nicht politisch, sondern religiös auffaßt, katholisch verstanden werden.

Den ‚echten Sinn‘ der Blumhardt, bei dem wieder eingesetzt werden müsse, meint Ragaz in sich zu haben. Seine zweibändige Sammlung eigener Aufsätze, die zum Teil schon 1917 in der Zeitschrift ‚Neue Wege‘ veröffentlicht waren und jetzt den Sammeltitel führen ‚Weltreich, Religion und Gottesherrschaft‘, ist tatsächlich ganz erfüllt vom Geiste der Blumhardt, wie ihn Ragaz verstanden hat. Sie soll eine Durchschnittslinie durch das Zentrum seines Denkens darstellen, aus dem heraus er seine Predigtsammlung ‚Dein Reich komme‘ geschrieben hat, während zwei andere Bücher ‚Die pädagogische Revolution‘ und ‚Ein sozialistisches Programm‘ den zentralen Gedanken: ‚Es muß ein Durchbruch kommen, eine Offenbarung neuen Lichtes muß geschehen‘ in das kulturelle und politisch-soziale Wesen hinein verfolgen. In diesen Büchern spricht er sein ‚Los von der Religion, los von der Theologie, los vom Pfaffentum und von der Kirche‘ mit unerhörter Schärfe aus, so daß der Vergleich mit dem immer aufbauenden älteren Blumhardt entzwei zu gehen scheint und der mit dem jüngern nur noch teilweise bestehen bleibt. Ich glaube, er zerbricht vorzeitig alle Brücken, auf denen das Reich Gottes kommt und auf denen auch zu ihm wenigstens die Hoffnung auf dieses Kommen gedrungen ist. Ich möchte aber diese Bücher nicht ungeschrieben wissen, denn obwohl sie keine führende und erfüllende Kraft haben, so schrecken und wecken sie doch. Und das haben wir alle notwendig, da wir doch wach sein sollen — ach so lange Zeit! Wenn er uns aber geweckt hat mit seinem revolutionären und — wenn es an ihm läge — zerstörenden Treiben, dann hören wir ihm gern ein Stündlein der Nacht zu; er spricht von der ‚Erlösung durch die Liebe‘, von der ‚Selbstbehauptung und Selbstverleugnung‘; und seine Frage: ‚Theosophie oder Gottesreich?‘** beantworten wir gleich ihm. Überhaupt, ich mag mich irren, aber ich glaube, es ist so: Die wahren, weckenden Gedanken dieser Protestanten finden sich alle im katholischen Schrifttum, nur sehr vorsichtig aus-

* Verzeichnis bei Ragaz S. 327 f.
** Flugschriften der Quelle 1.—3. Rotapfelverlag 1922.

gesprochen, einander entlegen und so — abgeschliffen in der aszetischen Technik, daß wir sie aus dem Munde der ‚Ketzer' als unerhört neu empfinden und, da sie nicht aus der Richtung der katholischen Kirche kommen, als kirchenfeindlich und häretisch.

Im Furche-Verlag sind außer den beiden Blumhardt-Auslesen noch andere Schriften erschienen, die mir den ‚echten Sinn der Blumhardt' lautrer und weniger laut in sich zu tragen scheinen als die von Ragaz. Johannes Weiße, Jesus, der biblische Weg zu ihm (1923), Otto Schmitz, Die Vorbildlichkeit der urchristlichen Gemeinden für die Kirche der Gegenwart (1922), beides Bücher, die aus der Krisis der protestantischen Gemeinden hervorgegangen sind, das erste ein ganz feines, mit zartem Bekenntnis der Gottheit Jesu endendes Betrachtungsbuch, ein Abschiedsgeschenk des in die Chinamission reisenden Verfassers an die deutsche christliche Studentenvereinigung, das zweite eine der wenigen guten Auswertungen des heute in so hoher Blüte stehenden Studiums altchristlichen Gemeindelebens, von dem auch wir Katholiken noch viel Verkündigungs- und Verfassungsweisheit lernen können.

Eine ganz eigene Sprache redet Friedrich Gogarten, aus der geistigen Nähe von Karl Barth, nicht so sehr, weil er von Jesus, dem Urquell der religiösen Sprache, sondern von Fichte, dem Musterbeispiel einer starren, uns heute so gut wie unverständlichen religiösen Sprache, herkommt. In seinem Buche ‚Fichte als religiöser Denker' machte er den weithin anerkannten Versuch, von der gedankenmäßigen Ausprägung der Religion Fichtes auf das zugrundeliegende Erlebnis zurückzugehen und von dort aus die Entwicklung in einer neuen, frischeren Sprache aufzuzeigen. Es ist der Weg zu einer aktiven Mystik, die den Pantheismus überwindet und wesentliche Momente des Christentums in sich aufnimmt. Die echte christliche Frömmigkeit glaubt er nur auf dem Wege durch das Volkstum finden zu können. In der Schrift ‚Religion und Volkstum'* spricht er den Gedanken aus, daß die deutsche Geschichte ebensogut eine Offenbarung Gottes ist wie die Geschichte des jüdischen Volkes. Das jüdische Volk hat seine Beter gehabt, die aus seiner Geschichte die kräftigsten Motive des betenden Vertrauens herausgeholt haben. Und wir beten ihnen heute noch nach: ‚Der du Israel durch das Meer geführt hast...' Unsere Geschichte hat noch niemand in Gebet umgewandelt; selbst die wunderbare Geschichte der Kirche nicht! Das ist ein sicheres Zeichen dafür, daß uns weder Volk noch Kirche bis zum Innersten unseres Lebens, also zum Beten, gedrungen sind. Selbst wir Katholiken, die wir anderen tadelnd den Individualismus nachsagen, sind im religiösen Leben stärkere Individualisten, als wir als Christen sein dürften. ‚Ich will in den Himmel kommen,' denkt jeder. Wer hat schon einmal gesagt: ‚Unser Volk muß in den Himmel kommen?' Ich glaube, es war früher einmal anders. In seinem Buche ‚Religion weither'** scheint Gogarten dies seiner Lesergemeinde sagen zu wollen. ‚Eine Religion, die den Individualismus ihrer Glaubensanschauungen zum Prinzip erhebt, verurteilt sich selbst zur Machtlosigkeit... Wo Religion ist, da leben die Menschen aus einer tiefen, schöpferischen Gemeinsamkeit des Lebens. Da klingt der Sang der Ewigkeit im Echo der gemeinsamen Anbetung, und da werden wir der gemeinsamen Heimat jeden Tag gewiß und gewisser.' In derselben Schrift sagt Gogarten gelegentlich, daß man bei einer individualistischen Religion lieber nicht von Religion sprechen solle, sondern nur von ‚versprengten Stücken einer Religion, mit denen ein religiös unglaublich ungebildetes Geschlecht sein wunderliches Spiel treibt'. Um diesem Geschlechte die Religion zu zeigen, wie sie ist für den Menschen und für die Kultur, muß auch

* Tat-Flugschriften 5. Jena, Diederichs 1915. 36 S.

** Diederichs 1917. 81 S.

er eine Sprache aus sich reden lassen, die noch keine Säkularisation durchgemacht hat, sondern ihre Laute von Gott her bildet. Er sagt von seinen in dem Buche ‚Die religiöse Entscheidung'* gesammelten Arbeiten: ‚Diese Gedanken ergaben sich mir, als ich bei einer Besinnung über die Bedeutung der gegenwärtigen Krisis der Kultur zu der Erkenntnis kam, daß der Gottesgedanke, sobald man ihn wirklich zu denken versucht, die absolute Krisis alles Menschlichen und das heißt aller und jeder Religion bedeutet. Man wird sich vor dieser absoluten Krisis jedenfalls nicht scheuen dürfen, und man wird vor dieser Fraglichkeit, die dann alles bekommt, an dem wir uns zu halten meinten, die Augen nicht schließen dürfen, wenn man Gottes Offenbarung sehen und von daher zur positiven Arbeit an der Welt gelangen will, vorausgesetzt, daß dergleichen dann überhaupt noch in einem Sinne, den wir heute denken, möglich sein wird.' Es fallen auch in diesem Buche manche Worte, die dem nicht ganz wach Religiösen ein Schrecken sein werden. Es kommt nur darauf an, ob er sich wecken läßt oder ob er sie in seine Träume verwebt oder ob er einen Herzschlag bekommt. ‚Von allen Anmaßungen des Menschen ist das, was man gemeinhin Religion nennt, die ungeheuerlichste.' ‚Es ist wohl möglich, daß uns dabei das, was wir Christentum zu nennen uns gewöhnt haben, verloren geht, nicht nur seine Geschichte, sondern auch das, was wir sein Wesen nennen. Es liegt uns aber auch an ihm nichts, gar nichts, denn es liegt uns alles an der ewigen, ursprünglichen Gottestat, die diese ganze Geschichte erst in Bewegung setzte (müssen wir vielleicht sagen: von sich stieß?).' Gogarten nimmt seine Schaurichtung ganz von Gott her, und solche Menschen mußten immer Dinge sagen, die den anderen unerhört waren, von Paulus, Augustin bis — meinetwegen Karl Barth. Von dorther gesehen, ist freilich das, ‚was man gemeinhin Religion nennt', entweder nur wunderliches Religionsspiel oder Religionskrampf, die ‚Anmaßung, einen absoluten Gegensatz, den zwischen Schöpfer und Geschöpf, vom Geschöpf her überbrücken zu wollen'. Religion ist für Gogarten ganz und gar ‚Bewegung von Gott her'. ‚Das unterscheidet in der Tat die christliche Religion wohl von allen anderen Religionen vom Grund her, daß hinter ihr die elementarste und prinzipiellste Überwindung jenes Religionskrampfes steht, das entschlossenste und rücksichtsloseste Sichhineinstellen in die Bewegung von Gott her.' Gogarten kommt auf dieselbe Frage wie Barth in seinem Buche: ‚Der Christ in der Gesellschaft', nämlich: ‚Was wollen wir denn nun tun?' Barth antwortet: ‚Auf Gottes Tun warten,' Gogarten: ‚Diesem Gericht standhalten, es vollziehen, das heißt — ich darf es nun wohl so nennen, ohne in Gefahr zu geraten, damit die letzte, höchste Aktivität aufzugeben, deren der Mensch fähig ist, — das Gericht an sich vollziehen lassen.' Es wäre mir für mich selber lieb, Gogarten spräche hier einmal schulgemäßer, unter Hinweisen auf die paulinische, augustinische und thomistische Gnadenlehre. Wir Katholiken würden dann erkennen, daß wir ihn wenigstens in eine bestimmte Schulrichtung einfangen könnten. Aber lassen wir ihn doch einmal ohne Rücksicht auf uns reden! Er erwartet die Entscheidung von Gott, dem ‚ganz anderen als die Welt', zu dem der Mensch nur in dem Verhältnis der absoluten, ruhelosen Gegensätzlichkeit stehen kann, bis er sich aus der hoffnungslosen und in sich immer wieder verkehrten Richtung von der Welt zu Gott herausgerissen und in die ursprüngliche, entgegengesetzte gerückt glaubt. ‚Ich sage: glaubt, und nicht: erkennt. Denn hier an dieser Stelle handelt es sich, wenn irgendwo, nicht um ein objektives Festhalten, sondern um das subjektivste Beteiligtsein, das gedacht werden kann: in diesem ‚glaubt' geschieht die ursprüngliche Schöpfungstat Gottes, in der er den Menschen

* Jena (Diederichs) 1921. 98 S. S. 3. (Die religiöse Entscheidung; Religion und Volkstum; Die Krisis der Kultur-Mystik und Offenbarung; Die Kirche).

schafft und in der der Mensch er selbst wird — „es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen" —, oder es ist ein leeres Wort.' Gleich darauf fährt Gogarten fort: ‚Es wird nun kein leerer oder allzu vieldeutiger Satz mehr sein, daß Gott der Sinn der Kirche ist. Es ist damit dies gemeint, daß die Kirche der Ort ist, an dem dieses Geschehen zur Offenbarung kommt . . . überall, wo dieses Geschehen offenbar wird, ist die Kirche.' Sie ist mehr als objektive Institution; sie ist der Ort subjektivsten Beteiligtseins an der Tat Gottes . . . Kommt dies Reich Gottes, dann kommt es, wenn anders sein Name richtig ist, allein aus einer Richtung, die allen Bewegungen, allen historischen Entwicklungen, die irgendwie von Menschen getragen werden, gerade entgegengesetzt ist. Und wollen wir ihm irgendwie dienen oder an ihm teilhaben, so wird auch dazu die einzige Möglichkeit die sein, daß wir uns in jener radikalen Erkenntnis und in dieser Richtung, die sie uns gab, behaupten.' ‚Das wäre der Kampf gegen das, was unter den Menschen immer am mächtigsten ist, gegen das offenbare und heimliche Unrecht und seine Folgen . . . Mit den einfachsten Worten gesagt, die es für das, was hier zu tun ist, gibt, lautet es so: Liebe deinen Nächsten!'

Viele der hier genannten Bücher sind von starken Häresien durchzogen; ihre Verfasser ringen mit Petrus in der Flut des Sees und schreien verzweifelnd und vertrauend zugleich: ‚Herr, hilf mir, sonst gehe ich zugrunde!' Aber alle reden eine Sprache, die sich durch ihren Ernst, ihre Unerbittlichkeit und Ergriffenheit deutlich unterscheidet von der Sprache des religiösen Schrifttums, wie es mir sonst vor die Augen gekommen ist. Zuerst nur Überraschungen bietend, Vorhänge aufreißend, zur Wachsamkeit aufschreckend, hinterlassen sie ein ganz wundersames Erinnern: ‚Das habe ich doch schon gewußt.' Woher? Woher anders als aus irgendeiner katholischen Predigt, irgendeinem katholischen Buche? Oder aus den Psalmen, den alten Weisheitsbüchern, den Propheten? Mitten hinein habe ich täglich mein Brevier gelesen, und es sprach dieselbe neue Sprache, so als ob es nie eine alte Sprache gesprochen hätte. Ich höre und glaube, und ‚siehe, es ist alles neu geworden!'

Rundschau

Geschichte

Ludwig von Pastor. Zum siebzigsten Geburtstag (31. Januar 1924).

Blättert man in der stattlichen Reihe der Jahrgänge dieser Zeitschrift, so sind es nicht viele Bände, in denen einem der Name Ludwig von Pastor nicht begegnete. Schon das erste programmatische Heft konnte einen wertvollen, neue Forschungsergebnisse vermittelnden Aufsatz von ihm über die Wandfresken der Sixtinischen Kapelle bringen, und auch weiterhin erfreute sich ‚Hochland' seiner Mitarbeit; erinnert sei nur daran, daß er ihm vor einigen Jahren die Veröffentlichung der sehr viel Interessantes bietenden Briefe von Onno Klopp an Johannes Janssen anvertraute. Viel öfter aber noch war dieser Zeitschrift Anlaß gegeben, sich mit neuen Werken seiner nimmer ruhenden Feder zu befassen; denn ein neues Werk Ludwig von Pastors, vor allem ein neuer Band seiner großen Papstgeschichte, ist längst nicht nur ein Ereignis für die engen Zirkel der Fachgelehrten, sondern eine Angelegenheit, an der die weiten Kreise geistig Interessierter nicht vorübergehen können. Es entsprach darum durchaus der Bedeutung Pastors als eines der führenden Historiker unserer Tage, daß ‚Hochland' schon im Februar 1912 seinem Leserkreis eine umfassende Gesamtwürdigung seiner Persönlichkeit und seiner gelehrten Arbeiten, besonders seines Lebenswerkes, der monumentalen Papstgeschichte, darbot. Und so ist es auch ganz selbstverständlich, daß der siebzigste Geburtsag Pastors Anlaß zu einer internationalen Ehrung dieses Meisters historischer Forschung und historischer Darstellung gibt. Da er selber mit Rücksicht auf den Ernst der Zeit die — sonst selbstverständliche — Ehrung durch eine Festschrift abgelehnt hat, wird sie erfolgen in Form einer Adresse, die bei einer Festakademie internationalen Charakters dem Jubilar überreicht wird, und die die Unterschrift seiner Schüler, Freunde und Fachgenossen tragen wird. Im ‚Hochland' sei dieses Ehrentages des Jubilars gedacht mit einem Hinweis auf seine neuesten Veröffentlichungen, die wir seiner ungeminderten Schaffenskraft verdanken.

Dem Lebensbild des heiligen Papstes Pius V., durch den das Papsttum Leiter und Träger der innerkirchlichen katholischen Reformbewegung wurde, ist rasch gefolgt die umfassende Biographie seines Nachfolgers, Gregors XIII. (1572 bis 1585).* Lange ist das Urteil über diesen bedeutenden Papst dadurch beeinträchtigt worden, daß sein Pontifikat in der Mitte stand zwischen dem eines Heiligen und der Regierung eines so überragenden Herrschergenies, wie Sixtus V. eines war. Erst in neuester Zeit hatte sich eine gerechtere Beurteilung seiner Bedeutung anzubahnen begonnen, aber erst Pastors auf weit ausgedehnten archivalischen Studien sicher ruhende Darstellung umschreibt endgültig die Stellung, die seiner Person und seinem Wirken zukommt: es ist das unvergängliche Verdienst dieses Papstes, daß die innerkirchliche Reform energisch weitergeführt wurde, und daß, namentlich in Deutschland, aber auch in Frankreich, den Niederlanden und Polen, die katholische Restauration sich kraftvoll durchzusetzen begann; endlich wurde auf katholischer Seite die Zeit oft schwächlicher und verzagter Verteidigung und entmutigten Zurückweichens abgelöst vom frischen, selbstbewußten Willen, nach der Weise des Gegners zur Wiedereroberung verlorener Gebiete zu schreiten.

---

* Ludwig, Freiherr von Pastor. Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Neunter Band. Gregor XIII. (1572—1585). Freiburg, Herder, 1923, XLVI u. 934 S. Grz. 27, geb. 30.20.

über der Darstellung des weltweiten Wirkens des Papstes, wie es in seinen Bemühungen zur Wiedergewinnung Rußlands und Schwedens für die katholische Kirche und in der eifrigen Förderung der Heidenmissionen seinen Ausdruck findet, ist auch nicht vergessen, die Tätigkeit des Papstes für die Kunst liebevoll zu schildern. Man weiß es längst, daß die kunstgeschichtlichen Abschnitte zu den Glanzstücken in den einzelnen Bänden der Papstgeschichte gehören; weit entfernt, nur Bekanntes zusammenzufassen, bieten auch sie der Forschung vielerlei neue Ergebnisse und wertvolle Anregungen und zeugen von dem feinsinnigen Kunstverständnis des Verfassers. Das gilt auch von der Schilderung des Mäcenatentums Gregors XIII., das gilt noch mehr von der neuesten Veröffentlichung des Biographen der Päpste. — Die Feier des vierten Zentenars der Geburt Sixtus' V. (13. Dezember 1521) hat nämlich den Anlaß gegeben, daß von dem mit Spannung erwarteten zehnten Bande der Papstgeschichte, der dem gewaltigen Sixtus V. gewidmet sein wird, das Kapitel, das sich mit der Bautätigkeit dieses Papstes befaßt, zu jener Feier gesondert in italienischer Übersetzung vorweg erschienen ist: Ludovico von Pastor, Sisto V. Il Creatore della nuova Roma, (Roma, Tipografia Poliglotta Vaticana 1922. VIII, 53 S. 31 Tafeln). Diese Veröffentlichung ist eine prachtvolle Festgabe, würdig des großen Papstes, den als den Schöpfer des neuen Rom zu bezeichnen keine Übertreibung ist. Denn tatsächlich hat Sixtus V. der ewigen Stadt das Gepräge gegeben, das sie sich gewahrt hat bis in die letzten Jahrzehnte, in denen man zum Entsetzen der Freunde des Roms der Päpste die Terza Roma zu einer charakterlosen Dutzend-Hauptstadt umzugestalten sich allzu erfolgreich bemüht. In einem eindrucksvollen Gesamtbild schildert Pastor, was alles Sixtus V. in den kurzen Jahren seines Pontifikates mit seiner unheimlichen Schaffenskraft und unglaublichen Willensenergie geschaffen hat: die große Wasserleitung der nach ihm benannten Acqua Felice, die noch heute einen großen Teil Roms mit köstlichem Wasser versorgt, und die auch den Hügeln genügend Wasser zuführte, so daß diese nunmehr der Bebauung erschlossen werden konnten und sich die bewohnte Stadt nicht weiter auf die engen dichtbevölkerten Niederungen im Überschwemmungsgebiet des Tiber zu beschränken brauchte; die Anlegung von Plätzen und großen Straßenzügen, die Aufrichtung der Obelisken auf den Hauptplätzen, der Bau des Lateranpalastes und der jetzigen Papstwohnung im Vatikan, die Erbauung der Capella Sistina an seiner Lieblingskirche Santa Maria Maggiore, und der vatikanischen Bibliothek, und schließlich die Vollendung der gigantischen Kuppel von St. Peter nach den Plänen Michel Angelos. Und diese Bautätigkeit in all ihrer Vielseitigkeit und scheinbaren Zusammenhanglosigkeit ist doch getragen von einem einheitlichen Gedanken, sie wird durchaus beherrscht vom Geist der katholischen Restauration; es sind religiöse Gesichtspunkte, welche die Entstehung und Ausgestaltung der Baupläne des Papstes bestimmen und beeinflussen: Wenn er inmitten des engen winkligen Gassengewirres von Rom große gradlinige Straßenzüge schuf, so sollte dadurch vernehmlich den Pilgern der Zugang zu den großen Basiliken und den andern abgelegenen Kirchen erleichtert werden; war doch durch die Bemühungen des hl. Philipp Neri die Wallfahrt zu den sieben Hauptkirchen wieder in Aufnahme gekommen und hatte Sixtus selbst angeordnet, daß die althergebrachten, aber seit dem 14. Jahrhundert außer Übung gekommenen Stationsgottesdienste wieder aufgenommen und feierlich begangen würden. Und wenn dem Papst die Erhaltung oder doch Neuaufstellung der Triumphsäulen des Trajan und Mark Aurel zu danken ist, so sollten diese nunmehr Zeugen sein für den Sieg des

Christentums; darum wurden sie geschmückt mit vergoldeten Bronzestatuen der Apostelfürsten, nachdem sie zuvor benediziert und durch einen Exorzismus von ‚aller Makel des Heidentums' gereinigt worden waren. Dieser Gedanke, den Triumph des Christentums über das Heidentum zu versinnbilden, war ferner neben ästhetischen Rücksichten auch mitbestimmend, wenn der Papst auf den Plätzen vor den Hauptbasiliken Obelisken aufrichten ließ; sie wurden daher mit einem Kreuz geschmückt, und die Absichten des Papstes fanden weiter ihren klaren Ausdruck in den Inschriften, die er an deren Fuß anbringen ließ; so liest man am Obelisken des Petersplatzes, der ursprünglich an der spina des Zirkus des Nero gestanden, die bekannten Worte: Ecce crux Domini. Fugite partes adversae. Vincit leo de tribu Juda, und ferner: Christus vincit. Christus regnat. Christus imperat. Christus ab omni malo plebem suam defendat. Und bei all diesen bezeichnenden Maßnahmen handelt Sixtus V. durchaus im Einklang mit dem Geist seiner Zeit: zahlreiche Äußerungen von Zeitgenossen bekunden, mit welcher Begeisterung diese Umwandlung von heidnischen Monumenten in christliche aufgenommen wurde; so preist kein geringerer als Torquato Tasso das Kreuz, das auf dem Obelisken am Lateran sich erhebt, als das Zeichen, das den Tod überwindet. Nichts kann deutlicher den Wandel veranschaulichen, der seit den Tagen der Renaissance eingetreten ist, als solche Tatsachen. Leider steht der große Papst auch durchaus im Einklang mit den Anschauungen seiner Zeitgenossen, wenn er — in dieser Hinsicht den Renaissancepäpsten allzu ähnlich — mit uns erschreckender Pietätlosigkeit gegen die ehrwürdigen Ruinen der Antike und der altchristlichen Zeit die Monumente der Vorzeit unbekümmert zerstört und für seine Bauten benützt. Uns mutet es eigenartig an, wenn Fontana, des Papstes genialer Architekt, sich nicht scheut, unter die Verdienste seines Herrn die Zerstörung der Reste der Diokletiansthermen einzureihen, die nur aus dem Grund erfolgte, weil sie den Zugang zu Santa Maria degli Angeli hinderten; und angesichts alles dessen, was damals und noch später in der Barockzeit vernichtet wurde, gewährt es nur geringe Befriedigung, zu erfahren, daß durch das Eingreifen der Konservatoren wenigstens einige Monumente wie das Grabmal der Caecilia Metella vor der Zerstörung gerettet wurden; bezüglich des Septizoniums des Septimius Severus sind auch diese Bemühungen vergeblich gewesen. — Die Beigabe der vorzüglich ausgeführten Tafeln ist um so dankenswerter, weil sie zum guten Teil bisher wenig oder gar nicht bekannte Fresken reproduzieren, so mehrere Fresken der vatikanischen Bibliothek und des Konsistorialsaales des Lateran und einige, die ursprünglich den Palazzo Peretti in der Villa Montalto schmückten und jetzt im Istituto Massimo sich befinden.

Franz Xaver Seppelt.

Literatur

Syrisches Schrifttum erscheint dem Nichtphilologen und Nichthistoriker unserer Tage als ein Gebiet, das ihn wenig kümmern mag. Aber bei der engen Verflochtenheit unserer geistigen Kultur in Westeuropa mit ihren ost- und südeuropäischen und asiatischen Wurzeln bedeutete solche Unbekümmertheit so viel wie Oberflächlichkeit. Wie, wenn die poesiereiche und gemütstiefe Marienklage mittelalterlicher Frömmigkeit, der wir Seuses Marienminne und Jacopone da Todis ‚Stabat Mater' verdanken, der wir die ‚Nürnberger Madonna' und Michelangelos erhabene Pietà verdanken, ihre ersten Vorläufer und Anreger hätte in der spätantiken Marienklage der Syrer? Wie, wenn wir hören, daß die Schriften des Aristoteles, denen der westeuropäische, lateinische Kulturkreis die Hauptsache seiner philosophischen Zucht und Schulung verdankt, nicht vom griechischen

Heimatboden geradewegs, sondern auf dem Umweg über die syrischen Übersetzungen und daraus geflossene arabische Wiedergaben erst durch Spaniens maurische Schulen den Weg zu den Lateinern gefunden haben? Wird uns dann Syrien noch ein Fernland sein, das uns nicht kümmert?

Bei solcher Lage der Dinge ist es eine Dankesschuld, die wir abtragen, wenn wir auch als Nichtphilologen und Nichtsemitisten, in den Spalten einer dem geistigen Leben der Gegenwart schlechthin dienenden Zeitschrift, dem Werke Anton Baumstarks unsere Aufmerksamkeit schenken, in welchem er, als vorläufige Ernte einer unsagbar fleißigen Lebensarbeit, die ‚Geschichte der syrischen Literatur' erzählt.* Unter welchen Mühen dieses Werk entstanden ist, berichtet die Vorrede. Im Sommer 1918 forderte, auf Vorschlag von Hans Lietzmann, der Bonner Verlag den damals noch an der Lenderschen Anstalt in Sasbach (Baden) wirkenden Gelehrten auf, die syrische Literaturgeschichte zu schreiben. Die Lehr- und Erziehungsarbeit an einem großen Privatgymnasium, ‚die Sorgen, die Nahrungsbeschränkungen und im Winter die durch Knappheit der Feuerungsmaterialien bedingten Schwierigkeiten eines mit ungenügenden Mitteln zu bestreitenden kinderreichen Haushaltes' ließen meist ‚nur die rücksichtslos der Ruhe entzogenen Stunden von 10—3 Uhr nachts' für die Ausarbeitung des gewaltigen Werkes übrig. Mit Ehrfurcht liest der Empfänger solch mühsam eingebrachter Ernte diese kulturgeschichtlich denkwürdigen Vorerinnerungen eines deutschen Gelehrten. In drei Jahren war das Werk vollendet und eine erste Gesamtdarstellung in deutscher Sprache geschaffen, von der dem Autor selber es nicht vermessen erscheint, zu hoffen, daß sie in späteren Neuauflagen sich ‚zu der Syrischen Literaturgeschichte schlechthin entwickeln könnte', wie uns Krumbacher die byzantinische Literaturgeschichte geschenkt hat.

In zwei Hauptabschnitten bewältigt Baumstark seine große Aufgabe. Er bespricht zuerst die Literatur der vorislamischen Zeit, dann diejenige der islamischen. Jene ältere Periode zeitigte drei Hauptgruppen von Schriften: Nach einer Vorzeit jüdischer und paganer, schließlich christlich-gnostischer Literatur entstand ein reiches großkirchliches Schrifttum, das im vierten Jahrhundert in Aphrem einen Theologen und Dichter von großem Format, und rings um ihn viel Wertvolles asketischer, lyrischer und erzählender Art aufweist. Durch die verhängnisvollen christologischen Streitigkeiten, die seit 431 einen nestorianischen und seit 451 einen monophysitischen Ast orientalischer Häresie von der Kirche abspalten, entsteht im Sassanidenreiche Ostsyriens ein vielgestaltiges, von Gelehrtenschulen am Fürstenhof, in Klöstern und an Bischofssitzen getragenes literarisches Leben nestorianischer Färbung, während auf westsyrischem Boden, im Anschluß an das kaiserliche Griechentum, vorwiegend monophysitische Schriften erwachsen. Die ganze Literatur dieser vor-islamischen Zeit ist Ausdruck des Geisteslebens eines einheitlichen religiösen Volkstums. Es ist zwar kirchlich gespalten, seitdem es von der katholischen Weltkirche sich dogmatisch getrennt hat, aber es ist doch einheitliches christliches Volkstum, was sich hier ausspricht. Mit der furchtbaren Katastrophe, die gegen Mitte des siebten Jahrhunderts das Sassanidenreich zertrümmert und den Islam zum weltlichen Beherrscher dieser alten christlichen Gebiete macht, ändert sich der Charakter der syrischen Literatur. Darum macht Baumstarks Literaturgeschichte hier den entscheidenden Einschnitt. Von jetzt an

---

* Geschichte der syrischen Literatur, mit Ausschluß der christlich-palästinensischen Texte, von Anton Baumstark, ordentl. Honararprofessor a. d. Universität Bonn. Bonn 1922 (A. Marcus und E. Webers Verlag) Lex.-Format, XVI u. 378 S. 18 Schweizer Frcs. broschiert; 23 Schw. Frcs. gebunden.

ist es nicht mehr das einheitliche Volkstum, was zu uns redet, sondern es sind die Theologen der einander ganz schroff entgegenstehenden Kirchen des nestorianischen Ostens und des monophysitischen oder jakobitischen Westens, die dem geschriebenen Wort seinen Wesenszug geben. Immer ausschließlicher wird das Mönchtum zum Träger der Literatur. — Die nestorianische Literatur des Ostens zeigt bis zur Jahrtausendwende ein reiches Leben, das neben syrischem Wesen einen starken Einschlag iranischen und zuweilen auch arabischen Blutes aufweist. Der Inhalt ist vorwiegend erbauliche Mönchsfrömmigkeit, theologische Gelehrsamkeit und etwas Profanwissenschaft. — Die jakobitische, im westsyrischen Gebiet weiter wachsende Literatur ist zur selben Zeit viel stärker griechisch-christlicher Art, von dem gleichzeitigen byzantinischen Schrifttum eigentlich nur durch das aramäische Sprachkleid verschieden. Weil so die Verwurzelung im Geist der syrischen Vorzeit sich lockert, so beginnt gegen Ende des ersten Jahrtausends hier in Westsyrien ein erstmaliges Absterben des syrischen Schrifttums und ein Überwuchern des an seine Stelle tretenden Gebrauches der arabischen Sprache. — Nach der Jahrtausendwende führen die geschilderten Verhältnisse dazu, daß in Westsyrien zunächst bewußt nach der abgerissenen Tradition gesucht werden muß, daß aber das neue literarische Leben unselbständig und gleichermaßen stark dem Einfluß arabischer und nestorianisch-ostsyrischer Geistesarbeit ausgesetzt erscheint. Diese Renaissance des westsyrischen Geistes hat ihre Parallele auch im ostsyrischen Nestorianismus, und mehr oder weniger deutlich auch im armenischen, georgischen und koptischen Kulturkreis. ‚Auf der ganzen Linie scheint der christliche Orient noch einmal seine Kräfte zusammenzufassen, bevor er unter der Henkerarbeit des Türken sein qualvolles Schicksal erfüllt.' Zwar schien der erste Ansturm der mongolischen Sieger, deren Waffen naturgemäß gegen die arabischen Zwingherren Vorderasiens gerichtet waren, den unterjochten Christen neue Geistesfreiheit zu bringen. Und so setzt in nestorianischer wie jakobitischer Kultur im 13. Jahrhundert eine eigentliche Hochblüte der literarischen Bewegung ein. Aber die schwere Enttäuschung, welche diese Hoffnungen begrub, grub auch der syrischen Literatur ihr Grab, in welchem während des 17. Jahrhunderts die letzten dünnen Wasseradern eines einstmals reichen Stromgebietes verschwinden.

Ein gewaltiges Völkerschicksal zieht so mit Baumstarks Buch am Auge des Lesers vorüber. Allerdings eine leichte Lektüre ist dieses unsäglich gelehrte Werk nicht. Es ist ein Inventar, ein Verzeichnis unzähliger Handschriften und Titel, Verfassernamen und Überlieferungsgeschichten, Übersetzungen und Editionen, wundervoll übersichtlich geordnet, mit raffiniert durchgearbeitetem Schema von Kürzungen auf knappste Form gebracht. Es wird in der Hand eines jeden sein müssen, der mit syrischer Literatur künftighin zu tun haben wird. Aber es fehlt ein zweiter Band. Neben diese überaus minutiöse Bearbeitung der äußeren Text- und Überlieferungsgeschichte der syrischen Literatur müßte eine Darstellung ihres Inhaltes treten. Baumstark hat als Liturgieforscher, als Schilderer der syrischen religiösen Dichtung, kurz in mancherlei Einzeldarstellungen dem Leser früher lockende Kostproben aus dem reichen Geistesleben der christlichen Syrer vorgesetzt. In diesem Buche findet sich davon nichts. Man lernt nicht einen Vers von Aphrem oder von Isaak von Ninive kennen, man wird immer nur gespannt und neugierig gemacht auf all die bunte Schönheit, gemütserregte Lyrik, bußernste Asketik, blühende Mystik und poesievolle Legendenerzählung, die hinter all den vielen Titeln steckt. Aber nirgends wird der Vorhang aufgezogen. Das ohnehin schon umfangreiche Werk ertrug offenbar irgendwelche Inhaltsdarstellung der verzeich-

neten und mit wenig Strichen immer vorzüglich gekennzeichneten Schriften nicht. Um so dringlicher verlangt der Leser nach einem zweiten Bande, in welchem durch das Gewirre der im ersten Band gegebenen Verzeichnisse hindurch nun endlich der Blick frei und ungehindert in die Schönheit dieses verschlossenen Wundergartens fallen kann. Ob eine gütige Vorsehung, die unter so schwerem Druck der äußeren Schicksale den Verfasser diese fürchterliche Arbeit hat leisten lassen, ihm nicht auch noch die Muße und Möglichkeit schaffen wird, die schönere Arbeit des Bandes über den Inhalt der syrischen Literatur ebenso erfolgreich zu leisten, und diesen Band, trotz aller Verlagsnot in Deutschland, dennoch schließlich zum Druck zu bringen? In dieser Hoffnung wird der religiöse Leser gerne des Verfassers Bitte um ‚das Dankesalmosen eines Vaterunsers‘ (S. XVI) nicht erst für die Zeit seines ‚Längst-in-Staub-verfallen‘-Seins erfüllen, sondern lieber jetzt schon es ihm spenden, damit Gott ihm die Kraft zu dieser neuen Arbeit schenke. Denn der zweite Band wird erst unseren Dank in Fülle verdienen.

Engelbert Krebs.

Musik

„Musik im Hause." Seinerzeit galt es auf katholischer Seite, manches nachzuholen. Jahre lang hatte man sich in Kreisen, aus denen der Volksverein hervorgewachsen war, vom Theater- und öffentlichen Musikleben beinahe ganz zurückgezogen, war der modernen Entwicklung der bildenden Künste, der erzählenden Literatur, der Lyrik schier ausgewichen — in begreiflicher, berechtigter Entrüstung über stärker und stärker heraustretende Verfallserscheinungen, die erheblich dazu beitrugen, Volksmoral und -gesundheit zu untergraben. Beiseitestehen aber heißt dem Weiterfressen von Schäden Vorschub leisten. So wurde, just noch zur rechten Frist, die einzig richtige Parole ausgegeben: mit Hand anlegen! Man begann gediegene Belletristik und gehaltreiche Bücher und Schriften belehrenden Inhalts in mustergültiger Ausstattung zu bescheidenen Preisen jedermann zugänglich zu machen — auch die fruchtbringende Arbeit des Borromäusvereins ist da hoch zu rühmen. Sodann gründete man den Theaterkulturverband, der mit vorzüglichen Absichten einsetzte und sich rasch eine führende Stellung errungen haben würde, hätte man mit den Verwaltungsgeschäften allenorts genügend sachkundige und über jeden Verdacht eigennütziger Streberei erhabene Persönlichkeiten betraut.

Seit kurzem wendet man sich auch der Musikpflege zu. Hier gelangte gleich der rechte Mann an die richtige Stelle: Kaplan Johannes Hatzfeld. Ein gütiger Seelsorger, berufener Erzieher und eine selten harmonische Künstlernatur in einem. Völlig aufgehend im Helfen, Nützen, im Dienen am Werke. Zielbewußt, sach- und menschenkundig, zu mitschöpferischem Tun ausgezeichnet befähigt. Sein wissenschaftlich sorgsam durchgearbeitetes, mit erlesenem Geschmack zusammengestelltes, der deutschen Jugend gewidmetes Liederbuch ‚Tandaradei‘ und seine wunderschöne, alte, liebe Weihnachtsgesänge mit einigen Instrumentalsätzen, die gleicher Sphäre entsprossen, verschwisternde Sammlung ‚Susani‘ gewannen ihm die Sympathien namhafter Fachvertrauter und die Dankbarkeit gar vieler idealistisch gestimmter Lehrer und Kunstfreunde. Nach seinem Plan und unter seiner Hauptredaktion, wie anzunehmen, begann nunmehr der Volksvereins-Verlag damit, eine Reihe von leichtverständlichen Kompositionen für ein- und mehrstimmigen Gesang mit und ohne Begleitung, für Klavier, für Violine herauszugeben — Originale und Bearbeitungen — mit dem Gesamttitel ‚Musik im Hause‘. Den Kern bilden deutsche Volksweisen; kürzere Eigenschöpfungen lebender, einheimischer Tonsetzer umschließen ihn. Schon erschien eine stattliche Folge schmuck eingekleide-

ter, großenteils mit hübschen Umschlagsbildern gezierter Hefte. Hervorgehoben seien die von Hatzfeld selbst beigesteuerten wertvollen Gaben, die Minnesängerlieder in der Fassung Otto Ursprungs, die entzückenden Krippenlieder von Joseph Haas und, als funkelnde Edelsteinchen, die von Gottfried Rüdinger fein gesetzten ‚Volkskinderlieder'.

Ein recht ruhiges Zeitmaß im Herausbringen der einzelnen Nummern ist zu wünschen. Just weil das Volkslied so lange betrüblich vernachlässigt wurde, empföhle es sich, des Schätzbaren nicht zu viel auf einmal zu veröffentlichen, vielmehr vorläufig nur das Allerbeste zum Sichauswirken bereit zu stellen. Auch mit bestbekömmlicher, bescheiden gewürzter Kost kann man sich übersättigen. Zumal da es gilt, zwischen dem Musikfühlen verschiedener Jahrhunderte, zwischen älterer, naiverer Auffassung und nicht abzuweisenden Gegenwartserkenntnissen behutsam zu vermitteln. Dürfen wir, beispielsweise, mit einem empfindlich schlecht deklamierten Volkslied, sei der poetische Grundgedanke noch so zart, die Weise noch so innig, an die Jugend von heute herantreten? Und ginge nicht wiederum, änderten wir die Melodieführung nur im geringsten, ein Wesentliches an Charakter und an Reiz verloren? Auch darin glaub' ich mich mit Hatzfeld eins zu wissen, daß im Rahmen der ‚Musik im Hause' von Werken zeitgenössischer Tonsetzer nur solche, die eine stärkere persönliche Note zeigen, zu bieten wären. Also kein tüchtiges, doch physiognomieloses Mittelgut, gleichviel ob es im deutschen Westen, Osten, Süden, entstand. Lieber, so ein intimes Musizieren in der Familie gefördert werden soll, auf Wertbeständiges älterer Herkunft zurückgreifen! Wie viel vergessener Haydn und Mozart wäre wieder zu entdecken! Und, sofern man mit reinlich Heiterem Lebensfreude wecken will, ließen sich alte köstliche Ländler und Walzer von Lanner, Gungl, von dem überaus begabten, früh verblichenen Joseph Strauß, insgleichen aus den ersten Schaffensperioden der beiden Johann Strauß neu beleben. Auch für das Leicht-Anmutige, -Fröhliche, als gedeihliche Volksnahrung zu Verwendende will es außergewöhnliche Begabung, wenn nicht einen Schuß Genialität.

Die mir zugesendeten Hefte der ‚Musik im Hause' habe ich mit Freude meiner ‚Münchner Öffentlichen Musikbücherei' eingereiht und ihren auswärtigen Schwesteranstalten warm empfohlen. Vielleicht werden über diese Institute auch hier einmal etliche Worte gesagt. Hatzfeld ist eifriger, bewährter Förderer der zu ihnen gehörenden, von Domvikar Cordes meisterlich aufgebauten und verwalteten Paderborner Anstalt.

Prof. Dr. Paul Marsop.

Neues vom Büchertisch

Religiöse Literatur

Schell sagt in der Einleitung zu seinem ‚Christus': ‚Das Problem Christi, die Frage: Was war, was wollte Jesus? ist seit den Tagen des Urchristentums erst wieder in unserer Gegenwart mit solchem Wahrheitsverlangen aufgetaucht und erlebt worden.' Eine Frage stellen, und wenn es auch eine Frage wäre, die so den persönlichsten Kern eines Menschen angeht, wie die des Evangeliums: Was dünkt euch um Christus? führt nicht allein gelehrte Wißbegierde dazu, die Geschichte dieser Frage aufzurollen. Wird doch die Fülle der Antworten, zumal wenn sie über die Jahrhunderte und Nationen hin zusammenklingen zu einem einmütigen Zeugnis, die persönliche Entscheidung klären. Eine Geschichte des Christusbildes, das die glaubende, denkende, dichtende, schaffende Menschheit im Ablauf von neunzehn Jahrhunderten in sich trug, ist darum gerade heute, wo die Historie durch die Philosophie aus ihrer unfruchtbaren Isolierung gelöst wird — und nur Philosophie und Historie im Bunde können die Vorarbeit für die vom Glauben zu erteilende Antwort auf-

die Christusfrage leisten —, eine Aufgabe welche die Zeit der christlichen Theologie stellt. Die Bedeutung, die einem solch umfassenden Werke zukommen muß, kann man vielleicht ermessen aus der Wirkung, die ein durch die moderne Bibelkritik in seinem Glauben bedrängter Christ durch ein Buch, das nur einen Ausschnitt des Gesamtproblems behandelt und zudem keinen Christusgläubigen zum Verfasser hat, durch Albert Schweitzers ‚Geschichte der Leben-Jesu-Forschung', erfahren konnte: Die Hypothesen der radikalen Kritik, die einzeln für sich betrachtet vielleicht noch bestechen konnten, hoben sich, in den historischen Zusammenhang gerückt, gegenseitig auf. Der Wunsch nun nach einer umfassenden Geschichte der Christusauffassung, wie sie sich in der Frömmigkeit und in den philosophisch-theologischen Kämpfen der Jahrhunderte spiegelt, hat sich wohl deswegen kaum je getraut, laut zu werden, weil er auf schier Übermenschliches geht, und weil die erdrückende Fülle ungelöster Teilprobleme bei der Forschung bislang den Willen zur Synthese gar nicht aufkommen ließ. Wenn jetzt der erste über 700 Seiten starke Band eines auf drei Bände berechneten ‚Leben-Jesu-Werkes' (Räber, Luzern) auftaucht, so muß es überraschen, daß nicht ein Junger die Kraft der Initiative, welche die Übernahme solcher Riesenlast voraussetzt, aufgebracht hat, so gewiß nur ein auf der Höhe des Lebens Stehender aus der Rückschau (wenn nicht gerade diese wiederum lähmt) solches Werk schaffen kann, sondern der verehrungswürdige Repräsentant der katholischen Schweiz, Albert Meyenberg, dessen 60. Geburtstag die katholische Welt vor zwei Jahren gefeiert hat, der an nimmermüder Schaffenskraft, die über die Studierstube hinaus weit ins zeitgenössische Leben reicht, manchen Jungen beschämt. Meyenberg, der heute vielleicht am reinsten die Tradition Hettingers vertritt, dem er in jungen Jahren in Würzburg nahegestanden hat, ist schon durch dieses Band mit dem katholischen Deutschland verknüpft, dem er als Redner mit dem volkstümlich-kraftvollen Einschlag eines demokratischen Volkes, das früh mit der Redefreiheit die Rede großzog, nicht unbekannt blieb. Wenn wir Deutsche während der Kriegsjahre nicht immer seine von reinsten Motiven bestimmte Stellungnahme im Konflikte der Völker verstanden haben, so war daran unsere kriegsmäßige Absperrung und unsere Not schuld, die immer dazu neigt, das Komplizierte vereinfacht zu sehen, und nur ein Für oder Gegen gelten lassen will. Hier auch nur auf die Stoff- und Problemfülle des vorliegenden Bandes im einzelnen einzugehen, ist unmöglich. Als Portal ist dem Gesamtwerke vorangestellt eine Untersuchung über die Tragweite der Leben-Jesu-Fragen, die durch Zeugnisse aus Vergangenheit und Gegenwart beleuchtet wird. Schon hier wird offenbar, um im Verlaufe der späteren Untersuchung immer deutlicher an den Tag zu treten, daß die Stellung zu Jesus von dem jeweiligen Gottesbegriff abhängig ist, daß die Leben-Jesu-Kritik des Altertums und die der Moderne oft überraschende Verwandtschaft zeigen, so wenn Drews sich bei seiner Leugnung der Geschichtlichkeit Jesu auf den die menschliche Natur Jesu verflüchtigenden Doketismus beruft oder wenn der Modernismus in seiner geistigen Haltung an die Gnosis gemahnt. Mit Doketismus und Gnosis setzt dann die eigentliche Darstellung ein; dem falschen Logos des Philon und seinen Ausstrahlungen wird der johanneische Logos und das Jesusbild der Urkirche gegenübergestellt, wie es durch die apostolischen Väter bezeugt ist. Auf die Kampftage der äußeren Front gegen Celsus und Porphyrius folgt nach dem konstantinischen Umschwung der innere Kampf mit dem Arianismus, dem Monophysitismus und dem Monotheletismus. Das Mittelalter, in das alle die streitumtobten Leben-Jesu-Fragen des Altertums einmünden, um zu friedevoller Vertiefung und Klärung zu gelangen, kommt ausführlich mit dem Aquinaten zu Wort, mit dem dieser erste Band seinen natürlichen Abschluß und Gipfel erreicht. Der zweite Band, der bereits im Manuskript abgeschlossen ist, wird von Luther und einem Rückblick auf den Nominalismus bis David Friedrich Strauß, der dritte die Untersuchung bis zur Neuzeit fortführen.

Was Meyenberg als Bekrönung seines Werkes und als Gnadengeschenk vorschwebt, das er für sein Alter von Gott erbittet, ein Leben Jesu, das schafft mit leichthin eilender Feder Ignaz Klug in seinem Christusbuch ‚Der Heiland der Welt' (F. Schöningh, 6,50 M.). Dieses Leben Jesu will kein exegetisches Werk sein, das aus den Quellen den Erdenwandel des Erlösers in seinem Ablauf rekonstruiert und in seiner geschichtlichen Verbürgtheit gegen die Kritik sicherstellt, es ist auch keine künstlerische Neufassung der evangelischen Berichte, die durch sich selbst wirkte, ohne daß der Autor dazwischen das Wort ergriffe. Klug leiteten vielmehr die Absichten des Apologeten und des Erbauungsschriftstellers. Als Motto hat er seinem Christusbuch ein Wort Kardinal Newmans vorangestellt: ‚Ist es nicht unleugbar, daß das wirkliche Leben persönlicher Religion bei uns Katho-

liken in einer inneren Kenntnis der Evangelien liegt? Es ist Charakter und Gehaben unseres Herrn, Seine Worte, Seine Taten, Seine Leiden, Seine Werke, die wirklich Nahrung unserer Andacht sind und Richtung unserem Leben.‘ Es ist die edle Absicht Klugs, für seinen Teil zu helfen, diese Worte immer mehr wahr zu machen, die ‚innere Kenntnis der Evangelien‘ zu fördern. Klug will den Menschen von heute dazu anleiten, sein Christusbild, das ihm zu leicht verblaßt, bald konventionell erstarrt, bald subjektivistisch verzerrt wird, an dem Urbild der Evangelien zu orientieren und zu beleben. Nicht Ersatz soll für die Evangelien geboten werden, dies Werk ist vielmehr ein eindringliches ‚Nimm und lies!‘, das jenem kleinen Buch ‚Das neue Testament‘ gilt. In der ‚Einfühlung‘ bahnt der Autor den ‚Weg zu Ihm‘, räumt er die ‚Steine des Anstoßes‘ weg, die sich dem Verständnisse der Persönlichkeit Jesu entgegenstellen mögen. Aber auch wenn man diese apologetische Vorhalle, in der über die Mysterien der Menschwerdung und der Zweinaturenlehre disputiert wird, durchschritten hat, behält der Apologet auch die Führung durch die folgenden Abschnitte; ihre Titel seien genannt, weil sie den Stil des Buches kennzeichnen: Die Zeit der Stille, Vorspiel, Epos und Drama, Die heilige Tragödie, Der Sieger. Die Gottheit des Herrn, die wie ein stilles, unaufdringliches und doch stetes Leuchten aus den Worten des Evangeliums bricht, um dann und wann auf Augenblicke sieghaft aufzublitzen, wird hier mit Gründen dargetan, die Identität des historischen Christus mit dem Christus des katholischen Dogmas erwiesen. Die apologetische Tendenz hat dabei nicht nur die Katholiken im Auge, die gegen die Angriffe der radikalen Bibelkritik gesichert werden sollen, sondern auch die Außenstehenden, denen Christus als der Gottmensch, dessen Person und Vermächtnis durch die Jahrhunderte die Kirche bewahrt hat, als der Weg, der zur Kirche führt, gezeigt wird. ‚Das katholische Heilandsbild‘ hat der holländische Jesuit J. van Ginneken auf knappem Raum gezeichnet in dem gehaltvollen Schriftchen ‚Der ganze Christus‘ (Verlag der Germania). Der Christusauffassung des Protestanten, der auf Grund der freien Schriftforschung sich einzelne Züge des Jesusbildes aussucht und sich in sie liebend versenkt, dabei aber Gefahr läuft, nur ein Bruchstück des ganzen Christus zu umfassen, hält er den Herrn entgegen, den die Kirche dem Katholiken in seiner reichste Gegensätze umspannenden Totalität und Objektivität vor die Seele stellt. Wie das Evangelium und die Christusgestalt Katholiken und Protestanten verbindet, freilich auch wie dieser gemeinsame Besitz wiederum bedroht ist durch den Mangel eines Lehramtes auf seiten der Protestanten, kommt in der ebenso entschiedenen wie warmherzigen Schrift von Engelbert Krebs: ‚Die Protestanten und wir. Einigendes und Trennendes‘ zum klaren Ausdruck (Theatiner-Verlag, brosch. 2 M., kart. 2,50 M.). Diesem vierten Bändchen der vom katholischen Akademikerverband herausgegebenen Reihe ‚Der katholische Gedanke‘ folgen als fünftes Peter Lipperts Vorträge ‚Das Wesen des katholischen Menschen‘ (Theatiner-Verlag, br. 1,20 M., kart. 1,60 M.). Lippert liegt es ferne, den ‚katholischen Menschen‘ schlagwortmäßig auszubieten etwa in Konkurrenz mit dem ‚gotischen‘, dem ‚ökumenischen‘, dem ‚deutschen‘ Menschen; er weiß sehr wohl, ‚es könnte sein, daß mehrere Menschen vollkommene Katholiken sind und trotzdem noch sehr voneinander verschiedene Arten, Individuen, Individualitäten darstellen‘. Wie er nun des Katholiken Glück, dieses gottbehütete Ruhen in einer sicheren Wirklichkeit, seine Tragik, aber doch zur Aufhebung und Erlösung bestimmte Tragik, nämlich den schmerzlich empfundenen Abstand zwischen Sein und Sollen, Gesetz und Freiheit, Enthusiasmus und Regel, und seine Versuchung, die Überspannung des Objektiven, schildert, darin verrät er wieder den meisterhaften Psychologen, und wer Lippert einmal, am liebsten von der Kanzel, hat sprechen hören, der erlebt es auch beim Lesen dieser Vorträge, die 1922 den Höhepunkt der Heidelberger Tagung des Akademikerverbandes bildeten, wie in diesen Sätzen auf einmal die Stimme tönend wird, hölzern und doch so ganz voll geheimen Blühens wie ein winterlicher Zweig, erlebt es, wie die Gedanken, nun nicht mehr erstarrte Masse und siebenfach gesiebter Niederschlag, ins Strömen geraten, sich weiten und wachsen und den Geist des Lesers in ihren Fluß hineinziehen und teilnehmen lassen an ihrem Wachstum. So ist es auch mit seinem ‚Credo‘, von dem gerade das sechste Bändchen ‚Die Sakramente Christi‘ erschienen ist (Herder, 2,40 M.). Dieses Credo ist keine Dogmatik, die das Dogma in seiner ganzen überpersönlichen objektiven Wucht und Schärfe hinstellt, hier ist vielmehr das Dogma eingegangen in eine individuelle Menschenseele, aber diese Bewegung einer Seele zum Dogma zieht auch andere Seelen mit sanfter Gewalt mit sich fort, daß auch sie ihr Credo beten. Kurze Anmutungen voll Innigkeit hat auch Peter

Lippert zum ‚Heiligen Rosenkranz' geschrieben, einer Folge von farbigen Bildchen nach Fra Angelico (Theatiner-Verlag, 1,25 M.).

Eine Gesundung unserer Andachtsliteratur setzt ein. So war es ein überaus glücklicher Gedanke von dem Herausgeber der ‚Altchristlichen Gebete' (Matthias Grünewald-Verlag 3,15 M.), der in Bescheidenheit Person und Namen hinter seiner trefflichen Arbeit verschwinden läßt, das kostbare Andachtsgut, das in der Liturgie der Urzeit steckt, auszuschmelzen sowie unser Gebetsleben durch die Herzenserhebungen eines Polykarp, Cyprian, Augustin zu befruchten. Daneben hat uns auch die barocke Frömmigkeit eines Friedrich von Spee etwas zu sagen, weil sie eine ursprüngliche Sprache redet und nicht in Klischees. Aus seinem ‚Güldenen Tugendbuch' hat Heinrich Mohr ein Kapitel ausgelöst und im Matthias-Grünewald-Verlag neu herausgegeben: ‚Der Treuring' (1,20 M.). Gehört zum Verständnis dieses Büchleins immerhin ein gewisses Maß kulturgeschichtlicher Einfühlung, so strahlen die lateinischen Hymnen der Kirche, ein Veni Creator, ein Ave maris stella, ein Pange lingua einen schier überzeitlichen Glanz aus. Hans Rosenberg hat in der Sammlung ‚Ecclesia orans' ‚Die Hymnen des Breviers in Urform und neuen deutschen Nachdichtungen' (1. Abt. geb. 3 M., Herder) herausgegeben. Rosenbergs Übersetzung der Hymnen, die den lateinischen Originalen gegenübergestellt ist, sticht durch ihr Bemühen, den Worten der Urform nicht nur ihren Bedeutungsinhalt, sondern auch ihren Stimmungsgehalt abzuringen und von da aus sie in deutschen Lauten schöpferisch neu hervorzubringen, wohltuend ab von den meist verwaschenen, mit Reimen schlecht vergoldeten früheren Übersetzungsversuchen. Freilich während der lateinische Hymnendichter, hierin Goethe vergleichbar, mit den schlichtesten, gangbarsten Worten ursprüngliche Wirkungen erzielt, greift Rosenberg, um abgegriffene Formen zu meiden, zu befremdenden Bildungen, so wenn er den Pfingsthymnus des Rhabanus Maurus verdeutscht: Komm erdenieder Schöpfergeist, Ins Herz der Deinen gaste ein, Erfüll mit übererdner Gunst Die Herzen, die Du bildetest. Auch ein Übermaß von Wortfügungen, die von den Hymnikern, obwohl sie dem Spätlatein sehr liegen, im allgemeinen gemieden werden, stört, wie eine sonst dichterisch empfundene Strophe lehren mag: Die schwarze Nacht ummantelt schon Die bunten Dinge dieser Welt: Wir Schuldbejaher suchen Dich, Gerechten Herzenskündiger. Im zehnten Bändchen der ‚Ecclesia orans' gibt Anton Baumstark, der rastlose Erforscher des christlichen Orients, eine deutsche Zierde der neu gegründeten Nijmegener Universität, einen Einblick in ‚Das geschichtliche Werden der Liturgie' (Herder, 2 M.). Diese Kapitel, so gedrungen und inhaltsschwer, so verantwortungsbewußt im Behaupten, aus der Einzelforschung die großen Linien klar herausarbeitend, konnte nur der vertraute Kenner schreiben. Krauses, liebliches Geranke, das den Bau der Liturgie umspielt, sind die das Kirchenjahr begleitenden Volksbräuche. Alphons M. Rathgeber hat solche in dankenswerter Weise gesammelt in seinem Buch ‚Im Schatten des Dorfkirchleins. Ein Gang durchs Dorfkirchenjahr' (Kösel & Pustet, 4,50 M.). Volkstümliche besinnliche Gespräche über das Leben mit Christus in der Kirche hat Emil Dimmler unter dem Titel ‚Das Land der blauen Blume' veröffentlicht (Kösel & Pustet, 3,50 M.).

Philosophie

Es ist eine merkwürdige, noch nicht genügend untersuchte Tatsache, daß in der Phänomenologie zum erstenmal auch Frauen mit wirklich beachtlichen philosophischen Leistungen hervortreten. Zwar Gerda Walthers Schrift ‚Zur Phänomenologie der Mystik' (Halle, Niemeyer, M. 4.—, geb. M. 5.—) enttäuscht. Sie hält nicht, was die Einleitung und einige fruchtbare Grundkonzeptionen (wie die alte Dreiteilung des Menschenwesens in Leib, Seele und Geist) versprechen. Sie enthält mehr Konstruiertes als Geschautes, und soweit ihr Gehalt doch auf wirkliche Anschauung zurückgeht, gelang es der Verfasserin nicht, ihn auch anschaulich und überzeugend darzustellen. Diese Erlebnisferne ist dadurch bedingt, daß die Verfasserin von der konkreten Fülle des religiösen Lebens willkürlich abstrahiert und die Mystik für ‚das' religiöse Erlebnis schlechthin nimmt, für den einzigen Weg zu wahrhafter Gotteserkenntnis (‚leibhafter' drückt sie sich aus), und zugleich von ‚der' Mystik im allgemeinen spricht, ohne Rücksicht auf ihre mannigfaltigen Formen, und so die heilige Theresia, Meister Eckhart, Rilke und Stefan George ganz unbekümmert nebeneinanderstehen läßt. Vom modischen Pantheismus hält sie sich trotzdem fern; aber während sie zwischen Natur und Gnade (besonders auf dem Gebiet der Gotteserkenntnis) und zwischen mystischer und gewöhnlicher Religiosität nicht klar genug scheidet, droht ihr die Mystik andererseits

gelegentlich in Mystizismus hinüberzugleiten. Zuweilen verwechselt sie beinahe den Geist als solchen mit irgendwelchen spiritistischen ‚Geistererscheinungen' und gefällt sich in okkultistischen Ausdrücken, deren phänomenologischer Sinn ungeklärt bleibt. — Hedwig Conrad-Martius dagegen ist nach Husserl, Scheler und dem im Kriege gefallenen Reinach (neuerdings auch nach Plessner) unbestritten einer der bedeutendsten Köpfe der phänomenologischen Schule. Ihr originales Denken läßt sich keiner der verschiedenen Richtungen dieser Schule einordnen. Ihre Abhandlung über ‚Realontologie' ist der einzige Beitrag des neuen, VI. Bandes des ‚Jahrbuches für Philosophie und phänomenologische Forschung' (Halle, Niemeyer, M. 20.—), welcher die Tradition der ersten Jahrgänge fortsetzt, in denen wirklich selbständige und schöpferische Geister zu Wort kamen. Die übrigen Beiträge Gerda Walther, ‚Zur Ontologie der sozialen Gemeinschaften'; Fritz London, ‚Über die Bedingungen der Möglichkeit einer deduktiven Theorie'; Oskar Becker, ‚Beiträge zur phänomenologischen Begründung der Geometrie und ihrer physikalischen Anwendungen'; Hans Lipps, ‚Die Paradoxien der Mengenlehre' — eine Fortsetzung der tiefen und bedeutenden Auseinandersetzung mit Bergson von Roman Ingarden, die im V. Band zu erscheinen begann, erwartet man leider vergeblich —) erheben sich kaum über das Niveau achtbarer Schülerarbeiten. — Noch entschiedener als Hedwig Conrad-Martius geht Edith Landmann in ihrem Werk ‚Die Transzendenz des Erkennens' (G. Bondi, Berlin) auf eine phänomenologische Begründung des Realismus aus. Anschaulichkeit und Schlagkraft eignen ihrem Denken in hohem Maße. Ihr Buch enthält die schlagendste, mit geradezu amüsanter und temperamentvoller Dialektik geschriebene Widerlegung des Husserlschen erkenntnistheoretischen Idealismus und widerlegt somit auch die oft gehörte Behauptung, man könne von der Phänomenologie aus nicht zum Realismus gelangen. Sehr wohl kann und muß man das, wenn man nur, wie Edith Landmann, von der Grundgegebenheit des Bewußtseins ausgeht, daß das Bewußtsein seinem Wesen nach stets Bewußtsein von etwas ist, daß es wesensmäßig stets über sich selbst hinausgeht auf ein Transzendentes, Reales. Form wie Gehalt dieses Buches dokumentieren in jeder Zeile eine erfrischende und förderliche Rückkehr der Philosophie zum Konkreten, ja, die Konkretisierung wird in unberechtigter Weise überspannt zu der These, daß jede Substanz auch räumliche und zeitliche Bestimmtheit habe. Diese Behauptung ist aber beileibe nicht materialistisch zu deuten. Ideen und Begriffe sind für die Verfasserin keine bloßen Fiktionen, sondern sehr reale, wenn auch unselbständige, ‚Teilgegenstände' des wahrhaft Seienden. Das Denkbare und Begreifbare rechnet sie auch zur Realität, diese löst sich ihr also nicht in einen irrationalen, unfaßbaren heraklitischen Fluß auf, wie das neuerdings wieder Richard Müller-Freienfels in seiner ‚Philosophie der Individualität' (2. Aufl., F. Meiner, Leipzig, M. 7.—, geb. M. 10.—) lehrt. Bergsons Feindschaft gegen die rationale Logik hat der Verfasser übernommen, ohne doch, wie Bergson, das Denken durch sublime Intuitionen zu ersetzen; Bergsons Lehre von der ‚Schöpferischen Entwicklung' hat sich ihm zum biologistischen Pragmatismus verflacht — kurz, ein von Bergson ausgegangener Impuls versandet hier im seichten Bett der Vaihingerschen Als-ob-Philosophie und des Spenglerschen Relativismus. Für grundlegende Behauptungen, wie die, daß die Seele bloß eine Fiktion sei, ist nicht der leiseste Nachweis versucht. So verdienstlich es auch ist, das Problem der Individualität als Ganzes philosophisch aufgerollt zu haben, die ‚Lösung' ist nicht überzeugend, daß die ganze Frage nach dem Prinzip der Individuation falsch gestellt sei; das Individuum sei das Ursprüngliche, und wie sich aus ihm das Allgemeine habe entwickeln können, müsse man fragen — zumal des Verfassers eigene Ausführungen ja doch wieder auf ein überindividuelles ‚Leben' als metaphysischen Urgrund hinauslaufen. Noch weniger als diese immerhin mit viel Geist vorgetragene und durch eine reiche, wenn auch allzuleicht an der Außenfläche haften bleibende, psychologische Beobachtungsgabe gestützte Lehre wünschten wir, daß eine andere ‚Philosophie des ewigen Werdens', des ‚Lebens', kulturgläubig, offenbarungsfeindlich, wirklich die Philosophie der Zukunft werde — Wilhelm Sauers ‚Philosophie der Zukunft' (F. Enke, Stuttgart). Hier gilt einzig das Wort aus Hamlet: ‚What do you read?' — ‚Words, words, words.'

Wie gerne kehrt man von solcher ‚Zukunftsphilosophie' zu den großen Denkern der Vergangenheit zurück! Die ‚Philosophische Bibliothek' (F. Meiner, Leipzig) setzt ihre gediegenen Ausgaben der philosophischen Klassiker fort. Die neubegonnene Augustinausgabe wurde schon erwähnt. Von der Hegelausgabe Georg Lassons liegt uns die ‚Wissenschaft der Logik' in zwei Bänden vor (geh. je M. 12.—, geb. je M. 14.—, Geschbd. je

M. 16.—), von der Fichteausgabe von Fritz Medicus die ‚Darstellung der Wissenschaftslehre aus dem Jahre 1801‘ (geh. M. 4.—) und ‚Die Wissenschaftslehre. Vorgetragen im Jahre 1804.‘ (Geh. M. 6.—.) Fichtes ‚Philosophie der Maurerei‘ (geh. M. 3.—, geb. M. 4.50) hat Wilhelm Flintner herausgegeben. — Eine dankenswerte umfassende Sammlung der verstreuten und schwer zugänglichen Fragmente der antiken Philosophie hat uns Wilhelm Nestle geschenkt, indem er seine schon 1908 erschienenen ‚Vorsokratiker‘ durch ‚Die Sokratiker‘ (Diederichs, Jena, M. 6.—, geb. M. 9.—) in einem und ‚Die Nachsokratiker‘ in zwei Bänden (ebenda; M. 12.—, geb. M. 17.—) ergänzte. Sie macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch und will bloß eine Auswahl des Wichtigsten geben. Um die Bände nicht zu stark anschwellen zu lassen, hat der Herausgeber darauf verzichtet, auch die großen, selbständigen Denker wie Platon und Aristoteles mit aufzunehmen. Da mit einer knappen Auswahl aus diesen dem Leser doch nicht viel gedient wäre und sie in andern Übersetzungen leicht zugänglich sind, hat diese Beschränkung wohl die Brauchbarkeit des Werkes erhöht. Zugleich bedingt sie es aber auch, daß der ältere Band, der das ideenreiche Keimen des griechischen Denkens umspannt, noch immer der wertvollste und gewichtigste der ganzen Sammlung bleibt. Für den einen Heraklit etwa gibt man gern die beiden Bände ‚Nachsokratiker‘ in Tausch — mit Ausnahme höchstens des 25 Seiten umfassenden Auszuges aus Plotin. Doch auch dieser, der einzige der Großen, den die Sammlung aufnahm, kann durch ihre Anordnung, die ihn künstlich in einzelne kurze Fragmente zerreißt, nicht recht zur Geltung kommen.

Schöne Literatur und ihre Geschichte

Als wir vor kurzem hier (Juli 1923, Seite 436 ff.) das Selbstbildnis Hermann Bahr's (Fischer, Berlin 1923) besprachen, da kam der Schriftsteller über dem Interesse an dem Menschen zu kurz. Das Persönliche, das Menschliche in dem einzigartigen Buche schien so neu und wirkte so fesselnd, daß man sich für das Werk keine Zeit ließ, ja daß man es über dem Menschen schier vergessen mochte. Gleich die ersten Sätze im ‚Selbstbildnis‘ hätten davor bewahren können. Hermann Bahr will es nicht gelten lassen und nennt es ein Vorurteil, er sei von Person mehr wert als seine sämtlichen Werke, und mit Horazischem Selbstgefühl schreibt er den Satz nieder: ‚Daß man diese unterschätzt, wird der Tod, der alles ordnende, schon berichtigen.‘

Nun ist ja das ‚Selbstbildnis‘ selber eine schriftstellerische Leistung von nicht gewöhnlichem Format und seine Ankündigung als ‚eine der klügsten und anmutigsten Lebensbeschreibungen‘ gewiß keine übertreibende Reklame, aber hat man es auf sich wirken lassen, so regt sich bei allem Vergnügen, das man dabei empfand, doch auch wieder ein Ungenügen, so wie man oft nach dem Genuß einer pikanten Speise erst recht nach der eigentlichen Mahlzeit verlangt. Man möchte eben von dem, was der Franzose das hors d'oeuvre nennt, zum oeuvre selber kommen, zum Werk, und man hat wirklich ein bißchen den Eindruck, daß dieser Hermann Bahr, wie er an eben der Stelle sagt, mehr hervorgebracht, mehr aus sich herausgeholt habe, als eigentlich in ihm enthalten war. Das klingt recht paradox und hat doch, versteht man es richtig, nämlich, so wie Bahr selber es meint, einen echten Wahrheitskern. Darüber aber spricht er sich in einem Buch, das er ‚Sendung des Künstlers‘ (Insel-Verlag 1923) nennt, sehr klar und bestimmt aus. Beide Bücher sind im gleichen Jahre erschienen und sollten zusammen gelesen werden. So disparat die in ‚Sendung des Künstlers‘ vereinigten Aufsätze auf den ersten Blick auch scheinen, es geht ein verbindender Grundgedanke durch alle, und es ist ein wirklicher Genuß, zu sehen, wie er, in der mannigfachsten und dabei doch ungezwungensten Weise variiert, fast in jedem der Beiträge einmal auftaucht. Es ist der Gedanke, der gleich in dem ersten Aufsatz ‚An die Pisonen‘ in der geistreichsten und anmutigsten Form als eine an Horaz angeknüpfte und ihm in den Mund gelegte Abrechnung mit der geistigen Unfruchtbarkeit unserer heutigen Dichter, die tiefere Ursache dieser Not darin erblickt, daß unsere Dichter das Kunstwerk nicht mehr verstehen als die Antwort aus der Zeit auf den Anruf der Ewigkeit. Eine den alten Griechen noch ganz geläufige Vorstellung ist heute ernüchtert und ihres Sinnes bis zu dem Maße beraubt, daß wir nicht einmal mehr der ursprünglichen Deutung des Wortes Einfall uns bewußt sind als einer Eingebung, der gegenüber Empfangsbereitschaft in gläubiger Haltung zur Sendung des Künstlers gehört. Das ist ja das Wesen dieser Sendung, Orakel, Seher und Verkünder in einer Person zu sein, mit andern Worten sich für Einfall, Auffang und Deutung zugleich bereit zu wissen. Nur bei solcher Auffassung ist es nicht sinnlos

zu sagen, daß man eigentlich mehr hervorgebracht habe, als man in sich habe, denn sie sieht in dem Dichter eine Empfangstation von Einsichten, Erkenntnissen und Wahrheiten, die eingegeben, nicht durch ihn erzeugt wurden. In einem der inhaltsreichsten Aufsätze des Buches, dem über Feuchtersleben, wird diese Anschauung mit hübschen philologischen Exkursen entwickelt und dargetan, wie die geistige Kulturlast, von der sich freizumachen immer wenigeren gelingt, die Ursache unserer im höheren Sinne unproduktiven Kunst und Dichtung ist. Hat man das Buch gelesen, so ist man bei mannigfacher Belehrung, die man erfahren, doch genötigt, festzustellen, daß die geistige Fracht zwar nicht groß, die Kunst aber, mit der sie bald auf dieses, bald auf jenes Gedankenschiff geladen wird, ganz erstaunlich ist. Dem Verfasser ist das schriftstellerische Geheimnis, das letzten Endes auch ein künstlerisches ist, mit kleinen Mitteln große Wirkungen hervorzubringen, wie wenigen vertraut, und wenn wir uns über die aufgewendete Mühe durch die Leichtigkeit und Gefälligkeit der Form nicht täuschen lassen, so werden wir bekennen müssen, in Hermann Bahr den letzten großen Vertreter einer Schriftstellergeneration zu haben, mit der die Grazie, die spielerische Leichtigkeit und bei nicht ermangelnder Tiefe die über alles ausgegossene Klarheit in Gedanke und Form auszusterben scheint. Will man sich das greifbar vor Augen führen, so braucht man bloß zu einem Buch von Ernst Lissauer zu greifen, das den Titel führt ‚Von der Sendung des Dichters‘ (Diederichs, Jena 1922) und das sich daher wie von selbst zum Vergleich anbietet. Obwohl darin von der schöpferischen Macht der Sprache die Rede ist und Dichtern sowohl als auch Schreibenden gelehrter Berufe das Gewissen im Gebrauch dieser Macht geschärft werden soll, bekommen wir diese Macht in der Schreibweise des Verfassers selber nicht zu fühlen. Er gebraucht Worte wie Beruf, Gnade, Wunder, Sendung, Inspiration ohne Ausblick auf und ohne Empfindung für die letzten geheimnisvollen und eigentlich religiösen Urgegebenheiten darin, er versucht gar nicht den alten Glanz und Schimmer darin freizulegen und so auf den Grund zu stoßen, aus dem allein heraus alle Spracherneuerung lebendig werden kann. So aber allein könnte sich Verantwortungsgefühl der Sprache und damit dem Geiste gegenüber bekunden. Während Bahr auch aus Einzelaufsätzen noch immer ein Buch zu machen versteht in dem Sinne des ‚faire un livre‘ der Franzosen, hat Lissauer hier nur eine Anzahl von Artikel für Zeitschriften und Zeitungen zusammengefaßt unter einem Titel, der sie nur zu einem geringen Teile deckt.

Diese beiden Bücher, fast zu gleicher Zeit mit dem fast gleichen Titel erschienen, sind kein Zufall. Beruf, Schicksal und Tragik des Künstlertums ist ein immer wiederkehrendes Thema in Dichtungen und Abhandlungen unserer Tage. Keiner hat es mehr in den Mittelpunkt seines Denkens und dichterischen Schaffens gestellt als Thomas Mann. So kann auch eine ‚Studie‘ von Carl Helbing über ihn den Titel führen ‚Die Gestalt des Künstlers in der neueren Dichtung‘ (Verlag Seldwyla, Bern). Man empfindet diesen Titel ja wohl, hat man die Studie gelesen, zu groß und allgemein für das Buch, denn nächstdem, daß Thomas Manns Verhältnis zum Naturalismus untersucht wird, ist es eigentlich nur noch das Kapitel über die Beziehungen zu dem Kreis um Stefan George, das für das größere Thema einigermaßen fruchtbar wird. Ein weiteres behandelt die Frage des ‚Zivilisationsliteraten‘ und ein letztes das Verhältnis Manns zu Schopenhauer, Wagner und Nietzsche. Und dennoch ist es sehr bezeichnend, daß der Titel gewählt werden konnte. Die Tragik der eigenen Gestalt ist wirklich — so scheint es — für die modernen Dichter noch das einzige ihnen ganz vertraute Thema. Aber nicht nur in der Narzissushaltung, sondern bitter grübelnd und moralisch beschwert mit Verantwortungsskrupeln, bei denen unklar bleibt, wem sie gelten, so steht dieser Künstlertypus da — ‚ein Ende‘, wie Helbing sagt. ‚Nichts von Zukunft verheißen sie. Ihr Schicksal erfüllt sich mit ihrer Zeit und wird Vergangenheit, wenn ihre Zeit aufgehört hat, Gegenwart zu sein.‘ Und er schließt seine Studie mit dem Satz: ‚So mögen einstmals die Dichter Thomas Manns die helfenden Geister sein für den Geschichtschreiber der Niedergangsliteratur, die Deuter der Dekadenz und ihre Verklärer.‘ — Dieser soziologischen Herausstellung des Künstlers entspricht es durchaus, daß man auch ein eigenartiges biologisches Problem mit ihm verknüpft sieht. Die ungewöhnlichen Kräfte nicht minder wie die seltsamen passiven Fähigkeiten sind Lebenserscheinungen, denen man auch von der naturwissenschaftlichen Seite beizukommen sucht. Ein sich noch etwas dilettantisch ausnehmender Versuch wird von Otto Hamann in dem Buch ‚Biologie deutscher Dichter und Denker‘ (Amalthea-Verlag, Zürich) gemacht. Die Schrift will ‚die Zusammenhänge geistigen Schaffens mit dem körperlichen Substrat‘ darstellen. Der

Verfasser huldigt einem idealistischen Monismus, der seinen zugespitztesten Ausdruck in dem Satz findet, daß ‚Geist ist nur gleichsam die höchste Form der Nervenkraft‘ sei. Sein Buch setzt sich aus zwei Teilen zusammen, dessen erster, kürzerer, Grundfragen behandelt, bei denen die okkulten Phänomene eine wesenhafte Rolle spielen. Die künstlerische Produktion hat auch einen biologischen Zweck, nämlich die Ableitung mächtiger gestauter Affekte. Der Dichter steht hart an der Grenze der Neurose, die er aber noch durch künstlerische Produktion überwindet. Seine Neurosen sind soziale Neurosen, sie äußern sich nur im Verhältnis zur Gesellschaft und Welt; für sich allein ist der Neurotiker gesund, er ist nur für die anderen und durch die anderen krank. Derart sind die Gedanken, in die der erste Teil ausmündet und die auf den zweiten gespannt machen. Aber da beginnt die Enttäuschung. Die kurzen Lebensskizzen und Pathographien deutscher Dichter und Denker lassen nur ab und zu einmal ein Streiflicht auf das Biologische fallen. Was an pathologischen Erscheinungen vorgebracht wird, ist meist bekannt. So sieht man nicht recht ein, was diese übrigens recht lückenhafte und nicht immer einleuchtende Beispielsammlung besagen soll. In einem nur wenige Seiten umfassenden dritten Teil werden noch einige Gedanken über die Stellung der Religion im modernen Geistesleben und über die Magie des Todes nachgetragen, die eine, wo nicht katholische, so doch sehr hohe Schätzung der Aufgaben von Religion und Kirche zur Schau tragen. Ein Schulbeispiel nicht nur für das Hereinspielen okkulter Kräfte in die Produktion, sondern noch mehr der Fruktifizierung okkulter Phänomene für die dichterische Darstellung selber ist der amerikanische Erzähler Poe. Ihm hat denn auch Dr. Heinz Caspari eine literarhistorische Studie gewidmet unter dem Titel ‚Edgar Allan Poes Verhältnis zum Okkultismus‘ (Wolf Albrecht Adam Verlag, Hannover 1923). Der Verfasser lehnt es als ‚unzart und indiskret‘ ab, eine Pathographie in dem Sinne zu geben, daß er Poes Schaffen aus seinen biologischen Zuständen mit Aufdeckung des Krankhaften bei ihm erklären wolle. Er will nur die dem okkulten Gebiet angehörenden Tatsachen und Erscheinungen in seinem Werk daraufhin untersuchen, inwieweit Poe das, was er schrieb, selbst für möglich hielt, wie weit es ihn bloß dichterisch reizte, ohne daß er selber an die dargestellten Dinge geglaubt habe. Der größte und wertvollste Teil in Poes Schaffen, so stellt er fest, ist auf okkulte Motive aufgebaut, ‚ohne diese okkultistischen Werke wäre Poe nicht viel mehr als der Autor einiger scharfsinniger Detektivnovellen und bizarrer Humoresken und Grotesken, ein begabter, aber nicht epochemachender Poet, ein mittelmäßiger Essayist und ein oft unzulänglicher, weil nur halbgebildeter Kritiker‘. In diesem Urteil stimmt etwas nicht. ‚In die einsamen Höhen des Genies‘ steigt kein Dichter dank der Wahl einer bestimmten Stoffwelt. Wohl vermag er bei einem Stoff mehr als bei einem anderen seine höchsten Kräfte zu entfalten, aber gerade diesen Beweis führt das Buch nicht in bezug auf die okkultistischen Erzählungen Poes. Unter dem Interesse an der Untersuchung, was Poe selbst an den dargestellten Zuständen erlebt hat und für glaubwürdig hielt, ist der Nachweis, warum die ‚okkulten Dichtungen‘ höher stehen als die, welche nur Vorformen oder Elemente des Okkulten enthalten (wie z. B. die Dichtung The Raven), nicht geführt. Trotzdem wird man der gewissenhaften und umsichtigen Arbeit die Anerkennung nicht versagen, daß sie unsere Einsicht in das dichterische Werk Poes vertieft und vieles klarstellt, was in der früheren Literatur über ihn noch zu recht unzulänglicher Erfassung seines Eigenwertes führte. Daß sich auch in dem großen Realisten Honoré de Balzac okkultistische Elemente vorfinden, ist seinen Kritikern schon zeitig aufgefallen, aber sie haben sie als störend empfunden und sie ihm gleichsam als eine Inkonsequenz aufgemutzt. Und doch gehören sie tiefer zum Wesen Balzacs, als diese Kritiker ahnten, ja aus ihnen erst wird Balzacs Wesen und Kunst wie aus ihrem Kern verständlich. Diese Erkenntnis springt uns aus einem Buche entgegen, das in der überreichen Literatur über den großen französischen Romancier einzig dastehen dürfte: ‚Balzac‘ von Ernst Robert Curtius (Cohen, Bonn 1923). Dort heißt es: ‚Die ‚Menschliche Komödie‘ ist voll von Geheimnisträgern aller Formen und Wertstufen‘, und an anderer Stelle: ‚Das Wissen vom All-Einen, vom ἓν καὶ πᾶν speist seine Kunst . . . Dieser sogenannte Realist ist ein Magier, wie ihn denn auch moderne Magier wie Papus neben Goethe und Poe als Adepten beansprucht haben.‘ Die drei ersten Kapitel in dem stattlichen Band von 543 Seiten sind diesem Thema gewidmet; es ist der fünfte Teil des Ganzen; und doch offenbaren auch die übrigen elf Kapitel die Verflochtenheit dieser Welt des Geheimnisses, der Magie, der Energie mit seinem Werk immer wieder aufs neue. Ist der ‚Magismus‘ bei Balzac doch geradezu der Schlüssel zu seinem

Werk, so daß Curtius sagen kann: ‚Nur von denen wurde er ganz verstanden, die sich seiner Magie hingeben.‘ Curtius hat denn auch diesen Schlüssel mit großem Erfolg gebraucht. Sein Werk ist das aufschlußreichste von allen Büchern über Balzac, die wir kennen. Es ist keine Biographie im herkömmlichen Stil. Die privaten Schicksale und Lebenszufälle werden nur nebenbei und gelegentlich erwähnt dort, wo sie auf das Geistige eingewirkt haben. Eine Psychographie könte man das Buch nennen, denn es zeigt die Struktur und das Funktionieren des Balzacschen Geistes, seine innere Welt, wie sie in seinem Werk entfaltet ist. Eine solche Aufgabe ist höher und schwieriger zu lösen als jede biographische Bemühung, aber auch bei weitem fruchtbarer, selbst für die Erkenntnis des Menschen, mögen dabei auch noch so viele Lebenszufälle unberührt bleiben. Ein namhafter Kritiker meinte, dieses Buch sei eigentlich nur eine wertvolle Materialsammlung, und von ihr aus erst müsse die große Balzac-Biographie in Angriff genommen werden. Aber das ist ja das Wertvolle dieser Leistung, daß wir Deutsche nunmehr diese große Balzac-Biographie gar nicht mehr brauchen. Der geistige Balzac genügt uns, den anderen können wir seinem Heimatland überlassen, wo das Interesse an dem Biologischen und Gesellschaftlichen viel größer ist als bei uns. Das Buch von Curtius kann ausgebaut werden, das ist keine Frage, denn das Thema ist nicht erschöpft, was ja allein schon aus dem äußeren Umstand erhellt, daß z. B. die sehr wichtige Studie ‚Balzac und die Religion‘, die in dieser Zeitschrift (Juni-Juli 1922) erschienen ist, vieles enthält, was in das Buch nicht hineingearbeitet wurde, so daß der Verfasser auf sie als Ergänzung hinweist. Einer Anmerkung auf S. 321 zufolge könnte der Anschein entstehen, als seien nur die beiden unter dem Titel ‚Livre mystique‘ zusammengefaßten Romane ‚Louis Lambert‘ und ‚Seraphita‘ auf dem Index librorum prohibitorum gesetzt worden, während unseres Wissens ‚Opera omnia‘ von diesem Verdikt, das indes zeitgeschichtlich bedingt sein dürfte, betroffen wurden. In diesem Betracht ist das Schlußkapitel, das die Wirkung von Balzacs Werk auf die Mit- und Nachwelt zeigt, sehr interessant zu lesen. Schärfer noch als in dem erwähnten ‚Hochland‘beitrag sagt Curtius in dem Buch über Balzacs Werk: „Katholisch im strengen Sinne kann Balzacs Werk sicher nicht genannt werden. Denn die Unterscheidung zwischen esoterischem und exoterischem Christentum widerstreitet der kirchlichen Lehre. Aber sie ist psychologisch bei ihm wohl verständlich. Er kam zu der Überzeugung, daß angesichts der wilden Menschheitstriebe eine äußere, lehrende, überliefernde, erziehende Kirche notwendig sei. Persönlich hat er die Spannung zwischen mystisch-subjektiver und institutionell-objektiver Religion — den Dialog zwischen „Wiese und Kapelle“, den Maurice Barrès künstlich geformt hat — niemals überwunden.‘ —

Kunstgeschichte

Unserem Volke seine Geschichte — und zwar die Geschichte seiner mittleren Jahre mit ihrem hochentwickelten Bürgerstolz und Schönheitssinn —, die in den Lehrplänen der Schulen des neuen Reiches so stiefmütterlich behandelte, wieder lebendig zu machen, das müßte, verstünden wir uns selber, eine der großen volkserzieherischen Aufgaben unserer Tage sein. Wenn die Zeichen nicht trügen, sind wir auf dem Wege zu diesem Ziel. Bewegungen solcher Art müssen naturgemäß ihren Anfang in den obersten gebildeten Schichten nehmen. Von dort erobern sie allmählich den Mittelstand und durch die aus diesem hervorgehenden Lehrkräfte auch die breitere Masse des Volkes. Leider sind aber so bedeutsame Erscheinungen wie Fried Lübbeckes Monumentalwerk ‚Die Plastik des deutschen Mittelalters (Piper & Co., München) auch für unsere führende gebildete Schicht nicht mehr so leicht erreichbar, wie man um dieses Zieles willen wünschen muß. Und doch darf die Kenntnis davon nicht auf die Wenigen beschränkt sein, denen ein guter Stern dieses Buch mit seiner Bilderfolge — (165 Bildtafeln in Lichtdruck) — und wir denken hier nicht zuletzt auch an den Text Lübbeckes — in die Hand legte. So ist dem deutschen Volk sein eigen Wesen noch niemals gezeigt, so noch nie im Bilde einer großen Vergangenheit ihm der Spiegel vorgehalten worden zum höchsten Stolze und heute mehr als je zu trostreichster Besinnung. Was schon seit einem Jahrzehnt sich vorbereitet, findet hier seine Erfüllung: der Bann ist gebrochen, der den Blicken unseres Volkes seine größte Zeit verschlossen gehalten hatte; wir hören es von einer Seite, die nicht im Verdacht der Befangenheit steht — das Werk ist Julius Meier-Graefe gewidmet —, daß durch die Reformation ‚die deutsche Kunst aus der Herrin eine Magd‘ geworden ist, und daß das deutsche Volk nur solange zu wahrhaft großer künstlerischer Leistung befähigt ist, ‚als das künstlerische Bedürfnis unter religiöser Spannung steht‘. Wie der Ver-

fasser durch die Betrachtung der künstlerischen Leistung des deutschen Mittelalters zu dieser Erkenntnis geführt wurde, das im einzelnen darzutun, ist in einer Bücherschau nicht möglich. Diese Aufgabe bleibt einem besonderen Aufsatz vorbehalten. — Der Umschwung in der Beurteilung mittelalterlicher Kunst drückt sich auch in einem Satze aus, den Julius Baum in der Einführung zum zweiten Band der ‚Bücher der Kunstsammlungen des württembergischen Staates‘: ‚Deutsche Bildwerke des Mittelalters‘ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) niederschreibt: ‚Deutsche Plastik des Mittelalters hatte für das neunzehnte Jahrhundert im allgemeinen nicht Kunst-, sondern nur Altertumswert.‘ Die Werke wurden ziemlich wahllos zusammengebracht und geborgen, und jetzt erst beginnt man sie zu ordnen und auch würdig zu zeigen. Herrliche Werke wie z. B. die Passionsaltäre Sürlins ‚fristeten, nachdem sie aus Zwiefalten verbannt worden waren, in der Armenhauskapelle zu Tigerfeld ein kümmerliches Dasein, bevor sie vom Staate übernommen wurden. Der Nellinger Kruzifixus (1460) mußte vom Staate gerettet werden, nachdem die ländliche Gemeinde (die keine katholische Gemeinde mehr ist) den schmerzvollen Ausdruck des Hauptes nicht mehr ertragen konnte‘. Diese und viele andere Werke der großen Kunst, im ganzen 112 Tafeln (4⁰) in Kupfertiefdruck, sind durchaus mustergültige Aufnahmen, die den formalen Charakter und den seelischen Gehalt der einzelnen Werke zu starkem und oft ergreifendem Ausdruck bringen. Wenngleich die schwäbische Plastik, meist kraftvoll herb, doch zuweilen auch überraschend zart und empfindsam, eine gewisse Vorrangstellung in dem Band innehat, so bietet die darin gleichsam katalogisierte Sammlung doch ein ziemlich vollständiges Bild der stilistischen Entwicklung der mittelalterlichen Kunst, das durch die Einführung des Professors Baum wertvoll ergänzt wird. — Beschränkter in bezug auf landschaftliche Herkunft, dafür sich neben der Holz- und Steinplastik auch auf die kleine Metall- und Elfenbeinkunst und auf die Tafelmalerei erstreckend, ist der Band: ‚Rheinische Kunst des Mittelalters aus Kölner Privatbesitz‘. Von Eugen Lüthgen. (Verlag Kurt Schroeder, Bonn, 1921.) Zum ersten Male werden hier Kunstschätze unter einem einheitlichen Gesichtspunkte öffentlicher Betrachtung dargeboten, die sich in solcher Übersichtlichkeit bisher nicht anstellen ließ. Dennoch sind die 107 Abbildungen auf 104 Tafeln in 8⁰ nicht die Hauptsache, sondern nur der Leitfaden gleichsam für die weitausgreifende Untersuchung über das Wesen rheinischer Kunst im Rahmen der allgemeinen abendländischen. Die rheinische Kunst ist für den Verfasser in gewissem Sinn nur Anlaß, an größere Probleme heranzutreten. Sie sind kulturpolitischer, soziologischer, psychologischer und stilkritischer Natur. Nur in bezug auf die Stilkritik steht der Verfasser auf erarbeitetem Boden; alles andere nimmt sich zwar geistreich, aber nicht sachlich fundiert aus. Wer das Mittelalter und seine Metaphysik nur durch die Brille eines Philosophen wie Keyserling sieht, kann unmöglich das gotische Phänomen allseitig und richtig analysieren. Dennoch ist vieles anregend in dem Buch, dessen Betrachtungen sich von dem frühen, noch unter dem Einfluß römischer Überlieferung stehenden rheinischen Kunstschaffen über die ottonische Kunst und die romanischen und gotischen Stilphasen bis tief in die Spätgotik des 15. Jahrhunderts hinein erstrecken, wo dann der völkische Ausdruckswille in einem kosmopolitisch ausgeweiteten Empfinden gebrochen wird, so daß die kölnische Kunst ‚seit dem 16. Jahrhundert nie mehr die Kraft gefunden hat, sich den großen Meistern vergangener Geschlechter ebenbürtig zur Seite zu stellen‘.

Daß diesem Schicksal, das der ganzen deutschen Kunst drohte, die süddeutschen Stämme nicht in gleichem Grade unterlagen, hat verschiedene Ursachen, entscheidend war jedoch wohl der Umstand der weniger starken Durchsetzung mit fremden Elementen, die längere Abgeschlossenheit und tiefere heimische Verwurzelung, welche dem bayerischen, fränkischen und oberösterreichischen und dem Tiroler Volkstum zugute kam. Es ist von unabsehbarer Tragweite für die deutsche Kunst gewesen, daß Albrecht Dürer den Verlockungen seines venezianischen Aufenthalts widerstand und aus der Fremde, wo er ‚ein Herr‘ war, in die Heimat zurückkehrte, wo er sich als ‚Schmarotzer‘ vorkam. Dennoch wurde auch diese süddeutsche Kunst mit dem, was Lüthgen den ‚weltbürgerlichen Zeitstil‘ und das ‚kosmopolitische Fühlen‘ nennt, in engste Berührung gebracht, als die Kunstübung aufhörte, hauptsächlich eine Angelegenheit der Städte, Zünfte und ortsansässigen Geschlechter zu sein und unter kaiserlicher Begünstigung den Einflüssen des Auslands preisgegeben wurde. Es ist vor allem ‚Der Künstlerkreis Kaiser Maximilians‘, den wir hier im Auge haben und dem Ludwig Baldaß unter diesem Titel eine Monographie mit 100 Bildertafeln nach Werken Dürers, Cranachs, Altdorfers, Burckmairs, Vischers u. a.

gewidmet hat (Schroll & Co., Wien 1923). Maximilians persönliche Verbindung mit dem burgundischen Herzogshause und mit dem Geschlechte der Sforza und die Wirkungen seiner Heiratspolitik in bezug auf seine Kinder brachten es mit sich, daß in ihm, der sich nicht selten die Entwürfe für die von ihm bestellten Werke zur Korrektur vorlegen ließ, der fremde Geschmack bestimmend wurde für die Schaffensweise seiner Künstler. Die Baldaßsche Darstellung gibt ein knapp gehaltenes, aber deutliches Bild der Rolle, die Maximilian in der deutschen Kunst spielte, seiner großen Verdienste vor allem um die Graphik, die nicht bloß in dem von ihm veranlaßten Weißkunig, Theuerdank und in dem hauptsächlich durch Dürers Randzeichnungen berühmten Gebetbuch, sondern zuletzt in dem riesenhaften, aber wie so vieles, was Maximilian begann, unvollendet gebliebenen Holzschnittunternehmen des Triumphzugs und der Ehrenpforte greifbar werden. Baldaß sieht in dem Mäzenatentum Maximilians nur die auch von Dürer empfundenen glückhaften Aspekten für die deutsche Kunst; daß es auch eine schmerzliche Kehrseite hat, deutet er nicht einmal an. Aber es wird dem Leser eines Buches deutlich, das den Titel führt: Das Leben Albrecht Dürers. Dargestellt von Willy Pastor. Mit 50 Bildern (Haessel, Leipzig 1923). Gelehrsamkeit zu zeigen, liegt ihm fern. Pastor will erzählen und einer deutschen Leserschaft eine der größten und zugleich rührendsten Gestalten der Kunstgeschichte menschlich vertraut machen. Er spricht das zwar nicht aus, aber sein Buch ist darnach, diese Wirkung zu erzielen, und da wird es wohl auch so gewollt sein. Die jeweiligen geschichtlichen, religiösen, sozialen Hintergründe werden dem Ganzen entsprechend ausgemalt; Dürers Leben und Schicksale wirkungsvoll dagegengestellt, seine Kunst in inniger Verknüpfung damit erläutert und verständlich gemacht. Alles das mit gefälliger Erzählungskunst, so daß man an dem Buche, das den Umfang eines mäßigen Romanbandes nicht überschreitet, seine Freude haben könnte, hätte der Verfasser nicht seinen protestantischen Standpunkt mit so gänzlichem Unverständnis alles Früheren hervorgekehrt. Es ist eine gewisse naive Beschränktheit in solcher Haltung, denn wie wäre es sonst möglich, daß der Verfasser, indem er Dürer neben Luther als den großen Befreier feiert, mit der Forderung gleichsam schließt, daß ‚wir beiden in gleicher Liebe zugetan seien, wir Deutsche allesamt‘. Das ist Pastorenton aus der Vorkriegszeit: nichts gelernt und nichts vergessen! — Zu dem Künstlerkreis Kaiser Maximilians gehörte auch der Regensburger Ratsherr und Maler Albrecht Altdorfer. Er ist heute als der Hauptmeister der sogenannten Donauschule erkannt, und Baldaß weist mit guten Gründen auf das nahe Verhältnis Altdorfers zu dem Nordtiroler Kunstkreis hin, hauptsächlich durch Jörg Kölderer vertreten, der gleichfalls für das Gebetbuch Maximilians gezeichnet hat. Was uns auf den Altdorferschen Bildern am stärksten ergreift, ist die Behandlung des Landschaftlichen. Hier ist der Zusammenhang mit der Werkstatt Kölderers am offenkundigsten, und Baldaß kann mit gutem Recht sagen, daß sich die Werke Altdorfers zu denen Kölderers verhalten wie die herrlich aufgegangene Blüte zur sprießenden Knospe. Diesem uns gerade wegen des Intim-Landschaftlichen so stark anmutenden Maler ist in der Sammlung deutscher Meister, herausgegeben von Karl Scheffler und Kurt Glaser, ein herrlicher Band gewidmet: Albrecht Altdorfer. Von Hans Tietze. Mit 127 Abbildungen (Insel-Verlag, Leipzig 1923). Kommt man von der Pastorschen Dürer-Biographie unmittelbar zu diesem Werk, so fällt sofort angenehm auf, wie hier die Zeit aus ihrem eigenen Geist erfaßt und gewürdigt ist mit der Liebe dessen, der weiß, daß wahre und tiefe Erkenntnis immer durch die Liebe zum Erkannten gefördert wird. Tietze ist daher auch weit entfernt, in dem Bruch Luthers mit Rom das neue Heil für die Kunst zu sehen, und wenn wir eben noch bei Pastor lasen, wie er das ‚Sichlossagen vom Süden als einer uns fremden oder fremd gewordenen Kultur‘ preist, so heißt es bei Tietze, ‚daß es der Kuß des Südens ist, der diesen Frühling weckt‘. Sehr richtig lesen wir da aber auch den inhaltsschweren Satz: ‚Kunst war vor und nach 1500 etwas Wesensverschiedenes.‘ Das wird an Altdorfer besonders klar; bei ihm ist die künstlerische Individualität Organ und Träger der sozialen Funktionen der Kunst, unseres Erachtens stärker noch als selbst bei Dürer, in bezug auf den Tietze diese Feststellung macht. Denn Dürer ist aus seiner Frühzeit her fast durch sein ganzes Schaffen noch immer mit dem Mittelalter verknüpft, während Altdorfer schon in der neuen Luft aufwächst, die mit Dürer aus Italien gekommen war. Seine frühesten Werke tragen die Jahreszahl 1506, und das eben ist das Jahr, in dem Dürer in Venedig weilte. Im Gegensatz zu Baldaß wagt Tietze nicht, von einem Schülerverhältnis Altdorfers zu Kölderer zu sprechen, und er stellt fest, daß ‚noch immer jeder Versuch, eine unmittel-

bare Filiation für unsern Meister festzustellen', versagt. Der Donaustil sei wohl ein Element für seine Bildung gewesen, aber eher als Tirol komme Bayern, das an dieser Stilbildung seinen Anteil gehabt habe, in Betracht, weil Altdorfer hier gelebt habe und alles, was wir über seine ersten Lebensjahre wissen, diese Vermutung bestätige. Auch hier seien die Voraussetzungen für das landschaftliche Element in Altdorfers Bildern gegeben. Zu den eigentlichen Meistern will Tietze ihn nicht rechnen. Er umreißt sein Bild in folgender Weise: ‚Ein leicht empfängliches, mit seiner Empfindung, seinem Können voraneilendes Talent wird von der Welle gestreift, deren sichtbarster Exponent in deutschen Landen Dürer ist; zu dessen instinktiv gegrüßter Kunst erzieht der Jüngling sich an verwandter Schaffensweise, in der der Wille neuer Zeit handlichere Form gefunden hat. Sein Handwerkszeug hat er in einer Miniatorenschule bereitet, und nur allmählich, in eigener Arbeit und unter allseits auf ihn einstürmenden Einflüssen paßt er das dort Gelernte den verschiedenen neuen Techniken an, deren er sich bedient. Zunächst unter diesem angenommenen Lehrgang liegt die mitgebrachte Wesensart des Künstlers. Der das Gesamtbild bestimmende Eindruck läßt eine weiche, anmutige Persönlichkeit vermuten, leicht mitgerissen von des eigenen Blutes rascher Erregbarkeit; ein stilles poetisches Temperament, dem sich alle in Natur, Geschichte oder Leben gegebene Wirklichkeit mit einem dichterischen Schimmer überkleidet; ein Schwärmer, dem inbrünstiger Fanatismus so gut wie sanfte Hingabe Verwandtes in der Brust erweckt. Kein Sohn der Tat, aber einer, der Taten träumen mochte.' Das alte Regensburg und Altdorfers Tätigkeit daselbst als Baumeister tritt uns mehrfach in dem Buch entgegen, so daß sich, alles in allem, ein auch kulturgeschichtlich reiches und buntfarbiges Bild vor unseren Blicken entrollt. Die Monographie ist in Druck und Bildausstattung dem gediegenen Inhalt ebenbürtig.

Unsere Bilder

In Josef Karl Nerud stellen wir einen Künstler abermals von der jungen, um nicht zu sagen von der jüngsten Künstlergeneration vor. Er ist 1900 geboren und lebt in Simbach (Niederbayern) an der österreichischen Grenze. Das ist für die Mischung der Elemente in ihm vielleicht nicht belanglos: starker Formsinn gepaart mit lyrischer Weichheit, beherrschter Sinnlichkeit und Leidenschaft. Deutsche Gemütskraft, aber ohne erzählerischen Trieb. Reine Gestaltung, mit Neigung zum Monumentalen. Das führte ihn wohl auch in die Schülerschaft Joh. Karl Becker-Gundahls, des Schöpfers der großen Fresken in der romanischen St.-Annakirche in München. Als er diesen Schritt tat, konnte er, der Einundzwanzigjährige, schon fast als ein fertiger Landschafter gelten. Im Herbst 1921 erschien eine von ihm und seinem Freunde Arnulf Albinger gemeinsam unternommene Holzschnitt- und Radiermappe: ‚Simbach am Inn' (Selbstverlag), zu der Nerud den Hauptteil beigesteuert hat. Unser Titelbild ‚Aus den Innauen' ist ihr entnommen. Die beiden anderen Blätter, Zeichnungen, gehören den folgenden Jahren an. Ist in dem Donaubild mit der durch die Bildmitte laufenden Horizontalen und der kurzen Vertikalen die volle Wirkung einer von Luft und Wasser fast aufgesaugten Uferlandschaft gegeben, so gibt das Feld- und Waldstück ‚Aus dem Inntal' die ganze kreisende Wucht der mütterlichen Erde. Die wundervoll vom Schatten belebte Vordergrundsfläche stürmt wie mit magischer Fliehkraft an die Brust des baumbestandenen Hanges, der, wie ein Waldsaum, den Mittelgrund beherrscht, rechts und links den Blick ins Weite frei gebend. Wir hoffen, den jungen Künstler bald einmal auch mit Bildniszeichnungen und malerischen Werken vorführen zu können.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Friedrich Fuchs und Dr. Otto Gründler, beide München.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Paul Siebert in Wien VI, Capistrangasse 4.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur u. Kunst · Herausgegeben von Karl Muth

Fünftes Heft 1923/1924 * Einundzwanzigster Jahrgang

Februar

Jos. Köselsche Buchhandlung München u. Kempten



Christian Rohlfs / Der Prophet

Atlantischer Ozean und angloamerikanisches Zeitalter / Von Konrad Hofmann

Durch die Wiederentdeckung Amerikas und die Auffindung des Seewegs um Afrika nach Indien tritt der Atlantische Ozean in Geschichte und Verkehr ein — eine Wende von planetarischer Wucht und Wirkung! Die Westfeste der Erdkugel öffnet sich damit der führenden europäischen Kolonisation und schreitet aus lähmender Abschränkung in das gesamtmenschheitliche Geschehen und Wachstum. Die Entdeckertat des Bartolomäus Diaz und Vasco de Gama erschließt erst eigentlich das Wunderland Indien und die ostasiatische Welt. Der Welthandel erfährt zwiefach eine grundstürzende Umwälzung: einmal tritt zusehends der zuvor überwiegende Landverkehr weit hinter den zur See zurück, zum andern rücken die Nationen Westeuropas an die Stelle der Mittelmeervölker und der Hansa als Vormächte in Politik und Wirtschaft. Im Osten hatte dereinst die Weltgeschichte ihre Geburtsstunde erlebt. Aus den Händen der Ägypter und Babylonier war sie von Griechenland und Rom getragen an und um das Mittelländische Meer gewandert. Im Mittelalter und in der Neuzeit ward sie europäisch, so sehr, daß sie geradezu in die Europäisierung der Welt auslief. Nun setzt sie ihren schicksalhaften Zug nach Westen in unsere Gegenwart fort: ihr Schwerpunkt liegt heute und in absehbarer Zukunft ganz am Atlantischen Ozean. Diese Wende hat der Weltkrieg entscheidend beschleunigt. Nur außergewöhnliche geopolitische Besonderheiten befähigen diese zweitgrößte Wasserwüste zu einer solch bevorzugten geschichtlichen Bedeutung und machen das Wort Friedrichs Ratzels, daß bloß aus dem Meer der Schatz der Herrschaft über die Erde gehoben werden könne, im überragenden Sinn für den Atlantischen Ozean zur Wirklichkeit.

Mit über 100 Millionen Quadratkilometern, falls man die Nebenmeere einschließlich des Nördlichen Eismeeres hinzurechnet, nimmt der Atlantische Ozean 29,4 Prozent des Weltmeeres und ein Fünftel der Erdoberfläche ein. Nach Norden ist er durch die Arktische Zone dem Verkehr verriegelt. Im Süden schlägt er mit den beiden anderen Ozeanen zusammen und stößt wiederum in Polargebiet. So bespült er, je in die unbewohnte Erde übergreifend, alle Breiten, schmal und langgestreckt, zugänglich und klein im Verhältnis der anliegenden Landmassen. Seine Ausläufer, darunter solche von grandiosem Gewicht, lecken nach Osten und Westen tief hinein in die Alte und Neue Welt und holen hiermit weite, reiche Landstriche mit hochkultivierten oder noch entwicklungsfähigen Hinterländern unmittelbar an Meer und Verkehr heran. Günstige Küstengliederung und Inselbildung an den Rändern erleichtern den Zu- und Übergang von Land zu Wasser. Wie an einem gewaltigen Strom oder Binnenmeer hin liegen vier Erdteile und eine bunte Flucht von Staaten und Kolonialgebieten, durch ihn in eine östliche und westliche Erdhälfte auseinandergespalten und doch wieder eben durch ihn mittels Schiffahrt und Kabel tausendfältig zu den intensivsten Beziehungen verknüpft.

Europa wendet sein Angesicht vornehmlich nach der atlantischen Seite. Hier stehen seine führenden Rassen und Völker, hierher streben seine bedeutenden Flußsysteme, hier liegen seine wichtigsten Städte und Häfen. Mit dem Mittelländischen Meer, der Nord- und Ostsee dringt der Ozean tief hinein in das Landmassiv, alle Teile Europas mit der Weltwirtschaft verknüpfend. Und gerade der besonderen Gunst, daß Europa vermöge seiner Bodengestaltung der Abmilderung der nördlichen Lage durch den Golfstrom und die vorherrschenden Westwinde, also dem atlantischen Einfluß, offensteht, verdankt es mit in erster Linie die Möglichkeit, viele Jahrhunderte hindurch der politische und zivilisatorische Kraft- und Ausstrahlungsherd für die ganze Menschheit zu sein. Auch Amerikas Schwerkraft, sowohl im nördlichen wie im südlichen Teil, neigt voll der Atlantis zu, schon da die Kordilleren beide Hälften gegen den Stillen Ozean allzusehr verbauen. Nach Osten münden seine zukunftsträchtigen Riesenströme — Lorenzostrom, Ohio-Mississippi, Orinoko, Amazonas, La Plata —, wuchten seine Hauptländer, liegen seine verkehrs- und industriereichsten Bezirke, häufen sich seine geistigen wie politischen Mittelpunkte, weisen die jenseitigen Gestade und Hinterländer, die näher und erschlossener sind als die transpazifischen. Es scheint, als ob die Natur selbst die beiden atlantischen Flanken, wenigstens die des nördlichen Teiles, eigens für einander gestaltet und das europäisch-amerikanische Verhältnis zu einer präponderierenden Tatsache der Menschheitsgeschichte geschaffen habe. Endlich hat auch Afrikas Wirtschaft mit Nord-, West- und Äquatorialafrika in der Hauptsache atlantische Richtung.

Da kann es nicht verwundern, daß der Atlantische Ozean die ausschlaggebende Hochstraße des Weltverkehrs bildet. Nicht weniger als drei Viertel des letzteren werden durch ihn vermittelt — auf den Indischen Ozean entfallen nur 18 Prozent, auf den Großen Ozean gar 5 Prozent. Demgemäß sind am Atlantischen Ozean 11 von den 13 belebtesten Häfen aufgereiht, und die europäischen Häfen allein mit 55 Prozent am Gesamthochseeverkehr der Welt beteiligt. An dem 1913 184 Milliarden Mark wertenden Welthandel hatte Europa mit 118, Amerika mit 35,7 Milliarden teil. Die Welthandelsflotte war in demselben Jahr zu 84 Prozent europäisch, zu 11 Prozent amerikanisch, während sich das Verhältnis 1921 auf 62:28 veränderte. England führte 1920 aus Amerika für 787 Millionen Pfund ein und für 250 Millionen dorthin aus. Die Union holte 1922 ein Drittel ihrer Einfuhr aus Europa und schickte 55 Prozent ihrer Ausfuhr dorthin; von ihrer 1922 18,5 Millionen Registertonnen zählenden Handelsflotte kamen 12,13 Millionen auf die atlantische und nur 3,47 Millionen auf die pazifische Küste. In all diesen Ziffern leuchtet die unerreichte Hegemonialstellung des Atlantischen Ozeans in Handel und Schiffahrt eindringlich auf. Sie beweisen, wie mächtig die wirtschaftlichen Kraft- und in ihrem Gefolge die politischen Stoßlinien der beiden an der Spitze marschierenden Erdteile und innerhalb dieser der beiden konkurrenzlosen Weltmächte über die atlantischen Gewässer herüber- und hinüberzielen.

In mehreren Routen gabelt sich der Verkehr. Der nordatlantische Teil ist wie der fischreichste — er birgt über zwei Drittel der Gesamtwelternte an Seefischen — so der am meisten befahrene des Weltschiffsverkehrs. Nirgendwo auf der See ist die Personen-, Post- und Güterbeförderung so stark wie zwischen Westeuropa und der Ostküste Nordamerikas. Sie geht hauptsächlich aus dem englischen Kanal nach Newyork, Philadelphia, Boston, Baltimore, Montreal und Halifax und wird in erster Linie von den angelsächsischen Mächten bestritten. Als zweitwichtigste Seestraße folgt die aus den europäischen Häfen durchs Mittelmeer und den Suezkanal in den Indischen Ozean, wo sie sich nach Indien, Australien, Ostasien und Ostafrika verzweigt. Den dritten Platz besetzt der westeuropäisch-südamerikanische Strang, mehr wie die anderen von Seglern befahren wegen der besonders geeigneten Windströmungen. Geringer, aber immer noch sehr ansehnlich ist der Verkehr Europa—Westafrika, Europa—Kapstadt—Australien, Europa—Mittelamerika, am ödesten der zwischen Amerika und Afrika. Durch den Riesenaufstieg der Union schwillt endlich der Austausch zwischen ihr und Westindien sowie Südamerika auf Kosten Europas immer gebieterischer an.

Dieses geographische, wirtschaftliche und zwischenstaatliche Gesamtgefüge stempelt den Atlantischen Ozean zu einem politischen Kraft- und Kampffeld erster Ordnung. Auf ihm und um ihn haben die zur Zeit einzigen wirklichen Weltmächte, England und die Vereinigten Staaten von Amerika, ihren Lebensnerv, Wirkungsbereich und Ausdehnungsdrang. Für England bedeutet der Atlantische Ozean gleichsam die Blutrinne seines umspannenden Reiches. Wer es hier zurückwirft oder abschnürt, erwürgt Weltbritannien, denn es lebt bei der Struktur seines Empire ganz von seiner Macht auf dem Meere, und hier im allerhöchsten Grad auf dem Atlantischen Ozean. Er ist ihm der Schutzwall um seine Heimatinseln, aber auch das Rückgrat seiner Verbindungen nach Übersee. Weil es sich geographisch und machtpolitisch in ihm zentriert weiß, hat es die Grundstützen seiner Herrschaft zuvorderst hier errichtet. Durch Lage und Marine ist es Herr über die Nordsee, damit mittelbar auch über die Ostsee und kontrolliert für ganz Nordwesteuropa den Ausgang ins offene Meer. Dadurch konnte es Deutschland 1914/18 nach außen absperren und durch die Blockade letzten Endes den Krieg gewinnen. In Gibraltar, diesem gleicherweise ins Mittelländische Meer wie auf den freien Ozean hinaus wirkenden Bollwerk an der bedeutsamen Scheide zwischen Europa und Afrika, besitzt es den ersten, in Suez den zweiten, je entscheidenden Pfeiler des nächsten und besten Indienweges. Mit Gambia, Sierra Leone, Goldküste und Nigeria, die, nach Frankreich gesehen, Einsprengsel und Angriffsflächen gegen dessen afrikanischen Kolonialblock darstellen, auf den von Norden her auch das englische Gibraltar und Malta drücken, hat es land- und seewichtige Stützen am atlantischen Rand des schwarzen Erdteils. Es krönt sie durch Britisch-Südafrika, das ihm bereits den Übergang zum Indischen Ozean vermittelt

und überwacht. Durch Erwerb von Deutsch-Südwestafrika und den besten Teilen von Kamerun und Togo hat es seine afrikanisch-atlantische Stellung militärisch und wirtschaftlich noch beträchtlich gefestigt. Die einsamen Eilande Aszension, St. Helena und Tristan da Cunha, für den Ernstfall Bindeglieder und Lauerposten für beide Erdteile, geben ihm die Kontrolle draußen auf der weiten Südatlantis; sie bieten zugleich ausgezeichnete Flottenpunkte und Kabelstationen. In diesen Überblick ist einzureihen, daß Norwegen stark nach England neigt, weil es gegen eine britische Pressung ohnmächtig ist, und daß vor allem Portugal und mit ihm dessen bedeutsamer atlantischer Außenbesitz — Azoren, Madeira, Kap-Verdische Inseln, Portugiesisch-Guinea und Angola — unentrinnbar unter englischer Abhängigkeit stehen. So sieht man wie bei anderen Großräumen auch hier Albions Machtstreben sich folgerichtig und kühn zum Ganzen, Großzügigen schließen: Mit den drei Bastionen Mutterland, Mittelmeerstellung und Südafrika, die je eine überragende Engstraße des Weltseeverkehrs unter unbeugsamer Aufsicht halten, und mit den fast absichtlich gleichmäßig entfernten Reichsteilen als Zwischenwerken legt es sich, eine zusammenhängende ostatlantische Festung, beherrschend vor Europa und Afrika. Dergestalt sichert es sich im besonderen die beiden entscheidenden maritimen Zufahrtswege nach seiner im vollen Sinn lebensnotwendigen Filiale Indien, nämlich den durch den Suezkanal wie den um Kapstadt, die überdies auch Australien und Ostasien zustrahlen.

Einen ähnlich gigantischen Bau hat England auf der transatlantischen Seite errichtet; nur ist mit der Selbständigmachung der Vereinigten Staaten dessen Grundstein ausgebrochen. Kanada ist ihm als Weltmachtpfeiler in der Neuen Welt verblieben. Da die Britischen Inseln gegenüberliegen, unterstehen die nördlichen Ausgänge des Atlantischen Ozeans ganz dem Machteinfluß Großbritanniens. Längs der nordamerikanischen Küste bis fast an den Äquator herunter hat es eine ebenfalls glänzend verteilte Beobachtungs- und Sperrkette vorgeschoben: Neufundland, Bermuda-, Bahama-Inseln, Jamaika, Kleine Antillen, Trinidad und Britisch-Guayana. Mit letzterem und Honduras setzt es zudem seinen Fuß auf das süd- und mittelamerikanische Festland. Durch den Kranz Falklandinseln, Süd-Georgien, Süd-Orkney- und Süd-Shetlandinseln umstellt es die Südspitze Amerikas und bewacht die durch den Panamakanal allerdings wertgeschwächte Umfahrt in den Stillen Ozean auf der Magellan- und Drakestraße: ein bewußt geschaffenes Gegenstück und Verbindungsglied zum Weg um das Kap der Guten Hoffnung. Die Vernichtung des heimstrebenden deutschen Ostasiengeschwaders an den Falklandinseln am 8. Dezember 1914 hat die strategische Bedeutung dieses Wachtpostens für uns schmerzlich genug beleuchtet. Die Linie Kapstadt—Tristan da Cunha—Falklandinseln läßt England auch die Südausgänge des Atlantischen Ozeans gleichsam verriegeln und den Verkehr Südafrika—Stiller Ozean beherrschen. Insgesamt betrachtet, hat es sich also auch am westatlantischen Rand zur Befestigung seiner Seeherrschaft und seiner wirtschaftlichen Belange kraftvoll fest-

genistet. Aber sein Netz ist namentlich in Südamerika nicht so geschlossen und tragfähig wie jenseits, mag auch Brasilien finanziell nach England gravitieren und Englands Afrikastellung Kraftwirkungen herübersenden. Und was noch lastender hier zuungunsten Englands in die Wagschale fällt, das ist die von Macht und Jugenddrang geschwellte Nebenbuhlerschaft der Vereinigten Staaten, die am ganzen Ostrand Amerikas ihr Betätigungsfeld sucht. Mit ihr kann die Rivalität Frankreichs auf der andern Seite des Atlantischen Ozeans, weil überwiegend festländisch bedingt und eingestellt, in einen ebenbürtigen Vergleich nicht gezogen werden.

So erweist sich, wenn wir zusammenfassen wollen, Englands atlantische Stellung hüben und drüben vielseitig und festverankert, wenn auch nicht lückenlos noch für einen Partner von gleicher Stärke unüberwindlich. Was es unerreicht voraus hat, das sind die allerorts verteilten militärischen Stützpunkte und Wirtschaftsgebiete, die seine Macht verstreben, ihr die realen Ansatz- und Auswirkungsstellen verleihen, zugleich seinen Kriegsschiffen die Operationsbereiche bieten. Die Verteilung der englischen Flotte besagt zur Genüge die unübertreffliche Wichtigkeit der atlantischen Basis für das großbritannische Reich. Das Gros seiner Marine hat es hier stationiert: die Atlantische und die Reserveflotte, die beide in der Heimat ihre Liegeplätze haben, die hauptsächlich um Malta versammelte Mittelmeerflotte, leichte Kreuzergeschwader in Afrika, Südamerika und Nordamerika-Westindien, endlich die kleine Flotte Kanadas, so daß es sich also solide und ineinandergreifend auf den atlantischen Wassern geschützt weiß.

Wie steht es jedoch mit der in schärfsten Wettlauf eingetretenen Gegenmacht, der **Union**? Seit sie 1898 mit jenem vom Zaun gebrochenen Kolonialkrieg gegen Spanien nach europäischem Vorbild ihrerseits die Flagge des ausgesprochnen Imperialismus hißte, trat sie erst eigentlich auch in eine konsequente atlantische Machtpolitik ein. Nach Osten und Süden wurde sie ja in erster Linie gewiesen durch den Schwerpunkt ihrer Lage und Wirtschaft sowie durch die politische Umwelt. Letzten Endes erstrebt ihr Weltmachtswillen sein massiges Fundament und Hauptziel in der tatsächlichen oder indirekten Zusammenfassung ganz Amerikas zu einem einheitlichen politischen und wirtschaftlichen Konzern unter vereinsstaatlicher Direktion. Dafür liegen aber die Voraussetzungen und Einsatzfelder in vollem Übergewicht an den atlantischen Gestaden. Am drängerischsten, aber auch erfolgreichsten trachten die Vereinigten Staaten nach der Beherrschung des ‚**amerikanischen Mittelmeeres**'. Von hier schlägt ihnen kein kraftvoll geschlossener Widerstand entgegen infolge der Zersplitterung in eine bunte Kleinwelt von Staaten und Kolonien. Hier stehen anderseits gewichtigste Interessen für die Union in Frage: ein mächtiger Teil ihres Auslandsverkehrs, größer als ihr ganzer pazifischer, strömt nach den Golfhäfen (New-Orleans, Galveston), Mexikos Erdöl ist ihr ein heißbegehrtes Objekt, die Landenge und Inselgalerie erzeugen wertvolle Genußmittel und schlagen die Brücke nach Südamerika, und last not least: der Panama-

kanal, als Werkzeug und Verkürzungsweg von allererstem Rang für die amerikanische Kriegs- und Handelsflotte, bedarf der dichtesten Sicherung, soll er die unangreifbare schnellste Verbindung zwischen den beiden Ozeanen, von der Ost- zur Westküste, und nach dem Westrand Südamerikas sein. Schon sind Kanalzone, Portoriko und die früher dänischen Jungferninseln amerikanischer Außenbesitz. Kuba steht unter völliger Schutzherrschaft und stellt die Flottenstützpunkte Isla de Pinos und Guantanomobucht zur Verfügung. Haiti, St. Domingo, Nikaragua und Panama sind geldlich und politisch Vasallen der größeren Schwester im Norden. Guatemala, Honduras und Kostarika müssen sich der wirtschaftlichen Vormacht beugen. Mexiko, Venezuela und Kolumbien werden unter Aufsicht gehalten, und letzteres gewährt den Nordamerikanern die Hondabai als Kriegshafen. Des weitern will die Union die Durchfahrt zwischen Kuba und Haiti sowie die eben erworbenen Virgin Islands befestigen, sichert sich von Nikaragua den etwaigen Parallelkanal und die jenseitige Fonsekabucht, betreibt den Ankauf Niederländisch-Westindiens, besetzte 1914 vorübergehend Vera Cruz, ergriffe gern die englischen und französischen Antillen gegen Erlaß der alliierten Kriegsschulden. Dies alles springt auf eine unbedingte Sicherung der atlantischen Seite des Kanals hinaus durch Aufrichtung eines engmaschigen Bollwerks von Florida bis Venezuela, welches das ganze Karibische Meer und den Golf von Mexiko umrundet, ,sich schützend gegen Osten stemmt und eine Sperrkette davor legt, die die äußere englische Postenkette von Halifax über Bermudas, die Bahama und kleinen Antillen bis Guayana und Jamaika im Innern entwertet' (J. Wütschke, Der Kampf um den Erdball, S. 175).

Darüber hinaus gesehen bedeutet der Stoß nach Zentralamerika die Gewinnung des unüberspringbaren Zwischengliedes nach Südamerika, wo zwar die Furcht vor Erdrückung durch den Mächtigeren und die Verschiedenheit nach Rasse, Kultur, Sprache, Konfession und Klima namhaften Gegendruck auslösen, aber das Vordringen der Vereinigten Staaten, selbst im Großmachtskern der ABC-Staaten, nicht gänzlich abzudämmen vermögen. Der Weltkrieg hat die Verflechtung der Handelsinteressen der ibero-amerikanischen Mächte mit denen der Union geradezu umstürzlerisch gefördert. Freilich waren die nach Kriegsende wieder eingeschalteten europäischen Beziehungen stark genug, um diese Umwälzung auf ein bescheideneres Maß zurückzuwerfen. Die Statistik belegt diese Entwicklung deutlich: die Einfuhr der Union aus Südamerika wertete in den Jahren 1913, 1919 und 1921/22: 217, 632 und 289 Millionen Dollar, während die Ausfuhr dorthin sich auf 146, 411 und 191 Millionen belief.

Bleibt nur noch oben im Norden Kanada, einer von den Ecksteinen des britischen Weltreiches. Bereits haben die geographischen Zusammenhänge, die Rassen- und Kulturverwandtschaft, der Kapital- und Einwandererstrom aus der Union ein mehr als bloß freundnachbarliches Verhältnis gewoben. Und dies enge Verhältnis erhält noch eine eminent reale

Unterlage durch den zu höchster Blüte entfalteten Handelsverkehr, obschon die 1911 wankenden Zollschranken noch nicht gefallen sind. Im Wirtschaftsjahr 1921/22 flutete aus den Vereinigten Staaten eine Einfuhr im Wert von 516 Millionen Dollar nach Kanada, das seinerseits Waren im Betrag von 305 Millionen in die Union ausführte; die gleichzeitige Einfuhr aus England aber erreichte nur die Höhe von 117 Millionen Dollar, die Ausfuhr dorthin 300 Millionen — ein schlagender Beleg, daß das im neuen Jahrhundert gewaltig aufstrebende Dominion schon jetzt wirtschaftlich mehr nach seinem durch eine bloß künstliche politische Grenze getrennten Nachbarn tendiert als nach den fernen Mutterinseln! Die Hoffnung der betätigungsdurstigen Union ist nicht gering, daß ihr Kanada einmal als reife Frucht vom vielleicht dereinst überalterten oder auseinanderberstenden Baum der britischen Weltherrschaft in den Schoß falle.

So fühlen sich die Vereinigten Staaten selbstbewußt mehr und mehr als die Herren der atlantisch-amerikanischen Welt. Sie gehen darauf aus, die noch vorhandenen europäischen Kolonien in Amerika aufzuheben, den europäischen Handel tunlichst durch den eigenen zu ersetzen, ihren Außenhandel unter amerikanischer Flagge zu bewerkstelligen, was sie 1922 bereits zu einem Drittel erreichten. In diese Bestrebungen reiht sich die bisher nur zum Teil durchgeführte Jones-Act vom 6. Juni 1920 ein. Sie bezweckt die Förderung der amerikanischen Schiffahrt, indem sie die Küstenschiffahrt ganz den Vereinigten Staaten vorbehält, die Post möglichst durch amerikanische Schiffe zu befördern heißt, mit amerikanischen Schiffen ein- oder ausgeführten Waren Vorzugseisenbahntarife und Vorzugszölle gewährt. Was anders bezielt sie als die Übertragung der Monroe-Doktrin auch auf die Schiffahrt? In all ihren so gerichteten Absichten brachte der Weltkrieg die Union mächtig voran. Er wandelte insbesondere ihre Stellung in der Weltwirtschaft durchgreifend: die verkehrspolitisch bedeutsamste Folge des Krieges überhaupt! Sie macht sich anheischig, die größte Handelsflotte in Stärke von 25 Millionen Tonnen zu bauen. Im Jahre 1922 besaß sie bereits mehr als den vierten Teil der Gesamtwelttonnage und rückte dicht hinter England mit seinen 19 Millionen Tonnen auf. Vor dem Krieg hatte der englische und deutsche Wettbewerb die mit doppelt so hohen Löhnen und Betriebskosten belastete usamerikanische Schiffahrt im transatlantischen Verkehr fast völlig aus dem Feld geschlagen; jetzt ist durch die ungeheuerlichen Steigerungen der Kosten in der Alten Welt der wirtschaftliche Vorsprung Europas beseitigt, und die Vereinigten Staaten, nun im Besitz einer großen Anzahl der schönsten Dampfer und mit den neuaufsteigenden deutschen Reedereien in Zusammenarbeit, kontrollieren heute den nordatlantischen Passagierverkehr zum Schaden Englands. Zu einer gleichen Hochblüte haben sie sich als internationaler Handelsstaat emporgeschwungen. Sie sind 1920 mit einem Wert des Warenhandels von 13,5 Milliarden Dollar sogar an der Spitze marschiert. Der Rückschlag seit Frühjahr 1921 versetzte sie wenigstens an die zweite Stelle, und England vermochte trotz rela-

tiven Rückgangs seinen Anteil am Weltgeschäft 1922 sogar auf 17,3 Prozent zu steigern gegenüber 13,8 Prozent im Jahre 1913. Auch hier stehen die beiden führenden Konkurrenten auf Tuchfühlung nebeneinander; dabei weisen die Vereinigten Staaten die günstigere Bilanz auf. Als Geldmacht haben sie Großbritannien schon jetzt überholt und wissen so ziemlich ganz Europa in ihrer Verschuldung. Selbst im Kabelverkehr traten sie in Wettjagd mit den Engländern ein, die noch im Weltkrieg fast ein Monopol besessen hatten. Heute schon sind 23,9 Prozent der gesamten Kabellänge amerikanisch und nur noch 46,2 Prozent englisch. Und eben sind die Amerikaner daran, vier weitere Kabel über den Atlantischen Ozean zu legen, um sich in der Telegraphie mit Europa von England gänzlich unabhängig zu machen.

Somit stellt sich die atlantische Situation in ihrer völligen Umformung durch den Weltkrieg folgendermaßen dar. England ist es geglückt, die deutsche Marine, gegen die es zu kostspieligem Wettrüsten und zur Konzentration der Hauptmasse seiner Kriegsflotte in der Nordsee sich gezwungen sah, aus den atlantischen Gewässern wegzufegen. Gleicherweise brach Deutschlands Handel total zusammen, der den der Vereinigten Staaten um ein Erkleckliches überflügelte und hinter dem englischen mit stets kleinerem Abstand herlief. Daß Frankreich zur kontinentalen Vormacht sich empordrückte und Englands politischen und wirtschaftlichen Einfluß aus Europa stark zurückdrängte, bedeutet für das britische Weltreich, das aus der balance of power immer Nutzen gezogen hatte, gewiß eine Bedrohung, aber nicht dieselbe wie Deutschlands Vorkriegsmacht, so wenig die französischen Unterseeboote, Küstengeschütze und Luftgeschwader für die Britischen Inseln der früheren deutschen Gefahr gleichkommen. Aber in den Vereinigten Staaten ist ihm ein Wettbewerber in Schiffahrt, Seemacht, Handel und Kapital erwachsen, zehnmal gefährlicher, als es Deutschland je geworden wäre. Sie besitzen sowohl den Ehrgeiz wie die Macht, gleichstark, wo nicht überlegen neben England zu treten. Vor allem in der Herrschaft der Meere, die aufgehört hat, ein britisches Monopol zu sein. Der Atlantische Ozean ist nach der Natur aller einschlägigen Zusammenhänge der bevorzugte Schauplatz dieses Wettstreites. Das Programm ‚Amerika den Amerikanern', will sagen den Vereinigten Staaten, schneidet so ziemlich am ganzen atlantischen Rand herunter die englischen Belange. Der Gegensatz wegen der Panamaschiffahrt und der mexikanischen Erdölfelder, das Umsichgreifen der Union in Zentralamerika und Westindien, ihr wirtschaftliches und politisches Eindringen in Südamerika sowie ihre prävalierenden Beziehungen nach Kanada sind Momente scharfer Reibung. Wohl hat England wichtigste militärische Stützpunkte voraus; man darf nur Halifax, Port Royal auf Jamaika, Barbados, die Falklandgruppe und ganz an der Spitze die Bermudasinseln, diese Flottenbasis erster Ordnung vor der Hauptfront der Union, nennen. Demgegenüber haben die Vereinigten Staaten gewiß starke Flottenstationen an ihrer Küste entlang: Newport, New-London, Charleston, Port Royal, Key West, New-Orleans und die oben auf-

geführten festen Punkte im Halbkreis um den seinerseits selbst befestigten Panamakanal, so daß es ihrem atlantischen Hauptverband und ihrer Kreuzerflotte am mittelamerikanischen Isthmus an starker Grundstellung keineswegs fehlt. Doch draußen oder drüben im Atlantischen Ozean konnten sie sich bisher nirgends nach englischem Muster festsetzen — die Finanzvormundschaft über das geringfügige Liberia fällt nicht ins Gewicht, und die amerikanische Flottenstation auf den verkehrspolitisch hervorragenden Azoren währte nur 1917/18. Allein im Wettrüsten könnte es der hauptsächlich wegen seiner Gemengelage empfindlichere, überdies von Europa her geschwächte britische Reichsbau mit dem autarkischen, überreichen Koloß der Union auf die Dauer nicht aushalten.

Aus solcher Einsicht zog England auf der Washingtoner Konferenz im Winter 1921/22 mit blutendem Entschluß die weltgeschichtliche Folge. Es wandte sich — klüger als das wilhelminische Deutschland — von dem zwangsläufigen Hintreiben auf eine alles riskierende Waffenentscheidung ab, gab sein Bündnis mit Japan daran und legte die Stärke seiner Linienschiffe auf diejenige der amerikanischen fest. Den regen amerikanisch-englischen Tauschverkehr, seine Diplomatie, die Kameradschaft aus dem Weltkrieg und die Gemeinsamkeit der Rasse setzt es ein, um das Zusammengehen mit der vollreifen Tochter jenseits des Atlantischen Ozeans enger, tragfähiger zu gestalten. Es biegt vor Amerika aus, bezieht in gewissem Sinn vorerst eine Verteidigungsstellung in abwägender Zurückhaltung und steuert seine Reichspolitik mehr osthemisphärisch als planetarisch. Dabei sind die europäische Atlantis und der Indische Ozean die Angelpunkte seiner Neuorientierung. Sie beide an- und ineinander zu verfestigen, ist sein vornehmstes Bemühen. Aus den westlichen Teilen des Atlantischen Ozeans zieht es sich darob noch keineswegs zurück. Aber es mildert mit Rücksicht auf seinen dortigen Partner den transatlantischen Druck und sucht die Ursachen zu Spannungen nach Möglichkeit wegzuräumen; die Bereinigung der irischen Frage und die Regelung der Kriegsschulden sind Beispiele hierfür. Aus Zwang zur Sparsamkeit hat es bereits das südamerikanische Geschwader aufgehoben und die Atlantische wie die Mittelmeerflotte verringert. Nur das freundliche Einvernehmen mit den Vereinigten Staaten läßt ihm diese atlantische Selbstschwächung für unbedenklich erscheinen. Anderseits tat auch die Union gut daran, sich zu bescheiden und eine mit England zusammenzielende Formel zu finden. Denn bei gleichzeitiger Gegnerschaft Englands und Japans wäre sie auf beiden Ozeanen gestellt und durch den doppelten Flankenangriff geschlagen worden. Statt dessen hat sie sich für ihre weitgesteckten pazifischen und ostasiatischen Ziele die Neutralität Englands gesichert und damit die atlantische Rückendeckung gewonnen.

Weltkrieg und Washington bedeuten den Anfang zu einem Zusammenschluß oder wenigstens Zusammenwirken der beiden angelsächsischen Mächte. Seit dem amerikanischen Freiheitskrieg getrennt, streben sie wieder einer wenigstens losen Gemeinsamkeit zu, freilich mit vertauschten Rollen:

das ehemalige Mutterland dürfte sich — zunächst noch mehr bloß im Bilde gesprochen — mit der Stellung einer starken, mitentscheidenden Kolonie bequemen müssen, während die Vereinigten Staaten im Zuge sind, die Mehrheit der Aktien dieses Kompaniegeschäftes zu erobern. Setzt sich die eingeschlagene Politik der beiden in der Richtung gemeinschaftlichen Handelns fort, dann reckt sich eine Machtzusammenballung auf, die ohne einen wirklich gefährlichen Nebenbuhler dasteht, die nahezu ein Drittel der Welt und alle Ozeane beherrscht, die über sämtliche sieben Engpässe des Weltverkehrs gebietet, die 1920 nahezu die Hälfte des gesamten Weltausfuhrgeschäftes besorgte, die auf den ausschlaggebenden Gebieten, vornehmlich in Seemacht, Gütererzeugung, Handel, Kapital, Sprache und öffentlicher Meinung im erdrückenden Übergewicht ist. Eine solche Übermacht vermag für absehbare Zeiten eine volle Weltherrschaft aufzurichten, getragen von der Erfahrung und zielzähen Weitsicht Englands und von der nüchternen Großzügigkeit und unerschöpflichen Kraft Amerikas. Ihr kann das zernervte, gespaltene und verzwistete Europa, dem heute schon nur durch amerikanische Mitwirkung aus seinem Siechtum zu helfen ist, nur kleiner Störenfried oder bescheidener Nutznießer, nicht aber gefährlicher Gegenspieler sein. Der Atlantische Ozean ist dabei mehr als bloßer anglo-amerikanischer Schauplatz oder Herrschaftsbereich. Er ist geradezu das gewaltige Bindeglied dieser Vereinigung, das weitgespannte Fundament des Riesenbaues, die eigentliche Kraftzentrale der ganzen Weltpolitik. Sein Schwerpunkt wird auch weiterhin im nördlichen Teil verbleiben. Dort liegen die politischen Mittelpunkte, die großen Kulturreservoirs, die günstigeren Klimazonen, die belebendere Meer- und Landgliederung, die bedeutendsten Verkehrsadern und im besonderen die zwei wichtigsten Mittelmeere als die nächsten, beherrschenden Übergänge in die andern Weltmeere und Erdteile.

Wird der Atlantische Ozean das Gravitationszentrum der Weltgeschichte bleiben, das angloamerikanische Zeitalter beständig sein? — Wie lange? — Oder wird die Weltgeschichte, vom Drang nach Westen durchpulst, die Wanderung fortsetzen und sie zum Gang rund um die Erde vollenden, indem sie in näheren oder ferneren Jahrhunderten Asiens Menschenmassen und Naturreichtümer zur Herrschaft über die Welt erweckt? Die Antwort auf diese wühlenden Fragen wagen wir nicht zu geben, weder mit Hilfe einer Kulturmorphologie noch auf Grund einer politischen Prognose. Wohl ahnen wir ein geheimnisvoll schreitendes Schicksal, aber das Schaffen der Gottheit durchschauen wir nicht. Jedenfalls bliebe der Atlantische Ozean auch bei einer Verschiebung der Schwerpunkte nach Osten und Westen ein weltpolitisches Kraftfeld und eine ragende Säule inmitten einer neuen Konstellation, insonderheit die Vorhalle einer fernöstlichen Welt.

Vom Schicksal der Musik
Von Johannes Hatzfeld

Man könnte sich fast in das achtzehnte Jahrhundert, die Zeit der Mitzler, Marpurg, Scheibe, Forkel, Mattheson zurückversetzt fühlen, wenn man die Reihe der Bücher ansieht, die, eins dem andern folgend, heute die Grundfragen der Musik einer entscheidenden Lösung entgegenzudrängen suchen, teilweise selbst nicht ohne den Überschuß von Temperament, den jene alten Herren für eine selbstverständliche Würze der Sache und für ein gar nicht zu missendes Zeugnis der Ernsthaftigkeit ihrer Mühen anzusehen schienen. Nenne ich die Namen Busoni, Bekker, Blessinger, Marsop, Pfitzner, Kestenberg, Weißmann, so habe ich nur wahllos eine Reihe von Namen genannt, die leicht vermehrt werden könnte. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß es in Sachen der Musik heute seine Richtigkeit nicht hat, so brauchte man bloß auf diesen ungewohnten Reichtum von Reformschriften zu verweisen, unter deren Verfassern auch Leute sind, denen die Notenfeder weit besser zur Hand steht als der Schreibstift. Es scheint, daß der Deutsche irgendwie sein Schicksal mit dem der Musik besonders verbunden fühlt und deshalb eine Störung in diesem Punkte schwerer erträgt. Wem das zu anspruchsvoll ausgedrückt vorkommt, der wird vielleicht denken, die Musiker seien eben weit erreglicher als andere Leute und mag wohl auch damit zu einem guten Teil recht haben.

Zu der Reihe der oben genannten stößt nun als jüngste Schrift die von C. Wolff und K. Petersen ‚Das Schicksal der Musik von der Antike bis zur Gegenwart‘ (Werke der Schau und Forschung aus dem Kreise der Blätter für die Kunst, Breslau 1923, Ferd. Hirt). Was besonders reizt, sich mit ihr auseinanderzusetzen, ist der Umstand, daß sie sich am radikalsten gibt und schlechthin auch das noch verneint, was alle übrigen stehen lassen. Streckenweise hat man geradezu das Gefühl, als sei sie eine Schrift gegen die Musik. Augenscheinlich kommt sie aus einer Einstellung heraus, die in ihren Grundlagen wesenhaft dem entgegengesetzt ist, was das Kulturbewußtsein unserer Zeit, soweit man davon noch reden kann, ausmacht, woraus sich dann ganz von selber die Schärfe der Formulierung erklärt. Daß sie den Weg der Musik geschichtlich zu begreifen sucht, hat sie mit ihren ähnlich gearteten Nachbarn gemein. Nur will sie auch da, wie schon aus dem Titel ersichtlich, weit gründlicher vorgehen.

Aber — ich wüßte nicht, warum man das nicht gleich hier sagen sollte? — hat man erst zwei, drei Seiten des Buches gelesen, so denkt man schon mit Seufzen der schönen Klarheit, mit der der alte H. W. Riehl Kulturfragen zu behandeln verstand. Soviel der Geist des Griechentums in diesen Blättern beschworen wird, von seiner Durchsichtigkeit und Helle ist in ihnen wenig zu spüren. Das macht bedenklich. Denn der unbefangene Menschenverstand wird sich nie die Überzeugung wegdisputieren lassen, daß sich ein klar Gedachtes auch klar müsse sagen lassen. Wenn hier also

einige Gedanken zu dem Buche niedergelegt werden, so geschieht das mit dem Gefühl, als könne man nach getaner, kritischer Arbeit mit der kühlen Feststellung umgeworfen werden, es sei ja anders gemeint gewesen. Dem wird man klüglich damit aus dem Wege zu gehen suchen, daß man sich an die großen, deutlich kennbaren Linien hält und sich auf einzelnes nur dort einläßt, wo es faßbar ist.

Es geschieht nicht etwa aus historisierendem Übereifer, daß die Verfasser mit der Antike beginnen. Die griechische Musik ist ihnen vielmehr ‚die' Musik, der Maßstab an dem sie alle andere messen. Nach ihnen geht mit dem Griechentum nicht seine, sondern die Musik schlechthin zugrunde. Was nach ihm kommt, hat nur insoviel Wahrheit, Güte, Ethos in sich, als darin ein Nachhall der Antike spürbar ist. Das ist in noch ziemlich hohem Grade der Fall in der gregorianischen Musik. Der erste Verfall beginnt mit dem Einbruch der Harmonie, mit der Mehrstimmigkeit des Diskantus und des Organums. Immerhin gelingt es noch, die Geister des Verfalls durch eine der Musik aufgeprägte Ordnung geistiger Art zu bändigen, eine Ordnung, die sich bis in die Zeit der Niederländer hinein als wirksam erweist. Palestrina und Orlando Lasso sind dagegen keine Höhenpunkte, sondern deutlich sichtbarer Abstieg. Die Blüte der christlichen Musik war vor ihnen abgeschlossen. Hemmungslos beginnt von da die Harmonie die Musik zu verschlingen. Sebastian Bach gelingt es noch einmal, den Stoß aufzufangen. Noch einmal taucht, wie ein Eiland dem Festlande vorgelagert, in ihm die christliche Musik auf, um danach in die gestaltlose Meereswüste entgötterter Musik zu entgleiten. Der Stoßtaktrhythmus, der nach ihm neben der Harmonie die Herrschaft an sich reißt, hilft das Werk der Abwürgung beschleunigen. Beethoven übertrumpft darin Mozart, der seinerseits wie ein Schweben vor dem letzten Sturze ist. Das Instrumentale, als das der Harmonie und dem Stoßtakt willigere, gewinnt immer mehr die Oberhand. Richard Wagner hebt den Götzen endgültig auf den Altar, vor dem dann Reger einen Gottesdienst hält, der alle Heiligkeit verloren hat und ‚verrucht' ist wie eine ‚schwarze Messe'. Die aber nach ihm kommen, lallen Irrsinn, soweit sie nicht rückwärts gerichtet sind. — Das ist im Großen die Linie des Buches, dessen erster Teil, für den Wolff zeichnet, hoffnungsvoll auszuklingen scheint — der Weg ist frei für eine neue Musik — während der zweite Teil (Petersen) eher den Verfall in Barbarei ohne die Möglichkeit einer geistigen Wiedergeburt in unausweichliche Aussicht stellt.

Wie weit man zu dieser Ansicht des Verlaufes der Dinge Ja oder Nein sagen kann, wird sich weiter unten erweisen. Hier soll vorerst die Zustimmung ausgesprochen sein zu dem, was einen Grundakkord des Buches auszumachen scheint, daß nämlich die Musik umsomehr verfiel, je weiter sie sich vom Worte entfernte. Eine andere Frage ist die, ob den Griechen gerade der höchste Ausgleich zwischen Wort und Ton gelungen sei. Wolff und Petersen meinen das und stellen ein Musikideal auf, das, wie sie

meinen, das griechische sei. Daß wir uns zu diesem Ideale auch praktisch wieder zurückwenden müßten, sagen sie zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, aber man darf ja doch wohl die Aufstellung eines Ideales als eine Einladung ansehen, sich zu ihm zu bekennen.

Nun scheint mir aber vor allem die Zeichnung der griechischen Musik der nötigen dokumentarischen Sicherheit zu entbehren. Wolff-Petersen bekennen selber an einer Stelle, daß sie über das Ethos jener Tondenkmäler der Griechen, die ohne Worte auf uns kamen, sich keine eindeutige Vorstellung machen könnten, ob sie etwa dionysischen oder apollinischen Charakters seien. Das sollte man aber doch können, falls man sich klar ist über das, worauf es ankommt, und wenn man glaubt, das Gesetz der griechischen Musik gefunden zu haben. Da steht gleich am Anfang ein dunkles Kapitel, das man nach einem berühmten Muster überschreiben könnte ‚Die Geburt der Musik aus dem Hexameter Homers'. Es gibt von der Unbedingtheit Wolffs eine hinreichend klare Vorstellung, wenn er schreibt: ‚Durch keine andere Dichtung als die Homers konnte Musik hervorgebracht werden' (S. 3). Der Satz ist zu verstehen. Schlicht bekenne ich, daß mir der Beweis dafür nicht verständlich ist, ja, daß ich denke, man könne das überhaupt nicht beweisen. Denn da ist mehr behauptet als das Entspringen der Musik aus der Sprache, eine Theorie, die von Rousseau bis Richard Wagner immer wieder ihre Vertreter gefunden hat.* Es hat keinen Zweck, ins Uferlose zu folgen. Daß trotzdem Wort und Ton in Beziehungen stehen, die man nicht ungestraft löst, bleibt unangetastet, sie sind ja Geschwister, Urerfahrungen.

Und wie mit diesem, so ist es mit vielem anderen, was Wolff über die Musik der Griechen in manchmal geradezu phantastischer Weise sagt. So quält er sich förmlich ab, uns begreiflich zu machen, daß die Griechen die Töne räumlich hörten, daß ihnen eine Melodie eine ‚sozusagen nur zufällig in der Zeit geschehende Raumabsteckung' war. Vielleicht ist das auch dann noch zweifelhaft, wenn es bloß heißen soll, daß den Griechen der Sinn für das fehlte, was wir die tonale Funktion heißen. Was über das Ethos der Tonarten gesagt wird, ist zum Teil von einer handbuchmäßigen Sicherheit. In Wirklichkeit hat die griechische Lehre vom Ethos der Tonarten ihre deutlich erkennbaren Schwankungen und Wandlungen. Herm. Abert zitiert in seinem Buch ‚Die Lehre vom Ethos in der griechischen Musik (Leipzig 1899) eine Stelle aus Aristoteles' Politik VIII, cap. 7, wo Aristoteles die lydische Tonart, in der Wolff und Petersen mit den Griechen den Prototyp aller Weichlichkeit und Zügellosigkeit verurteilen zu müssen glauben, die ‚Tonart der naiven Kindlichkeit und Anmut' nennt, die ‚den Sinn für Ordnung wecke und somit besonders den jungen Leuten angemessen' sei! Und wiederum gibt es ebenda eine ebenso nüchterne wie einleuchtende Erklärung, woher das Ethos der einzelnen Tonarten stammt,

* Was dazu und dagegen C. Stumpf im ersten Teile seines Aufsatzes ‚Musikpsychologie in England' (Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft, 1. Jahrg., Leipzig 1885, Seite 264 ff.) gesagt hat, scheint mir heute noch stichhaltig.

und eine gegen Wolff-Petersen weit gelassenere Beurteilung des Einbruches der Aulosmusik und ihrer Folgen. Bezüglich des Dionysischen, dessen Instrument der Aulos war, steht Nietzsche in seiner ‚Geburt der Tragödie' auf dem entgegengesetzten Standpunkte wie Wolff-Petersen. Ich fürchte aber, Wolff-Petersen werden Abert als befangen ablehnen, wenn sie seine Ansicht erfahren, daß die Griechen wegen des Fehlens der freien Selbstbestimmung beim Anhören des Tonwerkes und somit wegen des unbewußten Hingegebenseins an die Macht von Klang und Rhythmus nur eine Entwicklungsstufe erreicht hätten, die zwischen der tiefsten und höchsten mitten inne liege (l. c. S. 1). Noch Augustinus aber beginnt seinen Traktat De musica mit der Frage Modus, qui pes est?, ein Zeichen, wie sehr in der Musik der Rhythmus bis in die Zeit der Kirchenväter hinein im Vordergrunde stand.

Lassen wir diese Dinge aber einmal beiseite — sie mußten freilich berührt werden —, im Grunde ist ja die griechische Musik für Wolff-Petersen gleichsam nur das Sinnbild ihres Ideals von Musik. So glaube ich mehr von der Sache zu sprechen (es möge mit der griechischen Musik um dies oder jenes anders gewesen sein oder nicht), wenn ich sage: Was Wolff und Petersen wollen und suchen, ist die Bindung der dunklen zersetzenden Mächte, die mit der Zeit in der Musik zur Herrschaft kamen, und sie glauben, daß die Musik der Griechen für diese Bindung vorbildlich sei.

Indem sie alles Spätere mit ihm vergleichen, suchen sie die Gültigkeit dieses Vorbildes allseitig sicherzustellen. Dabei verschiebt sich ihnen aber unvermerkt die Blickrichtung und — der Kampf gegen Windmühlenflügel ist da. Sie schreiben nämlich den Dingen zu, was die Menschen verschuldet haben.

Der klärende Satz steht auf Seite 59. ‚Die gesamtmenschliche Entartung offenbart sich' — heißt es da — ‚grauenvoll darin, daß die Erzeuger der Musik mit ihren Ausführern und Empfängern in den heiligen Chören-Hallen der kirchlichen Epoche eine menschliche geschlossene Einheit des Adels und der Begeisterung bildeten, während die gesellschaftliche Epoche den Ausführenden, den Mimen und Virtuosen, als verachtetes Zerrbild aus ihrem Lebenskreise, den festlichen Sälen und Logen, verstoßen mußte, und in der persönlichen Epoche der ganz vereinsamte Tonschöpfer durch die schattenhafte Masse der Aufnehmenden und die wesenlosen Scharen der ausübenden Musikbegabungen hindurch seine unendlichen Klagen in die Wüste des Konzertraumes ausströmte.' Ohne Zweifel ist das die Entwicklung auf die knappste Formel gebracht. Aber in der Antwort auf die Frage, wie diese Entwicklung kam, gehen die Geleise auseinander. Wolff und Petersen machen den Einbruch der Harmonie, die Stoßtaktrhythmus und reine Instrumentalmusik nach sich zog, dafür verantwortlich. Wenn ich sie recht verstehe, hätte man das alles nicht zulassen dürfen. Sie plaidieren für die Aszese der Griechen in diesem Punkte aus einem Gefühle heraus, das dem der Griechen zutiefst verwandt ist. Dem Griechen mußte alles klar sein.

:r scheute die dunklen Mächte und Kräfte und das, was ihm damit verwandt nd verschwägert schien, und schloß sie bewußt aus, weil er sich ihrer nicht ıächtig fühlte. Dem Griechen gehörte nicht die ganze Welt, weil er sie anz nicht bändigen konnte. Was er von innen her nicht mehr binden konnte, var er klug genug abzustoßen. Erst Paulus sagte ‚Alles ist euer‘. Die ſzese des Griechen in diesem Punkte ist eine solche der Schwäche, nicht der kraft. Daher benützt das Christentum unbedenklich, was der Grieche — er edle Grieche — flieht, weil ihm gefährlich ist, was dem ganzen Christen utzt. Es ist kein Gegenbeweis, wenn man etwa sagt, daß die Kunsttheorie es Frühmittelalters ja doch die Grundsätze der Antike weiter trahiert habe, n der ausübenden Kunst gingen dennoch — und das ist das Entscheidende — ie Wege anders, und Wolff-Petersen geben selber zu, daß der christlichen Epoche die innere Bindung auch der neuen Kräfte gelungen war, wenn auch hre Einstellung es hindert, sie als voll gelungen anzusehen. Der moderne Mensch ist nun wieder der Zwerg, den seine ererbte Kultur erdrückt und der vieder nach Wegen sucht, ihre primitivere, leichter zu tragende Form wieder herzustellen. Aus diesem Drange kommt, wie zum Teil der Expressionismus, so das Buch Wolff-Petersens, und was den ersteren mit der Frühgotik, das verbindet das zweite mit dem Griechentum. Wenn man in diesem Zusammenhange ein Johanneswort gebrauchen darf, so möchte ich sagen, es komme darauf an, den Satz ‚Und das Wort ist Fleisch geworden‘ richtig zu verstehen. Die echte Kunst läßt das Wort, den Geist, Fleisch, Gestalt werden, einen Leib annehmen. Die Moderne im üblen Sinne charakterisiert sich dahin, daß sie den Geist ausgetrieben hat, das Fleisch ist übriggeblieben. Wolff und Petersen fühlen das und biegen im Eifer des Reformierens, treu dem psychologischen Gesetze jeder Reform — um nicht das böse, leicht mißverständliche Wort ‚Reaktion‘ zu gebrauchen — zu weit nach der entgegengesetzten Seite und möchten, wenn es möglich wäre, das Fleisch gänzlich verschwinden lassen oder es doch nur wie in einem Schemen zu seinem Rechte oder vielmehr Unrechte kommen lassen. Sowenig es aber heißt, daß das Wort aufgehört habe, Wort zu sein, als es Fleisch wurde, so wenig kann das Umgekehrte statthaben. Die Wahrheit, das Rechte liegt genau da, wo sie das Evangelium — seinerseits für einen heiligen Bezirk — festlegt, nicht rechts davon und nicht links. Und so liegt sie auch hier nicht bei den Modernen* und nicht bei Wolff-Petersen, sondern zwischen ihnen. Aha, also Kompromißlerei? Je nun, der Mensch ist sozusagen selber ein Kompromiß von Leib und Seele, und ohne das wäre eine Kunst nicht einmal denkbar. Niemand hat uns das klarer gemacht als Martin Deutinger. Wer gnostisch sieht, wird das freilich nie zugeben. Und doch ist die Kunst etwas Geistleibliches, und man raubt ihr nie ungestraft eines von beiden auch nur zum Teil. Ihre Aufgabe ist es, die schwankende, haarfeine Linie einzuhalten, die beiden gibt, was jedem zukommt. Das wird dem Künstler

* Von Gestern, denn die ‚Atonäler‘ berühren sich mit Wolff-Petersen.

um so sicherer und besser gelingen, je besser es ihm und seiner Zeit gelungen ist, ihren Leib mit ihrem Geist in die rechte, ich möchte sagen naturgesetzliche Harmonie zu bringen.

Von hier aus ergibt sich die tiefere Ursache für die Entwicklung, wie der oben angeführte Satz sie schildert. Daß ‚die Erzeuger der Musik mit ihren Ausführern und Empfängern in den heiligen Chören-Hallen der kirchlichen Epoche eine menschliche Geschlossenheit des Adels und der Begeisterung bildeten', lag daran, daß hier die Harmonie des Leiblichen und Geistigen, des Außen und Innen, Oben und Unten in einem bisher noch nicht wieder erlebten Grade des Gleichgewichtes hergestellt war. Verließ man diese Mitte, so blieben noch die beiden Gegenpole zur Erprobung übrig, und es war naturgemäß, daß der Realismus der Gesellschaft (Renaissance) unvermittelt in den weltfremden Idealismus des Persönlichkeitskultus (neueste Zeit) umschlagen mußte. Bezeichnet man die Zeit des Mittelalters (Kirche) als die eines idealen Realismus, so wird einmal klar, wie gerade hier eine Spannung lag, die wie keine andere der Musik wie jeder Kunst günstig sein mußte, wird zum andern klar, wie es möglich ist, daß neben der ‚vergeistigtsten' Kunst unserer Tage der krasse Materialismus der Tanz- und Operettenschlager stehen kann, weil dieser etwas gibt (freilich in geiler Einseitigkeit), was die ernste Kunst schuldig bleibt. Jede Einseitigkeit weckt eben das Verlangen nach ihrem Gegenteil. Dabei soll nicht verkannt bleiben, daß sich dergleichen auf dem Papiere reinlicher scheiden läßt als in der Wirklichkeit und daß die drei Strömungen zu jeder Zeit auch ihre Kreuzungen aufwiesen, in einzelnen Künstlern, Kunstrichtungen, wobei auf der Hand liegt, daß derlei Kreuzungen zu keiner Zeit häufiger und verwirrender waren als in der unseren. Wir sind eben am Endpunkte des Kulturbruches, den der Mensch des Abendlandes am Ende des Mittelalters vollzog; die Sonne ist fort, und die Irrsterne und Kometen haben das Feld, des Meisters harrend, der sie wieder in ein neues Sonnensystem reiht.

Sieht man das — wir kehren zum Ausgangspunkte zurück —, dann sieht man auch, daß man nicht die Dinge, sondern die Menschen verantwortlich machen muß für das, was in Dingen der Kunst im Guten oder Bösen vorhanden ist. Man wird alsdann niemals dazu kommen, mit Wolff-Petersen in der Harmonie etwa den Asmodäus zu sehen, der einen Raphael brauchte, ihn in die Wüste von Oberägypten zu bannen. Die Harmonie ist in sich weder gut noch bös, aber sie kann natürlich genau so gut entarten, wie die Melodie der — Griechen auch entartet ist. Wie die älteste Malerei aller Kulturen nur Linie und Fläche kennt und die Perspektive erst später dazu gewann, so kannte die Musik ursprünglich nur Melodie und Rhythmus und gewann später die Harmonie dazu. So ist die Harmonie ein Mittel genau wie ihre beiden Schwestern, ein Mittel, dessen Wirksamkeit, auch im Guten, selbst heute, nach vielen Jahrhunderten, noch nicht verbraucht ist. Verbraucht vielleicht in der Form, wie wir sie heute kennen. Man soll eben nicht das Mittel zum Zwecke machen, aber

uch nicht wegen dieser verderblichen Möglichkeit das Mittel verwerfen. Herr bleiben über die Mittel, das ist die Aufgabe; entweder haben wir ie Dinge oder die Dinge haben uns. Sind wir Herr, so sprechen die Dinge as aus, was wir wollen, tausendfältiges und immer neu und anders, wie edes Wollen jedes Menschen wieder neu und anders gefärbt ist; sind die Dinge Herr, so sprechen sie aus, was sie können — nichts. Das Wort vom Abschleißen der Harmonie hält also nicht stand. Auch deshalb nicht, weil nan das vom Rhythmus und der Melodie genau so gut sagen könnte. So ämen wir also zu dem Ergebnis, daß, weil der Mensch die inneren und ußeren Bindungen verloren hat, sie deshalb auch seine Musik verloren hat.

Die nachgriechischen Mittel der Musik hätten also geradesogut aufnahmefähige Träger eines Ethos sein können, wie die der Griechen selber. Zum Teil wird das ja von Wolff-Petersen sogar noch für die Zeit der Niederländer zugegeben, bei denen die Harmonie der Tat nach doch wirklich schon vorhanden war, wenn auch — was erst noch zu erweisen wäre — vielleicht als unbeabsichtigtes Ergebnis.

Es ist auch wohl klar, daß in Worten genau so viel Gemeinheit stecken kann als in Tönen, woraus wiederum hervorgeht, daß der Messias der Töne nicht, wie Wolff-Petersen meinen, das Wort sein wird. Vielmehr heißt der Erlöser beider ‚Mensch‘, jener Mensch, der neben der künstlerischen Hochbildung jene Höhenlage des Geistes und des Willens wiedergewonnen hat, die ihm gestattet, den Dunstkreis der Dinge erneut zu verlassen und über ihnen zu stehen.

Danach erledigt sich alles übrige von selber. Es sei aber gestattet, aus dem weiteren Verlauf des Buches noch etliche herausstechende Einzelheiten, die die Sache klären können, hervorzunehmen und zurechtzubiegen.

Es ist ein Widerspruch, der freilich bei Wolff und Petersen nicht verwunderlich ist, wenn sie sagen, es sei genau so unsinnig, zwei, drei Melodien zugleich zu singen (wie es in der polyphonen Musik geschieht), als etwa zwei Gedichte gleichzeitig zu rezitieren oder zwei Gemälde in eins zu malen, wobei denn einmal übersehen ist, daß man Teile des einen nicht mit dem Ganzen des andern vergleichen kann, solange die Gesetze der Logik noch gelten sollen, und daß zum zweiten, so sehr alle Künste in ihrem Grunde zusammentreffen, sie sich in ihrer Ausgestaltung eine von der andern keine Gesetze vorschreiben lassen, sonst könnte man schließlich sagen, es sei ein erheblicher Mangel, daß man ein Gedicht nicht blau anstreichen könne. Wäre alles, was in der einen Kunst möglich ist, auch in der anderen möglich oder gar nötig, wozu dann noch ein Unterschied? Dennoch, obschon Wolff und Petersen aus dem oben angeführten Grunde die Polyphonie als etwas in sich Unmögliches erklären, sind sie der Ansicht, daß die Polyphonie der Altniederländer, eben weil sie radikaler polyphon ist oder zu sein scheint als die Palestrinas und Lassos, höher zu werten sei als die der beiden Musikfürsten. Dabei steht aber fest, daß die Reform Palestrinas, vielleicht besser gesagt die des Tridentimums, gerade aus einer größeren Ehrfurcht vor dem

auch von Wolff-Petersen so hoch gehaltenen Worte floß.* Überhaupt erweckt es stärkstes Mißtrauen, wenn man sagt, man habe sich die Tondenkmäler der Renaissance und des Mittelalters durch einen geeigneten Chor vortragen lassen (Vorwort). Es kann sich da nur um ein typisch dilettantisches Experiment gehandelt haben, wenigstens für die Tondenkmäler des frühen Mittelalters, bei denen man sich noch nicht einmal über die Lesarten unbedingt einig ist, ganz davon abgesehen, daß auch die Fragen der Aufführungspraxis noch der entscheidenden Lösung harren. Es sind auch andere mit Wolff-Petersen der Ansicht, daß die vorpalestrinensische Musik den Höhepunkt der Musik des Mittelalters bedeute (siehe das Karlsruher Experiment, worüber Dr. Ludwig in der Zeitschrift für Musikwissenschaft berichtet, ‚Musik des Mittelalters in der Badischen Kunsthalle, Karlsruhe'; 5. Jahrgang 1923, Heft 8, S. 434 ff.). Ob sie recht haben, wird sich nach gegebenen Voraussetzungen erst durch den Augenschein, oder, um mit E. von Hartmann richtiger zu reden, nach dem Ohrenschein entscheidend beurteilen lassen. Nach der Vorliebe für diese Art von ‚rücksichtsloser' Polyphonie sollte man eigentlich erwarten, bei Wolff und Petersen eine innere Verwandtschaft mit den heutigen ‚Atonälern' zu finden, die sich auch um den Zusammenklang nicht scheren. Das ist aber durchaus nicht der Fall, vermutlich deshalb nicht, weil sie in dieser Art von Rücksichtslosigkeit ein Zersetzungsprodukt der Harmonik sehen, während es sich in Wirklichkeit um eine Abwendung von der Harmonik handelt.

Wenn man auch unbedingt zugibt, daß die harmonische Wassersucht die Musik von innen her ausgehöhlt hat, so darf man doch nicht übersehen, daß mit Beethoven, bei dem unsere Autoren den endgültigen Bruch der Dämme sehen, auch die ersten Zeichen einer Bachwiederkehr sehr deutlich wahrzunehmen sind und daß der Durchbruch zu Bach, den sie doch den letzten christlichen Musiker nennen, grade durch den von ihnen am schärfsten verurteilten Reger geschehen ist. Reger glaubte sich sogar rühmen zu können, keinen Akkord geschrieben zu haben, der nicht auch bei Bach zu finden sei.**

Daß die Romantiker der Musik etwas Bürgerlich-Beschränktes an sich haben, ist sicher gut beobachtet. Um so mehr hätte da ein klareres Fühlen für die Größe Bruckners erwartet werden dürfen.

Bruckner ist das exemplum ad hominem, daß die Harmonik erlösungsfähig ist, daß nicht die Harmonik das Schicksal des Menschen zu sein braucht, daß ihr der Mensch vielmehr sein Gesetz aufzuzwingen vermag. Bruckner hat die Harmonik aus dem Venusberge Wagners heraus in den Stand der Unschuld wieder übergeführt, und das im wortwörtlichsten Sinne.

* Unbegreiflich ist es geradezu, wie man in Palestrina den überwiegenden Harmoniker und in Lasso den überwiegenden Polyphoniker sehen kann (S. 88 f.), während das offensichtliche Gegenteil der Fall ist.

** Mit dem Durchbruch zu Bach ist mehr gemeint als die bloße Repristinierung Bach'scher Formen, von der auch Wolff und Petersen sprechen, um danach die nackte Behauptung aufzustellen, daß es nichts gewesen sei.

Sie bleibt in all ihren Würden und Prächten, aber sie dient einer neuen, anderen Welt, sie hat die Taufe Kundry's erhalten. Wie sehr das Wolff und Petersen übersahen, erhellt zu deutlich aus der Art, wie sie all die äußerlichen Schlagworte säuberlich wiederholen, die von Hanslick dem ersten bis auf Hanslick den letzten gegen Bruckner aufgebracht wurden. Fühlten sie nicht, wie billig das ist? Und daß man das durch die wohlwollend gönnerische Art, mit der sie von ihm sprechen, nicht wett macht, vielmehr noch verschlimmert? Bruckner, Reger und auch Pfitzner müssen dafür büßen, daß sie nicht ins System passen.

Schließlich und zu allerletzt sei noch ein Satz angeführt, der auf die Mentalität — man muß schon dies Fremdwort gebrauchen — von Wolff und Petersen ein helles Licht wirft. Es heißt auf Seite 231 f.: „Hier sei auf die viele Beobachter befremdende Tatsache hingewiesen, daß keiner der großen Musiker der Neuzeit irgendwie menschlich das gemeine Maß überragt, daß viele zur Welt des Geistes überhaupt keinen Zugang hatten, viele — und hier sind, wie jeder zugeben muß und wie auch allgemein zugegeben wird, Beethoven und Wagner nicht auszunehmen — in wesentlichen Punkten des einfach selbstverständlichen Anstandes keineswegs einwandfrei, einige als Charaktere wie als geistige Persönlichkeiten undurchgebildet, menschlich völlig belanglos waren. Solange sie wie Bach von geistiger Luft oder wie Mozart von der Anmut einer gehaltenen Gesellschaft umschlossen sind, stehen sie als sichtbare, aber keineswegs besondere Verkörperungen im noch erfüllten Raume. Seit es einen tragenden Grund gemeinsamer Geistigkeit nicht mehr gibt, enthüllt sich am Musiker selbst nicht minder als an seiner Wirkung das Fehlen jeder gestaltenden Macht der harmonischen Musik. Sie ist nicht, wie die griechische Musik, trächtig von formenden und gestaltenden Kräften, vermittelt dem Musiker keine Antriebe zur geistigen Durchdringung seiner selbst."* Von dieser da behaupteten Fähigkeit der griechischen Musik haben wir keinerlei Beweise und dürfen sie daher wohl auf sich beruhen lassen. Daß aber der Bach der chromatischen Fantasie, der Matthäuspassion und der hohen Messe im Grunde nur eine — sagen wir's deutlich — von Musik aufgepumpte Gummipuppe ohne weiteren Inhalt und Gehalt gewesen sei, das zu behaupten kann nur verstiegenster Intellektualismus fertig bringen. Da ist denn wohl die schlichte Frage erlaubt, ob man wirklich glaubt, es sei in einer Sinfonie Beethovens oder Bruckners weniger Kulturgehalt als etwa in einer Dissertation über den mittelalterlichen Stabreim

---

* Im geistigen Zusammenhang damit steht der Satz auf Seite 163 „Jede andere Kunst bedarf zur Darstellung des entseelten Menschen immer noch der Mittel des technischen und artifiziellen Könnens und distanziert dadurch den Gegenstand von den Anschauenden. Hier aber bedarf es nur der Verwendung abgebrauchtester, also jedem Griff bereitliegender Harmonien, die etwa mit ordinären Reizhaftigkeiten aufgebläht werden'. Man sieht freilich nicht klar, ob das nur auf Operettenmelodien und Kabarettgassenhauer gelten soll, oder ob es allgemein gesagt ist.

oder auch in einem Buche über das Schicksal der Musik? Geht die Arbeit und die Selbstverleugnung, die dazu gehört, auch nur des Handwerkzeuges für die Komposition habhaft zu werden, spurlos an der Seele vorüber? Freilich Beethoven schrieb in seinen Briefen keine reine Orthographie, dafür in seiner Musik eine soviel reinere. Genügt das nicht zum Ausgleich? Und ob Beethoven nicht das gemeine Maß als Persönlichkeit überragte? Allein das sogenannte Heiligenstädter Testament ist eine Eroica der Selbstbezwingung.

Man könnte noch eine gute Weile so fortfahren, aber das Erwähnte genügt wohl, um ein Bild davon zu geben, wie den Verfassern die Brille, durch die sie alles sehen, arg vieles in arg verzerrter Form auf ihre geistige Netzhaut wirft und ihnen Richtiges mit Falschem seltsam verfilzt und vermischt. Wo sie Harmonik und Stoßtaktrhythmus (auch dazu wäre noch Berichtigendes zu sagen) sehen, da sehen sie Verfall. Hätten sie recht, so brauchten wir nur abzulegen, was uns nach der Antike an Mitteln zugewachsen ist. Es ist aber ein arger Irrtum, zu glauben, wir bekämen mit den Mitteln der alten Griechen auch wieder deren Ethos zur Hand. Gewiß brauchen wir ein neues Ethos, das aber ist auf einem ganz anderen Wege zu gewinnen. Schon die Griechen selber wußten (die Erkenntnis steht irgendwo bei Aristoteles), daß man die Menschen und nicht die Verfassungen änderen müsse, wenn man in bessere Zustände kommen wolle. So kommt es auch hier nicht darauf an, die Verfassung der Musik zu ändern, sondern den Menschen in eine andre Verfassung zu bringen. Nicht das Auslassen dieses oder jenes Tones, nicht die Ablehnung der Harmonie macht das gesunde Ethos aus, vielmehr liegt darin nur der zufällige, gerade den Griechen eigene, äußere Ausdruck eines solchen. Das Ethos selber ist in sich etwas von diesen Dingen so Unabhängiges, daß es sich auch in ganz anderen Formen hätte aussprechen können. Wie die Menschen auf der weiten Erde den einen Inhalt, den wir mit dem Worte ‚Gott' bezeichnen, auf die verschiedenste Weise benennen und dabei doch, soweit ihr Gottesbegriff ein reiner ist, dasselbe meinen, so daß wir nicht das Recht haben, zu behaupten, nur die vier Buchstaben G-o-t-t sagten den Inhalt für uns Menschen genügend und mit dem richtigen Ethos aus, so wenig dürfen und können wir sagen, daß dieses oder jenes musikalische Mittel allein das rechte Ethos habe oder der Träger eines solchen sein könne. Nicht das Mittel in sich ist die Hauptsache, sondern das, was der Mensch aus Eigenem dazu tut, ist das Wesentliche und Entscheidende. Die Mittel sind für den jeweiligen Bezirk der einzelnen Künste meist Sache der Gewohnheit, ihre Gestaltung und Erfüllung ist Sache des Menschen. Wohl ist die Gewohnheit zu achten, weil sie ethosweckend ist (man wird z. B. nicht statt einer Orgel ein Klavier in die Kirche setzen), sie ist aber nicht ethosweckend aus sich, sondern weil ihr die Kraft dazu aus dem Geiste einer früheren Menschheit zufloß. Gerade der schon erwähnte Umstand, daß die Lehre vom Ethos der Tonarten bei den Griechen Schwankungen aufwies, zeigt, daß auch sie

im tiefsten Grunde fühlten, daß das entscheidende Letzte hier nicht zu suchen sei.

Wohl, ich weiß, es gibt auch Stellen in dem Buche von Wolff-Petersen, wo diese Einsicht wie absichtslos und träumend aufsteigt, aber sie wird nicht festgehalten und noch weniger zum Richtpunkt des Ganzen erhoben.

So sehr man darum ihrem Grundgedanken zustimmen muß und so sehr diese Zustimmung in manchem selbst bis in die Einzelheiten geht, im ganzen genommen werden sie mit ihrem Buche die Lösung der brennenden Frage auch nicht bringen, und der spenglerisch-pessimistische Ausgang wird am allerwenigsten geeignet sein, das zu entbinden, was der Musik not täte — ein Ethos, das wieder Ordnung, Gesetz und Bindung brächte.* Gewiß ist der Optimismus eine billige Sache, wenn er weiter nichts ist als Ausdruck einer Nach-Diner-Stimmung, haltlos wie der blaue Rauch der dabei gepafften Importe. Doch hat der Pessimismus vor diesem nichts weiter voraus, als daß ihn müde Geister geschmackvoller finden, sonst — Verzicht bleibt Verzicht. Wir kennen aber noch eine andere Art von Optimismus. Wenn man daher auch soweit ginge — und man kann soweit gehen —, ein gewisses, mehr oder weniger radikales Abrücken von dem rein materiellen, ererbten und erdrückenden Reichtum musikalischer Mittel für die nächste Zukunft als nötig zuzugestehen, so könnte das doch nur so gemeint sein, daß man auf diese Weise Raum gewänne zu einem Anlauf, um der Mittel wieder oder auch endlich einmal wirklich Herr zu werden. Dieser Anlauf selber wird aber immer nur ein Werk des Optimismus sein können; eines Optimismus, der sich mit dem Geistesmanne von Tarsus zu der Ansicht bekennt, daß Gott die Völker heilbar erschaffen habe.

* Wieweit sich Anzeichen dafür heute schon finden, sei hier nicht weiter erörtert.

Der ungerechte Rechtsanwalt
Von O. Berneder

(Fortsetzung.)

Über frischgefüllten Gläsern stieg nach der Rede des Kommerzienrats die Unterhaltung auf, wetteifernd mit dem Lichtgefunkel, welches über die leisgewölbten Spiegel des feuersatten Weines flirrte. Dort und da wurden die bedeutsamen Aussprüche des Kommerzienrates berührt, aber nur mit allgemeinen Äußerungen, gleichsam mit den Fingerspitzen, weil es sich nicht geziemt, ein Festgeschenk gleich unter den Augen des Spenders abzumustern wie ein gekauftes Ding. Auch stand ohne Zweifel dem jungen Rechtsanwalt das erste Wort zu der gewichtigen Rede zu. Der wollte auch nicht lange zögern, es zu sprechen. Er würde sie mit dem Entschluß der großen Tour überraschen und sein Amt dadurch grandios inaugurieren. Um seine Ruhe zu prüfen, tauschte er noch einige Freundlichkeiten mit seiner Braut, so wie man in der Umspannung eines geruhsamen Dinges das Zittern seiner Hand nicht nur erfahren, sondern auch stillen kann, und wollte sich dann erheben.

Doch siehe, es kam anders. Zwar lag die Erwartung einer neuen Rede zum Greifen deutlich in der Luft; man erkannte sie auch an der offiziellen Haltung, mit welcher die Gäste in den Klubsesseln saßen, die doch sonst die verkörperte und gepolsterte Einladung zur Lässigkeit sind. Aber als sich der Rechtsanwalt eben zur Braut wenden wollte: Entschuldige mich, mein Lieb, ich muß jetzt reden, da wurde seine Wendung geschwind noch aufgehalten. Es hatte einer ans Glas geläutet, davon schaukelte ein Tönezweiglein durch den Saal, und da solches gemeiniglich das Vorzeichen einer Rede ist, sah sich der Rechtsanwalt um. Richtig! Einer vom Klub war aufgestanden, sein Duzfreund, und sprach bereits. Mit dem Lächeln eines vorausgewußten Wohlgefallens horchten sie auf. Die Vorbereitung war jedem Wort des Sprechers anzumerken. Seine Gedanken kamen nicht wie beim Kommerzienrat im Reisestaub, der ihre plötzliche Ankunft verriet, sondern gleichsam wohl gebadet und geölt. Die Zuhörer gaben sich mit ästhetischer Befriedigung den geschmeidig schönen Wendungen dieser Rhetorik hin.

Inzwischen hatte auch der Rechtsanwalt seine Aufmerksamkeit wiederhergestellt; gerade im rechten Augenblick, denn der Redner lenkte soeben in überraschende Gedankengänge ein: ‚Und da neue Leistungen, die wuchtigen Schrittes in die Wohnräume des Verdienstes eintreten, stets auch jene Ruhmestaten aufwecken, die von früher darin schlafen; und weil ein neubestiegener Gipfel dem Helden der Hochtouristik immer auch die alten Gipfel wieder zeigt, die er einst erobert, aber im Tale drunten aus den Augen verloren hat: darum erinnert sich heute der Klub mit Recht an die ruhmreichen Tage, da er in seine Geschichte die an Zahl und Größe gleich unerhörten Gebirgssiege unseres verehrten Rechtsanwaltes schreiben konnte.

Mit unvergleichlicher Kraft hat unser Held das juristische Eis dieses festgefahrenen Prozesses und zu gleicher Zeit das politische Eis gebrochen, das den Klub so sehr behinderte; der demokratische Gedanke wird künftig freies Fahrwasser haben. Nun laßt uns aber auch den Eisbrecher der Berge nach Gebühr erheben! Nicht auf den Gipfel des Ruhmes, denn er hat ihn bereits inne. Auch nicht bloß zur Würde unseres Klubvorstandes, denn dieser Punkt ist wohl hoch gelegen, bietet aber rundherum nur die Aussicht auf Arbeit. Wir erheben, schlage ich vor, den Herrn Rechtsanwalt auf die Höhe unserer Dankbarkeit! Man sagt, unter Menschen sei das eine selten erreichte Höhe. Herr Rechtsanwalt, sie ist Ihnen angeboten! Steigen Sie mit Zuversicht hinauf; Sie werden von dort die beste Fernsicht haben, die es auf Erden gibt, Sie werden in lauter Freundesherzen sehen. Und lassen Sie dies dann Ihre letzte Hochtour sein! Sie sind jetzt der Feldherr unserer Kämpfe und müssen sich uns erhalten. Und wenn Sie erst ehelich geworden sind, werden Sie von einem Bande, das noch stärker, süßer und verbindlicher als Freundschaft ist, an die ungefährlichen Striche der Welt gefesselt sein.'

Der Sprecher holte sich für dieses zartfühlende Wort, das sich unter den mannhaften übrigen Worten nicht ganz heimisch zu fühlen schien, einen warmen Blick des Dankes von der Braut. Das war ein Aufleuchten des Auges, wie wenn soeben eine große Sorge aus ihrer Seele hinausgeschlüpft wäre und im Türaufgehen dieses Licht herausgelassen hätte; strahlend erleuchtet mußte diese Seele sein. Dagegen vermochte der Redner in der kurzen Pause, die er ließ, dem Rechtsanwalt nicht das geringste Zeichen von Zustimmung oder Widerspruch abzusehen. Der saß gesenkten Hauptes und verdeckte mit herabgelassenen Lidern das Geheimnis seiner Tour, die nach solchen Worten erst recht eine blendende Überraschung werden mußte. Hinter dem verborgenen Beschlusse aber verbarg sich auch eine lebhafte Genugtuung darüber, daß sie ihn von hochtouristischen Wagnissen inskünftig entbinden wollten, denn es schien ihm selbst nicht ratsam, mit soviel Glück und Zukunft in der Tasche noch öfter in die gefährlichen Berge, sozusagen unter die Räuber zu gehen.

Nicht seiner Worte, wohl aber seiner Sache ein wenig unsicher, setzte der andere seine Rede fort. ‚Damit Sie nun, Herr Rechtsanwalt, einen greifbaren Ausdruck unsres Dankes in die Hand bekommen, und damit Sie ein Symbol besitzen mögen, davon Sie lebenslänglich an Ihre Siege erinnert werden, nicht nur an die Siege, die Sie über unsere Berge, sondern auch an jene, die Sie über unsere Herzen davongetragen haben, und zwar beide in einer Häufung, die schlechthin Rekord genannt werden muß; zu möglichst sinngemäßer Aussprache all dessen haben wir uns auf einen Gedanken geeinigt, Herr Rechtsanwalt' — einem Wink zufolge reichte man dem Redner einen Gegenstand herzu. Er schien der angekündigte Gedanke des Klubs zu sein, war übermäßig lang von Gestalt und dabei sehr schlank, so daß man ihn nach seiner Dicke ebensosehr für

einen Stock halten konnte wie nach seiner Länge für keinen. Der junge Klubmann ließ ihn ein paar Augenblicke über der Tafel schweben; wie der Balken einer Schicksalswage begann sich das Ding in seiner Hand zu wiegen. Dann faßte er es oben, löste die Umhüllung und ließ sie in denselben sorglichen Spiralen, in denen sie herumgelegt worden war, feierlich langsam niedergehen; gemächlich kreiste der Stab im lockeren Griff seiner Finger.

Der Rechtsanwalt hatte längst vergessen, seine Augenlider über sein Geheimnis zu halten, und sah dem zierlichen Vorgange zu. Einen Augenblick kam es ihm vor, da werde eine Birkenrute geschält, wie er's in den Bergen beobachtet hatte; weiß der Kuckuck, wem zur Züchtigung! Er verjagte den närrischen Einfall und erzwang einen besseren: war das nicht wie die Enthüllung einer Siegessäule! Hah, nein! Er begann zu erkennen und brauchte keine Bilder mehr, denn das Bild der Schönheit, zu dem sich der Stab entrollte, war sich selbst genug: nachtschwarzes Ebenholz, von Härte funkelnd, wie Kohle und Eisen durcheinander; was konnte es geben, das der nicht vertrug? Drei Mann brachen den nicht entzwei! Und jetzt, ei was, Gold, ringrundes Gold fuhr um die Schwärze herum, wie das Sternengold die gewölbte Finsternis der Nacht umfährt; ein breiter goldener Ring umfaßte den Stab. Köstliches Spiel der Stoffe zu einander! Und dann wieder makelloseste Dunkelheit; eine Rabennacht aus der gelben Seide der Hüllen herniederquellend. Und noch einmal ein Ring! Wie? Eine Schrift darauf? Sie bedeuteten mehr als Verzierung? Ei, dann konnten sie nur, welch feiner Gedanke, seine Siege zu Berg bedeuten. Und noch zwei Ringe mußten dann erscheinen. Rascher kreiste der Stab und rollten die Bänder ab. In der Tat, ein weiteres Paar sprang funkelnd in goldenem Übermut aus den Windeln. Jetzt lagen die Hüllen am Boden, der Stock war frei und blank und drehte sich nicht mehr, ließ sich nur hochaufgerichtet bewundern. Es war ein mannshoher Bergstock, ebenso kräftig von Gestalt wie edel von Verhältnis und kostbar von Stoff; der Fuß verschwand in einem scharfgespitzten stählernen Schuh, der ungewöhnlich stark, aber doch nicht plump geschmiedet war.

‚Sehen Sie, Herr Rechtsanwalt,‘ fuhr der Sprecher fort, ‚das ist die Gestalt des Gedankens, auf den wir uns geeinigt haben; ich hoffe, er ist richtig von mir — entwickelt worden. Der Erfindung nach ist es übrigens Ihr eigener Gedanke, denn Sie hatten die reizende Gewohnheit, das Tagebuch Ihrer Siege mit dem Messer in den Bergstock zu schreiben. Und da Sie ohne Zweifel eine jede dieser Gipfelkerben in goldener Erinnerung haben, so hielten wir es für sinnig, die Goldenheit auch äußerlich zu vollenden. Empfangen Sie jetzt, Herr Rechtsanwalt, das Zeichen Ihrer stolzen Vergangenheit! Und haben Sie die Siegeskerben bisher in Ihren Bergstock eingeschnitten, so ist nun die Zeit gekommen, daß Sie sich an besserem Holz versuchen, an königlichen Szepterstäben! Schneiden Sie kühn und tief, daß keine Ringe von Gold die Szepterwunden wieder heilen

können! Fürchten Sie nichts vom Zorne des Thronfolgers! Der Klub in Ihrer Hand ist Macht genug, um ihn zu verlachen. Aber die Zuneigung dieses Menschen sollen Sie fürchten! Er ist heute ein Teufel, der Ihnen die Hölle, und morgen ein Engel, der Ihnen den Himmel verspricht; in jedem Falle aber ein Satan der Intrigue!'

Der Rechtsanwalt gab ein kleines Lächeln zu sehen, als verzeihe er dem Freunde soeben eine bedeutende Ungereimtheit. Er gehörte zwar zu denen, die so obenhin und gleichsam aus rubrizistischem Bedürfnis noch an Teufel glauben, indem sie sehen, daß es Menschen gibt, die man nur Teufel heißen kann. Doch schien er ein so wahnsinniges Stück von Anfreundung, wie es der Redner für möglich hielt, nicht einmal dem obersten der Teufel zuzutrauen.

Die Rede neigte sich der schwungvollen Schleife des Endes zu. ,Und nun zum letzten Mal, Herr Rechtsanwalt, ergreifen Sie das Insigne Ihres Amtes und handhaben Sie wie diesen Stab auch uns! Verschmähen Sie die Stütze nicht, die wir Ihnen als Stab zu bieten vermögen! Vertrauen Sie unserer Einigkeit; wir werden uns nicht zersplittern, sind all aus Männerholz! Und übers Ganze halten Sie uns in der goldenen Kraft Ihres Wesens doppelt fest zusammen! So denn Glück auf zur Führerschaft! Zu jeglichem Weg und Fortschritt, den Sie machen! Und wo Ihr Fuß ist, wird auch Ihr Stab sein, der Klub; wir freuen uns des Miteinandergehens! — —

Doch ehe man sich auf den Weg begibt, ist unter Brüdern ein Trunk der Treue hergebracht. Erheben wir, was auch auf Bergen wuchs! Ein König der Berge finde sich zum andern! Hoch der Sieger auf dem Friedhorn und der Reccaspitze! Hoch der Erste auf dem Stefen! Hoch der Bezwinger des Karkoren! Unser Präsident lebe hoch!'

Den blitzenden Stab in der Linken empfing er die Obedienz des Klubs. Das Glockenspiel der Gläser sang dazu seinen schwebenden Hymnus. Alle Wetter! So ein Trunk, den dir die Liebe gemischt hat und die Ehre kredenzt, der gießt dich aus mit einem Vollgefühle deiner selbst, als wüchsest du zum Riesen; mit einer Kraft, als wärest du zuvor bloß der Umriß und die hohle Form eines Mannes gewesen und hättest endlich deinen Guß erlebt. — Leicht könnte einer verführt werden, sich der bescheidenen Form zu entledigen und jedermann mit seiner inneren Überlegenheit zu blenden; es hätte einer gar nicht stolzer als der Rechtsanwalt, nur ein bißchen weniger klug sein brauchen, um dies zu tun. Doch während man das Eisen schmieden muß, solange es warm ist, darf man den Guß erst herausholen, wenn er kalt ist. Der Rechtsanwalt behielt seinen Stolz in kühler Fassung; mutig, doch nicht im Übermut wollte er die Macht ergreifen; zu seiner Zeit! Jetzt aber, indem er sich nun doch schon erhoben hatte, das Wort. Er freute sich, zu reden, dieweil der Stab so jung und grad und fest seine erste Wache neben ihm stand.

,Lieber Herr Kommerzienrat! Liebe Herrn vom Klub! Sie haben

schweres Lob gefahren, gar zu schwer, und ich fürchte ordentlich, Sie haben der Wahrheit mir zulieb, wenn nicht das Haupt, so doch die Füße abgefahren. Doch möchte es wenig nützen, dem Fuhrwerk Ihres Rühmens hinterher, wenn es vorüber ist, die Hindernisse in den Weg zu legen, die sich vorher geziemt haben würden; ich habe dieses nun einmal versäumt. Doch treibt mich etwas anderes, sogleich zu reden: mein Dank; denn schnell zu kommen und lang zu bleiben steht ihm gleich gut an; so wie sich die Straßenwässer eilig in die Gleise stürzen, die frischgeschnitten unter dem Gefährte aufgegangen sind. Und mächtig vielen Dank hab ich zu sagen.

Wenn meine Worte dennoch kurz sein werden, so wollen Sie es der komprimierenden Kraft zuschreiben, welche der Hochdruck des äußersten Tatwillens auf die Rede eines Mannes zu üben pflegt. Denn äußerste Werkbereitschaft, das ist die ganze Dankerklärung, die ich Ihnen habe; sie enthält mich selbst, wie ich bin und wie ich werde. Nehmen Sie mich so vorbehaltlos, wie ich den Wirkungskreis empfange, in den ich durch Ihre überraschende Wahl gestellt worden bin! Ich mache mir ohne Rest und Revision die bewährten Strebungen und Ziele zu eigen, denen der Klub unter der kraftvollen Führung unseres verehrten Herrn Kommerzienrates nachgegangen ist. Wir behalten uns vor, dem hochverdienten Expräsidenten zu füglicher Stunde den schuldigen Dank zu bezeigen; aber schon heute kann ich aussprechen, daß er für alle Zukunft der Klassiker unseres Klubes bleibt. Noch lange wird uns seine diplomatische Methode, die den Klub ebenso einflußreich sein wie bedeutungslos erscheinen ließ, nicht nur von der Pietät, sondern auch von den Verhältnissen vorgeschrieben sein. Es hat darum meinen kräftigsten Beifall, die vorgeschlagene Schwenkung ins Touristische demonstrativ zu vollziehen. Augenblicklich ist uns ein schnellgezüchtetes Höchstmaß politischer Harmlosigkeit so nötig wie dem Volk die Impfung, wenn gefährliche Bazillen umgehen, denn der Klub ist dieser Tage nicht so sehr im Gerichtssaale als in der Presse gefährlich stark mit politischer Farbe behaftet worden. Wohl ist der antidynastische Schein, in den man uns bringt, die bewußte Gloriole des Klubs; wir dürfen sie aber nicht offen tragen, denn sie würde unseren Feinden das Haupt, nach dem sie zielen, herausfordernd hell beleuchten. Der Thronfolger würde es am Ende sogar versuchen, die Paragraphen über staatsgefährliche Verbindungen gegen uns zu steuern. Darum gedecktes Spiel! Seien wir wie das Gebirge am Meer. Es blickt in blauer Unschuld über die See und sind doch die Klippen, daran die Schiffe zerbrechen, nur seine heimlich vorgestreckten Krallen. — Über ein zweckdienliches Aktionsprogramm gedenke ich in nächster Bälde eine Sitzung einzuberufen. Ohne daß wir halsbrecherische Touren darin aufnehmen, werden wir einen solchen Fächer von Gebirgsinteresse und touristischer Geschäftigkeit vor der Menge entfalten, daß unser wahres Gesicht vollständig dahinter verschwinden wird.

Ich selber kann von Zufalls Gnaden gerade jetzt ein persönliches Unternehmen, dessen Plan ich schon lang mit mir trage, in die unpolitische

Wagschale des Klubs werfen, und ich denke, sie wird entsprechend geräuschvoll davon aufschlagen. Auch das Schicksal scheint nach dieser meiner Tat zu lechzen, denn es lenkte Ihre Hand auf ein Geschenk, das wie ein Rufzeichen zum großen Werk an meiner Seite steht. Im Jubel dieser schönen Schöpfung haben Sie unbewußt schon meinem Plane zugejubelt und sollen ihn jetzt auch wissen: liebe Herrn, ich werde nochmal eine Hochtour machen, einen Jungfernstieg! Süße Braut, erschrick mir nicht, es wird der letzte sein; ja, ganz gewiß der allerletzte!' Es trieb ihn plötzlich, seine Worte zu verdoppeln, als würden sie von einer zweiten Stimme und mit einer anderen Bedeutung, die sich beide hinter der seinigen verbargen, wiederholt. Unwillkürlich horchte er einen Augenblick der geheimnisvollen Stimme nach, während der Klub an seinen Lippen hing und sich die Spannung durch die angefangene Lösung noch verstärkte. Schnell überwand der Rechtsanwalt die abergläubische Anwandlung und war schon wieder die heiterste Zuversicht: „Ich wüßte dir auch, mein liebes Mädel, etwas Schöneres nicht zu bringen, als so ein Jungfernstieg dich ehren kann. Nach altem Bergrecht empfängt eine Höhe von dem, der sie erobert hat, einen neuen Namen; darin scheinen sie den Bräuten ähnlich zu sein. Du willst mich nun gewiß nicht hindern, daß ich deinen schönen Namen zu Berge trag und sterngleich an den Himmel hefte, daß er sich mit dem Edelweiß, deinem schönen Gegenpart, in die Unsterblichkeit teilen möge?'

Sie ergab sich lächelnd wie eine kapitulierende Stadt, die den Sieger mit Kränzen begrüßt. Aber auch der Sieger kann es nicht ändern, daß viel heimlich weinende Bürger und Gedanken in solch einer Stadt sind, die sich ergeben hat. Vielleicht ist es sogar eine Art von schmerzlicher Lust für ihn.

‚Und Ihnen, liebe Herrn vom Klub, kann ich für das einmütige Vertrauen nicht besser danken als durch eine Klubleistung, von der die Geschichte Kenntnis nehmen wird, und nicht sinngemäßer für die kostbare Ehrengabe als dadurch, daß ich sie frisch vom Empfangen weg zur höchsten Ehre bringe, die ihresgleichen im Blute liegt. Der zierreiche Stock ist rüstig trotz einem, gewachsen für eine große Tat. Sie haben ihn gepanzert wie zu einem Kampf auf Leben und Tod und hätten ihn doch zu nichts weiter bestimmt, als daß er ein vornehmer Eckensteher in meiner Stube sei? Das wäre nicht gut gewesen! Indes, mit einem guten Zufall zusammen werden oft die übelsten Dinge gut: Ihr Stock wird mich begleiten, wenn ich steige. Mein anderer zwingt mich selbst, ihn abzudanken, er ist an seinen Siegesnarben erkrankt. Nicht ohne meine Schuld; ich habe das erste Mal zu tief geschnitten. Meine Freude auf dem Friedhorn ist zu stürmisch gewesen.' Er fuhr sich flüchtig über die Stirne, als wollte er verhindern, daß ein rotbrennendes Zeichen darauf erscheine: Warum sagst du nicht alles? Das ist die Freude einer jungen Liebe gewesen! — Torheit! Was galt ihm jetzt Gewesenes? ‚Ich hatte schon beschlossen, mich mit einem neuen Stocke auszurüsten. Ich muß sicherer gehen als bisher, denn meine Braut will haben, daß ich sicherer komme wie je.' Sie suchten unwillkürlich ein Lächeln an

ihm und fanden es. ‚Auch ist der Clowen ein gar heimtückischer und vertrotzter Bursche.‘

Mit berechneter Nachlässigkeit, als sei sie ihm nur so dazwischengekommen, gab er die Enthüllung seines Zieles. Aber hochgereckt in seiner Seele lugte seine Eitelkeit nach der Wirkung aus. Sie konnte zufrieden sein, der Effekt war fehlerlos. Als fühlte sich ein jeder, geruhsam durch das reizende Wäldchen seiner Rede wandernd, ganz unversehens auf die Schulter geschlagen und stünde plötzlich einer Riesengestalt gegenüber, die er kaum in die Augen bringt, so groß und ungeheuchelt war das allgemeine Erstaunen. Ein unverhohlenes ‚Ah!‘ ging durch die Reihen; es schien des Riesen schwerer Atemzug zu sein. Den Rechtsanwalt aber hob es empor wie auf breiten Fittichen, das schmale Wörtlein, und trug ihn einfach mit sich fort: ‚Ja, liebe Herrn‘ — ein hoher, siegreicher Ton durchschwang jetzt seine Rede —, ‚der Clowen soll und wird es sein, das schwör' ich Ihnen vierfach hier bei diesen goldenen Ringen, vierfach bei den schneeweiß königlichen Bergen, die Sie mir in die Ringe schrieben. Und morgen noch will ich dran. Ich gedenke ihn übermorgen gleichen Schrittes mit der Sonne zu erklimmen. Wir haben ein Wetter von Kristall über uns und ich einen Bergetrieb in mir, wie ihn hundert Sennen mitsamt ihren Herden nicht verspüren. Es wird gelingen, es kann nicht günstiger sein. Und ich will auf dem Clowen einen Jahrtag feiern.‘ Seine Finger glitten ein wenig höher am Stabe herauf und erhoben ihn. ‚Vor sechs Jahren erstieg ich mit einer Sonne, die auf den Tag dieselbe war, das Friedhorn, meinen ersten Ring. Ich bin inzwischen‘ — er setzte den Stock mit Nachdruck nieder — ‚alt genug geworden, um auch des Friedhorns wildem Bruder Clowen gewachsen zu sein, dem letzten der fünf Häupter, die sich solange keinem beugen wollten. Dann werde ich meine Bergfamilie vollzählig haben. Es mögen andere sich eine andere gründen! Unsere Provinz ist gebändigt und erzogen, hat jedes seinen Namen!

Indes, ich eile mir selber vor; der Clowen hat seinen richtigen Namen noch nicht. Wie wäre es, meine Freunde, ich habe Sie auf dem Berge nicht bei mir, und wenn ich stürzen sollte‘ — mit einem Lächeln trug er das Wort vor seine Braut, daß sie sogleich den kühnen Scherz daran erkennen möge — ‚wenn ich vom Siege her geschwind noch stürzen sollte, denn vor dem Siege leistet sich das kein Hochtourist, der etwas auf Ehre hält; da wäre mir und Ihnen dies letzte stolze Namensfest verloren, und ich bliebe meiner Braut im Tode noch verschuldet. Das darf nicht einmal als Möglichkeit geduldet werden, und ich schlage vor, wir antizipieren den Akt; ich denke, wir werden nicht so bald wieder die festliche Bereitschaft dazu haben wie heute.

Füllen Sie also die Gläser zu einer feurigen Taufe des Gletscherriesen! Ihr Stab soll Pate dabei stehen mit all seinen goldguten Vorbedeutungen! Sie aber sind mir Zeugen Mann für Mann: In Kraft unbeuglich gesetzten Willens und in Kraft hellsonnig bewußten Könnens erkläre ich mir die

Clowenspitze für verfallen und kündige ihr den alten freien Namen. Sie halte sich bereit, über zweimal vierundzwanzig Stunden besiegt zu sein. Und wir beschließen in Kraft dieses feierlichen Trunkes: Ihr Name wird Giselaspitze sein!'

Er führte seinen Römer übermütig jauchzenden Geläutes mit dem der Braut zusammen und hörte vorgenießend seinen Sieg um die Tafel läuten. Das war ein Klingen voll Pracht und Ruhe, voll süßer Zukunftsberauschung. Er wird es noch morgen hören. Und den andern Tag; noch auf dem Gipfel wird er es hören. Er würde es noch, hah, warum nicht?, er würde es noch im Grabe vernehmen, wenn es möglich wäre, über zweimal vierundzwanzig Stunden eins zu finden. Er dachte mit lächelnder Seele, wie unmöglich das war.

Er hatte sich gesetzt und dem Mädchen zugewendet: ‚Das Läuten, mein Lieb, mußt du dir merken! So klingen im Clowendorf die Glocken, wenn ich auf der Spitze bin und die Fahne steck. Ich freue mich darauf mit allen Fibern; solch Läuten ist ohnmaßen schön!' Sie sprach: ‚Ich will das Geläute wohl merken, Guido. Nur kann ich immer nicht vergessen: ich war auch einmal in den Bergen und habe so ein Läuten, ganz wie dieses, vernommen. Sie haben mir hernach gesagt, es sei um Hilfe gewesen, weil einer in Felsennot gehangen.' Aus dem Auge klang ihr Ton, und aus dem Tone sah ihr Aug'; es übersetzte eins des andern Sorge. Er aber lachte beides fröhlich hinweg: ‚Mein Mädel, sei mir nicht mädchenhaft! Wenn uns der Zufall stets etwas Vernünftiges zu sagen hätte, dann wäre er wahrlich das vieldenkendste Ding in der Welt; man hätte ihm längst den Professoren- oder Geheimratstitel verliehen.'

Er mischte sich fröhlich unter die Geister. Das Lachen lief wie unerschöpfliches Wellenspiel um das flotte Schiff der Unterhaltung und drohte es manchmal völlig umzulegen. Zuvörderst am Bug aller Lustigkeit und tollen Laune stand der junge Rechtsanwalt. Er war der einzige, der den Sieg, den Ruhm, die Braut besaß und die Zukunft; er war eigentlich der einzige, der tollen durfte. Hah! Nur zu! Die Bahn war frei, das Meer unendlich! Und hatte er einen Tag zuschandengesegelt, stieg er in den Nachen eines neuen. Nur zu, nur zu! Das war die Höhe des Lebens! Und jeder fernere Punkt auf diesem Ozean mußte, wenn er ihn besaß, auch wieder die Höhe sein. Nur zu! Nur zu!

Spät war die Stunde, still und kühl, als er unter einem Himmel voller Sterne im offenen Wagen des Kommerzienrates seinem Hause zufuhr. Beinahe lautlos rollte das Gefährt über die asphaltierte Straßenglätte. Aber auch wenn es viel lärmender gefahren wäre, hätte es die Gedankenruhe des jungen Rechtsanwaltes nicht zu stören vermocht. Eher zerblies der lebhafte Luftzug, der vom Gebirge her strich, die Sterne am Firmament als seine Gedanken. Die hingen schier höher und reicher in ihm als jene am Himmel. Was kümmerte ihn die Nacht darunter, das verdunkelte Gewissen? Will einer Sterne haben, so muß er sich damit abfinden. Des

Menschen Brust hat feine Ritzen wie ein Schiff, da sickert die Schuld herein, du kannst es nicht hindern. Und es verlohnte sich nicht, daß er um jeden Tropfen Sünde zur Wasserschaufel griff, er käme nicht zum Rudern. Und er mußte doch sein Glück in den Hafen bringen. Hei, was besaß er nicht alles! Die Liebe der schönsten Maid! Einen Jungen von Prinzenrang; er würde ihn durchzusetzen wissen! Mit einem Schlag war er der berühmteste Advokat geworden! Und wenn der zweite Schlag gelang, würde er auch der erste Politiker im Lande sein! Und morgen unsterblich gemacht in den Bergen und dann eine trutzige Hochzeit gehalten! Schach dem Thronfolger! Schach dem König! — Verschwenderisch gehäuft, ohne Zwang und Ordnung blitzten die Gedankensterne auf in ihm; stets für sich selber glühend warfen sie ein kaltes Licht, wer immer es war, auf den es fiel. Der warme, gute Mensch in ihm stand im Begriffe, gänzlich auszukühlen, und seine Seele fror inmitten des heißen Blutes.

Sie fuhren über den großen Platz. Mit fühlbarer Stärke drang der kühle Nachthauch der Berge da herein. Er hatte sich unterwegs mit einem Schnellzug zusammengesellt, der sich gleichfalls der Hauptstadt entgegenwarf, und trug ihm zuvorkommend das dumpfrollende Geräusch der Räder voran. Seltsam deutlich und nahe! Gern horchte der Rechtsanwalt dieser kraftstrotzenden Musik hin. Bedeutete ihm das Lied auch heute noch nichts, so ging es ihn doch morgen an, denn es war der Schnellzug aus dem Gebirge.

Und wenn er schon heute ein Geschick für ihn trüge? Man konnte es nicht behaupten und nicht leugnen. Es stand nur das eine fest, daß der Schnellzug einen Brief für ihn brachte. Und wenn der Lärm, in dem er ihn dahertrug, nach der Bedeutung des Briefes bemessen war, dann mußte der die lautlos fahrenden Gedanken des Rechtsanwaltes an Bedeutung himmelstürmend übertreffen.

V.

Die Sonne hält viel zu sehr auf Pünktlichkeit, als daß sie sich im Kreise ihrer Sterngesellschaft je so lang verplaudern möchte wie der junge Rechtsanwalt die Nacht zuvor bei seinen Freunden. Sie ist auch viel zu ernst und nüchtern, als daß sie sich einmal an den süßen Weinen, die sie aufzieht, einen schläfrigen Kopf anzechen wollte wie eben derselbe Rechtsanwalt. Darum hatte sie, als er den Tag begann, beinah' schon halbes Tagwerk hinter sich. Die Uhr schien sich heute noch extra zu beeilen, um ihren Herrn, wenn er kam, mit der Größe seiner Verspätung möglichst ins Unrecht und in Schrecken zu setzen. Wohlberechnet, als er eintrat, hob sie zu schlagen an und stellte ihm mit melodischer Überzeugungskraft vor, daß sie an diesem Tag bereits zehn Stunden Wegs gegangen sei. Der Rechtsanwalt nahm ihre Leistung mit enttäuschender Gleichgültigkeit zur Kenntnis und holte sich mit nicht viel größerem Interesse die Frühstücksplatte heran, die reichbeladen und aus der appetitlichen Nebelbildung zu schließen noch gar nicht lange auf ihrem Platze stand.

Noch bevor er sich die mehrerlei Tassen, Schalen, Gläser und Silbergeräte recht auseinandergesetzt hatte, stürzte jemand herein, als käme dem Rechtsanwalt die verlorene Lebhaftigkeit jetzt nachgelaufen. ‚O verzeihen Herr Rechtsanwalt! Ich wollte nur — ich dachte nicht, Sie wären schon —.‘ — ‚Ist gut! Gib her!‘ Mit wirklich zurückgewonnener Lebhaftigkeit griff der Rechtsanwalt nach der Postmappe. — ‚Und diese Zeitungen‘ — der Diener holte unter der Achsel ein weiteres Paket hervor — ‚die Mappe konnte sie nicht mehr fassen; der Beamte läßt entschuldigen, es war nicht anders —.‘ — Ja, ja! Nun schweig einmal und laß mich auch ein Wörtel sagen! Hat der Kommerzienrat keine Post geschickt?‘ — ‚Nein!‘ — ‚Dann höre! Du kennst meinen Buchdrucker und wirst ihm sogleich einen Auftrag überbringen.‘ Er schritt, obwohl ihm Schreibgerät in allen Variationen vor der Hand war, an ein abgelegenes Pult und setzte ein paar Zeilen auf, die er mit größerer Gründlichkeit, als so ein Brieflein über die Gasse zu fordern schien, verschloß. ‚Das wirst du ihm persönlich in die Hände geben, verstanden, und dir genau die Stunde sagen lassen, wann du die fertige Sache wirst holen dürfen. Es wird jedenfalls noch vor Tische sein. In der Zwischenzeit besorgst du mir zum Vier-Uhr-Schnellzug-Süd ein Billett in die erste Klasse. Die Strecke ist dir da notiert. Nun geh' und tu' genau nach Weisung!‘

Der Diener ging. Er mochte denken, auch was er für den Buchdrucker hatte, beziehe sich auf die Reise. Das wollte der Rechtsanwalt; denn bei aller Verlässigkeit seiner Leute hielt er es doch für das Verlässigste, nie darauf angewiesen zu sein. Besonders heute, da es die noch unbekannte Verlobung betraf. Es pflegt sonst nicht von solchem Geheimnis umgeben zu sein, wenn jemand Verlobungskarten drucken läßt; denn gemeiniglich erscheinen diese Blätter wie jene der Natur nicht ohne langher sichtbar gewesene Knospe. Für den Rechtsanwalt aber galt es dabei die Besorgung eines diplomatischen Werkzeuges, dessen Eignung zur Hälfte in der Heimlichkeit, womit es beschafft wurde, bestand. Und er wollte es sogleich in die Hand bekommen. Für den Kronprinzen, der dem Vernehmen nach mitten in den Heiratsverhandlungen stand, konnten sich dank der Geschäftigkeit der Presse schon in den nächsten Stunden böse Folgen des Prozesses einstellen. Dieselben gedachte er durch Bekanntgabe seiner Verlobung sofort zur glänzenden Rache zu vollenden. Sie durften aber auch beliebig lange auf sich warten lassen; seine Braut und seine Rache würden beide die Langmut haben, mitzuwarten.

Die Anerkennung, die er sich selber zollte, stand deutlich auf seinem Gesicht geschrieben, als er jetzt zu den Zeitungen griff, um zu erfahren, nicht ob die Presse mit ihm, sondern ob er mit der Presse zufrieden sein könne. Wie wenn ein Triftherr in den Bergen einen Wald abschlug und dann am Ufer in der Ebene wartet, ob die Stämme richtig kommen, ob sie ihm keinen auf dem Sande liegen oder im Busche hängen ließen, so hochbegierig machte sich der Rechtsanwalt über die Zeitungen her. Hatte er nicht auch einen stolzen Wald umgeschlagen hoch oben in der dynastischen

Region? Es stand zu erwarten, daß diese Blöße des Königtums nicht mehr ordentlich zuwachsen würde.

Er schloß die Mappe auf und entleerte sie. Eine Handvoll Briefschaften kam zu oberst. Er warf sie unbesehen über den Tisch an eine Stelle, wo sie der Entfaltung der umfänglichen Zeitungswichtigkeiten nicht im Wege sein würden. Der feingeschliffene Sockel der Uhr fing sie auf; sie waren übereinander geglitten und lagen wie eine feierliche, schneeweiße Stiege bis an den spiegelnden Marmor hinan, drinnerhalb dessen die Stiege alsogleich in derselben Gestalt wieder abwärts führte. Es mochten wohl die Briefgedanken auf dieser geisterhaften Treppe lustwandeln, auf und ab in der Skala ihrer Hoffnungen, um sich die Zeit, bis sie gelesen würden, zu verkürzen; und es konnte diesmal eine lange Zeit werden.

Zuhöchst auf der Stiege war, wie es sein muß, die kleinste Stufe, ein Brief von sehr schlichtem Format. Der spiegelgewandte Marmor versuchte seine Aufschrift zu lesen; weil aber der Brief sehr uneben lag, bekam er nur ein verworrenes Zeichengemenge zu fassen; wie das Löschblatt, wenn es flüchtig über eine Schrift gefahren ist.

Der Rechtsanwalt hatte weder den Brief noch das Spiel der Spiegelung beachtet. Er hatte sich die Zeitungen uneröffnet auf drei Lager verteilt. In das erste versetzte er diejenigen, welche ihm als monarchistisch oder wenigstens als hofdienerisch bekannt waren. In das zweite Lager verwies er jene Blätter, welche die ausgleichende Mitte liebten. Der dritte Stoß, den er aufgeschichtet hatte, konnte der radikale genannt werden. Hätten ihm die andern zwei nicht von Natur aus entgegengewirkt, der Thron hätte diesen Stoß nicht überstanden. Der Rechtsanwalt hob ihn als letzten ab; denn man muß im Genießen stets der steigenden Ordnung folgen. Und was er nun las, war in der Tat der reine Hochgenuß. Die hatten Farbe in der Feder! Die ließen das Licht in ungebrochener Stärke herein, ohne Rücksicht, ob es den Triefäugigen wehtun wird. Da hatte er keine Mühe, zu exzerpieren, das konnte er in Bausch und Bogen behalten. Es war eine herrliche Lesestunde. Das ganze Hochgefühl des abgelaufenen Gerichtstages ergoß sich aufs neue über ihn. Wie mußte seine Braut sich jubelselig an diesen Blättern lesen und jung der alte Herr! Ja, wieviel schöner war es doch, einen Roman ins Leben statt in die Bücher zu setzen! Nun fehlte ihm nur der Abschluß noch, der Höhepunkt der Berge zum Höhepunkt der Herzen. Nicht mehr lange und er würde auch das grandiose Finis, das er zu schreiben gedachte, geschrieben haben!

Es klopfte. Er legte die breitflächige Zeitung nebst seinen Gedanken, die sichtbar geworden noch ein größeres Format gehabt hätten, für einen Augenblick hin und hieß den Diener, der jeweils hinter dieser Art des Klopfens steckte, herein. — ‚Ihre Aufträge, Herr Rechtsanwalt!‘ Er übergab den Fahrschein und einen versiegelten Umschlag mit dem Namen des Buchdruckers; ‚der Herr läßt gute Reise wünschen!‘ — ‚Schön! Schön!



Christian Rohlfs / Der gute Hirte

Nun siehst du dich nach meiner Bergausrüstung um. Ich will bis mittag alles blank und sauber finden. Eile dich!' — Wieder allein, brach er sogleich die Hülle auf und schüttete ein Sortiment allerfeinster Verlobungskarten heraus nebst einer Begleitnotiz: ‚Zur Auswahl! Jede Stunde zu persönlicher Ausführung bereit! Privatissime erstauntesten Glückwunsch!' Aus einem unkenntlichen Schnörkel dahinter konnte man die Begabung zur Verschwiegenheit deutlicher als den Namen des Schreibers ersehen.

Der junge Rechtsanwalt sammelte die Probedrucke hintereinander in seiner Linken, fast wie ein Kartenspiel; er mußte selbst darüber lachen: ‚Mein Solo! Herz regiert!' Er könnte sich die Hoheit zur Partie verschreiben, haha, wenn sie das Spiel nicht schon verloren hätte mit ihm. Er wüßte keinen andern Gegenpart, den er mit Schicklichkeit — oder doch? Verflucht! Das Mädel in den Bergen? Wer gab ihm das Recht, es einfach aus dem Spiel zu lassen? Riesenhäupter reckten sich herausfordernd in sein Denken. Still da, ihr vorlauten Berge! Er stampfte ein heftiges Nein. Behaltet eure einfältigen Bemerkungen! Behaltet das stolze Ding! Warum kommt sie nicht, wenn sie mich, doch nein, wenn sie etwas will? Ungemein achtsam gingen seine Gedanken, wie wenn von einer Zertrümmerung her Glasscherben auf dem Wege lägen. — Aber es war doch offenbar: sie selber hatte sich seiner begeben! Warum kein Wort von ihr seit so vielen, vielen Wochen?

Er war wie einer, der eine leidige Sache durch das umgekehrte Fernglas betrachtet: fluchtartig rückte sie von ihm ab. Und wider alle Gewohnheit war er oberflächlich genug, das für eine Befreiung zu halten und hatte wohl gar den Vorsatz, jenen störenden Punkt in seiner Lebensperspektive nicht mehr anders zu betrachten. Er wollte nicht denken, daß ihm eine rächende Hand das Glas einmal umdrehen könnte; ja, es mußte schon Bestürzung genug für ihn werden, wenn es ihm weggenommen wurde. Und er wollte nicht sehen, wie trügerisch er die Tatsachen vor sich aufstellte, mit dem Gesichte nach rückwärts; denn die Briefe des Mädchens, die er unerwidert in einer trotz ihrer silbernen Schönheit gänzlich verstoßenen Schale des Sekretärs bewahrte, hätten ihm eine mehr als zehnstimmige Erklärung ihres Schweigens gegeben.

Er aber warf sich eine schleierdünne, flüchtige Lüge über den Kopf, um Ruhe zu haben vor den Mückenstichen ungerufener Gedanken, und hieb nach den Wespen, die an seinen Honig wollten: Packt euch, weibische Skrupel! — Wählerisch ging seine Rechte den reichen Fächer der Karten durch. Aber er konnte sich nicht entscheiden und wollte ihn schon wieder zusammenschieben; es hatte ja Zeit! Zum wenigsten bis nach der Tour! Da blieb sein Auge unter dem Befehle einer plötzlichen Erinnerung bei einer Karte stehen, die ihm auf einmal ein so vielsagendes Gesicht entgegenstreckte, so herausfordernd und persönlich: du kennst mich ja schon; und wirst auch keine andere nehmen als mich! Verwünscht! Er kannte sie in der Tat; solch eine mußte er schon besitzen. Er hatte sich das Billett

mit Heftigkeit aus der eigenen Hand gerissen und holte jetzt aus einem versteckten Fach des Sekretärs ein anderes. Er hielt die zwei einen Augenblick nebeneinander und lachte dann scharf und kurz; wie ein Demantschnitt war das Lachen: Brillanter Einfall das! Mein Buchdrucker ist ein Teufelskopf! Die oder keine! Bin sie dem Thronfolger schuldig, haha!

In der Art eines Winkes, den man nötigenfalls leicht verleugnen konnte, hatte der Buchdrucker diese eine Verlobungskarte genau nach dem Bilde jener ausgestattet, welche der Thronfolger vor zwei Jahren in launischer, viele sagten, in rein boshafter Nachahmung der bürgerlichen Mode zu seiner Verlobung ausgegeben hatte. Gerüchtweise konnte man hören, auch der junge Rechtsanwalt, der eben damals im üblen Scheine der verlorenen Prozesse stand, sei zum Hohne mit einer bedacht worden. Ja, die Kenner der Hoheit wollten sogar wissen, sie habe die höfischen Verlobungsgesetze überhaupt nur zum Zwecke dieses Racheakts durchbrochen. Es erwies sich jetzt wenigstens die eine Hälfte jener Volksrede für wahr.

Mit ingrimmiger Vergeltungsfreude stellte der junge Rechtsanwalt fest, daß sich das kleine Blatt von damals bedeutungsvoll gewendet hatte, und daß ihm ein königlicher Wurf wie im Traume gelungen war. Gleichsam den sichtbaren Wurf verspätet hinter dem geistigen her warf er das Päcklein Karten hochzufrieden neben die Zeitungsstöße: Da leg dich hin! So klein du bist, du brauchst dich bei den Riesen nicht zu schämen; sieh's ihnen beiden über die Schulter. Und die Zeitungsleute werden deinetwegen noch drei solche Stöße schreiben müssen. Aber ich will sie schonen; ich will nicht eilen. Erst muß ich ihnen die Clowenspitze an den Federhalter stecken; da werden sie eine schwere, breite Schrift zu schreiben haben. Haha, sie kommen von mir nicht los! Und dann einmal werde ich euch fliegen lassen, süße Schmetterlinge. Wann die Blumen am buntesten blühen; es drängt uns niemand.

Er wollte in die noch aufgeschlagene Zeitung zurück, um in einer anderen Schrift, aber wieder mit sich selber weiterzufahren. Da stürmte es draußen gegen die Türe. Zum Teufel, was hatte der Bursche auf einmal? Er trommelte ja wie toll! „Herrrein!' — ‚Es ist wohl Krieg ausgebrochen? Oder was hast du sonst für eine Lärmpost in den Knöcheln?' — ‚Herr Rechtsanwalt!' Der Diener rannte mit einer silbernen Platte auf ihn los, wie wenn er sie eben weißglühend aus dem Feuer gezogen hätte: ‚Das ist seine Karte, er steht im Vestibül, und ich weiß nicht — muß ich vielleicht — was soll man da tun?' Ein Wappen in gebieterischer Farbe trifft das Auge des Rechtsanwaltes. Wie, das königliche? Unglaublich! Aber es schreit ihn ja geradezu an! Kein Wunder, daß es dem Diener Verstand und Fassung verschrien hat. Er springt auch selber empor: ‚So red' mal, Bursche! Das ist ja ein Name — bist du verrückt? Er kann es unmöglich — —.' — ‚Er ist es, Herr Rechtsanwalt! Besser wie meines kenne ich dieses Gesicht!' — ‚Mit wem? Doch nicht allein? Und was will er? Du redest ja immer noch nicht!' Gleichwie dir ein Zug wie ein stehender

vorkommt, wenn ihn der deine mit rasender Fahrt überholt, so der Rechtsanwalt in seiner Ungeduld. — ‚Verzeihen Sie! Mein Schrecken! Aber er ist es wirklich, und ganz allein. Und ob er Sie sprechen könne?'

Der Rechtsanwalt hatte sich wieder gesetzt. Als müßte sein Körper seiner Seele irgendein beruhigendes Beispiel geben. Und es war auch höchste Zeit, sich zu fassen. Verdammter Einfall! Aber des Thronfolgers würdig! War es ein Sprung der Verzweiflung? Hah, ihn sollte er nicht überrennen! Hoch wie Wettertannen stand ein unbändiges Bäumen in seiner Seele auf. ‚Führ' ihn herein! Wie jeden anderen Besuch, verstanden! In meinem Hause hast du keinen Herrn als mich.'

Er schob das Frühstücksgerät ein bißchen zur Seite, nicht weit; die Zeitungen gar nicht. Wie ein Gebirge wuchs der Stolz um ihn empor; auch um jedes Ding, das er des Besuches halber hätte schicklicher plazieren mögen, es ließ sich einfach nicht von der Stelle bewegen. Gut so! Keinen Strich vom eigenen Selbst gewichen! Nicht heraußen und nicht drinnen! Hah, der Herrische mochte gewohnt sein, Rückgrate von Wachs zu finden, an die er nur seine Zornesglut ein wenig hinzuhalten brauchte, um sie nach Wunsch zu krümmen. Er sollte auch das Ungewohnte einmal erleben! Denn Wirbel von Granit, wie sie die Erde nicht felsiger hat, empfand er in seinem Rücken. Nur das Häuflein Verlobungskarten kehrte er zur Vorsicht um. Er fühlte sich versucht, noch einen der Briefe zu erbrechen; just um der aufgeregt tickenden Uhr zu beweisen, wie ruhig er war. Er hatte den obersten schon in der Hand, da warf er ihn wieder zurück und konnte nur noch die flüchtige Feststellung machen, daß er die hohen, einfachen Schriftzüge von Rechts wegen kennen sollte.

Ein militärisch reiner und flotter Schritt war bis an die Türe vorgedrungen. Breit schlug sie der Diener auf: die Männer hatten sich im Auge. Stumm und scharf, als mäße einer des andern Gestalt für den großen Ringkampf, der nun auszutragen war. Der junge Rechtsanwalt hatte sich in kühler Höflichkeit erhoben. Sie gaben sich eine kurze Verneigung, zu der sich das Haupt nur herbeiließ um der schönen Gelegenheit willen, sich alsogleich mit dem höchsten Nachdruck des Stolzes wieder aufzurichten. So mögen zwei Hochtannenwipfel emporschnellen, wenn sich die Adler, die darauf saßen, kampfgierig gegeneinander werfen. ‚Was verschafft mir die rätselhafte Ehre?' Mit flüchtigem Wink streifte der Rechtsanwalt einen bereitgestellten Fauteuil und ließ sich selbst mit seiner Frage nieder. ‚Sie widersprechen sich, Herr Rechtsanwalt. Ich dachte, Sie hätten mit meiner Ehre gründlicher aufgeräumt, als daß ich Ihnen noch eine bringen könnte.'

Das war eine ziemlich spitzige Eröffnung des Duells. Aber der Rechtsanwalt war nicht gewillt, dem Gegner in Gedankengänge zu folgen, von denen er nicht wußte, in welche Räume sie münden würden. Vielmehr gedachte er ihm durch äußerste Reserviertheit alle Umschweife abzuschneiden, so daß er wohl oder übel sogleich mit dem geheimnisvollen Zwecke seines

Kommens heraus mußte; diese sensationelle Eröffnung wollte er nicht um den Zeitraum eines Achselzuckens verzögern.

Der Kronprinz war offenkundig mit dem Vorsatz gekommen, das Steuer des Gespräches immer selbst zu führen; er schien aber jetzt zu erfahren, welch verdammte Kunst das ist vor einem lauernden Gegner, wenn er dich statt zu stören nur gänzlich allein dabei läßt. Des Prinzen Blick fiel auf die Zeitungen. ‚Ich muß bedauern, Sie in einer so angenehmen Lektüre unterbrochen zu haben.' — ‚Sie widersprechen sich, Hoheit,' vergalt jetzt der Rechtsanwalt; ‚Sie können höchstens bedauern, mir dieselbe ermöglicht zu haben. Sie ist in der Tat von ungewöhnlichem Reiz. Das heißt, je nach den Augen, unter die sie gerät,' schränkte er sich sarkastisch ein. — ‚Andere Augen machen das Ding nicht anders; sie können es höchstens richtiger sehen. Wenn Sie zum Beispiel den Mut hätten, auch jene Presse zu studieren, die Ihnen politisch abgewendet ist —.' ‚Das wäre mir auch noch ein Mut!' Mitten in die Rede warf er dem Spötter das ganze Bündel der bezüglichen Zeitungen hin. ‚Es war mir eine Lust, im sicheren Besitz der Ernte über diese journalistischen Stoppelfelder zu gehen; ist ja doch bloß der Neid um die Ähren, daß die Stoppeln so stachlig sind.'

Der Thronfolger brach das unfruchtbare Geplänkel schnell entschlossen ab: ‚Herr Rechtsanwalt, es ist verschwendete Zeit, einander zu beweisen, wie ebenbürtig wir uns an feindlicher Gesinnung und an Kraft, sie auszuüben, sind. An der Zeit aber könnte es sein, aus alten Voraussetzungen neue Konsequenzen abzuleiten. Wenn zwei Männer soviel Wucht aufbringen, um einander zu befeinden, so besteht der dringende Verdacht, daß die Natur sie eigentlich zu Freunden bestimmt hat. Finden Sie das nicht auch?'

Der Rechtsanwalt starrte dem Sprecher ins Gesicht, als müßte er darin die Spuren entweder des Wahnsinns oder einer ganz unverschämten Verhöhnung entdecken. Eine Forderung auf Pistolen hätte ihn weniger überrascht als diese ebenso unbegreifliche wie unmißverständliche Bitte um Freundschaft. Der Thronfolger beeilte sich, die allzu radikale Wirkung seiner Worte, die ein vorschnelles Ende der Unterhaltung herbeizuführen drohte, auf das rechte Maß zurückzuführen: ‚Ich denke natürlich nur an Freundschaft der Kräfte, an Zweckverbindung und Allianz der Köpfe! Die der Herzen, wer an eine glauben mag, kann kommen und ausbleiben, wie sie will; Gefühle setzen wir nicht in Rechnung. Wir werden ohne diese betrügerische Herzensmusik nicht weniger weit marschieren. Wie denken Sie, Herr Rechtsanwalt?'

Wenn der nicht anders dachte, als er blickte, dann hätte es einer Frage nicht bedurft; denn er maß seinen Gegner mit einem unbeschreiblichen Blicke. Wenn einer von goldenen Blitzen verlockt über Berg und Tal einem strahlenden Ding nachlief und dann nichts weiter findet als eine Scherbe Glas, dem mag ein solcher Blick der hochgehäuften Verachtung gelingen. Nur daß der Rechtsanwalt diese verachtungsvolle Erkenntnis

schon jahrelang mit sich trug, aber erst heute Gelegenheit bekam, sie nach Herzenslust an den Mann zu blicken. An den Mann, um dessen Freundschaft er einst alles unternommen hätte! Welch ein Wechsel! Am liebsten würfe er ihm den Kadaver jenes abgewürgten Vertrauens vor die Füße: da sieh, was du besessen und verdorben hast! Doch widerstand er noch dem Reiz der Rache und begrub den süßen Augenblick unter einem Schweigen, das ihn kühl wie Schnee mit wollüstig schweren Gedankenflocken durchrieselte. Auch hielt er es noch immer für geraten, sich mit Vorsicht zu verschließen und die Worte womöglich wie seine Karten so hinzulegen, daß der andere nur den weißen Rücken davon erspähen konnte. ‚Hoheit sind mir sehr aufrichtig im allgemeinen; doch um dieses zu ergreifen, kann ich die Handhabe des Besonderen nicht entbehren. Der Zweck ist das Gesicht des Zweckverbandes; zeigen Sie es her!‘

Obwohl der Kronprinz bei der Kühnheit seines Unternehmens mit einer fertigen Strategie hiehergekommen sein mußte, schien er jetzt in zögernde Überlegungen zurückzuweichen. Es war begreiflich; denn der junge Anwalt hielt ihm eine unveränderliche Miene von Erz entgegen, und es sah verteufelt schwierig her, allda mit Überredung durchzudringen; er gab seine Pläne vielleicht ganz nutzlos preis. ‚Sie dürfen nicht so sehr auf der Einzelheit beharren, Herr Rechtsanwalt; wer kann da eine pünktliche Voraussage aller Möglichkeiten tun? Wollen Sie bedenken, daß bei jedem Bündnis die Fälle, in denen es tätig wird, das Ungewisseste sind; es wird aber doch nur um dieser willen geschlossen.‘ — Mit einer Art von spöttischer Bescheidenheit erwiderte der Rechtsanwalt: ‚Ich möchte in den Dingen, die ich bedenke, doch lieber eine andere Reihenfolge innehalten, zumal die Anordnung der Gründe oft ihre ganze Wirkung bedeutet. Erstens schließe ich grundsätzlich keine Verbindung ins Ungewisse; als Mann von Charakter trete ich an keinen Verhandlungstisch, wenn nicht vorher feststeht, daß sich meine früheren Verbindungen allda mit Ehren niederlassen können. Zum anderen bedenke ich, daß wir noch Feinde sind; das freundliche Tischtuch des Vertrauens müßte zwischen uns erst noch gewoben werden, und ich bin zu fein erzogen worden, um mich an eine nackte Tafel hinzusetzen. Ich bedenke ferner‘ — die Skala seiner Ablehnungen war bedenklich steil —, ‚Sie werden auch selber nicht umhin können, es zu bedenken: ich bin der Sieger! Welchen Vorteil, ja welch bloßen Reiz der Neugier kann es für mich haben, den geheimnisvollen Winken des Besiegten nachzulaufen?‘

Statt verdrossener Abwendung, die man hätte erwarten mögen, erschien im Gesichte des Thronfolgers ein plötzlicher Zug der Entschlossenheit; doch bereits im düsteren Scheine jener Selbstverhöhnung, die der Hoffnungslosigkeit oft entquillt. ‚Nun denn in Teufels Namen! Ich bin kein Schuljunge, daß ich Angst haben müßte, meine Sache aufzusagen; hören Sie! Ihre verdammt raffinierte Prozeßführung hat meine Rechtsbeistände leider gänzlich überrumpelt.‘ — Nicht übel, dachte der Rechts-

anwalt, das konnte ja noch die schmeichelhafteste von allen Zeitungen werden! — ‚Es ist kläglich, daß ihrer drei nicht soviel Rückenfläche aufzubringen wußten, um so eines fünfjährigen Bengels unbequeme Kleinigkeit zu verdecken.' — Der Rechtsanwalt konstatierte mit Erstaunen, daß diese Äußerung an Ehrlichkeit der Lumpengesinnung nichts zu wünschen übrig ließ, und wurde sehr begierig, wie der andere auf solcher Basis einen ehrenhaften Vorschlag aufbauen würde. Wenn aber einen ehrlosen, hei, dann würde er ihm eine klassische Lektion erteilen! — ‚Ich gönne dem Jungen', sprach der Kronprinz mit zynischer Gnädigkeit, ‚sowohl sein Leben wie seine Mutter. Doch das muß genug sein! Ich kann nicht Bastarde an meinen Rockschößen dulden. Ich werde ihn abschütteln wie eine Kröte; trotz einem Gerichtshof, der sich anmaßt, mit mir umzugehen, als wäre ich nur ein Schachkönig von Holz. Diese ausgetrockneten Geister scheinen nichts dabei zu finden, daß mir die kleine Kröte bis in den Krönungssaal nachhüpfen will und das Kronpolster zum Sitz begehren. Ich danke für den Spott; ich hab' zu feine Nerven und trag' ein zu heikles Gewand.'

Seltsamer Fall! War es ein Irrtum der Natur? Hatte sie diesem Mann die Nerven anstatt in die Brust versehentlich in den Rock hineingesponnen, daß er immer nur sein Königsgewand, aber nie ein Königsherz verspürte? — Der Rechtsanwalt mußte hie und da solch eine sarkastische Bemerkung dazwischenwerfen, doch nur gedankenweise. An was für sündenschwarzes Gewässer war er da geraten! Welch göttlicher Gegensatz mußte das werden, wenn er schließlich den stolzen weißen Schwan seiner Makellosigkeit darübergleiten ließ. ‚Ich sehe leider nicht,' begann er mit künstlicher Verständnislosigkeit, ‚was Ihren Nerven noch erspart werden könnte. Das Urteil ist doch endgültig und jeder weiteren Behandlung entzogen. Die einzige, die noch möglich ist, könnte sich nur auf Ihre einseitig empfindlichen Nerven erstrecken.' — ‚Ich danke für den Rat. Ich hätte gedacht, als Rechtsanwalt wüßten Sie einen besseren.' — ‚Einen besseren? Ich denke, der Rat, den Sie begehren, kann auf der Skala des Guten überhaupt nicht beigebracht werden.' — ‚Ei, warum so grammatisch? Dann komme er auf der Stufenleiter des Teufels! Wenn er nur kommt! Sie wissen ihn also doch, den helfenden Rat?' — ‚Nein!' Er hatte noch nie eine Unwissenheit so selbstbewußt eingestanden. — ‚Wirklich nicht? Dann gewinne ich das Vertrauen zu meinen Rechtsanwälten wieder zurück. Nur will es der Teufel haben, daß ich gerade Sie darum bitten muß, jenes Vertrauen zu rechtfertigen. Verzeihen Sie; die Wahrheit klingt oft wie die ausgemachte Verrücktheit. Es steht nämlich so: das Urteil kann umgestoßen werden, hah, mehr, es muß! Um jeden Preis! Hängt meine Vermählung daran! Eine staatsnotwendige Verbindung! Das wird den kleinen Riß durch ein Blättchen Juristerei wohl wert sein!'

Wie einfach! zuckte es verachtungsvoll im Rechtsanwalte auf; von den Herzen, die er zerreißen will, kommt ihm kein Wort auf die Lippen! Hoch-

begierig wartete er, daß der Thronfolger weitersprechе; der Augenblick saß wie ein bebender Pfeil an der Sehne, die ihre äußerste Spannung erreicht hatte. Nach kurzer Besinnung setzte ihm der Kronprinz einen vollen, dreisten Blick ins Gesicht: ‚Herr Rechtsanwalt, ich biete Ihnen jeden Rang im Reich; wählen Sie schrankenlos! Nur müssen Sie Ihre Klientin fallen lassen! Ich habe Zeugen im Sold, deren Schwüre ich zahlreich wie die Goldstücke auf den Gerichtstisch werfen kann, und werde vermittels dieser beweisen, daß es dem Mädel mit ihrer Willfährigkeit von Anbeginn nur um eine Intrigue zu tun war.‘

Wie aus der Hölle geschossen lag urplötzlich ein kleiner widerhakiger Paragraph vor dem Gedankenauge des Rechtsanwaltes: die Klausel, richtig, die Klausel! Die wollten sie also mißbrauchen? Und ihn, hah verflucht, seinen ehrlichen Namen zu solch gemeinem Werke! Welch eine Satansfrechheit! Er saß eine Weile in versteinerter Ruhe, wie ein dynamitgeladener Fels, der ein paar Augenblicke lang auf das Glimmen der Zündschnur niederschaut, bevor er den mörderischen Steinehagel aus sich speit. Einen solchen Vorschlag wagte man in sein Haus zu tragen! Welche Beschmutzung! Als ob er der nächste beste Winkeladvokat, als ob ihm das Recht verkäuflich wäre gleich einer schmierigen Ware! Und die Braut verkäuflich wie eine Dirne! Hols der Teufel, das war zuviel! An seiner Stirne empfand er eine glühende Ader, als wäre sie die Zündschnur in sein steinern Haupt, das zum Bersten voll Empörung war. Er suchte nur immer noch Worte, Felsblöcke von Worten, die groß genug wären, um dieses Scheusal, das ihm gegenüber saß, zu zermalmen; er wartete nur noch, bis die Zündschnur seines Zornes am explosiven Punkte angelangt sein würde. Aber verdammt, da platzte ihm von ungefähr, so wie vom Fels ein Tropfen fällt, der höhnische Gedanke in den Sinn, ob denn ein Weib verkaufen soviel schlechter sei als es verlassen. Da war die Zündschnur plötzlich aus; er fühlte eine Lähmung zu tiefst in der Seele und brachte den großen, ehrlichen Manneszorn, den er zu haben glaubte, nicht mehr heraus, verflucht, einfach nicht heraus! Als ginge es mit tausend Teufeln zu!

Ach was! Er konnte jetzt nicht jedem närrischen Einfall zu Diensten sein. So ein Tröpflein Gedanke wischte man weg, und es war nicht mehr. Kümmerte sich jenes Weib nicht um ihn, so er nicht um sie; das war eine rechtsklare Lösung, wider die es keinen Prozeß geben konnte. Er würde seine eigenen Gedanken ausreißen wie giftiges Unkraut, wenn sie seinen Fall und den des Thronfolgers je zusammenzudenken wagten. Im übrigen dankte er seinem klugen Instinkt, daß er den allzufrühen Ausbruch seines gerechten Zornes eben noch verhindert hatte. Es galt, die Hoheit noch eine Weile festzuhalten und das Mögliche an Enthüllungen herauszulocken. Darum sprach er im beherrschten Tone der Einwendung: ‚Die Klausel ist mir bekannt. Sie wird jedoch von einer anderen Schlußbestimmung verschlungen, die das Ende aller Klauseln bedeutet, vom Urteil. Bedenken

Sie, es war die letzte Instanz.' — ,Wir haben einen Formfehler konstruiert.' Da richtete sich die Eitelkeit des Rechtsanwalts bedrohlich auf: ,Unsinn! Der Gerichtshof wird Sie verlachen. Seit Jahrzehnten hat sich kein Verfahren formgerechter —' — ,Sie mißverstehen, Herr Rechtsanwalt; wir konstruierten nur, wir fanden nicht. Und auch die Konstruktion hat noch den heillosen Fehler, daß wir das Fundament, das ist Ihre Willigkeit, noch nicht haben. Sagen Sie doch endlich ja!'

Seine wohlgepflegte Hand schob sich über die Dunkelheit der Lehne her und warb um den finstren Verrat. Es ekelte den Rechtsanwalt. Nicht anders mochte er sie der Tochter des Kommerzienrates hingestreckt haben, diese Hand, die mit allen Wassern der Teufelei gewaschen war. Er konnte seine Stimme nicht mehr undurchlässig halten, es rann ihm der Zorn bei allen Ritzen hinein. ,Endlich? Endlich? Als wäre ich es, der Ihnen Aufenthalt macht! Sie kamen doch wohl von selber! Und als hätte ich Ihnen eine Hoffnung gemacht! Vermählen Sie sich, an wen Sie wollen; ich nicht an eine solche — Schurkerei!'

Der Thronfolger machte keine Miene, sich an der hitzigen Rede zu entzünden. Er hatte sich offenbar seines verdammten Müssens so vollgesogen wie ein Stamm, der von der Flut dahergetrieben wird. Er zuckte nur die Achsel: ,Nennen Sie die Notwendigkeit einen Schurken! Ich bin, potz Teufel, in sehr gezwungener Kompanie mit ihr. Nicht, als ob ich so schwer daran trüge! Moral ist ja doch nur ein geistiger Dunst; wird von der Masse gleich den Körperdünsten erzeugt, wo sie geht und steht. Meine Gewissensruhe ist jeweils hergestellt, sobald ich für mein Ziel den sichersten Weg gefunden habe. Mich reut darum an der ganzen Affäre nichts weiter, als daß ich mir eine Verteidigerkraft wie die Ihre entgehen ließ. Sie sehen, ich habe mich aufrichtig zu Ihnen bekehrt.'

Der Rechtsanwalt hätte jetzt unmöglich etwas sagen können. Gerechter Himmel, was zeigte sich ihm da! Eine Raubtierhöhle statt einer Menschenbrust! Und er, der Ehrenmann, in diese Höhle eingeladen! In einer Stunde, da sein Charakter strahlend wie nie vor der Öffentlichkeit des Landes lag! Er mußte dem Besuch ein Ende machen! Ein deutliches! Was konnte er nur sagen?

In diesem Augenblick erhob sich sein Besuch, als ahnte er jene Absicht und könnte, indem er selbst den Schluß in die Hand nahm, wenigstens eine ausgesprochene Absage verhindern: ,Sie scheinen Bedenkzeit zu wünschen, Herr Rechtsanwalt? Sehr verständlich! Sie brauchen sich nicht kopfüber in eine Sache stürzen, in der es das Wichtigste ist, Kopf hoch zu haben. Doch bedenken Sie nicht das Unnötige. Es ist durchaus keine Gefahr in dem Unternehmen; ich pflege gründlich vorzubereiten. Diese Überzeugung haben Sie aus den Prozessen, die Sie gegen mich verloren haben, ohne Zweifel gewonnen. Und wenn ich Ihre Gründlichkeit dazugewinne, die ich gestern an mir selbst erfuhr, dann soll der Satan seine Rechtsanwälte schicken, wir werden doch ein glänzendes Urteil haben. —

Und bedenken Sie nicht das Wesenlose! Geben Sie sich mit dem Gewissen nicht ab! Es ist eine Spinne, in die Menschenbrust geraten wie in andre Winkel andere Spinnen. Mückengeister mögen sich in ihrem Netze fangen!' Er ließ den Rechtsanwalt nicht zu Worte kommen, als fürchtete er, in den eigenen Gründen stecken zu bleiben. ‚Das einzige, was Ihnen erübrigt zu bedenken, sind meine Anerbietungen. Seien Sie nicht zaghafter im Nehmen als ich im Geben! Und dann, entschließen Sie sich bald! Bevor es zwecklos wird, sich zu entschließen! Ich muß das Faktum der Prozeßumwälzung ehestens in die Heiratsverhandlungen werfen können; meine letzte Batterie; verdammt gefährdet ist die Lage! Die Prinzessin sträubt sich, will die Verlobung lösen; und das verfluchte Bürgermädel ist die Schuld. Ich kann meine Dynastie unmöglich in eine internationale Blamage hineintreiben lassen. Nicht zu reden von der Unausstehlichkeit, die der Gedanke für mich persönlich hat.' — Er schnitt sich selber die Rede plötzlich ab, als hätte er schon zu viel der höfischen Fäden gezeigt, und schloß mit einem bündigen Knoten: ‚Kann ich morgen Ihre Entscheidung haben, Herr Rechtsanwalt?'

Der hatte das keulenschwere Wort, das er sprechen wollte, doch wieder aus der Hand gelassen; er besann sich plötzlich einer feineren Waffe, die dem Thronfolger, so klein sie war, nicht nur eine unvergleichliche Antwort, sondern auch einen tödlichen Hieb versetzen würde. Hatte ihn nicht ein höhnisches Verhängnis förmlich hergeschickt um die Verlobungskarte? Hei, er sollte sie haben! Alles begreifend, würde er alles verlieren. Indes, konnte er, der Rechtsanwalt, nicht selbst dabei verlieren? Er zögerte. Sonst pflegte er den Beschluß einer ruhigen Stunde nicht vor jedem Einfall, der da aufgeregt heranschoß, wegzuwerfen. Und er hatte es sich anders vorgenommen. Er konnte sich nun doch nicht entscheiden; nervös spielten seine Fingerspitzen, als probierten sie eine schwierige, sehr schwierige Passage. Und der Kronprinz wartete; hol's der Teufel, er mußte irgend etwas reden, das ihm Zeit zum Denken ließ. ‚Morgen? Nein, morgen treffen wir beide uns nicht; denn morgen bin ich zu Berge.' Hochstolz wie ein Adler und gletscherkühl erhob sich sein Auge über den Gegner. ‚Sie hätten mich übrigens verstehen können, der Sie viel dunklere Gedankengänge so sicher wandeln. Auf meine Antwort brauchen Sie nicht länger zu warten.'

Auch er stand auf. Nun galt es, den Gegner eindeutig heimzuschicken. Er wollte ihm die Niederlage, die er gleichgültig nur so in die äußerste Tasche gesteckt zu haben schien, mit einem kraftvollen Wurf in sein Innerstes schleudern. Wie im Spiele und doch fieberhaft überblätterte er die Karten; er brauchte nicht lange zu suchen, er kannte sie schon am feinen Rücken, die er meinte. Er zögerte gleichwohl noch; die Zufälle wurden ihm gar zu klug, sie flößten ihm wachsendes Grauen ein. Doch dieser Elende sollte erfahren, nicht bloß, was er für ein Schurke war, sondern auch, was für ein Narr! Blitzschnell abgehoben warf er ihm, ohne ein Wort zu sagen, das Billett hin.

Da lag es, mit feindselig vorgehaltener Ecke, dicht neben der Schale von Silber, in der geduckt wie eine Kröte das Billett der Hoheit saß. Ob es nicht unversehens mit krötenhafter Tücke herausschnellen und das Billett des Rechtsanwalts verschlingen würde?

Die Hoheit erfaßte nicht sogleich den Sinn der stummen Rede. ‚Was wollen Sie? Mich fordern?‘ Von keiner Hoffnung des Erfolges mehr gehalten, warf er wie einen blutroten Wall des Zornes und der Verachtung die Lippen auf und lachte: ‚Fordern Sie Ihresgleichen, Herr Rechtsanwalt! Was bilden Sie sich ein?‘ Er nahm das Kärtchen zwischen die Fingerspitzen, um es dem Geber zurückzuschleudern, da hatte er es unwillkürlich gelesen und brachte es nun doch nicht aus der Hand. Auf seinen Lippen geschah ein kurzer Kampf zwischen dem Verdrusse und dem Lachen, bei dem das letztere geschlagen wurde und entwich. ‚Verfluchte Perfidie, mich da lange hinzuhalten!‘ Mühsam knirschte es der Kronprinz heraus. ‚Sie sind ja ein Sieger von verdammter Vielseitigkeit! Ich wünsche Sie nicht ohne Respekt zum Teufel!‘ Er ließ die Karte steinernen Gesichtes auf den Tisch zurückfallen. ‚Jetzt weiß ich allerdings Bescheid! Also deshalb ist Ihre Moralität so hochschwellend von Brüsten! Ich gestehe, Sie haben Ihre Maske sehr täuschend getragen. Lassen Sie dieses Lob meine letzte Höflichkeit gegen Sie sein und uns im übrigen wieder herzhaft hassen! Da ist kein weiteres Wort mehr nötig.‘

Er wollte gehen. Das war jetzt dem Rechtsanwalt doch zu schnell; er glaubte dem Prinzen noch nicht die ganze Wucht seines Sieges angehängt und die ganze Fülle seiner Rache mitgegeben zu haben und hielt ihn zurück: ‚Vielleicht kein Wort mehr nötig, aber nützlich, hoher Gast! Sie scheinen zu glauben, daß Sie hinter Ihrem sauberen Antrag nur die Türe dort zu schließen brauchen, um aus dem Lichte zu sein, das diese schmähliche Stunde auf Ihren Charakter wirft. Sie täuschen sich. Die Türe ist mein und das Öffnen nicht minder. Ich kann Ihnen keine Geheimhaltung Ihres dreisten Versuches in Aussicht stellen.‘ — Den Thronfolger hob eine merkliche Wut empor: ‚Das wagen Sie nicht! Ich habe mehr Gefolgschaft hinter mir, um Sie niederzuhetzen, als etwa einen hochnasigen Klub.‘ — ‚Lassen Sie den Klub aus der Rede! Mir waren mein Wille, Zorn und Mut, von scharfen Gedanken präsidiert, noch immer Klubs genug, um jeden Beschluß gegen Ehrlosigkeit mit allen Stimmen durchzudrücken. Da hat zu drohen keine Vetokraft. Sehen Sie sich vor!‘ — ‚Das will ich auch.‘ Sein Ton war wieder höhnische Härte, die nicht daran dachte, sich zu krümmen. ‚Es scheint mir nicht einmal schwer. Sie mögen immerhin versuchen, die Pfütze des Stadtgeschwätzes mit Ihren glatten Fischen zu bevölkern! Ich werde Ihnen stets um den Vorteil der Ehrlosigkeit, wie Sie es zu nennen belieben, überlegen sein und das Wässerlein mit einer wohlgemuten Leugnung ablassen. Sie begingen die Unklugheit, mich ohne Zeugen anzuhören, und es wird Ihnen geläufig sein, was für ein hilfloses Kind die Wahrheit ohne den Ammendienst eines solchen ist.‘ — ‚Das käme auf den Versuch an,‘

beharrte der Rechtsanwalt, wenn nicht auf seinem Plan, so doch auf seinem Wort. ‚Die Klarheit allerdings, mit der sich des Landes Thronfolger zu einer Moral bekennt, die man sonst mit Gefängnismauern vom Lande abzusondern pflegt, die Klarheit kann schon jetzt nicht überboten werden. Wenn ich Ihnen meinerseits noch etwas aussprechen soll, kann es nur meine Verachtung sein.'

Mit dieser Verabschiedung, ebenso deutlich wie verletzend gewählt, wandte er sich den Zeitungen zu und bedauerte, daß diese klassische Szene aus dem Film der Presse ausgeschlossen blieb. Aber zum Teufel, er ging ja noch immer nicht, der Abgefertigte, der Unanbringliche! ‚Ich hoffe, Hoheit, ich ließ Ihnen nichts mehr zu wünschen und zu hoffen übrig. Oder doch?' Sein Blick war auf die Verlobungskarte gefallen; er schob sie der Hoheit nachlässig hin: ‚Wenn es das ist, nehmen Sie das Ding nur ohne Scheu mit sich! Etwas schuldig bleiben liebe ich nicht. Das Papier ist so gut wie Ihriges. Und was daraufsteht, gilt; das ist, wenn Sie wollen, ein Unterschied.'

Der Thronfolger schien die Sarkasmen nicht zu hören; er hatte ihn all die Zeit nur mit bohrender Bosheit fixiert und fiel ihm jetzt in das Wort: ‚Indem Sie das Salbtöpfchen Ihrer Moralität so fleißig gebrauchen wie eine Dame den Puder, sehen Sie, Herr Rechtsanwalt, ich spekulierte soeben angestrengt, ob es denn möglich wäre, daß Ihre ehrenhaften Lippen noch keine Mädchenwange abgeweidet und Ihre charaktervollen Hände noch kein Ringelspiel mit anderen Händen gespielt haben sollten? Daß Ihre an den strengen Pfad der Justiz gewöhnten Füße noch kein Blümchen auf der breiten Wiese der Jugend zertreten hätten? Ob es denn möglich wäre? Haha!'

Das war ein Lachen wie gemästet mit Hohn. Und die Worte? Hah! — Der Rechtsanwalt überlegte, ob es nicht eine gute Handlung wäre, diesen Mann trotz Thron und Hoheit wie einen Buben zu ohrfeigen. Er riß sich einen Schritt voran: ‚Unverschämter! Wie wäre das zu verstehen?' Doch zwang ihn ein diabolisches Muß, in seinem Inneren um diesen selben Schritt zurückzuweichen. Verdammt! Das Spiel wies eine Tücke auf; er hätte die Karte nicht werfen sollen. Nun sah er plötzlich wieder die eiternde, eklige Stelle in seiner Brust, als wäre sie bis daher von dem feinen Blatt verdeckt gewesen, schonend verdeckt. Und in seinem Hirn begann es sich qualvoll zu regen; er mußte an die Spinne denken, über die der Prinz gespottet hatte. Es war aber nichts zu spotten, wenn man sie im Schädel hatte, die kleine, vielfüßige Bestie, die alle Gedankenfäden so dreist und sicher passierte. Er hätte es eigentlich wissen sollen, daß dort, wo man etwas wegnimmt, gern eine Spinne zu laufen beginnt. Hätte er doch die Karte gelassen! Da lag die Spinne darunter und hielt sich still. Nun aber war es geschehen. Verwünscht! Die infamste Rede, die ihm je geboten worden war, und er konnte nicht losbrechen und nicht dareinwettern nach zornigem Gelüsten, er mußte nur immer nach der Spinne in seinem

Gewissen jagen, ob er sie nicht endlich töten könne oder in einen Winkel treiben, der sie behielt. — Stumm zernagte er seine Lippen. Vielleicht um sich vorzutäuschen, daß es nur seine Zähne seien, deren Biß er fühlte, und nicht sein Gewissen.

Der Thronfolger hatte die Wirkung seines kühnen Angriffes genau verfolgt und ließ sich, man sah es am funkelnden Auge, vom Schweigen des Rechtsanwalts eine lange und höllisch reizende Geschichte erzählen. Das also war die ganze Abwehrkraft einer vierundzwanzigstündigen Verlobung? Wo hatte sich der Liebesstolz dieses Mannes so auffällig abgenutzt? — Er nahm mit feinbekleideter Hand und mit berechneter Langsamkeit die Karte auf und schenkte der Frage des Rechtsanwalts, die bei aller Heftigkeit so seelenlos geklungen hatte, keine Beachtung. ‚Das Blatt also ist mein, da Sie es selber wünschen.' Er steigerte noch die malitiöse Schärfe seines Tones. ‚Möge Ihre Verlobung einen so guten Platz in Ihrem Herzen haben, wie ihn diese Urkunde darüber bei meinen Waffen bekommt! Sie hören doch? Bei meinen Waffen! Wenn mir der kalte Zufall so hold werden sollte wie Ihnen das kühle Mädel, dann kann mir auf dem Blättchen noch ein ordentliches Tagwerk Rache erblühen. Es ist immer gut, Dokumente zu haben. Das weiß ein Rechtsanwalt am besten. — Mir alle Störungen der Zukunft vorbehaltend, will ich Sie hier nicht länger stören. Gehen Sie zu Ihrem Mädel! Trinken Sie genügsam weiter an dem zweiten Trunk von diesen Lippen! Der erste ist Ihnen leider schon weggetrunken. Doch werden Sie sich als Jurist darüber trösten, indem nach altem Recht jede Erstlingsgabe dem König gehört! Ich leugne Ihnen nicht, der Trunk war von angenehmer Süßigkeit.'

Gemessen und sicher ging er zur Türe hinaus, ohne für den Rechtsanwalt noch eine Wendung des Hauptes zu haben. Der tat in wortloser Wut unwillkürlich ein paar Schritte der Verfolgung hinter ihm her, dann aber kommandierte er sich energisch herum. Unsinn! Den würde er anders schlagen! Und hatte ihn soeben schon geschlagen, das wollte er meinen; die Hoheit samt der Dynastie; politisch und moralisch geschlagen. Er war der Sieger!

Merkwürdig! Auf das letztere Kommando wollte sich gar nichts erheben in seiner Brust. Als begänne die Manneszucht, mit der ihm bisher soviel äußere Siege gelungen waren, im eigenen Haus zu zerbröckeln. Die ganz ungewöhnliche Stunde hätte von Rechts wegen auch ganz anders enden müssen. Was war das für ein Satanskniff? So oft ein Augenblick erschien, in dem es tüchtig auszuholen galt, da stand wie hergehext das verdammte Weib der Berge hinter ihm, das seinvergessene und doch nicht zu vergessende; er stieß sich daran und bekam keinen Schwung mehr und keinen Schlag. Der Teufel sollt' es lieber holen statt bringen. War er denn noch Sieger, wenn er in seinem Gewissen das Feld nicht behaupten konnte? Ach ja, in seinem Gewissen! Verdammte Skrupel! Wäre es am Ende doch ein Fortschritt, so frei wie die Hoheit zu denken? — ‚Hah,

larr, unsinniger!' Für einen Mann von Ehre war das undenkbar. Doch wollte er auch nicht länger wegen einer Schuld gestachelt werden, die zu:tzt gar keine war. Wie oft mußte er es seinem Gewissen noch vordozieren: ie bräuchte ja nur ein Wörtlein zu schreiben, er würde gewiß — o verwünscht! Er zuckte zusammen und konnte die angefangene Gewißheit nicht weiterführen; er ging sich selber sichtlich auf die Nerven. Was würde er? Jah, und was könnte er? Wo war der Weg zurück? Seine Begehrlichkeit hatte sich vollgefressen an der blühenden Gegenwart wie die unvorsichtige Maus in der Vorratskammer. Nun sollte sie, dick geworden, wieder heraus; die Öffnung aber, es war zum Lachen, nicht größer als ein Verlobungsringlein! Verteufelt beschränkter Weg für einen Sieger! Haha!

Er legte die letzte Zeitung zusammen, er mochte sie nicht mehr zu Ende lesen. Ihm war, als hätte er an seinem Siege wie an einer schönen Frucht, in die er beißen wollte, im letzten Augenblicke den verdächtigen Punkt entdeckt, der stets einen Wurm in der Mitte verrät. Verdrießlich steckte er die Zeitungen in ein Fach des Sekretärs. Verwünschte Keckheit dieses Prinzen! Er fühlte sich geradezu geschlagen. Und konnte doch nicht glauben, daß es der andere nicht auch sein mußte. Die Heirat schien vereitelt; der Erfolg war tropisch schnell gereift. Nur hatte ihm der Verfluchte noch geschwind den eigenen Becher der Liebe vergiftet!

Ob es wirklich die Hoheit allein getan? Der junge Rechtsanwalt bedachte nicht, daß sich die Süßigkeit eines neuen Trunkes oft an dem Reste eines alten, der zurückblieb, selbst verdirbt; denn die Süßigkeiten leben zueinander nicht selten in einem Verhältnis, das die erklärte Bitterkeit ist. Er aber schrieb es, unbeirrt von dieser chemischen Empfindungsregel, nur dem höllischen Segen zu, den ihm der Teufelsdynast über seinen Becher gesprochen hatte.

Es war in der Tat nichts anderes: der zweite Trunk, nur der zweite war ihm noch übrig; kein frischer mehr; eine abgeschöpfte Liebe; der Zynische hatte hämisch recht gehabt! Das möchte ihm jene Lippen samt ihrem Trunke fast verleiden, der doch die Blume nicht mehr besaß. — Indes, wider Willen mußte er sich eine Frage stellen, oder eigentlich, er wurde selbst von der Frage gestellt; wie ein Schuldner von seinem Gläubiger, der ihm breit und nicht zum Ausweichen mitten in enger Gasse entgegentritt: Nun sag' mir, tatest du nicht auch einmal, o halte nur stand, einen ersten Trunk? Warum hast du den Becher treulos stehen gelassen? — Treulos stehen? Auch im Kopfe scheint ein Echo zu schlafen, und je felsiger die Wände dieses Schädels, desto kräftiger das Echo; er mußte sich das anklagende Wort immer noch einmal wiederholen.

Doch nein! Was wäre das? Von einem Echo ließ er sich mit nichten etwas sagen; es trieb ja doch nur Fälschung und blindes Spiel. Und überhaupt, er brauchte sich von niemand etwas sagen zu lassen; er wußte am besten, was rechtens war, und würde es zur rechten Zeit auch tun. Noch sah er weit und breit keinen Wegzeiger, der ihm den Weg verbot; er

konnte unbesorgt marschieren. Und heute noch ging es in die Berge! Hei, und morgen auf den Clowen! Bergfrisch durchprickelte es ihn. Er sah sich stolzen Mutes schon auf der Höhe, die er haben würde, er allein, und da droben stehend fühlte er sich über jegliche Schlucht der Sünde erhaben. — Als ob sie ihm, da er auch wieder herabsteigen mußte, nicht gerade in der Höhe am gefährlichsten würde!

Gleichmütig faßte er endlich nach den Briefen. Zwar hatte das wichtigtuende Zeitungsvolk die schöne Treppe inzwischen ungehörig zertreten, aber doch nicht so sehr, daß der Rechtsanwalt den spielerischen Zufall nicht mehr hätte erkennen können. Sieh' nur, sagte er zu sich selber, du kommst ja aus dem Kartenspiel nicht mehr heraus! Wenn er nur wüßte, was für Geister heute am Tische mit ihm saßen, daß immer wieder ein neugemischtes Spiel vor seinen Händen lag? Fort mit euch, wenn ihr Schelmen seid, fuhr er sie an; meinen Ruhm zur Rechten und die Liebe zur Linken, so will ich an der Tafel des Lebens sitzen!

In solchem Selbstgespräch, das sich deutlich der Beruhigung zuneigte, ließ er die Briefe der Reihe nach durch seine Hand passieren und kehrte schließlich zum ersten zurück: Du rätselhafter! Was reizest du mich so mit deiner rustikalen Schrift? Was tust du so bekannt zu mir mit deinen, ich dächte, hm, höchst unbekannten Zügen? Bist ja doch nur irgendein Bauer, der einen gottverlassenen Prozeß anhängen will. Hast aber den unrechten Mann in mir getroffen. Er hatte den Umschlag erbrochen und den sorgfältig geknickten Bogen bereits in der Hand. Verwünscht! Welche Anrede! Welche Vertraulichkeit! Er wüßte nicht. — Aber blitzschnell wußte er doch. Und wie es von Glut emporschlägt, wo ein Blitz hineingefahren ist, so flammend heiß wurde ihm in der Brust. Ja, er kannte die Schriftzüge; sie bekamen plötzlich Charakter, ein strenges Gesicht und zwei Augen voll zwingender Allmacht; wie ein Schulbub fühlte er sich angeherrscht: ‚Da lies!'

Und er las. ‚Liebster Guido! Du schreibst nicht mehr. Kein Zeichen und keine Antwort seit zwei Jahren. Ich fürchte, nicht aus freundlichen Gründen. Doch, ich weiß es nicht, warum. Nun aber kann ich Dich und mich nicht länger schonen, ich muß schreiben. Wisse, warum! Übermorgen wird der Bub fünf Jahre alt. Er ist gesund, sehr lebhaft und seinen Jahren pünktlich nachgewachsen. Und er wächst vor allem Dir mit jedem Tage deutlicher nach. Die Leute würden es alle sagen, wie ähnlich er seinem Vater sieht, wenn sie seinen Vater wüßten oder kännten. Wie lange willst Du noch der geheimnisvolle Unbekannte sein? Ich leide viel unter den lieblosen Reden der anderen. Du könntest ihnen das böse Wort verleiden, wenn Du Dein gutes, treues Wort von damals halten möchtest. Oder werde ich mich befreunden müssen mit der bittersten Lieblosigkeit, die mir geschehen kann, mit der Deinen? Wenn auch die Braut in mir zu zweifeln beginnt, die Mutter kann nicht aufhören zu hoffen. Ich kann Dir Dein Wort nicht zurückgeben. Ich könnte wohl auf mein eigenes Recht ver-

zichten, aber niemals ohne Unrecht auf das heiligste Recht meines Buben, daß er einen Vater habe. Komm' und bekenne Dich zu dem, was Du einmal Dein Teuerstes genannt hast! Ich kann nicht glauben, daß Du inzwischen etwas Kostbareres kennen gelernt hast, als ein Herz ist, das Dich liebt, immer noch liebt mit der ersten Liebe. Oder daß Dein Urteil von dazumal bei Dir selbst nicht länger kräftig bleiben sollte als bei Gericht das mindeste von den Urteilen, die Du alldort erwirkest. Komm' und bekenne Dich zu Deiner Mannesehre, die Du stets das letzte Gut von allen, die ein Unglücklicher weggeben könnte, genannt hast! Komm' oder heiße mich kommen! Mein Vater wird gern mit mir gehen. Jedes katholische Gotteshaus ist mir recht, wenn es das Unleidliche und Halbe endlich recht macht, ganz und beständig. Es wäre mir freilich in unserer Dorfkirche am liebsten. Du weißt, so hatten wir es vereinbart. Aber ich dränge Dich nicht mit Kleinigkeiten. Ich dränge Dich nicht einmal mit mir. Nur mit dem Buben muß ich Dich bedrängen, mit der einzigen Kleinigkeit, die zwischen uns beiden schwebt und unerbittlich im Wachsen ist und unaufschiebbar zurechtgesetzt werden muß. Er schreitet erstaunlich schnell voran — der Schritt ist auch von Dir —, sein Köpfchen mit allen Erkenntnissen einzurichten, nach denen die zunehmenden Räume verlangen. Er muß in Bälde erkennen, daß er kein Bub ist wie die anderen, weil er keinen Vater hat wie die anderen. Mache mir um Gottes willen das Kind nicht so arm, nicht so verachtet! Dazu verurteilt, daß es einmal die Mutter, die ihn hergebracht, oder die Welt, die ihn nicht aufnimmt, verflucht! Erwäge, daß Du selber solch ein hilfloser Bub einmal gewesen bist und der Ehrenmann nicht wärest, wenn es Dein Vater nicht zuvor gewesen wäre! — Ich richte Deine Gedanken noch einmal auf das eine zurück: der Bube sieht Dir ungewöhnlich gleich. Komm' und sieh' ihn selbst. Er wird Dich schneller gewinnen, als Du meinst. Oder aber, wenn Du es je darauf ankommen lassen wolltest, schneller verraten, als Du es hindern kannst. Aber das ist nur eine Warnung, bittende Warnung und keine Drohung. Glaube mir, ich bin Dir auch mit solchen Worten nicht im geringsten feind, aber ernst muß ich mit Dir sein und aufrichtig. Gott weiß es, mit wie viel Schmerzen und Sträuben. Nun sei auch Du mir einmal fest und klar. Und wenn es sein kann, sei mir lieb und sei mir baldigst nahe! Ich grüße Dich noch einmal wie ehedem, ja, wie ehedem! Deine Frieda.'

Aus heißen, pulshämmernden Händen schleuderte er den Bogen hin. Als hätte er es längst gewollt, aber nicht zustande gebracht; so wie einer, der unversehens ein Ding voll Starkstrom angegriffen hat, nicht eher mehr loslassen kann, als bis der Strom zu Ende ist, der ganze Strom, ob er den Unvorsichtigen nun martert, tötet oder lähmt. Wie der junge Rechtsanwalt jetzt dasaß, so geschlagen, wirr und regungslos, das war augenscheinliche Lähmung. Starr wie das Marmorauge einer Statue stand sein Blick auf dem hingeworfenen Bogen. — Der gewann in währendem

Liegen plötzlich einen Rest jener Kraft zurück, womit er von der ersten Hand gefaltet worden war, und holte die zwei auseinandergelegten Blätter auf einmal zusammen. Und nahm einen neuen innerlichen Anlauf und zog auch die abstehenden Hälften noch ein. Wie ein Schiff im Hafen die Segel refft, so faltete sich der eigenwillige Brief von selbst zusammen. Er stieß jedoch überschnellend gegen die Uhr und blieb wie ein offenes Grab daran hängen. Wenigstens hielt der Rechtsanwalt dafür, es sei ein solches damit gemeint. Nun mußte er sich entscheiden, hah, plötzlich entscheiden: Legte er die eine Liebe, nein, nicht so; legte er das eine Weib in dieses Grab oder das andere; doch nein, auch so nicht, die Entscheidung war um noch viel mehr: ob seine Ehre darin verscharrt, verdorben würde oder, beim Teufel, seine Zukunft, sein Programm, sein Ruhm, hah, alles, alles! Die Ehre wider alles! Verdammte Konstellation!

Ihm war, als denke er all' die Gedanken gar nicht; als liefen sie ihm mit unerträglichem Kitzel gleich Ameisen über die Haut; als sei er durch und durch die Marmorgestalt, von der seine Augen waren. Und diese Augen hatten noch nicht den kleinsten Ruck vermocht, die Tyrannei des Briefes abzuschütteln; unverwandt mußte der Rechtsanwalt darauf hinstarren, und es schien, nicht einmal mit des Lides linder Decke durfte er die gequälten Augen sekundenlang bedecken.

Wie er dalag, der verhaßte Bogen! Man konnte auch sagen, er sah einer Wiege ähnlich. Hol's der Teufel, wenn sich ein Bauernbengel und ein Prinz um eine einzige Wiege streiten müssen! Und der Streit war unwiderruflich ausgebrochen; denn dieser Brief vertrug sich in Ewigkeit nicht mit jenem Billett, das er einen Augenblick zuvor der Hoheit aufgedrungen hatte. O infernale Tücke! Der Beelzebub aller grinsenden Zufälle mußte dahinter sein. Zehnmal verdammter Leichtsinn! Nun lief die Hoheit mit der Karte hin, und die Verlobung war publik. Noch heute mußten die übrigen Karten hinaus, da gab es kein Überlegen; er durfte sich nicht blamieren. Wo er nur die Zeit zu alledem nehmen würde? Denn er mußte auch heute noch ins Gebirg abreisen, er hatte sich festgelegt. Verflucht! Alles heute noch, und keines Fingers Breite zum Verschieben, weil er seine klugen Pläne wie ein Narr herumgeschwätzt hatte. Es half nichts mehr; der Wagen rollte; es hieß nun die Peitsche fassen und rücksichtslos gegen sich und andere durch die Affäre hetzen. Wo hinaus am Ende? Hah! Wie könnte er das sagen? — Scheu duckte sich sein Herz. Es würde wohl auch die Peitsche verkosten müssen.

Er stieß den Stuhl heran und griff zur Feder. Es galt sofort den Buchdrucker zu verständigen, auch den Kommerzienrat und das Mädel; sie mußte sich mit den Verlobungskarten befassen, er konnte diesem Geschäft unmöglich mehr nachkommen. Hastig nahm er ein Schreibbillett vor. Verdammt! Im Angesichte dieses Briefes wollte er an sein Mädel schreiben? Indes, warum nicht? Für ihn war es Zeit, sich solche Empfindlichkeit abzugewöhnen. Er spürte eine höhnische Lust, den Brief als Unterlage zu gebrauchen;

: müßte daunenweich darauf zu schreiben sein, haha, so wie man über korpionen schreitet! Haha, haha! Er wußte selbst nicht, war das Wut er Qual oder Spott, was er lachte; er folgte nur dem stumpfen Zwange, öglichst viel des innerlichen Schutthaufens herauszuwerfen, wenn er wa doch den Boden wieder fände und sich selbst, der darunter begraben lag.

Inzwischen hatte er ein entlegenes und wohlgesichertes Fach im Schreib- ich aufgeschlossen und wollte den unerträglichen Brief von kurzer Hand thin abschieben. Doch nein, er mußte ihn noch einmal lesen. Wäre sie irklich so hart und ließe ihm keine Hoffnung, daß er sein Wort zurück- iben könne? Bringt man nicht das goldene Körnlein aus dem Block des elsens und die Perle aus der festverzwängten Muschel? Aber da müßte wieder zerstören, Trümmer schaffen! Zum Teufel, nein, das hätte er icht gedacht, daß eines Weibes Busen so tief und stark sein könne, eine ebe ohne Hoffnung solang in sich zu halten. Er hielt die Flut für längst erronnen, er glaubte sein Ehrenwort mit einer leichten Verbeugung vom irunde lesen und trockenen Fußes dem gelobten Land seiner Zukunft ent- egenschreiten zu können. Nun war es völlig anders! Aber holen mußte er in Wort, um jeden Preis, und wenn er in einen Ozean verwünschter Liebe arum tauchen müßte. Doch graute ihm vor dem Werk. Wie stürmischen inbruch der Fluten las er es aus dem Brief; den Atem benahm es ihm, nd den reichsten Abschnitt seines Lebens drohte es einfach wegzuspülen: den 'rozeß, die Hoheit, Klub und Kommerzienrat und was noch alles in ihm lühte! Fluch dieser grausamen Stunde!

Wie eine Gerichtsrede las er es aus dem Brief. Er könnte rasend ifersüchtig werden auf ihre Wucht und Wohlberechnung, auf ihre Kernig- eit und Kürze, wenn er noch der Rechtsanwalt und nicht der Angeklagte väre; wenn er nicht fieberhaft zu denken hätte: Wer wird mein Rechtsanwalt ein? Sollte er sich die Lüge verschreiben oder die Ehrlichkeit? Das Nach- eben oder die Gewalt? Die Frage war gestellt und mußte ihre Antwort aben. Er konnte auf einmal nicht mehr ausweichen und erkannte dabei, vie oft er es bisher getan hatte und wie er stets in ein engeres Tal gedrängt vorden war, so daß er nun plötzlich vor dem Hochpasse seines Lebens stand: inüber oder zurück? Entschloß er sich für den kühnen Stieg, dann würde hm wohl seine Ehre die Gefolgschaft verweigern und es würde ein ver- weifelt trostloser Weg. Und wenn zurück? Hah, nein, das mochte er auch icht erwägen, wenigstens jetzt nicht! Der bloße Gedanke machte ihn öllisch müde. Er sah den gegangenen Weg wie eine Schlange hinter sich, ie ihn mit grausiger Umringelung bedrohte; er müßte zugrunde gehen an iesem Zurück.

Heftig warf er den Brief aufs neue von sich, als wäre er das Haupt er kalten Schlange. Und mußte ihn doch wieder aufraffen; er stieß ihn nit Vehemenz in den Umschlag hinein und versetzte ihn dann nicht minder gewalttätig zu den anderen Briefen, die in dem silbernen Behältnis staken und durch die Verdammung dieses jüngsten für einen Augenblick die Selig-

keit des Lichts genossen. Fast wollte es den Rechtsanwalt zwingen, auch jene anderen Briefe noch einmal Stück für Stück zu lesen. Mit letzter Kraft entriß er sich dieser Hölle; der Teufel mochte sie lesen, er hatte keine Zeit, er mußte zu Tisch. Die Abreise begann zu drängen.

Hah, diese Reise! Verfluchter Clowen, bin ich denn plötzlich dein Gefangener geworden? — Hätte er, wenn auch nicht die ekle Tour, so doch ihr Ziel verschwiegen; er könnte es nun wechseln! Wohl lag die touristische Aufgabe reizend wie ein klares, wohlberechnetes Pensum vor ihm; doch wollte er jetzt lieber aus dem Stegreif irgendwo einen wildfremden Gipfel besteigen als den Clowen, der hart an jenem Hofe lag, verdammt, an jenem Hof, der solche Briefe schreiben durfte! Unter den Augen jenes Weibes würde er sein Meisterstück zu leisten haben; wie ein Schulknabe die Lektion aufsagt, geängstigt vom Blicke der Schulmeisterin. Verwünschte Häufung der Zufälle! Gleich einer Rotte, die sich verschworen hat, drängen sie auf ihn ein. Er aber mußte, von Siegen her wie ein Cäsar, sehenden Auges in die Verschwörung rennen, er mußte, um nicht ein Spottgelächter zu erregen, von dem die Musik seines Namens geschändet würde. Und das alles, weil er in Stunden, da er am meisten Mann zu sein glaubte, wie ein Weib geschwätzig gewesen war! Hol's der Satan, wo war seine Klugheit? Wollte sie auch abfallen von ihm wie seine Ehre? Überlaufen zum Feinde? Hah, nein, so armselig war er noch nicht; er würde seine Klugheit zu behaupten und seine Ehre zurückzuholen wissen! Nur jetzt ein wenig Ruhe vor diesen verrückten Gedanken; denn wenn sie ihn wahnsinnig machten, war alles vorbei.

Er schrieb das Nötige an seine Braut und den Kommerzienrat und sagte mit dem Vorwand, daß sich Umständlichkeiten in der Reisevorbereitung ergeben hätten, seinen versprochenen Besuch ab. Er wußte wohl, er war kein solcher Künstler seines Angesichtes, daß er sich wie Transparente jetzt ein verwüstetes und alsbald wieder ein glückseliges vorsetzen könnte. Auch der angetrunkene Becher des Prinzen fiel ihm ein; er könnte ihn jetzt nicht zum Munde führen, er mußte ein paar Tage darübergehen lassen. Vielleicht übermorgen! Wenn der doppelte Kampf geschehen war! Wenn er die Clowenspitze gewonnen und den Prozeß mit jenem Weibe, hah, was denn, verloren hatte? Verwünscht! Er mußte neugierig auf sich selber werden. Und schien doch schon gewiß zu sein, daß es nichts mehr für ihn geben würde als die schöne Tochter des Kommerzienrates; denn gebieterisch gegen alles Verhängnis und wie mit dem Anspruch der Allmächtigkeit hingesetzt schrieb er ‚Auf Wiedersehen!'. — Unverweilt nahm er ein zweites Billett vor sich und schrieb es an den Buchdrucker. Hastig warf er die Worte hin, wie wenn einer mit glühenden Kohlen hantieren muß. Er schloß die beiden Briefe zu, müde und mechanisch, und wollte sie sogleich besorgen lassen. Da fiel ihm ein, er könnte die Karte seiner Tour noch einmal überprüfen; etwa konnte er doch von einer anderen Seite an den Clowen heran. Indes, bevor der Einfall richtig gedacht war, zerging er schon wieder. Es wäre ein

Unsinn, Wege zu suchen, die es nicht gab! Er kannte jedes Fältchen im Gesichte jener Gegend, besser als die Linien seiner Hand; da war kein Zugang außer durch das Tal hinauf und an dem Hofe vorüber, die beide dem stolzen Bauern gehörten. Und wenn er es tausendmal verwünschte, so wurde es nicht anders, er mußte vorbei; es wäre denn, daß er querfeldein wie ein feiger Hase durch die Wiesen kneifte. Doch liefe er dabei vielleicht dem Bauern in die Sense; denn es mochte eben der große Schnitt im Gange sein.

Ungeachtet, daß sich der Gedankenfaden soeben als zu schwach erwiesen hatte, knüpfte der Rechtsanwalt doch daran an, indem er die Karte zu sich nahm. Er sah aber nicht hinein; er war nur gewohnt, sie mitzuhaben. Interesselos überdachte er dann die Liste der übrigen Ausrüstungsstücke; der Diener hatte sie inzwischen ohne Zweifel bestens besorgt, er brauchte eigentlich an nichts zu denken. Doch ja, ein einziges hatte er selbst noch beizusteuern! Er erhob sich und holte den Bergstock von Gold-Ebenholz herbei. Es schien, als habe sich das funkelnde Gewächs mehr als der Rechtsanwalt von der stolzen Kraft des vergangenen Tages bewahrt; denn es teilte ihm unwillkürlich einen Ruck auflebender Selbstbegeisterung mit: ‚Du bist mein Talisman! Meine Siege mit mir! So kann mir eine Niederlage nicht geschehen!‘

Und es war dennoch eine müde Hand, die spielend an den goldenen Ringen niederstrich. Der Verlobungsreif an ihr gab einen harten, kurzen Klang, so oft er sich mit einem der vier Stabringe berührte; das machte den Rechtsanwalt nervös, er wußte nicht, warum. Die Ringe waren doch all vom gleichen Gold der Liebe, konnte einer den andern nicht befeinden; was hatte er nur? Hah, was er hatte? Verfluchte Entdeckungen! Einen Ring, den er nicht tragen durfte! Wenigstens nicht in die Berge tragen, wo an jeder Krümmung des Weges die andere lauern konnte. Zum Teufel, das durfte er nicht riskieren. Er riß ihn herab. Wie leicht konnte es geschehen, daß ihm das Mädchen vom Berghof begegnete! Und so ein Weib sah auf den rechten Ring gleich wie der Pfaffe auf den rechten Glauben. — Verdammte Weiber! Am liebsten wollte er sie allzusammen verachten. Wie ein Papagei ist ihre Liebe: unglückselig, wenn sie nicht in den goldenen Reif zu sitzen kommt.

Doch konnte dem Rechtsanwalt die gewünschte Verachtung nicht gelingen, weil er die Leidenschaft zur Tochter des Kommerzienrates nicht von der Seele streifen konnte wie ihren Ring von der Hand. Da lag der Ring auf dem Tisch und hatte den Rubin wie eine große Träne von Blut im goldenen Auge hängen. Närrische Gedanken! Was Blut und Tränen! Zwei Tage Schutzgewahrsam, weiter nichts! Das heißt, er konnte nur weiter noch nichts wissen; das Morgen lag dunkel wie ein Gefängnis vor ihm. Still, still! — Er schloß verschiedene Fächer auf, indem er ein passendes Behältnis für den Ring zu finden hoffte. Und ein letztes Fach. Hah, Satanspech! Er stieß es wütend wieder zu. Aber nach einem Augenblick

sarkastischer Überlegung riß er es nochmal heraus. Warum denn nicht? Er war nun einmal so weit! Und Weibernerven ließ er sich nicht aufkommen, nein! Er holte ein Etui heraus und öffnete es. Auf roter Seide lag ein schlichter, aber schwerer Goldreif. Er hob ihn weg und hielt ihn sekundenlang unschlüssig in der Hand. Auf einmal aber lag das Ding am Rand des Tisches draußen, wo der Bergstock lehnte; gerade als wäre es dem Rechtsanwalt geglückt, das rasche Werk durch eine Lücke zwischen den Gedanken, die voll Argwohn darauf lauerten, hindurchzuschmuggeln, so daß es geschehen war, bevor sie die Fühler der Rechenschaft danach ausstrecken konnten. Das Polster des Behältnisses hatte sich entrüstet und rotflammend aufgerichtet. Doch im nächsten Augenblick duckte es sich hilflos unter dem anderen Ringe, der sich selbst nur mit Widerstreben auf das fremde Lager zu legen schien. Die Röte des Rubines schlug mit der roten Seide zu einer Flamme des Zornes zusammen, deuchte dem Rechtsanwalt. Heftig warf er das Deckelchen zu, und scheu drückte sich sein Blick um das kleine Gehäuse herum, in dem sich soeben symbolischer Weise eine Tragödie abgespielt hatte. Seine Augen fühlten sich auch nicht besser, als das Ringbehältnis schon wieder in seinem Fache lag; und noch immer nicht, als er das Fach und den ganzen Schreibtisch mitsamt den diskreten Vertraulichkeiten, die er enthielt, auf das peinlichste abgeschlossen hatte. Denn er sah mit unbeirrbarer Deutlichkeit durch Schlösser, Türen und Wände hinein; und immer die gleichen Dinge, die er nicht sehen wollte. Riesengroße Schatten warfen die Winzigkeiten in seine Seele.

Er nahm die beiden Briefe an sich und wollte auch nach dem Bergstock greifen, um ihn mitzunehmen. Da zog er die Hand wieder schnell zurück, als wäre sie in Feuers Nähe gekommen. Nein, nein! Dort lag der Ring, dort griff er nicht hin; er müßte sonst wieder eine Entscheidung tun, solch eine aufregende Entscheidung: ob er auch den Ring zu sich nehmen wird oder dalassen; als Schildwach des andern, der gefangen war, dalassen? Hol's der Teufel! Wie ihn der Ring beglotzte aus goldumreifter Augenhöhle: steckest mich ja doch noch ein! Verwünschter Hexenring! Er wagte nicht zu widerstreiten. Er mußte schließlich alles nehmen, was zur Ausrüstung gehörte! Haha! Ein goldener Ring zur Bergausrüstung! Und doch so! Der Hexenring feite ihn wider die Hexe, daß er von ihrem Blicke nicht herabgerissen wurde, wenn er im Felsgekröse hing und sie ihm nachsah. — Mit einer Sicherheit, die als helle Wut der Ohnmacht in ihm stand, wußte er voraus, daß er den Ring zu sich nehmen würde. Aber jetzt nicht, nein! Er ließ ihn neben dem Bergstock liegen und rührte seinethalb auch den Bergstock nicht an und zitterte in der Seele vor dem Augenblick, da er mit diesen zwei Waffen in seinen zweifachen Schicksalskampf würde gehen müssen; er hätte sich jetzt nicht ungern davon gedrückt.

Er schloß die Stube mit dem zweiten Riegel ab, zu dem er allein den Schlüssel hatte, und begab sich zu Tisch. Nach der Mahlzeit wollte er schlafen; denn er hatte eine kurze Nacht vor sich. Auch wüßte er im Augen-

blick keine bessere Art, sich der Verfolgung des rebellierenden Gewissens zu entziehen, als sich regungslos in die Fluten des Schlafes legen und die Last, die er sich selber war, von ihnen abnehmen zu lassen. Er, der Unermüdliche, freute sich unbändig auf das Schlafen und stellte den Wecker mit Widerstreben auf die Stunde, da er sich und seine Schicksalsbürde wieder erheben mußte. Er dachte, wie schön es wäre, wenn einer Uhr und Läutwerk seines Lebens einmal für ewig abstellen dürfte: nun wirst du mich nicht mehr wecken!

* * *

Mit dem Schnellzuge, der zwei Stunden später ins Gebirge weiterfahren würde, war ein Abgesandter aus der Residenz des Nachbarreiches eingetroffen und hatte sich zu Hofe Audienz für den nächsten Morgen erbeten. Aber in gereizter Vorausahnung des Ereignisses, gegen das er den verzweifelten Gang zum jungen Rechtsanwalt gemacht hatte, setzte es der Thronfolger durch, daß der Gesandte noch in derselben Stunde vorgelassen wurde. Den Prinzen trog seine Ahnung nicht, er empfing den Verlobungsring der Prinzessin zurück. Sein königlicher Vater nahm das kühle Handschreiben der gekränkten Fürstentochter samt dem Ring an sich, als wollte er dem Sohne damit bedeuten, er könne ihm auch einen größeren Reif von Gold noch konfiszieren. Der fremde Gesandte wurde merkbar freundlicher entlassen als der Prinz. Der fühlte sich denn auch unter den Augen seines Vaters vorderhand so unbehaglich wie unter tropischer Sonne, wenn sie auf Wüste scheint; er bekam auf der Stelle ein zwingendes Verlangen nach Waldesschatten, weshalb er sich plötzlich und unverzüglich entschloß, auf einige Zeit in sein waldreiches Jagdgebiet im Gebirge zu gehen. Kaum eine Stunde später raste sein Kraftwagen südwärts davon.

Wenn es ein Zufall war, dann wenigstens ein fahrplanmäßiger: um dieselbe Zeit warf sich der junge Rechtsanwalt in seine Bergausrüstung, holte den Stock aus seinem Arbeitszimmer und fuhr in seinem Wagen zum Südexpreß. Teilnahmslos gegen die allgemeine und äußerst lebhafte Aufmerksamkeit, die an Stelle von Staubwolken hinter ihm aufwirbelte, strebte er mit geradezu fluchtbeflissener Eile hinter die Polsterschanzen der ersten Klasse und grub sich in eine stumpfe Ruhe ein. Nur seine Taschen fühlte er prüfend noch einmal ab. Er hatte alles zu sich gesteckt, Brieftasche, Fernglas, Geländekarte; auch eine Legitimation; denn man konnte nicht wissen —! Nur an der letzten kleinen Tasche ging seine Hand vorüber wie an seinem Abteil draußen der Schaffner, weil es ihm reserviert worden war; es hatte mit dem Täschchen eine ähnliche Bewandtnis von Reservierung: da drinnen lag der Ring des Bauernmädchens, ganz allein. Vielleicht auch zur Legitimation; denn man konnte nicht wissen —!

(Fortsetzung folgt.)

Metaphysik u. Historismus im Christentum

Von Joseph Engert

Der Historismus beginnt heute an sich selber zu sterben; eine andere Denkweise erobert siegreich die Geister: die Metaphysik, der Glaube an eine transzendentale, jenseits aller menschlichen Auffassung liegende Wahrheit und Wirklichkeit, die allem menschlichen Tun mit regulativer und verpflichtender Kraft im eigenen Recht gegenübersteht. Deutlich zeigt sich das, wenn man zwei neuere Werke nebeneinanderstellt: Karl Barths ‚Römerbrief' (zweiter Abdruck der neuen Bearbeitung, Chr. Kaiser, München 1923) und das Buch von Friedrich Heiler, ‚Der Katholizismus, seine Idee und seine Erscheinung' (München 1923, E. Reinhardt). Barth und Heiler kommen beide von der historisch-kritischen Schule her. Aber der eine — Barth — hat auch zu Füßen des alten Blumhardt gesessen und denkt die Historie bis zum Ende: Er will nichts anderes tun, als den Menschen erfassen, wie er wirklich gewesen ist, einschließlich dessen, was der historische Mensch selber über die Ursprünge und Ziele seines eigenen Tuns und Denkens wußte, also auch der Hintergründe, aus welchen dieses Wollen und Denken strömte. Indem Barth dies an einem so exemplarischen Menschen wie Paulus tut, passiert das Sonderbare: Er steht auf einmal mitten in der Metaphysik drinnen. Barth will bewußt und absichtlich nur von dem Paulus reden, wie er ganz und unverkürzt gewesen ist. Und es ergibt sich: Paulus hat die Absicht, eine ganz überzeitliche Wahrheit den Menschen zu bringen, weil er gänzlich von einer solchen erfüllt ist; er denkt ganz und gar theozentrisch, d. h. Gott für sich seiend in einem Lichte und einer Wirklichkeit, da niemand zu kann, kommt historisch zu den historischen Menschen, um sie mit sich zu einen. Wir stehen also von Hause aus mitten in der Metaphysik. Zwar gibt es Unterschiede der Zeiten in der Auffassung dieser überzeitlichen Wahrheit und Wirklichkeit, und darin besteht das Recht der historischen Methode. Aber sie ist bloß Vorbereitung und Weg zum eigentlichen tieferen Sinn; die maßgebende Erkenntnis lautet, und sie ist von Paulus gewollt: Diese Unterschiede haben für die Wahrheit selber und das Wesen des Wirklichen keine Bedeutung, es gibt nur *eine* Wahrheit für die Menschen aller Zeiten und Zonen. Ich gestehe, daß auch ich wie Barth aus der Not der seelsorglichen Aufgabe zu der Frage gekommen bin: Was will denn Paulus, was die Hl. Schrift *unserer* Zeit sagen? Die Frage hat essentiell nur Sinn, wenn es metaphysische Gründe gibt, aus denen Sinn und Gehalt der Wahrheit trotz des Wandels der Zeiten fließt, wenn es eine ewige, überzeitliche Wahrheit gibt, welche aller menschlich erkannten Wahrheit Regel und primäre Erfüllung bedeutet, ihr überzeitlich stets gegenwärtig ist.

Während Barth von der Geschichte zur Gegenwart kommt, schreitet Heiler von der Gegenwart zur Vergangenheit. Für ihn hat die Wissenschaft nur insofern Wert, als sie uns das flutende Leben näherbringt und erschließt. Darum will er auch in seinem Buche über den Katholizismus die Herztöne der katholischen Frömmigkeit erlauschen und den Pulsschlag des katholischen

Lebens fühlen (a. a. O. S. XXV). Oder wie er in dem programmatischen Vorwort zu seiner Sammlung ‚Aus der Welt christlicher Frömmigkeit' (Chr. Kaiser Verlag, München 1921 ff.) betont: Alle sichtbaren Gestaltungen der Religion sind nur Ausstrahlungen, Objektivationen jenes unmittelbaren Frömmigkeitslebens (S. 3). Es gehört folgerichtig zur Aufgabe der Theologie und Religionswissenschaft, dieses Innenleben aufzudecken, darzustellen und weiterhin zu untersuchen, wie aus ihm die objektiven, festen Kirchen- und Religionsformen hervorgehen und wieder in dasselbe einmünden. In diesen Worten, zu denen Heilers Lebensarbeit in seinen Veröffentlichungen als Kommentar hinzutritt, tut sich sofort die Kluft auf, welche Barth und Heiler trennt: Heiler bleibt bei diesem Phänomenalismus und empiristischen Historismus stehen. Darum muß schon hier gesagt werden: Dieses Leben ist nur die empirische Grundlage für alle Forschung und Erkenntnis. Von hier aus ergeben sich erst die Aufgaben: Die eine ist die der Theologie, welche dieses Leben in rationale Begriffe und in ein System spannt, ohne daß sie sich doch darüber täuschen darf, all ihre Formen und Formeln seien nur inadäquate Termini menschlicher Auffassung. Jedoch auch diese kann nicht ohne Metaphysik gelöst werden. Schon ihre Voraussetzung setzt den Glauben an die transzendente, menschlicher Erkenntnis überlegene Daseinswirklichkeit ihrer Objekte. In diesem Sinn hat Adam die Aufgabe der katholischen Glaubenswissenschaft bestimmt (‚Glaube und Glaubenswissenschaft im Katholizismus', Vorträge und Aufsätze², Rottenburg 1923): Die Metaphysik und die Darstellung der jenseits der natürlichen Erfahrung liegenden Religion schaffenden Wirklichkeiten gehören notwendig in diese Theologie hinein. Die andere, ebenso wichtige Aufgabe ist philosophisch: Welches sind die metaphysischen Urgründe und das Recht dieses Frömmigkeits-, des religiösen Lebens überhaupt? — eine Aufgabe, welche Heiler so wenig gesehen hat, daß an diesem Punkte seine ganze Arbeit in eine verhängnisvolle Einseitigkeit einmündet, weil sie ausschließlich auf das phänomenal-historische Moment eingestellt ist. Es scheint bei ihm die Fragestellung überhaupt erledigt, wenn die Darstellung des Frömmigkeits- und religiösen Lebens vollendet ist. Jedoch stellt der kritische Mensch von heute unerbittlich die Wahrheits- und Rechtsfrage, umso unerbittlicher, als das Christentum, das im Mittelpunkt der Frage steht, von Anfang an eine solche metaphysische, menschheit- und weltüberlegene absolute Transzendenz und Jenseitigkeit des Göttlichen behauptete. Schell war es, der in tiefster Erfassung des Christentums zu Beginn der neuen geistesgeschichtlichen Wendung diese Bedeutung der Metaphysik und des metaphysischen Gottesbegriffs betonte, — wir kehren jetzt zu ihm zurück, und Barth ist nicht der letzte Exponent dieses Gedankens. Der Wahrheitshunger unserer Zeit, der über allem Vergehen das Bleibende sucht, der sich selbst als den unendlichen Hunger nach der einen, ewigen Wahrheit (Ps. 80/81, 11) erkennt, hat uns die Augen wieder für das geöffnet, was jenseits aller Erfahrung, aller Geschichte, alles menschlichen Seins liegt. Wir gewinnen wieder den Mut, die ganze Verwegenheit des Urchristentums zu

wagen, uns aller Erdenheit, aller ‚wissenschaftlichen‘ Philosophie zum Trotz, als Bürger des Himmelreiches jenseits der Erde zu stellen, vom Himmel her die Erde zu beurteilen, in ungeteilter Anerkennung jener urchristlichen Geisteshaltung, die Gott als unbedingte Realität jenseits der Erde und Geschichte sah. Wir sehen uns so plötzlich von einem endenlosen Lichtglanz umflossen, mit unendlicher Kraft begabt, Gott zu lieben, weil er uns zuerst geliebt hat. Da fällt aller Heilersche Historismus und Phänomenalismus wie Schuppen von unseren Augen, und wir erkennen in ihm das, was er ist: ein Vorurteil, Eierschalen einer vergangenen Denkweise. Die philosophische Begründung mag folgen, muß folgen; denn das Denken folgt immer erst dem Leben, weil die Eule der Wissenschaft immer erst mit einbrechender Dämmerung ihren Flug beginnt. Schon ist jedoch auch der kritische Realismus im philosophischen Denken durch die zähe Arbeit der Külpe-Schule eine philosophische Macht geworden und findet den Anschluß an die überlieferte scholastische Richtung mit ihrer scharfen Behauptung des realistischen Standpunktes. Eines erkennen wir für den Augenblick immerhin mit klarer Intuition: Es gibt kein Leben außer vom transzendenten Gott, keine Frömmigkeit, sie sei denn vom Jenseits entquollen, — und nur jene Frömmigkeit ist echt und wahr, welche wir wie das Urchristentum im unverkürzten Christus, Jesus, gefunden.

Es scheint mir also, daß an der Stellung zur Metaphysik bewußt oder unbewußt sich unser gegenwärtiges Leben entscheidet, an der Anerkennung der objektiven Wahrheit und Wirklichkeit jener Realitäten, welche wir im Glauben bejahen, als jenseits unserer unmittelbaren Erfahrung stehend, und doch wirklich, ja wirklicher als unser eigenes Dasein. Dies ist der Gesichtspunkt, unter dem unsere Auseinandersetzung mit Barth und Heiler steht, also der religionsphilosophische, der die Wahrheit und Wirklichkeit der religiösen Objekte im Sinne der alten Metaphysik untersucht.

Wir müssen zu Barth eine Vorbemerkung machen: Indem Barth mit der Absicht, den ganzen Paulus zu finden, den Römerbrief las, kam ihm die Entdeckerfreude über Dinge, welche er längst im Herzen getragen und nun bei Paulus wiederfand. Diese Entdeckerfreude hat ihn verleitet, das Gefundene in derart geschraubter, gewollt paradoxer Redeweise zu geben, daß das Verständnis außergewöhnlich erschwert wird. Es wird notwendig sein, öfter, als mir lieb ist, Barths Gedanken zu umschreiben, selbst auf die Gefahr hin, den Gedanken die ursprüngliche Prägnanz zu nehmen; um den Leser nicht vor noch größere Rätsel zu stellen, wenn die Zitate, aus dem Text herausgenommen, unverständlicher werden.

Die erste Entdeckung Barths ist gerade die Bekräftigung von Barths eigenem Standpunkt: Es wird nur möglich, durch das ‚Historische hindurchzusehen‘ und in Paulus eine überzeitliche Wahrheit zu entdecken, weil auch Paulus bewußt und grundsätzlich nicht bloß ein zeitgeschichtliches Dokument mit seinem Römerbrief schreiben will, sondern von etwas redet, was für alle Menschen aller Zeiten gilt. Denn Paulus will das ‚Pneuma Christou‘ den

Menschen bringen. Das heißt aber von einem Gott reden, der ganz anders ist als die Menschen, von dem der Mensch aus sich heraus nie etwas wissen noch haben wird, der sich eben deswegen dem Menschen, wie Er will, offenbart (S. 4). Dann ist er freilich ewig, d. h. über alle Zeitlichkeit und Menschlichkeit erhaben und doch aller Zeit gleichmäßig gegenwärtig, wie etwa der leuchtende Mittelpunkt eines Kreises jeden Punkt der Peripherie bestrahlt. Dieser Gott hat in Abraham, in Hiob und den Psalmsängern geredet; er redete noch mehr in den Propheten, ohne daß er von den Menschen immer verstanden worden wäre (S. 4, 70). In Jesus, dem Christus, riß er gleichsam die Ebene der Zeit auf und enthüllte in ihm sein ganzes Wesen; darum ist der Christus derjenige, der war und der sein wird. Indem aber dieser Gott sich in der einen geschichtlichen Erscheinung Jesu offenbarte, ist er gleichsam ein historisches Faktum geworden in seiner Ewigkeit: Gott ist nicht notwendige Vernunftswahrheit (Lessing und die Aufklärung), sondern eben Tatsache. ‚Seine Ewigkeit ist nicht die ungefährliche, unparadoxe, direkt zu bejahende Stetigkeit allgemeiner Ideen (Gottesidee, Christusidee, Mittleridee u. dgl.). Und seine Allmacht ist nicht die Notwendigkeit einer logisch-mathematischen Funktion. Sondern Gott ist Persönlichkeit, der Einmalige, Einzigartige, der Einzige und als solcher der Ewige und Allmächtige, nichts sonst. Des zum Erweis Jesus, der menschliche, geschichtliche Jesus. Aber Jesus ist der Christus. Das ist Gottes Einmaligkeit, beleuchtet durch seine Existentialität. Darum allem gläubigen und ungläubigen Historismus und Psychologismus zum Trotz das Skandalon einer (einmal geschehenen und doch) ewigen Offenbarung in Jesus, einer Offenbarung dessen, was wahrlich schon Abraham und Plato sahen‘ (S. 259 f.). Mit anderen Worten: In Christus ist gleichsam die Existenz Gottes eine empirische Tatsache geworden, die wir nicht ‚beweisen‘, sondern nur im Glauben erfassen können; so ist Glaube ein Ergreifen dieser Tatsache des göttlichen Beschlusses, sich den Menschen zu offenbaren, ein Sich-Stellen zu Gott und in Gott hineingewirktes Wunder, ist Anfang und Schöpfung und doch wieder im Menschen von Gott selber gewirkt (S. 90—116).

Wir müssen merken: Nichts anderes als Paulinische Gedanken will Barth zum Ausdruck bringen; er übt nicht Kritik an Paulus, sondern mit Paulus; denn es zieme sich nicht, sich gegen gewisse Aufstellungen zu wenden, die Paulus macht, als ob dieser den Geist Christi nicht ganz richtig aufgefaßt habe. Das heiße, sich neben oder vielmehr über Paulus stellen (S. XXI f.). Barth stellt sich also entschlossen gegen jene Kritik, die den Römerbrief bloß als zeitgeschichtliches Dokument werten will und dann mehr oder weniger von ihm anerkennt. Für ihn ist alle historisch-psychologische Kritik nur Vorbereitung und Durchgang, um den überzeitlichen Sinn Pauli zu finden, an dem unsere ganze eigene Denkweise Korrektur und Richtung (im echten Sinne des κρίνειν) erlebt. Das wurde von Barths Gegnern Biblizismus genannt, indem sie ihm Zerstörung der historischen Denkweise und Rückkehr zur Verbalinspiration vorwarfen. Wir müssen

zugeben: Die Denkweise Heilers ist damit gründlich entwertet, und als ein bloß vorübergehendes Stadium in der Wertung des biblischen Textes anerkannt. Der zerstört den echten Sinn der Schrift, der an dem Ewigkeitscharakter der Schrift rüttelt. Wer Christ sein will, darf diesen echtesten Sinn des Jesuslebens und aller, die als Apostel von ihm geredet haben, nicht antasten, wenn es auch noch so sehr unserer ‚heutigen Denkweise' widerspricht. Soweit stimmen wir mit Barth überein: Es heißt Paulus unverkürzt reden lassen, und dann muß Gott selber in uns wie in Paulus zeugen, ob wir ihn richtig verstanden haben. Aber das ist die Frage: Ob gerade wie Barth annimmt, die Reformatoren Paulus richtig verstanden haben. Mir steckt zuviel Massives gerade im Glaubensbegriff Luthers drinnen, und mir will dünken, daß Barth grundstürzend von dieser Massivität Luthers und Calvins abgegangen sei. Wenn Barth von ‚Allein durch den Glauben' redet, will es mir scheinen, als ob das nur eine teuere Reminiszenz an Worte sei. Es steckt mir zuviel Un-Paulinisches im Leben und Handeln Luthers und der anderen. Da sagt mir ein Paulus-Kommentar des Johannes Chrysostomus und dessen Leben mehr. Barth will gerne anerkennen, daß sein Verfahren eine gewisse Analogie zur alten Verbalinspirationslehre habe. Da hat er nur die Inspirationslehre der Reformatoren im Auge; die katholische Auffassung würde ihm mehr sagen: Diese Gegenwart Gottes in der Hl. Schrift ist einfach Inspiration der Sache, die sich die entsprechenden Worte schuf, und alle Inspiration ist geistig zu nehmen, dem Sinn des Autors entsprechend, was derselbe hat sagen wollen; denn noch immer hat der Buchstabe getötet, der Geist belebt. Wenn Barth sich einmal die Mühe nehmen wollte, zu erforschen, was die Alten mit ihrer Typologie und dem doppelten Sinn der Schrift sagen wollten (dem sensus historicus und mysticus, etwa nach Thomas von Aquin, Summa theologica I q I a 10), dann würde er seine Anschauungen in viel klarerer Form wiederfinden.

Wir ziehen das Fazit und stellen zugleich den zweiten Grundgedanken heraus, den Barth im Römerbrief findet. Es handelt sich alles darum, jenen Gedanken Pauli zu finden, von dem aus alles sich erklärt, jene ‚Sache', von der der Römerbrief handelt; damit keine ‚ungemütlichen Punkte' und ‚zeitgeschichtlichen Reste' (Wernle bei Barth S. XVI) bleiben. Diese ‚Sache' ist, kurz gesagt, die Lehre, daß Gott alles in allem wirkt, daß von ihm alles Gerechtsein ausgeht, daß er durch die Auferstehung Jesu alle Menschen gerecht machen will, daß alle guten Handlungen nur gut sind, soweit Gott in ihnen lebt, soweit sie aus Liebe zu Gott gewirkt sind; daß alle Geschichte der Menschen nur einen Sinn gewonnen hat, seit Gott durch das einmalige historische Faktum der Auferstehung alle Menschengeschichte auf das ewige Ziel, sich selbst, bezog. Barths Gedanke, den er aus Paulus herausliest, ist dieser: Es gibt ein Tun und eine Geschichte des Einzelnen und der Gesamtmenschheit, sagen wir vielleicht die Kulturgeschichte; aber diese ist ‚nur das Spiel der vermeintlichen Vorzüge

des Geistes und der Kraft der einen Menschen vor den anderen, der durch die Ideologie von Recht und Freiheit heuchlerisch verhüllte Kampf ums Dasein, das Auf- und Abwogen alter und neuer Menschengerechtigkeiten, die einander an Feierlichkeit und Richtigkeit überbieten' (S. 51). — Wer denkt nicht an die Erfahrungen von Krieg und Revolution und den ‚Frieden' von Versailles, Völkerbund u. dgl., wo die Kulturgeschichte ihr Grab sich bescheinigte? — Da kommt von Gott her ‚die große Störung' in alle Menschengerechtigkeit und das Menschengetriebe hinein: ‚Es fängt damit an, daß Gott die Liebe ist, die den Menschen liebt, und dann zeigt es sich, daß Gott der ist, der geliebt werden will. Freilich ist Gott kein Egoist, aber er ist das unendliche Ego, das unmöglich umgebildet werden kann, um dir zu gefallen, sondern du mußt umgebildet werden, um ihm zu gefallen' (nach Kierkegaard, S. 424). So gibt sich nun Gott selbst zu erkennen in einer absolut freien, ungeschuldeten, unbedingten Tat, der Sendung Jesu, und insbesondere in dem Wunder aller Wunder, wo er sich als der Heilige, der Schöpfer und Erlöser offenbart, in der Auferstehung, uns völlig unverständlich, nur als Tatsache hinzunehmen, d. h. zu glauben (vgl. S. 11, 16). In dieser Erkenntnis Gottes als des Schöpfers und Erlösers liegt die Kraft Gottes, die rein und überlegen jenseits aller menschlichen Kräfte steht und deren Wirkung wie eine Voraussetzung funktionell bedingt, wie die Eins vor den Nullen steht (S. 11 f.). Es ist dann klar: Alle Geschichte des Menschen hat nur Sinn als Weg zu Gott, ohne diesen ist sie sinnlos. Ebenso ist klar: Am Maßstab Gottes gemessen, verlieren die Vorzüge des Menschen ihre Höhe, ihren Ernst und ihre Tragweite (S. 51). Alle bloß menschliche Ethik ist wertlos, wenn nicht Gott in ihr lebt als der große Grund und das Ziel alles menschlichen Tuns, und es gibt nur eine Gerechterklärung vor Gott: ‚Er erklärt seine Gerechtigkeit als die Wahrheit hinter und über aller Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen . . . Forensischer, ursach- und bedingungsloser, nur in Gott selbst begründeter Spruch ist diese Erklärung, creatio ex nihilo. Schöpfung aus dem Nichts. Gewiß: Schöpfung, Schöpfung einer wirklichen Gerechtigkeit in uns und in der Welt ist diese Schöpfung. Denn wenn Gott spricht, so geschieht es' (S. 76).

Barth hat Recht, und mit der Entschlossenheit des ganz religiösen Menschen hat er diesen Grundgedanken Pauli und des Römerbriefes erfaßt: Durch die Offenbarung vor allem in der Auferstehung hat Gott gründlichst alle menschlichen Gedanken und Berechnungen gestört, und mit schöpferischer Allmacht den Menschen dahin zurückgeworfen, von wo der Mensch ausging. Und noch mehr: Vor diesem Gott gilt alles menschliche Tun nur soviel, als Gott in ihm wirkt. Ja sogar, daß alle menschliche Mühe keinerlei Recht und Anspruch auf Gott erwerben kann, sondern daß alles, alles freie, ganz ungeschuldete Gabe, Gnade, ist. Das ist der stärkste Ausdruck für die absolute Transzendenz Gottes über Menschen und Welt: Gott die unendliche, ewige Eins vor allen menschlichen Nullen.

Der klarste Ausdruck für das absolut Theozentrische des Christentums Pauli, dem selbst Luther nicht gerecht wurde; denn für ihn steht doch immer Christus im Mittelpunkt des Denkens, so daß er mehr christozentrisch als theozentrisch denkt. Das hat wieder Schell vor allem betont — und wenn Barth genau hinsieht, wird er darin das Wesen aller katholischen Frömmigkeit finden, ausgesprochen vor allem in der Gnadenlehre: denn Christus ist hier nur Mittler, nicht Wirkursache; diese ist Gott. Freilich setzen in der Gnadenlehre sehr bald die subtilen Distinktionen der Dogmatik ein, um das Wirken der göttlichen Gnade zu beschreiben, zu kennzeichnen, zu zergliedern. Aber das tut hier nichts ab von der grundsätzlichen Wahrheit: Gottes Offenbarung und Rechtfertigung ist Gnade, reine, freie, ungeschuldete, unverdienbare Erbarmung Gottes durch Christus — eine uralte, nie vergessene katholische Wahrheit, auf die mit Recht Leonhard Fendt in seinen ‚Religiösen Kräften des katholischen Dogmas‘ (‚Aus der Welt christlicher Frömmigkeit‘ Bd. 2, S. 186 ff.) hinweist. Man sollte einmal aufhören mit den abgebrauchten Vorwürfen gegen die katholische Gnadenlehre, als ob sie Semipelagianismus sei. Das einzige authentische Buch zur katholischen Gnadenlehre, ist, wie Fendt ebenda anmerkt, das Tridentinum; und hier ist nichts von Semipelagianismus!

Zu Gott und seiner Gnade gibt es allerdings keinen anderen Weg als das Erfassen Gottes und seiner Gnade im Glauben, der, gegründet in einem intuitiven Erkennen des heilwirkenden Gottes und so menschenwürdig, Grundlage, Anfang und Wurzel aller Rechtfertigung ist (Kath. Katechismus). Insofern gilt das ‚Allein durch den Glauben‘ (Barth S. 81 ff.) ebenso für den Katholiken. Es ist der Glaube an Christi Heilsbotschaft und erlösende Gnade, der das historische Faktum der Auferstehung voraussetzt, und den wir schon deswegen uns selber nicht geben können; den aber auch Gott noch unmittelbar in uns wirken muß, sonst wäre es nach katholischer Auffassung kein wirksames, nur menschliches, nicht göttliches Tun in uns. Dazu gehört das ‚iustificari‘, das Gerechterklären. Wohl steckt darin das Gericht, der Prozeß, also etwas Forensisches; denn der Mensch kann gar nichts zu dieser seiner Gerechtigkeit. Aber Paulus hängt sicher nicht an diesem Forensischen. Ihm ist es einfach ein neues Leben: Christus in uns (Gal. 2,20; vgl. dazu Fendt a. O. S. 183 f.). So geht auch Barth über den äußerlichen, massiven Glaubens- und Rechtfertigungsbegriff Luthers weit hinaus, sicher im Sinne Pauli — und gelangt damit in die nächste Nähe der katholischen Auffassung, wenn er in der Rechtfertigung die Schöpfung einer wirklichen, nicht bloß zugerechneten Gerechtigkeit sieht; denn eine bloß äußerliche Zurechnung würde der Wahrhaftigkeit und Treue Gottes widersprechen, würde vor allem den Gedanken Pauli fälschen, in dem der ganze Christus mit seiner Gnade wirklich und wirksam lebt. Barth betont selber die Liebe im gerechtfertigten Menschen so stark, daß der Glaube, selber auch von der Liebe getragen und bezeugt, gerade in der Liebe sich bewährt. So wird die Liebe sogar die Kraft und der Sinn,

wodurch die religiöse Möglichkeit, (vor Gott wertvoll) Gutes zu tun, bewußt oder unbewußt zum zeitlichen Ereignis, also Wirklichkeit wird, als die Antwort Gottes, die Gegenwart Christi und die Ausgießung des Hl. Geistes, die im Menschen wirkt, und alles auf Gott aktiv bezieht. So wirklich und wesenhaft wie die Liebe des gerechtfertigten Menschen und seine gute Absicht, sein Vereintsein mit Gott im Menschen ist, ist auch die Rechtfertigung; während das Zungenreden oder die Weissagung und Erkenntnis nicht in dem Maße den Hl. Geist Gottes in uns bezeugt (Barth S. 302 ff.). Fendt kann deswegen mit dem Katholizismus sagen: ‚So muß der Gerechtfertigte in Taten ausgreifen, das neue Leben wird sofort aus einer Gabe zu einer Aufgabe, ein Gesetz, die lex nova. Das Nihil otii Zwinglis, Luthers verwegene Zuversicht, die wie ein Baum im Frühling in Werken erblüht, wird vom Katholizismus überboten durch die Forderung: nicht bloß das neue Leben in sich auswirken zu lassen, sondern aus und mit der neuen Gerechtigkeit eine erworbene zu schaffen, eine iustitia secunda. Diese iustitia secunda rechtfertigt nicht‘ (Fendt a. O. S. 194 nach Thomas).

Es bleibt also dabei: Der Kerngedanke des Römerbriefes, die Auflösung aller Probleme desselben einschließlich der ungemütlichen Punkte und zeitgeschichtlichen Reste ist der von der Allwirksamkeit Gottes im Heilswerk; vor ihm gilt nichts, ist nichts, was er nicht selbst wirkt mit seiner Gnade. Das, aber gerade das ist der Kerngedanke des Katholizismus, das gibt gerade diesem das Theozentrische, das von keiner Religion oder Konfession sonst auch nur annähernd erreicht wird. Es ist das *πνεῦμα Χριστοῦ*, das in Paulus — und im Katholizismus wirkt.

Unmittelbar an diesen Kerngedanken schließt sich bei Barth das dritte Problem an, vielleicht das Problem des Christentums überhaupt: Wenn Gnade keine psychische Kraft in d i e s e m (irdischen) Menschen, in d i e s e r (geschöpflichen) Natur, keine kosmische Kraft in d i e s e r Welt wird, immer Gottes Kraft, Ankündigung des Gottesreiches, neue Schöpfung der Gnade ist (S. 77): was bedeutet dann Christus? Dieser Christus ist einfach eine geschichtliche Tatsache; sein Leiden, Tod und Auferstehung sind ‚zufällige‘ Tatsachen, d. h. sie haben keine innere Notwendigkeit, sie könnten auch nicht sein; sie sind ‚Sakrament‘ im katholischen Sinne, d. h. sie w i r k e n die Gnade Gottes. Wir begreifen, daß in L e s s i n g sich die ganze Aufklärung gegen diese ‚Gefangennahme‘ der absoluten Vernunft durch das Geheimnis des Christentums erklärt: Gegen die Tatsache der Auferstehung als ein historisches Faktum sei nichts einzuwenden; aber um dieser Tatsache willen die ganze Vernunft umzustellen, das sei unerträglich, die wirkliche *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* des Aristoteles; zufällige Geschichtswahrheiten könnten der Beweis für notwendige Vernunftswahrheiten nicht werden. So Lessing. Er hat Recht; sie sollen es auch nicht, denn die von der Vernunft geschaffenen ‚notwendigen‘ Wahrheiten haben nur logische, gedankliche Geltung, aber contra factum non valet probatio. Die Geschichtlichkeit der Auf-

erstehung, die Sakramentalität des Leidens ist auch das Ärgernis der von der Aufklärung innerlich noch abhängigen historisch-psychologischen Denkweise der liberalen Theologie Harnacks und Heilers: was sollen sie im Christentum, da sie nur etwas ‚Magisches' scheinen? Wir begreifen aber auch bei aller unnötig schwierigen antithetischen Stilistik Barths, daß dieser aus dem vollen Gedanken Pauli herausredet: In Christus hat Gott das neue Schöpferwort der Gnade gesprochen, durch dessen Auferweckung gewirkt (Röm. 3,24). Das ist ‚das Entsetzenerregende, daß in der Geschichte eine Aufhebung dieser Geschichte, im bekannten Zusammenhang der Dinge eine Zerreißung dieses Zusammenhanges, in der Zeit eine Stillsetzung dieser Zeit stattfindet: Dein Name werde geheiligt, Dein Reich komme!... Eine Geschichte in der Geschichte, dinglich unter Dingen, menschlich unter Menschen ist sein (Christi) Leben, aber Geschichte voll Sinn, Dinglichkeit voll Hinweis auf Ursprung und Ende. Zeit voll Erinnerung der Ewigkeit, Menschheit voll redender Gottheit (S. 78). So ist auch die Auferstehung Jesu als Erlösung ein Faktum in der Erscheinungswelt, ist auch die Taufe das Zeichen, welches den anschaulich-zeitlichen Anfang unserer Erkenntnis Gottes bildet (S. 171). Vor allem darf die Taufe nicht verflüchtigt werden: ‚Als das auf Gottes jenseitige Sinngebung des Lebens zeigende und sie bezeugende, als das sein Wort (und nicht nur den christlichen Mythus) verkündigende Zeichen ist die Taufe, was sie ist: Wahrheitsträger, Heiligtum, Sakrament. Sie bedeutet nicht nur, sondern sie ist in ihrer Bedeutsamkeit, als Hinweis auf das Jenseits ihrer Dinglichkeit, Vermittlung neuer Schöpfung, ewige Realität, nicht Gnade, aber durchaus Gnadenmittel. Wie die auf Gott gerichtete Frage immer auch Gottes Antwort, wie des Menschen Glaube Gottes Treue unanschaulich umschließt, so auch das Menschenwerk der Taufe das durch sie verkündigte Tun Gottes am Menschen' (S. 171 f.). Christi Auferstehung ist kein Ereignis von historischer Ausdehnung neben den anderen Ereignissen seines Lebens und Sterbens, sondern die ‚unhistorische' (Röm. 4, 17b) Beziehung seines ganzen historischen Lebens auf seinen Ursprung in Gott (S. 175). Der Sinn des Lebens Jesu ist die Offenbarung und Anschauung Gottes durch die Auferweckung Jesu von den Toten (S. 183). Christi Sendung ist Gottes Einmaligkeit beleuchtet durch seine Existentialität — allem gläubigen und ungläubigen Historismus und Psychologismus zum Trotz.

Kurz gesagt, ohne das paradoxe Beiwerk: Durch die Auferstehung Jesu hat sich Gott bezeugt als den Ewigen und Allmächtigen, als den Schöpfer, Herrn und Erlöser. Mit dieser Tatsache ist zu rechnen, so wenig sie sich auch in unsere gewöhnliche Denkweise fügt. Durch die Taufe spendet er uns die Gnade der Auferweckung, indem er auch uns zu seinem neuen Leben beruft.

Das ist die Tatsache, von welcher das Christentum seinen Ausgang genommen hat — sie muß wirklich sein, wie die Religion, welche heute existiert. Ebenso muß die Taufgnade Wirklichkeit sein wie das Leben,

das daraus fließt. Freilich ist diese Tatsache keine notwendige Vernunftwahrheit (im Sinne von Lessing, Wolff und Hegel) — aber das ist bei allen Tatsachen so: sie können nur konstatiert, nicht abgeleitet werden. Und wenn die Aufklärung Vernunftnotwendigkeit und Tatsächlichkeit identifizierte und ersterer einen höheren Wirklichkeitsgrad vermöge deren subjektiver Evidenz zuteilte, so war das eben ein großer Irrtum, und sie hat den von Aristoteles gerügten Fehlschluß begangen, nicht das Christentum. Wie könnte auch das Leben Fehlschüsse begehen? Schließlich ist Auferstehung und Taufe wirklich ein Ärgernis für die natürliche geschichtliche Auffassung — dafür ist sie eben ein ganz Neues, ein Gotteswerk; es ist die ‚Entscheidung' des Christentums: ‚Die Wahrheit ist, sie ist nicht umsonst so bitter' (S. 269). Mit ihr muß rechnen, wer dem Christentum, zumal dem des Römerbriefs, gerecht werden will.

Barth hat also den Paulinischen Gedanken recht erfaßt, und er läßt sich gerne den Vorwurf dogmatischer Voraussetzungen und des ‚Taufsakramentalismus' (S. XV) gefallen, wenn er dabei nur Paulus, d. h. dem Römerbrief, treu bleibe. Merkwürdig: sind es nicht genau dieselben Vorwürfe, die gerade der katholischen Kirche gemacht worden sind, nämlich ihr radikaler Glaube an die Geschichtlichkeit der Auferstehung, ihr Sakramentalismus? Diese Punkte sind das Palladium der katholischen Offenbarungsauffassung von jeher gewesen, articuli stantis et cadentis ecclesiae. Sie rang um dieses Palladium mit den Gnostikern, diesen einzigen und echten ‚Synkretisten', die zwar christliche Formeln hatten, aber diese mit heidnischem Geiste erfüllten, indem sie alle Erlösung, alle Religion und Moral in einen naturhaften Prozeß des Göttlichen im Menschen auflösen wollten, der sich durch naturhafte Mittel wie Kasteiung und Beschauung, ohne die freie Tat der sittlichen Umkehr vollzieht. Sie rang um diese Geschichtlichkeit des Erlösungswerkes, also auch um die Freiheit der sittlichen Tat im Menschen mit der quietistischen Mystik, die den geschichtlichen Erlöser entwertete. Mit welcher Schärfe hat nicht schon 1. Joh. 1, 1 ff.; 4, 1. 2. 9 diese Geschichtlichkeit Christi betont! Alle katholische Frömmigkeit ist geschichtlich und sakramental, Einkörperung in den geschichtlichen Christus, aufgebaut auf dem Sakrament der Eucharistie: es dürfte nun wirklich und endlich der Vorwurf des Magismus und Gnadenzaubers gegen die katholische Frömmigkeit aus der gelehrten und ungelehrten Polemik des Protestantismus verschwinden, angesichts der Tatsache, daß Paulus, der Prediger der Allwirksamkeit, der absoluten Freiheit Gottes, Geschichte und Sakramentalität für das Herzstück des Christentums erklärt. Wie keine andere christliche Frömmigkeit denkt die katholische urpaulinisch.

Somit ist das große Neue, die Erbarmung Gottes Wirklichkeit geworden, einmal in der Geschichte; wie kommt es aber zum Einzelmenschen? Das ist das vierte Problem, das Barth bespricht: Gott gab uns im Sohne seinen Geist, und der bezeugt, daß wir Gottes Söhne sind. Es ist der Geist oder die in uns übermächtig gewordene, die von uns ernst ge-

nommene Wahrheit (S. 274); nicht Begeisterung, Dämonie, sondern der Geist des Logos, die Wahrheit selber (S. 281). Es ist der Geist Gottes oder die Liebe,— und diese Liebe Gottes zu uns macht das Unmögliche möglich, nämlich daß wir vor Gott Wertvolles tun und daß wir gerecht werden. Die ‚Liebe zu Gott — Agape', also Solidarität, Gemeinschaft (S. 281, 314): das Problem der Kirche tut sich auf. Man sollte meinen: Wer die Liebe Gottes zu den Menschen als reale Wirklichkeit betrachtet, einmal im historischen Zeitpunkt Geschichte geworden, wer die Menschheit als Ganzes in den ersten und zweiten Adam (welcher ist Christus) beschließt, müßte auch die Agape unter den Menschen als historische Wirklichkeit betrachten und würdigen können, d. h. die Kirche als eine göttliche Stiftung, in der Gottes Geist der Liebe, also auch seine Gabe der Offenbarung und Gnade, ruht als sakramentale Wirklichkeit. Das tut aber Barth nicht. Sondern für ihn ist die Kirche, jede Kirche Verwandlung der ewigen Offenbarung in Zeitlichkeit, des Göttlichen in Menschlichkeit, des ‚himmlischen Blitzes in einen irdischen Dauerbrenner' (S. 316). Die empirische Kirche ‚ist der mehr oder weniger umfassende und energische Versuch, das Göttliche zu vermenschlichen, zu verzeitlichen, zu verdinglichen, zu verweltlichen, zu einem praktischen Etwas zu machen, und das alles zum Wohl der Menschen, die nicht ohne Gott, aber auch nicht mit dem lebendigen Gott leben können (siehe „Großinquisitor"!), alles in allem: der Versuch, den unbegreiflichen und doch so unvermeidlichen Weg begreiflich zu machen. Wobei der katholischen Kirche entschieden besseres Gelingen beschieden ist, während der Protestantismus verhältnismäßig mehr zu leiden hat unter der Tatsache, daß, was der Mensch als Kirchenmensch so gerne möchte, letztlich nicht gelingen kann' (S. 316 f.). Mit anderen Worten La médiocrité fait l'autorité: der irdische Mensch braucht etwas so Handgreifliches, Handfestes wie eine Kirche als den Ort und die Personen, da von Gott geredet werden muß; aber die Kirche selber ist nicht göttliche Einrichtung, sondern etwas höchst Menschliches, die nicht zu umgehende geschichtliche Fassung, Leitung und Kanalisierung des selbst nie Geschichte werdenden göttlichen Tuns am Menschen (S. 105). Trotzdem gibt es, meint Barth, eine Agape, eine Gemeinschaft der Kinder Gottes im Geiste; jedoch ist diese Kirche immer ein Unsichtbares — hier greift Barth einen Gedanken Calvins auf (vgl. Calvin Inst. IV, 1, 2; bei Fröhlich ‚Die Reichgottesidee bei Calvin', ‚Aus der Welt christlicher Frömmigkeit' Bd. III, S. 29) — aber die anschauliche Kirche ist immer die Kirche Esaus des Reprobierten, die unanschauliche Kirche immer jene Jakobs, des Berufenen, d. h. die sichtbare Kirche wird immer eine menschliche Stiftung und Einrichtung sein bei aller menschlich möglichen Vollkommenheit und Idealität, während die unsichtbare Kirche Gnade ist, die Kirche ohne Ausdehnung noch Beschränkung, ohne Ort noch Namen, einfach die von der Gnade getragene unsichtbare Gemeinde der Erwählten (S. 326). Deswegen darf doch der wahrhaft vom Geist Getragene nicht außerhalb der Kirche stehen, sondern muß in die

Kirche hinein, aus Liebe von Gott und zu Gott: ‚Wer das Evangelium ‹ört und verkündigt, der steht nicht neben der Kirche, weder verständnislos ıblehnend noch verständnisvoll sympathisierend, sondern wirklich persönlich, ›eteiligt in der Kirche. Als Wissender selbstverständlich und darum als ‹eidender und in keinem Sinn als Triumphierender‘ (S. 318 f.). Barth eitet diese Gedanken aus Röm. 9, 1 ff. ab, dem Weheruf Pauli über eine Brüder, das Israel im Fleische.

Das Problem der Kirche ist der vierte Gedanke des Römerbriefs. lber hier ist auch, wie Adam richtig gesehen, der Punkt, der Katholiken ınd Protestanten am tiefsten trennt: ‚Nicht das „Ich“, sondern das „Wir“ st der Träger des Geistes‘ nach der einmütigen altchristlichen Überzeugung. Es war ‚eine dem altchristlichen Bewußtsein eingeborene, in der Linie Paulus-Ignatius-Cyprian-Augustin immer wieder beteuerte Überzeugung: ›er Geist wirkt in und durch die Gemeinde, die Gemeinde ist das eigentliche Organ des Geistes‘ (a. O. S. 32). Mir scheint, im Problem der Kirche ›richt die ganze Argumentation Barths aus Paulus in mehr als einem Betracht mitten durch. Paulus bedauert seine Brüder, nicht weil sie Israel, ›. h. die geschichtliche Erscheinung des Offenbarungsvolkes sind, sondern veil sie trotz dieser Begnadung den Geist der Sohnschaft verloren haben. Wer geschichtliches Eingreifen Gottes in die Menschengeschichte sagt, sagt ıuch Geschichtlichkeit des göttlichen Evangeliums, d. h. Kirche. Immer hebt Paulus diesen geschichtlichen Vorzug seiner Brüder heraus (Röm. 3, 1 ff.; 9, 1 ff.); aber wer Israelit ist dem Fleische nach, ist es damit noch nicht im Geiste; das jedoch ist das Entscheidende, daß die irdischen, die nationalen und zeitgeschichtlichen Schranken aufgehoben sind, und alle den Geist Gottes in Christus empfangen können. So ist auch die Kirche des Neuen Bundes das echte Israel, die Gerechtigkeit des Neuen Bundes das neue Gesetz, das nicht abgeschafft werden soll, sondern erfüllt — mit dem echten Abraheimsgeiste, dem Geiste des Glaubens, der vor Gott keine Rechte beansprucht, sondern ein freies Geschenk erbittet. So hat auch die Kirche niemals einen Bruch zwischen dem Alten und Neuen Testament empfunden (Marcion!), sich selbst nicht als Verneinung des alten Israel, sondern als die allein echte Fortsetzung, den echten Sinn und Inhalt der göttlichen Stiftung des alten Israel, die Erfüllung von Gesetz und Propheten; darum ist sie der ‚neue Bund‘ und das ‚neue Gesetz‘. Sie fühlte sich immer, getreu dem Paulinischen Sinne, als die ‚Verwalterin der göttlichen Geheimnisse‘ (vgl. Röm. 3, 1), hat aber noch im Vatikanum die Lehre verworfen, daß derjenige, der ihr, obwohl schuldlos, äußerlich nicht angehöre, des Heiles verlustig gehe; sie rechnet vielmehr alle schuldlos Irrenden, ob Heide oder Christ, zur Seele der Kirche (vgl. den Katechismus, 9. Glaubensart.: ‚Extra ecclesiam nulla salus‘). Darum sind in ihr die nationalen und zeitgeschichtlichen Schranken gründlich entwertet — die Kirche als solche ist als der vom Geist getragene Leib Christi befestigt.

Wenn Barth so sehr den einzelnen als Träger des Geistes betont

(S. 403, 435, 509): welches Zeugnis hat dieser einzelne irrende Mensch von der Wahrheit? Wenn der Geist Agape ist, warum soll nicht die Gemeinschaft der Agape ebenso vom Geiste getragen sein? Sollte nicht gerade Paulus gesehen haben, daß die dem einzelnen als Geistesträger aufgeladene Last, selbst über das Zeugnis des echten Geistes befinden zu müssen, allzu schwer sei, Paulus, der vor der freien Geistbezeugung in Zungen und Sprachen warnt, und auf die Gemeinde als Richterin verweist, insonderheit auf die Autorität in der Gemeinde (1. Kor. 14)? Und wenn Paulus in der geschichtlichen Tatsache der Offenbarung durch Christus den Erweis für die Existentialität des Ewigen sieht und Barth mit ihm: was sollten denn die Zeitgenossen Christi vor uns voraus haben, die den geschichtlichen Christus gesehen; während diese Zeugnisse für uns, um mit Lessing zu reden, zu Berichten von Zeugnissen herabgesunken sind? Die Agape Christi, der Geist Christi, das Zeugnis der Wahrheit von Christus muß auch heute noch für uns wirkliche, d. h. allezeit gegenwärtige, anschauliche Tat sein, wenn anders sie einmal Geschichte gewesen: signum infidelibus (1. Kor. 14, 22).

Barth zieht die Todeslinie an der unrichtigen Stelle. Es heißt nicht: Anschauliche Kirche = Kirche Esaus = menschliche Stiftung, die sich an Stelle Gottes setzt; unanschauliche Kirche = Kirche Jakobs = unsichtbare Gemeinde der Erwählten; sondern im echten Sinne Pauli Kirche Esaus = Geist Esaus = Geist äußerlicher Kirchlichkeit; und Kirche Jakobs = Geist Jakobs = wahre Kirche, die den Geist Gottes als treues Erbe bewahrt hat, jenen Geist, der alles auf Gott bezieht und von Gott erwartet. Das ist dieselbe Scheidelinie, wie sie die Apokalypse zieht im ‚sacramentum septem ecclesiarum' (Apok. 1, 20), wo Johannes ebenfalls beschreibt, ‚was ist und später sein muß', nämlich die Mängel der ‚anschaulichen' Kirche, ohne daß deswegen die göttliche Sendung der Kirche aufgehoben oder auch nur in Frage gestellt wird. Denn Christus bleibt aus dem Dunkel der Ewigkeit heraus der ‚lebendige' und stets seiner Kirche gegenwärtige Herr und Hohepriester seiner Kirche (Apok. 1 ff.). Und der Kommentar zum Kirchenbegriff des Römerbriefes ist der Epheser, der die Grundlinien der Kirche als geschichtlicher Erscheinung zieht. Hier ist für die Kirche das klassische Wort geprägt von der Gemeinde, deren Haupt Christus ist, quae est corpus ipsius et plenitudo eius, qui omnia in omnibus adimpletur (Eph. 1, 22 f.). Im Lichte dieser Stelle erscheint der tiefere Sinn des Römerbriefes: Noch immer hat bloße Kirchlichkeit und das Pochen auf die eigene Gerechtigkeit den Herrn gekreuzigt und ging des Heiles verlustig; die Kirche selber bleibt in ihrer Einzigkeit und Einzigartigkeit eine geschichtlich Tatsache, ‚anschaulich', wie Christus in seiner geschichtlichen Erscheinung ‚anschaulich' gewesen ist. Es ist jene Kirche, welche gerade den theozentrischen Standpunkt des Römerbriefes allein unversehrt und ohne Wanken durch die Jahrhunderte bewahrt hat als Verwalterin der Erlösungsgeheimnisse, als Anwalt Gottes gegenüber den Menschen. — Und wenn sich

Barth einmal die Mühe nähme, die dogmatischen Bestimmungen der katholischen Kirche durchzusehen, würde er mit Erstaunen das Groteske seiner Behauptung sehen: Der Katholizismus sei der Anwalt des Menschlichen gegen Gott. Er wird finden, daß gerade die katholische Kirche die geradlinige Fortsetzung und Erfüllung der Paulinischen Gedanken ist, die er selber an einem kritischen Punkte umgebogen hat. Aber diesmal hat ihn ein Vorurteil, die reformatorische Einstellung, irre- und vom echten Paulus abgeführt. Wenn und soweit die katholische Frömmigkeit in diesen dogmatischen Grundlinien bleibt — es muß zugegeben werden, daß sich nicht immer diese klaren Linien geltend machen —, ist sie Paulinisch.

Mit einem fünften Problem, dem der Ethik, schließt Barth ab. Es ist keine Frage, und auch Barth verneint sie nicht: es gibt eine bloß menschliche Ethik. Eine solche, welche aus natürlich-guter Anlage heraus gut ist, ist eine natürliche Idealität. Aber diese gilt vor Gott, im Lichte des Römerbriefes gesehen, nichts. Alles Menschliche als bloß Menschliches ist böse; denn ‚böse im christlichen Sinne ist die notwendige Bestimmung der anschaulichen Wirklichkeit alles Handelns' (S. 451). Ob Barth hier an Augustins ‚glänzende Laster der Heiden' (De Civ. Dei) gedacht hat? Jedenfalls ist für ihn aller Idealmensch nach dem Schema Förster-Ragaz der Unchrist, weil er im Bannkreis des Menschlichen bleibt: Daß Gott Gott ist, bleibt die Voraussetzung aller (christlichen) Ethik (S. 421, 424). Paulus führt nach Barth den theozentrischen Gedanken mit aller Folgestrenge durch: Soli Deo gloria ist das Problem der Ethik so gut wie das der Dogmatik. Es ‚gibt keinen Lebensversuch, und wenn sein Ethos von noch so hoher Qualität wäre, bei dem etwa ein Einswerden des Willens Gottes mit dem Menschenwillen, oder umgekehrt ein Aufgehen des zweiten im ersten, ein Erfülltwerden des ersten durch den zweiten stattfände' (S. 417). Mit anderen Worten, es gibt nur ein Gutes, das mit Beziehung auf Gott getan wird, wobei ich allerdings Barth nicht dahin verstehen kann, daß nur die bewußte Beziehung zu Gott gut mache, sondern es ist einfach das Tun des Gerechtfertigten und Erlösten, des Glaubenden und Liebenden. Denn die Liebe ist die ‚große positive Möglichkeit' (S. 477), ‚jene Sachlichkeit, kraft deren der Mensch Gott ergreift, Gott erkennt . . . Liebe ist das existentielle Vor-Gott-Stehen des Menschen: sein Angerührtwerden von der Freiheit Gottes und eben in dieser Berührung das Begründetwerden seiner Persönlichkeit' (S. 477). Liebe ist aber auch das ‚Geistesverhältnis' zum Nächsten (Kierkegaard), sofern und gewiß ich Einer (in communio, Gemeinschaft) mit Gott bin (S. 479).

Nach Barth will also Paulus sagen: Was wertvoll ist vor Gott, muß aus Liebe zu Gott geschehen, aus derselben Liebe heraus, die Gott uns eingeflößt hat durch den Geist, den er uns gegeben hat. Ich finde, daß das alles viel einfacher in — jedem katholischen Katechismus gesagt ist: Alle unsere wirklich guten Werke müssen aus übernatürlichen Beweggründen und im Stande der heiligmachenden Gnade, mit der übernatürlichen Gnade

des Beistandes geschehen. Übernatürlich bedeutet: aus der von Gott uns geschenkten Liebe heraus. Das ist der Sinn des Römerbriefes, und wie ich glaube auch dessen, was Barth uns sagen will. Ob er meint: Der Mensch sei radikal böse? (nach Luther). Mir will auch hier scheinen, daß die dialektische Zuspitzung den Gegensatz schärfer betont, als er gemeint ist. Jedenfalls ist die Meinung: Ohne Gott kann der natürliche Mensch nichts absolut Wertvolles vor Gott tun; denn dazu reichen seine natürlichen Kräfte nicht aus, obwohl sie natürlich Gutes immerhin leisten können. Dafür ist ja die ganze Humanität der natürlichen Kultur Zeuge, so fragwürdig sie auch sonst sich darstellt. Jedoch hat Barth die ‚positive Möglichkeit der Liebe', d. h. die Fähigkeit, wahrhaft Gutes zu tun, zu wenig ausgebaut. Denn Liebe ist in Pauli Sinne mehr als das Sich-Vor-Gott-Stellen; sie ist, wie wir oben mit Fendt angemerkt haben, das Erfülltwerden mit dem Geiste Gottes, ein wirksames neues Leben, ein tätiges Wirken in diesem Geiste. So erst ist die Liebe des Gesetzes Erfüllung und selbst das neue Gesetz. Darum ist der katholische Katechismus — ich verweise besonders auf den Catechismus ad parochos ex Decr. Conc. Tridentini — die durchaus kongeniale Ausführung des ‚Problems der Ethik' im Sinne des Römerbriefes. Barth sollte auch einmal bedenken und untersuchen, welche Rolle Paulus und vor allem der Römerbrief im Offizium des kirchlichen Breviers und im Missale spielt; er würde erkennen, daß es wohl nicht gut möglich ist, Paulus immer vor Augen zu haben — und sich soweit von ihm zu entfernen, wie es die landläufige, von den Reformatoren bestimmte Auffassung der katholischen Kirche zuschreibt. Die katholische Frömmigkeit ist zutiefst allezeit bei Paulus in die Schule gegangen, und ist in ihrer kirchlichen Grundlegung, in der treuen ‚Nachfolge Christi', in der sakramentalen Auffassung des Heilswerkes, in ihrer restlos theozentrischen Einstellung die Erfüllung des anderen Pauluswortes: ‚Imitatores mei estote sicut et ego Christi' (1. Kor. 11, 1). Das ist mir gerade bei Barth wieder zum Bewußtsein gekommen. Freilich muß ich an Augustin, der ebenso gerne, aber viel klarer als Barth, in Antithesen redet, denken: ‚Quantum sapio, quantum capio, quid est hoc? (in Jo. tr. 124, 5), außer daß ich sage: Ich glaube Barth doch im wesentlichen richtig verstanden zu haben. Es ist mir deswegen immer mehr begreiflich, warum Barth in der liberalen Theologie, von Harnack angefangen (Christl. Welt 1923, Nr. 1/2; 5/6; 9/10) bis zu Jülicher und Wernle so scharfe Gegnerschaft gefunden hat. Ich halte es auch nicht wie Harnack für eine Verwechslung von Kanzel und Lehrstuhl, wenn Barth die historische Kritik bis zu dem Punkt weiterführt, wo das Ewige und Zeitlose bei Paulus im harten Eingriff in unsere lebendige Gegenwart erscheint; wenn auch Barths eigene Erwiderung auf Harnack von Unklarheiten nicht frei ist (Christl. Welt 1923 Nr. 5/6).

Unsere eigene Darstellung hat bewußt Barths Gedanken mit der katholischen Auffassung konfrontiert, um die Tatsache erscheinen zu lassen: Alle

Paulinische Religion kann ohne Metaphysik überhaupt nicht gedacht werden; und: in dieser Beziehung ist der Katholizismus allezeit der treue Anwalt des Paulinischen Christentums gewesen, weil er am stärksten den absolut metaphysischen und theozentrischen Charakter des Christentums vertrat. Er ist es soweit gewesen, daß er sogar in die philosophische Bewegung eingriff, angefangen von der Verurteilung eines Scotus Eriugena, die dessen Realismus mäßigen, von der Verurteilung der Nominalisten, die den Realismus stützen sollte, bis in unsere Tage, wo der Papst den Realismus eines Thomas zum Leitstern der christlichen Philosophie erhob. Die innige Verbindung Paulinischer Gedanken mit dem Katholizismus erkennt auch Heiler an: Paulus ist der Vater der katholischen Kirchenidee und Kirchenpädagogik, der Schöpfer des katholischen Dogmas und Mysterienkultes wie der katholischen Mystik (‚Der Katholizismus' S. 59). Aber er findet gerade jenen Punkt nicht, der uns hier angeht: Die Stellung und Verwurzelung Pauli und des Katholizismus in der Metaphysik, im absolut Transzendenten.

Religionsphilosophisch fragt es sich natürlich: Wie ist dieser Anspruch zu rechtfertigen? Paulus verweist auf die Bezeugung Gottes in der Natur und Welt (Röm. 1, 10). Vor allem ist ihm die Auferstehung des Christus und der Geist Christi vollgültiger Beweis. Und es wird der echt religiöse Mensch, religiös gesehen, auch heute noch immer Gott finden im auferstandenen Christus, wenn er sich nur ohne Vorurteil ihm überläßt.

(Schluß folgt.)

Der Sowjet-Staat Rußland

Von E. Janowski

Vor einem Jahre hat sich das Heer der russischen Emigranten um eine auserlesene Kolonne vermehrt. Die große Werkstatt der Weltrevolution hat wieder einmal ihre ‚Abfälle' ausgespien — das für sie unbrauchbare menschliche Material, diesmal ausschließlich Vertreter des höheren russischen Geisteslebens — Hochschulprofessoren, Schriftsteller, Journalisten, etwa hundert an der Zahl. Nicht Flüchtlinge sind es — Verbannte. Ausgewiesen von der Sowjetregierung aus dem Grunde — ja, aus welchem Grunde? Keiner von ihnen ist der politischen Tätigkeit überführt, ja auch nur verdächtigt worden. Sie sind ausgewiesen wegen ihrer ‚allgemeinen Geistesrichtung' — als gefährliche Gegner ‚auf der ideologischen Front' — wegen sowjetmäßig unliebsamer Weltanschauung — wegen etwas Unfaßbarem, was nicht in gerichtlichem Verfahren, sondern nur durch das feinfühlige Organ der politischen Polizei festgestellt werden konnte . . . Wie soll ich die Idee dem Europäer geläufig machen? Doch, es gibt ein Wort: Sie wurden ausgewiesen wegen ihrer Mentalität. In unserem Zeitalter, wo der gewaltigste aller Kriege angeblich gegen die Mentalität eines der Kriegsgegner jusqu'au bout geführt worden ist, klingt doch diese Begründung plausibel genug. Insofern halten die Bolschewisten mit der modernen Kulturentwicklung Schritt. Also Landesverweis wegen Mentalität. Unter den Verbannten — der hervorragendste von den russischen Philosophen, Professor Loßky, der kurz zuvor vom Universitätsunterricht ausgeschlossen worden war — ihm wurde zur Schuld gelegt: ‚die philosophische Anerkennung der Dreifaltigkeit Gottes'.

Wie ersichtlich, handelt es sich um eine geistige Elite. Darunter — eine Reihe geistreicher, scharfsinniger Beobachter, die nun die Ergebnisse ihrer fünfjährigen Betrachtungen im Sowjetlande bereits auch veröffentlicht haben. Mit zitternder Hand greift der russische Emigrant zu diesen tränen- und blutdurchtränkten Büchlein und sucht die Antwort auf die brennendste seiner Fragen: Ist die russische Stagnation unwandelbar — oder sind Anzeichen vorhanden, daß auch der Bolschewismus einer Evolution fähig ist? Die Antwort, von den berufensten Publizisten und Wissenschaftlern gegeben, ist eindeutig. Zweifelsohne, die Evolution ist da; und diese Evolution des Bolschewismus ist eine Involution des Russischen Reiches, ein Zusammenschrumpfen des staatlichen Organismus auf Formen, die in der Geschichte bereits weit genug zurückliegen, so ungefähr neunzig Jahre, in der Zeit des Zaren Nikolaus I.

* * *

Wie wird Rußland regiert und von wem? Das Räterußland oder, nach seiner neuesten Verfassung, der ‚Bund der sozialistischen Räterepubliken'? Einer von den Ausgewiesenen, ein entschiedener Gegner des Sowjetregimes — im Jahre 1917 Mitglied der von den Bolschewisten

gestürzten provisorischen Regierung —, Herr Peschechonoff, bezeugt in seiner jüngst erschienenen Schrift,* daß den Bolschewisten ein unbestreitbares Verdienst zukommt, nämlich die Wiederaufrichtung der Staatsgewalt in Rußland. Wenn Deutsche, die konservativ und poetisch zugleich veranlagt sind, von ‚der furchtbaren, der kaiserlosen Zeit' in ihrer Geschichte sprechen, so hat das neueste Rußland etwas noch Furchtbareres gekannt: die staatslose Zeit. Ihr Anfang war die Märzrevolution 1917 — die Abdankung Kaiser Nikolaus II.; ihr Ende, mit dem Auftreten des bolschewistischen Ersatzstaates identisch, läßt sich auf keinen bestimmten Zeitpunkt bringen; denn der Ersatzstaat wurde ganz allmählich improvisiert, zunächst unter Ablehnung aller herkömmlichen Methoden und in dem durch die Theorie gebotenen Bestreben, den Staatsapparat klassenmäßig aufzubauen; was natürlich nicht gelang, aber den Vorgang beträchtlich verlangsamte; bis dann schließlich anstatt einer ‚Diktatur des Proletariats' die Diktatur pure et simple auftauchte; wessen Diktatur, darauf werden wir noch später zu sprechen kommen.

Zum Fundament des Sowjetstaates wurde nicht ‚das klassenbewußte Proletariat', wie es in Europa die Straßenkommunisten, und nicht die ‚soziale Gerechtigkeit', wie es die Salonkommunisten meinen, sondern, ganz prosaisch, die Rote Armee. Das alte Heer war von den Bolschewisten selbst zersetzt und, nachdem sie die Gewalt an sich gerissen hatten, noch vor Abschluß des Friedens mit Deutschland, zum größten Teil demobilisiert worden; die revolutionären Schlagwörter von der Volksarmee mit freigewählten Befehlshabern, mit denen die Bolschewisten 1917 die meuternden Soldaten zu gewinnen suchten, wurden nach dem Umsturze sofort über Bord geworfen. Der Sowjetstern leuchtete über einem ganz anderen Pfade — und diesen gingen die neuen Machthaber mit genialer Erfindungsgabe. Es wurden Söldnertrupps gebildet — aus landfremden, sogar der russischen Sprache zumeist unkundigen Elementen: aus kriegsgefangenen Ungarn, aus Letten, aus Chinesen — deren Tausende noch durch die kaiserliche Regierung während des Krieges nach Rußland geholt wurden, wo sie für kriegstechnische Arbeiten verwendet werden sollten; diese chinesischen Arbeiter befanden sich nun jetzt in einer verzweifelten Lage, ohne Arbeit, ohne jede Möglichkeit, nach der Heimat zurückzukehren, von einer völlig fremden Bevölkerung umgeben, und waren zu jedwedem Schergendienste bereit. Diese Truppen genügten, um das Blutregiment der Tscheka über das ganze Land auszubreiten und sogar um eine genügende Anzahl von Deserteuren einzufangen und zu roten Soldaten zu machen. So wurde mit dem Wiederaufbau der russischen Armee begonnen. Aus dem Kampfe mit den Weißen ging dann diese Armee zum Teil gestärkt hervor und wurde dann in den zwei Friedensjahren weiter vervollständigt und diszipliniert.

---

* A. W. Peschechonoff, ‚Warum ich nicht emigrieren wollte', Berlin 1923, Obelisk-Verlag (in russischer Sprache).

Auch der Verwaltungsapparat ist jetzt durchaus nicht so lächerlich, wie er im Anfang war. Peschechonoff findet ihn bereits in seinem jetzigen Zustande gebührend differenziert und spezialisiert und dabei vielfältig genug, um alle Lebensgebiete zu umfassen, das ganze Landesterritorium zu umspinnen und den einzelnen Untertan erfassen zu können. Verschwunden sei auch die früher für den Sowjetapparat charakteristische Unstimmigkeit zwischen zentralen und örtlichen Behörden. ‚Die Staatsgewalt kann jetzt sicher sein, daß ihre Befehle ohne besondere Entstellung bis zu jedem beliebigen Punkte des Staatsgebietes durchdringen, und daß sich fast überall Organe finden, welche deren Befolgung erzwingen werden.'

Und auch eine andere, ‚vielleicht die wichtigste und schwierigste Aufgabe des staatlichen Wiederaufbaus ist gelöst worden': mit rücksichtslosester Grausamkeit haben die Bolschewisten ‚den Zwangscharakter der Staatsgewalt in dem Bewußtsein der Bevölkerung wiederhergestellt . . . Jetzt kann man sagen, daß die bolschewistischen Dekrete nicht umsonst geschrieben werden: sie werden befolgt, fast so, wie es den Gesetzen geziemt. Und auch die Steuern werden regelmäßig genug entrichtet.'

Das Fazit: die Bolschewisten haben ‚eine Unsumme von Absurditäten ausgerichtet, das Volk in unerhörte Hungersnot und Verwilderung gestürzt, das ganze Land in Blut getaucht . . . Aber die Staatsorganisation ist in Rußland wiederhergestellt worden. Im Laufe der verflossenen fünf Jahre haben die Bolschewisten die Staatsgewalt in ihrem vollen Umfange wiederaufgerichtet und von neuem über das ungeheure Territorium vom Dnjestr bis zum Stillen Ozean und vom Eismeer bis Afghanistan und Kaukasus ausgedehnt'.

* * *

Das Auftreten des Sowjet-Staates (Rätesystem) fiel in die Zeit der seit Jahren gärenden sogenannten Krise des Parlamentarismus oder, allgemeiner, der modernen repräsentativen Demokratie. Diese Krise, zu deren Entstehung, in eigenartiger Vermengung, die konservative Parlamentsfeindschaft, wie in Deutschland, die revolutionärsyndikalistischen Bestrebungen und die allgemeine, für unser Jahrhundert bezeichnende, Betonung und Bevorzugung des ‚Wirtschaftlichen' beigetragen haben, diese Krise war für den Bolschewismus ein willkommener Umstand. Denn sie erleichterte die Sowjetpropaganda, indem sie das Rätesystem als eine Ersetzung der liberalistisch atomisierten, rein geographisch gegliederten, nur abstraktpolitisch geführten Wählerschaft durch organisch zusammenhängende, im Wege einer lebendigen Bindung an die gemeinsame Arbeitsstätte interessenmäßig zusammengeschweißte Wahlkörperschaften erscheinen ließ. Sicher läßt es sich feststellen: manche Kreise unter den europäischen Intellektuellen wurden wankend gerade angesichts dieser politischen Seite des sowjetrussischen Experimentes, in welchem sie geneigt waren, etwas, wenn auch zunächst noch Krauses, Barbarisch-Groteskes und Ungelenkes, so doch wenigstens

im Grundprinzip durchaus ‚Modernes', aus den innersten Bedürfnissen der Zeit heraus Geborenes zu erblicken — eine organische Zusammenfassung des werktätigen Volkes als realen Träger der Staatsgewalt und des Wirtschaftslebens zugleich, einen Ansatz zu jener ‚industrial democracy', von der der Gildensozialist Hobson träumt.

Und weiter. Der Ausgang des Krieges hat die staatserschütternde Wucht der national-politischen Energien aufgedeckt. Auflösung gewaltiger Reiche — Österreich-Ungarn, das türkische Reich —, schmerzhafte Prozesse sogar im siegreichen britischen Weltreiche (Irland, Ägypten)! Unter diesen Umständen muß es als ein besonderer Erfolg Sowjet-Rußlands erscheinen, daß es ihm gelungen ist — obzwar nach Verlust der Randgebiete — seine zahlreichen Nationalitäten zu einem harmonisch-föderativen Zusammenleben zu bringen, unter Wahrung ihrer nationalen Individualität und ohne Lockerung der gemeinsamen staatlichen Bande.

Triumphe genug, um die rein politische Tüchtigkeit des ‚Bundes der sozialistischen Räte-Republiken' zu preisen und zu feiern!

Kehren wir jetzt zu den Aussagen Peschechonoffs zurück. Eines Mannes, der durch seine oben angeführte, in der russischen Emigranten-Literatur vereinzelt dastehende positive Wertung der bolschewistischen Staatsrekonstruktion, sowie durch seinen Aufruf zur Rückkehr der Emigranten nach Rußland gegen jeden Vorwurf von Einseitigkeit und antibolschewistischer Voreingenommenheit geschützt ist. Als scharfsinniger Publizist war er berufen, als hervorragender Sowjet-Beamter war er wohl in der Lage, über das Wirken der ‚Räte-Verfassung' zu urteilen und zu berichten. Dieses Urteil läßt sich nicht besser zusammenfassen als durch die bekannten Worte: ‚Schein und Schemen', die einst im deutschen Reichstage gefallen sind — aber unter wieviel weniger rechtfertigenden Umständen! Auf dem ganzen immensen russischen Territorium gibt es keine einzige ‚Räte-Republik', und was da ist, ist durch keine Art ‚Bund' irgendwie föderativ verbunden. Ein seelenlos zentralisiertes, hierarchisch-bürokratisches Imperium ist aufgerichtet, ohne eine Spur von örtlicher Autonomie, ohne eine Spur von einer Beteiligung der Bevölkerung an der Staatsgewalt, unendlich trostloser und kahler als selbst das Reich Nikolaus des Ersten, der seine ‚40 000 Polizeimeister' doch wenigstens in dem bodenständigen, sozial gebundenen, dem Einfluß einer, wenn auch noch so engherzigen, öffentlichen Meinung ausgesetzten Landadel fand.

Von einem ‚organischen' Aufbau weit entfernt, kennzeichnet sich der Sowjet-Staat durch absolutes Fehlen von irgendwelchen organisatorischen Fäden, die eine, sei es auch noch so dünne Bevölkerungsschicht umspännen. Keine Mittelpunkte, um die herum sich die öffentliche Meinung kristallisieren könnte. Keine Presse, außer den Regierungsblättern (und Regierungsrevuen — etwas außerhalb Rußlands gänzlich Unbekanntes: Monatsschriften mit Belletristik und der von Mitgliedern der behördlichen Anstalten gelieferten ‚Publizistik'), keine Vereine, keine offiziellen Körperschaften mit

freier Betätigung der Mitglieder; keine Parteien, keine politischen Anziehungskräfte, welche das Denken und Handeln der Untertanen orientieren und zu staatlich relevanter Auswirkung bringen könnten. Absolute soziale Incohärenz. Das Staatsvolk — ‚menschlicher Staub‘, lediglich durch den ungeheuren Druck der Staatsgewalt zusammengehalten.

‚Vielleicht werden sich naive Leute finden,‘ meint Peschechonoff, ‚die sagen werden: wieso denn — keine Organisationen? Das ganze Volk, außer einem winzigen Haufen von „Bourgeois“, ist doch jetzt organisiert. Sehen wir uns doch die staatliche Organisation der russischen Sowjetrepublik an, dieser gewaltigen Föderation, welche eine ganze Reihe autonomer und Schwesterrepubliken umfaßt: die Räte, die örtlichen und zentralen Rätekongresse, ihre Exekutivausschüsse, und das alles von unten bis nach oben, vom Dorf und der Bezirksgemeinde — durch die Kreise, Gouvernements und die einzelnen Republiken — bis zum Bunde hinauf. Ein Ausbund von wohlgeordneter Organisation! Und es sind darin, wenn auch nicht sehr gleichmäßig, alle Arbeitenden vertreten.‘

Aber alle diese Räte, die autonomen und Schwester-Republiken, sind nichts weiter als Kulissen oder bestenfalls ein technischer Hilfsapparat. ‚Alle Macht den Räten!‘ Mit dieser Parole haben die Bolschewisten ihre Revolution gemacht.

‚Aber eine Rätemacht hat es nicht gegeben und gibt es auch jetzt nicht. Man weiß, wie die Wahlen zu den Räten vor sich gehen: Die künftigen Rätemitglieder — auch die ‚parteilosen‘! — werden im voraus bestimmt, wobei ein Verzeichnis aufgestellt wird, in dem gesagt wird, von welcher Fabrik, von welchem Bezirk ein jeder in den Rat geschickt werden muß. Es bleibt dann nur noch übrig, die Namen der Betreffenden in den entsprechenden Wahlversammlungen auszurufen. Sollten sich Widerspenstige finden, deren Einfluß nicht zu unterdrücken ist, so wird die Versammlung auseinandergejagt, oder es werden Neuwahlen angeordnet. Auf die oder andere Weise wird die aufgestellte Deputiertenliste fast vollzählig durchgeführt. Aber vielleicht glaubt man, daß die so „gewählten“ Räte sich nunmehr frei betätigen können. Vielleicht denkt man, daß z. B. der Vorsitzende des Gouvernements-Exekutivkomitees von dem Gouvernementskongreß der Räte gewählt wird, oder daß der Ministerpräsident („Vorsitzender des Rats der Volksbeauftragten“), sagen wir, der Ukrainischen unabhängigen Republik von dem ukrainischen Kongreß oder seinem Exekutivkomitee gewählt wird? Nichts dergleichen. Sie werden gleichfalls im voraus ernannt, und es kommt vor, daß diese Leute aus einem anderen Gouvernement, aus einer anderen Republik geschickt werden. Die Wahlkomödie findet natürlich statt, aber auch dies gewöhnlich — par acclamation: die kommunistische Fraktion bringt den Vorschlag ein, und das genügt: die überwältigende Mehrheit ist ja von vornherein gesichert. Eine Geheimabstimmung zu veranstalten, ist dagegen nicht ratsam; beschämende Überraschungen wären ja nicht ausgeschlossen. Streng wie sie ist, darf die Disziplin der kommunistischen Partei solchen Belastungsproben nicht ausgesetzt werden, sonst würde auch sie zuweilen nicht standhalten. Ebenso werden auch alle anderen Fragen erledigt. Dadurch eben erklärt sich die erstaunliche Schnelligkeit, mit der die Räte und ihre Kongresse arbeiten. So z. B. der allrussische Kongreß und sein Exekutivkomitee. Mit ihnen kann ja kein Parlament wetteifern. Die allerkompliziertesten Gesetzesvorlagen, ja ganze Gesetzbücher, werden in einer

oder zwei Sitzungen durchberaten und angenommen. Hochwichtige und akute Fragen, selbst solche, wie der Übergang von der alten ökonomischen Politik zur neuen (d. h. Verzicht auf die Sozialisierungsgrundsätze), werden nicht minder rasch und leicht erledigt. Alles Wesentliche ist ja schon vorher beschlossen worden, beschlossen von der kommunistischen Partei, die mithin die tatsächliche Trägerin aller Staatsgewalt ist.'*

Aus seiner eigenen Praxis erzählt Peschechonoff eine lehrreiche Episode, die helles Licht auf die ‚staatsrechtlichen' Verhältnisse der ‚föderativen Republik wirft. Als Direktor des ukrainischen statistischen Amtes war er zu den Arbeiten herangezogen, aus denen das Getreideabgabengesetz für die Ukraine hervorging. Die Ukraine galt damals als eine unabhängige Republik mit völlig selbständiger Gesetzgebung. Die wichtigsten diesbezüglichen Dekrete waren von der ukrainischen Regierung bereits verkündigt und die Steuersätze festgesetzt worden, als plötzlich ein Herr aus Moskau eintraf mit einem von Lenin selbst unterzeichneten Auftrag — die Gesamtsumme der ukrainischen Getreideabgabe zu erhöhen. Die Frage wurde vor den ukrainischen Ministerpräsidenten (Rakowski) gebracht, der es aber ablehnte, ‚in einer solchen Angelegenheit die ganze Verantwortung auf sich zu nehmen', und sich — an das politische Büro des Parteikomitees wandte (diese ‚Politbureaus' sind die eigentlichen Nervenmittelpunkte der kommunistischen Partei; von ihrer Moskauer Spitze werden wir gleich hören). Außer diesem merkwürdigen Instanzenzug ist auch der weitere Verlauf im Politbureau überaus charakteristisch. Dem Moskauer Emissar wurde dort nämlich gleich von der Leber weg erklärt: ‚Lassen Sie doch die Statistik in Ruh! Sagen Sie uns rund heraus, worum es sich handelt. Wir sind diszipliniert genug (!) und werden alles Nötige tun'. Da aber der Moskauer Herr aus irgendwelchem Grunde es nicht ‚rund heraus' sagen wollte und bei seinen sachlich-statistischen Argumenten verblieb, wurden seine Vorschläge von den Ukrainern abgelehnt — aber nur, um zwei Tage später von dem Moskauer ‚Politbureau' telegraphisch bestätigt und diesmal von der ukrainischen Sowjetregierung unweigerlich hingenommen zu werden: die Dekrete (sogar die bereits verkündigten) wurden abgeändert und die Steuersätze beträchtlich erhöht.

Ein absolut einheitlicher Strom durchzieht das ganze Staatswesen, ein Strom, dem keinerlei öffentlich-rechtliche Körperschaften entgegenstehen — und seien es auch klassenmäßig aufgebaute, ‚proletarische' Körperschaften —, der sich spielend hinwegsetzt über alle Schranken der angeblichen nationalen Autonomie, über alle Grundsätze des Föderalismus. Sein Flußbett ist die weitverzweigte Organisation der kommunistischen Partei.

‚Aber vielleicht lebt denn wenigstens diese Partei ein volles und freies Leben, vielleicht ist sie ein lebendiges Gewebe in dem bis zur Abgestorbenheit zusammengepreßten Körper des russischen Kolosses? Nichts dergleichen. . . . Die kommunistische Partei ist einem noch stärkeren Drucke ausgesetzt als das ganze

* Auf dem letzten Parteitag im April 1923 erklärte Sinowjew unumwunden: ‚Die Staatsgewalt in Rußland gehört der kommunistischen Partei.'

Land. Ist sie doch eine rein kriegsmäßige Organisation, die nur darauf eingerichtet ist, die von oben her ergehenden Befehle weiterzuleiten und zur Ausführung zu bringen. Jeder Kommunist ist verpflichtet, sich denselben zu unterwerfen, ohne zu räsonieren. Freisinn wird nicht geduldet, jede Opposition rücksichtslos unterdrückt. Freilich, Bühnenwände werden auch hier aufgerichtet: Parteitage und -konferenzen usw. Aber die Beschlüsse und Resolutionen der örtlichen Parteikonferenzen und der Parteitage sind nichts weiter als Paraphrase, zuweilen auch eine wörtliche Wiederholung der von oben kommenden Befehle. Die Anordnung ist erhalten und soll befolgt werden — das ist der Sinn dieser Einmütigkeit in der Partei. Dasselbe gilt auch von den Parteiwahlen. Ich erinnere mich daran, wie ich erstaunte, als im Kubangebiet (im Südosten Rußlands, vor dem Kaukasus), das soeben von den Weißen geräumt war, ein Parteikomitee erschien und an die Arbeit ging, das aus Moskau geschickt war. . . . Es stellte sich aber heraus, daß dies zum System gehört. Die Vorsitzenden der Gouvernements-Parteikomitees werden in der Regel aus dem Zentrum ernannt, und ebenso geht es oft auch mit ganzen Gouvernementskomitees.

Es werden Parteileute auch absichtlich „herübergeworfen", von einem Amt ins andere, von Ort zu Ort, aus einem Gouvernement ins andere — offenbar zu dem Zwecke, daß sie nicht zu lange in derselben Lage verbleiben, sich nicht mit Moos bedecken, einfacher gesagt, damit sie von lokalen Bedürfnissen und Interessen nicht durchdrungen werden, damit sie sich in die örtliche Gesellschaft nicht einleben, im lokalen Leben nicht Wurzel fassen. Eine derartige „Hinüberwerfung", motiviert mit strategischen Erfordernissen, mit der Notwendigkeit, die Anzahl der kommunistischen Elemente an der oder jener Front, in der oder jener Gegend zu vergrößern, wird nicht selten massenweise vorgenommen. Das Resultat ist, daß die Partei, die, man möchte sagen, in alle Poren eindringt — in jeder Fabrik, in jeder Anstalt, fast in jeder Dorfgemeinde hat sie doch ihre Zellen —, von einem organischen Zusammenhang mit dem Leben völlig losgelöst ist. Überall sind es fremde Ankömmlinge, die da schalten und walten, Leute, die von lokalen Bedürfnissen und Interessen oft absolut nichts wissen und sich dafür auch gar nicht interessieren, da sie lediglich für die Erfüllung der ihnen erteilten Aufträge Sorge tragen. . . . Diese Aufträge kommen aus dem Zentrum, aus dem Generalstab. Als solcher gilt das Zentralkomitee der kommunistischen Partei. Aber seine Plenarsitzungen finden selten statt. Tatsächlich ist die ganze Macht in den Händen eines kleinen Haufen Menschen konzentriert. Am häufigsten hört man vom Politbureau sprechen — es ist eine Art Präsidium des Zentralkomitees —; es handelt jedenfalls in seinem Namen und besteht, wie man versichert, bloß aus fünf Personen.'

Köstlich ist es, wenn ein hoher Staatsbeamter, wie Peschechonoff einer war, über die Frage, wer denn eigentlich der höchste Träger der Staatsgewalt ist, nur das zu berichten weiß, was man darüber ‚sprechen hört', und bei der Kennzeichnung des geheimnisvollen Kollegiums sich durch ein ‚man versichert' schützen zu müssen glaubt! Was sind die Geheimnisse der alt-venezianischen Staatsmacht, wie wir sie einst schaudernd in Romanen kennen lernten, gegenüber den staatsrechtlichen Arcana des Moskauer Kreml!

Jedoch ist die Evolution des Sowjetismus bereits soweit vorgeschritten, daß sich das mysteriöse Dunkel um das letzte Staatsheiligtum jetzt gelichtet hat. Es handelt sich wirklich um eine Pentarchie: bei der Neubildung des Politbureaus auf dem letzten Parteitag wurde bekanntgegeben,

daß es tatsächlich aus fünf Mitgliedern und vier Stellvertretern besteht, deren Namen nun zum ersten Male veröffentlicht wurden, unter den ersteren Lenin, Sinowjeff, Kamenjeff.

‚Das Zentrum entscheidet über alle Fragen. . . . Die Interessen und die Bedürfnisse der Bevölkerung, ihre Gedanken, Gefühle und Wünsche werden bei der Beschlußfassung gar nicht in Betracht gezogen.... Gefühle und Gedanken werden von oben diktiert. „Tod den Sozialrevolutionären!" wird im Zentrum beschlossen, und sofort wird davon der ganze Parteiapparat informiert, und dann dringt das mit einem Male in sämtlichen Sowjetorganisationen durch, bis zu den Betriebsräten und Fabrikversammlungen, bis zu den entlegensten Dorfsowjets irgendwo am Ural. Das ganze Volk, würde man sagen, vereinigt sich in diesem leidenschaftlichen Ausbruch des Hasses. Ebenso vereinigte es sich auch in der „tiefsten Verabscheuung" der Entente. Ebenso flammte in ihm plötzlich der Wunsch auf, an den Feiertagen zu arbeiten, ebenso kam es zu dem Gedanken, daß zur Rettung der Hungernden eine Konfiskation der Kirchenschätze notwendig ist. Von außen gesehen — ein lebendiger Organismus; in Wirklichkeit aber — eine Gliederpuppe, die nur deshalb spricht und sich regt, weil jemand an dem Faden zieht. So ist dieses Staatswesen.‘

* * *

Die Bolschewisten haben die Staatsmaschine wieder in Gang gebracht. Ohne ihren 18. Brumaire erlebt zu haben, haben sie eine recht ‚napoleonisch‘ anmutende straffe Organisation über das Land gelegt. Der Zentralgewalt untersteht ein Netz von Agenten (‚Vorsitzende der Exekutivkomitees‘ aller Stufen), die echoartig allen ihren Anweisungen folgen und denen zur Seite konsultative, in Wirklichkeit ernannte ‚Räte‘ stehen, die sogar ihrem Namen nach an die ‚conseils généraux‘ erinnern. Ein all-umspannender Überwachungs- und Vermittlungsapparat — die Hierarchie der unzähligen Parteikomitees — ergänzt das System. Neben der staatlichen Rekonstruktion geht eine Restauration auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet einher. Arbeiterschutz und Arbeiterrecht sind in einem derartigen Zustande, daß gemäßigte Sozialisten, wie Peschechonoff, es für die wirksamste Waffe gegen die Sowjetregierung erklären, sie ‚von links‘ — und das soll heißen: mit den Mindestforderungen der Arbeiterbewegung — zu bekämpfen! Der Sozialismus ist abgeschafft und durch den Staatskapitalismus ersetzt worden, und allgemeine Überzeugung ist es, daß auch dieser in Bälde einer vollen Wiederherstellung des privatwirtschaftlichen Systems weichen wird.

Und doch bringt man in den an der wirtschaftlichen Restauration interessierten Kreisen dieser Evolution kein Vertrauen entgegen. Der in Europa vor $1^1/_2$ Jahren um sich greifende Glauben an ‚die Ernüchterung der Sowjets‘ ist erschüttert; man wird stutzig über das unerklärliche Schwanken, über die krampfhafte Inkonsequenz der Sowjetpolitik. Man merkt, daß diese Politik von einer legislatorischen Freimachung der wirtschaftlichen Privatinitiative zu ihrer erneuten Erdrosselung durch widersinnige Steuermaßnahmen übergeht; man fragt sich, wieso die Sowjetregierung, nachdem sie ihre ganze Zuversicht auf eine Heranziehung des ausländischen

Kapitals gesetzt hat, eigentlich keinen einzigen Konzessionsvertrag hat wirksam ausnützen können, weshalb sie das hier hauptsächlich in Betracht kommende Land — England — und die durch die öffentliche Meinung so stark gebundenen englischen Industriellen durch bolschewistische Herausforderungen immerwährend abstößt; man begreift nicht, weshalb nach verkündeter Abschwächung des Terrors plötzlich grausame Verfolgungen der eigentlich ziemlich harmlosen politischen Gegner und der Geistlichkeit eingetreten sind. Man hat das Gefühl: es steckt etwas dahinter. Und es steckt auch wirklich etwas dahinter.

Die russischen Liberalen pflegen den Bolschewismus mit dem sterbenden Absolutismus des Kaisertums zu vergleichen: hier wie dort ein Ringen der Machthaber um die Selbsterhaltung. Das trifft wohl für beide Fälle nicht zu. Mögen die Mängel der regierenden Schicht des Kaiserreichs noch so groß gewesen sein: die motivierende, die suggerierende Macht der 300 Jahre alten Tradition, die eine soziale Verschiebung der Staatsgewalt als unheilvoll für das Land selbst erscheinen ließ, kann unmöglich geleugnet werden. Und etwas Analoges muß auch für die Bolschewisten gelten. Den Mut und Zähigkeit, unglaubliche Energie und Erfindungsgabe können aus der Gewinnsucht und der Furcht vor Gegnern allein nicht erwachsen; auch Mut zur Grausamkeit nicht. Ihre Siege über die Weißen haben die Bolschewisten zum Teil auch dadurch errungen, daß sie im Rücken ihrer eigenen Truppen Maschinengewehre aufstellten, die bei einem Fluchtversuch die roten Soldaten niedermetzelten. Die Weißen haben auch unzählige Grausamkeiten verübt; aber zu dieser A r t (nicht Grad) von Grausamkeit waren sie nicht Fanatiker genug. Überhaupt muß man von der ganzen bolschewistischen Praxis sagen: ohne eine Art perversen Idealismus ließe sich die Sache nicht machen.

Diesen Idealismus schöpft der Bolschewismus aus der Idee der Weltrevolution. Die Bolschewisten geben es selbst zu: auf wirtschaftlich-sozialem Gebiet haben wir überall den Rückzug angetreten; aber die Macht haben wir behalten. Wozu? Um im entscheidenden Augenblick Stütze des revolutionären Weltproletariats zu werden. In Erwartung dieses Augenblicks geben sich die Bolschewisten mit der Verwaltung Rußlands ab. A b e r nie w i r d i h n e n d i e s e V e r w a l t u n g z u m S e l b s t z w e c k. Daher die erwähnte Inkonsequenz der Sowjetpolitik: nachdem die Macht der Tatsachen die Undurchführbarkeit des Sozialisierungsprinzips erwiesen hat, ist man zu der ‚neuen wirtschaftlichen Politik' übergegangen; aber es hat keine Eile damit — die Lebensnotwendigkeiten des Landes werden zwar instinktmäßig herausgefühlt, aber dieser Instinkt hat nichts von der gebieterischen Triebkraft, die dem normalen, d. h. patriotischen politischen Leben eigen ist; so kann man sich denn beliebig viel Seitensprünge erlauben — um die Glut des revolutionären Temperaments in der Partei nicht abkühlen zu lassen. Daher die wunderbare Unabsetzbarkeit der bolschewistischen Machthaber: jahraus — jahrein verbleiben dieselben Personen an der Spitze der wichtigsten Ämter,

ıd trotz der schmerzlichsten Mißerfolge, trotz der einschneidendsten Wand-
ngen in der Wirtschaftspolitik hat man kein Bedürfnis, die Leute politisch
r Verantwortung zu ziehen und durch Vertreter anderer, zweckmäßigerer
nsichten zu ersetzen. Denn diese innenrussischen Fragen werden dort nicht
lzu tragisch aufgefaßt, und in der „Hauptsache' — dem allein begeisternden
Weltrevolutionsglauben — weiß man sich ja eins. Und diese staunenswerte,
rätselhafte Einigkeit! Sie ist auch daraus zu erklären, daß der Sowjet-
Staat', wenn man will, einzig und allein auf die auswärtige (die Welt-
volutions-) Politik abgestellt ist, und die auswärtige Politik ist bekannt-
ch das stetigste Element im Staatsleben, sie führt am wenigsten zu
ivergenzen in den aktiven, regierenden Schichten.

Wie anders ist das Bild, das die französische Revolution bietet, wo
n siedender Kampf der politischen Richtungen uns vor die Augen tritt,
o Menschen und Strömungen einander fortwährend ablösen, getragen
on der Besorgnis um das Wohl des Volkes, wo die patriotische Glut alle
utoritäre Organisation zerschmilzt und auflöst! Demgegenüber sehen wir in
Sowjet-Rußland eine Organisation, starr und fest, weil unpatriotisch-seelen-
os oder, wenn man das vorzieht, internationalistisch-maniakal. Die Sowjet-
Diplomaten brüsten sich gelegentlich damit, daß ihre Regierung die stetigste,
ie älteste unter den europäischen Kabinetten ist. Das ist die Stetigkeit,
nit der ein Fremdherrscher im okkupierten Lande haust.

Diese Grundeinstellung der Sowjet-Herrscher, ihre, man möchte sagen,
prinzipielle Indolenz gegenüber dem Wohl und Wehe des eigenen Landes,
bringt uns auf eine Frage, die für die politische Beurteilung des Sowjet-
Regimes entscheidend ist.

Aristoteles unterscheidet zwischen den gutgearteten Staatsformen und ihren Ausartungen, je nachdem die Staatsherrschaft dem Gemeinwohle oder dem eigenen Nutzen der Herrscher dient. Vielleicht würden wir jetzt von echten und unechten Staaten sprechen, wobei es für die letzteren begriffswesentlich wäre, nicht daß sie unbedingt dem Eigennutze der Herrscher dienen, sondern daß sie eben nicht-soziale, außerhalb des Gemeinwohles liegende, dem Gemeinwohl nicht immanente, ihm transzendente Zwecke verfolgen. Ein solcher unsozialer, unechter Staat ist, nach all dem Gesagten, Sowjet-Rußland. Mit anderen Worten, Sowjet-Rußland ist kein Staat. Es ist eine Organisation politischer Verschwörer oder — wir wollen jeden odiösen Anstrich meiden — Allmenschheitsreformatoren, die sich äußere Formen eines Staatswesens angelegt hat, eine politische Maffia oder ein messianischer Orden, aber es ist kein Staat. Viel weniger ein Staat, als es die Flibustier-Gemeinde im XVII. Jahrhundert war, welche zwar Raub nach außen organisierte, aber im Innern eine Organisation zur Förderung gemeinsamer Interessen ihrer Mitglieder darstellte. Wie mit seinen karikierten ‚Räten', wie in seinem vermeintlichen Föderalismus, so steht der Sowjet-Staat auch seinem innersten Wesen nach als eine gewaltige Mystifikation da, als ein weltpolitischer Humbug, eine weltgeschichtliche Lüge.

Man könnte einwenden: Sowjet-Rußland wollte ja auch ein Staat sui generis sein, nämlich ein Klassenstaat, der zwar dem ‚Gemeinwohle‘, aber nur dem des Proletariats dient. Aber das unsägliche Elend, in das sie die Arbeiterklasse gestürzt hat, ist nicht bloß ein Mißerfolg der Sowjet-Macht, es ist ein von ihr leichten Herzens geduldeter Zustand. Denn vielfach hat es die Regierung anerkannt — nein, zu ihrer Entschuldigung angeführt —, daß jenes Elend nur durch eine allgemeine Hebung der russischen Wirtschaft gelindert werden kann, und immerwährend tritt diese Hebung vor dem einen, alles beherrschenden Interesse zurück: die Macht unteilbar in den Händen der kommunistischen Partei zu behalten.

Ein Land, um das sich seine eigene Regierung so gut wie gar nicht kümmert, vermag keine Anziehungskraft weder auf politische, noch auf geschäftliche Interessen des Auslandes auszuüben. Das instinktive Mißtrauen Europas und Amerikas ist nur allzu berechtigt.

* * *

Wir getrauen uns nicht zu prophezeien, ob mit dem endgültigen Verschwinden aller Aussichten auf eine Weltrevolution sich nicht auch in diesem Punkte eine Wandlung vollziehen und ob dann in dem Bewußtsein der Sowjetleute das Jagen nach dem Phantom der Weltrevolution nicht der Sorge um den eigenen Staat Platz machen wird. Aber eins ist sicher: einer solchen Wandlung wird die jetzige bureaukratisch-oligarchische Organisation des Sowjetstaates nicht gewachsen sein. Mit dem Wiedererwachen des innerpolitischen — oder ‚nationalen‘ im westeuropäischen Sinne — Interesses wird das unbestimmt vielköpfige Gremium — das Zentralkomitee der kommunistischen Partei mit seiner nächsten Umgebung —, worin gegenwärtig der Sitz der Staatsgewalt zu suchen ist, seine Einigkeit verlieren, und die unausbleiblichen patriotischen Entzweiungen werden entweder ihren Ausgleich mittels Aufrichtung eines mehr oder minder demokratischen ‚Self-government‘ finden (vielleicht unter vorläufiger Ausnutzung der jetzigen Schattenräte), oder es wird sich dasselbe Bild politischer Zerrissenheit ergeben, wie es aus der französischen Revolution bekannt ist — mit einem entsprechenden ‚napoleonischen‘ Ausgang, wobei zwar die Bureaukratie beibehalten, aber die Oligarchie durch eine Alleinherrschaft ersetzt werden wird.

Sollte sich aber die jetzige politische Stagnation verewigen wollen — in dem Bestreben, ‚durchzuhalten‘, das Land bis zur Erfüllung des messianischen Weltrevolutionszweckes durch den Dreck irgendwie hindurchzuschleppen —, so wird sich das Volk um so mehr nach einem politischen Machtfaktor sehnen, der sich bemühen würde, das Land aus dem Dreck herauszuziehen, ohne sich um irgendwelche transzendente Zielsetzungen zu kümmern. Das Vorhandensein der gegenwärtigen straffen, aber nationalpolitisch völlig unbeseelten Organisation wird dann die ‚napoleonische‘ Aufgabe erleichtern, sie aber auch um so dringlicher erscheinen lassen.

Hermann Stehr / Von Peter Bauer

Mich treibt mein Geist, den Menschen ein neues Evangelium zu bringen' — so heißt es in Stehrs größtem Werk ‚Der Heiligenhof'. In diesem Bekenntnis spricht der Dichter die Absicht seines schöpferischen Wirkens deutlich aus. Ein Gefühl der Verantwortung und Schicksalverbundenheit mit allen Menschen drängt ihn über jeden literarischen Antrieb hinaus. Erzähler sein, Gestalter gesellschaftlicher oder philosophischer Kämpfe genügt ihm nicht. Er will rufen und helfen, retten und Heil bringen, Wege bereiten zu einem neuen, besseren Leben. Darum beseelt ein starkes Mit-Leiden alle Dichtungen Stehrs. Es offenbart sich aus ihnen eine tiefe Wesensverwandtschaft ihres Schöpfers mit dem großen Osten. Man muß an Tolstoi und Dostojewsky denken.

Aber es ist doch immer und überall die deutsche schlesische Erde, die aus ihm spricht. Es ist das weltabgeschiedene, besinnliche Glatzer Bergland um sein Geburtsstädtchen Habelschwerdt herum, in dem er am 16. Februar 1864 geboren wurde. Mächtige Höhen umfrieden die menschlichen Siedlungen und machen ihre Bewohner still und in sich gekehrt. Sie bekommen feine Ohren für die letzten Zusammenhänge der Dinge und erspüren hellhörig den Wellenschlag des Ewigen. Darum wird in ihnen eine Unruhe, ein drängendes Verlangen groß, einzumünden in Gott wie der Strom ins unermeßliche Meer. Die Mystiker Jakob Böhme und Angelus Silesius lebten in dieser Unruhe. Und Hermann Stehr ist ein neuer Schößling aus diesem begnadeten Erdreich.

Aber seine in der reinen Luft des Katholizismus sich kindlichfroh entfaltende Seele war schlechten Gärtnern anvertraut. Die Bekenntnisse des Volksschullehrers Faber in dem Roman ‚Drei Nächte'* geben davon erschütterndes Zeugnis. Denn sie sind nichts anderes als die eigene Lebensbeichte des Dichters, wie aus einer Widmung, ‚Meinem Sohn Willy, als er ins Feld zog, in ein Exemplar der „Drei Nächte"', unzweideutig hervorgeht:

‚Ich war es halb und bin es ganz gewesen,
Der dies Buch lebte und es schrieb.
Und wenn du alles hast gelesen,
So weißt du manches, was mich trieb.

In Pausen zwischen Sturm und Ringen
Betracht' es seelenvoll und ernst.
Dann wachsen dir unsichtbar Schwingen,
Wenn du von meinem Kampfe lernst.'

Die Kämpfe des Knaben Hermann begannen im zartesten Alter. Da kniete die fromme gläubige Mutter mit den Kindern im Nachtgebet, ‚nur der Vater wandelte indessen gleichmütig hinter unserm Rücken auf und nieder. Und alle Abende, wenn ich so vor meinem Stuhle abwechselnd auf dem

* Sämtliche Werke im Friedr. Lintz-Verlag, Trier.

rechten und dem linken Knie hockte, überkam mich ein absonderlicher Gedanke. Es war mir, als sei er dadurch, daß er an unserm Gebet nicht teilnahm, weit von uns entfernt. Als gehe er in einer fremden Luft auf und nieder und sinne mit seinen funkelnden schwarzen Augen in unbekannte Weiten. Ich kam mir so verlassen vor, und mir war's oft um meinet- und meiner Geschwister willen wehe ums Herz. Schaute ich aber auf meine Mutter, dann wurde ich meinen kindlichen Kummer wieder los. Sie kniete unbeweglich neben mir, und ihre Augen glänzten auf dem Christusbild über ihr . . . wie gute Sterne'. Unsagbar schwer lastete auf ihm dies elterliche Mißverhältnis: ‚Sie blieben Getrennte auch nach der Vereinigung. Das weiß ich gewiß, denn ich erlebe es an mir heute. In jeder Neigung und Hoffnung, in jeder Sehnsucht und jedem Entschluß bin ich gespalten aus unerbittlicher Not heraus.' ‚Der Zwang des Blutes liegt über jedem Menschenleben, Geschehnisse regeln den Gang dieser geheimnisvollen Uhr, die in der unverantwortlichen Kinderzeit, wohl gar schon vor der Geburt über uns hereinbrechen. Der „freie Wille" ist nichts als der zu spät erscheinende Doktor, der an dem Bette des Kranken irgendein unheilbares Leiden konstatieren kann. Denn das Schicksal kennt keine Diät. Auf irgendeine Weise sind alle Menschen Krüppel.' „. . . Wie der Baum dem Samen, den er entläßt, seine Art aufzwingt, wie die Welle in die andere vergeht, um sich zu wiederholen: so erben auch die Menschenkinder die Fesseln derer, die sie zeugten, und Tausende und Abertausende wachsen und welken nutzlos hin, wie Gras der Gräber.' Dieses anfangs mehr unbewußt empfundene Gespaltensein wuchs sich mehr und mehr zu starken innerlichen Gegensätzen aus, die wie Feuer und Wasser einander fremd und feind waren. ‚In uns ruht die ganze Skala des Daseins, alle Geister des Himmels und alle Ausgeburten des Schattens schlafen in der Brust des Menschen und harren ihres Erweckens.' Solange lag ‚das Kecke, toll Wagende im Bann der mütterlichen Seele und in der Gewalt der blauen Augen, bis sich aus der breiten Brust des Vaters hinter seiner hohen, kühnen Stirn her das Anstemmen gegen alles Bestehende' in sein zehnjähriges Leben stürzte. Unentrinnbar wurde er in den Kampf hineingezogen, den der Vater gegen sein Schicksal zu führen hatte. Schule und Kirche verfolgten den Sohn des Sozialdemokraten und Freidenkers mit allen erdenklichen Tücken und Ungerechtigkeiten. Und da der Vater keine energischen Schritte dagegen tat — es war ihm unmöglich ‚aus Ehrfurcht vor sich und den Menschen, mit dem Schmutz und der Verschlagenheit seiner Gegner zu rechnen, er war allen Gemeinheiten gegenüber wehrlos' —, verstrickte sich der Knabe immer tiefer in Erbitterung gegen seine Angreifer und Verzweiflung am Lehramt der Kirche. ‚So stürzen Welten in uns ein; Welten der Seele veröden leise.' Der Ministrant am Altare lag nachts schlaflos in den Kissen und sinnierte: ‚Entweder ist Gott nicht klug genug oder es fehlt ihm die Gewalt, die Unwürdigen aus den Kirchen zu schmeißen. Denn auch die bösen Pfarrer hören Beichte, kommunizieren, segnen Ehen ein und taufen, bleiben also

immer noch das Rohr, durch das uns Gottes Gnadenschätze zuströmen. Ist da Gottes Gnade noch dieselbe, wenn sie durch solche Seelen gegangen ist? Schadet das Wasser meiner Gesundheit nicht und wird es nicht ekelhaft verderbt, wenn es durch ein Jauchenrohr mir zufließt? Kommen da nicht Unheiligkeiten auch unter die Lehre und das Gesetz? Am Ende ist alles anders, als im Katechismus steht, und Luther, Calwin, Zwingli und unser heimischer Schwenkfeld, die gegen arge Mißbräuche zu Felde zogen, behaupteten ihr gutes Recht.' Das Schicksal wollte es, daß ihm in seiner wachsenden seelischen Not und dem immer heftigeren Verlangen, sein wundes Herz jemandem zu erschließen, der alte Torwart seiner Vaterstadt begegnen mußte. Durch ihn lernte er Renan, Feuerbach, Strauß, Spinoza, Darwin, Kant, Gibbon und andere Freigeister kennen, deren Anschauungen wie ein Rauhreif in seinen zarten Kinderglauben fielen, wo der Sehnsüchtige doch einen neuen Frühling erwartet hatte. So welkten seine letzten Blüten, und sein seelischer Zustand wandelte sich immer mehr zu einer trostlosen Öde und Leere, an der er unsäglich litt. Zehn Jahre knechtete den jungen Stehr, der inzwischen, des Vaters Wunsch erfüllend, Volksschullehrer geworden, ohne Liebe zu diesem Beruf, das große Dunkel und nahm seiner Seele jeden Schimmer eines besseren Morgenrots.

Die ersten Bücher Stehrs ‚Auf Tod und Leben' (1898), ‚Der Schindelmacher' (1899), ‚Lenore Griebel' (1900), ‚Meta Konegen' (1905), ‚Der begrabene Gott' (1905) sind wie schwarze Blumen dieser Finsternis entblüht. Sie alle sind vom Schicksal Gezeichnete, Zukurzgekommene am Leben, körperlich oder geistig: Schramm, der Graveur, Wenzel, der Trunkenbold, Tone, der Schindelmacher, und Karl Exner mit seinem Klumpfuß. Sie zerren und reißen eine Zeitlang an ihren Ketten, aber es ist umsonst. ‚Ich hoa weder Honger noch Dorscht,' stöhnt der Trunkenbold. ‚Daber Honger oan Doarscht hoa ich noch em andern Laba. Ausm Verschlaje muß ich raus, ronder vo a Lompa.' ‚. . . sein Leiden erhob sich aus langer, dumpfer Ruhe und begann nach einem Ausgang hin zu drängen. Mit tausend versprengten Stimmchen rief seine zersplitterte, gepeinigte Seele ohnmächtig nach einem Ende' (Schindelmacher). Aber die Tat, die er begeht, ist nur ein äußerlicher Gewaltakt. Wohl zertrümmert er das Haus seiner Nichte, die ihn im Schmutz und Elend verkommen ließ, aber es befreit und erlöst ihn nicht zu einem neuen Leben. Es wird still in ihm. Aber es ist der Friede, wie ihn ein zum Tod Verurteilter sich errungen hat. ‚Mit dem wiedergeschenkten Lächeln seines friedseligen Kindergemütes schritt er durch das Tor des Todes. In der Ecke, wo sein Weib gestorben war, steckte ein langer Nagel. Daran schlang er einen Strick. „Gatte, etz komm ich!" flüsterte er voll furchtsamen Glückes und legte den Kopf in die Schlinge. — Darauf kam die Sonne und drückte ihm die Augen zu.' Stiller, darum aber noch schmerzhafter ist das Leid der Frauen, in denen mehr oder weniger die Mutter skizziert ist, die sich in der Ehe nach Liebe verzehren. An dem nüchternen, trockenen Mann geht die

zarte, traumwandelnde Leonore Griebel zugrunde. Und Meta Konegen, die ihr Mann, der Professor, in ihrem Tiefsten, Heiligsten entehrt, indem er sie hinter sein Werk und seinen Ruhm zurückdrängt, weiß keinen andern Ausweg als den freiwilligen Tod. Aber all' diese mehr oder weniger dichterisch vertieften Skizzen aus eigenem Leben und Erlebtem brachten Stehr nicht die erhoffte Erlösung.

,Und so tast ich wund, verwundert
ruhlos auf der Sehnsucht Stegen,'

klagt er. Und ein ,Gebet' betiteltes Gedicht klingt in verzweifelten Aufschrei aus:

,Den einz'gen Berg gib mir, das enge Schiff,
Zwei Schwingen, meinethalb, muß sein, das Riff.
Zerbrechen will ich, kann ich brechen nicht
hinaus aus Dämmerungen ins volle Licht.'

Endlich hat er alles zusammengeballt, was ihn quält, was er in tausend Andern stöhnen und seufzen hört. Die Verzweiflung an allem Edlen und Hohen in der Welt, an den letzten und ewigen Dingen und schließlich an Gott bricht erschütternd aus in das Romanwerk ,Der begrabene Gott'. Marie Exner, der alles schief geht, die wie auf einer Gleitbahn des Schicksals immer rasender bergab rutscht und endlich im Abgrund zerschmettert, schleudert furchtbare Worte gegen Gott und sein Werk: ,Vernunft . . . o je, ihr Menschen! De Ziege hat's Horn un d'r Mensch de Vernunft. Was aber hilft d'r Ziege 's Gestöße, wenn se d'r Fleescher an a Strick nimmt, un was nutzt 'm Menscha de Vernunft, wenn's übern kömmt wie ein Schlachtmesser.' ,Wer traut, bindt de Menschen aneinander. A Verrücktes bindt een Vogel mit eem Steene zusammen. Seht, Ihr Mannsmer, das was m'r Gott genenn', konn das nich tun. Deswegen war ich nich verheiratet.' Sie nimmt die Figuren ihres Hausaltärchens, vor denen sie einst gekniet, und zerstampft sie im Schnee. Sie begräbt ihren Gott: ,Tod um Tod. — Den Tod of dei Herz, daß es zerbricht wie mei's. Peiniger — Peiniger — Peiniger . . .' Und wie es ihr zu grauen beginnt vor dem Dunkel ihrer Seele, da legt sie Feuer an ihr Haus: ,Mir wern de Nacht verbrenn' of dr Erde. Darnach sein mir alle erlöst, mir un alle Menschen.' ,Aber die Nacht der Erde blieb doch,' schließt Stehr. ,Denn sie läßt sich nicht fortschaffen. Sie gebärt den Menschen; sie nimmt ihn wieder von hinnen. Und zwischen der Nacht des Aufganges und der des Niederganges schwingt auf gar engem Raume die Stundenglocke des Menschendaseins. Ihr Klang ist ewige Sehnsucht in notvollem Kampf und bitterster Süße.'

Es ist die letzte Finsternis, die ganze Bürde der notschweren Vergangenheit, die Stehr in dieses Buch abgewälzt. Seine innere Wandlung beginnt. Von der Verzweiflung an Gott treibt es ihn vorwärts zum Suchen nach Gott. Endlich strahlt Licht in seinen Weg. ,Wie ein Triumphgesang über

den Tod, wie ein Auferstehungslied des Lebens' klingt das nächste Buch, die schon genannte autobiographische Erzählung ‚Drei Nächte' aus. Zwar flutet das düstere Motiv, das im Titel schon wie eine böse Erinnerung auftönt, noch einmal zu einem breiten, mächtigen Thema ausgesponnen bis gegen Ende des Buches fort, aber der sieghafte Entschluß des Lehrers Faber und seine in das aufgehende Morgenlicht gejubelten Worte deuten in eine bessere Zukunft: ‚Ich war das Kind meiner Eltern in Not und Treue; nun bin ich mein eigener Vater geworden, mein Sohn und mein heiliger Geist. Es ist ein neues Sehen in mir, ein neues Wissen und Sehnen. Das will ich den Menschen bringen. Denn die alten Wahrheiten sind schal geworden. Sie gleichen leeren Hülsen und Glocken, die das Geläut verloren haben.' ‚Der Heiligenhof', das letzte große Werk Stehrs, mußte die Verkündigung seines Evangeliums bringen.

Das Werk ist ‚der Dank an seine Retter'. Denn wie Faber so hat auch Stehr den Schuldienst verlassen, um sich nun ganz dem Dienste der Menschheit zu widmen. Im rheinisch-westfälischen Industriegebiet beginnt Faber-Stehr sein Apostelamt, indem er dem mit sich und seiner Umwelt ringenden und kämpfenden Heiligenhofbauer Führer und Wegbereiter wird. „... wer noch von Erlösung redet, redet ausgehülste Worte, lebt in Sündeneitelkeit, beleidigt Gott und bäckt das Brot seiner Tage im Angstofen des Todes. Auf der Fahne, die ich entfalte, ist kein Tier gemalt und kein Leichnam, sondern das Bild eines glückvollen, lebendigen Menschen. Das ganze Weltall mit seinen unzähligen Gestalten, alle Lehren der Kirchen, die waren und noch sein werden, alle Wahrheiten der Wissenschaften sind nur Sinnbilder seines Wesens, alles an und in ihm, sogar sein häusliches Tun, seine Familien und Staaten und selbst noch seine Sünden. Denn Zeit ist nur in unserer Rede und Raum durch unser Denken. Jedes Wort vom Unterschied ist nur ein Gleichnis auf Erden.

Das unbezeichenbare Wesen, das den Grund der Welt bildet, es ist auch unser tiefstes Wesen, vor dem ein Halm so groß ist wie ein Berg. Es kennt nicht das Mehr und das Weniger, nicht groß und klein, nicht hier und dort, nicht heute, morgen und gestern. Geburt und Tod sind nur Töne seines ewigen Liedes. Der Tanz der Gestirne verursacht Ebbe und Flut; aber er läutet auch unser kleines Herz. Und alles zusammen ist doch nicht mehr als der Hin- und Widergang der Uhr an der Wand im Hause des Menschen.

So tief ist das ewige Wesen, das wir in uns Seele, außer uns Gott nennen. Nach dem Tode sind wir es ungeteilt. Hier in dem Zustande, den wir Leben nennen oder Dasein, wird uns alles verschleiert durch den Geist und sein Denken, daß wir es verkehrt sehen wie die Bilder im Spiegel des Teiches oder im Sterne unseres Auges.

Doch schon hier, gefesselt durch die Trugbilder von Raum und Zeit, können wir dahin gelangen, in jenes Haus ohne Mauern, das einige das Jenseits heißen, andere den Himmel und noch andere das Nichts, weil es

das All ist. Wenn ein Vogel auf der Spitze des äußersten Baumzweiges sitzt, so erlebt er nur die Bewegungen dieses Zweiges. Rückt er tiefer hinein auf den Ast, so umfaßt er die Bewegungen von hundert Zweigen und schwankt doch nur wenig. Wählt er aber seinen Platz im Kroneninnern, hart am Stamm, so erlebt er die Bewegungen des ganzen Baumes und wird selbst nicht mehr erschüttert.

Noch mehr wie diesem Vogel geschieht einem Menschen, der bis in die Tiefe seiner Seele sinkt. Denn dort erlebt er alles Leben, das ganze Weltall, den ganzen Gott mit all seinen Geheimnissen, weil dieser unser Grund auch der Grund Gottes ist.

Wer aber dieses weiß, von dem ist jede Trauer genommen und das Vergängliche vor dem Unvergänglichen verschwunden.'

Stehr begrüßt den Heiligenhofbauer und damit jeden Menschen als ‚Bruder im heiligen Geist'. ‚Der einzige Weg zu Gott ist der Mensch selbst.' Er soll nun in dem neuen Menschen zur Herrschaft gelangen, ohne Verhüllung, ohne Dogma, ohne Gleichnis. Im Tagebuch des Heiligenhofbauern heißt es: ‚Wer glaubt, Menschen hätten Bußwerke, Reue und Selbstpeinigungen notwendig, um gerecht zu werden, der gleicht einem Bleicher, der das Wasser peitscht, um es zu reinigen. Der schmutzigste Tümpel wird von selbst klar, wenn er in sich zur Ruhe kommt. Nur Pfaffen, die auf der Menschheit wie Knechte auf fremden Pferden reiten wollen, erfanden das Lied von der Erlösung durch einen andern . . .' Die Querhovener ‚Menschenchristen' verkünden denn auch, daß sie ‚Christum nicht für einen Gott, sondern für einen göttlichen Menschen halten, für den Menschensohn, als den er sich bei Markus immer bezeichnet. Das Geschlechtsregister bei Matthäus und Lukas ist ebenso Priesterwerk wie die Lehre des Paulus und das Evangelium Johannes, das nicht von den Jüngern des Jesus sein kann. Dieser hohe Mensch, Christus nämlich, hat nie eine Kirche stiften wollen, und Sakramente hat er auch nicht eingesetzt, nicht ein einziges.' ‚Wer unreinen Herzens ist, dem nützen sie nichts, und der gute Mensch braucht sie nicht.' Bei all diesen kirchenfeindlichen Worten, die aus dem Mund eines Menschen und Dichters von dem Ernst und dem Verantwortungsgefühl Stehrs nicht leicht zu nehmen sind, hält sich Stehr immer noch für einen besseren Katholiken als manchen Kirchgänger. Mit unermüdlichem Eifer verficht er seinen Standpunkt und glaubt an eine Reformation, die die lutherische in Schatten stelle und die katholische Kirche wieder in reinste und inbrünstige Christengemeinden umwandele vom Geiste Eckharts und Taulers. Den Anfang hierzu müsse jeder mit sich selbst machen. Ebenso bei einer Revolution. ‚Denn Zustände der Seele müssen die Ordnung des Staates herbeiführen, nicht umgekehrt.'

Trotz dieser schweren gedanklichen Bebürdung des Inhalts findet Stehr Bilder und Gleichnisse für seelische Geschehnisse von einer Schönheit und Kraft, die wie Offenbarungen wirken. Die äußeren Ereignisse sind ganz nebensächlich. Immer begegnen uns die einfachsten Menschen aus dem

Volk. Sie entstammen dem schlesischen Erdreich und sprechen ihren Heimatdialekt. Nur der Heiligenhofbauer und die Querhovener Menschenchristen sind Westfalen. Aber immer bewegt sich der Dichter in kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Kreisen. Vielleicht gerade darum, weil ihm die Gestaltung des Seelischen das Wesentliche ist und unter den schlichten, einfachen Menschen die wenigsten Oberflächlichen sind. Besonders seine Landsleute sehen fast alle mit ‚wundergläubigen Augen'. Ihnen sind Sagen und Märchen, Träume und Phantasien seltsam mit dem Alltag verwoben. Sie verstehen die Sprache ihrer Seele und reden mit ihr; sie halten Zwiesprache mit den Dingen, die für sie nicht stumm sind. In dem dämmerigen Zwischenreich, wo Wachen und Schlaf dunkel ineinanderfluten und das geheimnisvolle Weben der Träume beginnt, haben sie Gesichte und Halluzinationen. Aus Geräuschen, Schatten und verirrtem Licht verdichten sich ihnen Gebilde, die es in der realen Welt nicht gibt, die aber für sie wesentlich sind und ihnen der Menschen Tun ungewöhnlich erhellen und verständlich machen. Nichts ist für sie tot, und die Geister der Verstorbenen gehen in den Nächten um entweder als Trost- oder als Schreckgestalten, als segnende oder fluchende Dämonen. So das ‚Klagemütterla' der Grafschafter: ‚. . . das eigentümliche Klagen begann: wie verschmachtend, im Zittern großer Angst verloren, dann schluchzend, als schlürfe ein Ertrinkender Wasser, und dann in wirren Lauten der Verzweiflung hinbrodelnd. Wahrhaftig . . . nun stand es gar unter seinem Fenster, und die seltsamen Töne strebten an den Scheiben empor wie vibrierende blasse Geisterfinger . . . Nun wimmerte es in der Stube, nun auf der Stiege, nun über ihm auf dem Boden. Dabei war es, als schlürften weichsohlige Schritte auf und nieder.' Dieses rätselhafte Geisteswimmern ‚verkündet Verlust, Krankheit Tod, alles Elend'. Dem jungen Faber ist es ‚an manchen drückenden Abenden, als fahre die harte Alte (der Großmutter Geist) über den Rücken der Feistelberge langsam durch die Luft und drohe mit den Augen zum Fenster herüber'. Der Knabe, der den Vater einmal sagen hörte, das an den Abhang geklammerte Häuschen trüge noch einmal der Wind fort, lauscht mit bangem Herzen in die stürmische Nacht. Ihm wird der Wind zum bösen Dämon, ‚der in den Bäumen aufwachte, die davon erschraken und erst hohe, klagende Töne ausstießen.' Der Heiligenhofbauer ‚empfand das unhörbare Tosen, mit dem die Sterne durch die Ewigkeit ziehen'. ‚Man fand ihn vor Bäumen stehen und ehrfürchtig und ergriffen staunen wie andere vor dem Allerheiligsten in der Kirche. Er belauschte den Wind gleich einem Schüler, dem eine unergründliche Belehrung zuteil wird. Besonders aber hatten es ihm die Spiegel stiller Wasser angetan, und der Hornwassermüller sah ihn einst an einem einsamen Teich sitzen und richtig mit den Wassern reden, als sei es ein Mensch und kein Ding.' Und in seinem Tagebuch standen die tiefsinnigen Worte: ‚Das Bild der Bäume, des Himmels und eines vorüberfliegenden Vogels auf dem stillen Spiegel eines Teiches ist nichts Wesenhaftes des Teiches. Wenn das Bild schwindet oder er-

scheint, wird nichts Wesentliches vom Teich weggenommen oder hinzugetan; es wird nicht weniger und mehr Teich. So ist es auch mit der Seele und allen irdischen Sinnbildern auf ihrem stillen Spiegel. Sie ist reicher von Grund aus als die Erde und bedarf der Welt nicht. Aber die Welt ohne Seele wäre wie ein Haufen Kehricht.‘

Merkwürdigerweise zählte man den Dichter solcher Innerlichkeit anfangs zu den Naturalisten. Weil er das Äußere mit naturalistischen Mitteln darstellte. Sicher war Stehr damals in seinen Kunstmitteln noch nicht zur Reife und Strenge gegen sich selbst vorgedrungen. Wie er innerlich ein Taster und Sucher war, so auch äußerlich in der Behandlung der Sprache. Aber mit jeder neuen Schöpfung vervollkommnete er sich, wie deutlich die Steigerung vom ‚Begrabenen Gott‘ zu den ‚Drei Nächten‘ und weiter zum ‚Heiligenhof‘ zeigt. Und immer war das dargestellte Reale nur Weg zum Metaphysischen, zum Land der Seele. Jedenfalls paßte das Wort des Novalis ‚Nach innen geht der Weg‘ besser auf ihn, ohne daß wir deshalb Stehr nun einen Romantiker nennen möchten.

Alles, was er sieht, ist mit einer eigenen, starken Sprache, die ihre Kraft aus dem heimatlichen Boden saugt, erzählt. Prächtige, oft launig gezeichnete Bilder, immer voll sprühender Farbigkeit, erhöhen die Anschauung. Etwa wenn er uns das Kind der Rütschin schildert: ‚Das Junglein hatte Augensterne so tief, als wäre ihr Blau aus einem Brunnen heraufgeholt worden, und Haare wuchsen ihm auf dem Kopf, Haare, weißgelb wie überreifer Hafer und weich wie Jungfernseide. Ja, obwohl der kleine Rütsch von Kopf zu Fuß ohne Fehler war, so dünkte doch alle, die ihn sahen, das Haar das Schönste an ihm zu sein, und man nannte ihn nur das Weißköpfchen.‘ Den Brand eines kleinen Holzhauses gestaltet er folgendermaßen: ‚Das Feuer raste und heulte, wie von einem unterirdischen Gebläse angefacht. Es war eine einzige Riesengarbe aus roten und gelben Flammen. Sie stand in der Windstille gerade und hoch ins Finstere, und Funken, wie feurige Körnchen, stoben dann und wann an den Seiten nieder.‘ Wie fein ist das Bild des säenden Bauern, der ‚keine Ahnung von der tiefen Schönheit seiner Arbeit hat‘, festgehalten, trotzdem der Dichter nur die paar Worte setzt: ‚Die Körner flossen wie bleicher Sonnenschein aus seiner Hand.‘ Mit schmunzelndem Humor zeichnete er den kleinen Schnallke: ‚Das ist ein strunkiger, kleiner Mensch mit einer Knopfnase und einem verwogenen, gesunden Gesicht. Seine braunen Haare stehen durcheinander wie die Borsten eines zerstrichenen Butterpinsels, mit dem man die Kuchenbleche einfettet, und das Lederhöslein ist unten ohne Schnüre.‘

Außerordentlich reich weiß Hermann Stehr die Natur zu beseelen. Da ist kein Ding in der Landschaft, kein Baum, kein Strauch, kein Tier, kein Stein, kein Stern, nichts, das nicht eine charakteristische, ihm vorteilhafte Belebung erführe. ‚Die Erde war aufgewacht zu dem jahrtausendjungen Traum, dem Frühling. Mit lauem, leisem Regen hatte sie sich die

schmutzigen Schneeschrunden aus dem Gesicht gewaschen; in heimlichen Mondnächten die letzten Schleier abgestreift; ihre Brüste mit verjüngendem Tau benetzt, bis eines Morgens ihre Schöne ganz erfüllt war. Da stieß sie Lerchenwirbel von dampfenden Ackerschollen zum Himmel; rüttelte aus jungem Baumgrün glückbestürzte Gesänge und führte ihre Töchterchen, die kleinen Wellen zu Tal. Die trippelten über die Steine mit hochaufgeschürzten Schaumröckchen und sangen ihr ewiges Wanderliedchen dazu, so innig, so verhalten aus tiefer Brust, daß Schneeglöckchen aufwachten und Primeln und Märzenbecher den eilenden Wassern nachsahen mit süßen Gesichtern.' — ‚Der Abendwind hatte die Sonne hinter die Berge geführt und war nun träge in den Waldästen hängen geblieben — — — leise pochten schon die Pulse der Nacht.' — ‚Die Bäume rüttelten sich vor Glück im Licht.' — ‚Draußen fegte der unbändige Wind des Herbstes durch die Gassen. Er riß den Leuten die Rede von den Lippen und lief lachend damit fort . . . Er warf mit Blättern und Sand um sich und schrie ungeschlachte Laute in offene Haustore.' — ‚Sanfte Bäche trinken das goldene Licht, das von den Blättern der Bäume tropft, mit glänzenden Augen.' — ‚Schwankend wanderte das Abendlicht von Diele zu Diele weiter der Tür zu. Der Jubel seines Sterbens, eben noch kochend rot wie der Tod in den fallenden Blättern des wilden Weines, nahm die weiche Glut an, die der Schlaf den Kinderaugen bringt — — und rüstete sich mit wehendem Zittern zum Abschied.' — ‚Die Waldbäume hassen die Frucht gepflügter Äcker. Sie haben einen beißend rauhen Atem. Den blasen sie den Pflanzen, die unter des Menschen Sorge stehen, ins Gesicht, ins Herzblatt, bis ins Würzelchen, daß sie zart bleiben, sich gelb färben und endlich verwelken, ohne Frucht gebracht zu haben. Ja, der Keim in der Erde erstarrt sogar zu Tode vor der Luft dieser unbarmherzigen, spitzen Nadeln. Nur dem Gras, das der Herrgott selber sät, erlauben die Buschbäume, daß es zu ihren Füßen spiele und lache mit seinen geschwätzigen Schwingeln. Dann neigen sie wohl gar neugierig ihre riesigen Äste tief zu Boden, um zu erlauschen, was die winzigen Krautmännlein sich wispernd erzählen. Oft bricht dann der Wald plötzlich in ein donnerndes Gelächter aus über die kindischen Heimlichkeiten des Grases.' — ‚Der späte Mond hing wie im Herabgleiten unsicher am Himmel, ein Blechschild, mit weichendem Nagel achtlos an eine schräge Wand geheftet. Die Ränder seiner verdunsenen gelben Scheibe waren verwischt und gingen in ein fahles, dunstiges Rauchen über, das den ganzen Himmel füllte und auch noch den Rücken der Hügel und das Gewölk erreichte, das um den ganzen Horizont so tief gelagert war, daß es das Gleiten der Hügel bis in die Unendlichkeit des Himmels fortsetzte. Jedes leise Wogen in diesen dunstigen Hügelhaufen lief als schwaches Pulsen auch durch die Hügelwellen der Erde und schien sie mit jedem traumhaften Schlag weiter hinauszutragen.' — ‚Indessen hatte der Sommerwind Feierabend auf dem Felde bekommen. Er brauchte die Ähren nicht mehr zu schaukeln, weil ihnen das langsame Reifen zu ein-

tönig wird. Er hatte nicht mehr nötig, die Halme aufzutreiben, wenn sie müde von dem Tragen der immer schwereren Ähren sich auf die Erde lagern wollten. Er streicht müßig umher, pfeift sich leise eins und spielt höchstens achtlos mit den Schwingeln der letzten Haferfelder oder jagt die Vögel durch die Luft, daß ihnen die ersten Wandergedanken kommen.' Mit derselben feinen und sicheren Einfühlung macht uns Stehr alles, was sich ihm darbietet, lebendig. Nichts ist ihm seelenlos und nichts so unsichtbar, daß er ihm nicht einen Leib schüfe.

Diese Technik wächst organisch aus seiner Individualität. Seine innere Welt beherrscht so sehr seine Sprache, daß manchmal der Ton des Wortes, das er einer Gestalt in den Mund legt, fremd klingt. So sind zum Beispiel im „Begrabenen Gott' die meisten Ausbrüche der Heldin zu hart und schwer für ein weibliches Wesen. Dagegen wird, sobald sich der Dichter zur Schlichtheit zwingt, seine Sprache von einer wundervollen Schönheit, die hinreißt. So in der Märchendichtung ‚Das letzte Kind', so aber am vollendetsten in dem Märchen vom armen Glückssucher ‚Wendelin Heinelt'. Schöner und ergreifender als selbst im ‚Heiligenhof' hat hier Stehr einen ‚Menschenchristen' gezeichnet, wie er ihn, wie wir ihn alle ersehnen. Über den Schmerz eines Ärmeren vergißt der Glückssucher Heinelt sein eigenes Glück und bringt nichts nach Haus heim als ein Stück trockenen Brotes. Aber in diesem Stück ruht eine geheime Kraft. Es nimmt nicht ab, und alle, die davon essen, bleiben fröhlich und guter Dinge. ‚So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag,' schließt das Märchen, ‚das Brot nahm kein Ende, und die davon aßen, bekamen goldene Herzen voll Fröhlichkeit und Güte, ihre Augen blieben reich und ruhig.

Heinelt bekam noch viele Söhne und Töchter. Alle haben denselben Blick, denselben frohen, leisen Mund.

Auch du hast dann und wann schon einen aus seiner Familie gesehen. Wenn du jemand um einen Trunk Wasser bittest, und er reicht dir die Kanne; um einen Bissen, und er langt dir das Brot hin; um ein Eckchen für dein Haupt, und er bietet dir sein Haus an, so wisse, es ist ein Kind jenes Heinelt Wendelin, der voll Schmerz sein Glück suchen ging, und als er es gefunden hatte, dessen nicht achtete, um seinem ärmeren Bruder zu helfen. Einmal aber sind wir alle Heineltmenschen geworden. Dann ist der Himmel auf Erden, und niemand fürchtet sich mehr vor dem Tode.'

Wenn wir die Erneuerung und den wahrhaften Aufbau Deutschlands ersehnen, dann dürfen wir Hermann Stehrs nicht vergessen. Denn nur die Revolutionierung des Einzelmenschen, die er erstrebt, kann uns Besserung bringen. Freilich nicht auf dem Weg der von ihm verfochtenen kirchenfeindlichen Weltanschauung. Aber wir wollen hoffen, daß Hermann Stehr noch die letzte Wandlung in sich vollzieht und zum Fuß des Altares zurückkehrt, an dem er als Knabe gekniet.

Kritik

Neue Romane* / Von Georg Schäfer

Der sehr kluge und geistreiche Engländer G. K. Chesterton sagt von seinen Landsleuten, daß sie sich ihrer Tugenden nicht rühmen könnten; denn ‚ein Engländer kann nicht mit seiner Einfachheit und Geradheit prahlen und dabei einfach und gerade bleiben‘ (G. K. Chesterton, ‚Heretiker‘, München 1912). Die Wahrheit dieser Beobachtung erweist ein häufiger Verkehr mit Engländern. Sie findet auch Bestätigung durch den Roman von Jerome K. Jerome, ‚Alle Wege führen nach Golgatha‘, ein in seiner Geradheit und Offenheit typisch englisches Buch.

Es ist die Geschichte einer tapferen und schönen Zeitungsschreiberin, die mit heißer Liebe für alles Ideale eintritt, und das mit einer bezwingenden Unbedingtheit. Sie steht immer auf der Seite der Unterdrückten, und sie tut das mit klarer Einsicht des Erreichbaren. Daß dabei kulturgeschichtlich und völkerpsychologisch merkwürdige und interessante Typen auftauchen, ist bei einer so exponierten Stellung, wie eine Journalistin sie einnimmt, nicht zu verwundern. Geradezu verblüffend ist es für uns Deutsche, mit welcher verbissenen Ehrlichkeit die Korruption der Presse dargetan wird, die Käuflichkeit der Redakteure und die zielbewußte Einflußnahme der Zeitungsbesitzer.

Den tiefsten Eindruck macht ein junger, intelligenter Arbeiterführer auf die Heldin des Buches. Phillips ist eben Minister geworden. Aber seine Frau, die sich benimmt, nun sagen wir mal, wie Frau Raffke in ihrem neuen Reichtum, ist ihm in seiner Laufbahn ein großes Hindernis, trotzdem sie sich redlich Mühe gibt, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Ihr ist Joan eine freundliche Helferin und ihm ist sie Freundin, bis beide erkennen, daß sie sich lieben. Da tritt die Versuchung an sie heran. Frau Phillips will sich, des vergeblichen Kampfes müde, aufgestachelt von der ehrgeizigen Tochter, durch eine langsame Vergiftung das Leben nehmen. Joan entdeckt dieses Vorhaben und führt die Frau, trotzdem es Verzicht auf eigenes Glück bedeutet, ins Leben zurück. Sie findet ihr Golgatha. Im Kriege erlebt sie schaudernd als Pflegerin an der Front die furchtbare Not der Menschheit. Und nun begreift sie, daß alle ihre bisherige Arbeit vergebens war. Sie erkennt, daß nur die Tat, und sei es die bescheidenste im kleinen Kreise, dauernden Wert hat.

Jerome ist ein Idealist — das nicht mit dem verächtlichen Beigeschmack des Utopischen —, der für einfache und menschlich-schöne Gedanken eintritt. Er ist

---

* Jerome K. Jerome, ‚Alle Wege führen nach Golgatha‘ (Drei-Masken-Verlag, München), Helene Böhlau, ‚Im Garten der Frau Maria Strom‘ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), Wilhelm Hegeler, ‚Der verschüttete Mensch‘ (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart), Peter Dörfler, ‚Die Papstfahrt durch Schwaben‘, Erzählung (Jos. Kösel & Friedr. Pustet, K.-G., München), Klara Viebig, ‚Unter dem Freiheitsbaum‘, Roman (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), Ludwig Mathar, ‚Die Monschäuer‘, Roman (Kösel & Pustet, München), Ludwig Mathar, ‚Das Glück der Oelbers‘, Ein rheinischer Tuchmacher-Roman aus dem 18. Jahrhundert (Bachem, Köln).

ein viel zu klarer Kopf und in dieser Hinsicht zu sehr Engländer, um dabei auf Irrwege zu kommen. Nur ist er kein großer Dichter. Um das zu bekräftigen, genügt es, seinem Buche ein anderes gegenüberzustellen, das in manchen Zügen Ähnlichkeiten aufweist. Ich meine ‚Das Feuer‘ von Henri Barbusse. Bei dem Franzosen ist die Schilderung des Morgens nach der Schlacht in seiner trostlosen Zerschlagenheit von geradezu homerischer Einfalt, grandioses Symbol des Krieges überhaupt, also Dichtung. Bei Jerome ist die Schilderung des Krieges eine gute schriftstellerische Leistung, die durch eine achtenswerte, ehrliche Überzeugung gehoben ist.

Es ist seltsam und doch begreiflich zu sehen, wie alle ernsten Bücher, durch die der Krieg geht, zu Gott führen. Joan Allway endet schließlich in der Erkenntnis: ‚Wir sind im Kampfe nicht allein, Gott steht uns zur Seite, der große Kamerad.‘ Im Geistesleben kommt nichts von heute auf morgen. Obgleich der Krieg gewaltsam die Entwickelung förderte, so waren doch auch schon vorher Kräfte am Werke, die der Tagesmeinung entgegengesetzt waren. In der Jugendbewegung machte sich die Reaktion auf die satte Begnügsamkeit eines verflachenden Materialismus am frühesten und deutlichsten bemerkbar. Erziehung im Sinne dieser Bewegung schildert Helene Böhlau in dem Roman ‚Der Garten der Frau Maria Strom‘. Bezeichnend für den Geist dieser Jugend ist das Wort auf der Erkennungsmarke Ottomars: ‚Gott, sei du mein Freund!‘

Dieser Ottomar ist der eigentliche Held der subtilen Kindheitsgeschichte der Böhlau. Sein älterer Bruder Heinrich, eine durchaus unkomplizierte Natur, läuft nur so nebenher. Er vollendet ohne Störungen seinen Lebensweg und daher kommt uns die Nachricht, daß er den Tod im gemeinsamen Kampfe fand, nicht überraschend, denn dieser Abschluß seines Lebens entsprach seinem Wesen am besten.

Ottomar dagegen ist ein eigenartiges Kind, seltsam verträumt, frühreif und doch mitunter so naiv-kindlich. Die Geschichte, die er mit 17 Jahren schrieb, ‚Die Menschenfalle oder Im lichten Hirnlande der Lustmolche‘ ist wohl das stärkste Stück des Buches.

Die Erziehungsgrundsätze der Frau Maria Strom sind durchaus modern. In ihrem Tun findet sie Unterstützung bei ihrem Freunde Sebald, der, bezeichnenderweise, Lehrer an einem Landerziehungsheime ist. Sie vermeidet ängstlich jeden Eingriff in die Rechte der Jugend und sie stört nicht den Kreis der Jugend-Gemeinschaft. Ich könnte mir denken, daß ernste und gewissenhafte Erzieher eine solche Methode als falsch und übertrieben abtun würden. Aber zu jeglicher polemischen Einstellung ist das Buch zu zart. Es ist das Dokument einer Welt, die, obwohl weltanschaulich von uns geschieden, viel Innigkeit und Güte in ihrem Besitze hat. Das Verhältnis der Buben zu den Mädchen ist ein reines und keusches Zueinanderstehen und eine harmonische Freundschaft, die sich in dem dreitägigen Waldfeste der Wandervögel am klarsten ausspricht. Daß Ottomars religiöse Entwickelung zu einem naturhaft-mystischen Pantheismus führt, ist in der Umwelt, in der er aufwuchs, unter den Menschen, die im Garten der Frau Strom zusammenkamen, nicht verwunderlich. Das kennzeichnet überhaupt die ganze ‚freie‘ Jugendbewegung, daß sie, aus idealstem Antrieb den materiellen Zeitgeist bekämpfend, auf halbem Wege stehen blieb.

Von einem Roman im Sinne der gewohnten Überlieferung kann man bei diesem feinen, sanften Buche kaum sprechen. Dazu ist die Komposition viel zu uneinheitlich. Das mag vielleicht daher kommen, daß ihr Mitarbeiter, ihr Sohn Hermann Ottokar Böhlau, viel Persönliches hinzutat. Von ihm hat sie sicher die genaue Kenntnis des Treibens der Jugendlichen und so manche Einzelheit, die eben

nur ein Junge kennt. Wohltuend ist die reinliche Art dieser Frau. Daß sie die Pubertätsnöte der Jugend, so schwer sie auch dem Einzelnen sein mögen, nicht wild hervorbrechen läßt, das beweist ihren guten Geschmack und ihre Überlegenheit.

Hegelers Anfänge berühren sich in vielen Dingen mit der Welt der Helene Böhlau. Sie haben beide versucht, wenigstens einen Teil der Probleme, welche die Welt gerade beherrschten, der Lösung entgegenzuführen. War es im letzten Buche der Böhlau die Mütterlichkeit, welche zu uns sprach, so ist es in Hegelers Roman „Der verschüttete Mensch" das soziale Empfinden des Mannes, welches ihn versuchen ließ, in unserer chaotischen Zeit einen Sinn zu suchen.

Der leitende Gedanke, daß der Mensch Unwesentliches achtet, ist ja nicht gerade neu. Schon Laotse forderte: „Weniger selbstisch sein — um so mehr gelangt man zu sich selbst." Erfreulich ist die Art, wie diese Idee in unsere Zeit gestellt ist. Der „verschüttete Mensch" ist der Großindustrielle Uhlenkamp. Ihm sagt sein Jugendfreund, der Schuster Unold: „Wenn ich heute einen Menschen frage: wer bist du, so zeigt er auf seine Fabrik, auf sein Geschäft, auf seine Titel und Würden." Und er fährt dann fort: „Hast du nicht erfahren, wie er (der Schmerz) mit uns hinabfährt in tiefste Schächte und da unten liegt verschüttet, vergessen der Mensch?" Unold freilich hat diese Wahrheit früh erkennen dürfen unter vielen Leiden. Er hat Unehre getragen, eben dieses Freundes wegen, der ihn ins Gefängnis brachte, wo er in der Einsamkeit der Haft über die ganze Unsinnigkeit der hastenden Betriebsamkeit nachdenken konnte und auf die so gewonnene Einsicht sein bescheidenes Leben aufbauen durfte. Uhlenkamp ist von dieser Weisheit weit entfernt. Er ist Überwinder äußerer Widerwärtigkeiten, Sieger im brutalen Lebenskampfe. Und was hat er als Mensch erreicht? In einsamen Stunden wird ihm selbst vor der Bilanz seines Lebens bange. Sein Sohn hat den Weg zum Vaterherzen nicht gefunden. Lieber ging er zu dem einfachen Schuhmacher, der an Lebensklugheit so reich war, und der seine Welt verstand. Aus den Briefen des Gefallenen ahnt der Vater mit Bedauern, wie reich diese Freundschaft der äußerlich so Ungleichmäßigen war. Und seine junge Frau fürchtet ihn und vergißt ihre Liebe. Bis sie sich über der Leiche des um seiner Treue willen von den Kommunisten erschossenen Unold finden.

Hegeler ist kein Gestalter von zwingender Kraft. Seinen Menschen haftet etwas Müdes, Unentschlossenes an. Thomas Mack, der Revolutionär, die geschlossenste Persönlichkeit des Buches überhaupt, selbst der setzt sein ganzes Werk aufs Spiel. Er ist in der entscheidenden Stunde des Aufstandes nicht bei seinen Genossen, sondern bei der Frau Ruth, die er liebt. Und Uhlenkamp, der die Nachricht vom Heldentode seines Sohnes scheinbar so gelassen aufnimmt, ist im Grunde ein weicher Mensch, der um Liebe barmt. Als Erzähler hat Hegeler die große Ruhe, die aus einer guten Tradition wächst. Er hätte die Gelegenheit wahrnehmen können, um die Revolution als Fanal irgendwelcher Absichtlichkeit aufflammen zu lassen. Doch vor Tendenz und Verzerrung bewahrte ihn sein künstlerisches Temperament.

* * *

Die Geschichte des seltsamen Dreigespanns, das auszog, um den solennen Einzug des Papstes Pius VI. zu sehen, diese denkwürdige Historie, die Peter Dörflers neues Buch „Die Papstfahrt durch Schwaben" erzählt, ist vielen „Hochland"lesern gewiß noch in der Erinnerung. Und nun, da das fertige Buch vorliegt, verstärkt sich der erste Eindruck: Peter Dörfler ist keine Hoffnung mehr, er ist Erfüllung. Er hat die seltene Eigenschaft, seine Person hinter der Seele

des Werkes zu verbergen, sich zu ‚entpersönlichen‘. Der krause und doch d klare Barock — süddeutsch und katholisch zugleich — lebt in ihm, ohne daß er mit der angespannten Emsigkeit des gelehrten Antiquars Stoffe aufhäuft, die im einzelnen vielleicht interessant sind, aber als Ganzes kalt lassen. Er betrachtet vielmehr mit der ruhigen Selbstverständlichkeit des stillen Beschauers, der, unbehelligt zwar, doch nicht ungerührt, aus seiner Versunkenheit die vielfältige Unruhe der Welt sieht. Wie ein Bauer, der von fernher den Lärm und die Aufregung seiner Mitmenschen bestaunt und sich seinen Vers auf ihre Narrheiten macht. Nur in wenigen Büchern enthüllt Dörfler so sehr die bäurischen Elemente seiner Herkunft. Dieser Eindruck wird nicht allein durch die harte Eckigkeit des oft angewandten Dialektes erzeugt, er spricht aus der ganzen seelischen Haltung. Drei gesonderte Welten sind in den drei Helden vertreten: Kaspar Bonenberger, der gelehrte Bauer und schrullenhafte Einsiedler, der dem Papste gründlich die Wahrheit sagen wollte, weil er mit welschem Prunk und weltlicher Hoffart dahergezogen kam. Das ist der Typ des ethisch Unbedingten, der keine Weichheit und Abweichung kennt, der schon manche Meinungsverschiedenheit hervorrief, da ihm jede scheinbare Weltlichkeit der Kirche als lau, ja unchristlich erschien, ein Streit, der noch jüngst in der Auseinandersetzung Bahr-Laros über Barock- und Katakombenchristentum fröhliche Urständ feierte.

Stanes aber, der armselige Schneider, ist der Vertreter des naiven Volksglaubens, dem die Geister- und Gespenstergeschichten zuwachsen. Dieser Glaube an das Überirdische, das Ahnen und Schauern vor dem Unbekannten, dem Geheimnisvoll-Göttlichen in der Natur ist die Flucht einfacher Menschen aus den dürren Abstraktionen eines unfruchtbaren Rationalismus, es ist jener Rest, der immer übrig bleibt, wenn man glaubt, das Seelische wie ein dürftiges Rechenexempel lösen zu können, den alle Schulweisheit nicht wegdisputiert. Mit dem Papste zieht Stanes auf geheimnisreiche Nachtfahrt, um die Geister — sinnfälliger Ausdruck aller Widerwärtigkeiten — zu bannen. Dieser Teil gehört mit zu dem Kraftvollsten, was Dörfler bisher geschrieben hat. In dem dürren Schneider und Geisterseher ist es ihm geglückt, den Hang des Volkes zum Mystischen zu verleiblichen. Gerade hier war die Gefahr zu entgleisen am größten. Leicht wäre das Übersinnliche zur Farce geworden.

Dritter im Bunde ist der Student Balthes, ein richtiger Hans im Glück, Liebling der Frauen, aber auch von den Männern gern gesehen. Er trägt von den Reisegenossen den größten sichtbaren Gewinn nach Hause. Während Kaspar noch vor dem Einzuge des Papstes in aller Eile die Stadt verläßt und deshalb Unbill erleiden muß, und Stanes fieberkrank in der Herberge liegt und von allen Festivitäten nichts gewahrt, hat Balthes das unerhörte Glück, selber in einer Staatskarosse sitzend, allen Feierlichkeiten beizuwohnen. Dann aber fährt er — o süße Sehnsucht der Deutschen! — mit nach dem gesegneten Rom, nicht ohne vorher seinem Bäschen Philomene aufgetragen zu haben, daß sie auf ihn warten möge.

In diesen jungen Fant hat Dörfler sicherlich ein gutes Stück seiner eigenen Sehnsucht gesteckt. Alles verläuft ihm aufs allerbeste. Und das ist dem guten Jungen übel bekommen. Die klare, herbe Linie seiner Person verschwimmt unter dem Übermaß an Sympathie, die Dörfler über ihn ausgeschüttet hat. (Womit ich freilich das, was ich vorher über Dörfler sagte, ein wenig einschränken muß.)

Trotzdem: es ist eines der seltenen Bücher, auf die hinzuweisen Freude bereitet. Wie ein Holzschnitt ist es. In der Begrenzung eckig, aber als Ganzes genommen edel und voll feinster Harmonie.

Danach der Roman der Klara Viebig, ‚Unter dem Freiheitsbaum‘, dann erst wird der gewaltige Abstand dichterischer Kraft und dichterischen Erlebens offenkundig. Dörfler schaut, die Viebig sieht nur das äußere Bild. Auch sie gibt ein Geschehnis, das in der Vergangenheit liegt, zum besten: die Wirren in den Rheinlanden zur Zeit der Besetzung durch die französische Revolutionsarmee, ein Stoff, der manche Vergleichsmöglichkeiten mit den heutigen Zuständen bietet, was sie auch, manchmal recht absichtsvoll, betont.

Hauptperson ist der Räuberhauptmann Bückler, genannt der Schinderhannes, ein Volksheros, Liebling der Hintertreppe. Die schöpferische Volksphantasie hatte aus diesem Manne einen rechten Helden gemacht, einen, der wohl gewalttätig, aber edlen Regungen nicht unzugänglich war. Aber aus dem Quell lebendiger Volksüberlieferung zu schöpfen, lag nicht in der Verfasserin Art. Wie könnte sie es auch, da sie in der Großstadt verlernt hat, den Regungen der Volksseele zu lauschen. Anstatt einen Kerl auf die Beine zu stellen, der Mannestaten verrichtet — denn so sah das Volk ihn — hielt sie sich eng an das historische Vorbild. Der wirkliche Schinderhannes aber war ein sentimentaler Jammerfetzen und ein elegischer Weiberknecht, der armselige Juden plünderte und bange Reisende überfiel. Läßt man aber diese mehr grundsätzliche Einstellung beiseite, dann bleibt ihr noch ein genügendes Habenkonto. In der Kunst, Menschen zu zeichnen, besitzt sie unleugbar eine große Begabung. Neben dem — mißlungenen — Räuberhauptmanne steht der Schmied von Krinkenhof, einer, der nicht bloß ein gewandter Spitzbube ist, sondern ein Mann von Kraft und Überlegung, gewaltig durch seine lodernden Leidenschaften und auch sympathischer als der weichmütige Bückler, selbst im Tode diesen noch überragend. Er besitzt Witz und Verschlagenheit genug, um den Friedensrichter Adami, ein Gegenspieler, der seiner wert ist, hinters Licht zu führen. Auch die Nebenpersonen bekommen durch die Hand der Verfasserin Farbe und Leben.

Überhaupt, das ganze äußere Getriebe dieser wilden, verruchten Zeit hat sie ausgezeichnet geschildert. Aber das Hastende, Drängende, den Rhythmus dieser durcheinandergerüttelten Welt wiederzugeben, das lag nicht in ihrer Kraft. Es fehlt ihr der geniale Wurf. Sie blieb in der Episode stecken. Darum legt man das Buch ohne Erschütterung, ungerührt beiseite. Es bleibt einzig die Freude an der sauberen Arbeit.

Ihr Landsmann Ludwig Mathar ist liebenswürdiger und frischer. Auch ihm geht der große Zug ab, das Mitreißende und Erschütternde. Dafür versöhnt er aber durch seine keck zugreifende Art. Sein Roman ‚Die Monschäuer‘ hält sich in der wohltuenden Mitte. Man würde die Qualitäten des Buches unterschätzen, wenn man es als reines Unterhaltungsbuch abtun würde. Anderseits aber ist es durch seine Längen und durch mancherlei Unebenheiten nicht als vollendetes Kunstwerk anzusprechen. Dennoch soll sich niemand unterfangen, mitleidig auf diese Art Literatur herabzublicken. Auch sie hat ihre Mission zu erfüllen; denn wer hätte nicht das Bedürfnis, mit Anstand und auf gute Art unterhalten zu werden, ohne Verstand und Gemüt ganz hintenan zu stellen und ohne dem schlechten Geschmack Konzessionen zu machen? Es gehört doch schließlich auch ein gutes Maß von Begabung dazu, solche Bücher zu schreiben; denn die Gefahr, in die Regionen des Kitsches abzurutschen — o wie mancher, der einst nach höheren Zielen griff, fühlt sich wohl darin —, ist groß.

Der Roman ist ein Preislied der Heimat, des Städtchens Monschau (zu Deutsch lies Montjioe). Ach, diese herrlichen deutschen Kleinstädte, generationen=

lang sich selber treu! Sie haben ja alle ein wenig von Schilda und Schöppenstädt an sich. Aber gewiß ist ihre Art erfrischender, ist ihr gleichbleibendes Temperament in unserer Zeit blödesten Amerikanismus erträglicher als das fahrige Wesen der Großstädte. Sie sind Ruhepunkte und voller Sammlung.

Ein knorriges, originelles Völklein wohnt hier an der Westmark, hart an der Grenze der Wallonie, unternehmungslustig, wanderselig und genießerisch. Deutsche Brüder der Leute von Seldwyla. In dieser Umgebung wächst der Lex Martini auf, unter alten Originalen, ehrbaren Handwerkern und pfiffigen Fuhrknechten, die geladen sind mit Schalkspossen. Die Mutter ist eine resolute, energische Frau, die mit ingrimmigem Geiz den Wohlstand der Familie aufbaut und die auch den Sohn zu gleicher Tüchtigkeit erziehen möchte. Und der läßt sich ihre Eingriffe in sein Leben nicht gefallen. Anstatt für das Geschäft zu wirken, geht er zum Gymnasium, und als ihm die harte Zucht des Konvikts lästig wird, brennt er durch und wird Buchhändler; da hat er seinen richtigen Beruf gefunden. Zur Aussöhnung zwischen den beiden Hitzköpfen kommt es erst am Grabe des Vaters, der sein Leben lang zu weich war, um die beiden zusammenzubringen.

Hiemit fände das Buch seinen gegebenen Abschluß, wenn nicht Mathar überflüssigerweise — weil er uns nichts Neues mehr sagen kann — Lust empfunden hätte, den ferneren Lebenslauf des Lex Martini als Buchhändler, Heimatdichter und Heimatforscher vorzuführen. Dazu lag keine innere Nötigung vor, es sei denn die unbändige Freude des Verfassers über das wohlgelungene Leben dieses Glückskindes.

Es steckt viel Optimismus in dem Buche — nicht jener billige des um jeden Preis glücklichen, sondern der wohlbegründete des tätigen Menschen. Mathars Wesen ist voll tiefer Begeisterung für die Schönheit der Heimat und die Herrlichkeit des deutschen Kunstbesitzes. Mitunter ist diese Freude so übergroß, daß das Beiwerk die Hauptsache überrankt und der Fluß der Erzählung verlangsamt wird. Um dieser wilden Schößlinge willen hätte das Buch beschnitten werden dürfen.

Der gleiche Mangel an Konzentration, das Verweilen bei der Einzelheit, zeigt sich auch in seinem Tuchmacher-Roman aus dem 18. Jahrhundert ‚Das Glück der Oelbers', nur liegen hier die Abschweifungen auf dem Gebiete des Kulturgeschichtlichen. In diesem Buche ist es die Generation der Urgroßväter, die das Städtchen Monschau bevölkert. Aber auch zur Zeit des alten Fritz waren die Monschäuer genau so übermütig und voller lustiger Streiche wie ihre Nachfahren. In diese fröhliche Gesellschaft trinkfester Zecher und ehrenwerter Arbeiter gerät der verkrachte Studiosus aus dem bergischen Lande, der Bernhard Georg Oelbers. Er hat manches auszustehen, bis er es zu Ehre und Ansehen bringt, er muß sich gehörig drehen und winden, bis er Fabrikant wird. Manche seiner Taten sind auch nicht so, daß er sich deren rühmen könnte. Zwei Mädchen, die ihm vertrauten, verläßt er — die eine stirbt in Not und Schande —, um schließlich die zu heiraten, die ihm den größten Brautschatz zubringt. Dafür wird er freilich vom Schicksal auch übel genug behandelt. Aber endlich renkt sich doch wieder alles zum Besten ein.

Mathar hat keinen falschen Ehrgeiz. Das nimmt für ihn ein. Er ist einer von den Ehrlichen, die mit Liebe und Fleiß das ihnen zugewiesene Feld bebauen. Ihm ist der Name Heimatdichter nur Ehrenname, denn ihn leitet eine klare Idee, die er mit Hingebung pflegt.

Rundschau

Zeitgeschichte

Der indische Nationalismus.

Indien ist keine Nation. Beinahe ein Weltteil für sich, wird dieses Land von einem Gemisch von Rassen und Völkern bewohnt, die rund 150 verschiedene Sprachen sprechen und ihrer religiösen Überzeugung nach in Bekenner sämtlicher Weltreligionen und zahlreicher Sekten zerfallen. Nur vorübergehend wurde es im Lauf seiner Geschichte von der starken Faust einheimischer und fremder Eroberer — in der Mehrzahl der Fälle fremder — zur politischen Einheit zusammengezwungen. Zuletzt von den Engländern. Und nur der Einfluß des abendländischen Geistes, der von den fremden Eroberern ausstrahlte, hat das paradoxe Ereignis möglich gemacht, daß hier ein Nationalismus ohne Nation auflebte. Schon rein technisch wären die Verhandlungen des indischen Nationalkongresses unmöglich gewesen, wenn nicht das von den Engländern eingerichtete Schulwesen dem Lande zuvor das Verständigungsmittel einer einheitlichen Sprache gegeben hätte — der Sprache der Eroberer.

Die Entstehung des indischen Nationalismus war nicht eigentlich politisch, sondern eher geistesgeschichtlich bedingt; er entsprang nicht der Auflehnung gegen unerhörte und unerträgliche Unterdrückung, sondern der Infizierung mit abendländischem Geist, den vor allem die Universitäten verbreiteten. An und für sich befand sich bisher der Inder unter englischer Herrschaft nicht schlecht. Verstanden es die Engländer auch redlich, ihren Vorteil aus dem Lande zu ziehen, und beuteten sie das Volk nach Kräften aus — die früheren einheimischen Herrscher taten das noch viel mehr. Trotz mancherlei Auswüchsen, wie der ungleichen Stellung der Inder und der Europäer vor Gericht und der Tyrannei und Bestechlichkeit der eingeborenen Beamten, war vor dem Auftreten des Nationalismus ein Friede und eine Rechtssicherheit im Lande eingekehrt wie niemals zuvor. ‚Nur einen Wunsch', schreibt H. Warburg in seiner Broschüre ‚Um Indiens Freiheit' (F. A. Pfeiffer, München), welche die Tatsachen kenntnisreich und übersichtlich zusammenstellt, ‚hat der gewöhnliche Mann des Volkes, der in seiner armen Stroh- oder Lehmhütte wohnt: Er will in Ruhe seine Tage hinbringen, und er will Gerechtigkeit, wenn man ihn übervorteilt. Jede Regierung, die ihm das gibt, ist ihm recht. Zwar würde auch er eine Regierung vorziehen, die bodenständig ist, falls sie ihm dasselbe bietet, was die Fremdherrschaft ihm gibt. Aber bis vor kurzem war er überzeugt, daß die englische Verwaltung besser als jede eingeborene für die Ruhe des Landes und für eine gerechte Pflege des Rechtes eintritt. Die Unbestechlichkeit des englischen Richters, von dem er sicher weiß, daß sein Gegner ihn nicht durch Geldgeschenke bestechen kann, wie es unter Eingeborenen so leicht möglich ist, hat Eindruck auf ihn gemacht, und damit sind für ihn alle weiteren Fragen erledigt. Alle tieferen Probleme der indischen Politik berühren ihn wenig, wenn sie nicht von außen an ihn herangetragen werden.' — ‚Erst mußten die Einflüsse des Abendlandes tiefer in das träumende Indien eindringen, ehe die Zeit kommen konnte, da dieses reif zur politischen Selbständigkeit war.'

Vor allem trug auch der Weltkrieg zur Politisierung Indiens bei. Er zerstörte die Achtung vor der weißen Rasse, die Waffentaten der farbigen Truppen hoben das Selbstgefühl der Inder, das Schlagwort vom Selbstbestimmungsrecht der Völker drang in weitere Volkskreise. Diese Tatsachen muß man anerkennen, gleichgültig, ob man wie Warburg, der

ganz im abendländischen politischen Denken befangen ist und Schlagworte wie das vom ‚Platz an der Sonne' unbedenklich auf eine Welt überträgt, für die sie schlechterdings nicht passen, die Entwicklung Indiens zum Nationalismus freudig begrüßt oder sie wie Tagore bedauert und bekämpft. Gewiß, Tagore ist nicht der ‚echte Orientale', als der er uns bei seiner Reise durch Deutschland vorgeführt wurde. Wenn er auch wohl nicht, wie Warburg meint, ‚bis in seine tiefsten Seelentiefen vom Geist des Abendlandes durchdrungen' ist, zweifellos ist er stark von ihm beeinflußt, und mit Recht schreibt Warburg, daß bei ihm spezifisch indische Gedanken gegenüber dem allgemein Menschlichen zurücktreten. Aber in einem hat er sich doch als echter Inder bewährt: in der Ablehnung des Nationalismus nach abendländischem Muster. Darin hat er recht gesehen — und Warburgs ganze Darstellung bestätigt das, nur mit entgegengesetztem Wertakzent —, daß der Nationalismus kein bodenständiges indisches Gewächs ist. ‚Unsere Geschichte', so schreibt er, ‚besteht fürwahr nicht in dem Aufblühen und Zerfallen von Königreichen, in Kämpfen um politische Übermacht. Bei uns sind die Berichte von solchen Ereignissen verachtet und vergessen, denn sie machen keineswegs die wahre Geschichte unseres Volkes aus. Unsere Geschichte berichtet von sozialem Leben und von der Verwirklichung religiöser Ideale.' Wie richtig diese Behauptung ist, das geht schon daraus hervor, daß selbst Tagore, der unserem Denken doch verhältnismäßig nahe steht, nicht fähig ist, die abendländische Idee der Nation auch nur ihrem Sinn nach zu erfassen, daß ihm die Nation nicht auch Träger geistiger Werte, sondern rein mechanische Organisation ist, ‚Organisation von Politik und Handel', ‚die organisierte Selbstsucht eines ganzen Volkes', daß er in ihr nicht mehr sehen kann als eine Abstraktion.

Da der Nationalismus nur Sinn und Berechtigung hat, wo er lebendig aus dem Geiste eines Volkes hervorwächst, liegt die Schwäche von Tagores politischer Position nicht darin, daß er den Nationalismus ablehnt, sondern — mit den Augen des Abendländers und von der Ebene des Politischen aus betrachtet — darin, daß er ihm kein gleichwertiges politisches Ideal entgegenzustellen vermag. Ein Vergleich mit Deutschland — der ja auch bei Warburgs Ausführungen stets unausgesprochen im Hintergrund steht — ist lehrreich. Auch dem deutschen Geist ist ja der Nationalismus westeuropäischer Herkunft im Grunde fremd. Wohlverstanden, ich meine hier den Nationalismus als Idee, als Weltanschauung, die Überordnung der Nation über jeglichen anderen Wert im Himmel und auf Erden, die von der echten deutschen Vaterlandsliebe sehr verschieden ist. Daß eine Nation, die in ihrer Existenz aufs Äußerste bedroht ist, sich bis zum Äußersten wehrt, das ist eine Selbstverständlichkeit, die bei uns nur deshalb zur Diskussion gestellt werden konnte, weil neben dem undeutschen Nationalismus auch sein Widerpart, der ebenso undeutsche Antinationalismus bei uns eindrang. Während nun der Inder Tagore, jeder politischen Überlieferung bar, seine Ablehnung des Nationalismus notwendig in jenen geist- und grundlosen Antinationalismus oder Internationalismus landen muß, der auch dadurch keinen tieferen Gehalt empfängt, daß er ihm das religiös-pantheistische Ziel unterlegt, ‚alle menschlichen Unterschiede auszulöschen im überströmenden Gottesbewußtsein' — während also der Inder überhaupt kein positives politisches Ideal aufweisen kann, besitzt der Deutsche eines, das den Nationalismus nicht bloß verneint, sondern von innen heraus überwindet: den Kosmopolitismus. Im Grunde eine universale Ausweitung des nationalen Gedankens, die auf der Über-

ıgung beruht, daß vor Gott alle Völ- : gleich berechtigt sind zur Vater- ndsliebe, daß jedes von ihnen einen ividuellen, unersetzlichen Wert dar- llt — während der Nationalist diesen tz nur von einer einzigen, der eigenen ation gelten läßt — will dieser nicht, e der Antinationalismus alle mensch- hen Unterschiede auslöschen (sei es in, wie der indische, im überströmenden ottes-, oder wie der abendländische ı allumfassenden Menschheitsbewußt- in), sondern sieht gerade in der Ver- iedenheit der Völker und ihrer geisti- n Ausprägung einen unersetzlichen ert, erkennt, daß erst der Zusammen- ıng aller Völkerindividualitäten die lltönende und gottgewollte Symphonie s menschlichen Geistes ausmacht. Von er aus, vom Geistigen, gelangt der eutsche zum politischen Ideal eines ei verbundenen Zusammenwirkens der lationen, das sich der Idee eines wah- n Völkerbundes mehr nähert als jenes esteuropäische Gemächte, das jetzt sei- en Namen trägt.

Der Deutsche ist also nicht so unpoli- sch, wie unsere Nationalisten meinen; in politisches Ideal ist bloß anders ls das der Westeuropäer, aber gewiß icht weniger der Verwirklichung wert. Was ihm allerdings seit dem vergange- en Menschenalter in bedauerlichem Maße fehlt, ist die praktische politische Begabung und der Sinn für politische Taktik; aber die werden ihm am we- igsten dadurch anerzogen, daß man ihm in seinem Geiste fremdes politisches Ideal aufzwingt. Aufgabe einer wirk- ichen deutschen Realpolitik kann es nur ein, die richtigen und wirksamen Me- hoden und Wege zu finden, um die eutsche politische Idee zu verwirklichen. Denn der Geist eines Volkes gehört auch u den Realitäten, die der politischen Praxis vorgegeben sind und die sie in Rechnung zu stellen hat. Wir müssen rst wieder zu uns selbst kommen, wenn wir unsere Geltung in der Welt wieder- erlangen wollen. Wir haben uns vom äußeren Erfolg des Nationalismus blen- den lassen und diesen Erfolg der Idee des Nationalismus, der Vergötterung der Nation als solcher zugeschrieben, ohne zu bedenken, daß wirklich und auf die Dauer erfolgreich nur eine Politik sein kann, die im Geist und in der Seele eines Volkes, in seiner ganzen Geschichte und Überlieferung tief verwurzelt ist. Weil das beim französischen Nationalis- mus und beim englischen Imperialismus der Fall ist, haben sich diese Bewegun- gen kraftvoll und erfolgreich durchgesetzt. Auch Deutschland wird sich nur durch- setzen können, wenn es zielbewußt nicht die Ideen fremder Völker, sondern seine eigene politische Idee vertritt, die Idee des Kosmopolitismus. Wir haben uns so weit von unserer besten Tradition entfernt, daß das Wort Kosmopolitismus Gefahr läuft, mißverstanden zu werden. Man hat sich gewöhnt, den aufbauenden und weltgestaltenden Kosmopolitismus mit dem verwaschenen, nivellierenden In- ternationalismus gleichzusetzen, und macht höchstens noch einen Unterschied in der Färbung, indem man diesen mehr auf das Ökonomische beschränkt und jenem als einer harmlosen Schwärmerei, über die der Realpolitiker lächelnd hinweg- sieht, das weite Feld des Geistigen und Gefühlsmäßigen überläßt. In Wirklich- keit aber ist der Kosmopolitismus keine Negation wie der Internationalismus, keine Verleugnung des Vaterlandes und der Vaterlandsliebe. Im Gegenteil, ge- sunde, bodenständige Vaterlandsliebe ist geradezu seine Wurzel, die geistige Vor- aussetzung, auf der er mit Notwendig- keit aufbaut. Denn er proklamiert ja die Vaterlandsliebe für alle Völker und will auch das eigene Volk in ihrem Kreise kraftvoll zur Geltung bringen. Aber freilich ist Vaterlandsliebe so wenig mit Nationalismus identisch wie Egoismus mit Selbstliebe.

Ebensowenig ist Kosmopolitismus gleichbedeutend mit Schwelgen in ‚welt-

bürgerlichen' Gefühlen. Er ist eine weltgestaltende, eminent aktive und politische Idee. Seine Verwirklichung erst wäre Weltpolitik im wahren Sinne des Wortes — eine Politik, die wirklich die Welt, den Kosmos vor Augen hat, nicht bloß die Interessen des eigenen Volkes. Diese Interessen wird sie keineswegs preisgeben, aber sie wird sie auf ein vernünftiges Maß zurückführen, indem sie dem Materiellen und Merkantilen das Sittliche unbedingt überordnet. Und vielleicht kann die Geschichte des Nationalismus — nicht zuletzt das Vorgehen Frankreichs an der Ruhr — lehren, daß eine maßlose Übersteigerung des Nationalismus auch die materiellen Interessen eines Landes eher schädigt als fördert. Eine solche Weltpolitik erforderte ein Höchstmaß politischen Genies. So ist Deutschlands politische Aufgabe im Grunde nicht geringer, sondern größer als die anderer Völker. Deshalb ist sie vielleicht auch noch am wenigsten der Erfüllung entgegengereift. Keinesfalls darf uns aber unser gegenwärtiger erbärmlicher Zustand an unserer Aufgabe selbst irre machen. Nur wer sich ein großes Ziel setzt, kann groß werden.

Indiens Mission aber liegt außerhalb des Politischen. Das zeigt nicht nur der oben angeführte Ausspruch Tagores, das zeigt die ganze Geschichte des indischen Nationalismus, nicht zuletzt auch die Gestalt des erfolgreichsten indischen Politikers der Gegenwart: Mohandas Karamchand Gandhi. Der — so muß auch Warburg zugeben — ‚will eigentlich kein Politiker sein, sondern ein moralischer Erneuerer seines Volkes'. Seine politische Schulung — schon das ist bezeichnend — erwarb er sich im Kampf um die soziale Gleichstellung seiner Landsleute in Südafrika. In die Heimat zurückgekehrt, stand er bald an der Spitze der nationalen Bewegung. Es gelang ihm, diese nicht nur ihrem Umfang nach gewaltig zu verstärken, sondern auch sie in weitem Ausmaß vom europäischen Geist zu säubern und in genuin indisches Fahrwasser zu lenken. Aufs Schärfste trat er gewaltsamem Aufruhr und politischem Mord entgegen. Nur mit geistigen Waffen wollte er kämpfen. Er organisierte den passiven Widerstand, die Ahimsa (wörtlich das Nicht-Töten), der sich im Boykott europäischer Waren auswirkte und, wo sie wirklich geschlossen durchführbar, in der Massenverweigerung des bürgerlichen Gehorsams — Kampfmittel, wie sie dem Geist und der Weltanschauung des indischen Volkes entsprachen, das, wie Gandhi betont, ‚das sanfteste auf Erden' ist. ‚Die Lehre von der Gewalt', so erklärt er nach Warburg, ‚ist auf der Erde irdisch, rein materiell und kann keine Führerin sein für ein menschliches Wesen, das noch an das Dasein der Seele glaubt'. Das sei der Unterschied zwischen den Zivilisationen des Abendlandes und der indischen, daß ersteres an die Lehre von der Gewalt als an den letzten Richter glaube, während der Indier den Sieg von der moralischen Kraft erwarte.

Oberflächlich gesehen ist das nur eine Änderung der Kampfmittel, die deshalb so ungeheuren Erfolg hatte, weil sie dem Geiste Indiens gemäß war. Das Ziel blieb anscheinend das alte, dem europäischen politischen Denken entlehnte Selbstverwaltung. Aber niemals hat sich Gandhi über den konkreten Inhalt und Umfang der erstrebten Selbstverwaltung klar ausgesprochen. Soll sie sein wie die irische, Home rule im Rahmen des britischen Reiches, soll sie Indien auf die Stufe eines selbständigen Weltreiches emporführen? Wir wissen es nicht. Und bei dem aufrechten Charakter Gandhis, der sich, um seinen Landsleuten ein leuchtendes Beispiel duldenden passiven Widerstandes zu geben, widerstandslos verhaften und nicht nur widerspruchslos, sondern mit der Bitte um die höchste Strafe, die das Gesetz zuläßt, zu sechs Jahren Gefängnis verurteilen ließ — k

em Charakter Gandhis ist es unwahr-
heinlich, daß er seine letzten Ziele schlau
erhüllt. Wahrscheinlicher ist, daß er
e selbst nicht kennt, daß er überhaupt
in eigentlich politisches Ziel hat; daß
m das, was dem Abendländer leicht als
olitisches Kampfmittel erscheint: höchste
ttlich-religiöse Selbstzucht, Fasten und
ebet, in Wirklichkeit Hauptzweck ist;
ß Gandhi nur in zweiter Linie die Be-
eiung von der politischen Herrschaft der
ngländer, vor allem aber die Befreiung
ndiens vom abendländischen Geiste er-
rebt. ‚Alles, was das Abendland In-
ien gebracht,' so umreißt Warburg seine
deen, ‚krankt am Materialismus, ist dem
eiste Gottes entgegen, ist „satanisch“,
ie er später sagte, und muß daher be-
impft werden. Aber dieser Kampf darf
icht mit den Waffen der Materie, mit
oher Gewalt geführt werden, sondern
it den Waffen des Geistes, durch Über-
indung des Feindes durch die Liebe,
urch allmähliche Lossagung vom Luxus
nd Rückkehr zu der einfachen Lebensweise
er Vorfahren, die die Produkte der
uropäischen Kultur noch nicht kannten,
urch Wiederbelebung der heimischen In-
ustrien, durch Wahrhaftigkeit, Reinheit
es Lebenswandels, durch furchtloses Auf-
ichnehmen aller Folgen eines solchen
Bandels, durch liebevolles Behandeln
ller, auch der außerhalb der Kaste
ehenden Mitmenschen, durch Betonen
es ererbt Völkischen in Sprache, Klei-
ung und Wandel.'

Und ein anderer Vertreter des jungen
ndien schreibt: ‚Ich habe gehört, wie
iele Abendländer ihre Kultur als eine
ristliche bezeichnen. Dieser Ausdruck
at keinen Sinn. Die Zivilisation des
odernen Europa ist sicher keine Folge
er Lehren Christi. Der Grundstein der
„modernen“ Kultur wurde gelegt, als
er Feudalismus zugrundeging, also vier-
ehnhundert Jahre nach dem Tode Christi.
Ind ist Europa wirklich christianisiert?
Wie viele eurer Staatsmänner werden
eute wirklich von den Grundsätzen des
Christentums geleitet? Bedeutet nicht Po-
litik in den meisten westlichen Sprachen
heute nichts anderes als „Unehrlichkeit“
und „geheime Machenschaften“? Und be-
weisen nicht eure politischen Handlungen,
daß die beiden stärksten Faktoren eures
Lebens Krieg und Handel sind, die beide
mit der Religion nichts zu tun haben?
. . . Eine Zivilisation, die voll ist von
niederen Leidenschaften, von Sinnes-
genuß, von fieberhaftem Streben nach
Augenblicksaufregungen, liegt in den letz-
ten Zügen. . . . Das lose geschlechtliche
Leben, das Zerbrechen der Bande der
Familie, die entnervende Kunst, die feine,
aber pornologische und kleinliche Litera-
tur, die sich im Europa von heute fin-
den und breitmachen, fanden sich auch
im römischen Reiche, als sein Verfall
begann. . . . Die Hoffnung für die
Welt, ihre Rettung in der Zukunft liegt
im Geiste des Orients. Das Rad der
Weltgeschichte dreht sich.'

Kann diese Warnung uns noch auf-
rütteln, ehe es zu spät ist? Indien be-
ginnt, sich auf sich selbst zu besinnen.
Die Wendung, die der indische Natio-
nalismus unter Gandhis Führung ge-
nommen, bedeutet eine Emanzipation
vom modern-abendländischen Geist. Sie
bedeutet, daß sich ein großes Volk der
Erde entschieden lossagt von der unheil-
vollen Vorherrschaft des Politischen über
das ganze Leben, die die Welt in so
großes Unglück gestürzt hat. Wird auch
das Abendland diesen Weg gehen kön-
nen? Im unpolitischen Indien scheint es
möglich zu sein, die Politik durch Nicht-
Politik, durch passiven Widerstand, durch
planmäßige Enthaltung von jeder poli-
tischen Tätigkeit zu überwinden. Das
Abendland mit seiner tausendjährigen po-
litischen Geschichte wird die Politik nur
durch äußerst tatkräftige Politik über-
winden können, den selbstmörderischen
Nationalismus nur durch aufbauenden
Kosmopolitismus. Nur die Verwirk-
lichung des kosmopolitischen Gedankens
wird es vom Untergang retten können.

So erhebt sich über alle deutsche Not des Augenblicks hinaus — eine Not, so groß und schwer, daß wir heute mit der Möglichkeit rechnen müssen, das Reich von 1871 könne eines Tages aufhören zu sein — über alle Not der Stunde erhebt sich die Erkenntnis von der politischen Sendung des deutschen Volkes. Die Stunde des Kosmopolitismus hat geschlagen. Wenn er verwirklicht wäre, dann wäre auch im Abendlande das Politische zwar nicht völlig ausgelöscht, wie es indisches Ideal ist, aber es würde vielleicht zu den Dingen gehören, die sich von selbst verstehen, die aufgehört haben, ein Problem zu sein, das nur durch Blut und Tränen gelöst werden kann. Und dann würde sich vielleicht ein Abglanz der Weihnachtsverheißung der himmlischen Chöre erfüllen.

Otto Gründler.

Literatur

Die Literatur der Aegypter ist dem gebildeten deutschen Publikum so gut wie umbekannt. Während die ägyptische Kunst in unseren Museen schließlich jedem zugänglich ist, der Augen hat, zu sehen, und Geduld, sich in einer fremden Welt zurechtzutasten, liegen die Überreste der schönen Literatur nicht einmal dem Ägyptologen so ohne weiteres bequem zur Hand. Hat doch der Stoff, auf dem ihre Erzeugnisse geschrieben sind — der Papyrus und die Tonscherbe — trotz der einzigartig günstigen Verhältnisse, die gerade das ägyptische Klima für ihre Erhaltung schuf, der Ungunst der Zeiten nicht so standgehalten wie der festere Stein der Statuen. Viele Lücken in den Texten sind die unangenehme Folge. Das allein schon erschwert die Würdigung. Welchen Eindruck hätten wir wohl von Homer, wenn wir von Ilias und Odyssee nur Bruchstücke von Handschriften hätten, in denen Dutzende von Versen ganz zerstört und hundert andere nur zum Teil erhalten sind? Dazu kommt noch ein anderer Übelstand: Diese Texte bereiten der sprachlichen Erklärung so viele Schwierigkeiten, daß eine gewissenhafte Forschung von vornherein darauf verzichten mußte, sie weiteren Kreisen bekannt zu machen, wollte sie nicht unsichere Vermutungen für Gewißheit ausgeben. Auch jetzt, nach jahrelanger Arbeit, geben die uns vorliegenden Bruchstücke der altägyptischen Literatur der Wissenschaft Rätsel genug zu lösen. Trotzdem versucht **Adolf Erman**, der Altmeister der deutschen Ägyptologie, ein Bild von der ägyptischen Literatur zu entwerfen* — ganz so, wie der Stand der Forschung es uns zu zeichnen gestattet, ohne den leisesten Versuch, Lücken durch Übermalung zu verdecken oder Fremdartiges durch Modernisierung uns näher zu bringen.

Die schöne Literatur der Ägypter läßt uns das alte Kulturvolk am Nil in einem ganz anderen Lichte erscheinen: es war keine Innung feierlich-würdevoller, aber formelhaft gewordener Schreiberseelen und verknöcherter Zunftmeister, sondern jeder menschlichen Regung fähig, der Freude und des Schmerzes, des Ernstes und des Scherzes, der Heimatliebe und des Natursinnes, — kurzum, auch vom Ägypter des Altertums gilt das Wort des römischen Dichters: Homo sum; humani nil a me alienum puto.

Über den sprachlichen Wohlklang dieser Literatur können wir leider nicht urteilen, denn die ägyptische Schrift ist völlig vokallos: sie gibt (wie die hebräische, syrische, arabische ursprünglich auch) nur Konsonanten. So wird die Frage, ob und in welcher Art die ägyptische Poesie ein Metrum gekannt hat, wohl nie gelöst werden. Daß es in ihren Liedern Strophen gab, steht dagegen fest. Auf

* Ad. Erman. Die Literatur der Aegypter. Gedichte, Erzählungen und Lehrbücher aus dem 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. Leipzig (Hinrichs) 1923. 389 S. Preis geh. 7.5. geb. 10 (Gz.)

können wir am parallelen Bau der Satzglieder, der uns aus dem Psalter und anderen biblischen Dichtungen vertraut ist, die gebundene Rede von der Prosa unterscheiden.

Das Drama vermissen wir in der ägyptischen Literatur ebenso wie im Alten Testament oder in Babylonien. Auch Epen, wie die Ilias und die Odyssee oder das Nibelungenlied, suchen wir vergebens, wenn wir nicht etwa die Schilderung der Schlacht, die Ramses II. den Hethitern bei Kadesch am Orontes lieferte, als episches Gedicht bezeichnen wollen. Aber an Erzählungen, namentlich an Märchen, hatten schon die alten Ägypter offenbar dieselbe Freude wie ihre modernen Nachfahren in den Straßen von Alexandria und Kairo; und wer die Geschichte von ‚König Cheops und dem Zauberer‘ oder das Märchen von den zwei Brüdern liest, wird zugeben müssen, daß der altägyptische Erzähler sich neben der Scheherezade in ‚Tausend und eine Nacht‘ und seinen jetzigen Zunftgenossen sehr wohl sehen lassen kann; er schildert anschaulich, packend, wenn nötig mit Humor und Ironie — kurz: volkstümlich. Ein Erzeugnis der kunstmäßigen Erzählungsliteratur zwar und daher in der Form mit manchen stilistischen Eigentümlichkeiten behaftet, die unserem Geschmack fern liegen, aber voll eigenartiger Schönheit, und nicht ohne tiefe Empfindung ist die Geschichte des Sinuhe, der als Flüchtling nach Syrien geht, dort zu hohen Ehren kommt und es doch als höchstes Glück empfindet, daß er sein Leben in der ägyptischen Heimat beschließen darf.

Ein ausgebildeter Zweig ägyptischen Schrifttums ist die Weisheitsliteratur. Freilich, theosophische Geheimlehren dürfen wir da nicht suchen, auch nicht platonische Philosophie oder hellenistische Mystik. Manchmal ist diese ‚Weisheit‘ nichts anderes als recht hausbackene Lebensklugheit. Aber es fehlt auch nicht an wirklich tiefen Aussprüchen. So heißt es z. B. in der ‚Weisheit des Anii‘: ‚Die Wohnung Gottes, ihr Abscheu ist Geschrei. Bete du mit einem liebenden Herzen, dessen Worte alle verborgen sind. Da tut er, was du brauchst; er erhört dein Gebet und nimmt dein Opfer an.‘

Gerne gepflegt wurde die Lyrik, die religiöse so gut wie die weltliche. Manche Liebeslieder klingen auffällig an das Hohelied an. Einige Motive erinnern an den spätmittelalterlichen und auch an den modernen Minnesang, beispielsweise der Wunsch des verliebten Jünglings, die ‚Negerin‘ seiner Angebeteten zu sein oder der Wäscher ihrer Gewänder oder ‚ihre Türhüterin, daß sie auf mich schölte‘. So können wir die Verbindungslinie, die im Mittelalter von der Liebespoesie des Orients zu der des Abendlandes hinüberführt, ein gutes Stück rückwärts verfolgen.

In der religiösen Lyrik der alten Ägypter tritt der Unterschied zwischen kunstmäßiger (oder wie wir hier wohl richtiger sagen würden: amtlicher) und volkstümlicher Dichtung vielleicht am deutlichsten in die Erscheinung. Auf der einen Seite stehen die Kultlieder der alten, großen Heiligtümer, wie etwa der umfangreiche Hymnus an Amon, den uns ein Papyrus im Museum zu Kairo erhalten hat. Sie sagen weder unserem religiösen noch unserem ästhetischen Empfinden besonders zu, denn sie bestehen aus nicht enden wollenden Reihen von Titeln und lobenden Prädikaten, die auf den Ehrenscheitel des Gottes gehäuft werden. Anders steht es schon mit einem Liede, das zwar auch dem Kulte in einem Tempel gedient hat, aber offensichtlich aus einem nicht zunftmäßig festgelegten Kreise stammt: das ist das Lied auf Aton, die Sonnenscheibe, deren Verehrung Amenophis IV. an die Stelle der alten Kulte setzen wollte. Man hat auch da schon längst eine gewisse Verwandtschaft mit dem 104. (103.) Psalm gespürt, was die Stimmung und den

Ton angeht. Vollends die ‚Lieder eines ungerecht Verfolgten‘ oder gar das Gebet an Amon, das der Maler Nebre zwar nicht verfaßt, aber auf einem Denkstein der Totenstadt von Theben verewigt hat, sind Proben wirklicher Poesie und zeigen neben echtem Empfinden auch ein nicht unbeträchtliches Maß von Freiheit in der Handhabung überkommener Formen. Auch hier wird man zu Vergleichen mit dem Psalter angeregt.

Es ist also keine abgeschlossene, zu ihrer geschichtlichen Umgebung beziehungslose Welt, in die uns Erman einführt. Die Ägypter spielten durchaus nicht die Rolle einsiedlerischer Sonderlinge, die man ihnen so lange zugeschrieben hat. Wenn sie auch in echt antiker Art ihre Nachbarvölker als Barbaren verachteten, so standen sie doch mit ihrer orientalischen Umwelt, namentlich mit Palästina, in einem Austauschverkehr, über dessen Reichweite wir noch sehr wenig wissen. Wegen dieser politischen und kulturellen Beziehungen zum Heiligen Lande, zum weltgeschichtlichen Faktor des Judentums, gebührt auch dem Ägyptertum ein Platz in der Betrachtung der weltgeschichtlichen Entwicklung. Darum sind Werke, welche in Ägyptens geistiges Leben in so zuverlässiger Art einführen wie Ermans Buch, eine höchst verdienstvolle Arbeit.

Dr. Friedrich Stummer.

Kunst

Christian Rohlfs' religiöse Malerei. Die Anteilnahme an dem neuen Bild ist in den letzten Jahren bedeutend gewachsen, ein Zeichen für die Gültigkeit des darin Gesagten. Das reiche graphische Werk der jungen Kunst sucht durch die leichte Verbreitungsmöglichkeit den größeren Wirkungskreis. Die neue monumentale Sehnsucht strebt zum Gemeindebild, zur Sprache an die Gemeinschaft, an Generationen. Fresko, Mosaik und Glasmalerei erleben eine handwerkliche und künstlerische Wiedergeburt.

Seit van Gogh ist vor allem in der nordischen Kunst der gefühlsstarke Gehalt an die Stelle der bloßen Stimmung des Bildes einer individualistisch-materialistischen Zeit getreten. Das Bild wird Bekenntnis. In der ernsten, selbstlosen Hingabe an den Bildgehalt wird das Einzelbekenntnis hinausgehoben zu allgemeinerer Gültigkeit. Trat während der impressionistischen Kunstgesinnung das religiöse Bild nur sehr vereinzelt auf und war darin der religiöse Gehalt eine bloße Gestimmtheit, so nimmt nun das religiöse Bekenntnis einen großen Raum in der neueren Produktion ein. Sucht schon das profane Bild Einordnung in den Raum, will es Menschen wie dem Raume seinen Charakter geben, so strebt das neue religiöse Bild erst recht zu diesem Ziele, zur Einordnung in den kirchlichen Raum, damit zur Teilnahme am gesamten Gottesdienst. Die künstlerischen Voraussetzungen zur Wiedererweckung einer wahren kirchlichen Kunst sind da. Aber gute kirchliche Entwürfe bleiben einstweilen auf dem Papier, und in die Kirche kommen nur wenige religiöse Kunstwerke. Vielleicht ist der fruchtbarste Moment für die Wiedererweckung der kirchlichen Kunst schon vorüber. Die kirchlichen Behörden müssen sehen, wie sie die Verantwortung dafür tragen können, daß nicht lebenspendende Werke religiöser Innerlichkeit, sondern nur Dokumente eines Gewohnheitschristentums, gipserne und andere Ärgernisse, lieblose und leblose Fabrikate der Kirchenkunstanstalten im Gotteshause geduldet wurden. Außerhalb des Kirchenraumes lebt heute die christliche Kunst; in ihr ist das Einzelbekenntnis schon darum vorwiegend von van Gogh bis zu Nolde, Schmidt-Rottluff, Kokoschka und anderen; aber die vielen Werke Thorn Prikkers, wenige von Heckel, Nauen und anderen erweisen die Möglichkeit des kirchlich gefühlten Bildes.

Der Altmeister der jungen Kunst, Christian Rohlfs, schuf uns einige Werke christlicher Kunst von seltener religiöser Tiefe und Reife. Er ist nun über 74 Jahre alt und hält über fünfzig Jahre den Pinsel, den Stift und den Stichel in seiner Hand. Dann weiß man, was man macht. Die Kunstgeschichte eines halben Jahrhunderts spiegelt sein Weg schöpferisch wider; er war unter den Jungen stets einer der Jüngsten. Dieser Holsteiner studierte in Weimar und malte dort in aller Stille poesievolle Landschaften von großer Naturinnigkeit in der glatten Art, wie die romantische Landschaftsmalerei sie damals liebte. Seine spätere herbe nordische Art ist nur leise spürbar. In der Teichlandschaft mit Brücke aus 1888 in der Düsseldorfer Kunsthalle macht sich die Auflockerung der malerischen Mittel schon sehr bemerkbar, und in der in hellstem Sonnenlicht gesehenen Dorfstraße von 1895 sieht man hier die reinste und klarste Impression. Ende der neunziger Jahre folgen dann im Farbenauftrag ganz rauh behandelte Landschaften, in denen nordisches Temperament, nordische Unheimlichkeit, stärkste Gefühlstiefe sich Bahn brechen. In den späteren pointillierten Landschaften ist die Herbheit und kühle Frische der Luft seiner Heimat eingefangen, und dieser Charakter gewinnt gerade im Folkwang-Museum beim Vergleich mit Signac und Croß seine ganze Bedeutung. In seinen Landschaften und seinen vielen Blumenstilleben ruht eine solche Naturverbundenheit und innige Versunkenheit in den Charakter von Blumen und Bäumen wie bei keinem zweiten neueren Maler. Der Mensch und seine tiefen Regungen begegnen uns bei Rohlfs' Bildern erst sehr spät, eben, als sich auch die übrige Zeitkunst mit aller Leidenschaftlichkeit den tieferen menschlichen Erlebnissen zuwandte.

Nun erst äußert dieser reife Künstler und Mensch im Bilde alles, was ihn bewegt und bewegte, was Menschen überhaupt bewegen kann. Unbekümmert produziert er aus sich heraus Wichtiges und Unwichtiges, Humor und tiefen Ernst, Groteskes und Heiliges, Inniges und Ausgelassenes. Er ist völlig vertraut mit Kindern und Hexen, mit Königen und Dirnen, mit Kobolden und Engeln, mit Gott und den Teufeln. Alles Erleben setzt sich bei diesem sehr schweigsamen greisen Meister in Bilder um; in diesen aber redet er unablässig. Eine milde, verstehende Güte paart sich mit nordischer Kraft. Das menschlich tiefe Erleben ist bei ihm, wie bei van Gogh und Munch vor ihm, Kokoschka, Nolde und der ganzen „Brücke" neben ihm, über die feinen Reize äußerer Form gesetzt.

Dank der langen Erfahrung seines Malerlebens benutzt er die Mittel souverän. Der herbe, sachliche, verhaltene Ton der Tempera oder des Aquarells auf stark saugendem Grund kommt seinen inneren Vorstellungen am nächsten. Legt er abends den Pinsel aus der Hand, greift er zum Messer, um in wuchtigen Schnitten seine Holzschnitte zu fertigen. Seine Naturvertrautheit beseelt jede Form, sein inneres starkes Wesen rechtfertigt jede Übersteigerung. War eine Zeit lang van Goghs Intensität des Pinselstriches auch sein Bemühen, so wirken später Farb- und Lichtflecken und -flächen gegeneinander. Trotz der oft rauhen, nur auf die Beseelung hinarbeitenden Form bleiben die Farben tonig, die Übergänge fein und zart.

Seine religiösen Bilder sind Bekenntnisse, seine eigenen religiösen Visionen. Durch ihre menschliche Reife und Tiefe gewinnen sie allgemein gültigen Charakter. Vielen seltsamen Themen, besonders aus dem Alten Testament, begegnen wir hier, deren Kraft und Symbolhaftigkeit oder deren Güte und Milde ihn ergriffen. Diese Bilder und Schnitte leben aus der visionären Schau, sind Äußerungen eines religiösen Menschen.

Kein Wunder, daß er sich mit Propheten und verkündenden Engeln so gerne befaßt. Gott selbst erscheint oft, er ist stets der gütige, milde Vater.

So schwebt er über den Wassern im Bild und Schnitt ‚Der Geist Gottes über den Wassern‘. Seine Züge spiegeln den Ernst und die Sorge um das, was werden soll. Wir fühlen, daß aus dem Chaos unter ihm etwas wird; eine außerordentliche Spannung liegt darin. Ein typisches Bild für die Vertrautheit mit Gott und den heiligen Dingen, die ganz mittelalterlich anmutet, ist Rohlfs' ‚Gott Vater den Adam schaffend‘. Gott sitzt da als riesige väterliche Gestalt, hat die Ärmel seines weiten Gewandes hochgeschlagen und bildet den Adam aus Ton, den er in einem großen Waschfaß vor ihm angerührt hat. Wie ein Bildhauer hält er das kleine Menschenbild vor sich auf dem Knie und sieht es prüfenden Blickes gütig an. Gerade auf diesem Bilde der Sammlung Dr. Kaesbachs in München-Gladbach sieht man die schöne tonige Malerei und das Aufleuchten von Lichtflecken aus tiefem Dunkel.

Strenger Ernst liegt auf Gottes Zügen, wo er den Kain ergreift und auf der Stirn zeichnet. Die Kurven der Gestalten und im ganzen Bilde atmen den Unwillen und die Erregung. Furchtbar ist der Racheengel in dem Bilde ‚Sodoms Untergang‘, das ganz auf Schwefelgelb und Feuerrot gestimmt ist. Hier sieht man auf die sündige Stadt, auf die der Engel mächtige Feuerbündel niederwirft. Ganz der gütige, große, fast behäbige Vater ist Gott, wo er den Abraham besucht. Die Engel stehen in großer Feierlichkeit umher, und der greise Abraham beugt in ergreifender Einfalt seine Knie. Die Güte und Milde Gottes ist in den tiefen, warmen Farben des Bildes Klang geworden. David und Saul hat er öfters gemalt. 1919 ist es mehr Davids Zartheit und Sauls Ingrimm und Haß, was der Künstler im Widerspiel dieser zwei Personen gestaltet; 1921 ist es Sauls innere Zerrissenheit und Davids Kraft und Tiefe. Eine seltsame Vision ist ‚Saul und die Hexe‘, die gespenstisch vor dem hinhorchenden König aus dem Boden wächst.

Prophetischer Geist lebt in der neuen, religiösen Kunst; Propheten hat Rohlfs groß und symbolhaft für unsere Zeit geschaffen. Die Sammlung der ‚Förderer der Kunst des 20. Jahrhunderts‘ besitzt den großen Propheten, der machtvoll mit erhobenen Armen und mit dem Blick auf unendliches Ziel gerichtet aus dem Bilde herausschreitet. Die wenigen Köpfe und Lanzen der Krieger um ihn im Bilde sind in strengem Rhythmus geordnet und überzeugen von der Wucht des blind folgenden Volkes. In ähnlichem Rhythmus drückten Künstler wie Velazquez oder Holzschnittkünstler des 16. Jahrhunderts den Begriff Krieg aus. Auf hellem Gelbweiß stehen tiefes Braun und Blau; Lichter modellieren diese prachtvollen Hände des Propheten heraus und seinen Kopf und Köpfe und Lanzen der Krieger; Lichter fahren hin wie bei Greco bewegt durch das Bild. ‚Elias in der Wüste‘ sitzt in tiefes Purpurrot gekleidet vor gelbem, aufleuchtendem Grund. Die Fackel, die dem Volke voranleuchten sollte, hält er müde auf den Knien. Die Gestalt selbst ist ganz braun gehalten. Welch ein Abstand zwischen diesen ausgearbeiteten wahren Zügen und den inhaltlosen, verlogen süßlichen, sogenannten Heiligenfiguren in unseren Kirchen!

Bei Rohlfs begegnet man vielen Königen, und auch die heiligen Drei sind darunter. Besonders innig ist der ‚gute Hirt‘ auf dem Gemälde und einem Holzschnitt. Wie besorgt hält er das Lamm auf den Armen; wie behutsam schreitet er aus! Alle Kurven des Bildes spiegeln dieses Einhüllen in Sorge und Liebe wider. Dieselbe Liebe und Güte finden wir in dem außerordentlich starken Holzschnitt der ‚Rückkehr des verlorenen

Sohnes' wieder, im mimischen Ausdruck des Vaters, in dieser gütigen Hand, die über den Kopf des armselig heimkehrenden Sohnes streicht, in jedem Zuge der Zeichnung. Das Widerspiel der Kurven verbindet die beiden Figuren, und die Geschlossenheit der Gruppe wird durch horizontales und vertikales Liniengerüst noch mehr verfestigt. Ein sehr guter Holzschnitt ist auch die ‚Bergpredigt'. Christus erhebt sich hochaufragend gegen hellen Grund; die predigende dunkle Hand kommt als Silhouette stark zur Geltung, die andächtig lauschende Menge nur als Köpfe unten im Bild. Eine große Verspottung Christi entstand vor kurzer Zeit, wo Christus von modernen Kriegsknechten verspottet wird. In dem Holzschnitt ‚Christus am Ölberg' blickt Christus gequält aus dem Bilde heraus. Er kniet, und der Engel tritt von hinten hinzu und streichelt ihm tröstend den Kopf.

Ein besonders bezeichnendes Bild für Rohlfs tiefe Religiosität sind ‚Die Kindlein vor der Himmelstür'. Ein Paar langt dort oben bei dem großen, guten, alten Petrus an und kniet ganz demütig mit gefalteten Händen in der linken Ecke des Bildes. Petrus winkt, ‚geht nur hinein'. Durch die offene Himmelstür sieht man in strahlende Helle, worin Engel Ringelreigen tanzen. Über allem das Auge Gottes. Eine solche Selbstverständlichkeit, solch kindliche, unproblematische Religiosität, solch sicheres Beruhen in der religiösen Welt erwartet man kaum in der gegenwärtigen Malerei.

Rohlfs hat erst Landschaften, Bäume und Blumen, dann die Kirchtürme von Soest, schließlich Menschen mit all ihren Regungen, zuletzt die tiefsten religiösen Vorgänge als reifer Mensch und Künstler gestaltet. Mit seinem Können und seiner Einsicht wuchs die Größe der Aufgabe. Aber auch die Zeit war für das religiöse Bild reif geworden und trug dieses Bemühen des Altmeisters wie der ganzen jungen Kunst.

Dr. August Hoff.

Verschiedenes

Der Borromäusverein besteht nun schon seit 78 Jahren. Zu seinen Gründern zählen Namen von gutem Klang: Freiherr von Loë, Akademiedirektor von Schadow-Düsseldorf, die Brüder Reichensperger. Jedes seiner Mitglieder kann wöchentlich ein Buch kostenlos aus der Ortsbücherei entleihen und alljährlich für den eigenen Besitz eines auswählen, dessen Ladenpreis in der Regel den Mitgliedsbeitrag reichlich aufwiegt. Da scheint es befremdlich, daß die Bestrebungen des Vereins gerade in den Kreisen, die sich zu den geistigen rechnen, auf Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit stießen. Nahm man das Verzeichnis einer Durchschnittsbücherei zur Hand, so erklärte sich freilich manches. Selten nur fanden sich darin Bücher von Rang. Belletristik, Literatur für den Hausgebrauch, von der unvermeidlichen Berlepsch bis zu den üblen Übersetzungen ‚Aus dem Englischen', waren vorherrschend. Eine überängstliche Kritik hielt mit Bedacht alle Werke fern, die nicht in das Schema hineinpaßten. Es konnte sogar vorkommen, daß einem literarisch interessierten Herrn ein Buch der Handel-Mazzetti vorenthalten wurde. Durch solch ein kurzsichtiges Verhalten — auch die Frage der Räumlichkeit spielt hierbei eine gewisse Rolle — wurde manchem der Besuch verleidet. Aus der Verärgerung einzelner erwuchs zu leicht jene Gleichgültigkeit, die dem Verein unendlichen Schaden zugefügt hat.

Schließlich war ja auch niemand auf die Bibliothek angewiesen. Es war so leicht, Bücher durch Kauf zu erwerben; selbst im entlegensten Dorfe konnte jedes gewünschte Buch aus irgendeiner Zentralbibliothek fast kostenlos entliehen werden. Heute freilich ist es still geworden in den Buchläden; das winzige Einkommen reicht ja nicht einmal aus, um das Lebensnotwendige zu erstehen. Die großen Bibliotheken leiden selbst Not, und wer

nicht gerade am Orte wohnt, der kann die gewaltigen Verpackungs- und Portokosten kaum erschwingen. So zwingt uns die Not zu einer neuen Einstellung. Wir dürfen nicht mehr abseits stehen. Es wäre unverantwortlich, der großen Gemeinschaft fernzubleiben, die letzte Möglichkeit bietet, geistige Interessen zu fördern. Zugeständnisse sind freilich auf beiden Seiten notwendig, damit sich zusammenfindet, was zusammengehört. Der Gebildete muß Leser werden, damit er dadurch Einfluß gewinnt auf die Auswahl der Bücher. Tätigen Anteil muß er an dem Gedeihen der Ortsbibliothek nehmen, damit der Verein die Krise überwindet, die alles Geistige zu vernichten droht. Er darf sich nicht daran stoßen, wenn augenblicklich noch wenig vorhanden ist, was ihm zusagt — freilich wird er auch manche Bibliothek finden, die in den letzten Jahren sich ganz erfreulich gebessert hat. Er darf nicht vergessen, daß seine Zurückhaltung mit schuld an diesem Zustande war. Hatte ein Bibliothekar wirklich einmal Bücher angeschafft, die aus dem üblichen Rahmen herausfielen, dann konnte er regelmäßig erleben, daß diese Werke ein nutzloses, erbärmliches Leben im Bücherschranke vertrauern mußten. Durch diese Mißerfolge entmutigt, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich nach den Wünschen der großen Leserschar zu richten. Kommt aber erst der Gebildete als Leser, dann wird sich auch in Bälde das Büchereiverzeichnis sehen lassen dürfen.

Mit der Ausleihe der Bücher aber ist die Arbeit des Vereins nicht erschöpft. Soll die Bibliothek wirklich großzügig ausgestattet werden, dann muß damit auch die Erziehung der Leser verbunden sein. Die seelsorgerische Kritik hat so lange Daseinsberechtigung, solange man jedes Buch einem jeden unvorbereitet in die Hand geben will. Der ungelehrte Mann bedarf der Hilfe und Anleitung. Deshalb schlägt auch die Zentralstelle vor, die Ortsvereine möchten durch Leseabende, Aussprachen und Vorträge das Verständnis für die Schönheiten und Werke der Literatur pflegen. Wer aber soll diese Arbeit übernehmen, wenn die Gebildeten teilnahmslos abseits stehen? Es ist nicht so, daß der weniger Gebildete eine reine Vorliebe für den Kitsch hat. Er nimmt sehr wohl gute Lehren an. Es liegt nun an den Gebildeten, dazu beizutragen, daß der Borromäusverein, der selbst im Auslande stärkste Beachtung findet und eifrig nachgeahmt wird, sich zu dem auswachse, was in der Absicht der Gründer gelegen und seinem Wesen entspricht: Quelle zu sein und Strom, befruchtend das geistige katholische Deutschland.

Georg Schäfer.

Neues vom Büchertisch

Religiöse Literatur

Über das abgelaufene Jahr erstattet das ‚Kirchliche Handbuch für das katholische Deutschland' Bericht, das Hermann A. Krose S. J. herausgegeben hat (XIV. Bd. 1922/23, Herder, geb. 13 M.). Es ist ein unentbehrliches Nachschlagewerk, das über die kirchliche Hierarchie, die römischen Erlasse des Jahres, die deutsche Gesetzgebung, soweit sie kirchliche Gegenstände betrifft, Heidenmission, Unterrichtswesen, Karitas, Religionsstatistik aus umfassendem Wissen und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit unterrichtet. Das verflossene Jahr brachte uns zwei päpstliche Enzykliken, das Rundschreiben Pius' XI. zur sechsten Jahrhundertfeier der Heiligsprechung des Thomas von Aquin ‚Studiorum ducem' und die Kundgebung zum dreihundertjährigen Todestag des hl. Franz von Sales, den der Papst den katholischen Publizisten zum Patron gibt (Herder 1,30 und 1 M.). Rechtzeitig zu dieser Franz-von-Sales-Feier erschien, jedoch der Gattung vergänglicher Festliteratur entwachsen, eine moraltheologisch-historische Studie von Michael Müller ‚Die Freundschaft

des hl. Franz von Sales mit der hl. Johanna Franziska von Chantal' (Kösel & Pustet, geb. 5 M.). Hier wird das Thema des platonischen Gastmahls, nur in christliche Sphäre gehoben, weitergeführt. Die Theorie Franzens, welche die Liebe im Gegensatz zu Aristoteles-Thomas nicht auf der Gleichheit aufbaut, sondern auf der ‚correspondance', der gegenseitigen Entsprechung zweier Persönlichkeiten, die auf dem Wege der Wechselwirkung und Vereinigung zur Vervollkommnung gelangen, und die Geschichte seiner Freundschaft mit Frau von Chantal beleuchten sich in der historisch und literarisch gut fundierten Darstellung Müllers gegenseitig. Befremdend ist an dieser Arbeit nur eine der kirchlichen Lehre unbekannte abschätzige Behandlung des Geschlechtlichen. Mißverständnissen wäre vorgebeugt worden, wenn der Autor hervorgehoben hätte, daß der hl. Franz lediglich die Liebe zwischen Menschen, welche die Jungfräulichkeit erwählt haben, im Auge hat. Nur wenn man sich dieser Tatsache bewußt bleibt, kann man Äußerungen wie die folgende recht verstehen: ‚In dem Maße, als die Seele sich groben und sinnlichen Vereinigungen hingibt, wendet sie sich ab von der feinen intellektuellen Liebe des Herzens.' Bei den Beziehungen, die Franz meint, sind freilich sinnliche Triebe ‚den Misteln auf den Bäumen vergleichbar' und zu verurteilen schon im Aufkeimen, schon wegen der Verlogenheit, mit der sie sich einschleichen und behaupten, wo sie keinen Platz haben. Der Satz Müllers aber, ‚daß zwischen sinnlicher und geistiger Liebe ein direkter Richtungsgegensatz besteht und darum jede Betätigung der sinnlichen Liebe der höheren die Lebenskraft entzieht, kann in dieser Unbedingtheit angesichts der christlichen Ehe nicht richtig sein. Überhaupt kommt bei Müller über der ‚amitié spirituelle', und wenn auch nur durch Verschweigen, die Ehe zu kurz, die als Sakrament und Abbild des Liebesbundes Christi mit der Kirche hoch über jeder Form der Freundschaft steht. Aus den geistlichen Schriften des Kirchenlehrers hat Otto Karrer ‚Texte über das Religiöse Leben' (München, Ars sacra) ausgewählt und mit einer freundlichen Einleitung versehen. Das Büchlein ist in seiner Ausstattung insofern instruktiv, als es einen besonderen Ehrgeiz bekundet, seinem Inhalt eine schöne, ja festliche Form zu geben, und zugleich ein deutliches Unvermögen, dieser guten Absicht Genüge zu tun. Das ist typisch für die buchtechnische Qualität katholischer Bücher. Der eine Theatiner-Verlag macht hier eine rühmliche Ausnahme. Möchte er doch den Ehrgeiz der anderen katholischen Verlage nicht ruhen lassen! Wir machen diese Feststellung nicht aus Nörgelei, sondern von dem ehrlichen Wunsche geleitet, so treffliche Gaben wie z. B. die ‚Fioretti di Santa Caterina da Siena" älteste Dokumente über das Leben der großen Mystikerin, die Johannes Mumbauer ins Deutsche übertragen und unter dem nicht ganz glücklichen, den dokumentarischen Charakter des Buches verwischenden Titel ‚Aus dem Liliengarten der hl. Katharina von Siena' (Herder, 3,10 M.) herausgegeben hat (man erwartet sich irgendein Erbauungsbuch, während die ‚Blümlein der hl. Katharina' mit der Erinnerung an die franziskanischen Fioretti zugleich eine Vorstellung von der literarischen Gattung geweckt hätten), in einem anmutigen Gefäß entgegenzunehmen, ohne daß der Geschmack durch ein Farbengeficht von Krebsrot, Spinatgrün und Weinrot beleidigt wird. Wenn die Bücher, die wir Katholiken herausbringen, technisch gut gemacht sind, dann werden sie auch die Belastung der Imprimatur auf dem ersten Blatt aushalten und, auch mit diesem kirchlichen Stempel versehen, den Leser von Welt anziehen. So wie die Dinge jetzt liegen, ist es freilich verständlich, wenn man das Imprimatur schamhaft auf die letzte Seite rückt; es würde auch auf der ersten eines schlecht gebundenen und gedruckten Buches der Kirche kaum Ehre machen. Die neueste Auflage (16. bis 26. Tausend) von Willibrord Verkades ‚Unruhe zu Gott' (Herder, geb. 4,50 M.) ist gewiß ein entschiedener Fortschritt über die vorausgehende Auflage hinaus, deren klägliche Gestalt nur die Not der Zeit entschuldigte. Aber auch diesmal ist das Ideal vornehmer, gediegener Schlichtheit nicht verwirklicht, noch ist mit zu starken Effekten wie Goldbruck gearbeitet. Freilich, das Buch Verkades ist so unverwüstlich in seiner Liebenswürdigkeit, daß es sich in jedem Gewande durchschlagen wird. Diese Erinnerungen eines ‚Konvertiten' sollte man jedem schenken, dem es vor Konvertitentum graust, da es ja doch nicht aufgehe in der neuen Gemeinschaft, sondern seine Sonderart als Narbe, zelotischen Stachel, ihm aufgeklebte Reklameetikette und zugleich heimliches Trennungszeichen mit sich durchs Leben schleppe: Die katholische Art dieses Buches ist, weil auf reines, unverkünsteltes Menschtum gepfropft, so selbstverständlich und ungebrochen, wie es nicht immer die Art von Katholiken ist, die in die Gemeinschaft hineingeboren wurden.

Von Verkades naivem Katholizismus, der dem Glückskind in den Schoß fällt, zum bewußten errungenen des ‚Konvertiten' Newman, welche Spannweite! Man ist für jede Neuerscheinung, die uns den tiefen Denker näherbringt, dankbar. Die vom Grünewald-Verlag veranstaltete Sammlung ‚Religiöse Geister', die u. a. pädagogische Reden des amerikanischen Erzbischofs John Lancaster Spalding, eines Neffen des großen Spalding, ‚Grundsätze christlicher Lebensführung und Erziehung' (2,70 M.) und einen Versuch über ‚Wladimir Solowieff' von Eduard M. Lange' (2,40 M.) herausbrachte, macht nun in der Übersetzung von Joseph Karl die Essays ‚Sankt Chrysostomus' und ‚Schicksale des Theodoret' (3,60 M.) dem deutschen Leser zugänglich. Das Reich der Väter, in das die Wurzeln zu Newmans Konversion reichen, wird hier von einem kongenialen Geiste den Nachgeborenen erschlossen. Nichts anderes tut Joseph Wittig, nur auf seine mehr dichterische als denkerische Art, in seinem Büchlein ‚Wiedergeburt' (Franke, Habelschwerdt), in dem er den Geist Cyprians beschwört und den religiösen Wirklichkeitssinn der Väter, die Wiedergeburt, Gotteskindschaft und -sohnschaft nicht als blasse Metaphern, sondern als blutvolle, leibhafte Realität empfanden, einem späten Geschlechte, das die religiösen Realitäten zu Lehrsätzen verflüchtigt, als Muster vor Augen hält. Newmans ‚Entwicklung der christlichen Lehre' bildet einen der Grundquadern des mit katholischer Weite und lebendigem Verständnis für die Probleme geschriebenen Werkes des Freiburger Professors Alois Schmitt ‚Katholizismus und Entwicklungsgedanke' (Bonifaziusdruckerei); es wendet den Entwicklungsgedanken an auf das Pflanzen- und Tierreich, auf den Menschen (dessen leibliche Herkunft aus dem Tierreich nach Schmitt den Angaben der Bibel nicht widerstreiten würde) und auf die religiösen Vorstellungen, die Dogmen. Aus dem angelsächsischen Katholizismus — wir nannten schon Newman und Spalding — strömen uns neue Kräfte zu. Nun tritt auch der Birminghamer Bischof Bernhard Ullathorne, wenn er auch mit seinem Schrifttum, das sich weniger durch Originalität als durch solide, systematische Darstellung des Überkommens auszeichnet, nicht an Newman heranreicht, in den deutschen Leserkreis. Der Birnauer Zisterzienser Kornelius Knüsel begann mit einer Übertragung der ‚Fähigkeiten des Menschen in ihren Beziehungen zu seinem Endziel'. ‚Zum höchsten Ziel' nennt er seine Bearbeitung (Überlingen, August Feyel). Ullathorne, der als junger Generalvikar in Australien Deportierte und Eingeborene gegen erpresserische Kolonisten in Schutz nahm, hat mit Recht seinen Platz unter den ‚Helden der Weltmission, 227 Lebensbeschreibungen hervorragender, um die Glaubensverbreitung verdienter Männer und Frauen', die Franz Bäumker zusammengestellt hat (Xaverius-Verlag, Aachen, 9 M.). Zwei weitere Heldengestalten dieser Sammlung haben eigene liebevolle Biographen gefunden, die ehrwürdige Mutter Maria Theresia Haze, die aus Lüttich gebürtige Stifterin der um die Heidenmission verdienten Genossenschaft der Töchter vom Heiligen Kreuz: ‚Unter dem Kreuzesbanner' von Alfons Väth S. J. (Schwann, Düsseldorf) und ‚Der hl. Franz Solan', eine echte ins Spanische übersetzte Franziskanernatur. Eine Atmosphäre des Wunders und glühender Leidenschaftlichkeit umgibt diesen Heiligen, der mit der Sicherheit eines Kindes unter den Wilden das Evangelium predigt und den Konquistadoren Perus ihre Sünden vorhält. Volkstümlich, etwas umständlich hat das Leben dieses fiedelnden Tänzers Unserer Lieben Frau der Tiroler Franziskaner Johann Baptist Rainer erzählt (H. Rauch, Wiesbaden).

Volks- und Jugendbücher

Das Herausgeben von Volks- und Jugendliteratur ist so mit Verantwortung an die Gesamtheit belastet, daß man jeweils nicht nur den Verlag, sondern auch den für eine bestimmte Bücherreihe zeichnenden Herausgeber genau ansehen sollte. Kein Zweig der Bücherproduktion gehört so dem rein Geschäftlichen entzogen und ins Persönliche verlegt wie dieser. Nur dann kann innerhalb einer Folge von Büchern ein gewisses Vertrauen in die Qualität aufkommen, wenn ein Herausgeber von Namen dafür einsteht. Die Kritik wird sich dadurch zwar nicht überhoben fühlen, im einzelnen nachzuprüfen; aber dem wählenden Leser wird die Aufgabe dort, wo die Führung durch die öffentliche Kritik einmal versagt, wesentlich dadurch erleichtert, daß ihm ein Herausgeber Bürge sein darf. Diese Gedanken werden uns nahegelegt durch die Überprüfung einer Reihe von Volks- und Jugendbüchern, für die Börries Freiherr von Münchhausen als Herausgeber zeichnet. ‚Lebensbilder aus deutscher Vergangenheit' (Verlag Flemming & Wiskott, Berlin

nt sich die eine Sammlung, 'Flem-ngs Bücher für jung und alt' die ite. Der Herausgeber spricht sich nicht r die Grundsätze aus, von denen er sich en läßt, aber auch ohne dies glauben sagen zu dürfen, daß wesentlichen orderungen Genüge geleistet ist, in- i diese Bücher nicht nur die nega-n Vorzüge haben, nichts zu enthalten, gegen die Achtung und Liebe zwischen Konfessionen, noch was in formaler sicht gegen den Geschmack verstößt (mo-sche Einwandfreiheit erwähnen wir, weil stverständlich, nicht), sondern positiv ge-et sind, an der sittlichen, religiösen ästhetischen Erziehung unseres Volkes zuarbeiten. Da sind zunächst in den ensbildern' so ausgezeichnete Bändchen Chodowiecki von P. Landau, Frei-r vom Stein von Tim Klein, iller in Mannheim von A. von eichen-Rußwurm und die von Lan-gekürzte Ausgabe der Lebenserinne-igen von Siemens. Das Leben dieser nner ist nicht phantasievoll zu einer zählung' aufgeschmückt, es ist aber auch t trocken beschreibend als herkömm-: 'Biographie' vorgestellt, sondern es erzähltes Leben, mit allem Reiz des chaulichen, Spannenden, Lebendigen. s Leben Steins möchten wir in jeder abenhand wissen, mehr, es sollten auch Erwachsenen es lesen, die zu umfassen-n Darstellungen dieses Lebens eines deutschen Mannes und aufrichtigen isten keine Zeit und Gelegenheit ha-. — Was 'Flemmings Bücher für ig und alt' betrifft, so ist eine illu-rte große, zehn Bogen, und eine illu-rte kleine, fünf Bogen starke Reihe wahrscheinlich, um der Kaufkraft ver-ebener Kreise Rechnung zu tragen. Ob-l sie nicht alle gleichwertig sind, ist en Erzählungen doch der Zug gemein-, daß ihre Verfasser wußten, was eine Volkserzählung sein soll: eine un-bringliche Lehre im Spiegel spannender rgänge, wie man sich im Leben zu-findet und sein besseres Selbst behaup-'Zehn Jahre heimatlos' von Chri-an Berlin ist das aus einer Familien-nik herausgehobene Lebensschicksal eines nnes aus dem friderizianischen Zeit-r, bieder und packend erzählt. Eine r das Gewöhnliche hinausgehende Künst-eschichte, ergreifend schon durch das giöse Jugenderlebnis des späteren Holz-itzers, das für sein ganzes Leben und e Kunst bestimmend wird, ist der kleine man 'Das Herz im Holze' von aria Diers. Eine der besten Num-mern der ganzen Reihe! — Die unaus-rottbare Lust des Menschen, in die Ge-heimnisse des Lebens zu dringen, ist das Grundmotiv einer anderen Erzählung, die den Titel führt 'Das Geheimnisvolle'. In Form von Tagebuchaufzeichnungen weiß Georg von der Gabelentz ein in Ägyp-ten mit dem Ersteigern der Mumie einer ägyptischen Prinzessin beginnendes Schick-sal so abzuwandeln, daß wir, bis zum Ausgang gespannt, nie aus dem Schauer des Geheimnisvollen herauskommen und gerne eingestehen, daß doch nicht alles tot ist, was in Särgen liegt. — Karl Fer-dinands, sowohl in der großen wie in der kleinen Reihe als Erzähler gut ver-treten, ist gleichzeitig der Herausgeber von Flemmings Dreibogenbüchern, klei-nen effektvoll ausgestatteten Heftchen mit kurzen Erzählungen von Keller, Kleist, An-zengruber, Gotthelf, Storm, Eichendorff, Arnim u. a., alle eindrucksvoll illustriert, prächtig geeignet, dem Volk Geschmack an guten Erzählungen beizubringen.

Gut erzählen heißt immer auch span-nend erzählen. Das sollten unsere Volks-schriftsteller sich merken, die so gar oft ihr Heil nur in dem spannenden Stoff zu finden wähnen. Daß auch ein ganz ein-facher Stoff mit allem Reiz der Span-nung vorgetragen werden kann, das be-zeugt 'Das Glockenbuch'. Von Hans Frank (Delphin-Verlag, München). Dies eigenartige und dichterisch feine Buch — eigenartig und fein auch in seiner äußeren Form — enthält drei Erzählungen oder 'Märchen' wie der Dichter sagt, die er einem Kinde schrieb, das aber starb, und die jetzt hinausgesandt werden, sich in der Menschen Herzen eine Heimstatt zu er-betteln. Das wird ihnen nicht schwer fal-len, dort, wo der süße Glockenton dieser Geschichten auch nur einmal erklungen ist. Es ist viel zarte, gläubige Beseelung darin, die in der Glockendeutelust des kleinen Fran-zel auch auf die Leser überschwingt und sie feinhörig macht nicht nur für die Sprache der Glocken, sondern für die Sprache des menschlichen Herzens, zu de-ren Verstehen die Dichter unsere Erzieher sind. Sein sollten! Für diese Aufgabe, will uns scheinen, sei die Märchenform un-erschöpflich. Ob wir nicht in ein Zeit-alter neuer Märchenpoesie eintreten? Es scheint mehr als artistische Freude, daß heute so stilreine Märchen und Legenden geschrieben und mit so viel Sorgfalt ge-druckt werden wie Friedrich Schnacks 'Zaubermärchen' 'Klingsor' (Hegener, Hellerau 1922) oder Georg Munks 'Sankt Gertrauden Minne' (Insel-Ver-

lag, Leipzig 1921) oder ‚Die Zauberweide‘. Ein Märchen von Lothar Scheid. Mit Zeichnungen von Willib. Krain (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1922) oder ‚Die Abenteuer des Müllers Crispin‘. Von Julie Karwath (ebda.) oder Leo Weismantels ‚Hexe‘ (Kösel-Pustet, München 1923). Bei Munk, Weismantel und Karwath liegen Sagenstoffe zugrunde, bei der Karwath solche der schlesischen Lande, deren Gestalt des Müllers Crispin hier lebendig wird, gleich dem bekannteren ‚Rübezahl‘, dessen ‚Bekannte und unbekannte Historien‘, wie sie der Magister Johannes Praetorius im 17. Jahrhundert gesammelt, der Insel-Verlag 1920 in einem altertümlichen Neudruck der vergleichenden Volkskunde wieder zugänglich gemacht hat. Daß ‚Gespenster‘ wie der Rübezahl auch in den Tiroler Bergen umgehen, bekundet das Büchlein ‚Alle guten Geister . . .‘, ‚Tiroler Geistergeschichten‘. Herausgegeben von Joseph Neumair (Tyrolia, Innsbruck 1923). Die längst vergriffenen ‚Volkssagen aus Tirol‘, die J. A. Heyl gesammelt hat, werden damit neu aufgelegt. Es sollen weitere Bändchen folgen. Druck und Bildschmuck (von Sido Schrom) sind einladend. — Es wünsch- bar das Bändchen ‚Fünf schlichte Märchen aus der Grafschaft Glatz‘ von Dr. Paul Reinelt (Waeldners Buchhandlung, Beuthen 1920) sich auch gle- sein Inhalt verdient, daß man darauf hin- weise. Welch eine seltsame Landschaft, deren alte Sagen von ‚des Dichters Le- und Unsterblichkeit‘ zu berichten wissen, wie sie hier wiedererzählt werden. — ‚Erbauliche fröhliche Legenden‘ nennt Frz. Adam Beyerlein (J. J. Weber, Leipzig 1922) ein Bändchen etwas allzu schnurrig er- zählter altchristlicher Legendenstoffe, zu denen man begreiflicherweise nur schwer- lich das rechte Verhältnis gewinnen kann, wenn man des Glaubens ist, der hl. Hie- ronymus sei nur ‚um seiner Verdienste um das Bibelwerk willen den Heiligen zugezählt‘ worden. Wie viel echter sind da doch die ‚Legenden von Unserer lieben Frau‘ von Max Thelemann (Germania, Berlin 1923) oder die ‚Märchen und Legenden um Christus‘, die Walter Schmidkunz unter dem Titel ‚Das Kind‘ (Stangl-Verlag, München-Pullach 1923) gesammelt und herausgegeben hat.

Zu den Kunstbeilagen dieses Heftes: Christian Rohlfs. „Prophet“ und „Der gute Hirte“ vergl. den Rundschauartikel auf Seite 552.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Friedrich Fuchs und Dr. Otto Gründler, beide München.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Paul Siebertz in Wien VI, Capistrangasse 4.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur u. Kunst · Herausgegeben von Karl Muth

Sechstes Heft 1923/1924 * Einundzwanzigster Jahrgang

März

Jos. Kösel'sche Buchhandlung München u. Kempten


Die gotische Holzfigur
Wesen und Technik / von Hubert Wil
Neu-
erschlossenes
Mittelalter
Prei
36
40
48
Klinkhardt und Biermann Verlag Leip



Hugo Troendle / Die Auswanderer

Volkswirtschaft [illegible]

Von Adolf Weber

[illegible] den [illegible] Weber, [illegible] [illegible] gebildet [illegible] [illegible] festgestellt werden, [illegible] wenn sich [illegible] [illegible]



[illegible] Die [illegible]

Volkswirtschaft und Politik

Von Adolf Weber

Von den Mandarinen des chinesischen ancien régime erzählt Max Weber, daß sie als oberste Beamte des Staates sich nicht im geringsten um Verwaltungsaufgaben kümmerten, dafür auch gar nicht vorgebildet waren. Sie waren lediglich gute Kenner der chinesischen Literatur, ausgezeichnete Kalligraphen. Suchte wirtschaftliche Not infolge einer Dürre das Land heim, dann war es ihre Aufgabe, die überirdischen Geister zu beschwichtigen, etwa durch Erlaß eines Edikts, das die Prüfungen in Kalligraphie und Versemachen erschwerte. — Welch ein Tiefstand staatlicher Kultur! werden wir sagen; aber ob nicht später einmal Geschichtschreiber feststellen werden, daß es für Deutschland in den Jahren seiner größten Not, namentlich in der Zeit von 1918 bis 1924 besser gewesen wäre, wenn sich die nationalen und internationalen Politiker mit Versemachen und Kalligraphie beschäftigt haben würden, statt uns mit einer solchen Überfülle von Paragraphen zu beschenken, daß wir schon geneigt sind, ob der unheimlichen Fülle mit Goethes Zauberlehrling auszurufen: ‚O du Ausgeburt der Hölle! Soll das ganze Haus ersaufen!?‘

Sicher ist jedenfalls, daß das eben geschilderte Mandarinentum unseren Vorstellungen vom modernen Staate des Okzidents, dem rationalen Staat, aufs schroffste widerspricht. Über das Wesen dieses modernen Staates besteht zwar nichts weniger als Übereinstimmung, aber haben diejenigen nicht recht, die wie Franz Oppenheimer meinen, unser moderner Staat sei grundsätzlich noch dasselbe Wesen wie der primitive Raub- und der entfaltete Feudalstaat, nur ein neues Element sei hinzugetreten, das wenigstens die Bestimmung habe, im Interessenkampfe der Klassen das Gemeininteresse des Staatsganzen zu vertreten: die Beamtenschaft? Doch was sind ‚Gemeininteressen des Staatsganzen‘, was hat die öffentliche Macht zu tun, um sie wahrzunehmen? Vielleicht darf man am ehesten auf allgemeine Zustimmung rechnen, wenn man eine negative Antwort gibt: Nur da hat der Staat einzugreifen, wo es andere Kräfte im sozialen Leben nicht gibt, um die Ordnung herbeizuführen, die auch dem staatlichen Machtinteresse genügt. Ein Gedanke, den Leo XIII. in seinem Rundschreiben über die Arbeiterfrage (Rerum Novarum) so ausdrückt: ‚Der Bürger und die Familie sollen nicht im Staate aufgehen, und die Freiheit der Bewegung, soweit sie nicht dem öffentlichen Wohle oder dem Recht anderer zuwider ist, muß ihnen gewahrt bleiben.‘

Das, was nun die staatliche Autorität den einzelnen und den Vereinigungen, die sie untereinander bilden, zutraut, ist in den verschiedenen Zeiten sehr verschieden groß gewesen. Sehen wir auf die Anfänge des modernen Staates zurück, auf die Zeit, wo im Trecento in den italienischen Stadtstaaten der Fürst und sein Anhang zuerst ‚Lo Stato‘ genannt wurde, so finden wir, daß damals die landesväterliche Fürsorge sich so ziemlich auf das ganze Gebiet insbesondere des wirtschaftlichen Gemein-

schaftslebens erstreckte. Burckhardt erzählt darüber in seiner ‚Kultur der Renaissance‘: ‚Der Fürst soll für alles sorgen, Kirchen und öffentliche Gebäude herstellen und erhalten, die Gassenpolizei aufrechterhalten, Sümpfe austrocknen, über Wein und Getreide wachen, strenge Gerechtigkeit walten lassen, die Steuern so ausschreiben und verteilen, daß das Volk ihre Notwendigkeit und das Unbehagen des Herrschers, die Kassen anderer in Anspruch zu nehmen, erkenne, Hilflose und Kranke unterstützen und ausgezeichneten Gelehrten seinen Schutz und Umgang widmen.‘

Das alles geschah gewiß nur in den seltensten Fällen aus altruistischen Erwägungen. Die Sorge um die Staatsuntertanen war doch schließlich nur Mittel, um deren Tun und Unterlassen, ihre Kraft und ihr Können dem Staatszweck, dem Wohle des Fürsten, der Ausdehnung seiner Macht dienstbar zu machen. Befriedigung des Geldhungers, der sich nach dem Zusammenbruch des alten Lehenswesens zur Bezahlung der Söldnerheere und des Beamtentums immer stärker geltend machte, stand im Vordergrund des Interesses. Zu dem Zweck hob man die Untertanen aus der Enge der traditionellen Bedarfsdeckungswirtschaft empor, schuf man die private Unternehmung, benutzte man das Geld als Triebkraft für ihre Entfaltung, förderte man die auf Arbeitsteilung beruhende Kooperation der Wirtschaft, regte man den Güteraustausch in die Ferne an. Und weil dabei der naive Glaube obwaltete, daß im internationalen Güterverkehr nur durch Ausbeutung dafür geeigneter Länder Reichtum ins Land gezogen werden könne, sah man sich zur Expansionspolitik gezwungen, die noch stärkeres Zusammenfassen der nationalen Kräfte und Festigung ihrer wirtschaftlichen Grundlage bedingte. Die Angst vor der ‚Beschränktheit des Untertanenverstandes‘ führte dabei freilich manchmal zu staatlichen Anordnungen, deren volkswirtschaftliche Unzweckmäßigkeit heute nicht dem geringsten Zweifel unterliegt. Selbst in dem Preußen Friedrichs des Großen war es ohne ausdrückliche Erlaubnis verboten, in fremde Länder zu reisen, und wer es wagte, an einer ausländischen Universität auch nur für ein Vierteljahr zu studieren, der hatte zu erwarten, daß er mit lebenslänglicher Ausschließung von allen Zivil- und Kirchenämtern bestraft wurde — alles um das Geld im Lande festzuhalten.

Dennoch schuf man damals, in der Zeit vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, die moderne ‚Volkswirtschaft‘, d. h. man setzte an die Stelle der alten, unmittelbaren Bedarfsdeckung die auf weitgehender Arbeitsteilung beruhende Warenproduktion, ein organisches, über die staatlichen Grenzen hinausgehendes Ineinandergreifen der Einzelwirtschaften, das seinem Wesen nach etwas ganz anderes ist als bloß die Summe der im Staate vereinigten Sonderwirtschaften. Erst nachdem die Volkswirtschaft sich mehrere Generationen hindurch entfaltet hatte, gelang es durch Beobachtung der wirtschaftlichen Vorgänge, ihre Eigenart zu begreifen, Verständnis zu gewinnen für den Kreislauf der durch Tausch und Einkommen in Bewegung gesetzten Güter, für die Bedeutung des Marktes

und des sich an ihm bildenden Preises. Da sich diese ökonomische Analyse mit naturrechtlicher Philosophie verband, wurde um so eindringlicher die Ohnmacht des Staates gegenüber den wirtschaftlichen ‚Naturgesetzen' verkündet. Das brauchte keineswegs zum Kampf gegen den aufgeklärten Despotismus als solchen zu führen — die französischen Begründer der Physiokratie bekannten sich ausdrücklich zu ihm —, aber die staatlichen Anordnungen hatten doch die natürlichen Gesetze und den auf ihnen beruhenden Kreislauf der Güter zu beachten. Jedenfalls verdient festgehalten zu werden, daß das Erkennen der Wesenseigentümlichkeit der Volkswirtschaft gleichbedeutend war mit der Proklamation des Kampfes gegen die merkantilistische Vielregiererei und für das volkswirtschaftliche ‚laissez faire'.

Nicht wissenschaftliche Erkenntnis, sondern die innere Kraft wirtschaftlicher Entwicklung führte zu einer Lockerung der staatlichen Bevormundung. In England wurde schon durch ein Patentgesetz vom Jahre 1623 der Technik der Weg gebahnt und damit die Möglichkeit eröffnet, daß sich die Arbeitsteilung mit planmäßiger Nutzbarmachung der Naturkräfte verband. Auch davon abgesehen, erfreute sich die Binnenwirtschaft in England schon im 18. Jahrhundert einer erheblich größeren Freiheit als in den Ländern des Kontinents, wo noch allenthalben einer umfassenden staatlichen Intervention das Wort geredet wurde. Die französische Konstitution vom 24. Juni 1793 erklärt ebenso wie das preußische allgemeine Landrecht vom Jahre 1794 die ‚allgemeine Wohlfahrt' als Zweck des Staates. Wohin in der staatlichen Praxis dieses ‚Glückseligkeitsprinzip' führte, wurde seit der Jahrhundertwende namentlich auch in Deutschland solchen Denkern klar, denen das Studium von wirtschaftlichen Zusammenhängen fernlag. Die staatliche Bevormundung wurde unerträglich. Kant erklärt in seiner 1797 erschienenen Schrift ‚Über die metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre': ‚Nicht das Wohl der Staatsbürger und ihre Glückseligkeit, sondern der Zustand der Übereinstimmung der Verfassung mit den Rechtsprinzipien ist das Heil des Staates.' Schon einige Jahre vorher hatte der junge Wilhelm v. Humboldt in einem Brief, den die ‚Berliner Monatsschrift' 1792 veröffentlichte, die Meinung verfochten, daß das Prinzip, die Regierung müsse für das Glück und das physische und moralische Wohl der Nation sorgen, der ärgste und drückendste Despotismus sei. Diesen Grundgedanken führte Humboldt später in seinen ‚Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen' näher aus. Der Verstand des Menschen werde doch, wie jede andere seiner Kräfte nur durch eigene Tätigkeit gebildet, Anordnungen des Staates gewöhnten aber den Menschen zu sehr, fremde Belehrung, fremde Leitung, fremde Hilfe zu erwarten, anstatt selbst auf Auswege zu denken; wer oft und viel geleitet werde, komme leicht dahin, den Überrest seiner Selbsttätigkeit gleichsam freiwillig zu opfern. Ganz in diesem Sinne erklärt auch der Freiherr von Stein in seiner Nassauer Denkschrift (1807): ‚Das zudringliche Eingreifen der

Staatsbehörden in private und Gemeindeangelegenheiten muß aufhören und dessen Stelle hat die Tätigkeit des Bürgers einzunehmen, der nicht in Form und Papier lebt, sondern kräftig handelt.' Wir wissen, wie erfolgreich er auf dieser Grundlage den Wiederaufbau des zusammengebrochenen Preußen in die Wege zu leiten vermochte. Ein Jahrhundert später meint Gustav Schmoller rückschauend: ‚Die großen Männer, die den preußischen Staat 1808—40 wieder aufrichteten, konnten das nur, indem sie eine freie commercial society schufen.'

Aber wir dürfen noch mehr sagen: Dadurch, daß der Staat auf weitere Bevormundung der Wirtschaft verzichtete, ihr die Bahn freigab, war es erst möglich, daß in den europäischen Kulturländern die Volksziffer im 19. Jahrhundert so stark anwachsen konnte und die Ernährung, Kleidung, Wohnung der breiten Massen des Volkes im Anfang des 20. Jahrhunderts so viel besser war als im Anfang des 19. Jahrhunderts. Erst die wirtschaftliche Freiheit hat es möglich gemacht, daß die wahrhaft gigantischen Kräfte, die die Kooperation der menschlichen Arbeit in sich schließt, freigemacht werden konnten. Die Freiheit der Berufswahl und die Freizügigkeit bewirkten, daß die Verwendung der menschlichen Arbeitskräfte, des Wichtigsten, über das eine jede Volkswirtschaft verfügt, dem ökonomischen Prinzip untergeordnet wurde. Die Freiheit der Betriebsform und des Betriebsumfanges gestatteten Nutzbarmachung und Zusammenballung der Naturkräfte in jeder Art und in jedem Umfange; dadurch wurde dem gewaltigsten technischen Fortschritt, den die Menschheit je erlebt hatte, das Tor geöffnet. Der freie Handel konnte die Vorteile der internationalen Arbeitsteilung, den Austausch der Ergebnisse verschiedenartiger Vorzüge in den einzelnen Territorien der gesamten Kulturwelt mitteilen, was unter anderem den Vorteil hatte, daß der Schrecken der Hungersnöte trotz der so viel dichteren Besiedlung der Kulturländer nur noch an der Peripherie der wirtschaftlichen Kultur bekannt war. Gleichzeitig wurde aber gerade dadurch die scheinbare Anarchie des Marktes immer mehr der Ordnung und Stabilität entgegengeführt. Eigentliche Wirtschaftskri[sen] blieben der Welt von 1875 bis 1914 fast ganz erspart, wenn au[ch] Konjunkturbewegungen selbstverständlich ein Auf- und Absteigen in de[m] wirtschaftlichen Wohlergehen der verschiedenen Länder mit sich brachte[n]. Vergessen wir insbesondere nicht, daß die Freiheit des Vertrages [in] zahllosen Fällen wirtschaftliche Mittel fast in jeder erforderlichen Me[nge] auch der armen Intelligenz, namentlich im Rahmen freier wirtschaf[t]licher Organisationen, da zu Verfügung stellte, wo beste wirtschaftli[che] Verwendung erwartet werden durfte. Wer die Fähigkeit hatte, über [die] Zufalls- und Übergangserscheinungen des Tages hinweg das Entscheide[nde,] das Dauernde zu sehen, konnte nicht verkennen, daß die großen G[e]winne, die jeder neue organisatorische und technische Fortschritt zunä[chst dem] Einzelnen brachte, schließlich doch wiederum durch die freie Konkurre[nz] mittelst Verbilligung der Produktionskosten der Gesamtheit zugute ka[men].

Mit den oft widerwärtigen Begleiterscheinungen des Tauschverkehrs und der Interessenkämpfe konnte die Tatsache einigermaßen aussöhnen, daß der freie Tausch zum stärksten Stachel für erfolgreiche Arbeit wurde und daß dadurch Einschränkung des ‚Wohlfahrts-Defizits' in so gewaltigem Maße möglich war, daß wohl niemals das Problem der Armut der Lösung so nahegebracht war wie in unseren Kulturländern während der Zeit von 1910 bis 1914. Wir können es begreifen, heute wieder begreifen, daß man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Ergebnis der Betrachtung des freien Spiels der ökonomischen Gesetze glaubte feststellen zu können: ‚Beständige Annäherung aller Menschen an ein immerfort sich erhöhendes Niveau, mit anderen Worten Vervollkommnung und Ausgleichung, das ist das schließliche Resultat der großen Naturgesetze, wenn sie ungehindert walten, wenn man sie nur für sich betrachtet, ohne auf die Störungen zu achten, welche sie durch den Irrtum und die Gewalt erleiden. Beim Anblick dieser Harmonie können wir wohl wie der Astronom beim Anblick der Weltkörper oder der Physiologe bei der Betrachtung der Menschenorgane ausrufen: „Hier ist der Finger Gottes!".' So äußerte sich Frédéric Bastiat im Jahre 1850. Ja, es ist etwas Wunderbares, daß diejenigen, die draußen ‚im feindlichen Leben erlisten, erraffen', jeder für sich, scheinbar in einem Tohuwabohu von Gegensätzen und Unstimmigkeiten, mit ihrem planenden, zwecksetzenden Geist unter die Herrschaft von Lebensmächten geraten, die sie selbst ständig erschaffen und erneuern, ohne es zu wissen; ‚die Rationalisierung wuchs dem Einzelgeist über den Kopf, griff in alle Weiten hinaus und verflocht sich mit lebendig naturgewachsenen Zusammenhängen, von denen die reine Ratio nichts ahnte' (Th. Litt).

Aber der ökonomische Liberalismus hatte zu viel versprochen. Die allzu hohen Erwartungen mußten enttäuscht werden. Der Adamsfluch mit all seinem Ungemach konnte nicht von der Menschheit genommen werden; Unwissenheit und Leidenschaft, die das Zusammenarbeiten störten, ebensowenig. Aber davon abgesehen barg die Dynamik der wirtschaftlichen Geschehnisse für das individuelle Wohlergehen eine Menge von Tücken. Jeder Fortschritt insbesondere konnte sich nur unter Übergangswehen durchsetzen, dadurch, daß die vorhandene Struktur der Volkswirtschaft und des sozialen Zusammenlebens überhaupt sich gewaltsam änderte, wodurch jedesmal mehr oder minder viele Menschen aus der gewohnten Bahn in Not und Elend hinausgeschleudert wurden.

In England insbesondere, wo dank des freien Spiels der Kräfte der neuzeitliche Industrialismus sich zuerst emporrichtete, erforderte sein Aufstieg ungeheure Opfer. Der Bauernstand wurde vernichtet, die Handwerker aufs äußerste bedrängt, die Frauen wurden aus dem Hause herausgenommen und in den Dienst der Fabrik gestellt, selbst auf die schwächliche Kinderkraft stürzte sich die entfesselte Profitgier der Kapitalisten. Die Arbeitszeit war maßlos lang, und die Löhne zeigten vorerst durchaus nicht die Entwicklung, die die begeisterten Befürworter der freien Entfaltung der Kräfte erwartet hatten.

Diese Tatsachen wurden in der Folgezeit für das Verhältnis zwischen Staat und Wirtschaft deshalb so verhängnisvoll, weil Karl Marx sie als Grundlage benutzte für seine „Kritik der politischen Ökonomie", durch die er den ökonomischen Liberalismus glaubte ins Herz getroffen zu haben. Was Marx mit überragendem Scharfsinn kritisierte, war im Grund genommen nicht die Volkswirtschaft, die sich auf Grundlage des freien Spiels der Kräfte entfaltete, als solche, sondern vorwiegend eine verhältnismäßig kurze Übergangszeit in einem Lande. Sonderbarerweise blieb der Marxismus für dieses eine Land, für England, Jahrzehnte hindurch so gut wie ohne Wirkung, aber in Deutschland war der Erfolg um so verhängnisvoller. Hier wurde die Lehre von Karl Marx für die Massen, in denen weder das nationale Ethos noch die religiöse Idee Wurzel gefaßt hatten, zum Evangelium, das schon deshalb seinen Eindruck nicht verfehlte, weil es einen wissenschaftlichen Mantel um das Weltbürgertum schlug, das dem Deutschen ein Jahrhundert lang als höchstes politisches Ideal vorschwebte. In diesem Sinne hat Edgar Salin schon recht, wenn er jüngst meinte, daß das mächtigste zerstörende Pamphlet des 19. Jahrhunderts, das kommunistische Manifest, aus einer Mischung deutschen Idealismus mit jüdischem Intellektualismus heraus zu erklären sei.

Marx predigte Vergesellschaftung der Produktionsmittel in einer staatenlosen Wirtschaft, aber noch keinem Marxisten ist es gelungen, klarzumachen, wie sich Vergesellschaftung von Verstaatlichung dem Wesen nach unterscheidet; jedenfalls muß zugegeben werden, daß Verstaatlichung von wirtschaftlichen Unternehmungen ‚der natürliche Ausgangspunkt jener Entwicklung ist, die zur sozialistischen Gesellschaft führt' (Kautsky). So mußte sich also der Marxismus für staatliche Intervention im wirtschaftlichen Leben einsetzen, und er tat es mit der materiellen Gewalt der ganz im Ökonomischen fußenden Weltanschauung.

Das eigenartige Bündnis zwischen deutschem Idealismus und jüdischem Intellektualismus fand in Deutschland weder nach der idealen noch nach der intellektuellen Seite die Gegnerschaft, die man hätte erwarten dürfen. Intellektuell hätte Karl Marx insbesondere da gefaßt werden können, wo er die größte Wirkung ausübte, wo aber auch seine Hauptschwäche lag, auf dem Gebiete der sozialökonomischen Theorie. Aber die Volkswirtschaftslehre hatte gerade in den Jahrzehnten, wo die marxistischen Ideen ihren Siegeslauf machten, bei uns im Lager der ‚bürgerlichen' Ökonomen einer Stoffhuberei Platz gemacht, deren Hauptzweck weniger die unbefangene Erkenntnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge als Stütze politischer Forderungen war, die ihrerseits bewußt und unbewußt Mitfolge der politischen und sozialen Angst vor dem marxistischen Programm und seiner alarmierenden Wirkung auf die Massen waren; man suchte nach Kompromissen um Staat und Gesellschaft zu retten. Damit ist nicht nur die Meinung einzelner Persönlichkeiten, sondern einer ganzen Generation gekennzeichnet — Ausnahmen bestätigen die Regel. Es ist charakteristisch, daß 187[illegible]

bei der Gründung des Vereins für soziale Politik in der programmatischen Eröffnungsrede Gustav Schmoller im Namen der Männer sprach, ‚die auf den deutschen Universitäten Nationalökonomie, Jurisprudenz und Geschichte lehrten'. Wie ein Echo der Erklärungen, die man damals in Eisenach abgab, klingen die von Bismark stammenden, so sympathisch wirkenden Worte aus der Begründung des ersten Entwurfes des Unfallversicherungsgesetzes (1881): ‚Neben den defensiven, auf den Schutz bestehender Rechte abzielenden liegt nach moderner Staatsidee dem Staate auch die Aufgabe ob, durch zweckmäßige Einrichtungen und durch Verwendung der zu seiner Verfügung stehenden Mittel der Gesamtheit das Wohlergehen aller seiner Mitglieder und namentlich der Schwachen und Hilfsbedürftigen positiv zu fördern.' Aber den sozialpolitischen Hauptfehler, den die Kathedersozialisten ebenso wie Karl Marx dadurch begingen, daß sie zu einseitig die Abhängigkeit der Arbeiter von den Arbeitgebern betonten und dabei verkannten, daß die Arbeitgeber, die ‚Kapitalisten', ihrerseits auf die Arbeiter angewiesen sind, vermied Bismarck. ‚Die Ansicht,' schreibt er in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen', ‚daß die Arbeiter von den Arbeitgebern dauernd gezwungen werden, auch gegen ihren Willen zu bestimmten Zeiten zu arbeiten, kann bei der heutigen Eisenbahnverbindung und Freizügigkeit doch nur ausnahmsweise richtig sein.' Vielleicht zog er daraus zu schroffe Folgerungen, jedenfalls mußte ihn sein Standpunkt zu der von Wilhelm II. in Angriff genommenen Arbeiterpolitik in Gegensatz bringen; daß er hier mit dem Kaiser, der ja selbst nur der Wortführer der sogenannten öffentlichen Meinung war, nicht harmonierte, wurde bekanntlich, wie Bismarck selbst feststellte, ‚Ausgangspunkt seines Ausscheidens aus dem Dienst'.

So wurde denn die soziale Reform zum A und O des neuzeitlichen deutschen Staatssozialismus. Dankbar und stolz müssen wir anerkennen, was auf dem Wege der Sozialreform durch soziale Versicherung, Arbeiterschutzgesetzgebung, soziale Hygiene, Volksbildungsbestrebungen geschehen ist, um die breiten Massen an der Verwirklichung der ‚Kulturmenschwerdung' teilnehmen zu lassen. Aber damit alle diese schönen Dinge ermöglicht werden konnten, waren nicht bloß Programme und Theorien notwendig, sondern materielle Mittel, die die Volkswirtschaft aufzubringen hat; wenn sie sie aufgebracht hat, so geschah das auf Grund der überströmenden Produktivität unserer Arbeit, die uns die entfesselte Wirtschaft hervorgezaubert hatte. Dank für die Sozialreform schulden wir also nicht zuletzt der Politik, wie sie der Freiherr von Stein und Humboldt durchgeführt hatten, und von den volkswirtschaftlichen Denkern haben Turgot, David Hume und Adam Smith, Thünen und Friedrich List an der Ermöglichung der sozialen Fortschritte mindestens ebensoviel Anteil wie Karl Marx und die deutschen Kathedersozialisten.

Durch Betonung des sozialen Gedankens unterschied sich der Staatssozialismus in dem Menschenalter vor dem Krieg von dem Merkantilismus.

Mit diesem hat er die Überzeugung gemeinsam, daß die äußere Handelspolitik durch Schutzzölle, Ausfuhrprämien und dergleichen in der Lage sei, an der Förderung des Volksreichtums wesentlich mitzuarbeiten. Dabei begnügte man sich keineswegs mit der Korrektur, die Friedrich List der überkommenen Freihandelsidee mit auf den Weg gab. Die alten schlimmsten Irrtümer des Merkantilismus, namentlich der, daß der Schaden eines fremden Staates zum eigenen Nutzen gereiche, wurden als neue Wahrheiten im In- und Ausland wieder aufgebracht. Doch auf diesem Gebiet staatlicher Interventionstätigkeit drängte sich zuerst die entscheidende Frage in den Vordergrund, ob denn der Staat mit den ihm zur Verfügung stehenden äußeren Mitteln, mit Gesetzesparagraphen, Steuern und Zöllen das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte so regulieren könne, daß dadurch die Volkswirtschaft und nicht nur etliche volkswirtschaftliche Interessen gefördert würden. Daß die Agrarzölle denen, die als beati possidentes unmittelbar höhere Preise erhielten, einen Vorteil brachten, war allerdings ganz klar. Aber war dieser Extragewinn nicht bloß Anlaß, daß die höheren Preise der Produkte auf eine Verteuerung der Produktquelle, des Bodens, hinwirkten mit der Folge, daß der augenblickliche Vorteil der Landwirte erkauft werden mußte durch Beeinträchtigung der Landwirtschaft, deren wichtigstes Produktionsinstrument, der Boden, eben durch diese Politik künstlich verteuert wurde? Mit der Bejahung dieser Frage war selbstverständlich noch nicht die politische Unzweckmäßigkeit eines Agrarzolles nachgewiesen, aber sie machte doch klar, daß die weitreichenden volkswirtschaftlichen Hoffnungen, die man an die Zollerhöhung knüpfte, nur sehr bedingt richtig sein konnten.

Ernste Zweifel an der Richtigkeit der herrschenden Ansicht von der wirtschaftlichen Mission des Staates mußte auch der Mißerfolg des Staates bei der Bekämpfung der inkorrekten oder doch als soziales Unrecht empfundenen Einkommensbildung schon vor 1914 wachrufen. Der Staat war zwar auf vielerlei Wegen bemüht, den Wucher zu bekämpfen, scheinbar übermächtige Wirtschaftsgruppen zu einer Änderung ihrer Preispolitik zu veranlassen, die Spekulation zu zügeln, aber wenn wir nach dem Erfolg dieser Politik fragen, dann müssen wir schon denen Recht geben, die meinen, daß er gering und nur dort vorhanden war, wo man nicht durch Verbote und direkte Regulierungen, sondern durch Unterstützung volkswirtschaftlicher Gegenkräfte zu wirken vermochte. Wer könnte auch beispielsweise leugnen, daß alle Wuchergesetze dem Wucher bei weitem nicht soviel Abbruch zu tun vermochten als die Organisationen, wie sie Raiffeisen und Schulze-Delitzsch zur Förderung des Personalkredits schufen. Wohin wir auch schauen mögen, werden wir Ähnliches bestätigt finden. Philippowich, der selbst den Kathedersozialisten nahestand, urteilt über die Bemühungen, durch Börsensteuern, Verbot des Terminhandels und ähnliche Maßnahmen die Auswüchse des modernen Börsengeschäfts zu bekämpfen: ‚Die Börsengesetze haben die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt. Sie haben zwar einzelne

Verbesserungen in der Börsenorganisation und im Börsenhandel herbeigeführt, die Verleitung zum Börsenspiel vielleicht etwas eingeschränkt, aber größer wird der Schaden sein, den sie angerichtet haben, teils durch Verleitung zu unredlicher Ausnützung des Registereinwandes, teils durch Störungen der normalen Funktion der Börse; und da sie die Konzentrationsbewegung im Bankwesen, wenn auch nicht hervorgerufen, so doch unterstützt haben, haben sie einem anderen Ziel der Einkommenspolitik, dem der Hemmung der ganz großen Einkommen, entgegengearbeitet.' Was ist nicht alles seit dem großen Berliner Konfektionsstreik im Jahre 1896 geredet und getan worden zum Schutze unserer Heimarbeiter! Eine kritische Prüfung der Sachlage, die der Frankfurter Professor Paul Arndt auf Grund sehr umfassender Studien in den Jahren 1909 bis 1914 machte, führte ihn schließlich zu dem Ergebnis, daß alle Staatshilfe vollkommen vergebens sei, wenn nicht die wirtschaftlichen Vorbedingungen der Reform vorher geschaffen seien. Das Los der Heimarbeiter könne wirklich dauernd nur durch Hebung der Produktivität der Heimarbeit gelindert werden. Über die Versuche, die privatmonopolistischen Organisationen durch staatliche Organe oder durch Androhung straf- und zivilrechtlicher Sanktionen zu kontrollieren, äußerte sich jüngst einer unserer besten Kenner des Gegenstandes, Th. Vogelstein, auf Grund internationalen Materials: ‚Trotz einer Häufung von Rechtsvorschriften, trotz scharfer Belastung des Wirtschaftslebens mit unproduktiven Arbeiten konnten doch die Machtverhältnisse nicht grundlegend zugunsten der Verbraucher geändert werden.'

Gerade die Geschichte der Kartelle und Syndikate zeigt deutlich, daß die Gefahr der Machtüberspannung, die mit solchen Organisationen verbunden ist, weit besser durch die in ihnen selbst wirkenden Kräfte als durch äußere Eingriffe gebannt werden kann. Die Rücksicht auf die Ausnützung der eigenen Anlagen, die Sorge, daß ein hoher Augenblicksgewinn zu höchst unerwünschter stoßweiser Beschäftigung führen muß — die Anbahnung steter, dauernder Beziehungen zur Kundschaft erschwert, Erhaltung eines eingearbeiteten Arbeiterstammes gefährdet, Arbeiterschwierigkeiten auch deshalb zur Folge hat, weil der hohe Gewinn zu vermehrten Lohnansprüchen reizt —, veranlaßt die Kartellunternehmungen, und zwar, je stärker sie sind, um so mehr, den Bogen nicht zu überspannen. Die Sorge vor möglicher Konkurrenz im Inlande und namentlich vom Auslande her wirkt nach derselben Richtung. Auf der anderen Seite darf nicht verkannt werden, daß dem Abnehmer eine gleichmäßigere Preisentwicklung selbst auf höherem Niveau lieber sein muß als augenblickliche Sondervorteile, die er einer ruinösen Konkurrenz unter den Produzenten verdankt, und die erfahrungsgemäß nach Ausmerzung der Schwächeren einer um so schärferen Preishausse Platz machen. Die volkswirtschaftliche Theorie ist sich einig darüber, daß die Macht der Monopolisten auf die Dauer nur innerhalb der von dem Gesetz der Preisbildung gezogenen Grenzen ausgeübt werden kann. Der Monopolist ist nicht frei in der Be-

stimmung des Umfanges seiner Produktion, wenn er den Preis willkürlich festsetzen will, und liegt ihm daran, den Umfang der Produktion so auszudehnen, wie es die privatwirtschaftliche Zweckmäßigkeit erfordert, dann ist er nicht frei in bezug auf die Bestimmung der Preise. Der Vorwurf, die Kartelle hätten durch ihre Preis- und Absatzpolitik produktionshemmend gewirkt, kann den Tatsachen gegenüber nicht aufrecht erhalten werden. Im Laufe der vierzig Jahre von 1870 bis 1913 ist Großbritanniens Roheisenproduktion von 6 auf 10¼ Millionen Tonnen gestiegen. In demselben Zeitraum vermehrte sich die Produktion Deutschlands von 1,4 auf 19¼, diejenige der Vereinigten Staaten von 1,7 auf 31 Millionen Tonnen. Die Engländer sahen eine Hauptursache ihres starken Zurückbleibens darin, daß ihre Produktion durch Verbandsbildungen, die in der englischen Eisenindustrie vor 1914 ohne erhebliche Bedeutung waren, nicht so gestützt und gefördert worden sei, wie das bei der deutschen und amerikanischen Konkurrenz der Fall gewesen sei. Sie haben sich seit 1918 bemüht, im Anschlusse an die auf Anregung der Regierung gegründete National Federation of Iron and Steel Manufactures lang Versäumtes nachzuholen.* — Zweifelsfrei steht auch das fest, daß ohne die Kartellbildung die Entwicklung in der Richtung der Aufsaugung mittlerer Betriebe durch die Groß- und Riesenunternehmungen noch rascher fortgeschritten wäre. Irgendeine staatliche Mittelstandspolitik hätte dies nicht verhindern können.

Soweit aber Übergriffe der sogenannten Monopolisten vorkommen — und sie kommen vor —, wird eine starke Organisation der Abnehmer wieder viel eher Erfolg erzielen als irgendein staatlicher Machtspruch, der höchstens erreichen kann, daß der Gegenpartei die nötigen Marktkenntnisse dadurch vermittelt werden, daß Veröffentlichung der Statuten, der Protokolle, der Preisverabredungen verlangt wird; aber auch nach der Richtung sind volkswirtschaftlich nicht unbedenkliche Mißgriffe möglich, beispielsweise dann, wenn es sich um Eroberung eines neuen Absatzgebietes im Ausland handelt, wo ein Offenlegen der Karten nur der ausländischen Konkurrenz nützen würde.

Außer allen diesen, in den letzten Jahren vor dem Krieg immer deutlicher gewordenen Tatsachen tat der Lehre von der Notwendigkeit zunehmender Staatsintervention auch der Umstand Abbruch, daß je länger je mehr eine verwirrende Fülle von Gesetzesparagraphen notwendig wurde, die einen

* Erst recht würde man irren, wenn man den modernen Konzernen — Stinnes, Thyssen, Klöckner usw. — den Vorwurf der Produktionshemmung machen wollte. Über diese Konzerne urteilt einer unserer führenden Sozialpolitiker, Heinz Marx, in der Sozialen Praxis (1923, S. 760). „Der echte Konzern ist arbeits-wirtschaftlich bestimmt, geboren aus der Not, die uns zwingt, ungeheure Verluste an Menschen und Kapital, Land und Rohstoffen wettzumachen, erwirkt er einen zweckvollen, händlerischen Übergang ausschaltenden Produktionsmodus ... Nicht kapitalistisch-spekulativ, sondern in der Tat wirtschaftsorganisatorisch-technisch ist die Tendenz des echten Konzerns ...“.

bureaukratischen Schematismus mit einem Heer von Beamten nach sich zog, so daß selbst warmherzige Sozialreformer zweifelhaft wurden, ob der damit erreichte soziale Fortschritt nicht allzu bescheiden sei gegenüber dem jede freie Regsamkeit immer enger einschnürenden Polizeigeist.

So war denn schon vor 1914 viel Wasser in den Wein der Staatssozialisten gegossen worden, aber fest hielt man noch überall bei den Parteien und auch in der Wissenschaft an der Überzeugung, daß der Staat mit politischen Mitteln erreichen könne und müsse, daß die Armen dadurch reicher würden, daß man die Reichen ärmer mache. Als ich 1910 in der ersten Auflage meines Buches über den ‚Kampf zwischen Kapital und Arbeit' eindringlich darauf hinwies, daß auf die Dauer die Völker nur durch volle Entfaltung ihrer Arbeitskräfte vorwärts kämen, daß die materielle Hebung der Massen weit weniger durch Änderung in der Verteilung als durch Fortschritte in der Produktion zu erwarten sei, daß die alten Kulturvölker unfehlbar ihre ökonomische Basis zerstören würden, wenn sie mißmutig die Verschiedenartigkeit der Interessen beim Verteilen des Ertrages betonten und dabei die Gemeinsamkeit der Interessen beim Schaffen des Ertrages außer acht ließen ... da fand ich damals damit auch im Kreise meiner Fachgenossen noch erheblichen, zum Teil leidenschaftlichen Widerspruch.

Die Kriegsnotwendigkeiten brachten Verwirklichung der verwegensten Träume der Staatssozialisten, aber für ihre Doktrin auch eine große Gefahr. Vor 1914, in den Jahren glänzenden Aufschwungs, bewährte sich, volkswirtschaftlich gesehen, eigentlich jedes staatssozialistische Experiment insofern, als seine Urheber und Verteidiger die gesamtwirtschaftlichen Fortschritte als Zeugen für die Richtigkeit ihrer Taten in Anspruch nehmen konnten. Die Verwechslung des post hoc mit dem propter hoc versagt namentlich denkungewohnten Massen gegenüber selten. Das induktive Material tat auch diesmal regelmäßig seine Schuldigkeit. Nach Kriegsausbruch blieben aber die gewohnten ökonomischen Fortschritte der bis dahin in die Weltwirtschaft eingegliederten nationalen Wirtschaft selbstverständlich aus. Der Staatssozialismus konnte nun zeigen, was er wirklich zu leisten in der Lage war. Dabei waren die äußeren Umstände für die Überwindung der gewiß nicht geringen Schwierigkeiten günstig. An die Stelle der vielen Auftraggeber war für einen großen Teil der Produktion und der Handelsunternehmungen ein einziger getreten: die Heeresverwaltung. Die sonst so ungeduldigen und querköpfigen Subjekte der Volkswirtschaft waren geduldige, opferwillige Objekte geworden, die die Häuptlinge der wirtschaftlichen Verwaltung auf ihrem Schachbrett hin und her schieben konnten, und wo etwa Schwierigkeiten entstanden, sorgte eine besonders starke Staatsgewalt dafür, daß Gehorchen des Bürgers erste Pflicht blieb. Hinzu kam, daß die ausländische Konkurrenz die Kreise der heimischen Zwangswirtschaft so gut wie gar nicht störte. Dennoch versagte der Kriegs-Staatssozialismus — mag er immerhin aus politischen Gründen eine Notwendigkeit

gewesen sein — in volkswirtschaftlicher Hinsicht vollkommen. Das lag nicht etwa an der Unfähigkeit der leitenden Persönlichkeiten; unsere hervorragendsten Köpfe hatten sich ja diensteifrig und pflichtbewußt irgendwo und irgendwie an der Leitung des entstandenen gewaltigen Apparates beteiligt. Das Versagen war notwendig mit dem Wesen der Sache verbunden. Die staatliche Höchstpreispolitik und die Zwangsrationierung konnte keinen befriedigenden Ersatz für die freie Marktpreisbildung bieten. Schon an dem Gegensatz der Produzenteninteressen, die möglichst hohe Preise forderten, um die Menge der arg knapp gewordenen Vorräte steigern zu können, und der Konsumenteninteressen, die möglichst niedrige Preise verlangten, um durchhalten zu können, mußte die Zwangspolitik, die unmöglich beide Aufgaben gleichzeitig zu lösen vermochte, scheitern. Dazu stellte sich bald heraus, daß es nicht genug war, einen sogenannten angemessenen Preis für eine Ware herauszufinden, sondern daß die Preise aller Waren gewissermaßen eine in sich geschlossene Kette bildeten, aus der nicht ein einzelnes Glied herausgenommen werden konnte, ohne das Ganze zu zerstören. Andererseits ist der Warenprozeß ein vielfaches Ineinander- und Durcheinandergreifen zahlreicher Arbeitsprozesse, die zu isolieren, um den ‚gerechten Preis‘ zu finden, ein Ding der Unmöglichkeit ist. Wie sollte etwa irgendeine bureaukratische Instanz beim landwirtschaftlichen Betriebe die Milchproduktion als ein ‚Ding für sich‘ so fest umgrenzen, daß ausfindig zu machen wäre, wie hoch die Selbstkosten in jedem einzelnen Falle sind. Volkswirtschaftlich wird das Bemühen, gerade die Befriedigung lebensnotwendiger Bedürfnisse künstlich im Preise niedrig zu halten, deshalb verhängnisvoll, weil die zur Befriedigung dieser Nachfrage zur Verfügung stehenden Mittel nunmehr zum Teil eine andere Richtung einschlagen. Bedarf nach Gütern von minderer Wichtigkeit kann ja nun befriedigt werden, mit anderen Worten: diese Höchstpreispolitik hemmt die Erzeugung der notwendigen, namentlich der landwirtschaftlichen Produkte, und fördert den Verzehr von Luxusgütern zu einer Zeit, wo dieser wegen zunehmender Verarmung des Volkes mit allen Mitteln eingeschränkt werden müßte. Und zu alldem noch die Gefahr unkontrollierbarer, volkswirtschaftlich nicht einwandfreier Einflüsse. Man ist angewiesen auf den Rat der aus der Praxis hervorgegangenen Sachverständigen, die gewiß besten Willens sind, aber doch mit ihrem Sinnen und Trachten zu sehr mit ihrer ‚Branche‘ verknüpft sind, als daß es ihnen leicht sein würde, die volkswirtschaftlichen Gesamtinteressen so wahrzunehmen, wie es wünschenswert wäre. Erinnert man sich dabei endlich noch an die Unübersichtlichkeit der mit der Kriegszwangswirtschaft verbundenen Paragraphenherrlichkeit, an die dadurch bewirkten Hemmungen und Gefährdungen der gesunden wirtschaftlichen Betätigung, an die mit der Kontrolle verbundene Arbeitsvergeudung, dann wird uns das Ganze ein von Herzen kommendes ‚Nie wieder!‘ abnötigen.

Aber wenn auch die Schäden eines Prinzips für jeden Unbefangenen klar liegen, so wird doch der fanatische, phantasievolle Anhänger dieses Prin-

zips nicht geneigt sein, sein ‚Peccavi' auszusprechen, vielmehr wird er durch ein eigensinniges ‚Nun erst recht!' weiterhin auf die Wunder hoffen, die Bestandteile seines Glaubensbekenntnisses sind. Man war doch schon ziemlich im klaren über das Verhängnisvolle unserer Kriegswirtschaftspolitik, als Edgar Jaffé erklärte, das, was unter dem Druck der militärischen Notwendigkeit geschehen sei, werde und könne mit dieser nicht wieder verschwinden; die Kriegsmaßregeln seien nur der Auftakt zu prinzipieller Neugestaltung auch für die Friedenszeit. Zu den alten Propheten kamen neue Organisationsphantasten, die im Anschluß an die Kriegswirtschaft Unmögliches möglich machen wollten. Dazu rechne ich auch Rathenau. Aber er hatte wenigstens den Mut der Konsequenz. Er sah ein, daß es mit der Vergesellschaftung der Produktionsmittel ebensowenig getan sei wie mit staatlichen Preistaxen. Er weist — mit Recht — auf die gewaltige Bedeutung des Verbrauchs der Güter hin und fordert eine Regelung nicht nur der Menge, sondern namentlich auch der Art nach. Was er dabei gerade nach dieser Richtung hin forderte, findet dem Ziel nach gewiß den Beifall aller wahrhaft Gebildeten. Aber Veredelung des Geschmacks kann man mit Anordnungen der Gesetzgeber und durch sonstige politische Maßnahmen vielleicht noch weniger erreichen als wirtschaftliche Fortschritte und angemessene Preise. ‚Nichts kann das Begehren nach Luxusgütern so wecken und großziehen wie ihr Verbot', sagt mit gutem Grund ein neuzeitlicher Soziologe (v. Wiese). Und, davon abgesehen, darf man so ohne weiteres annehmen, daß die hohen Staatsbehörden wirklich immer sicher wissen werden, was das richtige Empfinden, der richtige Geschmack, die richtige Denkungsart ist? Und falls dem so sein sollte, würde doch der Glaube irrig sein, daß es nur nötig sei, das Gute und Schöne gewissermaßen mit der Ortsschelle auszubieten, um es sofort in die Herzen der treuen Untertanen zu versenken.

Doch dadurch, daß Rathenau zu staatssozialistischen Forderungen gelangte, von dem Grundsatze ausgehend, daß die Wirtschaftspolitik in erster Linie nicht Produktions- und auch nicht Verteilungs-, sondern Verbrauchspolitik sei, die auf das sittliche Empfinden einzuwirken habe, weil es nicht so echt und recht sei, wie es sein müsse, machte er erfolgreich Propaganda für Staatssozialismus gerade unter denen, die sich auf marxistischen Gedankenwegen nie behaglich finden konnten. Durchsucht man Rathenaus Programm der ‚neuen Wirtschaft' nach neuen volkswirtschaftlichen Argumenten und Gesichtspunkten, so wird man enttäuscht sein. Er bietet doch schließlich unter anmutig wirkendem Wortgeklingel in der Hauptsache nur ein persönliches Glaubensbekenntnis. Die Kritik, die er dabei an der Wirtschaft des freien Verkehrs übt, übertreibt, wie das bei allen Verkündern staatssozialistischer Ideen der Fall ist, die Anpassungsschwierigkeiten, mit denen der freie Marktverkehr zu ringen hat. Übersehen wird dabei, daß es dem Verkehr doch immer wieder gelungen ist, diese Schwierigkeiten zu überwinden, wenn man ihm nur Zeit läßt, viel

weniger Zeit übrigens, als die Staatsmaschinerie braucht, um einen volkswirtschaftlichen Erfolg zu erzielen. Neu ist höchstens, daß Rathenau in seinem Zukunftsstaate den privatwirtschaftlichen Bezug der Kapitalrente, in der er richtig das wichtigste Mittel für die volkswirtschaftlich so bedeutsame Kapitalneubildung sieht, erhalten sehen will, während sonst gerade dieser ‚Rente' der Hauptkampf der Sozialisten gilt. Eigenartig ist auch die äußere Gestaltung des staatssozialistischen Schemas; Rathenau betrachtete, wie Scheler es ganz glücklich formuliert hat, den Staat ‚nicht wie eine Schöpfung, gemischt aus Vorsehung, Schicksal und Menschenwille, er sieht den Staat wie ein nur quantitativ erweitertes Großunternehmen an, das man nach dem einheitlichen Plan seiner Teilhaber aufbaut und verändert'. Dieser einheitliche Plan mag auf dem Papier allerlei ‚Leerlaufarbeit' ausschalten, alles viel harmonischer ordnen als die rauhe Wirklichkeit, aber er gibt das Beste preis, ohne das die Volkswirtschaft nicht existieren, jedenfalls keine Fortschritte machen kann: die individuelle Entschlußkraft, das selbständige Denken, den auf eigener Verantwortlichkeit aufgebauten Wagemut. Das alles kann nicht durch irgendeine bureaukratische Kontrolle ersetzt werden, die auch schon rein quantitativ dem Aktivposten ‚verminderte Leerlauftätigkeit' einen entsprechenden Passivposten gegenübersetzen würde.

Jedenfalls hat Rathenau starken Anteil daran, daß der Glaube an den Primat des Staates über die Volkswirtschaft geradezu das Fundament für den schwierigen Wiederaufbau nach dem verlorenen Krieg wurde. Was hat man auf Grund dieses Glaubensartikels nicht alles in unserer Reichsverfassung ‚verankert': ‚Die Ordnung des Wirtschaftslebens muß dem Grundsatz der Gerechtigkeit mit dem Ziel der Gewährleistung eines menschenwürdigen Daseins für alle entsprechen . . .' ‚Dem Ziel ist zuzustreben, jedem Deutschen eine gesunde Wohnung und allen deutschen Familien, besonders den kinderreichen, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohn- und Wirtschaftsheimstätte zu sichern . . .' ‚Die geistige Arbeit genießt den Schutz und die Fürsorge des Reiches . . .' ‚Jedem Deutschen soll die Möglichkeit gegeben werden, durch wirtschaftliche Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben . . .' ‚Der selbständige Mittelstand in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel ist in der Gesetzgebung und Verwaltung zu fördern und gegen Überlastung und Aufsaugung zu schützen . . .' Die Zaubersprüche waren da, aber das dazu gehörige ‚Tischlein deck dich' fehlte; so blieben nur enttäuschte Hoffnungen übrig.

Doch nicht nur das. Dem Versuche der öffentlichen Gewalt, die Volkswirtschaft zu meistern, verdanken wir eine Wirtschaftspolitik, die in den Jahren 1918 bis 1923 dem deutschen Volke und der deutschen Wirtschaft fast mehr Schaden zugefügt hat als selbst das Diktat von Versailles, das auch seinerseits für alle Zeiten ein entsetzliches Beweisdokument für den Irrwahn moderner Staatsmänner ist, wirtschaftliche Wiedergutmachungen durch ein ‚sic volo, sic jubeo' erzwingen zu können.

Werfen wir doch einmal einen kurzen Blick auf die Leistungen unserer

neuesten Wirtschaftspolitik: Den Wucher haben wir so bekämpft, daß wohl kaum einer der großen Schieber und Wucherer auch nur erhebliche Unbequemlichkeiten gespürt hat, aber wir haben durch die Bemühungen, einen angemessenen Preis zu befehlen, den Mittelstand ruiniert; Kapitalverschiebungen ins Ausland haben wir völlig ohne Erfolg mit scharfen Vorschriften bekämpft, die die Kapitalbildung im Inland nicht unerheblich behindert haben. Wohnungspolitik haben wir so betrieben, daß Bau- und Wohnungsunternehmung fast unmöglich gemacht wurde; durch die Art der Mietpreisbildung wurde teils in verschwenderischer Weise über den knapp gewordenen Raum verfügt, teils hatten zahlreiche Familien nicht einmal die allerbescheidensten Gelasse und mußten Jahre lang ‚anstehen', um solche zu erlangen. Die Folge unserer landwirtschaftlichen Preispolitik war Übergang der Landwirtschaft zur extensiven Wirtschaft, Verminderung unserer landwirtschaftlichen Erzeugung mit Aussicht auf Preissteigerung und zunehmender Abhängigkeit vom Ausland. Das staatssoziale Fürsorgesystem haben wir zwar mit sehr viel Eifer ausgebaut, aber schließlich kann das wichtigste Stück, die soziale Arbeiterversicherung, nur noch dadurch gehalten werden, daß man unseren Ärztestand einem Vegetieren preisgibt, das häufig weit unter dem sogenannten Existenzminimum liegt.

Die Liste dieser sozialen und wirtschaftlichen Einzelschäden, die noch erheblich verlängert werden könnte, ist nicht einmal das Schlimmste, was man dem Staatssozialismus vorhalten muß: der Staat hat an der Vernichtung seines eigenen Fundaments gearbeitet, weil er die Grenze seiner Möglichkeiten verkannte. Zugleich hat er dadurch, daß er aller Welt täglich von neuem seine Ohnmacht bekundete, dem Recht und der Rechtsordnung die unentbehrliche Stütze für den Glauben an ihre innere Berechtigung genommen.

Das so hervorgerufene Gefühl der Rechtsunsicherheit wurde noch dadurch verstärkt, daß auch unsere höchsten Gerichte der Überzeugung zum Opfer gefallen sind, daß es wie dem Staat so auch ihnen möglich sei, die Volkswirtschaft auf den richtigen Weg zu führen. Ich weise auf die verhängnisvollen volkswirtschaftlichen Folgen hin, die die Bekämpfung des Wuchergewinns durch das Reichsgericht nach sich zog, die, wie schließlich auch von autoritativer juristischer Seite hervorgehoben wurde, den Wirtschaftsverkehr vernichtet haben müßte, wenn die Geschäftswelt den Abgrund nicht ‚gewissermaßen mit dem Strick um den Hals' durch Nichtbeachtung des Gesetzes und seiner Auslegung vermieden hätte. Das war eine Folge davon, daß die Rechtsprechung den einzelnen Geschäftsvorgang aus dem wirtschaftlichen Zusammenhang glaubte herausheben zu können. Ich fürchte, daß das berühmte Novemberurteil (1923) des Reichsgerichtes betreffend die Aufwertung der Hypotheken später, wenn man den gefühlsmäßigen Erwägungen des Tages etwas ferner stehen wird, auch nicht mehr als juristische Großtat beurteilt wird. Das Reichsgericht hat zwar unter dem großen Beifall der öffentlichen Meinung die Gleichung Mark = Mark,

die bis in die allerjüngste Zeit immer wieder von Gesetz und Gericht sanktioniert worden war, als nicht mehr zu Recht bestehend bezeichnet, es hat aber nicht gesagt — und konnte nicht sagen —, welche andere Gleichung an die Stelle zu treten habe, das soll quaestio facti bleiben. Das bedeutet einen heillosen Wirrwarr gerade zu einer Zeit, wo wir mit dem Aufbau einer wirtschaftlichen und sozialen Ordnung ernstlich beginnen wollen, ohne daß dadurch aber das ob der geschehenen himmelschreienden Ungerechtigkeiten empörte Rechtsgefühl zufriedengestellt werden kann. Tatsächlich verlangt das Reichsgericht eine Neuregelung der geldrechtlichen Beziehungen, die als objektive Unmöglichkeit bezeichnet werden muß. Die wirtschaftliche Entwicklung, die einen großen Teil unserer Vermögenssubstanz vernichtet hat, kann nicht zurückgeschraubt werden. In diese Entwicklung ist aber jeder Einzelfall mit tausend Fäden verknüpft, die man nicht zerreißen kann, wenn man das wirtschaftliche Chaos vermeiden will. Irgendein Machtspruch wird ein ‚Kompromiß‘ schaffen, das auch wieder hartes Unrecht Recht sein lassen muß, und als Ergebnis des Richterspruches wird schließlich nur weitere Minderung des Ansehens der öffentlichen Macht und Gefährdung des eben begonnenen Aufbaues der wirtschaftlichen und rechtlichen Ordnung festgestellt werden können, — eine volkswirtschaftliche Bestätigung der Richtigkeit jener Ansicht der ‚positivistischen‘ Juristen, daß eine lediglich nach dem Gerechtigkeitsideal urteilende Rechtspraxis, wie sie insbesondere auch von sozialistischer Seite gelegentlich gern verlangt wird, die Forderung der Abschaffung der Rechtsordnung selbst in sich schließe. —

Aus dem Gesagten folgt, daß die öffentliche Macht nicht vorschnell, nicht unbesonnen eingesetzt werden darf. Der Staat wird in jedem einzelnen Falle fragen müssen, ob denn wirklich die freie Tätigkeit des Bürgers unvermögend ist, das zu leisten, um dessentwillen man das populäre ‚Staat hilf!‘ ruft. Er wird erkennen müssen, daß die staatliche, also mit äußeren Mitteln arbeitende Tätigkeit Entwicklungen und Kräfte nicht bannen und maßgebend bestimmen kann, die entweder der menschlichen Innerlichkeit angehören oder Bestandteile einer Ordnung sind, die Voraussetzung aber nicht Folge der staatlichen Tätigkeit ist.

Das müssen wir uns in der Gegenwart mit besonderer Eindringlichkeit klarmachen, des Staates wegen und der Volkswirtschaft wegen. Ein Volk, das so tief gesunken ist, bedarf einer starken staatlichen Autorität, um sich wieder aufrichten zu können, ebenso notwendig aber ist eine gesunde, kräftige Volkswirtschaft, wenn die Geschichte nicht über uns hinweggehen soll. Wir haben 60 Millionen Menschen auf kargem Boden zu ernähren, unter so schwierigen Umständen, wie sie noch niemals für irgendein Volk in der Weltgeschichte gegeben waren. Wir haben den größten Krieg aller Zeiten Jahre lang gegen eine Welt von Feinden mit eigenen Mitteln bis zur äußersten Erschöpfung geführt. Wir haben dann einen ‚Frieden‘ abgeschlossen, der unsere Stellung in der Weltwirtschaft von Grund aus vernichtet. Unsere Kolonien wurden uns genommen, alle Konzessionen geraubt.

unsere Auslandsguthaben eingezogen oder beschlagnahmt. Von unserer stolzen Handelsflotte blieb uns nur noch ein kümmerlicher Rest; ein Fünftel unserer Produktionskraft an Brot, Getreide, Kartoffeln, ein Drittel unserer Kohlenförderung, drei Viertel des Gewinns an Eisenerzen sind verlorengegangen. Gewaltige Sachlieferungen an Vieh, Kohle, chemischen Produkten, Eisenbahnmaterialien wurden uns bald nach Friedensschluß zugemutet. Dazu hat Deutschland noch die Kosten des feindlichen Besatzungsheeres und der ‚Kommissionen' zu tragen, die Tag für Tag an den bescheidenen Resten dessen, was uns geblieben ist, zehren. Und zu all dem kommen dann erst noch die eigentlichen Reparationsverpflichtungen, an denen wir mindestens ein Menschenalter zu tragen haben werden. Es sei an das Wort Scheidemanns erinnert, das das Ergebnis des Friedensdiktates so zusammenfaßte: ‚60 Millionen hinter Stacheldraht und Kerkergittern, 60 Millionen bei der Zwangsarbeit, denen die Feinde das eigene Land zum Gefangenenlager machen.' Nachdem wir das Unmögliche unterschrieben hatten, trieben wir fünf Jahre lang eine Politik, die spätere Zeiten vielleicht einmal als klassisches Beispiel dafür benutzen werden, um zu zeigen, wohin ein trotz allem starkes Volk durch volkswirtschaftliche Unvernunft gebracht werden kann. Nun schwebt das grausame ‚20 Millionen Menschen zu viel!' als Damoklesschwert über uns. Wir haben wahrhaftig keine Zeit mehr zu verlieren, wir dürfen uns auch nicht einbilden, daß wir in unserm Denken und Handeln einfach da fortfahren können, wo wir 1914 aufgehört haben. Rücksichtslos müssen wir den Rest dessen, was uns an Arbeitskraft und Volksvermögen geblieben ist, den volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten einordnen. Nicht ‚Interessenten' gilt es zu schützen, sondern der Blick muß sich ausschließlich richten auf die auf dem Sparprinzip beruhende große Kooperation unserer Gesamtarbeit. Wer geneigt sein sollte, sich und andere in allzu kühner Phantasie über die wirtschaftliche Not unseres niedergetretenen Volkes hinwegzutäuschen, weil es für jeden Deutschen, der ehrlich deutsch fühlt, Wichtigeres und Heiligeres gibt als das Leben des Einzelnen, der sei an das beherzigenswerte und für die neuzeitlichen Verhältnisse unzweifelhaft richtige Wort erinnert, das jüngst der ungarische Ministerpräsident Graf Bethlen ausgesprochen hat: ‚Nur wirtschaftliches Gedeihen führt zur politischen Freiheit.'

Was sollen wir also tun; sollen wir zurückkehren zu dem ökonomischen Liberalismus, den überwunden zu haben, der Stolz unserer Väter war? Will man die Frage unbefangen beantworten, so wäre zuerst darauf aufmerksam zu machen, daß dieser wirtschaftliche Liberalismus uns meist in einer Art Karikatur vorgeführt wird. Ideen und politische Ziele, wie sie etwa Lassalle in seiner Verteidigungsrede vor dem Kammergericht ausmalte, gab es in Deutschland bei irgendwie ernst zu nehmenden Leuten nicht: ‚Moderne Barbaren', wie Lassalle sich ausdrückte, ‚die am liebsten allen Staat abschaffen, Justiz und Polizei an den Mindestfordernden vergeben und den Krieg durch Aktiengesellschaften betreiben lassen

wollten'. Einige Tatsachen: Staatlicher Schutz der Kinder und Jugendlichen beginnt in Preußen bereits 1839, und seitdem ruhte die staatliche soziale Fürsorge in keinem Jahrzehnt. Die freiheitlichen Ideen, die Humboldt verfochten hat, die ‚der Seele als Ideal, als unerreichbares Muster vorschwebten', hinderten ihn nicht, Bahnbrecher staatlicher Bildungspolitik zu sein. Wenn wir von Wohnungspolitik sprechen, pflegen wir unter den Ersten, die in Deutschland die Wichtigkeit der Wohnungsfürsorge betonten, Faucher, den bekannten Bannerträger extrem liberaler Ideen, zu nennen. Die praktischen Politiker und die politischen Denker jener ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, welche am Wiederaufbau namentlich des so arg zerrütteten preußischen Staates mitwirkten, dachten auch gar nicht an eine ‚Atomisierung der Kräfte', wie man sie dem ökonomischen Liberalismus so gern vorwirft. Humboldt betonte, daß es ‚das wahre Bestreben des Staates sein müsse, die Menschen durch Freiheit dahin zu führen, daß leichter Gemeinschaften entstünden, deren Wirksamkeit in vielen Fällen an die Stelle des Staates treten können'. Dabei war nicht nur an regionale Dezentralisation der staatlichen Verwaltung gedacht, es lag vielmehr ganz in diesem Sinne, wenn Schulze und Raiffeisen die Kreditnot, Faucher und Victor Aimé Huber die Wohnungsnot, Max Hirsch und Duncker die unbefriedigende Lage der Arbeiterklasse durch Assoziationen zu bekämpfen suchten. Von diesen freien Bindungen führt ein gerader Weg zu den neuzeitlichen Arbeitsgemeinschaften vom Jahre 1918 und wenn man will auch zu den ständischen Bindungen, in denen manche unserer Besten das Zukunftsheil erblicken — ein gerader Weg dann, wenn man keine zünftlerische Sonderbündelei anstrebt, die allerdings den wohlverstandenen liberalen Ideen ebenso wie den volkswirtschaftlichen Interessen zuwider sein muß.

Die berechtigten Vorwürfe, die man den Wortführern des ökonomischen Liberalismus machen muß, sind ganz anders geartet. Viele seiner Anhänger sahen im Mammonismus das eigentliche Ziel des Volksstrebens, vergaßen, daß der Mensch vom Brot allein nicht lebt; ‚man soll nicht Jugendkraft, Gesundheit, Tatendrang, Hoffnung und Lebensmut ausschließlich in dem Vergänglichen vergeuden und dann doppelt arm an den Gestaden des Todes anlangen!' (Herman Schell). Gewiß, man muß sich schon zwingen, das volkswirtschaftliche Denken der klaren unbefangenen Gedankenarbeit wegen loszulösen aus dem gesamten Ideenkreis und Tätigkeitsbereich der Menschen, aber man wird sich hüten müssen, das so Erkannte mehr sein zu lassen, als einen allerdings besonders wichtigen Grundstein der Politik. Alle volkswirtschaftliche Erkenntnis vermag die Wahrheit des Kantschen Satzes nicht zu erschüttern: ‚Die wahre Politik kann keinen einzigen Schritt tun, ohne zuvor der Moral gehuldigt zu haben.' Umgekehrt aber auch: Der Politiker darf sicherlich den Mut haben, einer paupertas audax, einer kühnmachenden Armut das Wort zu reden, aber das enthebt ihn nicht der Pflicht, für eine volkswirtschaftliche Ordnung zu sorgen, die bei nutzloser

ergeudung von Kräften und Mitteln nicht denkbar ist. Von dieser wirt-
haftlichen Ordnung ist hier die Rede.

Nun wird aber das Wort ‚Wirtschaft' in der öffentlichen Aussprache gelmäßig gebraucht, um zwei ganz verschiedene begriffliche Vorstellungen : decken, und daraus ist leider ein bedenklicher Wirrwarr entstanden. Einen auptteil der Schuld trugen daran die Vertreter der liberalen Wirtschafts-dnung, die da, wo freie Entfaltung der volkswirtschaftlichen Kräfte anstreben war, freies Spiel wirtschaftlicher Sonderinteressen, des Egoismus, rlangten. Daß das ‚ökonomische Prinzip' — ‚handle mit gegebenen Mitteln , daß möglichst viel erreicht wird' — etwas anderes ist, als dieser ‚Egois-us', sollte aus der anderthalb Jahrhunderte langen volkswirtschaftlichen iskussion klar geworden sein.

Um deutlich zu machen, worauf es ankommt, möchte ich an zwei ißerungen über Staat und Wirtschaft aus allerjüngster Zeit anknüpfen. :r demokratische Reichstagsabgeordnete Erkelenz veröffentlichte im Januar :ses Jahres in der ‚Hilfe' einen Artikel über ‚die geschichtliche Schuld der utschen Schwerindustrie'. Er hält Herrn Stinnes und dem Reichsverband r Industrie ein langes Sündenregister vor — dessen Berechtigung hier nicht r Erörterung gestellt zu werden braucht — und schließt dabei seine Anklage it folgenden Ausführungen: ‚Am Ende dieser fünf Nachkriegsjahre steht r völlige Zusammenbruch der Politik der deutschen Schwerindustrie... ir warnen das deutsche Volk, sich weiter von sogenannten Wirtschafts-hrern politisch einwickeln zu lassen, die Politik des Reichs muß schärfer s bisher sich die Klasseninteressenten vom Halse halten. Die deutsche olitik muß von dem Gemeininteresse und den Gemeinaufgaben bestimmt :rden, nicht aber von den Sonderinteressen auch der größten Wirtschaftler. ie Politik hat die Wirtschaft zu führen, nicht aber umge-hrt.' Bei der letzten Jahresfeier der deutschen Hochschule für Politik :lt der geschäftsführende Vorsitzende Prof. Dr. Jäckh eine Rede, in der zwei Gedanken entwickelte, die seiner Ansicht nach für die deutsche Politik n grundsätzlicher Bedeutung seien; erstens: die Wirtschaft ist eine Funktion : Politik, ein Teil, ein Mittel, ein Instrument; das Umgekehrte ist das :rkehrte; und zweitens: Der Mangel an Einsicht in die Ungleichartigkeit : wirtschaftlichen und politischen Eignung, Verantwortung und Führung t in Deutschland Wirtschaft und Politik vor den Abgrund eines gleichen d gemeinsamen Bankrotts gebracht.

Den hier angeführten Äußerungen der beiden Männer ist gemeinsam, wie t allen Darlegungen über das Verhältnis des Staates zur Wirtschaft, daß : Primat der Politik über die Wirtschaft proklamiert wird. Das ist nach n Ausgeführten dann unmöglich, wenn unter Wirtschaft die Volkswirtschaft standen sein soll. Der Politiker muß Funktionär der Volks-rtschaft sein, ist er das nicht, dann verurteilt er seine Politik m Schiffbruch. Aber diese Volkswirtschaft ist nicht bloß, ich wieder-:e das, eine Summe von privatwirtschaftlichen Sonderinteressen; sie ist ein

eigenartig Ding, ein organisches Ineinandergreifen der Einzelwirtschaften, das ein Leben für sich darstellt, dessen Entwicklung nicht von heut auf morgen in beliebig neue Bahnen gelenkt werden kann. Das Wesen dieser Volkswirtschaft muß man erfassen, wenn man erfolgreich Politik im Dienste eines Volkes führen will, das sich so in höchster materieller Not befindet, wie wir Deutschen. Es ist schon ganz richtig, daß derjenige, der erfolgreiche Geschäfte in seinem Privatunternehmen gemacht hat, deshalb noch kein berufener Erhalter der Volkswirtschaft ist und schon deshalb auch kein berufener Politiker sein wird. Weder der Generaldirektor der A.-E.-G. noch derjenige der ‚Hapag‘ hatten als Minister irgendwelche wirtschaftspolitische Erfolge zu buchen, obwohl ihnen in ganz besonderem Maße das Vertrauen der Wirtschaftskreise im In- und Ausland zur Seite stand. Das Wiesbadener Abkommen Rathenaus war ebenso ein Fehlgriff wie — unter Cunos Leitung — die Devisenpolitik im Frühjahr 1923 und die Finanzierung des passiven Widerstandes. Wenn man von den Einzelpersönlichkeiten auf den organisierten Gesamtwillen der Wirtschaftsinteressenvertreter schaut: wo sind die volkswirtschaftlichen Großtaten oder auch nur großen Ideen des Reichsverbandes der deutschen Industrie oder auch des einst mit so viel Hoffnungen begrüßten Reichswirtschaftsrates? Daß es aber doch möglich war, volkswirtschaftliche Leistungen selbst unter den denkbar ungünstigsten äußeren Umständen zu vollbringen, zeigt die Gründung der Hamburger Bank von 1923, sowie die Rentenmarkidee und deren Ausführung. Man wird also schon zugeben müssen, daß das privatwirtschaftliche Denken und Handeln ‚essentiell ein anderes ist als das politische‘, aus mancherlei Gründen, insbesondere aber auch deshalb, weil es etwas wesentlich anderes ist als das volkswirtschaftliche Denken.

Am Ende der privatwirtschaftlichen Überlegung steht die Rentabilität, der Profit, am Ende des volkswirtschaftlichen Denkens die Produktivität, die sachliche Ergiebigkeit der Gütererzeugung. Weil dem so ist, mag für den Geschäftsmann die Sozialpolitik nur ein lästiger Passivposten in der Wirtschaftsbilanz sein, für den Volkswirt ist sie, soweit sie die wichtigste Reichtumsquelle, den sich aus Arbeitsfähigkeit und Arbeitswille zusammensetzenden Faktor ‚Arbeit‘ erhält und zur Entfaltung bringt, ein wesentliches Mittel, um die Aktiva zu sichern und zu vermehren. Eine Arbeiterfürsorge freilich, die sich ‚mit dem Rücken gegen die Arbeit‘ zum Anwalt der jeweiligen Interessentenwünsche macht, die den Arbeiterwillen in Fesseln legt, ohne dadurch der Arbeitsfähigkeit zu nützen, ist ebensowenig wahre Sozialpolitik, wie die vergeblichen Bemühungen derjenigen Verteilungsfanatiker es sind, die sich einbilden, von dem ‚Prinzip der Verteilungsgerechtigkeit‘ (Schmoller) ausgehend, ein aus der Fülle des guten Herzens kommendes Wollen genüge, um das volkswirtschaftliche Können zu ersetzen. Sie handeln nicht viel anders als jene russische Bauern, die den von ihnen als Gemeingut erklärten kostbaren Spiegel ihres Gutsherrn zerschlugen, um jedem etwas davon geben zu können. Vielleicht sucht der Politiker den

er Bauernführer hier die zwangsmäßige Lösung des Verteilungsproblems amit zu rechtfertigen, daß so die Bedrohung des gesellschaftlichen Zuammenhanges abgewendet werden kann. — Unvernunft wird dadurch icht zur Vernunft.

Der Volkswirt schenkt dem Zusammenwirken der verschiedenen Faktoren, us denen die Volkswirtschaft besteht, seine Hauptaufmerksamkeit; was abei den Einzelwirtschaften als Ertrag zufließt, interessiert ihn erst in weiter Linie. Wenn wir beispielsweise die Funktion des Zinses in der Volkswirtschaft recht erfaßt haben, werden wir notwendigerweise feststellen nüssen, daß das künstliche Niedrighalten des Zinses seit 1914 und namentich von 1918 bis zum Sommer 1923 ein verhängnisvoller wirtschaftspoliischer Fehler war; aber was mit dem Zinseinkommen geschieht, wenn der Zins seine Funktion am Markt erfüllt hat, ob es restlos etwa dem Fiskus urch eine Steuermaßnahme anheimfällt, hat für den Volkswirt nur insoern Interesse, als er die Frage aufwerfen muß, ob die so zur Verfügung tehenden Mittel volkswirtschaftlich zweckmäßiger vom Fiskus oder von er Einzelwirtschaft verwendet werden.

Das Verständnis für volkswirtschaftliche Zusammenhänge kann vieleicht bis zu einem gewissen Grade anerzogen werden, andere mögen es ls Intuition ohne weiteres zur Verfügung haben. Gewiß hat aber derenige, der sich in seinen individuellen Interessen oder auch in seinen Brancheinteressen gut auskennt, deshalb noch nicht ohne weiteres die Gabe, die Volkswirtschaft, so wie sie hier aufgefaßt wird, mit richtigem politischen Blick neistern zu können. Freilich wird noch viel weniger das richtige Verständnis von der ‚breiten Masse' zu erwarten sein. Sie läßt sich nur zu willig von Schlagworten regieren, deren generalisierende Oberflächlichkeit und schillernde Undeutlichkeit zwar ungefähre Stimmungen zu hellen Flammen entfachen können, die aber weder der ruhigen Überlegung noch der sich Zeit nehmenden Geduld, weder dem Pflichtgefühl noch der Selbstbescheidung, die in dem Tun und Wollen ‚der anderen' mehr sieht als bloß Lug und Trug, Spielraum läßt. ‚Was man will, das glaubt man gern'; ‚wo ein Wille, a ist auch ein Weg' — das sind die Wegweiser, die die Massen sehr leicht gerade da, wo ihre materiellen Interessen in Frage stehen, auf Abwege und in den Abgrund locken.

Das unmittelbar praktische Ergebnis unserer Überlegungen dürfte klar ein: Es ist ein großer Irrtum, wenn man glaubt, es könne einen Primat es Staates über die Volkswirtschaft geben. Wer nach diesem unmöglichen Ziel strebt, arbeitet ohne es zu wissen an der Vernichtung des Staates und er Volkswirtschaft. Es ist daher höchste Zeit, daß die deutschen Parlamente und die deutschen Regierungen sich besinnen, was die wahren Aufgaben des Staates sind. Geschieht das, dann werden sie bewußt und planmäßig an en Abbau der staatlichen Aufgaben auf wirtschaftlichem Gebiet herantreten; der Wirkungskreis des Staates wird sich dadurch äußerlich verngern, aber an Tiefe und Bedeutung wird er wachsen. Der erstarkte

Staat wird dann auch wieder mit mehr Aussicht auf Erfolg die Volkswirtschaft gegen ihre schlimmsten Feinde schützen können, gegen die wirtschaftlichen Interessenten, die die staatlichen Machtmittel nur als Mittel benutzen möchten, um ihr materielles Glück ein wenig zu korrigieren. Der Staat wird dadurch zugleich dem gerecht, was Hegel seine höchste Pflicht genannt hat, der Pflicht, sich selbst zu erhalten. Auf starkem Fundament mag er dann — namentlich auf dem Wege der Volkserziehung — die Kräfte für unsere sittliche Erneuerung und die Wiederherstellung der nationalen Einheit freimachen. Die Zeit zu unerprobten Experimenten steht uns nicht mehr zur Verfügung, wir dürfen aber getrost zu Stein, Hardenberg und Humboldt in die Schule gehen und wie sie versuchen, den Weg frei zu machen für den Bürger, ‚der nicht in Formen und Papier lebt, sondern kräftig handelt'. —

Um die Religionsphilosophie Max Schelers

Von Heinrich Getzeny

Die neue Theorie der Religion, wie sie Max Scheler vor allem in dem ersten Band seines Buches ‚Vom Ewigen im Menschen‘ vorgetragen hat, rückt mehr und mehr in den Mittelpunkt der religionsphilosophischen Fragen. Immer weiter wird der Kreis derer, die in die Auseinandersetzung um dieses Werk einzugreifen beginnen. Alte und neue Richtungen ziehen heran, sei es zum Bündnis, sei es zur Abwehr. Und schon droht dem Werke die schwerste Gefahr, daß es in dem Kampfe der später Gekommenen seinen Sinn verliert, daß es mißdeutet wird, daß es für Tendenzen in Anspruch genommen wird, denen es zu innerst fern steht, daß es mit Vorwürfen belastet wird, mit denen es nichts zu tun hat. Wohl ihm, wenn ihm dann ein Helfer ersteht, der Klärung bringt, der den Streit um Nebensächlichkeiten und Abirrungen aufhellt und so erst die Auseinandersetzung um die eigentlichen Hauptpositionen möglich macht.

Eine solche Klärung scheint mir für Schelers Religionsphilosophie das neue Buch des bekannten Jesuitenpaters Erich Przywara ‚Religionsbegründung‘* zu bringen. Es ist die eingehendste Auseinandersetzung mit Scheler, die bisher erschienen ist. Nicht nur das ‚Ewige im Menschen‘, sondern das gesamte Schrifttum Schelers und die bereits vorhandene Schelerliteratur wird herangezogen, vor allem auch die Materiale Wertethik. Schon ein Blick in das Buch zeigt, wie oft Scheler selbst mit allen wichtigen Partien seiner Schriften zu Wort kommt. Unbeirrbare Gerechtigkeit, verbunden mit ehrlichem Wohlwollen sind die hervorstechenden Vorzüge dieses Buches. Aus seiner echt wissenschaftlichen Haltung heraus gelingt es Przywara, eine Reihe von Vorwürfen und Mißverständnissen gegen Scheler zurückzuweisen, wofür ihm Freunde wie Feinde den aufrichtigsten Dank schulden, die Freunde, weil diese Zurückweisung von nichtphänomenologischer, also völlig unverdächtiger Seite so überzeugend erfolgt ist, die Gegner, weil nunmehr erst der Raum frei ist für den Kampf um die Hauptstellung der Schelerschen Philosophie. So führt Przywara klare Gründe gegen die Annahme an, Scheler vertrete den erkenntnistheoretischen Idealismus, Argumente, die man vielleicht noch durch den Hinweis auf die hohe Schätzung, die der kritische Realist Külpe bei Scheler genießt, und auf die fortwirkenden Traditionen des Aristotelikers Brentano in der gesamten Phänomenologenschule ergänzen könnte. Die auch nach meiner Meinung in ihrer überspitzten Art unglückliche Formulierung Schelers von ‚einer evidenten Einsicht in die Unbeweisbarkeit Gottes als daseiende Person‘ ist durch die Rückführung auf den Unterschied zwischen der einfachen Konstatierung des Daseins einer Person und dem Erfassen des inneren Lebens einer Person ihrer Schärfe entkleidet und zum richtigen Verständnis gebracht. Ausge-

---

* Freiburg, Herder. 1923.

zeichnet ist die Abweisung des Vorwurfes, daß Scheler ‚alles sittliche und alles religiöse Verhalten in ein Gefühlsverhalten auflöse, weil er erstens die Objekte von Ethik und Religion als Werte gegeben sein lasse, und das zweitens in einem „Fühlen". Denn es ist durchaus nicht Schelers Lehre, ethisches und religiöses Verhalten mit Gefühlsverhalten zu identifizieren. Erstens ist nach ihm das hier in Frage stehende „Fühlen" scharf geschieden vom subjektiv gerichteten und erkenntnismäßig blinden (irrationalen) „Gefühl", und zweitens ist das „Wertfühlen" nur der Quellpunkt, nicht der Gesamtinbegriff des ethischen oder religiösen Verhaltens'. Gerade hier stellt Przywara am stärksten die Einheit zwischen Scheler und Scholastik fest; denn Schelers Lehre bestimmt mit der Scholastik das Religiöse wie auch das Ethische durch Betonung des Materialen, im Gegensatz zum Sollensformalismus Kants und der Moderne, aus dem Objekt.

Nicht weniger gelungen ist die Herausarbeitung der entscheidenden Unterschiede gegenüber Rudolf Otto, Heinrich Scholz und Ernst Troeltsch, den bekanntesten protestantischen Religionsphilosophen der Gegenwart, ebenso die energische Abweisung der modernen katholischen Intuitionsphilosophen mit ihrem Anspruch auf Max Scheler. Hier schreibt Przywara mit Recht: ‚Dieser Gleichsetzung zweier ganz heterogener Methoden ist hauptsächlich die gegenwärtige Verwirrung im Streit um Scheler zu danken und nicht zum mindesten die wachsende Diskreditierung der Phaenomenologie in katholischen und nichtkatholischen Kreisen, da sie durch diese Gleichsetzung einer logischen Reduktionserkenntnis des „Wesens" mit einer psychologischen „Intuition" der „Realität" nur als Verabsolutierung subjektiv bedingter Einsichten erscheint, bezw. als eine Herrschaftsanmaßung subjektiven Erlebnisses gegenüber objektiven Wahrheiten, oder anders ausgedrückt als Theologentum von Gnaden unmittelbarer subjektiver Einsicht.' Auch in wesentlich schwierigeren Fragen weiß Przywara Scheler durchaus zu rechtfertigen, so besonders in seiner Stellung zu den Gottesbeweisen, die er in seinem ‚Ewigen im Menschen' so scharf abgelehnt hat. Przywara zeigt klar, daß Scheler trotz dieser Ablehnung nicht vom Vaticanum und nicht vom Antimodernisteneid getroffen wird, erstens weil Schelers Polemik ‚sich einzig gegen äußere Beweisformen richtet, vielleicht vorab gegen gewisse naturwissenschaftliche Gottesbeweisformen, die aber auch der echten Scholastik fremd sind', sodann weil ‚Vaticanum wie Antimodernisteneid gegen Systeme gerichtet sind, die eine objektive wissenschaftliche und allgültige Sicherheit des Daseins und Wesens Gottes leugnen: gegen die Leugnung eines natürlichen Wissens von Gott (Traditionalismus), des wahren Sicherheitscharakters dieses Wissens (Coll. Lac. VII 79) und seiner rationalen und ins Transzendente weisenden Natur (Immanentismus)'. Scheler kommt ebenfalls, nur auf einem andern als dem üblichen Wege zur Ablehnung und stellenweise schärfsten Zurückweisung dieser von der Kirche verworfenen Sätze. Und so gelingt es Przywara, auch die Frage nach einem etwaigen Ontologismus bei Scheler zu klären, die sich im Zusammenhang mit seiner

Lehre von der ‚Unmittelbarkeit' erhebt. „,Unmittelbarkeit" bedeutet bei Scheler auf keinen Fall „Wesensschau des Daseins Gottes" — was schon ein rein von phaenomenologischer Methodik her unvollziehbarer Begriff ist', wie der Verfasser mit Recht gegen Hessen, Adam und Switalski bemerkt. Schelers Unmittelbarkeit ‚ist entgegengesetzt dem „formalen" Schlußverfahren und einem Ursachebegriff, wie er in naturwissenschaftlicher Kausalität gegeben wäre. Der Wesenspunkt der „analogia entis" jedoch, nämlich die Erkenntnis des Geschöpflichen als erstes und die Erkenntnis Gottes im Gleichnis des Geschöpflichen als zweites, dürfte bei ihm gewahrt sein'.

In all den angeführten Punkten wird es nach den klaren, überzeugenden Nachweisen Przywaras nicht mehr möglich sein, Scheler, soweit sein bisheriges Schrifttum in Betracht kommt, Inkorrektheit vorzuwerfen. Auch werden wir dem Verfasser gerne zustimmen, wenn er einige sehr berechtigte Wünsche an die Phaenomenologie richtet, besonders hinsichtlich ihres Verhältnisses zur Theologie. ‚Nur dann kann von einer Phaenomenologie der gegebenen religiösen Welt die Rede sein, wenn nicht religionsschöpferische Konstruktionen, sondern Wesensforschung innerhalb der gegebenen Tatsächlichkeiten geboten wird. Die dogmatische Korrektheit ist wesenhafte methodische Voraussetzung einer Phaenomenologie der übernatürlichen Gegebenheiten, die eben Gegebenheiten des Glaubens sind und darum nur gegeben sind in der autoritativen Lehre. Darum aber ist für den Religionsphaenomenologen, wie wir schon früher sagten, große Vertrautheit mit der Fachtheologie einfach methodische Notwendigkeit und Voraussetzung.' Mit Recht warnt er vor ‚Rationalisierung der Glaubensmysterien'. Nach all dem, was Scheler selbst in seinem ‚Ewigen' über das Wesen und die Notwendigkeit der kirchlichen Autorität gesagt hat, wird er obigen wohlgemeinten Forderungen ohne weiteres zustimmen.

Und dennoch — trotz so mancher Übereinstimmung kommt Przywara zu einer Ablehnung der zentralen Schelerschen Sätze. Dieses Zentrum der Philosophie Max Schelers sieht er mit Recht in seiner Wertlehre. ‚Nicht die Alternative Unmittelbarkeit — Mittelbarkeit, sondern die Alternative Wertfühlen — Seinserkennen ist der Punkt der Scheler-Kontroverse.' Die allgemeine Wertlehre Schelers beruht nach dem Verfasser ‚in der Hauptsache auf drei Sätzen: 1. Auf dem von der Objektivität der Werte, 2. auf dem von der Unableitbarkeit der Werte sowohl vom Wahrheits- und Seinsbegriff als auch untereinander und 3. auf dem von der Priorität des Werterfassens vor dem Seinserfassen'.

Im ersten Satze von der Objektivität der Werte stimmen Scholastik und Phaenomenologie überein. Der Hauptunterschied liegt dagegen in der Auffassung vom Wesen des Wertes überhaupt. Der Kern der scholastischen Wertlehre besteht nach Przywara darin, daß der Wert ‚eine in sich relationslose Eigenbestimmtheit des jeweiligen Seinswesens' ist; ‚jedes Seinswesen hat in dem Maße „Wert", als seine spezifische Natur sich auswirkt'. Jeder Gegenstand besitzt ein ideales Wesen, oder religiös gesprochen, von

jedem Gegenstand gibt es eine Idee, die Gott von diesem Gegenstand in seinem Geiste hat; und je mehr der Gegenstand in der Wirklichkeit seinem idealen Wesen entspricht, umso mehr Wert besitzt er. Der sittliche Wert, das Sittlich-Gute ist dementsprechend die Auswirkung der dem Vernunftwesen eigentümlichen Vernunftnatur. Das ideale Wesen eines vernünftigen Geschöpfes besteht in der Vernunftnatur, und je mehr die Inhalte ‚des nach den inneren Gesetzen seines Wesens funktionierenden Verhaltens der Vernunftnatur in sich' verwirklicht werden, um so höher steht an sittlichem Werte dieses Vernunftwesen. ‚Sittlich gut also ist, was gemäß der Vernunftnatur geschieht', ist ‚das wesenhafte Verhalten des Vernunftwesens, wodurch es Vernunftwesen ist.' Weil nun Gott das höchste Vernunftwesen, das ‚Vernunftwesen a se', der Mensch dagegen nur geschöpfliches Vernunftwesen, ‚Vernunftwesen ab alio', ist, deshalb findet der Mensch die letzte Erfüllung seiner Sittlichkeit in Gott. So ist Gott letztes, persönliches Ziel des Menschen und zugleich Gesetzgeber des Menschen, wenn das, ‚was in sich als Wesenhaftes wesensnotwendig ist', als Gesetz formuliert wird. Der Unterschied gegenüber dem zweiten Satz von Scheler besteht also darin, daß der Wert nicht als etwas Eigentümliches, Selbständiges vom Sein zu unterscheiden ist, sondern selber nur ‚ein innerer Sachverhalt der Seinswesen' ist. Die Frage nach dem Werte ist nach dieser Anschauung die Frage nach dem Wirklichsein eines ideellen Seins, oder, um eine gebräuchliche moderne Formulierung anzuwenden, es ist die Frage, inwieweit ein bestimmtes ‚Sosein' ‚Dasein' besitzt. Dadurch ist das Verhältnis zwischen Sein und Wert bei Przywara ganz andersartig als bei Scheler. Bei Przywara ist Wert ein gradueller Begriff, er bezeichnet den Grad der Verwirklichung eines idealen Wesens; bei Scheler ist Wert, wie wir unten aufzeigen, ein Qualitätsbegriff. Bei Przywara gehört der Wert zum Sein selbst, ist eine Art des Seins, bei Scheler ist der Wert am Sein. Daher ist die Werterkenntnis für Przywara Seinserkenntnis, für Scheler Qualitätserkenntnis. Infolgedessen kann es für Przywara eine Unableitbarkeit der Werte aus dem Sein nicht geben, noch weniger einen Primat des Werterfassens vor dem Seinserfassen im Schelerschen Sinn. Die Priorität in dieser Beziehung, die er dennoch anerkennt, ist wieder ganz anderer Art als bei Scheler und beruht auf der Verschiebung, die alle Thesen Przywaras infolge seiner Wertlehre notwendig erleiden müssen. Weil nämlich Wert in der Hauptsache eine Frage nach der Verwirklichung einer bestimmten Wesensnatur ist, so kommt Przywara mit Notwendigkeit zu der zweiten These, daß ‚Wert' ein ‚Tätigkeitssachverhalt der Seinswesen' ist. Daraus aber ergibt sich von selber seine Lehre von der doppelten Möglichkeit, Werte zu erfassen, ‚einmal in rein theoretisch-konstatierender Stellungnahme, so wie ich physikalische Tatsachen erfasse (weil Wert ein innerer Sachverhalt der Seinswesen ist wie die physikalischen auch), dann aber auch im praktisch-tätigen Vollziehen oder Mitvollziehen der Werte selbst'. Im ersten Erfassen geben sich mir die Werte sozusagen ‚begrifflich', im zweiten

‚lebendig'. Weil das Sittlich-Gute nach Przywara in der Verwirklichung der Vernunftnatur besteht, so kann ich den sittlichen Wert auf doppelte Weise erkennen: entweder rein theoretisch-feststellend, oder indem ich selbst praktisch diese Vernunftnatur auswirke. Damit verschiebt sich aber der ganze grundsätzliche Unterschied, den Scheler zwischen Werterkennen und Seinserkennen zieht, zu dem viel einfacheren zwischen praktischem und theoretischem Erkennen. Der streng apriorische Unterschied Schelers wird zu dem rein praktischen Unterschied Newmans, dessen Unterscheidungen zwischen ‚real' und ‚notional', ‚natural inference' und ‚formal inference', ‚implicit reasoning' und ‚explicit reasoning' Przywara als ‚die klassische Formulierung des Wahrheitskernes der Schelerschen Auffassungen' bezeichnet. Auch Newman kennt einen ‚Primat der Liebe'. Aber er ist nicht bedingt durch die Wesensnatur des Denkens, sondern er ist lediglich gegeben durch das praktisch menschliche Verhalten. Der Mensch ist nun einmal praktisches Wesen, daher geben sich dem konkreten Menschen Sittlichkeit und Religion im natürlichen, nicht zuerst im reflexiven Denken. Weil aber der konkrete Mensch wesenhaft auf Sittlichkeit und Religion gerichtet ist, . . . ‚so enthüllt sich das natürliche sittliche und religiöse Denken, der sozusagen persönliche sittlich-religiöse Instinkt als letzte Richtkraft des konkreten Menschen'.

Auf eine kurze Formel gebracht, lautet die Workthese Przywaras: Weil Wert ein Seinsverhalt und zugleich ein praktisches Verhalten ist, kann er sowohl in metaphysischer wie in praktischer Erkenntnis erkannt werden. Das ganze apriorische Wesenssystem Schelers verschiebt sich dadurch zu dem aposteriorisch praktischen System Newmans. Das alles ist ganz streng logisch abgeleitet.

Was ist nun dieser Wertlehre Przywaras und ihren Ableitungen entgegenzuhalten? Nichts anderes, als was Scheler jedem Formalismus in der Ethik entgegengehalten hat. Jede Erklärung der sittlichen Tatsachen durch formale Bestimmungen bedeutet einen Umweg, der das nicht weiter Ableitbare und Erklärbare mit Hilfe solcher Mittel zu erklären sucht, die eigentlich umgekehrt ihre letzte Erklärung nur aus den Wesenstatsachen gewinnen, die man sich auf diese Weise vergeblich zu erklären bemüht hatte. Auch Przywara bleibt noch im Formalen stecken, allerdings in einem Formalen anderer Art als Kant. Warum ist das, ‚was gemäß der Vernunftnatur geschieht', überhaupt vernünftig? Worin liegt die Vernunft eines vernünftigen Verhaltens? Wir sehen, wir können diese allgemeinste formale Bestimmung eines sittlichen Verhaltens nur dadurch begreifen, daß wir uns klar machen, was in einem solchen vernünftigen Verhalten geschieht. Vernünftiges Verhalten liegt doch nur vor, wo ein Wert verwirklicht wird oder ein höherer Wert einem niederen Werte vorgezogen wird. Das ist unmittelbar einsichtig; wer sich das einmal klar vor Augen hält, der wird einsehen, daß man diesen einfachen Sachverhalt nicht weiter erklären kann, ja gar nicht weiter zu erklären braucht. Sobald dieses ‚Qualitative' erfaßt ist, steht es vor uns als in sich einsichtiger Sachverhalt, als eine

‚reine Wesenheit'. Das eben ist die Großtat Schelers, daß er dem Menschen den Zugang in das Reich der Werte wieder erschlossen hat, dadurch, daß er die Werte nicht von irgendwelchen andern Kriterien ableitete, sondern ihre Eigenbestimmtheit als Qualitäten sehen lehrte. Es ist merkwürdig, wie das Einfachste und Natürlichste dem erkennenden Menschen so sehr verloren gehen konnte, daß man es ihn erst wieder sehen lehren mußte. Am leichtesten kann man sich diese Dinge immer noch an den Sinnesqualitäten, etwa Farbe, Ton, Geschmacksqualitäten, klar machen, von denen die ganze Phänomenologie der Qualitäten auch ausgegangen ist. Nichts Einfacheres und Natürlicheres, als daß grün eben grün und weiß eben weiß ist, als Qualität einfach nicht weiter ableitbar. Alle Theorie der primären und sekundären Sinnesqualitäten kann höchstens die kausale Erklärung für das Auftauchen solcher Qualitäten in einer konkreten Sinnesempfindung geben, niemals aber eine Erklärung der Qualitäten selbst. Als Qualitäten gehören Farbe, Ton usw. ihrem Wesen nach einfach dem ewigen Reiche der ‚Washeiten' an. Nicht anders steht es mit den Qualitäten, die zu dem Reiche der Werte gehören. Auch die Werte sind Qualitäten, die ihren Platz haben in der wundervollen Farbenfülle, dem materialen Qualitätsreichtum des Seins. Daß man diese einfachen Dinge erst wieder sehen lernen mußte, scheint mir daher zu kommen, daß alle bisherige Philosophie in erster Linie auf formale Allgemeinheiten gerichtet war und darüber die materialen Allgemeingültigkeiten vernachlässigt hat. Fast alle bisherige Metaphysik suchte in erster Linie die Formeinheiten zu begreifen, die diese wirkliche Welt ‚im Innersten zusammenhalten', sei es Kausalität, Substanz, Sein und Werden u. dgl. Dadurch erschienen die Qualitäten nur als ‚Akzidentien', die nicht das eigentliche Wesen, ‚die Substanz', ausmachten. Es ist das einmal ein Erbe des ‚Formdenkens' der Griechen, zum andern auch eine Folge davon, daß das Kausaldenken, das Kausalerklären im Denken des Menschen fast überall am stärksten vorherrscht. Durch diese einseitige Richtung auf das Formale ist die Menschheit immer ärmer an Qualitäten geworden, und die Wendung, die sich heute vollzieht, besteht darin, daß wir ‚die bunte Welt Gottes sich uns auftun und hell uns grünen sehen', wie Scheler in einer seiner besten Abhandlungen schreibt.

Dieses Reich der Qualitäten und damit auch der Werte ist etwas durchaus Objektives, das dem Menschen völlig unabhängig gegenübersteht und das daher auch völlig objektiver Erkenntnis zugänglich ist. Wenn Scheler die Werte von einem ‚Fühlen' erfaßt werden läßt, so will das nur besagen, daß die Erkenntnisfunktion, in der die Wertqualitäten begriffen werden, eine andersartige ist als die Verstandesfunktionen, mit denen die Formalia erfaßt werden, weil eben der besonderen Art des Erkenntnisobjektes als Wertqualität auch eine besondere Art der Erkenntnisfunktion entspricht. Beide aber, Verstandesfunktion wie Fühlfunktion, gehören der objektiv erkennenden Vernunft an. Von Irrationalismus kann da keine Rede sein, wie auch Przywara ganz richtig gesehen hat. Nennt es ‚Fühlen',

nennt es ‚Schauen', nennt es ‚Ertasten', auf den Namen kommt es nicht an; die Hauptsache ist nur, daß die Eigenart der Erkenntnisfunktion entsprechend der Eigenart des Objekts gewahrt bleibt.

Aus dieser ‚Rehabilitierung der Werte' wächst konsequenterweise die zweite Großtat Schelers, daß er in dem Wert des Heiligen die materiale Qualität der Religion festgestellt hat, und zwar des Heiligen als vollständig objektiver Kategorie ‚in sich' und ‚für sich', ganz abgesehen von jeder Gefühlswirkung, die es auf den Menschen hat (im Unterschied von Otto, der in den Gefühlswirkungen des Heiligen stecken bleibt). Durch diese einfache Feststellung, daß das Heilige die wesenhafte Objektsqualität der Religion sei, hat Scheler die Religion mit einem Schlage aus dem ganzen Wuste der psychologistischen, soziologischen, immanentistischen Erklärungsversuche befreit, die im Laufe der Zeit aufgetreten sind und in Wirklichkeit nichts als Verdrehungen der Religion darstellen. Nach den klaren Aufweisungen Schelers ist es einfach nicht mehr möglich, Religion als eine Folge des metaphysischen ‚Triebes' zu ‚erklären'. Nun erst sieht man die Lächerlichkeit des Feuerbachschen Satzes ein: ‚Der Mensch hat Gott nach des Menschen Bild erschaffen,' auf den im Grunde all diese Erklärungsversuche der Religion hinauslaufen, ob sie nun mehr idealistisch klingen oder so derb real, wie Feuerbach ihn ausgesprochen. Es muß einmal offen anerkannt werden — und das scheinen mir die meisten Kritiker Schelers übersehen zu haben —, daß es das Verdienst Schelers bleibt, die Eigenart und Eigenständigkeit der Religion für immer fest begründet zu haben, nicht durch sekundäre Ableitungen, sondern durch einfachen Aufweis der Tatsachen.

An dieser Stelle erkennen wir endlich auch die eigentliche Fragestellung der Religionsphänomenologie. Ihre Aufgabe ist nicht die Gotteserkenntnis selbst, sondern die Erkenntnis der R e l i g i o n, und zwar nach ihrer doppelten Seite, nach der Gegenstands- wie nach der Aktseite. Phänomenologie nimmt ganz schlicht und einfach Religion als gegebene Tatsache und fragt lediglich, welche Wesenheiten sich in diesem Gebilde der Religion vorfinden. Welches der Gegenstand, das Objekt des religiösen Verhaltens und was das Wesen der diesen Gegenstand erfassenden Akte sei, das allein interessiert den Phänomenologen. Das ist überhaupt das Eigentümliche der Phänomenologie, daß sie den Menschen eigentlich nicht vor neue Wesenheiten führt, sondern daß sie den Menschen zur stillen Besinnung auf die Wesenheiten hinleitet, die ihm durch das Leben selbst oder durch die Forschung gegeben werden. Husserl hat seinerzeit nicht daran gedacht, mit seinen Logischen Untersuchungen eine neue Logik zu schaffen. Er hat dem Menschen nur die logischen Tatsachen neu gezeigt, auf denen alle Logik beruht. Es fällt der Phänomenologie nicht im entferntesten ein, etwa die Biologie ersetzen zu wollen; und doch gehört der Begriff des Lebens, der für alle Biologie grundlegend ist, zu ihrem Forschungsbereich. Was das Wesenhafte, das Wesenseigentümliche in diesem Begriff ‚Leben' sei, das sucht die Phänomenologie zur Anschauung zu bringen. Wie notwendig eine derartige Klärung der Wesen ist, das zeigen

die mechanistischen Irrwege der Biologie. Ebenso ersetzt die phänomenologische Wertlehre nicht eine praktische Moral. Aber was das Wesenhafte aller Ethik und Moral sei, das aufzuklären war angesichts der formalistischen Irrwege Kants und der eudämonistischen und utilitaristischen Verdrehungen aller Zeiten eine unvergängliche Leistung der Phänomenologie. Und ebenso unvergänglich ist das Verdienst Schelers, wenn er an dem Objekt aller Religionen, vom Fetisch des Wilden bis zur geläuterten Gottesidee des Christen, als das Wesentliche, als das den religiösen Gegenstand überhaupt erst Konstituierende den Wert des Heiligen festgestellt hat. Im völligen Mißverstehen der phänomenologischen Methode liegt die Ursache für fast alle Angriffe gegen Scheler von seiten der theologischen und scholastischen Schulen, die infolgedessen alle nicht treffen. Ein klassisches Beispiel für ein derartiges Mißverstehen ist das neue Buch von Geyser.* Bei ihm erhält man den Eindruck, als ob die Phänomenologie anstatt auf dem Wege des Schlusses auf dem Wege unmittelbarer Wesensschau zur Gotteserkenntnis gelangen wolle. In Wirklichkeit ist es so, daß für den Phänomenologen die Religion einfach da ist. Er geht an die Religion ohne jede vorgefaßte konstruierende Theorie heran und fragt sich: Was ist? Was ist auf der Seite des Objekts, was auf der Seite des Subjekts? Przywara hat am Anfang seines Buches die phänomenologische Fragestellung richtig erkannt; er scheint mir aber doch später da und dort wieder abzubiegen zu einer Auffassung, nach der es Phänomenologie mit direkter Gotteserkenntnis zu tun hätte. Religion also und nicht Gott, und Gott nur, insofern er das Objektive in der Religion ist, und nicht Erkenntnis Gottes, sondern Erkenntnis des Aktes, mit dem in der Religion Gott erfaßt wird, das ist der Gegenstand der Religionsphänomenologie. Und wenn von diesem religiösen Akt eine gewisse ‚Unmittelbarkeit' des Gotterfassens behauptet wird, so nimmt wiederum — um drastisch zu sprechen — die Phänomenologie diese Unmittelbarkeit nicht für sich in Anspruch, sondern für die Religion.

* Augustin und die phänomenologische Religionsphilosophie der Gegenwart, Veröffentlichungen des Katholischen Instituts für Philosophie, Albertus-Magnus-Akademie zu Köln, Bd. I 3, 1923. Im übrigen ist das Buch methodisch und inhaltlich völlig verfehlt. Jeder seiner kleinlich nörgelnden Sätze beweist, daß dem Verfasser die Fragestellung der Phänomenologie in keiner Weise klar geworden ist, wie er übrigens selber an einer Stelle offen zugibt. Daß er dennoch eine Auseinandersetzung mit dieser nichtverstandenen Methode wagen konnte, bleibt rätselhaft, d. h. sie ist auch darnach ausgefallen. Wie kläglich wirkt es doch bei einem Philosophen, wenn er seinem Gegner immer wieder mit Denzingers Enchiridion zu Leibe rückt; das ist nicht mehr Philosophie, sondern eine unzulässige Grenzüberschreitung nach der Theologie hin und erweckt stellenweise geradezu den unangenehmen Eindruck von Ketzerriecherei. Um die Arbeit zu charakterisieren, genügt der Hinweis, daß der Verfasser das lateinische Sanctus mit — ‚ehrwürdig' (sic!) zu übersetzen sucht. Ein höherer Grad von Wertblindheit läßt sich wohl nicht mehr denken. Beschämend, daß etwas Derartiges unter dem Namen Alberts des Großen ins Land hinausgeht!

Wenn man diese Fragestellung der Phänomenologie richtig erfaßt hat und dazu die oben gezeichnete qualitative Grundstellung Schelers mit heranzieht, dann wird einem der vielumstrittene Satz von der ‚Unmittelbarkeit der Gotteserkenntnis' fast von selber klar. Es ist die Eigentümlichkeit der Qualitäten, daß sie nicht durch deduktives Verfahren erkannt werden können, sondern nur, wenn sie ‚unmittelbar gegeben' sind. Man kann einem Blinden Hunderte von Deduktionen über die Farben vorführen, man kann ihm die kausalen Erklärungen über die Entstehung der Farbempfindung vollkommen klar machen, das Wesen der Farbe wird ihm ewig verschlossen sein. Genau so ist es auch mit den Qualitäten der Werte; auch sie müssen ‚unmittelbar' aufleuchten, um erfaßt zu werden. Ebenso steht es daher auch mit dem Wert des Heiligen. Nur haben wir es hier mit einer ‚Unmittelbarkeit' eigener Art zu tun. Das Heilige ist der absolute Wert, der unendlich höchste Wert, und voll adäquat könnten wir ihn nur erfassen, wenn wir den Träger des Heiligen, in dem der Wert des Göttlichen wirklich ist, d. i. Gott unmittelbar in der absoluten Schau, mit der Gott sich selber erkennt, schauen dürften. Diese Schau aber ist uns endlichen Wesen nicht gegeben. Infolgedessen erfassen wir das Göttliche nur inadäquat, indem wir es verhüllt, durch die Schleier des Endlichen hindurchleuchten sehen. Jedem, der einmal eine ‚heilige Stunde' erlebt hat, ist es unmittelbar gewiß, daß das Heilige, dem er sich so nahe fühlte, doch weit über sein Begreifen hinausreichte. Das ist der tiefste Sinn der ‚Analogia entis', daß in der Religion der allheilige Gott im Endlichen ‚unmittelbar' aufleuchtet und dennoch geheimnisvoll verborgen bleibt. In dieser starken Betonung der Analogia entis kommt übrigens Przywara selbst Scheler sehr weit entgegen. Auch Przywara betont den Analogiecharakter, den alles Endliche in den Fragen der Religion besitzt, so stark, daß er ‚den Vorgang der Gotteserkenntnis eben am besten nicht mit andern Schlüssen vergleichen' lassen will; auch er spricht von dem Aufleuchten eines neuen Wesens aus und in den gegebenen Wesen und trifft sich hier fast wörtlich mit den Anschauungen Schelers. Ebenso nähert er sich — nebenbei gesagt — durch die Wiederaufnahme der Individualitätsauffassung von Suarez sehr stark der Personlehre Schelers.

Aus derselben Einsicht wird uns auch Schelers Polemik gegen die üblichen Gottesbeweise verständlich. Eben weil dieses Qualitative, das Heilige, das Wesen der Religion ist, darum, sagt Scheler, kann man das Heilige nicht konstruieren und nicht deduzieren, so wenig als eine andere Qualität. Das Heilige ist eben nicht eine Verlängerung der endlichen Werte ins Unendliche, eine ‚Verabsolutierung' der Werte des Guten, Wahren und Schönen, wie Windelband wollte, sondern eine Wesenheit eigener Art, die wohl all die vorgenannten Werte absolut in sich vereint und doch viel mehr und noch etwas ganz anderes ist als diese, eben das ‚Heilige'. So, sagt Scheler, muß wenigstens eine Ahnung von dieser Wesenheit dem Menschen aufgegangen sein, dann erst erhalten alle meta-

physischen Beweise ihre volle Erfüllung und ihre letzte Bekrönung. Es ist eben so, daß dieses Quale des Göttlichen aus keinem der Beweise herausspringt, sondern eben ‚gegeben' werden muß, und zwar in der Religion, die dem Menschen die geheimnisvolle ‚Berührung' des Göttlichen gewährt, so daß durch sie in seiner Seele dieses Quale des Heiligen aufleuchtet. Das liegt ja schließlich auch in der Lehre der Kirche, daß zu allem Erkenntnisbemühen des Menschen um Gott die Gnade Gottes hinzutreten muß, damit er zum Gottesglauben gelange. Nun erst, da das Heilige in seinem Herzen lebendig ist, schaut der Mensch beglückt, wie all die metaphysischen Beweisgänge, die ihn klar auf ein Absolutes wiesen, ihre letzte Rundung und Fülle empfangen haben. Liegt in dieser Lösung der ‚Frage nach Gott' nicht die Erfüllung der tiefsten Sehnsucht unserer Zeit? Przywara spricht selbst von dem ‚unverkennbar im katholischen Geistesleben der letzten Jahre immer mehr hervorgetretenen Unbehagen an den überlieferten Theorien von Gotteserkenntnis und Glaubensbegründung'. Aber wie unbefriedigend waren auf der andern Seite die Lösungsversuche des Immanentismus, des Intuitionismus u. a. m.! Liegt nicht das Verdienst der Schelerschen Lösung darin, daß er die strenge Objektivität der überlieferten Richtung wahrt, ohne ihren formalistischen Rationalismus beizubehalten? Gleicht Scheler darin nicht Newman, der es nach der Apologia immer als ‚eine intellektuelle Feigheit empfand, für seinen Glauben keine vernünftige Grundlage zu haben', und dennoch im gleichen Buche immer wieder betont, wie wenig er von ‚Beweisen' halte.

Wenn dieser Standpunkt der Phänomenologie klar gewahrt bleibt, dann lösen sich auch die andern Schwierigkeiten fast von selbst, so besonders die Frage nach dem Unterschied zwischen natürlicher Gotteserkenntnis und übernatürlicher Gottesoffenbarung. Es ist klar, daß Gott dem Menschen nicht nur durch die analogia entis ‚sichtbar' werden kann, sondern daß er ihn durch unmittelbares Erschließen seiner Selbst tiefer hineinführen kann in die Geheimnisse seines Wesens; das letztere aber ist etwas wirklich und vollkommen Übernatürliches, das völlig ungeschuldet der göttlichen Gnade entfließt. Damit ist aber auch gegeben, daß alle Wesenheiten, die in der übernatürlichen Offenbarung dem Menschen erschlossen werden, eben schlechthin gegeben sind, daß er sie lediglich gläubig anzunehmen hat. So scheint mir gerade Schelers Wertlehre so manche Grundposition des Katholizismus viel tiefer verständlich zu machen als die bisherigen Erklärungen.

Nicht zum wenigsten aber kommt es darauf an, daß das Wesen des Qualitativen immer klar vor Augen behalten wird, dann wird sich auch die Schwierigkeit, die Przywara in dem Schelerschen Verhältnis von Wert und Sein findet, einfach lösen. Mir scheint bei Przywara ein Mißverständnis vorzuliegen; denn manchmal erweckt es den Eindruck, als ob Scheler nach der Auffassung des Verfassers den Wert als ein Sein neben dem andern Sein betrachten würde. Dem ist natürlich nicht so. Es ist eben die Eigen-





Hugo Troendle / Die Wanderer und Abend im Bauernhof

tümlichkeit des Qualitativen, daß es — Qualität ist, Eigenschaft, die eines existenzialen Seins bedarf, um ‚wirklich' zu sein, wie das überhaupt das nicht weiter erklärbare Wesen sämtlicher Wesenheiten ist, daß sie, um wirklich zu sein, den Schritt getan haben müssen aus dem Reiche ihres rein logischen Seins in die ganz andere Welt der realen, existenzialen Wirklichkeit. Weil eben jeder Wert seiner Natur nach nur Qualität eines Seins ist, so ist die Einheit von Wert und Sein in diesem Verhältnis gegeben, damit auch die letzte Einheit von Religion und Metaphysik.

Und nun noch zum Liebesprimat Schelers; auch hier müssen wir uns streng an die Eigentümlichkeiten des Qualitativen halten. Wenn das Heilige höchste Wertqualität ist, und wenn es zum Wesen der Werte gehört, daß sie vor allem im Akte der Liebe aufleuchten, dann ist es klar, daß auch das höchste Wertwesen, der Gott der Religion, am unmittelbarsten im Akt der Liebe erfaßt wird, zumal wenn sich die Erkenntnis noch weiter zu dem geschlossenen Kreise rundet, daß nämlich die höchsten Werte Personwerte sind und daß unter den Personwerten wiederum der höchste die Liebe ist. Es ist ein wundervoller, geheimnisreicher Kreis, der sich uns da auftut: Liebe als höchstes Wertverhalten der Person führt wiederum zur Liebe als dem höchsten Wertgegenstand. Geheimnisvoll ist uns schon dieses Wesen der natürlichen Liebe, begreiflich wird es uns, wenn wir es begründet schauen in dem unbegreiflichen, geoffenbarten Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit. — Die Heiligkeit Gottes beruht demnach in der unaussprechlichen Tiefe und Art seiner Liebe, die sich auch in der Heiligkeit seiner Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Güte usw. auswirkt. Und es ergibt sich von selbst, daß wir dann Gott am nächsten stehen und ihn am tiefsten erfahren, wenn wir ihm in der Liebe nahen. Gewinnt durch diesen Liebesprimat nicht auch Newmans Theorie der ‚praktischen Erkenntnis' ihre letzte, tiefste Begründung? Bekommt nicht jeder ‚Pragmatismus' seine Rechtfertigung durch die für sich bestehende Wahrheit der Tatsachen und Verhältnisse? Wobei ich beileibe nicht Newman mit den Pragmatisten vom Schlage eines James zusammenwerfen will. Pragmatismus nenne ich hier lediglich ganz allgemein jede Anschauung, die einen Primat des ‚Praktischen' betont. Woher kommt denn die Wirkung der Liebe, jener so schön bezeichneten ‚ehrfürchtig-sehnsüchtigen Einstellung', daß sie uns weiter führt als eine ‚kritisch zergrübelnde, zaudernd abwägende Haltung'? Mag das nicht in dem letzten Wesensverhalten des Seins selbst begründet sein?

Mit alledem soll nicht gesagt sein, daß Schelers Werk bereits etwas Vollkommenes darstelle. Niemand als Max Scheler selbst wird besser wissen, wie sehr sein Werk noch verbesserungsbedürftig und ausbaufähig ist, wie mancher Irrtum und wie manche Täuschung es noch daraus zu entfernen gibt. Phänomenologie ist doch kein magischer Zauber gegen Irrtum und Täuschung. Gerade Scheler selbst weist immer wieder auf die Täuschungsmöglichkeiten auch in der ‚Wesensschau' hin. Den schönen Sätzen, die Przywara über die ‚innergeschöpfliche Wertallheit' des Menschen gefunden

hat, in diesem Punkte die Auffassung Schelers vom Wesen des Menschen korrigierend, ebenso wie über die Absolutheit des Christentums*, wird auch der Phänomenologe gerne zustimmen, weil hier tiefere Einsichten vorliegen als in der abgelehnten Ansicht. So ist ein vorsichtiger, von kritischer Sachlichkeit getragener Weiterbau der Phänomenologie ein Erfordernis der Stunde. Und ein solcher Weiterbau wird durch nichts besser geleistet als durch solch ehrliche, gerade Auseinandersetzungen wie die von Przywara. Er spricht so trefflich von einem gemeinsamen Ziel, dem ‚eine organisch weitergeführte Scholastik und eine abgereifte und ernüchterte Moderne' gemeinsam zustreben. Das eben müßte noch viel mehr herausgearbeitet werden, die innere Verwandtschaft von Scholastik und Phänomenologie; beiden gereicht es zum Schaden, wenn sie in erster Linie auf das Trennende sehen. Sie alle, die verschiedenen Arten objektiv gerichteter Philosophie, Patristik, Scholastik und Phänomenologie müßten sich als Werkgenossen begreifen an dem Webstuhle der einen menschlichen Erkenntnis, als Glieder der einen philosophia perennis.

---

* ‚Nur wenn Christentum genau so als Absolutreligion gefaßt wird wie der natürliche Gottesglaube, ist ihm jene innere, alle einzelmenschlichen und einzelvölkischen seelischen Besonderheiten in sich umfassende „katholische" Weite eigen, aus der heraus Scheler selber beim Gottesglauben den Relativismus der historischen Gottesauffassungen positiv überwindet. Intellektualhaltung und Ethos des Christentums sind eben, weil Christentum Absolutreligion und nicht Zeitreligion ist, übernatürliche Absolutreligion und nicht eine relative Form natürlichen Gottesglaubens, weder identifizierbar mit Patristik, noch mit Scholastik, noch mit irgend einer zeitgeschichtlichen Geistesstruktur. Sondern alle für Einzelmensch, Volk und Rasse nur immer möglichen Geistesstrukturen, soweit sie dem reinen Gottesgedanken nicht wesensfeindlich sind, sind mögliche Formen, in denen der unveränderliche Wesensgehalt des Christentums sich kundtun kann. Christus als „Ineinsfassung von Himmel und Erde" (Eph. 1, 10) und fortlebend im Christentum, so daß Christentum wesenhaft nichts ist als „Haupt und Leib, ein Christus" (Augustin), fordert aus dem Wesen dieser Idee heraus die Fülle einzelmenschlicher und menschheitlicher Ausdrucksmöglichkeiten als das wechselnde Gewand seines Fortlebens.'

Der ungerechte Rechtsanwalt
Von O. Berneder

VI.

Das war eine seltene Woche, die ohne gewitterlichen Tumult den einen Tag immer schöner zur Welt brachte als den andern; wie ein Paradiesbäumchen die goldenen Früchte wirft. Still über Nacht war stets ein neuer Apfel gereift und fiel den Menschen als ein Tag voll reinster Sonnengüte in den Schoß. Allen derselbe Apfel und doch für jeden anders im Geschmacke. Den verschlafenen Stadtleuten hing er beim Erwachen schon überreif zum Fenster herein. Dagegen hatten die Landleute zu der Stunde, da er von Gottes freundlicher Hand über den wohlrunden Tischrand des Horizontes geschoben wurde, meist schon mehr getan, um ihn zu verdienen, als viele in der Stadt den ganzen Tag tun würden, um ihn gedankenlos zu genießen.

Die vom Elowenhof waren auch heute schon wieder aus dem Tor gestapft, als der stimmgewaltige Hahn des Hauses mit den Hähnen des Dorfes drunten kaum sein erstes Dämmerresponsorium beendigt hatte; und als er das zweite eröffnete, sangen bereits die Sensen ihre taufrischen Metten dazu. Einen Volltag über den anderen hatten die Leute zu leisten; die Junisonne war eine unerbittliche Schrittmacherin, ärger als selbst der Bauer, der doch wie ein Löwe hinter der Arbeit her war. Nach der begründeten Meinung des Fütterbuben, das heißt, nach dem Gefühl seiner Füße wurde der Schritt auch noch von Tag zu Tag schneller, die Wiese aber täglich größer, als wäre himmellang das ganze Firmament herabgefallen und sie müßten es zu Heu gedörrt in die Scheune des Bauern schaffen. Aber es leuchtete auch dem Fütterbuben trotz der breiten Krempe seines Hutes hell genug ein, daß man als ein Bauer, zu dem er so etwas wie ein Anfang zu sein glaubte, die Ernte nicht gemächlich beim Stubenfenster hereinlangen konnte.

Aber eine andere Dunkelheit machte ihm an diesem Vormittage zu schaffen: Weshalb war denn sein Herr, der eigentliche Bauer, nach der Morgensuppe in den Hof hinüber? Hätte er etwas anzuschaffen oder mitzunehmen vergessen, so wäre es doch viel einfacher gewesen, ihn, den Fütterjungen, heimzuschicken. Natürlich! Viel einfacher! Jedoch weniger für den Bauern als für ihn; dies dachte er aber nur ganz heimlich dazu. Es wäre in der Tat bedeutend einfacher gewesen, ein Stündchen oder zwei mit Spazierengehen zu vertragen, als den lieben Tag lang mit der Sense, einer ungefügen Tänzerin, über die Bergwiese walzen; nein, das war so einfach nicht!

Indes, auch wenn er den Mut gehabt hätte, sich dem Bauern anzubieten: Sag', was ich ausrichten soll!, der hätte ihm zu allererst wohl eine auf den vorlauten Mund gegeben und sich alsdann erst selber fragen müssen, was er drüben wollte. Er ging auch nur als der Kommandierte eines Herrn, der seinen Befehlen wenig Gründe mitzugeben pflegte, aber um so größere Kraft; aus dunklem Antrieb seines Herzens war er von der Arbeit fort. Es litt ihn gleichsam nicht in der vielen Sonne heraußen, da er sie innerlich

an diesem Tag wieder gänzlich entbehren mußte. Sie warf sich verschwenderisch an die Felsen hin und ging an seiner Brust vorüber, das sollte doch nicht sein! Da wäre es ja besser, Felsen in der Brust zu haben statt ein Herz. Fast möchte er den Tausch begehren und sich Steine wünschen; denn er wüßte einen, der gesteinigt werden sollte! Aber nein, es ging nicht; der Treulose stand zu nahe am Herzen seiner Tochter; immer noch; er müßte es auch mit treffen. Und eigentlich war das die große Wohltat Gottes, die auf seinem Geschlecht und Hof zu ruhen schien: sie hatten keine Härte im Blut und keinen Stein auf den Fluren. Das letztere war in der Felsumlagerung des Hofes wie ein Wunder; aber niemand sprach von einem solchen, denn es war von alters her nie anders gewesen. Doch vergaß der Clowenbauer nicht, daß er gesegnet war. Auf jedem Schritt gesegnet, den er aus der ungesegneten Stube seines Herzens tat. Welch üppiger Schnitt auf der Bergwiese drüben! Die heilige Andacht wollte einem bei solcher Arbeit kommen, wie in der Kirche, wenn es zum Segen war; wie Psalmverse legten sich die Zeilen hin, Gott aus sich selber preisend, und die Würzigkeit der Gräser stand wie der Atem Gottes um die Mäher.

Doch eben dieses hatte ihn fortgetrieben. Ihm war, als würde er mit seinem unverhehlbaren Gram das gottbeseelte Werk entweihen und den frohgemuten Schritt der Leute beschweren. Denn wie leicht fühlt man das finstere Gesicht des Herrn wie einen schwarzen Hund herschleichen hinter sich und getraut sich keine muntere Bewegung mehr zu machen. Wohl müßten ihn seine Leute besser kennen; niemals lud er seinen Groll bei anderen ab; so ungerecht zu sein würde er sich schämen.

Doch halt! Was log er sich da vor? Wenn er so war, wie er sich beschrieb, warum hatte er an diesem Morgen seiner Tochter die Freundlichkeit nicht geben können wie sonst? Der Himmel mochte ihm verzeihen! Er hätte ihr gerade an diesem Tag, da sich ihr vaterloser Bub das fünfte Mal jährte, eine fünfmal größere Liebe zuwenden sollen; auf den Jammer so vieler Jahre war einem Menschenkinde Trost vonnöten und nicht ein vorwurfsvolles Gesicht. Und der Bauer wußte auf einmal, daß er letzten Grundes heimging, um sich mit dem Mädchen zu versöhnen. Derlei nämlich geschah je bälder, desto besser. Liegt ein Wassertropfen nur einen Tag auf dem blanken Stahl, sogleich beginnt der Rost zu nagen; und so ein Tropfen Ungüte frißt sich rostgleich ins Gemüt. Er eilte, ihn wegzuwischen, er hatte gutzumachen. Um so mehr, als noch so vieles blieb, das nimmer gut werden konnte mit seiner Tochter. Nein, nimmermehr! Der heiße Groll erhob sich wieder in seiner Brust wie ein Geysirstrahl. Der Elende ließ sie mit Schande sitzen, das war ihm längst gewiß. Es täte not, der Clowen stünde auf, ihren Brautführer zu machen, den vergeßlichen Bräutigam herbeizuholen: anders kam der nicht. Fünf Jahre kein Sterbenswörtlein, war das nicht Antwort genug auf jeglichen Brief, schon eh' er geschrieben wurde? Es hätte Schreibens wahrlich nicht bedurft.

Unterm Bogen des Tores traf er mit ihr zusammen. Sie hatte den

Buben bei sich und ein Körbchen, wie man es für dies und das auf einen Weg in die Nachbarschaft mitnehmen mag. ‚Ihr wollet fortgehen?‘ fragte er. Gar nichts von Tadel war in seinem Tone und nur flüchtig blickte er in ihr Gesicht. Er blieb sich bewußt, wie zerbrechlich und weh ihr Gemüt am Geburtstag ihres Knaben zu sein pflegte. In solch ein mühsam zurechtgestrichenes Antlitz darf man nicht zu lange blicken; denn seine Fassung ist nur eine wächserne Maske, schmilzt unter den Strahlen eines scharfen Auges hilflos weg. Er aber wollte ihr die Würde und Fassung im Gegenteil tragen helfen statt zerstören. Schon um der Leute willen. Darum hielt er es auch für ungeraten, die Verstimmung der Frühe nun mit deutlichen Worten hinwegzustreicheln; denn auch die warme Hand war einer Ruhe von Wachs gefährlich. Statt allem hob er nur den Buben auf, der sich ihm traulich zugedrängt hatte, und setzte sich die zwei Sonnenfensterlein seines Gesichtes gegenüber. Gewichtig war der Knirps; das machte die Fülle der Gesundheit. Er trug ihn aber gerne, weil er dabei im Lohn der allerschönsten Kindesaugen stand. War es nicht auch eine Ernte, was er trug? Ach ja, die schöne Ernte eines sündigen Augenblicks! Doch still davon! Es ziemte sich durchaus nicht, daß er die Schuld seines Kindes länger als der Herrgott im Auge behielt; sie hatte ihre Buße gefunden, also auch ihre Verzeihung. Und der Kleine war ihm so lieb; um die Bergwiese und all ihren Segen wäre ihm das Äckerlein dieser Kindeswangen nicht feil gewesen. Er pflanzte zwei herzhafte Küsse darein und stellte den Buben auf die Erde zurück. Es deuchte ihm, er habe dem Mädchen die beste Genugtuung, die es erwarten durfte, gegeben.

Helleuchtend im Dank ihres Herzens blickte sie ihn an: ‚Da du nicht leidest, Vater, daß ich arbeite gleich den anderen, so gedachte ich dem Beten nachzugehen; es tröstet mich immer. Und dann will Bubi justament ein bißchen laufen.‘

‚Aber der Weg ist grob bis zur Kapelle; übernehmet euch nicht! Da ließe ich doch lieber den Mulus mittraben. Das Tier ist willig; es trägt euch ein Stündchen alle beide.‘

‚Nein, nein, Vater, das Tragen ist an mir; Wallfahren darf man sich so bequem nicht machen; und der Bub allein, das wäre eine gar leichte Buße!‘

Der Bauer konnte, da sie selber damit begann, jetzt auch ein Wort riskieren, das geradewegs auf ihre Seele losging: ‚Dann gedenkst du wohl um Abwendung einer schwereren Buße zu beten? Sei nicht zu hoch mit deinen Wünschen! Die Erhörung spaziert auf der ebenen Erde, Hochtouren macht sie nicht gern.‘ Seine Worte versuchten zu lächeln; aber sie sah nur den traurigen Ernst: ‚O Vater, du hast die Hoffnung verloren!‘ Das klang wie ein Vorwurf, doch so verhalten, als dürfte er eigentlich keiner sein. Und Furcht klang mit, wie wenn sich in der Nacht dein einziger Begleiter von dir trennt. ‚Dann muß ich ganz allein hoffen. Und beten!‘ Allein aber war jedes Ding so trostlos, blickte einem so leer entgegen wie ein Gesicht, das einäugig ist. ‚Ich habe ihm ja geschrieben, Vater,‘ rang sie um die Hoffnung mit ihm; ‚hab noch ein Weilchen Geduld! Zu einer solchen Antwort braucht es oft mehr Tage als Zeilen.‘

Sie wußte das wirklich besser als er. Allein er beharrte auf seiner Hoffnungslosigkeit: ‚Viel Tage Überlegung? Nein, Mädel, in so klaren Dingen des Gewissens nicht! Wer da zu überlegen anfängt, überlegt sich höchstens einen Schurkenstreich.‘ — ‚Aber denke doch, Vater, es ist noch kaum der zweite Tag; er kann ja gar nicht —.‘ — ‚Schon gut, mein Kind! Warte, wenn es dich tröstet! Und bete; das ist nie von Schaden. Warten wir auf seinen Brief! Oder auf ihn selber!‘

Nun log er sich an diesem Tage schon zweimal an! Indes, hier hing eine betende Hoffnung am Kreuz, da stellte sich nicht mit Unrecht ein Schächer ein. Und er durfte um ihrer Hoffnung willen am Ende so sprechen, wenn auch die seine erlogen war. ‚So nehmet also den Weg unter eure Füße und gehet um die größten Steine bescheiden herum!‘ ermahnte er launig.

Er führte den Buben bis an die Straße: ‚Ich muß da hinüber, Guido; siehst du, dort hinüber, wo unsere Leute sind. Damit sie nicht etwa einem schlafenden Häslein die Beine zermähen oder einem Vogelvater das Nest voll Vogelkinder, verstehst du? Das wäre dir gewiß nicht recht. Und wenn ihr in der Kapelle seid, so mußt du nicht vergessen und auf uns heruntergucken; da wirst du staunen, daß wir auf einmal so klein geworden sind wie deine Bleisoldaten. Und nun schau zu, mein kleiner Prinz, daß du nicht allzu müde wirst! Behüt euch Gott!‘

Er entließ das feine Händchen aus seiner Faust und sah ihnen nach, bis der Bub das zehnte und letzte Mal zu ihm zurückgeäugt hatte und bis der Garten hinter sie seinen grünen Vorhang zog. Dann schritt er einen Augenblick in den Hof zurück und spiegelte sich vor, er habe nebst dem, daß er dem Kleinen zwei Küsse heimtrug, auch noch anderes herüben zu tun gehabt. Er überprüfte kurz die Wagenreihe, die bereitstand. Nachmittags konnten die ersten Fuder geholt werden. Es litt ihn aber keinen unnötigen Augenblick mehr im Hofe; marsch, marsch! Ein großes Tal lag zwischen ihm und der Arbeit; Donnerwetter! — Er machte in Eile noch den Hofhund ledig, der ihn all die Zeit mit Blicken der lebhaftesten Treubeflissenheit verfolgt hatte, und gab ihm die Hoffreiheit, die er als Tor- und Türwart haben mußte.

Er schloß die Hoftüre ab und ging mit ausgreifenden Schritten zutal. Als er drunten die Talsohle kreuzte und an der Straße niederblickte bis gegen das Dorf, das im Grunde lag, sah er einen einsamen Wanderer seinen Fuß an die beginnende Steigung setzen. Wie ein Tourist dem fernen Umriß nach. Aber dann gewiß nur ein touristischer Irrvogel, der bald wieder umkehren würde. Der Clowen war nicht von der duldsamen Sorte derer, die sich mit Bergstöcken im Gesicht herumtupfen ließen. Und das Friedhorn hatte erst einer bestiegen; ganz ein keckes Blut; es galt dem Bauern noch heute als ein Rätsel, daß er nicht abgestürzt war. Aber freilich in jener Zeit war er noch gut und treu gewesen; und ein Mädel, das noch besser und treuer war, hatte für ihn gebetet. Der aber kam nicht wieder, nein, der nicht! Mit einem Verrat im Herzen vertraut man sich den groben

Bergen nimmer an. Wenn auch, weiß Gott, das Mädel heut noch für ihn beten würde. — Mittlerweile war der Bauer in das Steigen gekommen und mußte den Atem doppelt nehmen und die Schritte halb. Er blätterte auch mit seinen Gedanken um; jetzt ging es wieder auf die andere Seite seines Tagebuches und er wollte darauf bleiben. Doch würde ihm wohl, wie oft bei einem Buch, die schwere, schwangere Schrift der verlassenen Seite stets ein wenig durchscheinen und sein Auge nicht ganz ruhig werden lassen.

Die Zwei, die im Segen seines Behüt-euch-Gott ihre Straße verfolgten, waren inzwischen auf einer viel gelinderen Steigung noch nicht halb so weit wie er gekommen. Das Mädchen verlor keineswegs die Geduld, wenn sich der Bub zu jedem Käferchen niederbückte, das in seiner stahlblauen oder bronzeschimmernden Panzerrüstung den Weg belagerte und vor der höheren Gewalt seines Fingers in den Grasbusch floh. Oder wenn er vor einer großen, braunen Schnecke stehen blieb, die in ihrem enganliegenden Sammetwams an der Böschung hing, und sie angelegentlich erinnerte, daß sie ihr Häuschen vergessen habe. Dazwischen kehrte er wieder zur Mutter zurück und pflegte ihr dann mehr Fragen als Finger in die Hand zu drücken: ‚Mutti, warum hat der Schneck keine Augen?' — ‚Schau, Bubi, weil er kein Fensterlein im Häusel hat, um herauszugucken.' — ‚Ja, aber warum hat er kein Fensterlein? — ‚Das ist, weil er bei Tag so selten im Hause ist, mein Lieber; und bei Nacht, da täte er ohnedies nichts sehen, weißt du!'

Als sich endlich der kleine Geist an seinen eigenen Fragen ermüdet hatte, gedachte er sich zur Abwechslung und aus unbewußter Neigung zu seinesgleichen unter die Blumen zu mischen. Allerdings nur unter jene, die unvorsichtig genug gewesen waren, sich rechts und links an den Straßensaum, in die Reichweite von jedermann, heranzulassen. Das waren aber nicht wenige und, wie sich auch die Blumen oft nach Ständen und Parteien abzusondern scheinen, fast lauter Margariten. Da und dort war auch ein Löwenzahn zu sehen; er wiegte auf grüner Hand ein goldiggelb gebackenes Kräpflein und schien zu überlegen, ob er es nicht alsogleich zur feinen Milch, die er im eigenen Haushalt erzeugte, aufessen solle. Aber da kam mit habsüchtigen Fingern klein Guido über ihn wie weiland die Vögel über das Kuchenkörblein des pharaonischen Mundbäck, und er mußte auf der Stelle sterben; es ward ihm nicht einmal vergönnt, als Henkersmahl sein Kräpflein zu verzehren. Es hatten sich unter den Margariten auch einige verirrte Kleefamilien seßhaft gemacht, die mit feuerroten Köpfen bedrohlich über die Wiese zündelten. Der Kleine ließ sich aber von ihrer Hitzigkeit nicht bange machen und griff sie ohne Zögern an; bald waren all die kriegerischen Wachtfeuerlein am Wege hin erloschen.

Das Mädchen ließ ihr Tuch vom Haupte gleiten. Wie ein tagelang geheizter Kessel war der Luftraum schon in dieser frühen Stunde voller Glut und Schwüle, er würde wohl in krachenden Gewittern platzen. Wohl heute noch! Woher käme es sonst, daß ihr so bange war? Allein die

große, blaue Himmelsfahne, die an Clowen und Friedhorn befestigt war und den Leuten im Tal bei ihrer Wallfahrt zum Himmel hochgebauscht voranging, zeigte noch nicht die geringste Falte von Bewölkung. Und ohne diese Voranzeige pflegte innerhalb zwölf Stunden ein Gewitter nicht zu kommen. Oder suchte sie die Wolken am unrechten Horizont? War das Gewitter, in dessen Vorangst sie dahinschritt, ihrer Seele zugedacht? Sie wüßte aber nichts, das ihr begegnen oder folgen könnte. Wenigstens nichts, das größer wäre als die große, stumme Qual, mit der sie wie mit einer Zwillingsschwester unzertrennlich wandelte. Wozu das Bangen, wenn die Hoffnung tot war und begraben? Wer ängstet sich um ein Gestorbenes? Und tief, nur allzutief begraben hatte der Vater ihre Hoffnung, gar nicht wieder aufzuerwecken; oh, er hatte hart gesprochen! Aber, weiß Gott, eher wahr als irrig; er täuschte sich selten und ein Urteil, das er gab, war fest und ruhig; man spürte sogleich, es kam aus dem Kopfe, nicht aus der Brust, die vom Zittern des Herzschlags erfüllt ist. Der kluge Vater behielt gewiß wieder einmal recht! O wie brennend wünschte sie, er wäre nicht gar so klug! Doch war sie nicht selbst verurteilt, es zu sein? War ihr Verstand nicht der gleiche Tyrann, daß sie mit einem Herzen noch so schwer eine Wahrheit, die er einmal aufgestellt hatte, niemals überwog?

Da beklagte sie sich als Weib zu Unrecht über einen Besitz, dessen sich die Männer alle rühmen, aber durchaus nicht alle erfreuen. Und sie beklagte sich zu Unrecht über die Natur, die dem Verstande sein Gemach nun einmal über dem Herzen angewiesen hat, sodaß das Herz an jedem Schritt und Tritt des ruhelosen Gastes leidet; und um so mehr, wenn dieser Gast ein großgewachsener Verstand ist. Er war auch bei ihr ein Teil jener frühesten Erbschaft, die dem Kinde durch das Leben, nicht durch den Tod der Eltern, zufällt. Und wie sich an alles Gute das Verhängnis heften kann, so hatte sie nun an der Größe und Klarheit ihres Verstandes schwer zu tragen.

Nicht, als ob sie diesen Zwiespalt ihres Wesens je bei sich erörtert hätte! Ein Ding, das man erleben muß, pflegt einem nicht viel Zeit zu lassen, daß man es philosophisch ergründe. Und so war auch jetzt ihr Denken und Grübeln nur darauf gerichtet, wie es ihr gelingen könnte, die verscharrte Hoffnung wieder auszugraben; denn keine Hoffnung haben und einen Bittgang tun, nein, das ging nicht zusammen. Oder durfte sie von der Gnadenkapelle beides zugleich erwarten, die Hoffnung, ohne die sie nicht erhört werden konnte, und die Erhörung, auf die sie nicht hoffen konnte? — Man erzählte ja viele Wunderdinge, die das kleine Heiligtum in vergangener Zeit gewirkt haben sollte: Lawinen habe es aufgehalten mit seiner kleinen weißen Hand; auch einen ungeheuren Steinschlag, der gewiß das ganze Tal bis zum jüngsten Tag beerdigt haben würde; es habe einfach sein Türchen aufgetan und die steinerne Flut wie Muttermilch hineingetrunken, sodaß davon nichts weiter in das Tal gekommen sei als das entsetzliche Getöse. Absonderlich aber sollte es, von Engelhänden ohne

Zug und Fehle aus dem rohen Stein gehauen, mit Herrschaft über versteinte Menschenherzen begabt sein; der Reuige, der sich richten ließ, wurde begnadigt und ein Verhärteter, so sich nicht begnadigen ließ, wurde gerichtet.

Doch zweifelte das Mädchen, ob es um die seltsamen Kräfte so wohl und sicher bestellt sei; denn das Kirchlein, wie es heute stand, war offenkundig auf höchst natürliche und landesübliche Weise aus Quadersteinen gebaut. Und ob es mit all seinem Wundertalent auch einen Toten auferwecken könnte? Dies hatte sie noch niemals sagen hören. Sie aber trug einen Leichnam in der Brust, der entweder begraben oder von den Toten erweckt werden müßte. Ihr war, als würde es sich heute noch entscheiden. Oh, käme er doch, damit sie ihm den Kadaver seiner Treue, den ganzen Leichnam seiner selbst einmal zeigen könnte! Und zu atmen geben die häßliche Luft, in der sie jahrein, jahraus an seiner Leiche wachend lebte. Es war doch kein törichter Einfall, daß sie wallfahren ging. So ein offenes Kirchlein ist wie Gottes Mund, behauchet Land und Leute mit reiner Luft. Vielleicht auch sie! Doch wollte sie schon zufrieden sein, wenn sie das langverdrückte Weh einmal frei aus der Brust herausatmen durfte und ungehemmt aus dem Auge weinen. Alles, alles wollte sie dem Schmerzensmutterbild erzählen; vielleicht, daß sie endlich doch könnte losgesprochen werden von dem fürchterlichen Banne, in dem sie sich allmorgen und allabend die trostlose Erzählung ihrer Schuld und Schande wiederholen mußte.

Oh, es ist etwas Schreckliches, einsam mit sich selber in der leeren Stube seines Lebens zu sitzen, wenn die Freude verpfändet und der Mut zerbrochen ist; wenn der Hausrat schöner Hoffnungen auf der Straße liegt und die öden Wände ein geisterhaftes Echo geben! Und sie mußte dennoch bleiben, sie konnte sich nicht erhängen, nicht ertränken; denn sie war christkatholisch und wollte es sein. Mit Grauen dachte sie jetzt an jene Wochen der Versuchung, da sie des Knaben erstmals inne und dann täglich sicherer geworden war. Als wüchse ihr ein Fels im Leib; als würde ihr ein Mühlstein an das Herz gehängt und sie müßte morgen oder übermorgen, aber sicher einmal an den See hinüber und versuchen, ob der Stein schon schwer genug sei, sie verlässig auf den feuchten Grund hinabzubringen. O Schauder, in die Hölle spingen, um den Menschen zu entweichen! Es wäre eine unglückselige Flucht geworden! Gott sei Dank, sie war geblieben und hatte es ertragen! Mag wohl der Herrgott selber zugegriffen haben an der übergroßen Last, zu Trutz den Pharisäern, die nur mit Fingerspitzen des Abscheus daran rührten. Ja, ja, sie wollte es dem Himmel ewig danken! Nur gar so düster war es in dem Stüblein ihrer Seele seitdem geblieben. Als hinge ihre Sünde wie ein schwarzes, weitvorspringendes Bauerndach darüber her, sodaß das liebe lange Jahr kein Sonnenstrahl über die Schwelle fand.

Unter ähnlichen Gedanken, nur daß sie mehr gefühlt waren als gedacht, verfolgte das Mädchen den Weg und ihr Kind. Es war eine süße

Qual für sie, dem Knaben zuzuschauen, wie er die heiterste Unschuld vor ihren Füßen hertrug und nicht aufhören konnte, die Unschuld der Blumen, die ihm verschwistert war, in seine Schürze zu sammeln. Sie empfand sich zu tiefem Danke bewegt, daß sich der Schöpfer würdigte, aus ihrer Schuld solch eine Unschuld zu erwecken, gleichwie er aus der trüben Erde Gewässer ruft, die denen des Himmels an Reinheit nichts vergeben. Sie war sich aber auch bewußt, daß oft nicht weniger als eine zweite Schöpfung dazugehörte, um die erste zu bewahren. Ob sie das würde erbitten können? Sie, die sich selbst nicht bewahrt hat! O Fluch der Sünde, daß man nicht spurlos mit ihr gehen konnte! O Fluch ihrer Sünde, daß sie nun ewig umsehen mußte: hat er die Spur gefunden? Hat er sie schon betreten? Wird er dir folgen als deiner Schuld allerböseste Folge? — Dem Himmel Dank, noch ging er vor ihr und folgte ihr nicht und war mit den Blumen auf du und du. Doch schien es ihr jetzt nötiger, für das Kind zu wallfahren, statt für den Ungetreuen in der Ferne, der doch von allem, was sie ihm erbitten möchte, nichts würde haben wollen. Müßte sie nicht sein Herz besitzen, um eine betende Macht darüber zu haben? Und hätte sie sein Herz, dann bräuchte sie jene Macht hinwiederum nicht üben. Die Dinge lagen sämtlich über Kreuz und ließen sich nicht zurechtdenken.

Sie konnte aber doch, wie man sah, des Grübelns kein Ende finden. Wären all die Bitterkeiten, die sie denken mußte, als Steine hinter ihr liegen geblieben, der Wegwart hätte sich über die Maßen gewundert; denn er hielt die Straße sozusagen blitzblank. Sie aber hatte die Gedanken dicht wie einen Wanderstab an der Hand, wie einen Stab von Dornen; er ließ keine Spur auf der Straße, er stach nur immer ins Herz. Wäre jemand hinter ihr drein gekommen, so hätte er kein Zeichen ihrer Anwesenheit entdeckt, wenn er nicht etwa so scharfsinnig gewesen wäre, es von den grünen Blättern zu lesen, die der Kleine dort und da verstreute. Dieser schien eine unersättliche Schürze zu haben. Zusehends lichtete sich die Margaritenallee, als führte er unbewußt einen Auftrag wissender Mächte aus und müßte die Straße entschmücken für einen, der da kommen und keines Blumenblickes wert sein würde.

Es war aber gänzlich unbegründet, auf diesem Wege einen Wanderer zu erwarten; es passierte Jahr und Tag nicht, daß hier ein Fremder ging. Das hätte der Wegwart bezeugen können, der je im Herbst und Frühling einmal Hacke und Schaufel gemächlich bergauf und über den Paß rücken ließ. Wenn er sich irgendwo ein Steinchen als Merkmal hätte legen wollen, so hätte er es im andern Jahr um keinen Zoll verrückt gefunden. Er hatte aber nie eine Ursache, sich ein Merkzeichen zu legen, eben weil ihm an keiner Stelle des Weges je etwas Merkwürdiges begegnete.

Nur das Mädchen wurde die unbestimmte Empfindung nicht los, daß noch jemand auf der Straße war. Als sei diese Straße nur ein leichter Steg, der mit heimlicher Bewegung die entferntesten Schritte nach vorne meldete. Ging ihr vielleicht ein Bote nach? Ein Bote mit seinem Brief?

Sie konnte aber nichts erlauschen, wenn sie horchte, und nichts erspähen, wenn sie umsah. Es waren gewiß nur wieder neue zudringliche Gedanken, die ihr wie Hunde nachgeschlichen kamen. Da war es das Übelste, umzusehen; denn das reizte sie, heranzuspringen. Sie verbot ihren Augen, noch einmal zurückzublicken; es war ja ein heller Unsinn, daß ihnen jemand folgen könnte.

‚Bubi, komm' zu mir!' Hell rief sie es dem Kleinen zu; ihre Gedanken, die Quälgeister, konnten es ordentlich heraushören, daß sie ungnädigst entlassen waren. — ‚Mutti, was?' Klein Guido zog die beiden Schürzenzipfel in seiner Linken straffer an, damit ihm keiner entgleiten konnte, und überließ ihr halb aus Großmut, halb aus Folgsamkeit seine Rechte; sie war vom Blumenreißen grasgrün gestreift. — ‚Bist du noch nicht müde?' — ‚Gar nicht, Mutti! Guck, was ich schon viel, viel Blumen hab'!' Er ließ aber die Schürzenklappe nur vorsichtig aufgehen. ‚Und wer soll die bekommen?' fragte sie nüchtern. Da schien es ihm erst einzufallen, daß er sie nicht ewig in der Schürze herumtragen könne; zugleich schien er die erste Regung des Überdrusses an diesem Spiele zu empfinden: ‚Magst du sie nicht, Mutti?' — Sie lachte ihn ein wenig aus. Um es herzhafter zu tun, hätte sie nicht die Dornenstaude in der Brust haben dürfen, die jede heitere Bewegung sogleich mit den heftigsten Stichen vergalt. Die Zeit, sich zu schmücken, war für sie vorüber; ach ja, vorüber, obwohl sie noch jung war! Da fiel ihr etwas Besseres ein: ‚Wir winden ein Kränzlein für die Himmelmutter; magst du nicht?' — ‚Ja, Mutti. Aber wo kann man ihr das geben?' meinte er zurückhaltend. — ‚Ei, du kluger Junge, das weißt du nicht? Wir gehen ja zur Kapelle; dort ist sie.' — ‚Was tut sie dort?' — ‚Die Berge hüten, daß sie nicht übermütig werden und mit Steinen nach unseren Häusern und Wiesen werfen; so wie du manchmal nach den Tauben!' — Er schien höchst unerbaut davon, daß die Geschichte unversehens auf ihn und seine winzigen Missetaten abzuzweigen begann, und war nicht faul, sich zu verteidigen: ‚Ja, weil sie den Hühnern stets das Futter davonfressen!' Wenigstens erinnerte er sich in der Geschwindigkeit an keine bösere Absicht. — ‚Schon gut, du kleiner Rechtsanwalt der Hühner,' meinte sie mit einer Anspielung, die sie nur selbst verstand; ‚wenn aber die Berge einmal zu werfen beginnen, weißt du, das werden Steine so groß wie unser Haus. Oder wenn die unbändigen Lawinen auf einer verbotenen Rutschbahn herabfahren möchten, da hebt die Himmelmutter in der Kapelle warnend den Finger auf und sie dürfen nicht; genau wie du, wenn dir Großpapa den Finger zeigt!'

‚Mutti, weiter erzählen! Bitte, bitte!'

Wohlgerundet, makellos und tief wie eine Schale, in die etwas hineinzulegen es dich förmlich zwingt, so hielt er ein erwartungsvolles Schweigen vor sie hin. Wohl oder übel mußte sie eine Geschichte suchen. Aber ehe sie recht damit begonnen hatte, stand das Gesuchte in ihr; als könnte sie in dieser Stunde und auf diesem Weg nur eine Geschichte erzählen, ach, jene

eine! Still! Das ging doch nicht an! Solch erwachsene Dinge vor einem Kind? Aber Böses war nicht darunter. Und sie fing ja die Geschichte nur an; es fiel ihr gewiß bald eine bessere ein, mit der sie unversehens weiterfahren würde; nur etwas erzählen jetzt, dem Knaben nicht Zeit zum Müdesein lassen! Und sie nahm ein Blumenbäuschel aus seiner Schürze und begann zu gleicher Zeit das Kränzel und die Geschichte.

‚Weißt du, Bubi, da war einmal jenseits der Berge im anderen Lande ein reicher, junger Mann, der kein Mädchen seiner Heimat zur Braut nehmen mochte, weil er keine kindische und zierliche, sondern eine stolze, mutige haben wollte, aber nicht fand. Da er indessen viel durch die Länder reiste, kam er auch einmal über die Berge zu unserem Volk und traf ein Mädchen, das so edel und hochgemut war wie er. Das wählte er zur Braut und reiste alsogleich zu seinem Vater heim. Zuvor aber sagte er ihr genau, wann er wiederkommen werde, um die Hochzeit mit ihr zu halten. „Ich werde Tag und Stunde treulich halten!“ versprach er fest und klar; „wenn ich nicht komme, ist mir ein Unglück widerfahren.“

Als es nun wieder Frühling geworden war, machte sich der junge, mutige Mann bereit, sein Wort zu halten. Er belud einen großen, starken Wagen mit vielerlei Geschenken und ließ eine breite, mit roten Rosen bestickte Wagendecke darüber spannen und fuhr mit sieben kräftigen Gäulen durch das Gebirge herauf. An dem Tage aber, da er dem Passe schon ganz nahe war, löste sich aus dem Clowenwinkel unversehens eine Lawine und sauste mit Gedonner auf die Straße zu, die er befuhr. Blitzschnell faßte er die Peitsche und hieb mit gewaltigen Schlägen auf die Pferde ein, daß sie im Galopp die Straße hinanrasten. Beinahe hätte er sein Gefährt gerettet. Da stürzte ein Gaul und hielt die anderen auf; im nämlichen Augenblick fegte auch schon die Lawine darüber; der Wagen mit seiner weißen, zierlichen Blache wurde zerdrückt wie ein schwaches Ei. Ein einziger Gaul, der vorderste, der allein ging, war vom Rand der Lawine getroffen und nur mehr halb begraben worden; ebenso er selber, der mit der Kraft der Verzweiflung gelaufen war. Nun hatte er weder Wagen noch Geschenke mehr. Nur einen einzigen, halblahm geschlagenen Gaul. Er mochte aber auch jetzt nicht umkehren. Im Gegenteil nahm er sich aus Trotz wider alles Ungemach nun erst recht vor, lieber den Hals zu brechen als sein Wort. Er stieg in die Wagentrümmer und grub sich mit blutender Hand aus dem Gemenge von Steinen, Schnee und zerfetzten Herrlichkeiten das Schächtelein mit dem goldenen Ring heraus, den er seiner Braut an den Finger zu stecken gedachte. Dies Einzige nahm er mit von all der verwüsteten Pracht und setzte sich auf das übrig gebliebene Roß und trieb es, trotzdem es hinkte und vor Scheu und Schrecken nicht gehen wollte, voran.

So kam er über den Paß und ritt bereits fröhlich gegen die Kapelle herab, als rechts über ihm ein lockeres Steinfeld losging und ihn so schnell überfiel, daß er weder vom Pferde springen noch es in Lauf setzen konnte. Im Nu hatte es seinem Roß die vier Füße entzweigeschlagen, und als er

zur Erde fiel, trafen die letzten springenden Felsbrocken ihn selber so schwer an Brust und Haupt, daß er eine Weile von Sinnen lag und unaufhörlich blutete. Wie er wieder zu Sinnen kam, war das Pferd neben ihm verendet, und er selber merkte es, daß er, statt Hochzeit zu halten, wohl sterben müsse. Und weil er ein ordentlicher Christ war, wollte er lieber in der Kapelle sterben, die er vor sich auf der Höhe sah, als neben dem Tier auf der unheiligen Straße. Darum schleppte er sich mit seiner letzten Kraft und mit seinem letzten Blute hinauf und dachte sich, es würde vielleicht ein Glöcklein im kleinen Turme hängen, mit dem er um Hilfe läuten und gerettet werden könnte. Es hatte aber nie ein Glöcklein darin gehangen; denn die Kapelle war gar zu abgelegen; man hätte es für nutzlos gehalten. Da verband er selber seine Wunden, so gut er konnte, und wartete, ob ihm Gott einen Helfer schicken werde oder einen gnädigen Tod. Oft rief er. Aber niemand hörte ihn als die herzlosen Berge, die ihn so zugerichtet hatten; sie sagten ihm seine Hilferufe spottend nach.

Als er fühlte, daß ihn die Gedanken, vielleicht auch das Leben bald verlassen würde, suchte er einen Zettel aus der Tasche und den schönen Ring. Er breitete das Papier auf die groben Pflastersteine und schrieb: „Wenn ihr mich findet, gehet bis über den Paß! Was da drüben auf der Straße liegt, ist meine Habe gewesen. In meiner Tasche sind die Briefschaften. Sie sagen euch meinen Namen, meine Heimat und den Namen meiner Braut, zu der ich wollte. Bringt ihr dieses Ringlein und den Zettel. — Das Unglück ist mir auf den Fersen gewesen: Lawine, Steinschlag; totgeblutet! Ich gedachte eher den Hals zu brechen als mein Wort, Du liebe Braut; verzeih' mir's Gott, wenn ich Dich allzu trotzig geliebt habe; er ließ mich wahrhaftig den Hals brechen! Doch meine Treue blieb ungebrochen wie mein Ring, der Dir bestimmt war; laß ihn von einem Priester segnen und steck' ihn an; wir sind bei Gott vermählt. Ihr aber, wenn euch die Kapelle gehört, ich beschwöre euch, schaffet ein Glöcklein in den Turm! Ich wäre gerettet worden, wenn ich hätte läuten können. Lasset nicht noch einmal einen so jämmerlich verderben! Ihr habt unmenschlich böse Berge. Und lasset das Glöcklein von heller Stimme sein! Nehmet euch die Bezahlung aus meiner Habe! Und kaufet mir auch ein ehrliches Grab davon in euerm Dorf, der Sonne zu; denn ich bin von Süden. Es sei denn, daß mein Vater um mich kommt. Vater, Braut, ich küsse Euch: und mit sterbenden Lippen siegle ich dies. Lebt wohl!" Er rollte das Papier zusammen und schob den Ring darum und behielt es in der Hand. Und in der Nacht starb er an seinen blutenden Wunden. Sie wäre seine Hochzeitsnacht gewesen.

Und dieselbe Nacht durchweinte seine ferne Braut. Es wäre ihre Hochzeitsnacht gewesen, und er war nicht gekommen. Sie gedachte mit Bangen seines Wortes: dann ist mir ein Unheil widerfahren. In kalter Frühe hieß sie Pferde satteln und ließ nur einen alten Diener mit; sie war so treu und mutig wie ihr Bräutigam. „Hat ihn das Unheil auf der

Straße getroffen," sprach sie, „dann finden wir es. Und ich werde das Selbstgefundene leichter tragen." Als sie gen Abend in unserem Dorfe die erste und letzte Rast hielten und frugen, ob sich auf der Straße übers Gebirge nichts Schlimmes zugetragen habe, erinnerten sich die Leute an ein fernes Getöse und sprachen: „Ja, es könnte wirklich sein! Habt Ihr jemanden erwartet und ist er ausgeblieben?" — Nur einen Augenblick wurde sie rot; da wußten die Leute, warum sie kam, und ahnten, warum er ausgeblieben war. Sie aber war wiederum schneebleich, als wäre ihr über Stirne und Wangen eine Lawine herab. „Man spricht, daß über dem Passe draußen eine Lawine — doch tröstet Euch, sie gehen selten über die Straße, sehr selten, und ist noch nie einer —"; sie sagten es nicht fertig, weil sie es so sicher doch nicht wußten. Aber sogleich brachen etliche mit ihr auf, trotz sinkender Dämmerung, und sprengten zu Berg. Als sie dem verendeten Roß und den Zeichen des Steinschlags begegneten, glaubten sie das ganze Unglück entdeckt zu haben und forschten nicht mehr über den Paß hinaus; nur die Leiche konnten sie nicht finden. Um in die Schlucht hinabzusteigen, war der Tag nicht mehr; sie sprachen zu ihr: „Morgen wollen wir weitersuchen!" — „Tut das, liebe Leute," sagte sie bittend, „und kommet sobald wie möglich! Ich aber bleibe hier. Dort sehe ich ein Kapellchen, dort will ich wachen." Man wollte sie abreden. „Lasset mich," bat sie; „er könnte leben und irgendwo in der Tiefe liegen. Vielleicht, daß ich sein Rufen höre, sein Seufzen in der Nachtstille; ich werde euch morgen führen!" Mitleidig ließen sie die Starke mit ihrer hoffnungslosen Hoffnung zur Kapelle steigen und wollten heim; nur der alte Diener stand noch unschlüssig mit den zwei Pferden. Da fiel auf einmal über den Leuten ein Schrei wie von tödlich empfangener Wunde; sie sahen das Mädchen wie wahnsinnig der offenen Türe zustürzen und niederbrechen über etwas, das von nichts zu sehen war. Langsam, weil von keiner Ungewißheit mehr beflügelt, stiegen sie auch zur Kapelle empor und stellten sich lautlos mit lautlosen Tränen hinter sie. Erst in der Nacht schlichen sie heim, nachdem sie die zwei Kerzen des Altärchens angezündet hatten. Nun blieb das Mädchen erst recht; es hielt die Totenwache; bei den zwei Kerzen las sie seinen Zettel. Den andern Vormittag, da kamen sie vom Dorfe und holten die Leiche ab. In unserem Dorffriedhofe haben sie ihn begraben.'

‚Aber das Glöcklein, Mutti, haben sie das nicht aufgehängt?' Die Stimme des Kleinen, die selber eines war, nahm sich mit Ernst um das vermißte Glöcklein an. Wie die Mutter so plötzlich aufhören konnte, da noch so wichtige Dinge in der Geschichte fehlten! Er hätte ihr viele andere dafür erlassen, die er nicht verstand. — Das Mädchen aber erschrak über sich. Was hatte sie dem Kinde jetzt alles erzählt! Als könnte es mit den Grübchen seines Gesichtes den Ozean von Liebe und Leid erfassen, der in dieser Geschichte lag. Aber ihr selbst war keine so lieb gleich dieser. Wohl hundertmal hatte sie darüber nachgesonnen, seit ihr der Vater, der ein Augenzeuge der wunderlichen Dinge gewesen war, erstmals davon ge-

redet hatte. Es schien ihr, die Geschichte war geradewegs für sie geschehen, zur Spiegelung ihrer eigenen unglückseligen Liebe.

‚Ja, aber das Glöcklein, Mutti?' — ‚Ei was, du Zappeljunge! Wären deine Schritte so lang als dein Frageschnürchen ist, so wärest du gewiß schon bei der Kapelle und könntest selber sehen, daß es droben hängt. Und wenn es läutet, das ist, wie wenn ein Engel weint, so schön und doch so weh.' — ‚Nicht wahr, Mutti, ich darf das schöne Glöcklein läuten?' — ‚Was fällt dir ein? Die Glocke darf niemand läuten, der nicht muß; denn sie ist ein Notzeichen. Wenn sich ein Wandergeselle über die schlimme Straße getraut und es stößt ihm ein Unglück zu oder eine Schwäche, der mag sie läuten. Das hören sie im Tal und kommen sogleich mit Hilfe. Oder wenn einmal ein verirrter Bergsteiger auf Leben und Tod an den Schroffen hinge, dann möchte wohl einer von des Königs Jägern, der es sieht, schnell zur Kapelle springen, statt in das ferne Dorf, und das Volk zuberge läuten. Sonst aber hört man es im Jahre nur ein einziges Mal; weißt du, wenn die vielen Leute mit dem Herrn Pfarrer und mit den Ministrierbuben bei uns vorübergehen! Das ist um die Wettergnad; da bitten sie die Himmelmutter, daß sie uns nichts Rollendes, noch Rutschendes, noch sonst ein Unglück über Haus und Flur herniederkommen lasse, und da darf das geweihte Glöcklein hellstimmig dazwischensingen, solange es dauern mag; ein Meßbüblein im Chorrock läutet's. Dann muß es wieder stille sein all übriges Jahr.' — Klein Guido begann ein richtiges Mitleid mit dem Ding zu haben, das nur einmal im Jahr etwas sagen durfte. ‚Voran, Bubi, voran! Wir kommen zur Himmelmutter zu spät, wenn du dich von jedem Falter foppen lässest. Weißt du, das sind Taugenichtse. Muß ich dir erzählen, wie übel es ihnen beim Herrgott einst ergangen hat?' — ‚Ja, Mutti, ja! Wie denn?' Der sandige Niederschlag der Müdigkeit, von dem seine Füße immer schwerer geworden waren, schien von ihren Worten wie von einer frisch entsprungenen Quelle hinweggespült zu sein. Sie lächelte befriedigt; mit einer munteren Erzählung trägst du solche Knirpse weiter als mit deinen Armen! Und sie würde sich hüten, noch einmal von traurigen Dingen zu reden; nein, jetzt nicht! Sie wollte noch ein Weilchen Ruhe haben und vertagte allen Streit der Gedanken auf die Kapellenstunde; da mochte dann das jüngste Gericht hereinbrechen! Oh, wie ihr bange war! Und sie erzählte dem Buben eine scherzende Geschichte.

Es ward bereits gesagt, daß die Gebirgsstraße, von der nun öfter die Rede war, an einer geradezu krankhaften Einsamkeit litt. So weit ging die Verlassenheit der Clowenstraße, daß sie, wenn je einer auf ihr kam, nicht einmal einen zweiten fand, der sich darüber hätte wundern können. Doch fehlte nicht viel, so hätte sich dieser Ausnahmefall an diesem Tage ereignet; nur eines nämlich fehlte: der Tourist, so vom Dorfe her des Weges war, und das Mädchen, das ihm gewiß mit allerhöchstem Erstaunen begegnet wäre, gingen in derselben Richtung und konnten sich also keinesfalls begegnen. Übrigens würde niemand, der ihn getroffen

hätte, den jungen Herrn für einen richtigen Touristen gehalten haben, trotzdem es mit seiner Bergausrüstung die exakteste Richtigkeit hatte. Denn fürs erste war in dieser Gegend ein Bergsteiger schon vorweg eine äußerst unwahrscheinliche Figur. Es hatte nur vor einigen Jahren ein vornehmer Herrensohn aus der Hauptstadt das Friedhorn bestiegen und solches Aufsehen damit erregt, daß einen Sommer lang ein gewisser Zulauf von Bergliebhabern zu bemerken war. Doch hatten sie mehr mit dem Malstock, dem photographischen Dreifuß, und mit vielen Fragen an die Leute, als mit dem Bergstock hantiert. Der ganze Rummel hinterließ nur etliche Spuren von Druckerschwärze in allerhand Zeitungen und Zeitschriften der Hauptstadt, von denen aber im Tal des Clowen keine je gesehen wurde. Die Folge war, daß eine mit Pickel, Seil und Bergstock ausgerüstete Gestalt auf dieser Straße daherkam wie eine faustdicke Lüge, über die man lächelte.

Und zu dieser einen Unwahrscheinlichkeit, die sozusagen in der Luft lag oder in der Gegend, fügte der Tourist eine andere, die an ihm selber lag: die fröhliche Mutigkeit, die sorglose Hochhäuptigkeit, die einer zum Steigen braucht wie die Lerche ihr Lied, die war an diesem jungen Mann nicht zu entdecken, obwohl sein schönes Gesicht noch keine einzige Falte wies. Übrigens trug er sein Antlitz meistenteils zu Boden gerichtet und seine Augen wie ein vorsichtig abgeblendetes Licht. Es durfte ihm stets nur soviel Straße beleuchten, als ihm für die nächsten paar Schritte vonnöten war; der Weg schien ihm über die Maßen verleidet. So ging sonst einer im Haufen seiner Schergen; war er von Stricken gefesselt, die unsichtbar blieben? Es mochte wohl sein, denn es war der junge Rechtsanwalt.

Als er dem Berghof so nahe gekommen war, daß er, wäre es Abend gewesen, wohl schon den Schatten des hohen Giebels berührt haben würde, da meldete sich vom Tore her eine grollende Hundestimme und erhob sich bald zu lärmendem Gebell. — ‚Verfluchte Bestie!‘ War sein rebellisches Gewissen in den Hund gefahren, um desto lauter schreien zu können: da ist er? Wenn das Mädchen in der Stube war, mußte sie dieser Lärm ans Fenster rufen. Was sie wohl tun mochte, wenn sie ihn erkannte? Verwünscht, es wäre ihm das liebste, sie hetzte den Hund auf ihn; mit diesem würde er fertig und ginge siegreich weiter. Doch hetzte das Weib viel eher die Liebe auf ihn und die Ansprüche ihres Kindes! Verdammt! Was wäre ein Hund gegen eine Löwin, die Mutter ist!

Er hatte mit kurzem Übergang seine Schritte verdoppelt, als fürchtete er, der wuchtige Hof könnte ihm plötzlich den Weg vertreten. Auch riß er unvermittelt seine Karte aus der Tasche und schlug sie in ihrer ganzen Größe auseinander, als wäre er ein rechter Neuling in der Gegend. Das traf auch in gewissem Sinne zu; denn er war in der Tat nicht mehr der alte. Bis an die Ohren versenkte er sein Gesicht in die wohlbekannte Geographie dieser Tal- und Höhenzüge und las mechanisch die Namen herunter, zweimal, dreimal, wie ein Abc-Schüler, der sie auswendig lernen



Hugo Troendle / Die Brücke

uß und mit dem Scheine seiner Eifrigkeit verhindern will, daß er auf- rufen wird. Er aber mußte hinter all den Namen stets nur seine chande lesen; als stünde neben den blauen Wasserläufen und über den iedlungen nur immer das eine Wort „Heuchler, Heuchler"! Angestrengt rmied er es, den Punkt zu sehen, der den Elowenhof bedeutete. Und er uchs ihm doch ins Auge wie schwarzer Star, der ihn nichts anderes ehr sehen ließ. Wie einen bösen Klecks empfand er den Hof, häßlich itten auf die Lineatur der Straße gefallen. Und noch häßlicher in sein eben, nicht mehr auszumerzen. Verwünscht!

Mittlerweile hatte der Hund den seltenen Wanderer auch in die ugen bekommen, nachdem er ihn bisher nur in den Ohren gehabt hatte. Nit Gewalt zwängte er seine Schnauze unter dem geschlossenen Tore eraus, so daß seine feuchtfunkelnden Augen wie zwei aus dem Holz ge- uollene Pechtropfen unter dem Rande hingen. Unaufhörlich und mit chtlicher Überanstrengung seines gepreßten Rachens erging er sich in hef- gstem Gebelle. Der Rechtsanwalt, der sein Antlitz noch völlig in der arte stecken hatte, begann zu fürchten, die rabiate Bestie möchte auf ihn osspringen, und mußte sich wohl oder übel geschwind über die Lage ver- ewissern. Er hob das Haupt einen Augenblick und sah hin. — Wie? üre und Tor waren zu? Sollten sie allesamt auf der Wiese sein? Er laubte das Mädchen nicht dort drüben entdeckt zu haben. Indes, die ntfernung führt einen oberflächlichen Pinsel, sie hatte ihn wohl getäuscht. r scheute sich, das Fernglas zu gebrauchen. Wenn er sie plötzlich doch er- lickte, so brächte er sie nimmer aus den Augen; und er mußte sich um einer touristischen Aufgabe willen die klare Sicht bewahren. — Er schien ergessen zu haben, daß die Reinheit der Augen ihre Trübung nicht so ehr von außen als von innen zu erleiden pflegt.

Beruhigt klappte er die Karte zusammen. Das Schicksal gab ihm en Weg frei und niemand hielt ihn auf; nur noch als ein kläffender öter stand die Vergangenheit an seiner Straße. — Doch nein, er kläffte lötzlich nicht mehr! Was mochte das bedeuten? War der Hund an einer Wut erstickt? Er sah noch schärfer hin. Ha, Bestie! Welch erwandeltes Benehmen! Das Tier hatte ihn erkannt und winselte jetzt or Freude; es hätte sich am liebsten die Haut vom Leibe geschunden, um erauszukommen. Verdammte Treue eines Hundes! Der Rechtsanwalt onnte sich nicht erwehren, er schämte sich bis in die letzte blutheiße Fiber or diesem Tiere, nicht ohne zugleich eine hohe Wut über seine beschämende age zu empfinden. Er lief mehr, als er ging, um ehestens vorüber- ukommen. Aber seinen Gedanken blieb der Hund noch immer auf der erse. Weil er einst in diesem Hause ein paar Tage der Ruhe zugebracht atte und freundlich zu dem Tiere gewesen war, empfing er ihn jetzt och wie einen Freund! Er aber, bei allen Teufeln, nicht einmal den Hundegruß verdiente er, und ein stupides Tier durfte ihn über Treue elehren! — Indes, nein, nein! So weit war er nicht! Noch lange nicht!

Denn erstens mußte er den Fall noch gründlich überlegen, und zweitens mußte er das Mädchen darüber sprechen. Sie war aber offenkundig nicht zu Hause, die Sache mußte also verschoben werden. Das war doch gewiß nicht seine Schuld! Immer noch von künftiger Entscheidung redete er sich vor, sowie von Überlegung eines Falles, den er längst getan hatte.

Der Rechtsanwalt verkleinerte seinen Schritt, auch als er am Clowenhof vorüber war, nur wenig; er wollte anscheinend auch die unwillkommene Begleitung seiner Gedanken noch abstreifen. Wuchtig stampfte er in seinen Bergschuhen voran, als dresche er auf einer großen Tenne weiß Gott welche Schicksalsernte für sich aus. Er zeigte aber jetzt ein aufgeheitertes Gesicht, denn er hatte eine höchst gefährliche Station seiner Tour wider alles Erwarten leicht passiert. Nun wuchs ihm erst der rechte Mut für den Clowen; beinahe ein Übermut. Voran, nur immer voran.

Mit den Riesenschritten einer unrechtmäßig angeeigneten Fröhlichkeit ging der junge Tourist geraden Weges dem Ruin all seiner Fröhlichkeit entgegen. Denn als er nach längerem Marschieren aus einem Gebüschbogen trat, der im Verein mit einer leisen Biegung der Straße die Aussicht nach vorne bis hierher völlig benahm, hatte er plötzlich in kurzer Entfernung das Mädel mit dem Buben vor sich.

Gott, wie schnell er den Umriß dieser Weibesgestalt erkannte! Gleichwie ein glühender Stempel brannte ihn jetzt das Bild, das ihm einst so vertraulich war. Zum Teufel, was tun? Wie sich verhalten? Sofortige Flucht schien noch die erträglichste Auskunft zu sein. Prüfend sah er sich um. Das Gebüsch war nicht weit hinter ihm; ein kleiner Rückzug konnte ihn retten. Verwünscht, es war der erste in seinem Leben! Er zögerte noch einen Augenblick. In demselben Augenblick aber schaute der Knabe um und sah ihn; es war zu spät, er war dem Kinde verfallen.

‚Mutti, ein Mann geht hinter uns. Schau um!‘ — Ein sprachloser Schrecken war für sie das kleine Wort des Kleinen; wie eine leise Berührung dir einmal mitten in den Nerv greifen kann. Umschauen sollte sie? Ha, also doch! Saß ihr nicht schon lang der geheimnisvolle Befehl auf der Schulter: Sieh dich um, sieh dich um! Noch jemand ist auf der Straße! Wer konnte das sein, daß er sich dem Herzen früher angemeldet hatte als dem Ohr? Ja, wer konnte es sein! Die Ahnung wälzte sich ringendem Nebel gleich in ihrer Brust und wollte nur immer eine Gestalt annehmen. O Gott, wenn er es wäre? Doch nein, das war ja Widersinn; heute am zweiten Tage nach ihrem Brief! Es hätte denn der Himmel ein wahrhaftiges, ein stürmisches Wunder über den Säumigen herabkommen lassen. Schon hörte sie ab und zu das geringe Geräusch, das durch die Entfernung gedämpft seinen Schritten entbröckelte. Wichtig begann klein Guido zu schildern: ‚Er hat einen langen Stock‘ — ‚Sst, Bubi! Nicht mehr umsehen! Es ist nicht schön, die Leute anzugucken.‘ Und sie fieberte doch nach seiner Beschreibung. Warum sah sie nicht um und machte der Täuschung ein Ende? Umsonst, sie brachte

es nicht zustande; er konnte es dennoch sein, und die Angst vor der heillosen Revolution, die dieser Blick in ihr anrichten würde, lähmte ihren Willen. Denn sehen und tun, als hätte sie nicht gesehen, dazu fühlte sie sich weder stark noch falsch genug. Saß ja ihr bißchen Gefaßtheit nur so wie ein wippender Vogel auf ihrer Hand, der jeden Augenblick auf und davon sein konnte. Nein, sie würde nicht umsehen; hier ging es über die Kraft eines Weibes, neugierig zu sein.

Übrigens verringerten sich die Gründe dafür, daß es nicht ihr Verlobter sein könne, in gleichem Maße wie die Entfernung von ihm. War nicht heute der dritte Tag, gar nicht gerechnet die Nächte mit ihren Zügen? Er war auch damals bei Nacht gefahren und an einem Morgen wie der heutige den Berg heraufgekommen. O Gott, was war das? Genau mit diesem Schritte, den sie immer deutlicher hinter sich hörte, nein, man durfte sagen, verstand! Er hatte solch einen Rhythmus von Kraft und Jugend und eine Eigenheit dazu, die nur einer liebenden Beobachtung so unvergeßlich hätte werden können. Neues Erschrecken brach in ihr auf; doch entbehrte es nicht der Süßigkeit. Wie wenn die Sonne plötzlich durch Wetterwolken stößt und Bänder von Gold um die schwarzen Kolosse schlingt, so richtete sich die Gewißheit, daß er es war, an ihrem trostlosen Himmel auf und versuchte ihn mit dem Scheine der Hoffnung zu bemalen.

Der junge Hochtourist war trotz der kraftvollen Schritte, mit denen er sich näherte, so weit wie je von dem Mädchen entfernt. — Wo mochten die beiden hin? Der Junge war bekränzt, als hätte er einen Ehrentag! Hol's der Satan! Sein Gedächtnis wurde ihm unerträglich: als ob er nicht wüßte, ha, was die zwei für einen Jahrtag feierten! Alles war ihm so klar, als sollte es ihm rundweg unmöglich gemacht werden, ein überraschtes Gesicht zu zeigen, wenn er sie einholte. Das war der Weg zur Kapelle; dort hing der Bub wohl seine Blumen und das Mädchen einen himmlischen Prozeß an wider ihn, den Rechtsanwalt! Nur zu! Mit dieser Instanz konnte er am wenigsten eingeschüchtert werden. Was für ein kirchversessenes Ding bekäme er zum Weib, wenn er sein törichtes Versprechen hielte! Ha, nein, das wäre die vollendete Unnatur; und wider die Natur gilt kein Versprechen.

Doch lief ihm ein sehr lästiger und starker Einwand vor dieser Überzeugung her, der Knabe. Er konnte durchaus nicht sehen, wie der Einwand zu lösen war. Es schien ihm ein ganz gefährlicher Weg, die Lösung so unvorbereitet in einer Diskussion mit dem Mädchen zu suchen; er könnte mit einer noch viel schlimmeren Verstrickung daraus hervorgehen. Da galt es auszuweichen. Wenn er Mut hatte, kam er vielleicht vorbei, ohne angesprochen zu werden. Wohl war die Methode erbärmlich, aber seine Lage nicht minder. Um sich gegen die zwei einen Schein von Deckung zu verschaffen, nahm er den Stock auf die andere Seite, mit der er an ihnen vorüber mußte, und suchte sein Angesicht mit dem Ausdruck allerhöchster

Ahnungslosigkeit zu firnissen. Das Mädchen konnte offenkundig nicht verlangen, daß er sie am Schürzenband oder an den Falten ihres Rockes erkannte. Und ebensowenig, daß er eines jeden Weibes Gesicht erforschte. Nein, er würde mit all der Seelenruhe, die von den Gesichtsmuskeln aus sich allein erstellt werden konnte, an ihr vorüberschreiten, das war beschlossene Sache. In der Überraschung und der daraus folgenden Unsicherheit würde sie wohl gar nicht dazukommen, sich zu erkennen zu geben.

Er stapfte mitten auf der Straße; dann mußte er einem Stein ausweichen, den das Mädchen zweifelsohne auch gesehen hatte; dadurch kam er an den ihr abgewendeten Rand der Straße hinaus; dann entdeckte er allerhand Unordnung an seiner Ausrüstung und mußte jedes Stück wieder umständlich zurechtziehen; auch über die Stunde mußte er sich vergewissern; es konnte ihr nicht unbekannt sein, wie sehr ein Hochtourist am Stand der Sonne interessiert war. Es sollte ihm einer sagen, wie er bei alledem noch einen Blick zur Seite erübrigen konnte! Aber das Herz in ihm schlug, als wollte es seinen eigenen Herrn erschlagen, und eine Hitze überflog ihn, als wate er durch einen Lavastrom und käme in Ewigkeit nicht voran. Verflucht schwere Kunst, zwischen diesem Weibe und dem eigenen Gewissen heil hindurchzukommen! Weiß der Teufel, es streifte sich in solcher Enge wohl der letzte Rest des Ehrenmannes von ihm ab. Doch er mußte hindurch, konnte nicht der Geschundenheit achten; es war die höchste Zeit zum Elowen, bevor der Sonnenbrand gefährlich wurde. Und überhaupt, warum sollte er stehen bleiben? Sie blickte ja gar nicht her zu ihm; soviel sah er mit abgewendetem Auge. Sie rief ihn auch nicht an; und er war doch schon drei Schritte vorüber; sie mußte ihn erkannt haben! Er gab ihr doch die beste Gelegenheit, sich an ihn zu wenden; warum tat sie es nicht? Zehn Schritte mochten es schon sein, genug für eine lange Überlegung; aber sie hatte nicht Rede noch Zeichen. Das konnte gewiß nicht seine Schuld geheißen werden! Ei, er war zufrieden! Er hatte das kühne Spiel offenbar gewonnen! In der fröhlichen Sicherheit dessen befestigte sich seine Haltung und sein Schritt; er würde ihr bald aus den Augen sein.

Da klang ein Ruf hinter ihm, eine wohlbekannte Stimme: „Guido!“ — Gott, welch ein Klang! Wie der Schrei eines tödlich getroffenen Tieres. —

Sie stand einen Augenblick und preßte den Knaben an sich, als wollte sie sagen: Sei still und menge dich nicht darein! Entsetzliche Einsicht: er mochte sie nicht kennen! Er ging an ihr vorüber, als wäre sie ein steinernes Bildstöcklein am Straßenrand, vor dem er den Hut nicht abnahm und keine Miene verzog. Also das war seine Treue? Daß er zehn solche Schritte an ihr vorüber fertig brachte! Zehn Schritte, mit denen er alle zehn Gebote Gottes zertrat! O grenzenlose Enttäuschung!

Der junge Hochtourist hatte sich mit allen erforderlichen Merkmalen der Überraschung nach ihr umgewendet und blickte sie mit dem Ausdruck der höchsten Ungläubigkeit eine Weile an. Doch brodelten Flüche des

Zornes hinter der starren Maske: Schon wieder verraten von den Teufelsmächten des Geschickes! Aber er konnte sich nicht zugleich seiner Wut hingeben und seiner Rolle. Und nur die letztere, dachte er, würde ihn retten. Er übermalte das Erstaunen in seinem Gesichte noch einmal mit frischer Farbe und brachte es ihr zögernd einige Schritte entgegen: ‚Ist's möglich? Du bist es?' — Verwünscht! Welch unechte Stimme! Er war ein schlechter Maler seines Tones! — In der Tat! Immer noch färbte ein Bodensatz verbliebener Redlichkeit in seinen heuchlerischen Worten mit. Aber statt für eine Warnung seines Gewissens hielt er ihn für eine Störung seiner Zwecke und verwünschte ihn; unselige Verwünschung!

Sie sahen sich ins Gesicht. Das Mädchen dem jungen Mann, als warte sie, ob nach der schmählichen Verleugnung wirklich kein Erröten auf seiner Stirn erscheine; wenigstens so, wie eine Lache Bluts nach einem Morde und ein Abendrot vom Untergang der Sonne übrig bleibt. Er aber starrte in das heißerrötete Antlitz des Weibes und kam wie ein Verdammter nicht mehr von den Feuern los, die auf den einst höher gewesenen Hügeln ihrer Wangen angezündet waren. Er wußte sich nicht zu deuten, was diese Höhenbrände signalisieren wollten, Aufruhr oder Friede, Liebe oder Haß; er wußte nur, daß von all dem keines für ihn gut sein konnte, und daß ihm das Schicksal jeglichen Aufschub abgeschlagen hatte. Untrennbar ineinander verwickelt mußte er die zwei Riesenkämpfe übernehmen; und auf der Stelle; das Mädchen sah ihn unerbittlich darum an. Ha, verflucht; das Schlimmste wahr geworden! Entweder brach ihm der Clowen das Genick oder dieses Weib; es war keine Hoffnung mehr, ohne irgendwelche Verstümmelung der Seele oder des Leibes davonzukommen. Ob er es nicht kurz machen sollte und einen klaren Abfall tun? Es öffnete sich in seinen Gedanken wie eine lockende Schlucht; nur daß das Weib samt seiner davon verschlungen würde. — Wenn sie doch endlich reden wollte! Erst wenn er die Anklage weiß, kann der Rechtsanwalt verteidigen. Aber sie zog es vielleicht vor und gab ihm als ganzen Prozeßakt nur den Knaben an die Hand. Verwünscht! Die war schon mit solch einem Akte gesegnet, der auch die Gestalt eines Kindes hatte!

Übrigens war klein Guido nicht wenig erschrocken, als die Begegnung mit dem fremden Manne, an deren Zustandekommen er sich das Hauptverdienst zuschrieb, plötzlich die ernsthafte Wendung nahm. In dieser Überraschung waren ihm beide Schürzenzipfel auf einmal entwischt und der Rest der Blumen auf die Straße gefallen. Er war aber nicht gewillt, sie solchermaßen preiszugeben, sondern bückte sich, um sie energisch wieder an sich zu nehmen. Doch die Mutter verwehrte es ihm: ‚Laß liegen, Kind, und lauf voran; da vorne pflückst du dir die Schürze wieder voll!' Mit leichtem Zwange bewog sie ihn, raschestens voranzutrippeln, aber zum Laufen erschwang er sich nicht; denn die Neugier stemmte sich dagegen wie eine heimliche, fest angezogene Bremse. Er hätte gar zu gerne gehört, was Mutti mit dem fremden Manne disputieren würde; es deuchte ihm

so absonderlich, als müßte daraus die schöne Geschichte mit dem Ringelein werden.

Das Mädchen aber wußte besser, was daraus werden mußte. Alle süßen Täuschungen waren aus ihrer Seele verflogen; gleichwie trauliche Vögel, wenn sich ein Katzentier zeigt, durch das Fenster entstieben und auch die Blumentöpfe noch vom Gesimse hinunterwerfen; es graute ihr vor der angebrochenen Stunde. Doch könnte ihr Sohn einst trutzig fragen: ‚Hattest du auch Mut, o Mutter? Hast du dich gewehrt um mich?' — Ja, ja, der Kampf mußte sein. Wenn auch die Verzweiflung am Siege ihr einziger Helfer im Kampfe sein würde.

Sie hatte wieder langsam zu gehen begonnen. ‚Wir machen eine Wallfahrt zur Kapelle, Guido.' — ‚Ich denke es mir.' — Das Gespräch schien allbereits wieder beendigt zu sein; wortlos schritten sie nebeneinander. Sie blickte voraus und sah, daß die Strecke ihres gemeinsamen Weges kaum noch tausend Schritte maß. Sie mußte ins Reine kommen, sie mußte reden. ‚Hast du meinen Brief gelesen?' Ihr scharfes Auge stand ihrer Frage bei; die Frage zeigte ihm den Weg, das Auge verstellte ihm den Ausweg. — ‚Warum nicht?' sprach er mit angestrengter Ruhe. Wie ein randvolles Gefäß trug er sich einher; nur die äußerste Vorsicht konnte verhindern, daß er nichts vom aufgeregten Inhalt seiner Brust verschüttete. Und er wollte ihr seine Stimmung, die zu gleichen Teilen aus Abtrünnigkeit und Unentschlossenheit gemischt war, um jeden Preis verbergen.

Seine erheuchelte Ruhe teilte ihr genügend wirkliche mit, ihm schärfer zuzusetzen. ‚Warum nicht? Wie unbekümmert du das sagst! Als hättest du dich wunderleicht an meinem Brief gelesen! Guido, nur die äußerste Not hat mir den Brief vom Herzen gerissen, weiß Gott, wie schwer, und du hast einen so gleichgültigen Ton dazu?' Sie stand. Ohne daß sie ihm näher trat, fühlte er sie in diesem Augenblicke dicht vor seinem Gewissen stehen, starr, unbeugsam wie eine Säule, an die er zum Gegeißeltwerden hingebunden sein wird. ‚Guido, wer hat dein Herz? Warum gabst du keine Antwort?' — Er besann sich auf seine advokatische Gewandtheit, den Gegner ins Unrecht zu setzen, und meinte verweisend: ‚Du verbindest eine sehr äußerliche mit einer sehr penetranten Frage. Wozu hätte ich schreiben sollen? Ich bin ja selber da! Ist das nicht Briefes genug und mehr als ein solcher? Ward ich dir so unbekannt, daß ich mich erst mit viel Worten erklären muß? Und wer mein Herz besitze? Ei, der glückliche Eigentümer bin ich allezeit selbst gewesen und gedenke es zu bleiben. Das Herz ist ein Brunnen, läßt sich nicht von der Stelle nehmen und herumreichen wie ein Wasserkrug; du verstehst mich wohl?'

Trostlos wie abgebrochene Zweige hingen ihre Mundwinkel herab. ‚Nein, ich verstehe dich nicht. Du scheinst nur gekommen zu sein, um die Klarheit zu hintertreiben, die ein Brief zwischen uns hätte herstellen können. Oder besteht deine Antwort in dem, daß du an unserem Hause und an meinem Vater vorübergingst wie einer von jenseits der Berge, der

unsere Sprache nicht spricht? In dem, daß du an meinen Augen vorübergingst wie an den Fenstern eines unbekannten Hauses? Dann ist sie allerdings genügend deutlich.'

Er fluchte ingrimmig in sich hinein. Alles hatte sie erkannt! Auch das Schlimmste, sein Verleugnungsmanöver! Wie stümperhaft mußte er an ihr vorüber sein! Doch je größer die Wut war, die er darüber empfand, desto größer auch sein Bedürfnis, still darüber hinwegzukommen. Darum stürzte er sich mit heftigem Eifer auf den einzigen Punkt ihrer Anklage, dem der Schein der Wahrheit mangelte, an dem also ein Schein von Verteidigung anzubringen war. ‚Wie schnell du mit dem Urteil fertig bist! Weißt du denn, daß ich nicht gerne bei euch eingetreten wäre? Doch fand ich leider Tür und Tor verschlossen. Nur ein Hunderachen unterm Tore stand mir offen; er wäre in der Tat der einzige Eingang gewesen, den ich hätte benützen können. Wenn ich hier so unerwartet auf euch stoße, so kommt es von deiner seltsamen Art, mich zu erwarten.' — Sie erschrak; denn sie glaubte ihm Unrecht getan zu haben; das war Rost auf die Reinheit ihrer Waffen; das kleinste Unrecht konnte in dieser Stunde zum größten Unglück für sie ausschlagen. ‚Verzeihe,' sprach sie mit merklicher Unsicherheit, ‚das wußte ich wirklich nicht; denn als wir fortgingen, war der Vater im Hause. Doch er ist wohl auf die Bergwiese zurückgekehrt. Er hätte dich mit Freude aufgenommen, Guido!'

Das Zartgefühl, mit dem sie zurückwich, beraubte ihn des Mutes, ihren Rückzug auszunützen, und statt des Vorwurfes, der von ihm erhoben worden war, stand plötzlich ein anderer vor ihm, der sich selbst erhoben hatte: siehe, wie ehrlich sie ist! Und du? Allein, er widersetzte sich dem Vorwurf. Eine Lüge wollte auch er nicht sprechen; er behielt sich nur eine Auswahl der Wahrheiten, die er sagen, und derer, die er verschweigen wollte, vor.

Ein Aufschub, redete er sich ein, würde die Entscheidung von selber reif werden lassen. In Wirklichkeit hing sie schon überreif und nur noch von den grünen Blättern seiner Selbsttäuschungen verdeckt im Geäste seiner Gedanken und war ein Abfall, bevor sie fiel. Er aber, ein umgekehrter Adam, verschob es immer noch einmal, die Frucht vom Baume der Erkenntnis herabzunehmen. Darum hatte er auch für das Mädchen nur eine ausweichende Vertröstung. ‚Nachdem es nun fürs erste doch versäumt ist, dein Anliegen in Ruhe und in deines Vaters Beisein abzureden, gedachte ich zunächst ein wenig auf den Clowen zu steigen. Ich liebe es, mit dem Notwendigen etwas Angenehmes zu verbinden,' fügte er leichthin, aber nicht ohne einiges Prahlen bei. Welch verletzende Kennzeichnung für die Sache des Mädchens daraus abfiel, schien er nicht zu merken.

Sie war erregt geworden; aber nicht wegen dieser Zurücksetzung; es faßte sie eine tödliche Angst um sein Leben. ‚Du willst doch nicht auf den Gipfel?' Als ob sie das nicht sogleich geahnt hätte! Und als ob sich mit seinen Siegen etwas anderes vertrüge! — ‚Ei freilich, Mädel! Wie

kommst du mir vor? In Spatzenhöhe bewegt sich kein Hochtourist.' — ‚Ach, immer nur Hochtourist!' unterbrach sie ihn mit schmerzlichem Vorwurfe; ‚bist du nichts anderes mehr für mich? Hast du nicht hier im Tal die höhere Pflicht?' — Er wurde nervös. ‚Ich sage dir ja: ich komme wieder! Ich will mich dir auf den Stundenschlag verpfänden, so du bestehst darauf.' — Ungewollt brach jetzt ihre ganze Angst hervor. ‚Wie kannst du wissen, ob du wiederkommst?'

Das traf ihn wie ein Argument, das ihm der Himmel selbst entgegenschleuderte. Wortlos sah er sie an. Immer öfter war es ihm die letzten Tage her, als hätten die Worte, die man ihm gab, eine zweite Bedeutung, einen dunklen Schicksalssinn; etwas wie einen Schatten, der sonst nur den Körpern, nicht den Gedanken eignet. Gern hätte er das Licht gefunden, das die verhängnisvollen Schatten erzeugte. Ging es dem Untergang der Sonne zu? Seiner strahlenden Sonne? Unmöglich! Und doch, die ungewöhnlichen Schatten erscheinen stets zu solcher Stunde! — Er glaubte dem düsteren Sinn ihrer Frage durch eine eigenmächtige Auslegung zuvorkommen zu können. ‚Wie meinst du das Nichtwiederkommen? Traust du meinem Worte nicht?' — Sie aber fing ihn schonungslos wieder in dem Gedanken, von dem sie selbst gefangen war, ein. ‚Was nützt mir dein Wort? Ist ja dem Clowen nicht zu trauen, dem Clowen!'

Weiß Gott, sie konnte sich nicht von der bangen Vorstellung helfen. Vielleicht war er seit Jahren nicht mehr gestiegen und wollte jetzt mit seiner Schuld hinauf, hilf Gott, mit seiner schweren Schuld! Es schaute ihm ja aus den Augen, das dunkle Geäst seiner ungeraden Gedanken, hing über den schwarzen Zaun seiner Wimpern. Mit einer Schuld zu Berge, o Verwegenheit! Er glaubte es wohl nicht, daß die Berge der Welt zum Himmel halten, und je näher sie ihm kommen, desto mehr. ‚Wenn du doch mit einem Zweiten stiegest; es wäre soviel sicherer! Und lieber noch, ja, Guido, steige lieber gar nicht!' Ihre Stimme rann wie ein Bächlein, durchsichtig bis in das Herz und aller Enttäuschung zum Trotz bereit, wieder Frühling zu machen. Jedem, der sehen wollte, hätte der Flimmergrund ihrer unglücklichen Liebe deutlich durch die bebende Stimme hindurchscheinen müssen.

Der junge Hochtourist aber zwang sich, in die Tiefe ihres Gemütes nicht hinabzublicken. Er, der ohne Schwindel und Grauen in die fürchterlichsten Bergschluchten sah, wandte die Augen ab und ging an ihrer tiefen Liebe scheu vorbei. ‚Es ist wohl nur die Sorge um dich selber, daß du auf mein Leben soviel Bedacht hast; sei getrost' — er wollte noch versichern, daß er an keine Schmälerung ihres Rechtes denke. Doch gab er die Versicherung, die er kaum ohne Lüge vollendet hätte, vor den Anzeichen ihrer Entrüstung betroffen und doch nicht ungern wieder preis. Mit einem Blick, in dem das helle Feuer der Empörung flammte, hatte ihn das Mädchen gestreift; ihr Ton vibrierte. ‚Wie sagst du? Sorge um mich selber? Ist es denn so gewiß, daß mir mit deinem Leben mehr gedient

ist als mit deinem Tode? Wird ja doch eine andere das Leben, das ich dir retten will, genießen!' — Er zuckte innerlich zusammen. Verwünschter Scharfsinn! Wie das Roß weithin die Quelle wittert, so das Weib eine Liebe, die verborgen und verheimlicht irgendwo entsprungen ist. Sollte auch hier schon etwas in der Luft liegen von dem Prozeß und seinen nicht in allweg so rechtlichen Folgen? Unmöglich! Die Luft war rein von ihm und der andern; er wünschte fast, er wäre es auch, um der reinen Luft würdig zu sein. Aber er mußte wohl oder übel in der Arbeit, sich reinzuwaschen, die er nun einmal angefangen hatte, fortfahren, obwohl er fühlte, wie sehr ihn das innerlich beschmutzte. ‚Wagt ein Verliebter tollkühne Touren?' Er glaubte sich sehr glücklich ausgedrückt zu haben; denn das war keine Lüge, sondern nur eine Frage, und wenn sie sich eine falsche Antwort darauf gab, so war die Lüge auf ihrer Seite. — Sie aber zog mit weiblicher Gewandtheit nicht die Folgerung, die er ihr nahegelegt, sondern die entgegengesetzte, die er zu entfernen übersehen hatte. ‚Da sagst du endlich klar, daß du mich nicht mehr liebst. Ja, steige nur zu!' — Verdammt! Schon wieder eine Torheit! Er wurde wütend auf sich selbst. Indem er eine Fallgrube anfüllen wollte, hatte er eine neue gegraben und war auch allsogleich hineingestürzt; wie ungeschickt!

Er wollte nicht merken, wie sehr sich seine Ungeschicklichkeit bemühte, ihn zu ehren; denn hätte er sich zu seinem bösen Unternehmen geschickter angestellt, so wäre auf eine hoffnungslose Gewohnheit und Verderbnis zu schließen gewesen. — Er aber sah sich in der traurigen Lage, diese Geschicklichkeit wünschen zu müssen, ohne daß er die Sehnsucht ganz unterdrücken konnte, es möchte wieder sein wie früher. Wie hatte er da so frei und sicher, weil aus offenem Herzen, geredet! Und immer siegreich war er dabei gewesen. Jetzt aber, da ihn die Not der neuen Methode zugetrieben hatte, sah er sich von den eigenen Worten umzingelt, tyrannisiert, von einer Niederlage in die andere geworfen. Die verzweifelten Stützen, die er für sein Lügengebäude bedurfte, mußte er alle seinem Charakter entziehen. Er log weiter. ‚Du mußt mich besser verstehen, Mädel! Nur die Verliebtheit leugne ich. Das ist zwar die Blüte der Liebe, läßt sich aber gleich anderen Blüten gerade deshalb am wenigsten bewahren. Willst du sagen, die Blume sei dürr, wenn die Blüte fiel? Und die Liebe sei weg, wenn der süße Schaum zu oberst verging?' — ‚Dann tue mir ein Werk der Liebe, wenn du sie hast; kehre um mit mir!' — ‚Da müßte ich ein anderes Werk unterlassen. Unterlassungen sind die nichtswürdigsten Taten. Und dennoch, weiß der Himmel, ich würde nicht steigen heute, wenn ich es nicht bündig versprochen hätte. Es handelt sich um mein Wort.' Er war völlig froh, dies sagen zu können und wieder eine Fußbreite festen Bodens unter sich zu haben; denn das mit dem Versprechen stimmte.

Verwickelte Seele! Ungreifbarer Knoten, in dem sich Fäden der Welt, des Himmels und der Hölle unlöslich verschlingen! Einziger Treffpunkt

der unendlichen Gegensätze! — Er lechzte nach einer Wahrheit, um von seinen Lügen auszuruhen zu können.

Es ließ ihn aber das Mädchen nicht lang im Genusse der schützenden Wahrheit. ‚Wie sagst du, Guido? Ein Versprechen nötigt dich, dein Leben auf Gnade und Ungnade diesem steinernen Riesen auszuliefern? Und deinem Kinde, dem du es von Natur wegen schuldig bist, entziehst du's? Du fühlst dich von keinem Versprechen genötigt, uns zu gehören? Dann muß ich dich an eins erinnern!‘

Verdammt! Er konnte ihre Worte nicht so leicht von der Seele schütteln. Das Steigen wurde ihm bei jedem Schritt verleideter. Vielleicht gab der Himmel dem Weibe recht in ihren Warnungen, weil sie es in den Forderungen nicht erhielt? Verwünschte Aussicht! Am Clowen hängen, das Leben mit heiliger Not hinter sich herschleppen und sich mit seinem Gewissen raufen! Es war zu viel auf einmal! Aber so rächen sich stets die vielen Zuwenig, die sich der Mensch erlaubt. Er würde dem Schicksal wohl auch nicht entrinnen. Es sei denn, sprach er düster entschlossen bei sich selber; da hast du mich, Fatum! ‚Es gibt kein Zurück, liebes Mädel; ich muß steigen! Oder willst du, daß sie von mir sagen: Seht, die Zunge eines Weibes hat ihm den Mut davongeleckt wie Salz, nun wird sein Ruhm bald faulen! Wäre es möglich, so wolltest du mich haben? Ich hätte dich für stolzer gehalten.‘ — Er mußte zum Ende ausholen und tat es noch ausgiebiger mit seinen Schritten als mit seinen Worten; bald hatten sie den Buben eine Strecke hinter sich gelassen. — ‚Ich muß dir auch sagen, dein plötzliches Begehren, ich konnte es noch nicht genügend überlegen. Ich komme soeben aus einem verwickelten Prozeß, der wochenlang mein Denken absorbiert hat.‘

Sie verstand das fremde Wort nicht, und verstand es auch wieder ganz gut: wie er sich fremd machen wollte! Und er hätte es noch nicht überlegt! Ja, was konnte er denn eigentlich überlegen daran? War das Ding nicht so klar wie ein Gesetz der Natur, das man bloß befolgen oder übertreten, aber nicht so oder anders auslegen kann?

Sie sah mit einiger Beschämung, wie schnell und gründlich sie, die Widerstrebige, in den Gedankenlauf des Vaters eingemündet war; gleichwie es Nebenflüsse zwingt, über kurz oder lang den alterfahrenen Lauf des Urstromes anzunehmen. Aber es war nicht anders, ihr Verlobter trug sich mit der Treulosigkeit. Während er noch Scheu empfand, seinen Abfall auszusprechen, handelte er bereits ungescheut wie ein Abgefallener. Mit welcher Diebeseile er voranlief! Er dachte wohl, es würde ihm geschwinde noch gelingen, den biederen Schein in Sicherheit zu bringen. Nein, nein, so ließ sie ihn nicht entkommen! Nach einer Pause, die genügend lang gewesen wäre, es zu vergessen, nahm sie sein Wort erst noch einmal auf. ‚Ich verstehe nicht, Guido; was willst du denn noch überlegen? Vielleicht die Ehrenfrage? Wirklich, du wolltest in der Ehre schwanken? Du? O weh, dann ist der Edelste gestorben in der Welt, und es war ein unglückseliges Glück, daß ich ihn kennen lernte!‘

Verdammt! Er kannte den schönen Toten auch, den sie da auferweckte. In währendem Gehen rückte er ein wenig zur Seite, als müßte er Platz schaffen für ihn, der auch ein Rechtsanwalt gewesen ist; zwar noch keinen Prozeß gewonnen, aber auch noch keinen verloren hatte und in gewissermaßen unbändigem Rechtssinne sicher war, nie einen wahrhaftig zu verlieren; und der eine Liebe trug, oh, er trug sie so dankbar und treu, als wäre ihm aus besonderer Gnade soeben ein richtiggehendes Menschenherz von Gott in die Brust gelegt worden, und er wüßte erst seit dem, was lebendig sein ist; und eine Fröhlichkeit hatte der Mensch um sich wie die Weltkugeln ihre himmelblauen Sphären; und wenn es ihm einfiele, den Clowen zu erklimmen, es kämen wohl Seile aus dem Himmel nieder und holten diese reine, schöne Männlichkeit empor.

Unerbittlich frug das Mädchen weiter. ‚Was willst du dir noch überlegen, Guido? Vielleicht die Liebe? Ach, dann hast du sie gewiß nicht mehr; denn nach Gründen fragt die Liebe nichts. Und du hast soviel, soviel gehabt; ich meinte, in Ewigkeit würde ich all deine Liebe nicht erschöpfen. Wo hast du sie so bald verloren? So schön bist du gewesen, so stark und fröhlich in deiner Liebe!‘

Wahrhaftig, er sah es ihm an, mit verbissener Wut des Neides, dem da zu seiner Rechten, der um fünf, sechs Jahre jünger war als er, und in allem sein Ebenbild — bis auf das reine Gewissen! Zum Teufel, wie sehr hatte sie Recht! Aber er konnte nur immer denken, wie das alles nun so völlig anders geworden war, nicht, wie er es anders mache. Was sollte er auch ändern können? Sagte sie nicht selber, an der Liebe sei nichts zu überlegen! Und wenn der Quell eben einmal versiegt war, was konnte es nützen, Eimer voll Überredung hineinzugießen und sich für Augenblicke etwas vorzutäuschen? Der Quell war weg und blieb es; das hatte die Tiefe getan, der unbeständige Boden. Das Herz hat seine Rutschungen wie anderes Erdreich, und das gibt den Quellen plötzlich eine neue Richtung; was konnte er dafür? Er hatte sein Herz nicht erschaffen! Er hatte auch das Weib nicht gesucht, um das er hier angesehen wurde. Überhaupt, er besaß kein Weib; nur eines Weibes Ring bis jetzt. — Verwünscht! Was log er sich da vor? Die Ringe zweier Mädchen hatte er, so stand die Wahrheit, und sie stand übel genug für ihn! Was unterschied ihn von der Hoheit noch? Am Ende nichts mehr als der Thron; ein gewichtloses Ding, wo Charaktere gegeneinander gewogen werden. Alle Teufel! So schnell wäre er zur Hoheit herabgesunken? Da müßte er ja ins eigene Herz die Verachtung hinunterspucken, die er gegen den Thronfolger spie! — Ha, nein, verrückte Einfälle das! Konnte er sich nicht entscheiden wie er wollte? — Nichts in seinem Innern sprach Ja. Unabwendbar wie den Clowen sah er den Bruch der Treue sich gebieterisch erheben; während er jenen zu ersteigen glaubte, erstieg er in Wahrheit wohl eine ungeheure Sünde. Kein Wunder, daß er stürzen mußte; es lag der Hölle zuviel daran! Schleppte Satan nicht schon zwei Tage lang Verdammnis über Verdammnis herbei? Was wäre sonst so dämonisch in ihm getürmt?

‚Guido, warte ein wenig!‘ Das Mädchen bat es; sie waren an der Wegscheide. Wie ein Lastträger, dem seine Riesenbürde plötzlich von der Schulter fiel, taumelte er in die äußere Welt zurück. Es stand ein Wegzeiger am Rand der Straße, alt und schief; er hatte gewiß sein Lebtag nicht soviel Menschen als Stürmen den Weg gezeigt. Der hielt dem jungen Hochtouristen freundlich seinen Stamm entgegen: da lehn' dich her und raste! Schwankst ja schon vor Müdigkeit! — Aber plötzlich änderte der alte Geselle das Gesicht, als hätte er, kundig aller Menschenwege, die treulose Bahn des jungen Wanderers durchschaut. Statt aller Freundlichkeit schien er jetzt mit seiner langen, breiten Hand zu einer Ohrfeige wider ihn auszuholen; er konnte ihr nicht entweichen; denn er empfing sie von innen heraus in das Antlitz: Hier also, du Lump, gedenkst du dich von einer lästigen Pflicht zu trennen und mit dem Verrat als Bruder fortzugehen? Die Stelle, wo ich den Menschen zum Herrgott zeige, ist dir eben gut genug, dein Teufelswerk zu vollenden?

Höll und Teufel! Er rennte wahrhaftig lieber mit Ahasver um die Welt, als hier zu stehen und sich von einem vertrackten Wegzeiger über ein Ding abkanzeln zu lassen, das ihn nichts anging. Wenn sich da jeder Klotz am Weg in seine Händel mischen dürfte! Schweig, verwünschtes Holz! Was wußte so ein Eckensteher im Tal, von welcher Leidenschaft ein Hochtourist bergauf getrieben wurde! Jetzt war nicht Zeit, um Liebesfragen zu erörtern und die Schritte eines Kindes abzuzählen; denn der Riese stand da und wartete sein. Von allen Dingen der Welt lag ihm der Clowen jetzt am nächsten. Was Schuld und Verrat? Die lagen ihm noch fern! Er mußte es eben doch überlegen, das konnte noch kein Verbrechen sein. — Und er stand gelangweilt da, schrieb mit dem Stock Figuren in den Staub und überlegte — nichts. Da er das Mädchen schon seit vielen Schritten mit purer Schweigsamkeit behandelt hatte, sie auch mit nicht viel größerer Beredsamkeit hier zu entlassen gedachte, so konnte er die gefürchtete Überlegung, wie er meinte, getrost verschieben.

Auch das Mädchen gab die Hoffnung auf, etwas Ernsthaftes von ihm zu erlangen. Fürchterliches hatte sie auf dieser kurzen Straße gelitten; und dennoch hätte sie ihren eigenen Leib anstückeln mögen, um sie länger, noch länger zu machen, wenn ihr etwa doch das wundertätige Wort noch einfiele. Nein, nichts hatte ihn berührt, und diabolisch hatte er den spärlichen Vorrat ihrer gemeinsamen Schritte verpraßt; als würfe einer die letzte Handvoll Körner, die ihm zu frischer Saat geblieben ist, verblendet den Vögeln hin. Und sie selber, ach, wie vieles hatte sie sagen wollen und wie wenig gesagt! Den Himmel und die Erde hatte sie um Worte bestürmt, um andere und bessere, die ihn zwingen müßten, ob er wollte oder nicht; ach, um Worte, die es nicht gab! — Da hatte sie endlich auch zu schweigen begonnen. In dieser Wüste des Schweigens war plötzlich die Stimme des Kleinen erblüht, der eine Strecke hinter ihnen mit sich oder anderen Blumen sprach. Sie hatte sich in der Eingebung des Augenblicks nach Klein-Guido umgewendet und war stehen geblieben, ihn zu erwarten.

Widerwillig hatte der Rechtsanwalt diese Aufmerksamkeit gegen den uben mitgemacht. Er zweifelte nicht, auf diesen kleinen Füßen kam der hwerste von all den Stürmen herangetrippelt, die ein planvolles Verängnis nun drei Tage lang wider ihn hetzte. Wie das Mädchen schwieg nd sann! Er hätte nun doch lieber etwas gesprochen, um ihre gefährlichen Gedanken zu zerstreuen. Ein einziges goldenes Wort der Liebe wenn er ustande brächte! Wie man dem Wetterstrahl eine goldene Spitze entegenhält. Verwünscht, er hatte all dieses Gold vor wenig Tagen zu inem Ring verschmieden lassen; den trug, zum Teufel, den trug eine ndere! Nein, er konnte nicht reden! Mit stumpfer Trotzigkeit starrte r in das Kommende, und zwischen die Kindesschritte, mit denen es kam, wängten sich Riesenschritte seines inneren Verfalles. Er bemühte sich örmlich, sein Herz wider jeglichen Eindruck, der es bessern könnte, zu erhärten. — Er glaubte das Vorhaben des Weibes zu durchschauen. Sie würde ihn noch einmal mit Vorwürfen überhäufen, einen Berg von Bettelworten darüberschichten und endlich das Kind auf den Gipfel ihrer weinenden Beredsamkeit erheben. Er kannte dieses künstliche Verfahren aller Weiber vom Berufe her. Und es kennen war soviel wie es verachten. Also nichts da! Dieser Berg stand nicht auf seiner Karte.

Damit war er freilich noch keineswegs aus seinem Gewissen hinausdisputiert; er richtete sich im Gegenteil mit äußerster Drohung darin auf, und ein düsteres Gewitter zog sich um den Gipfel dieses geisterhaften Berges zusammen. Windstößen gleich, die vor dem Sturme herrollen, überschlug den Rechtsanwalt stets von neuem eine ahnungsschwere Angst. Er gebot sich Ruhe: still, du Seher des Unmöglichen; hier ist der Knabe, hier sieh dich vor!

Klein-Guido hatte den Vorsprung der Zwei, den von Rechts wegen er, der kleine Springinsfeld, hätte haben sollen, inzwischen hereingeholt und gedachte der Mutter mit einem neuen Strauß von Blumen an die Hand zu gehen. Aber sie hatte bereits seine eigene Hand ergriffen, und eh' er sich dessen versah, riß sie ihn fort mit sich und ging auf den jungen Hochtouristen zu, der wie von ungefähr zehn Schritte vorausgeraten war. Dies geschah mit solcher Eile, daß der Kleine, trotzdem ihn die Neugier mit Windmühlenflügeln voranschob, mit den Beinchen nicht zurechtkam und zu fallen drohte. Da fing sie ihn wortlos in beide Arme und überhob ihn mit leichtem Schwung aller Schritte, die noch gewesen wären, und stellte ihn geradewegs vor den Rechtsanwalt hin.

Der konnte die blassen Ringe sehen, die ihr fester Griff um die sametweichen Arme des Kindes gezeichnet hatte, und an diesen Zeichen die kraftvolle Entschlossenheit, mit der sie nun ihre letzten Anstrengungen wider ihn machen würde. Er warf zum erstenmal einen forschenden und überlegten Blick auf das Kind und staunte. Fein und zierlich war dieses Knabenantlitz, eine süße, aber verräterische Schönheit! Und wie er aufsah zu ihm, die Seele im Gesicht wie Sonnenschein auf blühenden Hügeln! Verdammt! So winzig die Sonne war, sie machte ihm unerträglich heiß. Wenn

dieses Kind gar wüßte, was sein wohlgeformter Leib für ein Zeugnis wider ihn war, jeder Fälschung unzugänglich! Er wandte das Auge hinweg, er konnte den Vorwurf dieser schönen Gestalt, den ihm keiner machte, und der doch geschah, nicht länger ertragen. Wenn das Weib doch endlich den Schwall ihres Jammers loslassen wollte auf ihn! Dies wäre etwas, das er verachten könnte, und die Verachtung würde sich als eine zwar häßliche, aber heilsame Kruste vor die Wunde seines Herzens legen, in dem das Vaterblut rebellisch ward und die Partei des Knaben zu ergreifen drohte. Doch das Mädchen schwieg noch immer und ließ ihn mit seiner Verachtung durchaus nicht ankommen. Sie hatte sich niedergebeugt und strich dem Knaben bedächtig die goldenen Haare aus dem Gesicht, schier jedes für sich; sie wollte mit ihrem Zögern und Schweigen offensichtlich Zeit und Worte gewinnen. Er empfand, wie nützlich es wäre, ihr zuvorzukommen; doch fiel ihm kein einziger Gedanke ein, der das Licht dieser Kindesaugen vertragen hätte.

Das geheimnisvolle Benehmen der Mutter hatte den Knaben sichtlich auf ein bedeutendes Ereignis vorbereitet; er blickte sie fragend und mit dem Aufwand seines ganzen kindlichen Ernstes an. Sie zog ihn noch näher an sich und neigte ihr Gesicht völlig über das seine, so daß der Rechtsanwalt es nicht sehen konnte; dem war, als schicke sie sich zu einem Überfall an. Und sie sprach es dem Kleinen dicht und deutlich hin: ‚Guido, mein Liebling, merk' auf! Du weißt, wenn dir die Mutter etwas sagt, dann ist es wahr!' Der Knabe sah auf den Rechtsanwalt, ungeheißen und die Beziehung nicht ahnend, die er aussprach, bevor das Mädchen sie herstellte, und nickte mit heiliger Überzeugung: ‚Ja, Mutti!' Verhalten feierlich fuhr sie fort: ‚So laß dir etwas sagen, Kind! Gib diesem Herrn die schöne Hand und hab' ihn lieb! Das ist dein Vater.' — Sie fügte kein Wort mehr hinzu, nur noch einen flüchtigen Kuß gleichsam für ein Siegel der Wahrheit; das war ihr letzter, ganzer Angriff.

Die Verachtung des jungen Rechtsanwaltes, die ihren Fuß schon prätentiös zur Abwehr vorgestreckt hatte, fand plötzlich keinen Boden und tat einen schmerzlichen Fehltritt. Da ginge es also auf kürzestem Weg zur Entscheidung! Verflucht, wenn die nur so leicht wäre! Ergab er sich dem Augenblick, dann war seine Zukunft verloren; ergab er sich dem Verrat, so war seine Ehre dahin. Er hatte wie ein abgesägter Baum nur die Wahl, nach welcher Seite er fallen wollte; gefallen mußte sein. — Aber schon lehnte er sich wieder trotzig dagegen auf; denn er fühlte sich noch mit unbändigen Wurzeln ins Leben verwachsen. Was sollte er sich zu einer Entscheidung zwingen lassen, wenn ihm die Unentschiedenheit nützlicher war? Es fiel ihm nicht schwer und erschien ihm sehr zweckmäßig, den Wipfel nach jeder Seite zu wiegen und mit einem freundlichen Kompromiß an jeglichem Müssen vorbeizukommen. Er war doch Rechtsanwalt, versiert in allen juridischen Auskunftsmitteln! Was konnte es bedeuten, wenn er die Patschhand, die ihm der Kleine so treuherzig und beharrlich anbot, einen

Augenblick behielt? Er legte ja keinen Schwur hinein, bloß eine linde Beschwichtigung! Und sein Kompromiß, sonst wirklich nichts! Er ließ sich sehr gemessen zu Klein-Guido herab: ‚Nun, Bubi, sag', bist du einverstanden, haha, daß ich dein Papa bin?' Er empfand zur Genüge, daß er mit dieser Frage zugleich einen pädagogischen und juridischen Schnitzer machte, indem weder seine Vaterschaft noch die Kindespflicht des Knaben fraglich war. Aber seinem Kompromiß war diese Art sich auszudrücken ungemein bekömmlich; eine Frage verspricht und leugnet nichts; eine Frage steht immer frei, und ist wie aqua destillata in der Medizin, hilft und schadet nicht und scheint etwas zu sein.

Klein-Guido hatte sich den großen, feinen, jungen Papa gläubig und unverwandt betrachtet. Als Gehilfe seiner Spiele, deuchte ihm, müßte er unvergleichbar flinker sein als Großpapa. Allein, ob er auch willig dazu war? Er sah unter all seinem Lächeln sehr mürrisch darein. Und ob er Geschichten erzählen konnte? Das Reden schien er bedenklich zu scheuen. Er konnte gewiß auch nicht ordentlich lachen, hatte ja einen Mund, der wie ein Mausefallentürlein zugepreßt war und jeder Fröhlichkeit wenn nicht den Kopf, dann sicher den Schwanz abbeißen würde. Aber ein Bergsteiger war's, da durfte er mit in die Felsen; das war ein mächtiger Fortschritt gegenüber dem Großpapa, der seinen Bergstock nie berührte. Darum klang es immerhin ziemlich einladend, als der Knabe jetzt fragte: ‚Kommst du bald zu uns?' — Der Rechtsanwalt wurde nervös. Hatte er es dem Querköpflein nicht deutlich genug zurechtgelegt, daß er bloß ja und nein zu sagen brauchte? Denn so sehr es seinem Zweck entsprach, wenn er Fragen stellte, so sehr widersprach es diesem Zweck, wenn er Fragen beantworten sollte. Er warf dem Kinde ein tonloses ‚Bald!' hin und schwieg. Klein-Guido ließ sich indes nicht beirren. ‚Du mußt aber lustig sein, wenn du mein Papa werden willst!' — Er drückte sich vorsichtig wie ein geborener Rechtsanwalt aus und schien den neuen Papa für eine Vertragsperson, und zwar erst nur für gedungen, noch nicht für angestellt zu halten. Es lag ein grimmiger Sarkasmus der Wahrheit in dieser drolligen Auffassung; der Rechtsanwalt hätte um keinen Preis lachen können; er fühlte zu deutlich, daß er im Begriffe war, sich feige um die Vaterstelle wie um einen peinlichen Posten zu drücken. — Der Kleine dagegen rechnete sichtlich damit, er werde ihn annehmen. ‚Wirst du auch mit einem Wagen voller Geschenke kommen? Weißt du, wie der Mann aus dem fremden Land, der von den Steinen getötet worden ist? Frag' die Mutter, sie wird es dir erzählen!'

Zum Teufel, nein, das würde er bleiben lassen! Es fehlte ihm gerade noch, ominöse Geschichten anzuhören, die sich bei aller Verlogenheit vielleicht ausgerechnet an ihm bewahrheiten möchten. Er war hochempfindlich geworden gegen alles, was auch nur spielend an den Strang des Schicksals rührte, an dem jeder Mensch sich hangen fühlt, ohne zu wissen, wie lange er gesponnen und wo sein dunkles Ende befestigt ist.

Unter alledem sah der Knabe dem jungen Hochtouristen frei und for-

schend ins Gesicht, und da ihm die Geschichten der Mutter noch im Sinne lagen gleich träumerischen Wolken, die am Himmel hängen, so mengte er den schönen Mann mit seiner faltenlosen Stirne unversehens darein. Alsbald wieder sprang er unvermittelt auf die Sicherstellung seiner kindlichen Interessen über: ‚Kannst du mir auch den Wagen richten, wenn er bricht?‘ Und gleich übereilte ihn eine Wichtigkeit, die noch größer war und seine Augen mit heiligem Ernst erfüllte: ‚Kannst du auch machen, daß Mutti nimmer weint?‘ — ‚Still, Kind!‘ Das Mädchen bot ihm erschrocken ab und erglühte; noch tiefer sank ihr Haupt, wie schwarze Kohle deckte ihr Haar das Glühen ihres Gesichtes zu.

Und wie Duft von Weihrauch, der aus Glut unter Kohlen emporsteigt, unfaßbar fein und eben deshalb unwiderstehlich, stahl sich dem Rechtsanwalt eine Ahnung ihrer Marter ins Gewissen. Und indem er diese Einsicht mit ihrer unerwarteten Mäßigung und Würde zusammenhielt, erzwang sich eine große Achtung Raum in seiner Seele. Das war, wie wenn sich plötzlich eine Insel aus dem Meere hebt, es kann sie niemand unterdrücken, und die Flut weicht jäh zurück; so die Verachtung, die er gegen das Weib hatte aufbieten wollen. Zum Teufel! Was für Edelmut, was für Liebe! Und solch ein Weib gab er dahin? Ein Weib, auf das einer Welt und Himmel bauen konnte! War das nicht Angebot einer ganzen Seligkeit? Verflucht, ihn machte die Seligkeit verdammt, er war ein mißgeschaffener Mensch, er trug zwei Herzen in der Brust, hob eins den Schlag des andern auf! Ihm deuchte, es müßte erlösend sein, wenn er dem Mädchen alles sagen und bekennen könnte, anstatt es sich selber vorzudenken und den Wahnsinn dahinter grinsen zu sehen. Wie anders müßte es sein, wenn er sie wiederum lieben könnte und sich vertraulich in ihre Hände begeben: da habt ihr mich; nun machet mich gesund, ihr zwei! Verwünscht! Er brachte es nicht fertig. Es würde auch nichts geholfen haben; denn er war vergiftet, zu tief hinein vergiftet von süßer Leidenschaft. Was konnte ein Bekenntnis ohne Besserung nützen? Er mußte mit Anstand von der Stelle kommen, das war der einzige Befehl des Augenblicks. Doch wollte er sich die Sache den Clowen hinauf ganz ernsthaft überlegen; ja, das wollte er; denn er konnte das Mädchen nicht so sehr hassen, daß er nicht wenigstens den Versuch machen wollte, es zu lieben.

Er behielt die Hand des Kleinen in der Rechten und streckte dem Mädchen, froh um den Vorwand, die Linke entgegen, daran er frühmorgens ihren Ring gesteckt hatte. Seine Klugheit bewährte sich vortrefflich! Und er wollte sie doch zum Teufel wünschen, wenn er sie noch entbehren könnte. Aber der Ring war ihm notwendig wie ein Paß, um über die Grenze zu kommen; er mußte sie endlich entschlossen überschreiten. ‚Nun lasset mich ziehen. Auf dem Rückwege dann mein letztes Wort!‘ Das klang so verheißungslos; er wagte nicht, das Wort allein zu lassen, und legte einen tröstlichen Schein herum, ach, nur einen Schein: ‚Glaubst du, ich trüge deinen Ring, aber keinen Gedanken mehr an dich? Glaubst du das wirk-

h?' — Er machte die Frage sehr dringlich, konnte aber dem Mädchen doch bei nicht ins Auge sehen; denn er hatte wieder eine windungsreiche Schlange f sie losgelassen, die als Frage erschien, um als Wahrheit wirken zu können.

Das Mädchen indes war zu fein benervt, um den versteckten Biß der chlange nicht sogleich zu spüren, und es schwoll ihr eine fressende Qual im nzen Körper hin: er spräche anders, ach, ganz anders, wenn ihm ernst ire! Dies aber war bloß Höflichkeit; der schöne Umriß eines Herzens, ichtig an die Wand gezeichnet. Es war umsonst, sie hatte verloren! Alles lut schien aus ihr zu weichen; sie schwankte im Taumel der endgültigen :kenntnis und mußte nach dem Wegzeiger greifen, um es nicht allzu deuth zu verraten. Der stand wie von Erz und rührte sich nicht; und er schloß zu bleiben, bis er dem jungen Bergsteiger den Weg zur Hölle geigt haben würde.

Der Rechtsanwalt schickte sich an, dem Buben noch ein scherzendes ort zu sagen; denn der Scherz ist wie die Frage immun gegen den Vercht der Unwahrheit. Er fühlte das Bedürfnis, im kostbaren Spiegel dieser ndesaugen ein schönes Bild seiner selbst zurückzulassen, als wäre ihm eine erbesserung nach dieser Stunde nicht mehr möglich. Er wußte nur nicht, arum, und was ihn daran hindern könnte. Vielleicht das Weib in der tadt? Vielleicht auch — zum Teufel mit dem Unsinn! Aber er brachte n nicht weg: vielleicht der Tod? Sich selber fliehend, wandte er sich m Kinde zu: ‚Bist gar ein feiner Bub, Klein-Guido! Behüt' dich Gott! d sei mir nicht verdrossen; denn siehst du —.' — ‚Komm, Bubi; der err will fort; wir dürfen ihn nicht länger halten!' Kurz und bitter sprach s Mädchen darein und löste selbst die Hand des Kindes aus der unratenen Verbindung mit der seinen los; wie eine Blütenflocke aus den ornen, darin sie sich verfangen hat. Der Rechtsanwalt war stumm. Er ind wie ein Durchschauter und hörte sich fortgeschickt werden. Da ergriff den Bergstock, den er an einen Busch gelehnt hatte, und ging dem Clowen . Wie Sisyphus an seinen Block.

(Fortsetzung folgt.)

Max Scheler als Ethiker

Von Dietrich von Hildebrand

In unserer in weiten Kreisen immer noch philosophisch unschöpferischen Zeit wird bei der Beurteilung eines Philosophen und seiner Arbeit allzu leicht in erster Linie gefragt, ob alles in seinen Feststellungen widerspruchslos sei, ob nicht da oder dort in seinem Gedankensystem Lücken sich finden und vieles unerklärt bleibt — statt daß man in erster Linie fragt, wie tief der Betreffende in das Reich des Seienden eingedrungen, welche tiefer liegenden Tatsachen er neu aufgedeckt, was ihm von der Welt des Realen und Idealen zum erstenmal aufgegangen. Und doch ist die letztere Frage vor allem von entscheidender Bedeutung für die Beurteilung eines Philosophen und seiner objektiven Leistung. Das erste Erfordernis für einen Philosophen ist das in einer demütigen Grundhaltung fundierte, offene, sehfähige geistige Auge, das, durch keinerlei Willkür und geistige Laune getrübt, die Dinge so erfaßt, wie sie sind, allen Tatsachen Rechnung tragend, mit ehrfürchtigem Staunen beginnend und in tiefem Verstehen endigend, ohne daß deshalb alles restlos erklärt und in ein lückenloses System gebracht zu sein braucht. Gewiß ist eine solche restlose Klärung in einem lückenlosen System das Ideal. Doch die Entfaltung und Reife eines durch tiefe Einsichten neu befruchteten Weltbildes ist ein Vorgang, der während seines ganzen Verlaufes die ausgesprochenste vorsichtige Zurückhaltung verlangt, damit die an sich selbstverständliche Tendenz zur systematischen Formung nie das Maß dessen überschreitet, was sich als objektive Form des Seienden in unserer Erkenntnis erschlossen hat. Am wenigsten darf das vollkommene System, die letzte Frucht einer adäquaten Durchdringung des Seienden, die in ihrer Vollendung allerdings jeden Widerspruch ausschließt, als Forderung an den Anfang gestellt werden. Denn der Wert eines Systems kann nur darin liegen, daß es ein restlos adäquates Abbild der objektiv vorliegenden Struktur der Dinge ist; seine nur immanente Widerspruchslosigkeit und Lückenlosigkeit hat als solche keine weitere Bedeutung. Daß jemand eine bedeutsame Stelle des Seienden bis in ihre Tiefe erkennt und hier durch wirkliche neue Klärung ein noch weiteres Eindringen für andere ermöglicht — mag dabei auch vieles noch undurchsichtig bleiben und dem Philosophen mancher Widerspruch innerhalb seiner Fassungen unterlaufen, die eben auf ein schwer zu Fassendes abzielen —, ist darum weit wichtiger, als daß jemand den bloßen Oberflächenaspekt der Dinge in ein von außen herangetragenes Netz von Begriffen einfaßt, sei dieses auch noch so lückenlos und immanent folgerichtig. Es ist leicht, Widersprüche zu vermeiden, wenn man nur Hypothesen aufstellt, bei denen allein darauf abgezielt wird, daß sie eine plausible Erklärung der Welt an die Hand geben, mit der ‚man auskommt'. Aber darin kann niemals die eigentliche Aufgabe der Philosophie bestehen. Wir finden öfters, daß von großen Denkern eine tiefe Stelle im Bereich des Seienden neu aufgedeckt wird, ohne daß hierbei alle mit dieser Entdeckung entstehenden Pro-

bleme und als Konsequenzen aus ihr fließenden Schwierigkeiten gelöst werden. So verhält es sich z. B. bei einer der größten philosophischen Entdeckungen aller Zeiten: bei der Entdeckung der Ideen durch Plato. Bevor dieselbe geschehen war, mag es wohl leichter gewesen sein, alles in ein der Form nach lückenloses System zu bringen — aber ein solches System mußte wesenhaft der Sache nach unzulänglich und unrichtig sein, weil es die Tiefe seines Sachgebietes unberührt ließ. Ein lückenloses System zu errichten, wird um so schwerer, je tiefer man in das Reich des Seienden eindringt, und doch erwächst erst aus der allerletzten vollkommenen Durchdringung die systematische Einheit, die ein wirkliches Abbild der objektiven Seinszusammenhänge ist. Die Preisgabe einer formalen Widerspruchslosigkeit und die Unmöglichkeit, den Zusammenhang des im einzelnen klar und sicher Erkannten ganz aufzuzeigen, kann daher sehr wohl geradezu einen ungeheuren philosophischen Fortschritt bekunden, dann nämlich, wenn sie auf ein wahrhaftes Tiefereindringen in die Sphäre des Seienden zurückgeht.

Wenn wir unter diesen Gesichtspunkten die ethischen Schriften Max Schelers betrachten, so können wir nicht umhin, zu sagen, daß hier in ausgeprägter Weise ein Fall gegeben ist, wie unsere Erörterungen ihn im Sinne hatten. Zu einem wichtigen Bereich des Seienden wird in diesen Schriften ein neuer Zugang eröffnet. Endlich — nach langer Zeit — wird hier wahrhaft der ungeheure Bann gebrochen, den Kant auf die meisten deutschen Ethiker ausgeübt hat. Scheler hat eben nicht nur zum erstenmal die Kantische Ethik wirklich aus dem Sattel gehoben und ihren Lebensnerv getroffen, er hat auch ganz zentrale Punkte der Welt des Sittlichen neu aufgedeckt und den grandiosen Versuch gemacht, der Eigenart und Fülle der sittlichen Wertewelt, die der Menschheit im Christentum erschlossen werden, und die uns in so vielen asketischen Werken wie vor allem im heiligen Leben der Kirche selbst entgegentreten, in der Ethik von neuem gerecht zu werden — in einigem darin sogar über die große traditionelle Ethik hinausgehend. Diese Leistung Schelers für die Ethik, die uns zwingt, sein Werk als das weitaus bedeutendste seit langer Zeit zu bezeichnen, wird nicht dadurch aufgehoben, daß sich allerdings im einzelnen zahllose Unvollkommenheiten aufweisen lassen. Viele wichtige Fragen, die sich an seine Feststellungen natürlich anschließen, werden nur mit einem Wort gestreift und bleiben unbeantwortet, und manche seiner tiefsten Einsichten sind so gefaßt, daß sie zusammenhangslos nebeneinander stehen oder sogar — gemäß der erreichten Stufe der Klärung formuliert — dem Wortlaut nach einander widersprechen. Ja noch mehr: an überaus vielen Stellen seiner ethischen Schriften kann der Prozeß beobachtet werden, wie zu dem, was wirklich am objektiv Seienden erschaut ist, Konstruiertes hinzugefügt wird — insbesondere, wie aus gewissen Alternativen heraus Entscheidungen gefällt werden, obgleich ein sachlich zwingender Grund für diese Alternativen gar nicht besteht. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß keineswegs alle Mängel, die man in den ethischen Werken Schelers antrifft, im Sinn unserer obigen Darlegung

durch die Situation bedingt sind, die sich bei dem Eindringen in neu entdeckte philosophische Sphären ergibt. Vielmehr liegt zutage, daß nicht wenige seiner — zum Teil tiefgehenden, ja prinzipiellen — Unvollkommenheiten und Irrtümer objektiv durchaus vermeidbar gewesen wären und nur in bestimmten Eigenheiten Schelers ihre Ursache haben.* Aber selbst diese wirklichen Fehler vermögen die große sachliche Bedeutung seiner ethischen Werke nicht aufzuheben: auch noch angesichts ihrer bleibt bestehen, daß Schelers Schriften über Ethik zu der nicht zu großen Zahl ethischer Werke gehören, die über den Rahmen einer nur geistesgeschichtlichen Funktion hinaus wirklich dauernde, zeitunabhängige Bedeutung besitzen.

Wenn man nun die erste eingehende Auseinandersetzung mit Schelers ethischen Schriften, die von katholischer Seite erfolgte — das Buch de

---

* Eine Anzahl besonders wichtiger und instruktiver Beispiele kommt im Verlauf unserer Darlegungen zur Besprechung. Hier sei noch darüber hinaus auf einige Fälle hingewiesen, in denen Scheler — stets mehr oder weniger im Gegensatz zu seiner eigenen tieferen Intention, und auch immer durch irgendein nicht genügend gefaßtes objektives Moment veranlaßt — ausgesprochen unrichtige Behauptungen aufstellt. Bei der Bestimmung des Verhältnisses der Werte ‚Gut' und ‚Böse' zu den übrigen Werten läßt Scheler die ersteren wesenhaft ‚in der Sphäre des Wollens an der Realisierung eines höheren Wertes' haften. Abgesehen davon, daß der auf der Objektseite stehende Wert durchaus nicht als ein ‚höherer' gegeben und intendiert zu sein braucht, wäre nach dieser Behauptung der Bereich des Sittlichen eben auf jene engsten Grenzen beschränkt, deren Durchbrechung gerade eines der Hauptverdienste Schelers für die Ethik darstellt. Ebenso unrichtig ist seine Behauptung, daß der Wert ‚gut' als solcher sinngemäßerweise nie selbst angestrebt werden könne, daß eine solche Intention vielmehr notwendig Pharisäismus bedeute. Er verkennt, daß es an sich sehr wohl wesensmöglich ist, das Gutsein nicht zur Erhöhung der eigenen Person, sondern um seiner selbst willen, und vor allem zur Ehre Gottes zu intendieren, — daß hier nicht der Ausschluß jener Wertintention, sondern ihre Einfügung in die objektiv vorgezeichnete Ordnung der Wertzuwendungen das sachlich Geforderte ist. Wie weiterhin kurz aus der großen Zahl möglicher Beispiele hervorgehoben sei, ist Scheler auch im Irrtum mit den Thesen, daß in einer jeden Zweckethik die sittliche Handlung notwendig den Charakter eines bloßen objektiven Mittels haben müsse, — daß man zwischen absoluten und ‚daseinsrelativen' Werten zu unterscheiden habe (was hier mit dem letzteren Terminus bezeichnet wird, ist in Wirklichkeit überhaupt kein Wert) — und endlich, daß die Freude, die mit der Rache, dem Mitgefühl u. a. in völlig unhaltbarer Weise als ‚Antwortreaktion' den ‚Akten' (wie Erkennen, Lieben, Hassen, Wollen) und ‚Funktionen' (wie Hören, Sehen, Fühlen) gegenübergestellt wird, in ihrem Charakter als ‚Antwortreaktion' jenen anderen Typen wertmäßig nachstehe. Noch viel tiefere und verhängnisvollere Irrtümer sind es jedoch, wenn Scheler meint, daß man die Seligkeit nicht als Lohn intendieren könne — hier übersieht er völlig die Möglichkeit einer nicht von innen erwachsenden, sondern von außen geschenkten Seligkeit, analog zu der von außen kommenden Beglückung im Empfangen der Liebe, — und vor allem, wenn er behauptet, daß Gott nicht Lohn und Strafe erteile.

Eichstätter Moraltheologen Michael Wittmann: ‚Max Scheler als Ethiker' Abhandlungen aus Ethik und Moral, herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Tillmann, 3. Band; L. Schwann, Düsseldorf) —, angesichts der eben entwickelten Tatsachen ins Auge faßt, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, als ob Wittmann trotz mancher Anerkennung im einzelnen doch Schelers Ethik letztlich nur für eine der vielen willkürlichen modernen Abirrungen vom wahren Wege hielte. Das Gesamtfazit dessen, was Wittmann über Scheler sagt, könnte man darin zusammenfassen: Was richtig an Schelers Gedanken ist, wußte man schon lange — was man noch nicht vorher kannte, ist falsch —, im Grunde also wäre es besser gewesen, Scheler hätte keine Ethik geschrieben und einem die Mühe erspart, ihn zu widerlegen. Daran wird nichts geändert, wenn Wittmann Schelers Kantkritik vielfach anerkennt, denn auch hier wird das völlig Neue und Entscheidende in Schelers Leistung nicht erkannt; es wird nicht gesehen, daß hier keine immanente Kritik Kants vorliegt, sondern positive Wahrheiten so hell und leuchtend erschlossen werden, daß durch sie nicht nur theoretisch die Falschheit der Kantischen Thesen eindeutig aufgedeckt wird, sondern auch die Augen der einzelnen wirklich geöffnet werden für all das, was der furchtbare Bann der Kantischen Ethik verschüttet hatte. Gibt es doch selbst unter denen, die Kants Ethik theoretisch negieren, viele solche, die in ihrem ganzen Ethos durch Kant bestimmt sind und die Welt des Sittlichen in einer Kantischen Färbung wahrnehmen.

So erscheint denn bei dieser Sachlage zweierlei als unsere Pflicht: Wie es einerseits durchaus notwendig ist, den zahlreichen, zum Teil überaus tiefgehenden Irrtümern Schelers schonungslos entgegenzutreten, so ist es andererseits unbedingt erforderlich, einem prinzipiellen Mißverstehen gegenüber, wie es sich bei Wittmann findet, den philosophisch wie geschichtlich so außerordentlich bedeutungsvollen Wahrheitsgehalt der Schelerschen Gedanken aufs deutlichste und bestimmteste zur Geltung zu bringen und so nach allen Seiten hin dem Prinzip zu gehorchen: ‚Amicus Plato, sed magis amica veritas.'

Daß Wittmann die große Vertiefung der ganzen ethischen Problemstellung, die durch Scheler herbeigeführt wurde, verkennt, daß er nicht gesehen hat, wie gegenüber so vielen im besten Fall matten, epigonenhaften, ganz an der Peripherie bleibenden Schriften über Ethik hier zum erstenmal wieder das große, strahlende Reich der sittlichen Werte in seiner Tiefe in den Bereich der ethischen Forschung gerückt wird, verrät schon von vornherein die gesamte innere Prägung und Akzentuation seiner Gedankenführung, die sich ganz generell nur auf ein geistiges Phänomen von Durchschnittsbedeutung einstellt. Charakteristisch ist hierfür die Zusammenstellung Schelers mit Windelband, Rickert und Messer. Denn mag auch bei Scheler da oder dort eine formale Analogie mit den Äußerungen dieser Philosophen aufweisbar sein, — die Kluft, die diese drei von Scheler gerade in ethischer Hinsicht trennt, ist so groß, daß eine derartige Zusammenstellung nur möglich ist, wenn man die Tatsache verkennt, daß erst durch Scheler tatsächlich für die wirkliche ethische For-

schung wieder freie Bahn geschaffen worden, daß hier der Kontakt mit der lebendigen Welt der sittlichen Werte hergestellt und ein Niveau der Diskussion über ethische Fragen eingeführt wurde, von dem auch die ethischen Schriften der eben genannten Philosophen nichts ahnen.

Wittmanns völlige Verkennung der ganz eigenartigen und in der heutigen Zeit einzigartigen Bedeutung Schelers rührt offenbar daher, daß er das Wesen der Ethik als Wertlehre verkennt und demgemäß auch Schelers Wertbegriff nicht versteht. Mit dem heute vielfach verbreiteten Wertbegriff hat der Schelersche gar nichts gemein, insbesondere ist er von dem der sogenannten Wertphilosophie durch eine Welt getrennt. Mit Recht zwar betont Wittmann, daß Schelers Ausschaltung des Zweckbegriffes nicht gerechtfertigt ist und daß Scheler hier nur einen von ihm selbst einseitig gefaßten Zweckbegriff bekämpft, ohne damit andere mögliche Zweckideen, darunter die klassische Zweckidee, zu berücksichtigen. Ganz irrig aber ist es, wenn Wittmann meint, der Wertbegriff setze den Zweckbegriff voraus, ließe sich aus diesem irgendwie ableiten. Ganz im Gegenteil ist der Wertbegriff viel fundamentaler und primärer als der Zweckbegriff, und dieser kann nur dadurch über seinen rein formalen Charakter hinausgehoben werden und damit für die Ethik Bedeutung gewinnen, daß er die Wertidee zur Grundlage erhält. Das die Zweckform konstituierende ideelle Strebensmoment schöpft sowohl seinen Daseinssinn wie seine spezifische innere Spannung wesenhaft erst aus dem bedeutsamen qualitativen Gehalte des zweckhaft Intendierten. Und so ist auch in der Beziehung zwischen immanentem Zweck und Wert der letztere das primäre Moment, das dem andern erst seine sinnmäßige Grundlage gibt und demgemäß als Wert schon gesehen und verstanden sein muß, um auch als Ziel der immanenten Abzweckung gesehen werden zu können. Darum kann ich weder die sittliche Güte noch die Schönheit dadurch erklären, daß ich sie auf die Erfüllung eines immanenten Zweckes zurückführe. Um den immanenten Zweck eines Seienden wahrhaft zu erkennen, muß ich vielmehr schon die dem Wesen jenes Seienden spezifisch entsprechende Wertidee erfaßt haben; denn dessen immanenter Zweck kann ja nur darin bestehen, daß es Träger des höchsten Wertes wird, den es seiner Natur nach zu tragen vermag. Will man aber hier auf Gott als obersten Zweck rekurrieren, so möge man nicht vergessen, daß auch in der Gottesidee die Wertidee schon enthalten ist, daß Gott der Allgütige ist: das höchste Gut schließt schon den Wertbegriff ein.

Solange man noch glaubt, aus der formalen Zweckidee den Wert irgendwie ableiten zu können — und mag man auch von einem ‚immanenten Zweck' sprechen —, solange man nicht verstanden hat, welche letzte Qualität in dem Wert ‚Güte', ‚Schönheit' u. a. m. gegeben ist, deren innere immanente Bedeutsamkeit man nicht ‚begründen' kann, wohl aber evident einsehen und wahrhaft verstehen, — solange hat man das nicht gesehen und verstanden, was Scheler und die Phänomenologie mit ‚Wert' meint, jenes Moment, das dabei doch eine so fundamentale Bedeutung im Ganzen des Seins besitzt und eine so zentrale Rolle im Leben jedes einzelnen spielt.

Dieses Verkennen des Wesens der Werte ist seinerseits wieder vor allem dadurch bedingt, daß Wittmann, hierin ganz von der neueren Philosophie beeinflußt, nicht sieht, welche fundamentale Bedeutung für die ganze philosophische Erkenntnis der anschaulichen Einsicht zukommt. Sie bedeutet ihm kaum etwas anderes als eine Quelle von Anregungen, während sie doch in Wirklichkeit die Grundlage der philosophischen Erkenntnis ist, — wie denn Wittmann auch die Kluft nicht sieht, die den Intuitionsbegriff der Phänomenologie von der irrationalen Intuition Bergsons trennt. Bergson zwar stellt sich tatsächlich mit seiner Intuition in einen unversöhnlichen Gegensatz zur Ratio, will er ja eine unmittelbare lebensmäßige Berührung an die Stelle aller geistig fassenden Erkenntnis setzen — mit Einschluß der im phänomenologischen Sinne anschaulichen Einsicht —, weil jedes geistig fassende Erkennen für ihn schon subjektiv verfälschen heißt. Hingegen meint die Phänomenologie, im alleräußersten Gegensatz zu Bergson, mit Intuition eine Form schlichter anschaulicher Einsicht, die gerade das Prototyp und der Höhepunkt des geistigen Fassens ist und die eigentlichste und tiefste Anknüpfung an die objektive Ratio darstellt. Nichts anderes ist hier intendiert als jene anschauliche Einsicht, auf Grund deren wir nicht nur die axiomatischen Wesensgesetze der Arithmetik und der Euklidischen Geometrie, sondern auch die Grundtatsachen der Logik und vor allem der Ontologie erkennen und feststellen. Und auch Scheler meint mit Intuition oder Wesensschau nichts weniger als eine mystagogenhafte Vision oder ein irrationales Überspringen der objektiven rationalen Seinsformungen, sondern eben jene — in sachlicher Hinsicht schon der Antike und dem Mittelalter ganz vertraute — schlichte, nüchterne anschauliche Einsicht. Mag Scheler auch in vielen Aufstellungen, die er durch Intuitionen begründet glaubt, in Wahrheit nur subjektiven Einfällen folgen, mag er leichtsinnigerweise Dinge für evident erklären, die es in Wahrheit nicht sind: der intuitiven Methode als solcher fällt dies alles nicht zur Last, sondern lediglich Scheler selbst — der sich in diesen Fällen gerade zu wenig von der Intuition und dem in ihr Gegebenen leiten läßt —, wie man ja auch tatsächliche Irrtümer der Scholastik nicht ohne weiteres der scholastischen Methode zur Last legen dürfte.

Eng mit diesem Nichtsehen des Wesens der Werte wie mit dem generellen Verkennen der hier in Frage kommenden Methode hängt auch der Einwand Wittmanns zusammen, daß Scheler einerseits die Werte als Urphänomene bezeichne, die man nicht weiter erklären könne, und andererseits von ihnen sage, sie seien in Gott fundiert, also doch nach einer Erklärung suche. Wenn Scheler von Urphänomenen spricht, so ist damit gemeint, daß es sich um Inhalte handle, die die Grundwesenheit einer ganzen Sphäre darstellen und einen ganz eigenen Bereich für sich konstituieren, derart, daß das Spezifische, was sie bedeuten und in sich fassen, seinem entscheidenden Gehalte nach in keiner Weise aus etwas anderem heraus verstanden werden kann. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß sie nicht in anderem wesenhaft fundiert sein können, d. h. anderes wesenhaft voraussetzen. Nur gewisse Formen des Fundiertseins widerstreiten dem Charakter des Urphänomens

im Sinne Schelers. Wenn ein Inhalt so in einem anderen fundiert ist, daß er durch seine Beziehung zu dem andern ganz in seinem Gehalt erschöpft wird, wie es etwa bei der Qualität ‚nützlich' der Fall, so ist damit nicht nur gegeben, daß er nicht ein Urphänomen, sondern auch, daß er überhaupt nicht im vollen Sinn ein Neues und Eigenes darstellt, zu dessen Erfassung es einer eigenen Intuition bedürfte. Aber auch einen solchen fundierten Inhalt, wie es etwa die spezifische Forderung ist, welche von den sittlich bedeutsamen Werten an uns gestellt wird, dürfen wir nicht als Urphänomen bezeichnen. Es ist zwar zu seiner Erfassung eine besondere Intuition notwendig, aber er trägt seine Ratio nicht voll in sich, er ist nicht in sich selbst sinnvoll, er verlangt nach einer Begründung und kann erst verstanden werden aus seiner Unterlage, dem Wert. Auch diese Art der Fundierung, die wir als ‚Sinnfundierung' bezeichnen können, widerstreitet noch dem Charakter des Urphänomens. Nicht mehr hingegen gilt dies generell für eine Fundierung, wie sie die Qualitäten als Akzidenzien in einer Substanz besitzen. Der spezifische Eigengehalt etwa von Farbigkeit kann ja in keiner Weise aus dem Wesen der Substanz heraus verstanden werden, die allein als Träger dieser Qualität in Frage kommt. Ich muß vielmehr das ideell durchaus selbständige Wesen der Farben erfaßt und verstanden haben und dazu das Wesen bestimmter Substanzen, um verstehen zu können, daß Farben nur als Eigenschaften gerade dieser Substanzen real werden können. Mit anderen Worten: Nur auf Grund eines selbständigen Verstehens der Farben ist auch die Seite des Trägers erkennbar, die bedingt, daß er farbig zu sein vermag. Würde ich umgekehrt einem Farbenblinden noch so viel von all dem erzählen, was wir über die ontologischen Grundlagen der Farbenwelt feststellen können, die Farbenwelt bliebe ihm doch etwas völlig Unbekanntes, — was nicht der Fall wäre, wenn die vom Träger ausgehende ontologisch konstitutive Wirksamkeit bis in den entscheidenden Kern der Farbqualität hineinreichte. Es geht also keineswegs an, zu behaupten, daß die Farbqualität als solche in ihrem ontologischen Träger eine wirklich sachhaltige Erklärung finde. Daß Wittmann hier nur die Fundierung vom angedeuteten ontologischen Typus mit der ‚Sinnfundierung' verwechselt und nicht etwa gar die Kausalfundierung der Naturwissenschaft, hoffe ich annehmen zu dürfen. Denn darüber, daß die Angabe, welche realen Vorbedingungen erfüllt sein müssen, damit Farbeneindrücke zustande kommen, die Farbenqualität als solche in keiner Weise erklärt, dürfte sich eine Diskussion wohl erübrigen.

Das Gesagte gilt mutatis mutandis in erhöhtem Maß von den Werten, die ja noch in viel eigentlicherem Sinne Urphänomen sind als die Farben. Ob ihnen gleich manche Fundiertheiten eigentümlich sind und wie dieselben immer zu fassen sein mögen, dies bleibt in jedem Fall als Tatsache unberührt, daß die Werte ihre Ratio durchaus in sich tragen. Es wäre völlig sinnlos, für sie eine ähnliche Begründung zu suchen wie für jene oben erwähnte Forderung, die eben auf die Werte als ihre Begründung zurückgeht.

Will man bei ihnen fragen, woher sie ihre Bedeutung besitzen, gleichwie wir fragen müssen, warum wir verzeihen sollen, statt uns zu rächen, — so beweist man, daß man ihr Wesen noch nicht erfaßt hat. Wie wir jedoch schon betonten, wird durch diesen Urphänomencharakter der Werte keineswegs ausgeschlossen, daß sie in anderem fundiert sind. Abgesehen von der Fundierung der einzelnen Werte in ihren Trägern — z. B. der sittlichen Güte etwa in einem Verzeihensakt —, ist es auch durchaus richtig, wenn man diese Urphänomene in einem besonderen Sinne als in Gott fundiert bezeichnet. Freilich ist diese Fundierungsbeziehung überaus schwierig und geheimnisvoll. Aber auch hier wiederum, ja hier in ganz besonderem Maße, spricht gleichsam eben in dieser Schwierigkeit die positive unendlich gehaltvolle Tiefe, während dieselbe sofort verstummt und sich gleichsam verschließt, wenn man sich dem Vollmaß der Problematik auch nur im geringsten zu entziehen sucht, indem man etwa irgendwie sei es den Urphänomencharakter der Werte, sei es ihre Fundiertheit in Gott, antastet. Es ist darum weit besser, von vornherein sich in diesem Punkte wie Scheler mit Andeutungen zu begnügen, als das Problem gar nicht zu sehen oder durch unsachgemäße ‚Lösungen' zu verschütten. Selbstverständlich zielt dies letztere nicht auf die grandiosen Ansätze ab, in denen die Scholastik das Problem der Beziehung der sittlichen Weltordnung zu Gott zu lösen versuchte. Doch ist hier andererseits zu bedenken, daß die philosophische Entdeckung der Werte auch in Hinsicht auf dieses Problem eine neue Lage geschaffen hat, die bis zu einem gewissen Grad immanent ausreifen muß, um die tiefen Lösungsversuche der klassischen Tradition ihrem Gehalt nach assimilieren zu können.

Wenn Wittmann weiterhin Scheler vorwirft, er wolle aus einer allgemeinen Wertlehre heraus das Wesen der Sittlichkeit aufhellen, und ihm entgegenhält, daß nicht einzusehen sei, inwiefern ‚abstrakte Abmachungen' über das Wesen der Werte das spezifische Wesen des Sittlichen klären, so liegt dem wiederum ein Mißverständnis zugrunde. Scheler wird für jede neue Grundart von Werten — so auch für die sittlichen und sittlich bedeutsamen — eine neue Intuition fordern, wie ich für die Kenntnis von Rot einer neuen Anschauung bedarf, wenn ich auch das Wesen der Farbigkeit als solcher kenne und blau und gelb kenne. Aber ungeachtet dessen gilt doch alles, was im Wesen der Farbigkeit liegt, für jede neue mögliche, mir noch unbekannte Farbart, — so z. B., daß Farbe wesensmäßig Ausdehnung voraussetzt, um real werden zu können, oder daß jede Farbe Sättigungsgrade hat usw. In demselben Sinn hat Scheler ganz recht, wenn er eine allgemeine Wertlehre fordert, in der die Wesensgesetze niedergelegt sind, die von allen Werten gelten und darum auch von den sittlichen. Daß wir mit der Kenntnis der allgemeinen Wesensgesetze für Werte noch nicht das spezifische Wesen der sittlichen Werte kennen, obschon wir damit auch manches von ihnen Geltende wissen, — daß dieses spezifische Wesen niemals aus jenen allgemeinen Wesensgesetzen abgeleitet werden kann, wird Scheler als allererster zugeben. Aber völlig falsch ist es, wenn Wittmann

darum leugnet, daß eine allgemeine Wertlehre irgendeine Bedeutung für die Ethik habe. Sie hat für diese so viel Wert wie die allgemeine Ontologie für die Erkenntnis eines einzelnen Gebietes des Seienden und ist an ihrem Platze in gleicher Weise gefordert wie jene.

Was Wittmann als Beispiel für die Gefahren einer so ‚abstrakten Betrachtungsweise' der allgemeinen Wertlehre anführt, nämlich daß der von Scheler allgemein aufgestellte Satz: Werte gründeten sich niemals auf die Opfer und Kosten, die man für ihre Träger aufwende, — auf sittliche Werte keine Anwendung fände, da diese sich gerade in diesem Punkte von anderen Werten unterscheiden, geht ebenfalls auf ein Mißverständnis der ganzen hier zur Diskussion stehenden Frage zurück. Gegenstände werden nicht wertvoll dadurch, daß ich große Opfer für sie bringe, wenn derartige Opfer auch leicht zur Quelle einer dahingehenden Täuschung für mich werden können. Das gilt für alle Werte, auch für sittliche. Wenn ich jemand für sittlich gut halte, ja auch nur für besonders liebenswert, weil ich so viel für ihn geopfert und gelitten habe, so liegt eine Täuschung ganz ebenso vor wie in allen analogen Fällen aus anderen Wertgebieten, da der sittliche Wert und die Liebenswertheit des Betreffenden lediglich von seiner eigenen qualitativen Beschaffenheit abhängen und nicht davon, was er mich gekostet hat. Damit ist natürlich in keiner Weise geleugnet, daß *meine Hingabe* an einen echten Wert — etwa an das Seelenheil eines andern — Gleichheit der übrigen werthöhebestimmenden Momente vorausgesetzt, sittlich an Wert zunimmt, je größere Opfer damit verbunden sind, daß also eine mit Opfern verbundene Hingabe an einen echten Wert ceteris paribus Träger höherer Werte ist. Auch Scheler wird das Martyrium für den wahren Glauben sittlich höher stellen als ein einfaches Bekenntnis desselben, aber er bestreitet, daß der Glaubensinhalt dadurch einen Wert erhält, daß man für ihn den Martertod stirbt, und das offenbar mit Recht.

So entschieden wir Wittmanns Kritik an der Ethik als materialer Wertlehre ablehnen müssen, da sie an der Eigenart des hier mit dem Terminus ‚Wert' zum erstenmal philosophisch ausdrücklich Gefaßten ganz vorbeigeht, — so wenig können wir ihm Unrecht geben, wenn er Schelers radikale Ablehnung alles dessen, was dem Pflichtbegriff zugrunde liegt, für einen Fehler erklärt, wobei wir jedoch weit davon entfernt sind, seine eigene Problemstellung und positive Darlegung für richtig zu halten. Wenn Scheler unbeachtet läßt, daß von jedem Träger eines echten Wertes eine Forderung ausgeht, sich ihm in besonderer Weise zuzuwenden, so übersieht er damit allerdings eine der zentralsten Tatsachen nicht nur der Ethik, sondern der Wertlehre überhaupt, — nämlich, daß jedem Träger einer wertmäßig bedeutsamen Qualität von unserer Seite eine bestimmte Antwort gebührt, und zwar dem positiv Wertvollen eine bejahende, dem Negativwertigen eine ablehnende, — mag diese Antwort nun im Wollen (im engeren Sinn) oder in einer vom bewußten freien Personzentrum aus sanktionierten

Liebe, Begeisterung, Bewunderung, Freude usw. bestehen. Für jede solche ‚Wertantwort' ist es charakteristisch, daß sie im Bewußtsein eines objektiv Angemessenen und Geforderten vollzogen wird, welches der Willkür und Laune der eigenen Person ganz entrückt ist. Und die Werte, für die sich zu interessieren spezifisch sittlich gut ist*, fordern eine solche Zuwendung in einer noch unvergleichlich ausgeprägteren und entschiedeneren Form als die übrigen Werte — in einer Form, die wesenhaft den spezifischen Charakter der Pflicht aufweist. Daß Scheler einer so fundamentalen Tatsache nicht gerecht wurde, hängt damit zusammen, daß er in der Herausarbeitung des Wesens der Werte nicht weit genug vordrang und den Bereich des Angenehmen, für mich Befriedigenden — ja selbst des auf meinen Hochmut und meine Begierlichkeit Relativen — von dem Reich des in sich Schönen, Guten, um seiner selbst willen Gottwohlgefälligen nicht in seiner ganzen prinzipiellen Verschiedenheit trennte, daß er vielmehr diesen prinzipiellen Unterschied auf einen Höhenunterschied zurückführte und alles sittlich Schlechte auf einen bloßen falschen Vorzug. Erst in dem Moment, in dem das Wesen der Werte in ihrer von unserer Befriedigung unabhängigen Eigenbedeutung erfaßt wird und dieselben sich von dem bloß für mich Befriedigenden deutlich unterschieden abheben, kann ich auch ihren objektiven Forderungscharakter klar verstehen. Aber dann verstehe ich auch, daß ich für diese Forderung nicht nach einer weiteren Begründung suchen muß, daß sie vielmehr aus der Wertqualität selbst sinnvoll hervorgeht, wie ja denn auch die letzte und höchste aller sittlichen Forderungen — die, Gott über alles zu lieben und ihm zu gehorchen — primär nicht in einem positiven Gebot fundiert ist, sondern schon darin, daß Gott als Inbegriff aller Werte, als der allgütige, heilige Herr über alles andere liebenswert ist, und daß auf Grund seines Wesens, nicht erst durch seinen Willen, eine völlige Hingabe und Unterordnung von unserer Seite gefordert ist: Quoniam tu solus sanctus, tu solus Dominus, tu solus altissimus.** — Aber der Kampf Schelers gegen die Pflichtidee hat doch eine wichtige indirekte Frucht gezeitigt. Es genügt nicht, die Blindheit und Unfundiertheit der Kantischen Fassung der Pflicht im Sinne eines ‚kategorischen Imperativs' formal darzutun, es gilt auch die völlige Verfälschung des Ethos zu überwinden, die durch den Kantischen Pflichtbegriff innerhalb Deutschlands in weiten Kreisen Platz gegriffen — bis tief in die Reihen der Katholiken und selbst der katho-

* An anderer Stelle haben wir diese Werte als sittlich bedeutsame den sittlichen Personwerten gegenübergestellt. Siehe Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, herausgeg. von Husserl u. a. II. Bd. Halle 1916.

** Damit soll nicht geleugnet werden, daß alles sittlich Geforderte in einer besonderen Beziehung zum Willen Gottes, des absolut heiligen Herren, steht, — daß es als sittlich Gutes qualitativ mit Gott aufs engste zusammenhängt und in besonderer Weise ein von Gott Gewolltes und Gefordertes darstellt. Doch wird hierdurch die Fundierung der Forderung in der Wertqualität nicht im geringsten aufgelöst.

lischen Denker hinein, ja in manchen Fällen sogar bis auf die Kanzeln. Das Ethos der Kantischen Selbstachtung, das in der loyalen Erfüllung der Beamtenpflicht sein klassisches Prototyp besitzt, das Reduzieren des ganzen weiten, strahlenden Reiches der Tugenden, der Demut, Sanftmut, Reinheit, Gerechtigkeit und der Liebe, von denen die wahre Ethik in erster Linie handeln muß, auf den bloßen formalen guten Willen: es war unvermerkt so durchgesickert, daß den meisten bei dem Wort ‚Sittlichkeit' dieses dürftige Ethos vor Augen stand und sie das Sittliche nur noch in der Sphäre des Handelns und Wollens (im engeren modernen Sinn) suchten statt in dem gesamten Reich der Stellungnahmen (Wollen im weiteren früher geläufigen Sinn) und im Sein der Person. Es mag beschämend für uns deutsche Katholiken sein, aber dennoch ist es Tatsache: eine so lange Zeit hat verstreichen können, bis wir — neben anderem vor allem dank der Wirksamkeit Schelers — uns ganz darauf zu besinnen anfingen, wie tief wir selbst von jenem verfälschten Ethos angesteckt worden sind, das in Anknüpfung an den Pflichtbegriff bei so vielen innerlich lebendig wurde, auch wenn sie diesen Begriff formal ganz anders faßten als Kant.

Ebenso hat Scheler zweifellos ganz unrecht, wenn er leugnet, daß die Liebe geboten werden könne. Auch hier bleibt er auf halbem Wege stehen. Aber vergessen wir nicht, wie viel er geleistet hat, indem er das Wesen der Liebe in seiner Fülle, seiner Tiefe und seinem Glanze von neuem entdeckte und indem er zu evidenter Anschauung brachte, wie wenig es angeht, die Liebe in einen bloßen Akt des Gehorsams und der Pflichterfüllung gegen den Nächsten umzudeuten. Danken wir ihm, daß er das Problem in seiner Tiefe erst herausgearbeitet hat, wenn er es auch falsch löste. Er war es, der jener billigen Herabsetzung und Sterilisierung alles ethisch Relevanten einen Riegel vorschob, jener Tendenz, die strahlende Welt der sittlichen Werte auf den dürftigen Bereich dessen zu reduzieren, was man ‚von jedem verlangen kann'. Was sittlich gut ist, ist ja doch objektiv gefordert und soll an sich sein — noch ohne Rücksicht darauf, ob es zu dem gehört, was wir unmittelbar verwirklichen können. Nicht das zu Gebietende darf veruneigentlicht werden, bis es ohne weiteres als gebietbar erscheint, sondern der Gebotsbegriff muß so tief verstanden und so weit gefaßt werden, wie es all das Gebotene bei vollster Fassung verlangt. In diesem tieferen Sinn ist nicht nur gebietbar, was wir direkt realisieren können, wie z. B. die Handlungen, sondern auch all dasjenige, für dessen Verwirklichung wir indirekt etwas tun können. Die volle christliche Nächstenliebe können wir nicht in uns kommandieren wie Entschlüsse und Handlungen, wohl aber können wir unendlich viel dafür tun, daß wir uns frei machen für diese Liebe, und unsere Schuld ist es, wenn wir nicht alle Hindernisse hinwegräumen, die der Entfaltung dieser Liebe, die selbst stets zugleich eine Gnade ist, im Wege stehen.

Es ist hier nicht der Ort, auf alle Einzelheiten in der Kritik Wittmanns an Scheler einzugehen. Doch sei weiterhin noch hervorgehoben, daß wir mit

Wittmann auch in Schelers Fassung des Wesens der Person vieles für fehlerhaft halten, so vor allem seine Leugnung der Substanzialität der Person. Aber wiederum muß hinzugesetzt werden, daß Schelers Untersuchungen damit keineswegs ihren Wert verlieren — und daß Wittmann auch hier die Situation nicht richtig erkannt hat, die durch Schelers Forschung geschaffen ist.

Endlich geht Wittmann am Wesentlichen dieser Situation auch damit völlig vorbei, daß er Scheler in einem eigenen Abschnitt seine allerdings unleugbare große Unzuverlässigkeit im Verwenden historischer Belege und eine Anzahl vermeintlicher Unvollkommenheiten seines Stils vorwirft; denn die sachliche Berichtigung, nach der Schelers Ethik vielfach geradezu schreit, und für die in ihr selbst so unersetzliche Vorarbeit enthalten ist, stellt eine zu ernste, alle positiven Kräfte in Anspruch nehmende Arbeit dar, die nur aus dem Geiste der Freude über Schelers positive Leistung ersprießlich durchgeführt werden kann, als daß ein derartiger Nachweis persönlicher Mängel des Denkers Scheler am Platze wäre.

Abschließend müssen wir sagen: Wittmann hat nicht gesehen, daß Scheler wirklich zentrale Punkte des Ethischen zum erstenmal ausdrücklich philosophisch gefaßt hat, — Dinge, die für die aszetisch-mystische Literatur unserer heiligen Kirche längst selbstverständlich sind, denen man aber doch nie philosophisch ganz gerecht wurde, — und daß er damit die ganze ethische Problemstellung unendlich vertieft hat im Vergleich zu der ethischen Literatur seit Kant. Gewiß, er hat zugleich ganz zentrale Erkenntnisse der klassischen christlichen Ethik preisgegeben und fordert daher unbedingt zu scharfer Kritik heraus, jedoch zu einer Kritik, die im Weiterarbeiten besteht, in der Lösung der tiefen durch Scheler aufgeworfenen Probleme durch ein noch tieferes Eindringen in die Sache, bei dem die großen, gesicherten Wahrheiten der traditionellen katholischen Ethik nur noch schärfer und in ihrer ursprünglichen Intention herausgearbeitet werden. Aber ausdrücklich sei gesagt: Dies alles gilt nur für Scheler als Ethiker. Darüber, welche Bedeutung seinen Leistungen auf religionsphilosophischem und religionsgeschichtlichem Gebiet zukommt, ist durch seine Bedeutung als Ethiker noch nichts präjudiziert. Doch diese Frage stand ja hier auch in keiner Weise zur Diskussion.

Auf ethischem Gebiet indessen bedeutet Schelers Werk einen Markstein, und trotz der zahlreichen Irrtümer seiner Auffassung wird niemand, der in Zukunft tiefer in das Reich der Ethik eindringen will, die zentralen von Scheler erschlossenen Wahrheiten außer acht lassen dürfen.

Metaphysik u. Historismus im Christentum
Von Joseph Engert

II.

Immer klarer erscheint die katholische Kirche als die Erbin des unverfälschten Paulinischen Geistes. Gerade dies dünkt mich der Punkt, wo Heiler und sein Buch über den ‚Katholizismus, seine Idee und seine Erscheinung' — dem wir uns jetzt zuwenden — geradezu blind erscheint: Heiler kennt keine Metaphysik. Er sieht nicht einmal in der durchaus geschichtlichen und gegenwärtigen Erscheinung der Kirche den Punkt, wo sie wesensgemäß im absolut Metaphysischen und Transzendenten wurzeln will.

Die Zweiteilung des Buches kennzeichnet die zweigeteilte Methode, mit welcher Heiler die sinnverwirrende Fülle von Tatsachen im heutigen Katholizismus meistern will. Er sucht in einem historischen Teil das Werden des Katholizismus im Spiegelbilde seiner Genien zu erklären; in einem struktur-psychologischen Teil zeichnet er den Aufbau desselben, indem er die Grundelemente herausstellt; ein III. (Schluß-) Teil gibt als Folgerung das Wesen des Katholizismus, so wie Heiler es versteht. Da in dieser Arbeit die Theologie beider Konfessionen bis jetzt versagte, nimmt er die Religionsgeschichte und Religionspsychologie zu Hilfe (S. 5 f.). Erstere stellt den Katholizismus in den großen Strom der religionsgeschichtlichen Entwicklung; letztere fühlt sich in dessen geheimnisvolles Innenleben ein und legt die treibenden seelischen Kräfte dar.

Das einfache Fundament, auf welchem Heiler seine eigene Auffassung des Christentums aufbaut, von dem aus er zugleich mit energischem Maßstab das geschichtliche Wesen des Katholizismus beurteilt, ist die eschatologische Deutung des Jesusbildes, die für ihn das sicherste Ergebnis der wissenschaftlichen biblischen Theologie darstellt: Die wissenschaftliche Theologie ist sich heute ‚darüber einig, daß Jesus die unmittelbare Nähe des Endreiches verkündete' (S. 21 f.). Demgemäß kann Jesus der formelle Stifter der römischen Weltkirche nicht gewesen sein, vielmehr gähnt zwischen beiden ein unüberbrückbarer Abgrund; trotzdem beginnt die Katholisierung des Christentums unmittelbar nach Jesu Tod (S. 43). Die erste der Wurzeln für die Kirchenbildung liegt in der urchristlichen Idee vom *Κύριος Χριστὸς Ἰησοῦς*. Denn obwohl die Auferstehung Jesu nach Heiler in keiner Weise als geschichtliches Faktum erwiesen werden kann, bildete sich die Gewißheit, daß Jesus zur messianischen Glorie erhöht worden sei, und um jenen Gedanken von dem erhöhten Messias und Herrn, in dem die tiefen und wunderbaren Erfahrungen der Jünger nach dem Tode Jesu sich aussprachen, kristallisierte sich eine Gemeinde der Christiani. Diese Gemeinde besaß von Anfang an universalistische Tendenz, den Drang, die ganze Welt zu umspannen, obwohl noch fest eingehüllt in die Binden der endzeitlichen Erwartung (S. 45 ff.). Durch Paulus kam die andere Entstehungsursache des Katholizismus zur Geltung: Die Berührung mit dem religiösen Denken

der antiken Welt schuf den extensiven Universalismus des Urchristentums als den Organismus, der die religiös Unmündigen und Unreifen zu sich heranzieht, kristallisiert um das Christusdogma und durchleuchtet von der Christusmystik. Im nachpaulinischen Schrifttum zeigt sich die dritte Wurzel: das institutionelle Kirchentum der Pastoralbriefe und die Vulgärreligion der Apokalypse (S. 65). Die vierte Wurzel ist bei Johannes zu suchen, welcher der gnostischen Mystik Aufnahme verschaffte, die fünfte die alexandrinische Theologie mit ihrer Scheidung zwischen Pneumatikern und Psychikern. Als sechstes Ferment kam infolge des Einströmens der heidnischen Massen samt ihrer alten Frömmigkeit die straffe Zentralisierung des kirchlichen Amtes in der Macht der Bischöfe hinzu: la médiocrité fonda l'autorité (S. 91). Während aber Augustin und in Thomas das Mittelalter durch die Mystik den Kern des Jesusglaubens rein bewahrten, bedeutet das Tridentinum die endgültige Degeneration des großen katholischen Kirchengedankens. Es drückte zwar die gegensätzliche Wirklichkeit des Katholizismus in glatten und klaren Formeln aus, verschnürte sie jedoch so, daß er nicht mehr seine alte schöpferische Kraft besaß. So konnten die leuchtenden Heiligengestalten der nachtridentinischen Zeit nur noch einzelne Seiten des universalen Katholizismus ausdrücken, während die universalen Geister wie Ignatius v. Loyola und Alfons v. Liguori ohne die Harmonie und das Gleichmaß der Elemente nur die widersprechenden Teile des Katholizismus in sich zusammenschließen (S. 147).

Diese vielfältigen Wurzeln scheinen wie ebenso viele Stämme, die, nur äußerlich zusammengewachsen, eine anorganische Einheit bilden, wie es jenes verunglückte, durchaus unhistorische Gleichnis von den drei Stämmen für die Trinitätslehre ausspricht. Wenn es aber einmal die historische Kritik nicht vermag, die Vielfältigkeit der Wurzeln auf einen einheitlichen Keim zurückzuführen, dann bleibt freilich nur die Heiler-(Harnack)sche Konzeption der complexio oppositorum oder des Synkretismus zur Erklärung des Katholizismus übrig, die nur eine Addition, bestenfalls ein äußerlich bedingtes Zusammenwachsen der verschiedenartigen Momente im Aufbau der Erscheinung kennt.

Die Kritik wird zunächst die historischen Aufstellungen Heilers zu prüfen haben. Guardini dürfte Recht behalten, wenn er auf Heiler das Wort anwendet: ‚Was er sagt, ist wahr, aber nichts ist in der Weise wahr, wie er es sagt' (von Heiler selbst zitiert S. XII). Eine erste Anmerkung lautet: Immer weiter hat die protestantische Kritik an der katholischen Kirche deren Entstehung unter der Wucht der historischen Tatsachen zurück und hinaufrücken müssen — mit Heiler stehen wir schon mitten im Urchristentum, ja in Paulus und Johannes drinnen. Dem vorurteilsfreien Leser und Forscher will zwar dünken: Diejenigen, die an der Brust Jesu dessen innerste Gedanken und Absichten tranken, unmittelbar von seinem Geiste erfaßt waren, sind doch wohl treuere Zeugen dessen, was Jesus wollte, als die liberale historische Theologie, die nach 2000 Jahren an einem toten

Buch ihre Zergliederungskünste versucht, um das echte Evangelium zu finden. Soll die Urgemeinde so wenig von ihrem Meister verstanden haben, daß sie seine innersten Gedanken über die äußere Gestalt des Evangeliums sofort in das Gegenteil verkehrte? Soll erst nach sovielen Jahren der moderne Mensch, von soviel Vorurteilen beschwert, fähig sein, den echten Jesus zu entdecken? Die Frage stellen, heißt sie lösen. Ich bringe bei aller Versenkung in die historische Kritik den Gedanken nicht los: Es durfte nichts anderes herauskommen, um das reformatorische Evangelium zu retten, als diese Kritik. Und noch mehr: Was die eschatologische Schule als Scheidewasser benützt, um das echte Evangelium Jesu zu finden, nimmt die gegensätzliche Schule Wredes, um ihr Evangelium als echtes zu erweisen. So erweisen sich die Maßstäbe von anderswoher, nur nicht aus dem Evangelium, genommen.

Bei Heiler ist der Eindruck noch viel trüber. Was bei Harnack, mit dem ganzen Feuer der mühevollen Forschungsarbeit durchglüht, noch die Schlacken der primären Erkenntnis trägt, wird bei Heiler als dem Harnack recidivus mit der ganzen Sicherheit des Adepten als unumstößliche Wahrheit verkündet. Aber schon Heilers Grundthese von der rein eschatologischen Einstellung Jesu ist nur eine Hypothese. Sie leidet unter einem grundsätzlichen Mangel, den die Kritik von Heinrich Scholz sehr klar herausgestellt hat: unter der Verwechslung von Form und Inhalt (H. Scholz, Religionsphilosophie² (1922) S. 111): ‚Wir müssen zwischen dem äußeren und inneren, dem erscheinenden und dem erlebten Objekt der religiösen Erfahrung unterscheiden.' Das bedeutet hier: Wir müssen zwischen der Form und dem Inhalt in der Reichspredigt Jesu unterscheiden. Die Form war entsprechend der damaligen, irdisch-endzeitlich eingestellten Reichserwartung eschatologisch; sie war jedoch nur Form und Gewand, der Inhalt war rein religiös-ethisch, unirdisch, und bezog sich auf das unmittelbare Kommen Gottes in die Einzelseele, und die Verwirklichung des reinen Israel in der Welt. Es ist dieselbe Erscheinung wie in der alttestamentlichen Prophetie. Der Kern, der Gedanke des sittlichen Monotheismus, zu dem nicht nur Israel, sondern die Gesamtmenschheit berufen war, sprengte mehr und mehr die irdische Hülle, und setzte sich selbständig durch. Wäre die eschatologische Erwartung der Kerngedanke der Predigt Jesu gewesen, untrennbar mit dem Vatergedanken verschwistert, dann wäre er mit dem Tode Jesu untergegangen. Wohl konnten die Urapostel nach dem Zeugnis der Apg. 1, 6 die Reichgottespredigt Jesu nicht anders fassen denn in irdisch-endzeitlicher Einkleidung; diese fiel, gemäß der ganzen Pädagogik Jesu, ohne Gewalttat und äußeren Eingriff, von selber, und es blieb der echte Kern, die Gemeinde Jesu als Reich Gottes auf Erden, übrig. Das ist die organische Auffassung der Geschichte des Urchristentums, im Gegensatz zu der anorganischen bei Heiler.

Das Unvermögen, zwischen Form und Inhalt zu unterscheiden, zeitigt noch manche ungeschichtliche Konstruktionen bei Heiler, und ist der rote

Faden, der sich durch seine ganze, ja auch völlig von Harnack abhängige Dogmengeschichte hindurchzieht. Die Paulinische Mystik soll wegen ihrer mystischen ἀνιστορησία hellenistisch sein, die Johanneische Mystik gnostisch. Da hat Heiler fatalerweise den absoluten Unterschied zwischen der persönlich und rein geschichtlich (durch den Christusgedanken) fundierten Mystik des Katholizismus und der naturhaften der Gnostiker übersehen; ebenso bei dem Pseudo-Areopagiten. So wären eine ganze Reihe von kritischen Ausstellungen zu machen, die aufzuzählen der Raum verbietet. Nur noch dieses: Das Problem der nachtridentinischen Zeit, die fides implicita, bedingt durch die gewaltige Entwicklung von Lehre und kirchlicher Disziplin, das, wie auch Heiler mit Harnack richtig anmerkt, schon Augustin kennt, ist nicht so summarisch durch einfache Reduktion in der Weise der Reformatoren zu lösen, oder gar durch das Wort Apostasie wie bei Heiler. Dagegen streitet der durchaus organische Charakter der Religion, die in jedem Betracht universal sein muß.

Warum kommt Heiler trotz der Erkenntnis, wie tief der Katholizismus im Urchristentum wurzelt, nicht über den Protestantismus hinaus, vielmehr zu ihm zurück? Es mag ihm die liberale Kritik selber zum religiösen Erlebnis geworden sein, und durch diese hindurch die reformatorische Reduktion des Evangeliums in der Einstellung von Ritschl und Harnack. Jedenfalls ist sie ihm zum Vorurteil geworden, mit dem er echtes Evangelium von den Zutaten unterscheidet. Und dieses Vorurteil hat sich wie in Harnack zur Methode kristallisiert, dem Historismus, in seiner Veräußerlichung zum Historizismus geworden. Nicht das ist Historismus, was Heiler meint: die Annahme, als könnten historische Erkenntnisse der lebendigen Religion einen Schaden zufügen, aus der heraus historische Einsichten verurteilt werden (S. XXVII); das ist einfach Kurzsichtigkeit. Sondern Historismus ist das bloße Aneinanderreihen von Tatsachen zu einer äußerlichen Einheit, die nur durch ihre geschichtliche Beharrungskraft zusammengehalten wird. Guardini hat diese Anschauung treffend mechanistisch genannt: als ob ein lebendiges Ganzes durch Zusammenfügung von Teilen aufzubauen sei und die Identität der Anfangs- und Endgestalt einer Veränderungsreihe durch die Gleichheit von Qualität und Quantität nachgewiesen werden müsse (Jahrb. des Verb. d. V. Kath. Ak. Augsburg 1920/21, S. 150 ff.; bei Heiler S. XII). Jesus hat von dem Wachstum des Gottesreiches eine andere Auffassung gehabt: er wählte das Bild vom Samenkorn. Das ist die wirklich organische Auffassung vom Gottesreiche, die in schärfstem Gegensatz zur mechanistischen des Historizismus steht. Heiler hat aber diese Kritik so wenig verstanden, daß er mit keinem Worte auf diesen Kerngedanken eingeht. Es erklären sich gerade aus diesem Historizismus heraus die Bilder, welche Heiler anwendet; es sind alles anorganische Größen. Die complexio oppositorum ist gedacht als Vereinigung von Widersprüchen: wie diese länger als für kürzeste Zeit beisammen bleiben sollen, ist bei dem durchaus logisch-einheitlichen Charakter aller geschichtlichen Größen un-

erklärlich. Wie rasch hat sich der Gnostizismus zersetzt, diese reine complexio der opposita christliche Form und heidnisch-naturhafter Inhalt! Desgleichen ist Synkretismus im Licht dieser Auffassung wie das Zusammenwachsen von Steinen, welche jeder äußere Anstoß zertrümmert. Die Reduktion der Reformatoren, welche Heiler als das unum necessarium für die Erneuerung des evangelischen Geistes preist, ist in Wahrheit eine hairesis, welche das Evangelium zerstört; denn es ist geradesoviel, als wollte man den Baum wiederherstellen, indem man ihn durch das Samenkorn ersetzt.

In diesem einseitigen Historismus oder Historizismus liegt das unendlich Unbefriedigende der ganzen Geschichtskonstruktion, die Heiler für den Katholizismus aufmacht: die einzelnen Triebkräfte wirken unharmonisch neben und gegen einander. Es ist der zweite Fehler im Heilerschen Schrifttum, den wir hier anmerken müssen. Das einzige Bild, das wegen seines Biblizismus paßt, ist das von Schell in seinem Schwanenlied gegen Harnack angewendete von der Gabenfülle des Pfingstfestes, die sich Äußerungen in allen Zungen und Zeiten verschafft, als Fülle desselben Geistes, der die Apostel beseelte. Jener Aufsatz, im ‚Hochland' an Pfingsten 1906 erschienen, ist heute wieder die treffendste Ausführung zu Heiler; es ist doch der Geist des unverkürzten und nicht erweiterten Harnack, der in Heiler redet.

Der letzte Gedanke läßt uns den dritten Mangel Heilers ersehen: den mit der Verblendung für die Metaphysik innigst verbundenen Phänomenalismus. Der Historizismus ist, erkenntniskritisch gesehen, reiner Phänomenalismus. Während Barth, vom Geiste Pauli, des echten und ganzen Historismus getrieben, hinter der Geschichte die metaphysischen Wirkungskräfte sieht; jenen Gott, der als das ens realissimum und nunc aeternum allen Zeiten und Menschen immer gegenwärtig ist; berührt Heiler nur flüchtig und gegensätzlich die Bedeutung des Historischen im Christentum. So wenn er erkennt, daß die christliche Mystik bei Paulus und Johannes — er hätte in diesem Zusammenhang auch erkennen müssen, daß hier der Scheidepunkt aller katholischen Mystik von der hellenistischen steht — durchaus von dem historischen Christus abhängig ist. Beide kennen doch keinen anderen festen Punkt für all ihre Gotteserfahrung als den Sohn Gottes, der im Fleische erschienen ist (1. Kor. 15; 1. Joh. 4, 2). Der große Gedanke Augustins, den selbst Windelband im Mittelpunkte des Augustinischen Denkens fand, von dem Drama, der Handlung Gottes in der Geschichte (Civ. Dei), ist Heiler fremd geblieben. Alle Metaphysik verkümmert bei Heiler in Mythologie und Symbolismus, gemäß seiner Deutung: Der Christosmythos, daß Christus ein Himmelswesen sei, vor der Weltschöpfung und Menschwerdung beim Vater weilend, dann Mensch geworden, sterbend und auferstehend, sei die Triebkraft für die subtile christo- und soteriologische Spekulation geworden. Wobei Mythos den Sinn hat: Es handelt sich nicht um eine geschichtliche Tatsache im strengen Sinne des Wortes, sondern um die Projektion einer metaphysischen Realität, einer ‚Heilstatsache' in die Geschichte. Die Mythologie wird Symbolismus, weil die Bezeichnung der

og. heilsgeschichtlichen Tatsachen (Inkarnation usw.) als Mythos nicht eine
Leugnung ihres religiösen Gehaltes bedeuten, sondern lediglich ihren sym-
bolischen Charakter hervorheben soll (S. 53 f.). Die tiefe Erkenntnis von
Plato und Aristoteles, daß alles geistige Leben nur von ewig und tatsächlich
eienden Quellen gespeist wird, verflüchtigt sich in den schillernden Begriff
vom noch dazu rein phänomenal-psychisch gedachten ‚Leben'. Das ist nicht
bloß Mangel an Synthese (Steffes in der Theol. Revue 1923, H. 16/17),
ondern mangelnder Sinn für das Metaphysische. So wird Heiler der
verspätete deutsche Modernist, sein Geschichtsbild modernistisch: Phänomena-
ismus, Agnostizismus, ametaphysisches Denken.

Der II. Hauptteil wiederholt bei Heiler die historische Grundansicht
des katholischen Christentums: es sei religiöser Universalismus, als Ver-
inigung und Harmonisierung einer Vielzahl heterogener Religionsformen
(S. 161). Diese Erkenntnis soll nun verdeutlicht werden durch einen
Querschnitt durch das Leben des empirischen Katholizismus in Gegenwart
wie Vergangenheit, um die Fülle der Erscheinungsformen auf wenige
harakteristische Haupttypen zurückzuführen. Das Mittel ist eine an der
allgemeinen Religionsgeschichte geschulte Analyse des konkreten Katholizis-
mus, um eine einwandfreie phänomenologische (sic!) Bestimmung von
dessen innerem Wesen vorzubereiten (S. 162). Im Einklang mit den
Worten der Einleitung muß dies eine strukturelle Psychologie des Katholiken
werden, gewirkt durch innerste Einfühlung am Zauberstab der Liebe (S. 6).

Als erste, unterste Strukturschicht ergibt sich dem Forscher nach Heiler
die primitive Religion, d. h. jener Komplex naiver und sinnlicher Frömmig-
keitsäußerungen, welche seit uralten Zeiten durch alle Wandlungen der
Kultur- und Religionsgeschichte hindurch sich erhalten haben. Ihre Merkmale
ind Sinnlichkeit-Dinglichkeit, Eudämonismus und naives selbstsicheres
Absolutheitsgefühl (S. 165 f.); ihr Gegenstand ist das Numinose oder
Heilige' im Sinne des Mana, eine geheimnisvolle Kraftsubstanz, die in
onkreten Gegenständen aufgespeichert ist. Heiler findet sie in dem katho-
ischen Gebrauch von heiligen Gegenständen und Handlungen, in der Ver-
hrung der Heiligen mit Opfern und Gebet, im Kirchenjahr der katholischen
Volksfrömmigkeit, im Wunder- und Jenseitsglauben; vor allem aber im
atholischen Kult und der Kultdogmatik des Sakramentalismus. Die zweite
Schicht ist nach Heiler die Religion des Gesetzesdienstes und der verdienstlichen
Werke, welche die religiös-schöpferischen Grundideen Jesu den trägen Massen
aufzwingen will. Sie erscheint im Katholizismus als Glaubensgesetz (fides
mplicita, daß die Gesamtheit der von der Kirche verkündeten Offen-
barungswahrheiten bejaht wird, S. 239); als Sittengesetz mit seiner Un-
umme von Einzelvorschriften für den Durchschnittsmenschen und seinen
Auswirkungen in der Kasuistik und Beichtpraxis, psychologisch in der
Skrupulosität; als Sittlichkeit der guten Werke und Ablässe (S. 269).
Die dritte, äußerlich sichtbarste Schicht findet Heiler in der juridisch-
polnischen Kircheninstitution. Er sieht in ihr die feste Schutzhülle, welche

die Fülle der religiösen Kräfte vor dem Zerfließen behütet; insofern ei[n] Element jeder religiösen Gemeinschaft und von rein auxiliärem Charakter (S. 277 f.). Aber das Papsttum bedeutet nach Heiler durchaus einen Abfall vom ursprünglich religiösen Ideal zum ultramontanen, einem wenig glücklichen Ausdruck (nach Heiler S. 311) für eine alte Sache, nämlich für die geistige Universalmonarchie des Papstes, die ihre Sturmtruppe in der Gesellschaft Jesu besitze (S. 312). Das Ideal des Papsttums, mit modernistischen Augen als Passion des mystischen Christus geschaut (S. 332 f.), wird im Pastor angelicus gezeichnet. Zugleich wird anerkannt, daß der Primat des Papstes tatsächliche Voraussetzungen im Leben der alten und ältesten Kirche besaß (S. 341); die Schaffung desselben ist jedoch gemäß Harnack auch bei Heiler rein geschichtlich durch die weltpolitische Stellung Roms zu erklären. Als vierte Schicht erkennt Heiler die rationale Theologie, verstanden als vernunftmäßiger Unterbau der Lehre vom Übersinnlichen in der Apologetik, als Aufbau derselben in der Dogmatik. Sie findet verständige Würdigung als stärkste Bejahung der Realität des Göttlichen, aber nichtsdestoweniger Ablehnung, denn die Überwelt sei bildlos (S. 371). Die fünfte Schicht eröffnet nach Heiler den Eingang in das innere Leben des Katholizismus mit einem ganz anderen Bild als die äußere Organisation, weil es gänzlich irrational sei (S. 373 f.); es ist die Mysterienliturgie, die gewaltigste Schöpfung, welche die hellenistisch-synkretistische Religionswelt hervorgebracht habe. Elf Kennzeichen führt Heiler für diese auf: Esoterismus, Archaismus, Ritualismus, Ästhetizismus, Symbolismus, Dramatik, Spiel, höfisches Zeremoniell, Hierurgie, das Heilige als Numinosum, Gemeinschaftsmystik. Wieder wird als Anerkennung die strenge Objektivität des katholischen Mysterienkultes ausgesprochen (S. 421), ebenso auch auf die Privatmesse und -kommunion als eine Entartungserscheinung hingewiesen, und schließlich wird die ganze Mysterienliturgie im streng reformatorischen Geist als Gegensatz zu Jesu Gottesdienst abgewürdigt (S. 432). Als sechste Schicht erscheint das asketisch-mystische Vollkommenheitsideal (S. 435), das eine Scheidung der Kirchenfrommen in Unvollkommene und Vollkommene, Psychiker und Pneumatiker bedinge und selbst in Mönchtum und Mystik verwirklicht sei. Das Mönchtum ist vita activa in Arbeit an Kirche, Kultur und den Brüdern, vita contemplativa im stillen Gottesumgang, in verschiedenen Typen geschichtlich geworden. Die Mystik ist für Heiler eine durchaus überkirchliche Erscheinung, dieselbe im Brahmanismus und Buddhismus, Hinduismus und Sufismus, Hellenismus und Christentum aller Konfessionen (S. 476), gleichwohl ein unveräußerliches Wesenselement im Katholizismus. Ihr Ursprung wird mit dem Eintritt der Urgemeinde in den Hellenismus verbunden; sie ist also nach Heiler Jesus fremd. Während sie in der Geschichte zu verschiedenen Zeiten immer mit neuer Macht aufgetreten, sei sie mit der Verurteilung des Quietismus versiegt (S. 497). Die Darstellung des Stufenganges im mystischen Leben sieht allerdings zumeist nur das Psychologische, das den Formen der Mystik gleichmäßig ist;

doch erkennt Heiler das Tätige in der katholischen Mystik, freilich ohne die Konsequenzen zu ziehen. Desgleichen wird erkannt, daß die katholische Mystik ausschließlich Christus- und Sakramentsmystik ist (S. 517 ff.), die katholische Frömmigkeit selbst zutiefst von der Mystik geführt und befruchtet (S. 539 ff.). Endlich erscheint als siebentes und letztes Strukturelement das Evangelium, wenn es auch nach Heiler nur mit Mühe dort zu entdecken ist (S. 557). Es sei, meint Heiler, nicht ein sichtbares Wesenselement neben den anderen, vielmehr die geheimnisvolle Lebenskraft, die unsichtbar in dem großen Organismus wirkt, ohne ihn freilich ganz durchwalten zu können (S. 557). Es ließen sich auch alle Elemente des Reichgottesevangeliums Jesu im Katholizismus wiederfinden, das reinste und höchste jedoch, Gottes sündenvergebende Liebe, nur in starker Verkrustung und Verhüllung (S. 575). Ferner sei der Katholizismus ganz christozentrisch wie Paulus; desgleichen seien auch die Gedanken Luthers und Calvins im Katholizismus vorhanden (S. 575 ff.) Aber das sei das Tragische, daß gerade die evangelischen Grundmotive — Gottesreich, Vergebungsglaube, Liebesarbeit — immer wieder von den juridischen Elementen in Schach gehalten würden; noch mehr: der Katholizismus sei eine komplexe Größe, die Eigenart des evangelischen Christentums liege in seiner Einfachheit. — Der Schluß ist also wieder eine runde Ablehnung des Katholizismus (S. 591).

Der Katholik wird erstaunt aufhorchen: Gottesreich, Vergebungsglaube, Liebesarbeit, das sind gerade die Kernpunkte seines katholischen Denkens und Handelns, die er immer in seiner Kirche hört als das Wesen seines Glaubens, die er erfüllen muß, um nicht des Heiles verlustig zu gehen. Und so stößt er sich allerorten an diesem Bilde seiner Kirche, das mit der einen Hand gibt, was die andere nimmt; da ist nicht ἀγάπῃ, sondern: ‚Si oculus tuus nequam est . . .‘

Erst einige sachliche Richtigstellungen. Der Begriff des Numinosen im Sinne Ottos und Heilers ist dem Katholischen fremd; heilig ist im Katholizismus nur religiös-ethisch und persönlich gemeint: Die Sakramente wirken ex opere operato, d. h. aus dem durchaus persönlich gemeinten Wirken Christi heraus, nicht durch die Sache an sich; die Sakramentalien ex opere operantis, d. h. aus dem Glauben und der Liebe des von Christi Geist der Liebe erfüllten Gläubigen. Heiler ist irregeführt durch die vielfache Gleichheit der äußeren Form; er unterliegt also hier wieder der mangelnden Unterscheidung von Form und Inhalt, Handlung und Absicht, wie früher erwähnt. Eine Werkgerechtigkeit vor Gott gibt es im katholischen Denken nicht; da hätte er sich von Fendt (a. O.) belehren lassen sollen. Ein Verdienst vor Gott gibt es nur, soweit Gott durch den von ihm selber gewirkten Glauben und die Liebe im Gerechtfertigten wirkt; diese Liebe muß sich in Werken aussprechen. Luther hat den urchristlichen Gedanken entleert, als er die Liebe bloß auf den Nächsten bezog und damit ihr das Öl aus der Lampe, die Seele, nahm. Die juridische Kircheninstitution ist unpolitisch und ihrer Idee gemäß nur Mittel zum Zweck, das Reich Gottes in den Seelen zu

verwirklichen; die Anklagen auf Ultramontanismus, die Kennzeichnung der Jesuiten, sind angesichts der historischen Tatsachen eine wenig originelle Aufnahme alter Polemiken. Der symbolische inadäquate Charakter der dogmatischen Begriffe für das Transzendente ist von der Dogmatik stets anerkannt worden. Die Darstellung des Mysterienkultes leidet an denselben Fehlern wie jene der katholischen Frömmigkeit: er ist keine Inkarnation des Numinosen, sondern einfach Dienst des ganzen Menschen gegen den heiligen Gott, ein Dienst, der nie anders als religiös-ethisch geleistet werden darf. Aber weil Heiler im Gefolge Luthers die Liebe zu Gott aus dem Wesen des Christentums entfernte und durch die Nächstenliebe ersetzte (S. 433), ist ihm das Verständnis dafür verloren gegangen; er hat damit aller Arbeit am Gottesreich die Kraft genommen. Die Liturgie ist auch nicht in ihrem Inhalt und Gegenstand aus den hellenistischen Mysterien gekommen, sondern nur in ihrer Form, und auch hier nur zum Teil; die Form ist allgemein menschlich, weil es derselbe Mensch ist, der hier und dort Gott oder dem Göttlichen dient. Die Schilderung des Mönchtums ist der lichteste Punkt im ganzen Gemälde Heilers. In der Darstellung der Mystik hat Heiler die Kennzeichen der katholischen Mystik gut gesehen: den Tätigkeitscharakter der katholischen Mystik, ihre durch den Paulinisch-Johanneischen Christusgedanken bedingte Geschichtlichkeit, ihren Charakter als Sakramentsmystik. Da aber sein Blick wieder durch das Phänomenale und Psychologische voreingenommen ist, sieht er nicht das Fundamentale dieses Unterschiedes; hier ist die schärfste Betonung des Persönlichen gegenüber der rein naturhaft bedingten Mystik des Brahmanismus und Hellenismus und des gesamten echten Heidentums. Am Ende steht trotz aller Anerkennung wie ein unübersteigliches Hindernis in der Seele Heilers die Ablehnung: ‚Der Kompliziertheit der Mystik steht die vollkommene Einfachheit seines (Jesu) Evangeliums gegenüber.' (S. 553.)

Das Ganze, und am bittersten der Schlußabschnitt vom Evangelischen im Katholizismus, hinterläßt denselben Eindruck der Unausgeglichenheit, des Anorganischen wie die historische Darstellung: es ist, als ob man das Organische, Selbstwirkliche nicht sehen wollte. In eine unübersehbare Vielzahl von Schichten und Unterschichten löst sich das Ganze auf, und alle Versicherungen, daß das alles nur Typik und Analyse sei, tut nichts zur Sache; denn es handelt sich ja, wie Heiler immer wieder einschärft, um Schichtungen von Gegensätzen, die ungegliedert nebeneinander- und aufeinanderliegen. Aber diese Schichtung zerstört die Einheit, weil es nicht bloß Gegensätze, sondern Widersprüche sind. Alles Wirkliche ist aber einheitlich, weil vernünftig. Es liegt eben an der Methode, welche Heiler mit soviel Stolz präkonisiert, an der *κυκλική ἔισοδος*, aber in der Form, wie sie Heiler anwendet. Denn sie ist bei Heiler im tiefsten Grunde wieder Phänomenalismus, der hier zum Empirismus wird. Dieser Empirismus sieht am empirischen Gegenstand ‚Katholizismus' die verschiedenartigsten, in sich wirklich widersprechenden Erscheinungen und registriert sie wie der Seismograph die

Schwankungen der Erde registriert, ohne aber über ihre Zusammenhänge etwas sagen zu wollen. Der Empirismus tut dasselbe und behauptet ihre tatsächliche Zusammengehörigkeit, stößt aber dabei mit dem Grundgesetz aller geistigen Wirklichkeiten zusammen, das nicht bloß Zusammensein, sondern innere Einheit kennt. Der wirkliche Katholizismus wird darum diese disiecta membra nie als die seinigen anerkennen, weil Heiler eine Reihe von solchen aufzählt, welche der Katholik auf das innigste verabscheut; so die Kennzeichnung der Volksfrömmigkeit als Primitivität, seines Heiligen als Numinosum u. a. Der Katholizismus meint sie ja ganz anders, weil er sie mit einem anderen Geiste beseelt — und diese Meinung ist das erst- und tatsächlich Wirkliche an ihm, weil er eine geistige Größe ist. So führt Heilers zyklische Methode vom Gegenstand ab, weil sie als echter und reiner Empirismus nicht den Geist berücksichtigt — und darum ist das Bild falsch, das er vom Katholizismus entwickelt.

Freilich ordnet sich Heiler mit diesem Empirismus (und Phänomenalismus) in eine psychologische Schule ein, welche Denker wie Dilthey und Spranger zu ihren Schöpfern zählt, eine Schule, der die strukturelle Psychologie als die geisteswissenschaftliche Methode überhaupt gilt (vgl. Spranger, Lebensformen³, Halle 1922, S. 9 ff.). Sie ist ein echtes Kind Hegelschen Denkens. Zwar erkennt sie die Psychologie als Wissenschaft vom Einzelsubjekt an; aber dieses Einzelsubjekt sei aus seinen objektiven Beziehungen gar nicht zu lösen, und diese Beziehungen werden zu geistigen Elementen, welche in ihm wirken als transsubjektive, kollektive und normative Größen (a. O. S. 9). So auch bei Heiler. Der einzelne Katholik ist einfach diesen Beziehungen unterworfen, sie wirken sich in ihm aus als überindividuelle Mächte; darum sind sie aus dem Ganzen zu lösen durch feinste, am Geschichtlichen geschulte Analyse, als ebensoviele Elemente, welche wie die chemischen Substanzen selbständig nach eigenen Gesetzen sich auswirken. Das Anorganische dieses Bildes liegt auf der Hand, und so wird auch das Ganze ein Gegensatz zum Organischen. Es ist nicht mehr das Ich und die Persönlichkeit, welche denkt, sondern es sind die Ideen, welche denken: ‚Es denkt in mir.' Der Terminus Einfühlung stammt von Lipps; Heilersches Pathos macht daraus ἀγάπη.

Mit allem Nachdruck muß betont werden: Alles Psychische ist subjektbedingt, das Geistige am meisten, nämlich persönlichkeitsbedingt, oder bewußtes Denken, absichtsvolles Wollen. Was nicht bewußt ist, ist nicht wirklich im psychisch-geistigen Sinne. Das ist das Stigma alles Geistigen im besonderen, daß es den Zusammenhang mit dem Einzelsubjekt aufdeckt, und nur insofern ist das Geistige Gegenstand der Psychologie. Darum haben alle psychisch-geistigen Größen intentionalen Charakter; sie müssen nach der Meinung und Bedeutung dargestellt werden, welche sie im Subjekt haben. Weil Heiler dies übersieht, ist er der Verwechslung von Form und Inhalt unterlegen, ist ihm die strukturelle Psychologie zum Irrgang geworden; denn er übersieht, daß sie erst geschaffen werden kann, wenn die

funktionelle vorausgegangen ist, nämlich jene, welche die geistigen Wirklichkeiten primär in sensu auctoris erfaßt. Die Einfühlung selber wurde ihm zum Zauberstab, der subjektive Gebilde für Wirklichkeiten ausgab, so daß der Katholik in seinem Bild sich nicht mehr erkennt. Indem Heiler die einzelnen Gedankenströmungen aus der Intention des Subjekts herauslöste und typisierte, mit jener geschichtlichen Marke versah, die sie in der einseitigen Geltendmachung erhielten, verselbständigte er sie und machte sie zu Elementen, welche aus sich heraus über das Subjekt herrschen, und zerstörte so die innere organische Einheit. Es ist bei solchem Tun keine Schwierigkeit, alles Mögliche und Unmögliche im Katholizismus zu finden; aber es ist Pseudo-Psychologie.

Wir lehnen also diese Strukturpsychologie des Katholizismus bestimmt ab, soviel Einzelnes sie auch richtig gesehen hat. Sie löst die Einzelheiten aus dem lebensvollen Zusammenhang mit dem Subjekt und dem Geiste, in dem sie ursprünglich gedacht sind, damit auch aus dem Wirklichkeitszusammenhang, welchen der Katholizismus in seinen Genien und Lebensäußerungen klar genug bekundet hat.

Es ist merkwürdig, daß unvermittelt neben dieser strukturellen Konstruktion des Katholizismus der III. Heilersche (Schluß-) Teil vom Wesen des Katholizismus steht. Denn diese Wesensmerkmale ‚sind nicht den sieben Hauptbestandteilen des Katholizismus (Volksreligion, Gesetzesreligion, juridisch-politische Kircheninstitution, rationale Theologie, Mysterienliturgie, Mönchtum und Mystik, evangelisches Christentum) gleichzusetzen, sondern jedes Wesensmerkmal läßt sich an allen diesen Bestandteilen nachweisen'. Die Wesensmerkmale ‚ordnen sich aber sogleich in Gegensatzpaaren: Universalismus und Einheit (und mit diesem ersten Gegensatzpaare eng zusammenhängend die drei weiteren), Kontinuität und Fortschritt, Toleranz und Exklusivität, Gemeinschaftsgebundenheit und Personalismus und endlich Supranaturalismus und Inkarnationalismus oder einfacher ausgedrückt: Transzendenz und Immanenz im Gottesumgang' (S. 596). Der Universalismus macht aus dem Katholizismus den Universalerben der antiken Religionen und Kulturen; sein Gegenstück ist die straffe Einheit in Autorität, Liturgie und Dogma. Der Katholizismus ist die konservativste Macht, und doch fähig, alle Fortschritte in sich aufzunehmen. Er ist das Urbild der Toleranz, die für alle Religionsformen Duldsamkeit gewährt, und darum die Exklusivität des unerschöpflichen Reichtums. Die bunte Mannigfaltigkeit der Persönlichkeiten und Ordensgemeinschaften bezeugt seinen Individualismus und ist gebunden durch den ausgesprochensten Gemeinschaftsgedanken. Das ganze katholische Leben ist bestimmt von der entschlossenen Bejahung der Übernatur und der unbedingten Hingabe an sie; die Kirche ist trotzdem die permanente Inkarnation des Göttlichen und verzichtet nie auf sinnfällige Vermittlung ihrer Gnaden. So zeigt sich das Wesen des Katholizismus: er ist ein lebendiger Organismus mit der Fähigkeit, dauernd gegensätzliche Elemente zusammenzuschließen und auszugleichen, eben als

vitale, organische Größe (S. 621). Die Formel dieses organischen Gebildes ist dreifach: Leib Christi, Reich Gottes, Heilsanstalt. Also ist der Katholizismus seiner Idee nach ein religiöser Universalismus, der im Reichgottesgedanken Jesu und dem Paulinischen Gedanken vom Leib Christi verwurzelt ist und in diesen beiden seinen Einheitsgrund hat (S. 628). Dieser Idee steht nach Heiler Rom als die Wirklichkeit entgegen, welche aus dem Universalismus einen Partikularismus gemacht habe (S. 633). So kommt Heiler endlich zu dem, was er sich selber als Verwirklichung des Christentums denkt: Das Christentum muß eine diastolisch-systolische Bewegung sein, um wirklich sein zu können (S. 644). Das bedeutet: Die Reichgottesidee war in ihrer eschatologischen Urform zeitgeschichtlich begrenzt und mußte sich wandeln, um ihre Lebenskraft zu bewahren. Die erste Wandlung vollzog der Katholizismus, der das Gottesreich in einem universal-kirchlichen Organismus darstellen und antizipieren will. Die zweite Wandlung ist das evangelische Christentum, welches die ganze Welt zur Stätte der Gottesherrschaft machen will: das Luthertum durch das universelle Liebeswirken des durch Gottes Gnadengeschenk beseligten Christen, der Calvinismus durch den unermüdlichen Eifer für die Gottesherrschaft, das Sektentum und der moderne Protestantismus durch die Verwirklichung der ethischen Ideale der Bergpredigt (S. 644, 567 f.). Es folgt die neudemokratische Formulierung Söderbloms: Ein ökumenischer Kirchenrat soll an die Spitze der neuen Christenheit treten (S. 655).

Uns will bedünken, daß das Luthertum, gemessen an der katholischen Karitas, nicht sehr viel Eifer für die Liebestätigkeit bekundete; daß der Calvinismus im kapitalistischen Geist der Gegenwart endigte, als unter der Kritik der englisch-französischen Aufklärung um die Wende zum 19. Jahrhundert der religiöse Mantel fiel; daß das Sektentum seine Kraft für die Ideale der Bergpredigt leider zersplitterte; daß also all diese Ideen doch in der römisch-katholischen Kirche ihre beste Heimstätte haben. Augustin dünkt uns im Recht, wenn er meint: die Häresien hätten ihre Kraft verloren, als sie vom lebendigen Weinstock der Kirche sich trennten (vgl. Heiler S. 638 A 54).

Die einzelnen Wesensmerkmale sind völlig unzureichend charakterisiert. Der Universalismus bedeutet nicht die anorganische Addition der verschiedensten Religionsformen, sondern den Universalismus der Kräfte, welche einer Idee, dem überweltlichen Gott der Offenbarung, dienen. Die Kontinuität und der Fortschritt sind nicht Gegensätze, sondern die organische Auswirkung der Grundidee in eodem sensu, eodem genere: Gnade und Wahrheit Gottes für alle Menschen. Die Exklusivität und die Toleranz bedeuten im Katholizismus die Kraft und die Fülle des Wahrheitsanspruches. Der Gemeinschaftsgedanke ist zutiefst im Metaphysischen verwurzelt: Christus als der menschgewordene Logos, in dem alle eins sind, der Gnade hat für alle Menschen und Zeiten. Das letzte Wesensmerkmal bedeutet den Glauben der Kirche, daß Gott einmal im Laufe der Menschengeschichte in die Ge-

schichte herabstieg, um ein göttliches Drama zu wirken, geschichtlich und wirklich das Heil den Menschen zu bringen, wie die Sünde geschichtlich ist, die den Menschen des Heiles beraubt.

Wir kehren zu Barth zurück, dem Antipoden Heilers. Wir müßten fragen: Wo liegen, welches sind denn eigentlich die Kräfte, die ein so Gewaltiges wirken, wie es im Katholizismus selbst noch nach der so ungenügenden Zeichnung Heilers erscheint? Heiler gibt die dünne Antwort: Der Katholizismus ist eben eine ‚vitale, eine organische Größe' (S. 621). Das also ist des Rätsels ganze Lösung: Leben in drei Formeln gebracht: Leib Christi, Reich Gottes, Heilsanstalt. Heiler nennt dies Phänomenologie, Wesensbestimmung (S. 162). Dieser Ausdruck der Husserl-Schule ist hier gründlich entwertet; es ist nackter Phänomenalismus, der sich auf die einfache äußere Konstatierung beschränkt. Es erscheint ganz deutlich, wie in Heilers Mund selbst der Begriff ‚Organismus' seines Wesenskernes entleert ist: Dieses Leben ist (diastolisch-systolische) Bewegung, Bewegung eines simplifizierten Gedankens, der sich andere Gedanken von Zeit zu Zeit angliedert, wie eine Atomverbindung andere chemische Substanzen, ohne mit ihnen eine innere Einheit einzugehen. Hier ist keine Entwicklung, kein Fortschreiten — also doch nur äußere mechanische Verbindung, und in solch mechanistischer Auffassung muß am Ende aller Phänomenalismus münden.

Wir stoßen hier an die Grenze des Heilerschen Denkens. Für den Aufschrei des modernen Menschen nach dem, was hinter den Erscheinungen, hinter dem sichtbaren, faßbaren Leben liegt, fehlt Heiler der Sinn. Er ist durch und durch a-metaphysisch gerichtet, die Frage nach dem Transzendenten hat so wenig Sinnhaftes für ihn, daß er sich damit überhaupt nicht beschäftigt. Die vielfachen Punkte, an denen sich ihm die metaphysische Frage förmlich aufzwingt, so vor allem in den Ansprüchen Jesu auf die Sohnschaft Gottes, in der Paulinisch-Johanneischen katholischen Mystik, in dem ganzen wunderbaren Bestand der Kirche als historischer Erscheinung, fühlt er nicht. All die vielen Versicherungen und Gebete aus dem Schatz des alten und neuen Christentums heraus kommen aus seinem Munde wie tönendes Erz und klingende Schelle. Er ist der einzige ganze Modernist auf deutschem Boden. Schade, daß so viel Gelehrsamkeit der Vergangenheit dient, mit den Toten die Toten begräbt.

Gemessen an solchen Erwägungen läßt sich die religionsphilosophische Hauptfrage nicht mehr umgehen: Weisen nicht die erwähnten Punkte — das Selbstbewußtsein Jesu, die Persönlichkeitsmystik, die historisch und gegenwärtig völlig auf der geschichtlichen Erscheinung Jesu aufbaut, die Kirche in Geschichte und Gegenwart — auf eine transzendente, metaphysische Ursache hin? Das Wahrheit suchende Denken der Gegenwart läßt sich, wie Barth richtig sah, diese Frage nicht mehr nehmen. Es handelt sich nur um die Wege, auf denen die Frage zu lösen ist. Der Heilersche Historismus, Phänomenalismus und Psychologismus ist dazu unfähig, weil er die Augen für die Frage verschließt, statt sie dafür zu öffnen. Seine Wege sind, richtig verstan-

den, nur Vorarbeiten, denen erst die eigentliche philosophische und erkenntniskritische Arbeit folgt.

So sehr die Wucht der Erkenntnis zu begreifen ist, daß das Denken und die Religiosität der Reformatoren eine gewaltige Reduktion und Vereinfachung des geschichtlich gewordenen Christentums darstellt und deshalb der katholischen vorzuziehen sei, so wenig wird sie dem Evangelium gerecht, so wenig reicht sie aus, weder um historisch ein treues Bild zu zeichnen, noch um das Problem des Christentums als solches zu lösen. Nicht Simplifikation tut not, welche immer gewalttätig und damit gegen den Geist Jesu verfahren muß, in sich auch eine Verengung zu individualistischer Armut bedeutet, sondern ungekürzte Bejahung des ganzen Christentums einschließlich seiner metaphysischen Hintergründe und Tiefen, um nichts von dem kostbaren Gnadenschatze Gottes zu verlieren. Wir müssen also über den Historismus und psychologischen Phänomenalismus hinaus in die Metaphysik.

Dann zeigt sich: Die Grundlage alles Christentums ist die Gnade und Wahrheit, von Gott durch den Sohn den Menschen geoffenbart. Diese Gnade und Wahrheit, im Christus-Logos geschichtlich geworden, muß es auch heute noch sein, als eine geschichtlich-gegenwärtige Tatsache: sie muß Kirche sein. Sie muß auch Gnade und Wahrheit bleiben, unzerstörbar und unverrückbar allen Menschen wie ein nunc aeternum im Deus revelans gegenwärtig, und durch ihn selber bezeugt. Sie muß im Glauben bejaht werden, ohne hairesis, weil Gott, der die Wahrheit selber ist, nicht dem menschlichen Subjekt unterworfen werden darf. Der Glaube ist aber nur Anfang (Barth), die Vollendung und der Kern ist die Liebe. Zu allererst Liebe zu Gott, persönliche und personhafte Vereinigung mit ihm, und in ihm Liebe zum Nächsten: ‚Liebe ist des Gesetzes Erfüllung' (Röm. 13, 10). Augustin behält recht: ‚Dilectio (enim) proximi malum non operatur: quam si (schismatici) haberent, non dilaniarent corpus Christi quod est ecclesia' (De Serm. Dom. in monte L. 1 cap. 5).

Kirche und Wirklichkeit / Offene Antwort an Professor Dr. Siegfried Behn

Von Ernst Michel

Sehr verehrter Herr Professor Behn!

Wenn ich Sinn und Zweck Ihres offenen Briefes an mich (Dezemberheft des „Hochland") recht verstehe, so wollen Sie damit öffentlich und in wirksamster Weise der Gefahr begegnen, daß Ihre Mitarbeit am Zeitbuch ‚Kirche und Wirklichkeit' von katholischen Lesern auch als Zustimmung zu meinem Vorwort und Schlußaufsatz mißdeutet werde. Für Ihren Aufsatz selbst stehen Sie zwar ein, aber die gespannte Atmosphäre, in die ihn meine Beiträge einhüllen, lassen Sie um die ungetrübte Wirkung Ihrer Darlegungen fürchten; und das ‚Ärgernis', das nach Ihrer Ansicht meine Beiträge zwar nicht in ihrem sachlichen Inhalt, aber im Ton und in der Zuspitzung der sprachlichen Formulierungen erregen könnten, möchten Sie keinesfalls durch die Tatsache Ihrer Mitarbeit und den Anschein eines Konsensus mit meinem Vorwort und Schlußaufsatz verstärken oder teilen. So bitten Sie mich denn öffentlich um die Entlassung Ihres Kindleins aus der stürmischen Luft meiner ‚Mantelnote', indem Sie zugleich Ihrer Hoffnung Ausdruck geben, ‚daß unsere tiefsten Überzeugungen einander näher stehen, als der äußere Anschein (nämlich meine diesmalige Ausdrucksform) beglaubigt'. Ihrer Bitte sei, wenn auch mit Bedauern, willfahren. Da Sie aber dieser Bitte eine ausführliche Begründung in der Form einer Auseinandersetzung mit meinen Beiträgen mitgeben, so darf ich bei der persönlichen Hochschätzung, die ich für Sie hege, und bei dem Gewicht, das Ihr Schrifttum für mich hat, Ihre ernsten Ausführungen nicht durch Schweigen mißachten. Auch bin ich wohl den Mitarbeitern des ‚Zeitbuches', deren keiner bisher Ihren Weg der Absage eingeschlagen hat, eine öffentliche Stellungnahme zu Ihrem ‚offenen Brief' schuldig.

Sie haben, verehrter Herr Professor, Ihren Schritt — wie ich überzeugt bin — aus Gewissensgründen getan und nicht aus serviler Gesinnung oder aus Menschenfurcht. Ich achte Ihre Gründe, weil sie reinen Motiven entspringen und formal-ethisch haltbar sind, sehe sie aber in sich zusammenbrechen, weil sie mir auf unrichtiger Erfassung der Sache und demgemäß auf unzutreffenden Urteilen aufzuruhen scheinen.

Und zwar erscheint mir nicht Ihre Auffassung des materiellen Inhalts meiner Beiträge verfehlt, sondern verfehlt scheint mir Ihre Auffassung des Pathos meiner ‚Ausdrucksform'. Denn sehen wir einmal von der nebensächlichen Frage ab, ob mein Vorwort Ihren Aufsatz deckt oder nicht — ich habe darin deutlich genug nur von mir aus gesprochen und nicht im Namen der Mitarbeiter —, so liegt doch der eigentliche Anstoß für Sie offensichtlich in der religionspolitischen, ja kämpferischen Wesensform meiner Beiträge, an der Ihr hellenisches Formgefühl ‚die geziemende Gebärde' vermißt, ja die Ihnen als Formlosigkeit erscheint.

Wir sind damit bei dem zentralen Punkt angelangt, an dem wir bei aller auch von mir angenommenen Gemeinsamkeit in unseren tiefsten Überzeugungen uns scheiden. Ich muß Sie nämlich hier enttäuschen: Die von Ihnen als ‚vergrolltes Aufbegehren' und ‚überspitzte Kühnheiten' bezeichnete Ausdrucksform meiner Beiträge, in der Ihr mir geneigtes Wohlwollen eine nur gelegentliche, wenn auch Ihnen peinliche Entgleisung sehen möchte, ist nämlich die Substanz, in die ich mich existenziell — und zwar gerade als Christ — hineingegeben habe. Daß es so und nicht anders gesagt werden mußte, was ich zu sagen hatte, das konnte sich mir nicht in der Sphäre des Ringens zwischen aufbegehrendem Temperament und edlem Formwillen entscheiden, sondern trat aus dem persönlichen und doch zugleich ganz zeitverbundenen Ringen um das tägliche Brot des Lebens als das dergestalt hier und heute Notwendige hervor und ließ mir nur die Entscheidung darüber, ob ich es sage oder nicht sage, — nicht aber darüber, wie ich es sagen wolle oder nach dem Beispiel edler Vorbilder sagen dürfe.

Wenn Ihnen dies anmaßend klingt, so muß ich das Odium der Anmaßung vor Ihnen auf mich nehmen: Das demütige Eingeständnis der Unzulänglichkeit ist auf Zeit und Stunde ausgeschaltet, solange gegen Menschen um die geistige Selbstbehauptung und in ihr um die Sache gekämpft werden muß. Sie selbst wollen ja das Eingeständnis der tatsächlichen Unzulänglichkeit der zeitlichen Kirche nicht einmal da zulassen, wo damit eine Schuld an ihren getrennten Gliedern gesühnt und ihnen Wege zum Herzen der Kirche gebahnt werden können. Um aber auf meinen Fall zurückzukommen: Träfe Ihre Auffassung meiner Beiträge zu, stellten sie sich also dar als Verbindung eines objektiven Lehrgehaltes, der ‚auf gelassenen Ausdruck gebracht, wohlhaltbar, wenn auch nicht immer erschütternd klänge', mit einer subjektiven Form, ‚aus einer Willensrichtung erwachsen, die irgendjemanden reizen oder ärgern will', — dann, verehrter Herr Professor, würde ich ihnen auf der Stelle absagen und das Feld den wissenschaftlichen Theologen und den religiösen Erbauungsschriftstellern räumen. Denn mir ist ganz Weniges so verhaßt wie der Schwindel eines sehr verbreiteten pseudoreligiösen Schrifttums, das einen unaufgeschlossenen objektiven Lehrgehalt in der Hülle subjektiver Gefühlstöne darbietet und ein reales, total-existentielles Ergriffensein von der Wahrheit vortäuscht, wo bestenfalls nur eine magische Mesalliance zwischen ‚Objektivem' und ‚Subjektivem' vorliegt. Aber dauernde Selbstkritik, vor der inzwischen manche Formulierung, aber nicht die Ausdrucksform des Ganzen gefallen ist, und das Urteil von Katholiken, Protestanten und Juden, deren Zuständigkeit in der Beurteilung der Echtheit oder Unechtheit religiösen Zeugnisses sich mir vielfach erhärtet hat, haben mich darin zuversichtlich gemacht, daß Ihr Gericht wohl mich meint, aber mir nicht gilt.

Ich will aber hier gleich hinzusetzen, daß mir Ihre Stellungnahme trotzdem weit über das psychologisch Singuläre hinaus Bedeutung zu haben

scheint für die Erkenntnis zweier gegensätzlicher Grundeinstellungen, in die heute nicht nur die katholischen Denker innerhalb der Kirche, sondern überhaupt die ernsten Katholiken sich zu scheiden beginnen und die gerade an Ihnen und mir (und auch sonst an den Beiträgen des Zeitbuches) sichtbar werden. Und so ist denn auch der eigentliche Grund für Ihren Schritt nicht in der subjektiven Ausdrucksform meiner ‚Mantelnote' zu suchen (wie Sie annehmen), sondern in dem zwingenden Gefühl, daß in dem ‚Zeitbuch' ein Geist weht (und eine Sprache führt), der hart die Stille bedrängt, die Sie für Ihre zeitenthobene Art wissenschaftlicher Erwägungen nötig haben. Ich meinerseits empfand von vornherein natürlich auch die Schwierigkeit, einen Aufsatz wie den Ihren aufzunehmen, der bei allen inhaltlichen Vorzügen, die ihn mir willkommen machten — sicherer Blick für den Wahrheitswert der wissenschaftlichen und philosophischen Leistungen abendländischen und morgenländischen Geistes, gerechtes, abwägendes Urteil, Gefühl für Rangordnung, Sicherheit in der Absteckung der theoretischen Aufgaben für den katholischen Forscher —, der also bei allen diesen Vorzügen eine naive Ahnungslosigkeit von allen wirklichen Zeitnöten der katholischen Christenheit bewies, und dessen Verfasser mit demselben Fernblick, der sich in Bewunderung der ‚unvergänglichen Schönheit der Formenwelt der Kirche' ergeht, einen idealisierten katholischen Menschentyp in die Gegenwart projiziert und ihn als einen existenten anspricht. Daran ändert auch nichts Ihr generelles Zugeständnis im ‚offenen Brief', daß die übernatürliche Kirche aus ‚sündigen Dienern' besteht; denn das ist eine Selbstverständlichkeit, vor der ich als Christ, der doch gerade aus dem Geheimnis der Erlösung **in** der Sündhaftigkeit lebt, kein Wort verliere. Weil Sie aber nicht sehen, daß der zeitliche Organismus der Kirche trotz der übernatürlichen Größe ihres Lebensprinzips in einer Krise liegt, die auf Erkrankungen oder Erstarrungen des konkreten Gemeinschaftslebens, der **Darlebung** der übernatürlichen Erlösungsgemeinschaft zurückgeht, und das Einzelleben ihrer Glieder nicht deshalb, weil es ‚sündig' ist, sondern deshalb, weil der zeitliche Leib der Kirche partiell gelähmt ist, des übernatürlichen Kräftestroms entbehren muß: weil Sie dies nicht sehen, ich aber davon elementar ergriffen bin, deshalb mußte diese Dissonanz zwischen Ihnen und mir entstehen; deshalb auch konnten Sie es unternehmen, den Gehalt meines Schlußaufsatzes auf die rührend einfache Formel zu bringen: ‚Im Brennpunkt Ihrer Darlegung steht die (meines Wissens kaum angezweifelte) Tatsache, daß die Fülle der Gnaden nicht mit der Würde des Amtes wächst.'

Es ist wohl möglich, daß vor den Augen eines Philosophen das Gebilde meines Aufsatzes zu solchem dogmatischen Extrakt zusammenschrumpft, aber jedenfalls ist dann sein besonderer Sinn und sein besonderes Leben in der dünnen Höhenluft, in der der wissenschaftliche Betrachter atmet, abgeschieden. Dieses besondere Leben aber gewinnt der Aufsatz dadurch, daß ich in ihm in den Nöten einer zeitlich und örtlich bestimmten Situation der Kirche (in die ich als ihr mitleidendes und mitverantwortliches Glied — und nicht

ls einer, der darüber steht und darüber spricht — hineingestellt bin) in Fenster aufzureißen wage, auf daß ein frischer Wind in die stickig ge- vordene Luft hineinfahren kann. Und wenn schon der Brennpunkt meiner Darlegungen in eine Formel gefaßt werden soll: ich unternahm es, dringend uf die heute mehr als je zentrale Bedeutung des christlichen Einzel- ;ewissens hinzuweisen und auf die Bedeutung der personhaften Ent- cheidung für die Erneuerung der Kirche. Ich verstehe aber unter christlichem Einzelgewissen nicht das isolierte religiöse Individuum, sondern die ‚geistliche' Persönlichkeit, die in der Kirche aus der Kraft des übernatürlichen Glaubens vächst, und ich habe es offen gelassen, daß sich dieses christliche Einzel- ;ewissen sowohl von oben her in der berufenen Autorität in die Zeit und as heißt in den ‚Augenblick' einsetzt wie von unten her in den ‚Einzelnen' es Volkes Gottes. Ich habe mich ferner ebenso sehr gegen eine gerade eute wieder weitverbreitete übertriebene Mystik der Gemeinschaft gewandt, vie sie insbesondere von manchen Konvertitenkreisen gepflegt wird und n der katholischen Jugendbewegung in einem heute bereits überlebten Stadium ihrer Entwicklung eine Rolle spielte, keinesfalls aber die ‚Erneue- rung vollen katholischen Lebens' der ‚jungen Generation' darstellt; wie ich anderseits scharf genug Einzelgewissen und christliche Persönlichkeit von dem autonomen Ich des deutschen Idealismus und von jener ‚Einzelseele' quali- tativ unterschieden habe, die in der Gliedschaft der Kirche aufgeht und bestenfalls daneben noch ein gesondertes religiöses Privatleben führt, dem denn auch in der Neuzeit weitgehend in der Seelsorge Rechnung getragen worden ist. Wenn Sie wollen, habe ich in besonderer Weise die unserer Situation entsprechende Nutzanwendung von Ihrem Satz gemacht: ‚Für jede Seele kommt sehr viel darauf an, daß sie sich vor jener Gehirnerweichung hütet, welche allen das Gleiche gibt statt jedem das Seine.'

Denn — die Wesensschau des kirchlichen Kosmos und der Idee der Kirche in Ehren — heute gilt es Werktagsarbeit in geistiger und religiöser Nüchternheit zu tun, und dabei hält der panegyrische Preis der übernatür- lichen Größe und die sinndeutende Betrachtung der großen Vergangenheit der Kirche ‚den Dienst nur auf' und bewirkt ein verhängnisvolles Ausweichen vor dem Hier und Heute. Von der großen Vergangenheit können wir heute wenigstens nicht mehr unmittelbar leben; wir können von ihr erst dann wie- der ursprünglich leben, wenn uns in unserer gegenwärtigen Not geholfen ist, wenn uns wieder ein eigenes ursprüngliches Leben, unser Leben ge- worden ist: wenn unser morgiges Brot uns heute schon gegeben ist. Übertragen Sie die drei Verwandlungen des ‚Geistes', von denen Nietzsche spricht — wie der Geist zum Kamele wird, das Kamel zum Löwen, der Löwe zum Kind — auf christlichen Boden, so stehen wir in den Wehen der dritten Verwandlung, nachdem der ‚Protestantismus' im weitesten Sinne die zweite Verwandlung, stellvertretend auch für uns Katholiken, erlitten und durchgetragen hat.

Darum also geht es heute, daß ‚Wahrheit und Heil', die als objektive

Mächte den Leib der Kirche aufbauen, wieder zu jedem ‚als das Sein' kommen können und nicht auf dem Umweg über eine zeitlich bedingte und heute erstarrte Geistesverfassung und Seelsorgepraxis allen als das gleiche vermittelt werde. Ich weiß nicht, ob Sie als Philosoph und Katholik jemals so stark mit dem zeitlichen Leib der Kirche verwachsen waren, daß Sie die wirkliche Not bis in die letzten Fasern Ihres Lebens hinein gespürt haben, oder ob Sie auf ein Eiland gerettet worden sind und es Ihnen vergönnt ward, in einer splendid isolation, in einer ‚höchsten reinlichen Zelle' nur aus dem ‚inneren Sein' der Kirche gespeist zu werden. Ich habe schon aus Ihrem ‚Zeitbuch'-Aufsatz und noch mehr aus Ihrem ‚offenen Brief' den bestimmten Eindruck gewonnen, daß Ihnen der ‚Augenblick' in seiner christlichen Bedeutung, die entscheidende und darin einmalige Begegnung der wesentlichen Zeitsituation mit dem persönlichen Willen Gottes im Personkern des Menschen, unbekannt oder eben nur ein Vorgang unter vielen im religiösen Leben der einzelnen Seele ist. Jedenfalls finde ich bei Ihnen keine Spur davon, daß Ihnen der ‚Augenblick' in diesem Sinne als die Grundkategorie des christlichen Lebens bewußt ist. Das aber ist gerade mein — auch existentieller — Ausgangspunkt, daß das Gestern und das Morgen in dem Hier und Heute des christlichen Augenblicks gleichsam in einem Punkte sich begegnen und geheimnisvoll einen, und daß in ihm die Erneuerung anhebt, die auch das Erbe, das uns aufliegt, Stück um Stück zu neuem Leben aus dem Ursprung beruft.

Auf diese bewegte Position des Christen aber kommt es nach meiner Überzeugung heute in der Kirche an, und sie zur Geltung zu bringen, dienen im Aufbau des ‚Katholischen Zeitbuches' die Beiträge der Abteilung ‚Leben im Glauben' und ‚Erneuerung aus der Liebe', auf denen die Betonung liegt. Die Abteilung ‚Ausbreitung in der Hoffnung' (mit Ihrem Aufsatz) dient dazu, die organische Entfaltung des ‚Lebens aus dem Glauben' und der ‚Erneuerung aus der Liebe' in den Lebensraum und in die geschichtliche Zeit der Menschheit hinein am Beispiel des katholischen Erbes zu zeigen — aber von unserer heutigen Position aus, nämlich auf Hoffnung hin! Denn darüber war ich mir klar, daß dieser Einverleibungs- und Durchdringungsprozeß, den Sie in Ihrem Aufsatz darstellen, und das einfache Leben aus dem erreichten ‚Ordo', wie es andere Mitarbeiter dieser Abteilung darstellen, heute in ihrer gradlinigen, ungebrochenen Fortsetzung am Ende ist und abgelöst wird durch eine ursprüngliche, radikale Erneuerung der Kirche aus dem ‚Augenblick' einer entscheidenden Begegnung von Kirche und Welt. Darüber aber durfte ich diesen Darlegungsbereich, wie ihn die ‚Heilsgeschichte' bietet, nicht vergessen, mußte ich ihm in der ‚Hoffnung' seinen bedeutsamen Platz anweisen. Das ist geschehen, und dazu und zu nichts anderem bediente ich mich auch Ihrer willigen Mitarbeit. Daß Sie als Philosoph, dem die Konversion innerhalb der philosophischen Grundhaltung vor allem eine kopernikanische Blickwendung gab, auf einer anderen Ebene Katholik sind, als ich es bin, dem die innerkatholische christliche

Konversion zunächst auch die philosophische (an sich immer idealistische) Grundhaltung gründlich zerschlug, — war mir zwar bewußt, hinderte mich jedoch nicht, Ihren Beitrag an der Stelle einzubauen, wo er eben seiner Teilaufgabe gerecht werden konnte. Jeder aber, dem das katholische Zeitbuch klar geworden ist — dem sich die polyphonische Gliederung vom Ganzen her ergibt, und der also nicht durch Vergleichung der einzelnen Beiträge miteinander zu der von Ihnen vernommenen Kakophonie gelangt ist —, ein solcher Leser wird für Sie gewiß nicht zu dem Ergebnis kommen: ‚Mitgegangen — mitgehangen!' Für ihn erübrigt sich Ihre Lossagung aus dem Bereich meiner ‚Mantelnote', weil er Sie ausschließlich für Ihre Teilaufgabe im Zeitbuch verantwortlich weiß, für die Sie ja auch die Verantwortung heute noch übernehmen. Im Hinblick auf die mißverstehenden Leser freilich mag Ihr offener Brief den von mir eingangs gekennzeichneten Sinn und Zweck erfüllen — nicht ohne zugleich dieses Mißverständnis der Leser zu festigen und zu verstärken.

Aber nach den mir bekannt gewordenen Wirkungen Ihres offenen Briefes brauche ich mir nicht einmal über diese letztgenannten Folgen sonderlich Gedanken zu machen, eher über diese: daß Ihr Brief als überbetonte Abwehrbewegung gegen eine Sensation, die nach Ihrer Befürchtung das Zeitbuch erregen, und in die es Sie mit hineinziehen könnte, gerade diese Sensation erst heraufbeschwor. Das tut mir für Sie, der Sie die Stille lieben, aufrichtig leid.

Ihr Ihnen ergebener

Ernst Michel.

Kritik

Neue Romane* / Von Georg Schäfer

Nachdem der Rausch verflogen ist, in dem unsere Nachkriegsliteraten mit lauter, sich selbst übersteigernder Geschäftigkeit, von pfiffigen Händlern und eifrigen Kliquen unterstützt, die deutsche Kunst grundlegend umändern wollten, stehen wir wieder vor neuem Beginn. Straßen öffnen sich wieder, die uns versperrt schienen. Ein neues Tasten hebt an, und noch ist es ungewiß, wohin der Weg führen wird. Ängstliche Gemüter, die das Geistige allzu innig mit dem Wirtschaftlichen verbinden, halten diese Zeichen der Besinnung für Todeszuckungen einer vergehenden Kultur. Mit nichten. Mich dünkt, es wird wieder die Zeit der großen Auseinandersetzungen kommen. Ein neues Ringen zwischen Klassik und Romantik hebt an, dessen Ausgang noch ungewiß ist.

Ina Seidel weist mit ihrem starken Willen zur Formvollendung auf ein Erwachen klassischer Neigungen hin. Die Junigeschichte ‚Sterne der Heimkehr' ist, um einen Ausdruck Hefeles zu gebrauchen, ‚Ruhe gewordene Kraft der Formen'. Der Verfasserin formale Begabung stand schon nach dem Erscheinen ihrer ersten Gedichte außer Zweifel. Sie verstand es, den spröden, widerspenstigen Stoff in die gefestigte Form umzugießen. Daher ist der klassisch ruhige Stil dieser Geschichte keine Überraschung für den, der ihr bisheriges Schaffen verfolgen konnte. Die klare Sprache dieses Buches ist reinster Ausdruck vollendeten Kunstwillens. Den unwägbaren, geheimnisvollen Duft der Juninächte hat Ina Seidel eingefangen, und die stille Landschaft hat sie mit der unruhigen Melancholie ihrer Menschen erfüllt. In einem kleinen bayerischen Dorfe finden sich zwei Brüder nach langjähriger Trennung in seltsam beglückender Liebe, nachdem Wolfgang, der Unberechenbare, der ziellos in die Welt gelaufen war, sich lange verborgen gehalten hatte. Zufällige Begegnung verstrickt den kleinen Menschenkreis in Schuld und Abneigung, Kämpfe und Zwiespalt. Geheimnisvoll blühen Leidenschaften auf und entzünden Männer und Frauen. Wie eine Landschaft mit dämmernden Konturen ist das ganze Spiel. Beruhigung bleibt, nachdem der Dichter Roubrouque und die Tänzerin Tatjana geflohen und die Ermordung der Frau Binz durch einen Halbirren — ach, so muß alles Nur-Animalische sinnlos vergehen — diese Menschen furchtbar erschreckt hatte. Aage und Wolfgang aber, die beiden Brüder und die in sich gefestigte Malerin Mathilde gehen stark und mutvoll neuem Leben entgegen, während der vielgereiste, welterfahrene Oberhof und die feine Erdmuthe sich zu ihrem Glücke fanden.

Es wäre reizvoll und doch, wie pedantisch, die zarten Doppelbeziehungen aufzudecken, die in diesem Buche stecken, wo jede Person nicht für sich steht, sondern Symbol einer Schicksalsgemeinschaft ist. In der Begrenzung eines engen Bezirkes trafen sich alle Elemente des bewegten Lebens. Andeutungen lassen darauf schließen, daß der Roman in unseren Tagen spielt. Doch finden die zeitbewegenden Probleme keinen Widerhall in dieser in sich ruhenden Welt. Wie mit einem Vor-

---

* Ina Seidel, ‚Sterne der Heimkehr'. eine Junigeschichte (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart); Hanns Johst, ‚Kreuzweg'. Roman (Albert Langen, München); Ernst Zahn, ‚Blancheflur', Erzählung, (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart); Ernst Frey, ‚Güggs', Geschichte einer Jugend. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart); Karl Borromäus Heinrich, ‚Florian', (O. C. Recht, München.)

ange ist sie von allem Lärm abgeschlossen. Die Unruhe ist in den Menschen. Sie ommt nicht aus der Zeit.

Was bei Ina Seidel durch den Formwillen gebändigt erscheint, das bricht ei Hanns Johst ungehemmt hervor: das leidenschaftlich bewegte Herz. Ihm ommt es weniger an auf Eleganz und Wohllaut, noch weniger auf Virtuosität der Sprache. Rhythmus ist sie geworden, Reflex einer aufgerüttelten Seele, auf Schärfe und Knappheit gestellt. Seine spitze, überhelle Problemstellung ist zeitemäß. Da ist in dem Roman ‚Kreuzweg' ein junger Arzt, ein ins Moderne übersetzter Parzival, der sich aus Tumbheit zurechtfindet zu klarer Einsicht, beruflich nd menschlich. Er trifft mit einer koketten Frau zusammen und ahnt nicht einmal hre Verderbtheit, ahnt nicht, wie unendlich lächerlich er sich durch seine Ernsthaftigkeit macht. Er war Instrument seines Berufes — Entdecker von Symtomen, Verordner von Hilfsmitteln für Kranke — und wurde schließlich ein Helfer kranker Menschen. Er suchte den Sinn des Lebens und fand ihn im Glauben n Gott und in strengster Hilfsbereitschaft. Den Mit-Menschen entdeckt er. Ich schlage den kleinen Kreis meines Daseins um das Krankenhaus, in dem ich o viel Arbeit sehe, daß ich mich unsterblich dünken müßte, um eine Unabhängigkeit der Freiheit schauen zu können,' antwortet er seinem Freunde, dem Apotheker. Damit umreißt er sein Lebensprogramm, das auf tätiger Liebe aufgebaut ist. Der ndere aber, der für kurze Zeit seinen Weg gekreuzt hatte und sein Freund geworden war, dieser scharfe Dialektiker, der Intellektuelle, der das destruktive Element darstellt, geht ins bolschewistische Rußland, um seine Lebensaufgabe zu rfüllen, als Prediger sozialer Ideen.

Der Dichter ist das Auge der Zeit. Ihm erscheinen die Wandlungen, die nderen noch verborgen sind. Und so weiß Johst auch, daß die Jugend von heute ndere Gedanken hat als die verflossener Jahre. Der alte Medizinalrat, den seine eit, nach seinem eigenen Bekenntnisse, zum Atheisten gemacht hatte, spricht es us: ‚Es läßt sich aus einer Moral eben kein Glaube gewinnen — nur aus em Glauben eine Moral! . . . Wie bin ich froh, daß die Jugend mit erneuten Vorzeichen beginnt.'

Es ist zu verstehen, wenn die Stimmen, die aus der Schweiz zu uns dringen, uhiger sind, wenn von dorther nicht so tiefe Schreie der Not kommen. Uns erheint dieses Land als eine Insel der Glücklichen; denn was sind die kleinen Sorgen, die dort walten, gemessen an unserem Leid? Darum konnten die Schweizer uch Traditionen bewahren, die bei uns in den Tagen der Verzweiflung zerbrachen. So sehen wir im deutschen Sprachgebiete eine zweifache Entwickelung, von der ie Schweiz die ruhige, konstante Linie aufweist. Seit den Tagen Bodmers hat e ihre besondere Bedeutung im literarischen Leben gehabt, und diese Sonderstellung ibt selbst den Dichtern zweiten Grades ein eigenes Gepräge. Wozu man aber Ernst Zahn zählen soll, das läßt sich nicht so leicht entscheiden. Sein Schaffen erlief nicht in eindeutig klarer Linie. Neben zweifellos bedeutenden Werken ehen ganz auffällig minderwertige, so daß man zweifelt, ob zu jedem der vielen Bücher, die er geschrieben hat, eine innere Nötigung vorlag. Seine neue Erzählung Blancheflur' gehört nicht zu den minder guten Büchern, obwohl auch darin icht alles vollkommen ist. Zwischen Sätzen, die wohlklingend und lieblich sind, ehen solche voller Sprödigkeit und Härte. Es ist, als ob die Hand des Dichters uweilen erlahmte. Diese Geschichte des alternden Don Juans, der in seinen päten Tagen noch die Liebe eines seltsam schönen und guten Mädchens findet, t wehmütig und voll herbstlichen Gefühls. Irgendwo in Frankreich hat der

Baron Robert de la Tour sein Schloß. Dorthin kehrt er zurück, krank und angeekelt von den Genüssen der Hauptstadt. Im Dorfe hängen sie an ihm, besonders die Frauen, die ihn lieben, die tief betrübt sind über die hartnäckige Krankheit. Endlich gelingt es der jungen Nichte seines Verwalters, der lieblichen Blancheflur Tissot, den Baron aus seiner Todesmüdigkeit zu reißen. Sie wird seine Freundin und endlich seine Frau. Diese seltsame Liebe des kindlichen Geschöpfes ist so tief und innig, daß die Werbung des jugendlichen, schönen und feurigen Sohnes keinen Eindruck auf sie macht. Als schließlich der Baron hochbetagt stirbt, da ist auch ihr Lebenswille zerbrochen. Sie stirbt wenige Zeit darauf.

Schon in der Wahl des Stoffes verrät sich etwas Müdes. Die Sinnlichkeit ist gedämpft durch feine Zurückhaltung. Es ist nicht mehr der Zahn der Schweizer Berge, klar und männlich herbe. Er ist älter geworden und kultivierter. An den besten Stellen des Buches verspürt man die graziöse Beschwingtheit des Rokoko und den leichten Hauch der französischen Kultur. Gegen die Ursprünglichkeit und Frische von Zahns besten Werken gehalten, bedeutet diese Erzählung einen Rückschritt, und was Zahn an äußeren Feinheiten gewonnen hat, das geht an Kraft verloren.

Auch Ernst Frey ist Schweizer. Selbst wenn es nirgendwo in seinem Buche ‚Güggs' zum Ausdruck gebracht wäre, wenn die Jugendgeschichte in eine fremde Landschaft verlegt wäre, so hätte ihn sein ganzes Gehaben doch verraten. Diese stille Behäbigkeit in der Konstruktion der einzelnen Sätze, dieses feinschmeckerische Genießen jeder Einzelheit, das gibt den Schweizern, unbeschadet ihrer persönlichen Originalität, ein gemeinsames Gepräge.

Kindheitsgeschichten gibt es sehr viele und auch recht gute. Schicksale eigenartiger Knaben sind oft genug erzählt worden. Was den Wert gerade dieses Buches ausmacht, das ist das Freisein von jeglicher Sentimentalität, die unbedingte Ehrlichkeit des Bekenntnisses und das Ungekünstelte der Darstellung. Der kleine Bub, dem schon die erste Jugendzeit ein Ahnen von der Unzulänglichkeit alles Menschlichen zu schmecken gibt, der oft genug erstaunt ist über das Tun der Erwachsenen, die mit ihren Abneigungen und Feindschaften auch in seine Kinderwelt eindringen — die Lehrer wollen den politisch mißliebigen Vater in dem unschuldigen Kinde treffen —, ist doch ein feiner Kerl. So ein Güggs, der überall dabei sein muß, ist nicht so leicht umzubringen. Es ist staunenswert, welche Widerstandskräfte in so einem kleinen Burschen schlummern, zumal er mehr auf Abneigung als auf Freundschaft stößt. Ihn ficht nichts an. Die Ehre der Mutter, von ihr selbst leichtsinnig dem Gerede der Leute preisgegeben, verteidigt er mit den Fäusten. Er wird auch, als es ihm behagt, Kuhhirt, und einem gefallenen Mädchen, das er bei seiner Freundin, der Hebamme, untergebracht hat, gibt er das letzte Geleite. Aus solchen und ähnlichen Charakterzügen rundet sich das Bild des impulsiven, mit aufrechtem Gemüte begabten Knaben.

Wir sind leicht geneigt, ein Buch darum katholisch zu nennen, weil darin katholische Bräuche und Namen erwähnt sind. Vielfach glauben gerade gläubige Kreise, daß durch das Betonen solcher Äußerlichkeiten der innere Wert des Buches bestimmt wird. Der ‚Güggs' ist katholisch und seine Mutter hat katholisierende Neigungen. Er ist sogar eine Zeitlang mit großem Eifer Ministrant. Und doch wird die ganze Geisteshaltung des Verfassers von kühler Reserviertheit und gleichgültigem Liberalismus bestimmt. Karl Borromäus Heinrich dagegen erwähnt das Wort ‚katholisch' in seiner Novelle ‚Florian' überhaupt nicht. Und doch

haben wir hier eines der wenigen Bücher, die aus katholischem Willen und katholischem Geblüte geschrieben sind.

Schon die 1920 im ‚Hochland' veröffentlichte Novelle ‚Kasimir' bestach durch die Zartheit des Ausdrucks und die Eigenart der Auffassung. Heinrichs neue Erzählung ist konzentrierter und straffer im Aufbau, in ihrem Wesen und Gedankengange aber dieser verwandt. Wieder ist der Mensch, welcher der Gnade entgegenwirkt, in die Mitte gerückt. Wenn der Dichter dabei in der Fülle seines Herzens wesentlich über das Ziel hinausschießt, so ist das eben jene Unbedingtheit, welche man häufig bei Konvertiten — auch wenn sie formell nie einem anderen Glauben angehört haben — findet.

Florian ist Kind wesensfremder Menschen. Vom Vater ist ihm ein böses Erbteil überkommen: die Macht, bösen Wünschen Erfüllung zu verleihen. Die Mutter hat ihn widerwillig empfangen und ihn in seiner Kindheit vernachlässigt, weil sie neuen Liebes-Erlebnissen nachjagte. Dann aber, beim Tode des Vaters heimkehrend, erkennt sie im Jüngling den Mann und auch Florians Wünsche kreisen frevelhaft um die Mutter. Darüber wird sie wahnsinnig. Er selber aber, zu stolz, seine Gedankensünde zu bereuen, treibt seine Unbußfertigkeit weiter. Gott gibt ihm sichtbare Zeichen seiner Auserwähltheit, indem er ihn Macht über Menschenherzen gewinnen läßt. Er widersteht der Gnade. Und damit beginnt sein Verhängnis. Er heiratet und erlebt seltsame Enttäuschung. Seine Frau fühlt eine eigenartige Scheu vor ihm und flieht, trotzdem ihre Liebe unvermindert fortdauert. Durch seine Eifersucht schwillt sein Haß riesengroß an. Er wünscht seiner Frau mit heftiger Inbrunst den Tod. Nur durch die Fürbitte der Mutter, die durch Renates Sorge vom Wahnsinn genesen, wird er von ihr abgewendet. In diese Verwirrung bringt die alte Frau grauenhafte Aufklärung. Renate, seine Frau, ist seine leibliche Schwester. Überzeugt von ihrer Unschuld, bringt er sich selbst zum Opfer, und Gott straft ihn mit einem jähen Tode. Diese Häufung von absonderlichen Zufällen und häßlichen Verbrechen wäre unter der Hand eines weniger sicheren Könnens leicht zu übelster Kolportage-Romantik entartet. Hier aber fesselt den Leser die sorgsame Durchführung der Idee von der Ohnmacht des Menschen und vom Wirken der Gnade. Wir sind eingespannt in das Netz der göttlichen Vorsehung und nie können wir gegen sie bestehen. Dieses Buch ist Gottes voll, demütig und stark zugleich. Florian aber in seiner Sündhaftigkeit und Vermessenheit ist ein Bild unserer Tage.

Jahrhundertelang war das Evangelium von der Göttlichkeit der Individualität unumstößlicher Glaubenssatz der Gebildeten. Das Ideal des Mittelalters galt als Wahrzeichen geistiger Finsternis, zum Glück gebrochen von den Mächten der Renaissance. Es war verpönt, auch nur in Andeutungen von der Lächerlichkeit dieser Selbstüberhebung zu sprechen. Und diese Annahme durchbricht Heinrich. Er stellt das Verhältnis zu Gott klar. Wenn er dabei in seinem geistigen Elan über das Ziel hinausschießt, so ist das, wie gesagt, die Freude am neu erworbenen Besitz. Wohl warnen die Kirchenväter vor dem Eros, vor der ungeläuterten Liebe, die zur Gefahr wird, wenn sie in zu großem Maße vom Menschen Besitz ergreift. Es geht aber nicht an, einen direkten Gegensatz von Eros und Geist zu postulieren. Ein Dualismus, wie Heinrich ihn begreift, indem er sagt: ‚Ohnmächtig bist du, Eros, gegen den Geist', ist wohl kaum aus der Lehre der Kirche herauszulesen, denn auch die irdische Liebe kommt von Gott. Immerhin ist es erfreulich, daß Gott wieder in die Mitte gestellt ist und nicht mehr als Staffage wirkt und notwendiges Requisit darstellt, wie in so vielen gutgemeinten Büchern.

Rundschau

Religion

Religion und Form. Wiederholt sich die Geschichte? Nun, gerade **dann** brauchten wir **nicht** ohne weiteres das Dogma vom ‚Untergang des Abendlandes' anzunehmen — gerade dann dürften wir hoffen, daß, so wie auf die neue Aufklärung des 19. Jahrhunderts eine neue Romantik gefolgt ist, aus dieser neuen Romantik eine neue Klassik hervorgehen, dem lebendigen persönlichen Aufgeschlossensein eine Erfüllung, ein Sichneuvollenden des Objektiven folgen werde. Und vor allem andern im zentralen Wert, dem religiösen. Aus solcher Beobachtung der Zeichen der Zeit und aus solcher Erwartung heraus erwuchs ein Büchlein über ‚die religiösen Strömungen der Gegenwart', das den Gießener Religionshistoriker und Missionswissenschaftler Heinrich Frick zum Verfasser hat.* Es ist in der bekannten, der Popularisierung allgemeinen Wissens gewidmeten Sammlung ‚Wissenschaft und Bildung' erschienen, aber es bekennt gleich im vorhinein seine Absicht, nicht ‚bloß zu schildern', sondern, unter Verzicht auf ‚eine fälschlich so genannte Neutralität', von **ewiggültigen** Voraussetzungen aus ‚Fragen zu stellen' an die einzelnen Parteien. So ist eine Darstellung voll starken inneren Lebens entstanden, die — über eine bloße Orientierung hinaus — auch wirklicher Klärung dient.

‚Die Lage' der Gegenwart ist — Aufklärung, ‚die Aufgabe' — eine neue Klassik, die ‚Strömungen' aber sind vorläufig noch — Romantik. Nun hat die Romantik immer recht gegenüber der Aufklärung, aber sie selbst ist noch keine Erfüllung. Doch sie kann Wegbereiterin sein, und insofern hat sie eine Verheißung.

In jeder ‚lebendigen Religion' sind zwei Triebe nebeneinander wirksam: ‚Geist und Kraft' auf der einen, der Drang zu ‚Gestalt und Form' auf der andern Seite. Zwischen beiden Trieben besteht eine unvermeidliche Spannung, und dennoch bedarf es der Synthese, sollen nicht ‚Teilwahrheiten' sich an die Stelle ‚der **ganzen** Wahrheit' setzen: ‚Geist ohne Gestalt ist blind, Form ohne Kraft ist leer.' Hier liegt die Gefahr liturgischer und hochkirchlicher Bewegungen — dort die der Gemeinschaftsbewegung. Das Ideale ist ein ‚Gleichgewichtszustand' zwischen den beiden sich vollständig auswirkenden Trieben — wie er etwa in ‚der ältesten germanisch-christlichen Frühzeit' gegeben war —: ein Analogon zu der altgriechischen Synthese des Dionysischen (als des tiefen schöpferischen Urgrundes) und des (das Chaotische zum Kosmos bändigenden) Apollinischen. In jener griechischen Erhebung von Grenze und Maß zur religiösen Tugend heiliger Scheu (im Gegensatz gegen die Sünde der Hybris, der hochmütigen Überhebung) wie in dem religiös-sittlichen Aufschwung des israelitischen Prophetentums, das den Gehorsam gegen den Gesetzeswillen predigt, ist die Synthese von Geist und Form erreicht. Sie ist immer nur möglich, wenn das Irdische nicht als Gegensatz, sondern als **Abbild** des Himmlischen, das Himmlische als **Erfüllung** und letzter **Sinn** des Irdischen erkannt wird. Darin ist Plato, über all seine Mystik hinaus, Klassiker — und eben darin ist er zugleich ein Vorläufer eines im höchsten Sinne erfaßten Christentums. Platos Lehre von den Ideen als den ewigen Urbildern (und man weiß ja, welche Rolle sie zu allen Zeiten in der christlichen Philosophie gespielt hat) sieht

---

* Religiöse Strömungen der Gegenwart. Das Heilige und die Form. Von Priv.-Doz. Lic. theol. Dr. phil. H. Frick. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1923. (140 S.)

‚das Unbedingte auf der Fluchtlinie des Bedingten‘ liegen: ‚aus dem Bedingten selbst also ergeben sich . . . Weisungen auf jenes ganz Andere hin,‘ jenes ‚über jedes menschliche Bewußtsein hinausreichende unerforschlich Geheimnisvolle‘. Ob es auch uns gelinge, ‚in der Kraft des Glaubens an das Unbedingte die Bedingtheiten mit ewigem Gehalt zu füllen‘, das ist die ‚Frage der Stunde‘.

Dem Deutschen mit seinem Zug zur Innerlichkeit sind Gestalt und Form ‚immer verdächtig: er wittert darin die Gefahr der Veräußerlichung‘. ‚Der Deutsche ist im Werden, nicht im Sein. Das läßt ihn in den Augen der westlichen Völker als unheimlich und barbarisch erscheinen.‘ Und in der Tat lauert in dieser ‚ungeheuren Triebkraft auch seine größte Gefahr‘. Denn ‚eine Innerlichkeit, von der nichts sichtbar wird, täuscht sich zuletzt über sich selbst‘. Nicht Luther zwar mit seinem Glauben an die Offenbarung — also an ‚Versichtbarung eines Unsichtbaren, Bildwerdung eines Geistigen, Leibhaftigkeit eines Unbedingten‘ —, nicht er, der ‚Wort‘ (auch dies ist ja Verleiblichung) und Sakrament auf dieselbe Stufe stellte, wohl aber die reformierte Betrachtungsweise und die ‚Kalvinisierung des Luthertums, besonders im 19. Jahrhundert‘, hat zur ‚Abnahme des Sinnes für das Gesetz der Form‘ viel beigetragen. Je mehr aber ‚im Protestantismus der Trieb nach Gestaltung aufhört zu wirken, desto mehr wird er das Recht verlieren, auf irgendeinem Gebiet mitzureden. Denn nur der Glaube überwindet die Welt, der in alle Bedingtheiten hinein die unbedingte Forderung trägt und ihr sowohl im innersten Bereiche persönlicher Frömmigkeit wie in den äußeren Bezirken des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens zum Sieg, das heißt aber: zu greifbarer Gestaltung und sichtbarer Erscheinungsform verhelfen will. Der Katholizismus hat hier das unbestreitbare Verdienst, als Kulturreserve die Bewegung gehemmt zu haben‘. Mit dem Rationalismus, der da lehrt, ‚daß die Verstandeskräfte höchste Richtergewalt in Wahrheitsfragen hätten‘, — mit dem Subjektivismus, ‚der da meint, daß die Frömmigkeit auf der Innenseite des Lebens in verborgenen Seelentiefen, womöglich fernab aller Erreichbarkeit durch verständige Prüfung, sich als privates Erlebnis vollziehen müsse‘, — mit dem Individualismus, der da findet, ‚daß der einzelne und „sein“ Gott abseits aller andern Menschen darüber zu befinden hätten, was Religion sei‘, — mit diesen ‚drei Leitgedanken‘ ‚verträgt sich überhaupt kein echtes Christentum‘: ‚Hinter dem Wahrhaftigen tritt die Wahrheit zurück, hinter dem Erlebnis das Lebendige, hinter dem Gewissen das Unbedingte. Der Glaube zieht sich gleichsam aus den großen öffentlichen Gegebenheiten zurück in die Schlupflöcher einer unkontrollierbaren Privatinnerlichkeit.‘ Die Großstadt vollendete diese Entwicklung. Aber ‚ein Umschwung‘ kündigt sich an: ‚ein Wiedererwachen‘ des Sinnes für Gestalt und Form, wie er sich vor allem in der liturgischen Bewegung dokumentiert, die in auffallend gleichartiger Weise in der katholischen Kirche, in der evangelisch-hochkirchlichen Bewegung und im Judentum zutage tritt — jedesmal im Zusammenhang ‚mit einem neuerwachten Sinn für den entsprechenden Gesamtkörper‘ und damit für die Fragen der Kirchenverfassung. ‚Die Gemeinschaft als Leib und ihr Kult als Gebärde und Handlung dieses Leibes, das ist das überkonfessionelle Glaubensbekenntnis der neuen Sehnsucht nach Form und Gestalt‘ — nach Form und Gestalt, die ‚notwendig‘ ist, um ‚Andacht und Ehrfurcht, heilige Scheu und Weihe kundzutun und zu wecken‘. ‚Das fordernde wie das rettende Wort Gottes, Gesetz wie Evangelium sind ja jedesmal ein Geheiß, das von dem Unbedingten herkommt, also menschlichem Zutun gänzlich entrückt. Der Mensch hat nur zu

hören, gehorchend und glaubend, gerichtet und beseligt.‘ So wird hier der Rationalismus abgelöst durch die Hinwendung zum Irrationalen, der Subjektivismus ‚durch die Anerkennung objektiver Gegebenheiten‘, der Individualismus durch den neuen ‚Sinn für das Kollektive‘, für Gemeinschaft und Kirche, aus deren Mutterboden der Einzelne erst seine Kräfte zieht. Alles in allem: ‚gegenüber jener Flucht des Glaubens aus der sichtbaren Welt heraus in den Bezirk unzugänglicher Vergeistigung‘ eine Rückkehr ‚zu dem Glauben, daß Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes sei‘. ‚An diesem Umschwung haben, je in ihrer Weise, selbst so verschiedene Erscheinungen wie Johannes Müller und die Religiös-Sozialen teil, da es auch ihnen ankommt auf die „Sache“, das „Gottesreich“, oder wie sonst sie es heißen. In aller Mannigfaltigkeit ist hier gemeinsam der Gedanke, daß wir loskommen müssen von jener Einstellung, die das religiöse Leben in den engen Zirkel eigener Erfahrungen, eigener Erlebnisse, eigener Seelengeschichte bannt. Man hat ein Gefühl dafür, daß wer „Gott“ sagt, unbedingt von allem Bedingten, also auch von sich selbst, auch von seinem innern Reichtum hinwegsehen muß auf das Eine, das war und ist und sein wird vor und ohne und nach uns.‘ Immer handelt es sich hier darum, daß ‚das Unbedingte so ernst genommen wird, daß alles Bedingte durchgestrichen wird, und gleichzeitig das Bedingte so ernst genommen wird, daß man nur noch denjenigen Glauben als echt anerkennt, der, was er glaubt, auch zu Gestalt und Form bringen will. Dieser Glaube glaubt nicht mehr an eine Innerlichkeit, die sich nicht auswirkt, er glaubt vielmehr daran, daß das Unbedingte im Ernste nur so weit wirklich geglaubt ist, als es das Bedingte verwandelt‘. ‚Nicht daß Neues erlebt werde, tut not, sondern — daß neu erlebt werde.‘ Gegenüber einer Verabsolutierung des Bedingten bedarf es immer wieder des Protestes; aber die Gefahr aller Protestation ist die Vereinseitigung, ‚die den Sinn für die Gestaltung überhaupt verliert und in reinste Mystik ausläuft‘. Dieser Geist lebt heute in den sog. ‚Gemeinschaften‘, dieser ‚Frucht der seit dem Frühpietismus anhaltenden Erweckungsbewegung‘. Es ist der Geist der Sekte und Freikirche, der hier — vor allem unter englischem und amerikanischem Einfluß — ‚zu einer gewichtigen Bewegung angewachsen‘ ist. Indem hier die Entstehung des Glaubens als etwas vom Menschen völlig Unabhängiges erlebt wird, als unerklärbares göttliches ‚Wunder schlechthin‘ — werden diese ‚erweckten Kreise bewahrt vor dem allgemeinen Kulturrausch‘, wird hier ‚das Unbedingte in vollem Ernst wirklich als das ganz Andere begriffen, Geist und Kraft gegen jede, auch schönste Erscheinung verfochten‘; aber weil hier ‚das Gesetz der Formbildung‘ mißachtet wird, wird auch der Individualismus nicht überwunden: immer handelt es sich nur um Bekehrung und Erbauung des Einzelnen — ‚daß der Glaube eine Pflicht der Gestaltung gegen Staat, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst, überhaupt das Ganze hat, ist hier vergessen‘. Darum bleibt hier, trotz allem, ‚doch schließlich der Eindruck von Enge und Unzulänglichkeit‘ zurück. ‚Wahrheiten werden zu Lüge und Anmaßung, wenn sie nicht im Einklang miteinander den vieltönigen, aber harmonischen Akkord der vollkommenen Wahrheit anstimmen wollen.‘

‚Die in der Großstadtwüste verlorengegangene Möglichkeit zur Religion‘ wurde wieder erobert durch jenen Drang nach dem Lebendigen als solchen, der in der Erscheinung Nietzsches seinen bedeutendsten Ausdruck fand. Daß Nietzsche im Individualitätsrausch weder Gott noch die überpersönliche Gemeinschaft kennen wollte, war seine Tragik. Sein Untergang bedeutete symbolisch einen Wendepunkt der Entwicklung.

Das neue Leben nun und insbesondere das neue religiöse Leben drängt auf verschiedenen Wegen vorwärts: mit einer „neuen Erkenntnis' versuchen es Monismus und Anthroposophie, von ‚neuer Empfindung' ist die junge Kunst und Dichtung und die neue Jugend erfüllt, und die Energien eines ‚neuen Willens' traten hervor in dem Aufschwung der Augusttage 1914 und leben in national-religiösen, sozialistischen und religiös-sozialen Bestrebungen, in dem Suchen nach einer ‚neuen Sittlichkeit' und nach ‚der neuen Gemeinde'. Zwar führen alle diese Wege nicht zum Ziel der Religion, aber es liegt doch in vielen von ihnen eine Verheißung kommender religiöser Möglichkeiten. Steiner? ‚Kein neues Sinnesorgan führt näher an die Gottheit heran . . .' Denn das Unerforschliche ist ‚nicht ein Bezirk, der auf irgend einem menschlichen Wege beschritten werden könnte', sondern eine Wirklichkeit, die sich dann nur enthüllt, ‚wenn ein Mensch mit letztem Ernste bittend an die Grenzpforte pocht, ob sie wohl von drüben her geöffnet werde; unser „Erkennen" führt nur zur Gnosis, zum Glauben führt allein eine den Menschen erschütternde Offenbarung, in der „Es" über uns kommt, wie über Paulus bei Damaskus'. Aber es gibt nicht nur eine ‚Häresie des Wissens' und eine ‚Häresie des Tuns' (Werkgerechtigkeit), sondern auch eine ‚Häresie des Erlebens'. Dieser Ketzerei, die Religion im Gefühl zu verankern, verfiel vor allem der nachschleiermachersche Protestantismus des 19. Jahrhunderts: ‚als aus Gehorsam gegen einen offenbarwerdenden Gotteswillen „das religiöse Erlebnis" wurde, ging Religion verloren'. In dem Erlebnis der ‚privaten Innerlichkeit' der aus der Gemeinschaft herausgetretenen ‚religiösen Persönlichkeit' herrscht nur zu leicht ‚die reine Willkür'. ‚Längst hatte die Lehre vom selbsttätigen Gewissen der Sittlichkeit den Geschmack des Allgemeingültigen genommen. Wenn man jedem Zeitalter, jedem Volk, jedem Stand, überhaupt jedem Bezirk des Lebens das Recht auf eigene Gesetze und ein eigenes Gewissen zuerkannte, warum dann nicht auch jeder einzelnen Persönlichkeit, zumal wenn sie religiös erlebte?!' ‚In Wirklichkeit tat diese Irrlehre nichts weiter, als daß sie den Tatbestand eines Zerfalls aufnahm und dieses Seiende als das Seinsollende ausrief.' Daß aber heute ein Wandel der Empfindungen eingesetzt hat, durch den jene Irrlehre erschüttert ist, das spiegelt sich in der modernen religiösen Lyrik: von dem noch ganz unter Steiners Einfluß stehenden, pantheistisch gestimmten Christian Morgenstern zu Karl Thylmann, der das Ich schweigen heißt, um zu lauschen, wenn Er redet, — von Franz Werfels aus der Not der Zeit geborenem Sehnen des natürlichen Menschen, ‚die Grenze des Ich zu brechen, um mit allen Schmerzbeladenen eins zu werden' in grenzenlosem Mitleiden, bis zu Stefan George, dessen Dichtung nicht ‚religiöse Übersetzung sozialer Anwandlungen', nicht ‚Ausweitung des Ichgefühls' ist, sondern ‚Strom aus der Tiefe', ‚ein Offenbaren . . ., Gehorchen und Sichentscheiden', ‚Gefühl für das Objektive', Ewige, das durch alles Zufällige hindurchbricht und, indem es uns zu Boden schlägt, uns zwingt umzukehren und ihm zu gehorchen: ‚Nun spricht der Ewige: Ich will, Ihr sollt!' Ein ‚wachstümlicher Zusammenhang mit katholischem Christentum' wird von George bewußt gepflegt; und widerspruchslos vereinen sich damit an Luther gemahnende Klänge: ‚Es steigt das mächtige Wort — ein großes Heil . . .'

Auf diesem Weg von der Linie Morgenstern-Werfel zu der Linie Thylmann-George erblickt der Verfasser auch, wenigstens in verheißungsvollen Ansätzen, die Jugendbewegung aller Konfessionen. Noch zwar ist allzu viel Romantik in ihr, mehr Sehnsucht als Kraft und Erfüllung, mehr Phantasie als Gefühl des Ewigen, mehr erweitertes Ich als höhere Welt und ordnendes Gesetz. Darum ist

‚die Gefahr der Stunde . . ., daß es der Bewegung nicht gelingen könnte, über die Bahn des Subjektiven hinaus zum Objektiven vorzudringen', — daß sie auf diesem Wege steckenbleibt wie die moderne Bewegung in der Kunst, der Expressionismus. Der Weg vom Subjektiven zum Objektiven wird erst da gefunden, wo an die Stelle von Gefühlsaufschwung und Empfindungsreizen das ‚Überkommenwerden von der „Hand Gottes"' und die ‚gehorsame Einsicht in das Unerbittliche' tritt.

Der ‚neue Wille' endlich geht auf das Erleben und Schaffen ‚neuer Gemeinschaft'. So im nationalen wie im sozialen Fühlen und Wollen. Aber hier wie dort lauert die Gefahr, daß aus der Hingabe an einen beseelten Organismus ein zum Selbstzweck werdendes und damit alles höhere Leben tötendes Trachten nach Macht — Macht des Staates, Macht einer sozialen Klasse — werde. Das religiöse Wollen aber kann nur darauf gehen, auch an Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Bildung die Maßstäbe des Christentums anzulegen und so auch das Gemeinschaftsleben zu einem Leben im Dienste einer höheren Ordnung zu gestalten, statt Religion nur ‚als ein Privatverhältnis zwischen der Einzelseele und dem lieben Gott' zu betrachten.

Das Buch ist von einem Evangelischen geschrieben; aber auch er bekennt: ‚In demselben Maße, wie der große Vorgang der **Auflösung** des Mittelalters vor unsern Augen geschieht, erwacht die **Wahrheit** des Mittelalters in den Seelen. Es ist sicher unmöglich, das Mittelalter zu wiederholen, aber es ist ebenso unmöglich, die unerhörte Aufgabe, die vor uns liegt, zu lösen, wenn der Lebensstrang, der uns mit dem Mittelalter verbindet, abgerissen wird.' Auch sonst drängt sich — in der Einstellung zum romantischen und zum klassischen Wesen, in dem Verhältnis zu Stefan George, in der hohen Bewertung von Form und Ordnung — ein gewisser Parallelismus mit katholischer Urteilsweise auf. Anderes — die Art, wie zwischen ‚dem Unbedingten' und den ‚Bedingtheiten', zwischen ‚Formen' und ‚ewigem Gehalt' unterschieden wird — zeigt dann freilich doch deutlich eine andere Haltung. Aber darum handelt es sich ja nicht, ob man jedes Wort des Buches unterschreiben kann: das Urteil über das religiöse Wollen unserer Zeit trifft jedenfalls den Kern. ‚Eine Religion der Lebenswerte wird ersehnt. Aber das Leben ist ja in sich zwiespältig und harrt auf Erlösung.' ‚Darum sind Völker und Einzelmenschen angewiesen auf das große ewig neue Wunder: daß durch die Hüllen und Nebel hindurch ein Licht schimmert, das nicht von uns entzündet ward.'

Alfred von Martin

Geschichte

Dorothea von Schlözer (1770–1825). Sie war die älteste Tochter des Historikers und Publizisten August Ludwig von Schlözer († 1809), der mit Johannes Müller und Ranke zu den Vätern unserer modernen Geschichtsschreibung zählt; ihr Neffe aber war Kurd Schlözer, dessen geist- und lebensprühende Briefe ein Genuß sondergleichen sind. Dorothea, der mittleren Generation angehörig, schaut in die Vergangenheit und in die Zukunft; Fühlen und Denken sind gespalten; sie trägt auf ihrer Stirne die Signatur ihrer Jugendzeit, der Aufklärung, aber sie leidet unter diesem Mal den ganzen Schmerz der zwei Seelen, die in einer Brust wohnen. Das ist der vorherrschende Eindruck, den wir aus ihrem jüngst veröffentlichten, warmgefühlten und gewissenhaft in die Zeitverhältnisse eingesenkten Lebensbild gewinnen.* Die frostige Helligkeit, die intellektualistische

* Leop. v. Schlözer, Dorothea v. Schlözer. Ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende (Stuttgart, Berlin, Leipzig 1923, Deutsche Verlagsanstalt).

?üchternheit und der blasse Deismus ıorddeutscher Aufklärung, der ihr Va- er, der freimütige und gefürchtete Herausgeber der ‚Staatsanzeigen‘, mit Leib und Seele zu eigen war, umwehten hre Kinder- und Jugendzeit, bestimmten hre äußeren Lebensschicksale und ihre ozialen Stellungen; das überströmende Gefühl und die himmelstürmende Sehn- sucht des Sturms und Drangs schei- nen an ihr und ihrem Vaterhause vor- übergebraust zu sein; von den vier be- rühmten Göttinger Professorentöchtern — die anderen sind Karoline Michaelis, Therese Heyne, Philippine Gatterer — ist sie entschieden die am meisten ge- festigte, die am wenigsten romantische Erscheinung; nicht das weibliche Leben scheint ihr des Lebens höchste Lust zu spenden, wie es Karoline Schlegel für ihr unruhiges Dasein wünschte, sondern männliches Denken: daß sie im Jahre 1787 zum ersten weiblichen Dr. phil. in Deutschland (freilich unter beneidens- werten äußeren Bedingungen) promo- viert wurde, mag als Symbol dafür gelten. Und doch: unter der noch so dicht verhüllenden Decke dieses ‚vernunft- gemäßen‘ Strebens regt sich immer und überall das Weibliche, das Mütterliche, das so leicht zu beglückende und so gern beglücken-wollende, starke, heilige Natur- gefühl des Weibes. Und dieser Kampf zieht sich wie ein graues Verhängnis durch die ganze Biographie. Wenn im Jahre 1820 — schon am Spätnach- mittag ihres Daseins, gelegentlich eines Besuchs in Dresden — hier eine Gräfin Egloffstein sie ‚eine wundersame Frauen- gestalt mit Katzenschnurren‘ nennt, und eine andere bald darauf von ihr sagt, sie sei sehr liebenswürdig und niemand merke ihr an, daß ein Doktorhut ihr Haupt geziert, so unendlich einfach sei sie in ihrem Wesen — so haben die in solchen Aussagen auftauchenden Wider- sprüche den schmerzvollen Hintergrund eines tragisch-zwiespältigen Lebens. 1781 bis 1782 macht Schlözer mit seinem Töchterchen eine damals abenteuerliche Ex- pedition nach Rom, und wir haben Nach- richten von Vater und Tochter über ihre Aufnahme, ihre Erlebnisse, ihre Erkennt- nisse und ihre Eindrücke an den ver- schiedenen Plätzen, vor allem in der ewigen Stadt, über die Menschen, die sie da trafen, Dichter, Künstler, Ge- lehrte, über den Hof von Florenz und so vieles andere. Daß Dorothea hier durch eine starke Eindrucksfähigkeit und eine staunenswerte Urteilskraft glänzt, überrascht den nicht mehr, der ihre ersten Kinderjahre, ihre Entwicklung und Er- ziehung verfolgt hat: und die letztere hat trotz aller äußerlich betonten Gegner- schaft doch viel vom Basedowschen Ex- periment an sich. Aber daß dieses über- aus gescheite und frühreife Kind neben all den mit wunderbarer Elastizität auf- genommenen und verarbeiteten neuen Inhalten auch noch Sinn und Platz hat für natürliche kleine Mädchenflausen, -sorgen und -scherze — das ist das Seltsamste und, im Zusammenhalt mit den späteren Schicksalen, Ergreifendste. Dorothea, das Fräulein Doktor, — ‚ein äußerst bescheidenes, sanftes, rei- zendes Frauenzimmer ohne prétentions‘ (S. 141) — heiratete 1792 den ver- witweten Lübecker Senator, späteren Bür- germeister Matthäus v. Rodde, nach ihrem eigenen Entschluß und Bewußt- sein eine Vernunftheirat: schon die Fünfzehnjährige hatte — es wirkt wie ein erschreckend kalter Wasserstrahl in dem Jahr, da Goethe zum letztenmal seinen ‚Werther‘ umarbeitete — ge- schrieben: ‚Wenn mein Temperament so bleibt wie bisher, so heirate ich nicht anders als aus Vernunft.‘ Sie kommt in ein reiches Haus nach Lübeck, wird Mittelpunkt eines schöngeistigen Salons — le centre d'une société d'élite — ge- winnt innere und äußere Fühlung zum Eutiner Kreis, Matthias Claudius, Voß, Stolberg u. a., und nach Hamburg (— damals von der wirtschaftlichen Seite her gesehen die Stadt einer grandiosen,

undeutschen Börsenschieberei —) zum Haus Reimarus-Sieveking, in dem Reinhard und Klopstock und der Ugolino-Gerstenberg verkehren. Die weißen Möven der Bourbonen, die Emigranten der Revolution, kommen auch in Scharen nach Lübeck, unter ihnen der Jakobinerfeind Charles de Villers, der Kantübersetzer, der Schlözer schon von Göttingen her kannte und nun im Roddeschen Hause eine neue Heimat, eine mütterliche Freundin und Beraterin fand — trotz aller hämischen Zungen. In diplomatischer Mission reiste Bürgermeister von Rodde zweimal nach Paris, 1801 und zu längerem Aufenthalt 1803/05; die Gattin, die ihn mit Villers begleitete (die Madame de Staël war in aller Form eifersüchtig auf die grosse Allemande), lernte das französische Volk kennen: ‚viel Geist und eine unendliche Beweglichkeit und Grazie dieses Geistes mischen sich mit maßloser Eitelkeit ... Das richtige Augenmaß geht ihm, wie bei durchgehenden Pferden, immer mehr verloren.' Sie sieht Napoleon zur Zeit der Hinrichtung Enghiens und der Kaiserkrönung; Josephine Beauharnais, ‚ein liebenswürdiges, gutes Geschöpf aus einem anderen Erdteil, das mich noch neugieriger anguckte als ich sie,' empfängt die lübbische Gesandtensgattin in St. Cloud; Dorothea läßt eine wissenschaftliche Ehrung im Nationalinstitut von Frankreich über sich ergehen und schreibt eine vernichtend wahre Kritik über die Verballhornung der Mozartschen Zauberflöte in Frankreich, die von Villers in den ‚Moniteur' lanciert wird. Aber all dies reiche, mannigfaltige, abwechslungsvolle Leben und Erleben vermochte doch einen Kummer nicht zu verbannen — und die Freundschaft mit dem charakterfesten, geistreichen Villers ließ diesen Kummer vielleicht nur noch peinlicher empfinden: der Ehe mit Matthäus Rodde fehlte die seelische Harmonie, und Dorothea mußte diese Leerheit von Jahr zu Jahr bitterer fühlen. Das Seelische in ihr rächte sich für die Unterdrückung; das selbstgezogene Los — die Wahl materieller Sorgenfreiheit ohne die innerste Prüfung von Mensch zu Mensch —, wurde zum selbstgeschmiedeten Bußgürtel. Und doch rang sich das Seelische in dieser Frau letzten Endes zu einem Triumph empor, im Kampf gegen äußere Schicksalsschläge. Das Unglück hebt diese Frau, die sonst höchstens eine Zelebrität geblieben wäre, zur tragischen Größe des Alltags. Schwere Tage erlebte Lübeck nach der Schlacht von Jena; wenn auch das von Villers und durch die Einquartierung Bernadottes beschützte Haus der Rodde vom Schlimmsten verschont blieb, so litt es doch unter dem Druck des allgemeinen Elends mit; 1809 stirbt der Vater Schlözer, der immer — in einem leisen Gefühl von Reue? — sich um sein fernes, innerlich frierendes ‚Dortgen' gehärmt hat; 1810 bricht Matthäus Rodde finanziell zusammen, bald auch körperlich und geistig, und freude- und freundlos (nur Villers hilft zu ihr), um die Existenzmittel für sich und die Kinder streitend, muß Dorothea in ihre Vaterstadt heimkehren, nach Göttingen, das selbst schon von der einstigen Höhe herabgesunken war. So begann das Ringen; schwerer noch werden die Kämpfe, als ihr Sohn und Tochter sterben; ihr blühen noch mehr Blumen auf den Gräbern ihrer Kinder, aber sie scheint innerlich immer mehr zu wachsen. Und um des letzten Kindes bedrohtes Leben zu retten, wagt sie mit fremdem Kapital, mit einem schwachsinnigen Mann an der Seite, die ohne Maßen beschwerliche Reise nach Marseille, alle Last auf ihre Schultern nehmend, groß und stark auch dort, wo sie bitter ist, stolz auch dort, wo sie demütig ihre Menschlichkeit bekennt: ‚Was ist's anderes als Menschenschicksal, sein Maß auszuleiden, seinen Becher auszutrinken? Und ward der Kelch dem Gott des Himmels auf seiner Menschenlippe zu bitter, warum soll ich grollen

und mich stellen als schmeckte er mir süße ...?' Im Leiden münden ihre Gedanken in die des leidenden ‚Werther' ein! Auf der Rückreise stirbt Dorothea Rodde-Schlözer, fern der Heimat, in Avignon: sie hatte sich auf dem klassischen Boden von Nimes, — in kühler Sommerabendstunde zum letztenmal in den Ruinen des Dianatempels aus dem Borne ihrer tiefen Bildung schwelgend — eine tödliche Erkältung zugezogen. Alles ist von ihr abgefallen in den letzten Jahren ihres Lebens, aller äußere Glanz, alle Freundschaft, alle Gelehrsamkeit, alles, wie wesensfremder Flitter und Tand. In einsamer, düsterer, aber erhabener Größe ragt nur noch — die Mutterliebe, um derentwillen sie lebt, trauert, leidet, stirbt. So endet ihr Leben, das wie ein eigensinniger Streit zwischen Weiblichkeit und Wissenschaft beginnt, trotz des ‚beispiellosen harten Schicksals' wie ein Hymnus auf die heiligste Bestimmung des Weibes, die das Letzte und Höchste fordern darf. Die Tragik des Lebens einer gelehrten Frau und ihre Lösung — im Leben der Dorothea Schlözer scheint sie vorgezeichnet bis auf unsere Tage; und so wächst ihre Biographie weit über ein meisterhaft gezeichnetes Kulturbild aus der Zeit des Übergangs von der Aufklärungs- zur Revolutionsepoche hinaus.

Dr. Anton L. Mayer-Pfannholz.

Literatur

Cyriel Verschaeve, der flämische Dichter und Denker, wurde zu Ardooie, einem Dorfe zwischen Rousselare und Thielt, als Sohn westflämischer Erde am 30. April 1874 geboren. Noch ehe er zu Brügge zum Priester geweiht wurde, war er bereits zum Lehrer der Poetenklasse am Bischöflichen Gymnasium zu Thielt ernannt. 15 Jahre lang bekleidete er voller Diensteifer das Amt des Sprach- und Kunstgeschichtslehrers. Nicht als trockner Philosoph und nicht im steifen Gewande des Büchergelehrten, sondern nach dem Vorbild des Lehrerdichters Gezelle und Verriest, war er stets darauf bedacht, bei seinen Zöglingen das Gefühl für Sprache und den Sinn für Kunst zu wecken, daß jeder von ihnen im späteren Berufe ein pflichtbewußter, zielvoller Kämpe könne sein für Flanderns gutes Recht auf eigene Sprache, eigene Sitten, eigene Kunst, eigene Kultur und eigenes selbständiges Volkstum. Die jungen Leute, die von Verschaeve kamen, hatten in jeder Beziehung einen weiteren Blick als die anderen. Das Studium war ihnen keine Last gewesen, im Gegenteil, für alles Studieren hatten sie das Samenkorn der Liebe zur Entwicklung gebracht, selbst für die von uns so verwünschten toten Sprachen wie Griechisch und Latein. Es war der Geist und die Liebe Verschaeves, die in den Schülern fortlebten, die Begeisterung dessen, der selber für Klassiker wie Homer, Sophokles und Aischylos schwärmte.

In diesem Manne aus dem Priesterstand lag etwas Geheimnisvolles, das sich erst später langsam entschleiern sollte. Eines seiner Geisteskinder, der unter dem Pseudonym ‚Godfried Hermans' in Flandern wohl bekannte Professor Dosfel, umriß Verschaeves Lebensbild mit den treffenden Worten: ‚Er ist ein Träumer mit weitschauenden Augen, dessen Blick Raum und Zeit durchdringt; unter der dicken Eiskruste scheinbarer Gleichgültigkeit und Frosteskühle — den Vielen gegenüber — kocht ein Golfstrom, wird ein Feuerberg der Liebe sichtbar. Er lechzt nach Liebe mit Wüstendurst, Meereswogendrang, Sturmwindgier.'

‚Wreed is het vuur der zonne en, nijdig wrekend, laat
het woest zijn branden woên waar't niet zijn lust mocht winnen.
't is liefdewraak! De liefde alleen baart zulken haat,
om zoo te haten, heeft men razend moeten minnen!'

,Gar grausam ist der Sonne Feuer, rachevoll
läßt wild es Flammen wüten, wo es Lust nicht fand.
's ist Liebesrache, Liebe ist so hassestoll,
um so zu hassen, hat man rasend lieben müssen.'
(Aus der IV. Seesinfonie von Verschaeve.)*

In Verschaeve huldigt Flandern mit berechtigtem Stolz einem großen Lyriker, einem einflußreichen Kritiker, einem genialen Dramatiker. Seine ersten Beiträge, lyrischen Gedichte und Studien über Kunst, Literatur und Theater erschienen in flämischen Studentenzeitschriften, hauptsächlich in dem westflämischen Studentenblatt ,Die flämische Flagge', unter dem aufsehenerregenden Pseudonym ,Seemöwe'. Seine späteren größeren Werke veröffentlichte er unter dem Decknamen J. Dorda (Umkehrung des Namens seines Geburtsdorfes Ardooie). Das literarische Monatsblatt ,Jong Dietschland', unter Leitung seines Freundes Dosfel, ward Verschaeves Sprachrohr. In rascher Aufeinanderfolge erschienen aus seiner Feder zahlreiche Studien, die jetzt gesammelt in 6 Bänden vorliegen. Zuerst erhielten wir von ihm die ,Seesymphonien'. Dieses lyrisch-philosophische Werk, das damals viel Staub aufwirbelte, greift das Klagelied Hiobs auf, jenes unvergängliche Thema, welches Dante, Vondel, Milton, De Musset, Vermeylen behandelt haben. In einem vorausgeschickten Brief schreibt der Dichter selbst: ,Was ich ausgearbeitet habe? Nur, was mich in meinem vielen Betrachten des Meeres immer am tiefsten betroffen hat, und zwar, daß nichts dem Menschen, dem Auserkorenen, ähnlicher ist als die See, diese andere Auserkorene. Ihr ganzes rastloses Leben gibt am vollendetsten das ergreifende Bild des eigenen inneren Lebens des Menschen wieder. Dieser Seesymphonien sind fünf im ganzen. Ihre Ordnung unter sich ist die Ordnung des Lebens: Lux aeterna, die Symphonie des Wissens, Aphrodite, die Symphonie der sinnlichen Liebe, die Symphonie der Liebesenttäuschung und des ewigen Wiederbeginnens, die Symphonie der Selbstbescheidung und die Symphonie der Hoffnung, allegorisch die Symphonie der Ströme.'

Seine Kritiken ,Stunden der Bewunderung' sind hauptsächlich der bildenden Kunst gewidmet: ,Blicke aus Rom', ,Blick aus Köln', aus ,Brügge', aus ,Florenz'. Der Malerei sind gewidmet ,Jakob Ruysdaal', ,Rubens', ,Rembrandt', ,Memling'; den Tonkünstlern ,Benoit', ,Bach', ,Beethoven' und ,Wagner'. Über den großen niederländischen Dramatiker Joost van den Vondel liefert er Studien über dessen Dramen ,Luzifer', ,Adam in der Verbannung', ,Samson' und ,Noah'. Über seinen Dorfgenossen, den flämischen Dichter ,Delphin van Haute', ließ er ein kleines Buch erscheinen mit bemerkenswerten Betrachtungen über das Wesen dieses romantischen Dichters. Verschaeves Kunstkritiken sind der Ausdruck lebendiger Bewunderung. Er hat in seiner Studie ,Adam in der Verbannung' selbst niedergeschrieben, wie er zu Werke geht: ,Mit aller Einfalt aussprechen, wie man bewundert hat und welche Tiefen sich bei solchem Kunsterleben in Geist, Herz und Phantasie aufschlossen, dergestalt, daß man immer tiefere Einblicke in die Welt und sich selbst gewinnt; das scheint denn auch die echte Kunsterklärung zu sein, nach meiner Meinung die beste, indem man prüft und nachspürt, ob dieselbe übereinstimmt mit den festen Prinzipien der Ästhetik, der Psychologie, der Geschichte usf. Denn ein Kunstwerk sendet nach allen Seiten Strahlen aus.' Das einzige umfangreichere Prosawerk, das Verschaeve schrieb, ist die ,Passion Christi'; mit steigendem Beifall gelangte sie in jedem

* Eine deutsche Übersetzung von Verschaeves Werken erscheint demnächst im Verlag Ackermann u. Pungs, Berlin-Lankwitz.

Jahre in der Passionszeit in Flandern und Holland zum Vortrag.

1911 erhielt Verschaeve seine Beförderung zum Kaplan für das volkreiche westflämische Dorf Alveringhem. Hier schrieb der Dichter seine beiden historischen Dramen: ‚Jakob und Philip van Artevelde'. ‚Jakob van Artevelde ist die Tragik, die im Streite zweier Frauen, oder besser, in der einflußreichen Rolle der Frau im täglichen Lebenslauf des Mannes, des Volkes, der Politik, der Welt, liegt'. Diese Worte stammen von dem flämischen Pater Callewaert, einem der vielen Bewunderer des Dichters Verschaeve. ‚Jakob van Artevelde' wurde zum ersten Male 1913 in Brüssel im Patria-Saale aufgeführt. Über das zweite Stück ‚Philipp van Artevelde' schrieb derselbe Kritiker: ‚Es ist die Tragik der bewußten Unfähigkeit für die Lebensaufgabe; die Tragik des stets zwieträchtigen Volkes, das sein Schicksal nicht zu gestalten weiß; die Tragik, die darin liegt, daß der mitfortreißende Führer fehlt; daß man die Selbstaufopferung so weit treiben muß, daß man für das Heil der Seelen Seelen zu opfern imstande ist. Es ist das Schicksalsdrama im wahren Sinne des Wortes, wenn Philip bei der Unzulänglichkeit seines eigenen Wesens und bei seinem anspruchsvollen Arteveldenamen ein Geschick trägt, das ihn zur Machtlosigkeit und Niederlage verdammt. Diese beiden historischen Dramen aus Flanderns Vergangenheit geben uns besser als die Geschichte selbst den Schlüssel zu dem mittelalterlichen Gemeindeleben der flandrischen Hauptstadt Gent, sie haben um so mehr nationalen Wert, als sie das flämische Volk im Spiegel der Vergangenheit sich selbst kennen lehren und ihm die lange schlummernden Kräfte allmählich zum Bewußtsein bringen.'

Verschaeves drittes Hauptwerk ist sein ‚Verbiestdrama', welches im Juli 1913 zu Ehren des großen Mathematikers und Astronomen, des flämischen Missionars Verbiest, zu Pithem, seinem Geburtsort, in Westflandern, aufgeführt wurde. Verbiest spielte als Missionar am Hofe des chinesischen Kaisers Kang Hi eine ansehnliche Rolle. ‚Dieses Drama', so schreibt derselbe Pater Callewaert, ‚ist die ewige Tragik des Kampfes zwischen Ideal und Wirklichkeit; unwillkürlich denkt man an das Wort von Bossuet: „Dieu est un dieu jaloux".'

Während des Krieges schuf Verschaeve sein letztes Bühnenwerk, seinen ‚Judas', der den Höhepunkt seines dramatischen Schaffens bedeutet. ‚Während die Welt rings um ihn dröhnte und donnerte, mordete und starb, saß Verschaeve an seinem Priester- und Dichterwerk, wie einst Archimedes an seinen Zirkeln.' So schrieb damals der flämische Kritiker Prof. Julius Persijn im holländischen katholischen Organ ‚Het Centrum'. Es ist die klägliche Figur des Verräters, doch menschlich viel tiefer behandelt, als es je in einer der vielen Judasbearbeitungen aller Sprachen geschehen ist. Von Conscience wurde gesagt: er lehrte sein Volk lesen; von Peter Benoit: er lehrte sein Volk singen; von Gezelle darf gesagt werden: er lehrte sein Volk fühlen; aber von Verschaeve wird man später zeugen müssen: er lehrte sein Volk denken, aber auch, er lehrte Flandern liebhaben! Sicher, schreibt weiter Dirk Vansina in seiner Verschaevestudie, paßt auf Verschaeve der folgende Satz von Romain Rolland aus seinem Jean Christoph: ‚Certaines âmes à elles seules valent un peuple tout entier; elles pensent pour lui et ce qu'elles ont pensé, il faudra qu'il le pense.'

Marc Romeo Breyne.

Kunst

Hugo Troendle. In dem abgelaufenen Dezennium lauter und erregter künstlerischer Manifestation, da man in kubischen Kristallen und farbigen Katarakten den Kosmos zu formen vorgab, begegnete man einer malerischen An-

schauung, wie sie in den Bildern Hugo Troendles deutlich wird, mit geringer Anteilnahme. Und es konnte geschehen, daß die sich überschreienden Anpreisungen der Claque, die mit dem billigen Schlagwort der Neuen Kunst alle außerhalb des Konzerns Stehenden als unzeitgemäß und banal brandmarkte, solche stillen und gehaltenen Äußerungen gänzlich übertönte.

Nun ist dies alles anders geworden. Die allgemeine Überreizung und Müdigkeit hat eine lebhafte Neigung für die klare und harmonische Linie des Ingres und der Nazarener geweckt, und auf solche Anschauung wurde ein neues Programm und eine neue Theorie gegründet.

Was diese neue Bewegung als dogmatisches Schema aufstellte, lebt in Troendles Bildern als organisches Wachstum. Der Badener, der an der Karlsruher Akademie ausgebildet wurde und nun seit Jahren im Kreis der Münchener Neuen Sezession wirkt, hat von dem Werk der Schwind, Lugo, Hans Thoma erste entscheidende Eindrücke empfangen. In Paris erfuhr er die Einwirkung Cézannes und der Impressionisten, und unter ihrem Einfluß löste sich das strenge, starre zeichnerische Gerüst der frühen Arbeiten in malerisch bewegte Flächen auf. Und als der Maler nach dem Krieg wieder nach Deutschland heimkehrte, verwuchsen jene frühen Erinnerungen und die Erfahrungen der Pariser Jahre zu einem Gebild, das als ein von deutschen Künstlern selten erreichter Ausgleich beides umfaßt: den klaren, festgebauten Bildbau und die freie malerische, auf Bindung der Rhythmen und Stufung der Töne bedachte Fläche. Dies ist die Synthese, die das reife Werk des nunmehr Vierzigjährigen verwirklicht.

In gleichem Maße fern von dem Pathos barocker Orgiastik und dem nüchternen Schema eines auf vorbedachter Theorie gegründeten, sterilen Nazarenertums erfüllt diese Malerei ihren selbstgesetzten, selbstbegrenzten Bezirk mit innigem Leben. Sie verzichtet auf den Prunk religiöser Panoramen, auf die Psychoanalyse des modernen Menschen, auf das Abbild des durchfurchten Antlitzes der Großstädte. In der Idylle ländlichen Lebens, in der bildlichen Deutung kleiner und scheinbar banaler Schicksale bescheidet sich ihr Ziel. Aber indem sie nicht die Zufälligkeit des äußeren Geschehens, sondern das innere Gesicht der kleinen Begebnisse des täglichen Lebens begreift, gibt sie mehr als das Unscheinbare und Alltägliche: ein bewegendes Gleichnis der Dinge, die um uns sind, des Kreises, in dem sich manches Leben und Schicksal vollendet. Dies ist Geist der Romantik, verwirklicht mit den Mitteln unserer Zeit.

Kurt Pfister.

Zu den Bildern dieses Heftes: Hugo Troendle, ‚Die Auswanderer‘, ‚Die Wanderer‘, ‚Abend im Bauernhof‘ und ‚Die Brücke‘ vgl. den Artikel von Dr. Kurt Pfister auf Seite 671.

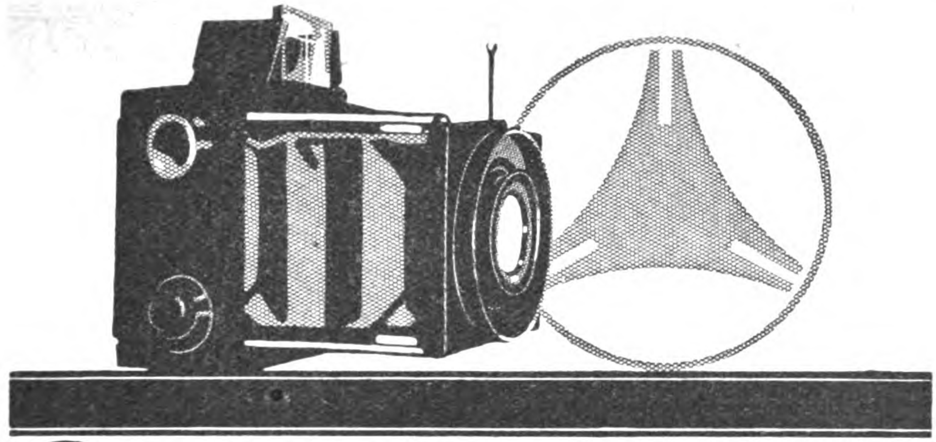
Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Friedrich Fuchs und Dr. Otto Gründler, beide München.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Paul Siebertz in Wien VI, Capistrangasse 4.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt.
Für Manuskripte, die nicht im Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, wird keine rechtliche Haftung übernommen. Porto für Rücksendung ist beizufügen.

Inhalt des März-Heftes

Hochland erscheint monatlich. Bezugsbedingungen: Bei allen Buchhandlungen und Postanstalten oder direkt beim Ve…
Märzheft. Goldmark M. 1.20.
Postscheckkonto München 326. Auslandspreise monatlich:

Argentinien	0.80 Pes. Pap.	Griechenland . . .	1.50 Schw. Franken	Portugal	1.50 Schw. Fr…
Belgien	1.50 Schw. Franken	Holland	0.70 fl.	Rumänien	51.— Lei
Brasilien	1.50 Schw. Franken	Italien	6.— L.	Schweden	1.— Kr.
Bulgarien	1.50 Schw. Franken	Japan	0.60 Yen	Schweiz	1.50 Fr.
Chile	1.50 Schw. Franken	Jugoslavien	22 50 Dinar	Spanien u. Länder spanisch. Währung	2.— Pes.
Dänemark	1.65 Kr.	Luxemburg	1.50 Schw. Franken	Tschecho-Slowakei .	9.— Kr.
England	1 sh 3 Pence	Mexiko	1.50 Schw. Franken	Vereinigte Staaten	0.25 Doll.
Finnland	10.50 finn. Marka	Norwegen	1 90 Kr.		
Frankreich	1 50 Schw. Franken	Österreich . . .	16000.— Kr.		

Die Verlagsproduktion hatte 1922 noch einigermaßen feste rechnerische Grundlagen, so daß … das fünfbändige „Handbuch der Politik“ zum Abschluß gebracht werden konnte. Dag… zwang 1923 die Unsicherheit und Unordnung unserer Wirtschaft zu größerer Einschrän… Die Verlagsbuchhandlung Dr. Walther Rothschild in Berlin-Grunewald setzte die Heraus… ihrer wissenschaftlichen Zeitschriften fort, wobei erwähnt sei, daß die „Eisenbahn- und … kehrsrechtlichen Entscheidungen und Abhandlungen (Zeitschrift für Eisenbahn und Verk… recht)“ in ihren 40. Jahrgang eintraten. Das „Archiv für Rechts- und Wirtschaftsph… phie“ veranstaltete eine Festschrift zu Ehren des goldenen Doktorjubiläums ihres Mitheraus… gebers Ernst Zitelmann in Bonn, an der 21 Gelehrte des In- und Auslandes mitwi… Leider überlebte der Gefeierte diese Ehrung nur um Monate. Seine Werke aber werde… überdauern, wie dies ebenso bei Joseph Kohler der Fall ist. Im Jahre 1923 erschie… 3. Auflage von Kohlers „Lehrbuch der Rechtsphilosophie“ mit pietätvoller Sorgfalt von … Sohne, Landgerichtsdirektor Dr. Arthur Kohler herausgegeben. Kohlers Freund, Giorgi… Vecchio, o. Professor der Rechte in Rom, vertraute dem Verlage seine Schrift „Die G… prinzipien des Rechts“ an, denen Landgerichtsdirektor Dr. Hellwig in Potsdam das Gel… auf den Weg gab. In Abkehr aber von Systematik und unter Ausschaltung des wissen… lichen Apparates schrieb der Münchener Rechtslehrer Professor Friedrich Kitzinger seine … ristischen Aphorismen insbesondere zum allgemeinen Recht und zum Strafrecht“, einen sch… Band, den die Kritik als zugleich liebenswürdig und tief rühmt. Die rechtsphilosop… Tendenz des Verlages führte ihm den Hallenser Philosophieprofessor Max Frischeisen-K… zu, der ihm die neue (13.) Auflage des von ihm herausgegebenen Deterschen Abrisses … schichte der Philosophie übergab, der vielen Generationen Studierender ein Führer und … gewesen ist. Auch Frischeisen-Köhler hat die Schwelle des neuen Jahres leider nicht … schritten. Der geschichtswissenschaftliche Teil des Rothschild’schen Verlages erfuhr einen … lichen Zuwachs: Heinrich Finke, der Freiburger Historiker, legte den 3. Band seiner … Aragonensia vor, die bekanntlich als die größte Bereicherung des mittelalterlichen Quellenstoffs … 30 Jahren gewertet werden. Hoffentlich rechtfertigt das Jahr 1924 das neu erwachte Vertrau…



Bei der Redaktion eingegangene Neuerscheinungen bezw. Neuauflagen. — Besprechung vorbehalten.

…e, Johann Gottlieb, Darstellung der Wissenschaftslehre …us dem Jahre 1801. Neu herausgegeben von Fritz Me…icus. 2. Aufl. Grdpr. geh. M. 4.—.
…Die Wissenschaftslehre. Vorgetragen im Jahre 1804. Neu …erausgegeben von Fritz Medicus. Grdpr. geh. M. 6.—. …Beide Bände zusammen geb. M. 12.—.)
…Philosophie der Maurerei. Neu herausgegeben von W. …litner. Grdpr. geh. M. 3.—, geb. M. 4.50.

…fter, Fr. W., Angewandte politische Ethik. Anmerkungen …um Verständnis der gegenwärtigen Weltlage. 1. Samm…ung. Ludwigsburg, Verlag „Friede durch Recht".

…nce, Anatole, Die Blütezeit des Lebens. Grdpr. geh. M. 2.50, geb. M. 5.—. München, Kurt Wolff.

…nke, Georg Hermann, Der Befreier. Schauspiel. Grdpr. M. 2.—.
…Sieg. Schauspiel. Grdpr. M. 2.—. Frankfurt a. M., Bühnen-Volksbund.

Gerhart, Gottfried Johannes, Die Magd. Ein geistliches Spiel. Grdpr. M. 2.50. Frankf. a. M., Bühnen-Volksbund.
Grießer, Luitpold, Nietzsche und Wagner. Grdpr. M. 14.—. Wien-Leipzig, Hölder-Pichler-Tempsky, A.-G.

Guardini, Romano, Auf dem Wege. Versuche. Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag.

Gürtler, Hans, und Leitzmann, Albert, Briefe der Brüder Grimm. Grdpr. geh. M. 8.—, geb. M. 10.—. Jena, Frommannsche Buchhandlung.

Harnack, Adolf von, Erforschtes und Erlebtes. Grdpr. br. M. 6.—, geb M. 8.—. Gießen, A. Töpelmann.

Hausschatz-Bücher Bd. 26/27: Immermann, Der Oberhof. Grdpr gebd. M. 2.—. Regensburg, Kösel u. Pustet.

Hegel, G. F. W, Wissenschaft der Logik. Herausgegeben von Georg Lasson. 2 Bände. Grdpr. je geh M. 12.—, geb. M. 14.—. Geschenkbd. M. 16.—. Hegels sämtl. Werke Bd. III, IV; Philos. Bibliothek Bd. 56/57. Leipzig, F. Meiner.

Ferner: Bei der Redaktion eingegangene Neuerscheinungen:

Hennings, Emmy, Helle Nacht. Gedichte.
—, Das Ewige Lied.
—, Gefängnis.
—, Das Brandmal. Ein Tagebuch. Berlin, Erich-Reiß-Verlag.

Herwig, Franz, Deutsche Heldenlegende. 1. Heft, Der Führer, 2. Heft, Der Namenlose, 3. Heft, Widukind, 4. Heft, König Otto und sein Sohn. Grdpr. je M. 0.70. Freiburg i. Br., Herder.

Holl, K., Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte 1. Luther. 2. u. 3. vermehrte und verbesserte Aufl. Grdpr. geh. M. 12.—, geb. M. 15.—. Tübingen, Mohr.

Kirche und Wirklichkeit. Ein katholisches Zeitbuch. Herausgegeben von Ernst Michel. Grdpr. br. ca. M. 4.—, geb ca. M. 5.—. Jena, Diederichs.

Klein Joseph, Der Stern von Birnau. Ein Führer durch die Wallfahrtskirche, ihre Symbolik, Kunst und Geschichte. Ueberlingen a. Bodensee, Aug Feyel.

Kühnemann, Eugen, Kant. 1. Teil. Grdpr. geh. M. 11.—, gebd. M. 15.—. München, C. H. Beck.

Lehmann, Karl, Junge deutsche Dramatiker. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Liertz, Dr med Rhaban, Wanderungen durch das gesunde und kranke Seelenleben bei Kindern und Erwachsenen. Kempten, Kösel u. Pustet.

Müller, Walter, Das Problem der Seelenschönheit im Mittelalter. Grdz. M. 2.50. Paul Haupt, Akad. Buchhdlg., vorm. Max Drechsel, Bern.

Nietzsche, Friedrich, Jugendschriften. Grdpr. geh. M. 4.—, gebd. M. 6.50. Halbl. M 10.—. München, Musarion-Verlag.

Picht, Werner, England nach dem Kriege. Reisebetrach... Kempten, Kösel u. Pustet.

Reininger, Robert, Kant. Seine Anhänger und Gegner. (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstell... Bd. 27/28). Grdpr. M. 4.—. E. Reinhardt, Münch...

Remisow, Alexej, Die goldene Kette. Weltpassionen. ... russische Legenden. Uebertragen von Gertrud ... München, Pflüger-Verlag.

Riemann, Robert, Von Goethe zum Expressionismus. ... tung und Geistesleben Deutschlands seit 1800. ... geh. M. 7.—, Halbleinen M. 10.—, Halbleder M. ... Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Ruysbroeck, Jan van, Aus dem Buch von den zwölf ... ghinen. (Flämisch und deutsch.) Aus dem Flämischen ... Willibrord Verkade O. S. B. Mainz, Matthias Grünewald Verlag.

Sachs, Curt. Die Musikinstrumente. (Jedermanns-Bücher...) Grdpr. geb. M. 2.50. Breslau, F. Hirt.

Schnack, Friedr., Die goldenen Aepfel. Roman. Hellerau, Jakob Hegner.

Schmidt, P. W., S. V. D. Menschheitswege zum Gott... erkennen. Eine religionsgeschichtliche und religionspsychologische Untersuchung. Kempten, Kösel u. Pustet.

Schütze, Hermann, Die Legende vom Geld. Grdpr. M. ... Celle, Capaun-Karlowa'sche Buchhandlung.

Sirius. Rundschau der gesamten Sternforschung für Freunde der Himmelskunde und Fachastronomen. 3. Vierteljahrsheft Juli—September 1923. Leipzig, E. H Mayer

Unsere verehrten Leser

gestatten wir uns auf die der heutigen Nummer beigefügten Prospekte der Firmen:

Verlag des Bühnenvolksbundes (Patmos-Verlag), Frankfurt a. M., Im Sachsenlager 1 betr. „Gemeinschaftsbühne und Jugend-Bewegung", Sammelband 1924 der Zeitschrift des Bühnenvolksbundes,

Unterelbe Handels-Gesellschaft m. b. H. Altona (Elbe) Ottensen, betr. Fastenspeisen in Gestalt verschiedener Arten von Fischfeinkonserven (Fertig zum Essen),

Heinrich Bommelmann, Zigarren-Fabrik, Bremen, betr. preiswerte Bremer Zigarren eigener Herstellung

R. Oldenbourg, Verlag, München, betr. Philosophie-Sonderheft der Bayer. Blätter für das Gymnasialschulwesen anläßlich des Kant-Jubiläums, ferner Beyhl, Tausend Jahre Franzosenpolitik etc.

mit der höflichen Bitte um freundliche Beachtung besonders aufmerksam zu machen.

Die Geschäftsstelle.

Ferner: Bei der Redaktion eingegangene Neuerscheinungen:

Spalding, F. L., Grundsätze christlicher Lebensführung und Erziehung. Ins Deutsche übertragen von Isigor Heneka. Mainz, Matthias-Grunewald-Verlag.

Strauß, Emil, Vaterland. Drama. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schlosser, Julie, Aus dem Leben meiner Mutter. Berlin, Furche-Verlag.

Schmid, Max S. J., Handbuch für Opferseelen. Neue, vollstandig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Gz 8.50 Mk. Regensburg, Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G.

Schneider, Rudolf, Kaber, Novelle. München, Musarion-Verlag. Grpr. 0,75 Mk.

Schneller, Franz, Die Jahreszeiten eines Einsamen. Freiburg i. Br., Urban-Verlag.

Schumacher, Hermann, Warnruf zur geplanten Reform der volkswirtschaftlichen Studien. Preis 810 Mk. München Duncker & Humblot.

Seidel, Ina, Sterne der Heimkehr. Eine Junigeschichte Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Sonnenland. Ein Mädchenblatt. Leitung: Maria Domanig. München, Verlag Natur nnd Kultur A. G.

Tolstoi, Leo, Lebenskunst. Eine Sammlung von Emil Engelhardt. Grdpr. M. 1.20. Elgersburg, Der Innere Kreis Verlag.

Vukelich, Wilma von, Die Heimatlosen. Roman. Preis: broich. Kr. 44.000, geb. Kr. 52.000. Wien, Deutsch-Östreichischer Verlag.

Warburg, H., Um Indiens Freiheit. Grdpr. M. 3.50. München, Dr. F. A. Pfeiffer.

Willkofer, Anton, Karlsbrunn. Eine Gedichtreihe. Leobschütz, A. Rölles Buchhandlung.

Zentner, Wilhelm, Der Schild des Antilochos. Ein ... Grdpr. M. 2.—. Frankfurt a. M., Bühnenvolksbund ...

Zündel, Friedrich, Jesus in Bildern aus seinem ... Grdpr geb. M. 6.30, München, Chr. Kaiser.

—, Johann Christoph Blumhardt. Neubearbeitet ... Dr. Heinrich Schneider. Gießen & Basel, Brunnen-...

Bauer, Karl, Schiller Sein Leben und sein Wirken ... Bildern. Mainz, Jos. Scholz

Bayerische Blätter für das Gymnasial-Schulwesen. Herausgegeben vom Bayer. Gymnasiallehrerverein. Geleitet ... Dr. Anton Mayer. Band 59 1923. München. Olden...

Benninghoff, Ludwig, Geprägte Form. Zeugnisse ... seelischen Schöpferkraft. Grdpr Halbleinen M. ... Halbleder M. 36.—. Hamburg, Hanseatische Verlags...

Bonels, Waldemar, Narren und Helden Aus den ... eines Vagabunden. Grdpr. geh. M. 4, Pappb. M. ... Halbleinen M. 8.—. Frankfurt a. M, Rutten & Lo...

Bornmann, Hans, Das Drama der Zukunft. ... Dioskuren-Verlag.

Braun, Reinhold, Allerlei Singsang. Lustige Kinder... Leipzig. Hegel & Schade.

Brentano, Bernard, Gedichte. Freiburg i. Br., ... Verlag.

Calpari, Heinz, Edgar Allan Poes Verhältnis zum ...tismus. Grdpr. geb. M. 2.—. Hannover, Wolf ... Adam.

Christliche Kunstblätter. 61. Jahrg. Nr. 7—9 1923. Linz ... Kath. Preßverein.

Ferner: Bei der Redaktion eingegangene Neuerscheinungen:

elius, Hans, Vom Wert des Lebens. Grdpr. gebun-n M. 1.—. Hannover, Wolf Albr. Adam.

Büchlein von der lustigen und traurigen Gicht. Von nem alten Gichtbrüchigen. Hannover, Wolf Albr. Adam.

Grenz- und Auslandsdeutschtum:
eit 4. Rüdiger, H.rm.: Das Deutschtum an der mittleren Donau
eft 5. Drygalsky, E. v.: Das Deutschtum in Ost- und Westpreußen. Grdpr. je 0.30 M.
Lünchen, Dr Franz Pfeiffer & Co.

liturgische Tischgebet. Benedictio Mensae. Grdpr. geh. l. 2.50. München, Theatiner-Verlag.

riegsschuldfrage. Monatsschrift für internationale Auf-arung. 1. Jahrgang Nr. 3 September 1923. Einzel-reis M. 100 000. Verlag der Zentralstelle für Erforschung er Kriegsursachen, Berlin.

l, Dr Robert, Die neue Jugend. (Flugschriften der rankfurter Zeitung). Grdpr. broch. 0.20 M. Frank-rt a/M., Frankfurter Sozietätsdruckerei.

:, Erich, Politik und Dichtung. München, Diskuren-erlag.

Falckenberg, Octavio, Spanisch-französischer Hader. Ein spanisches Bekenntnis. Berlin. G. Stilke.

Fischer, Georg Leonhard, Der Fürstabt. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Grdpr M 0.50. Fulda, Fuldaer Actiendruckerei.

Forbes-Mosse, Irene, Laubstreu. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Frapan-Akunian, Ilse, Die verfluchte Stelle. Die Liebesbrücke. (Volksbuch Heft 48). Grdpr geh M. 0.75 Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Frei-Deutschland. Monatsschrift für nordische Wiedergeburt. Herausgeber Dr. Ernst Hunkel. 18. Jahrgang. 2. Heft Ernting 1923. Sontra (Bez., Cassel), Verlag Frei-Deutschland.

Frobenius, Leo und Obermaier, Hugo. Hádschra Máktuba. Urzeitliche Felsbilder Kleinafrikas. In 6 Lieferungen. Grdpr. M. 120.—. Lieferung 1. München, Kurt Wolff.

Gurian, Waldemar, Die deutsche Jugendbewegung. Habelschwerdt, Frankes Buchhandlung.

Haeßle, Johannes, Das Arbeitsethos der Kirche. Nach Thomas von Aquin und Leo XIII. Grdpr. M. 12.— geb. M. 13.50. Freiburg, Herder.

Ferner: Bei der Redaktion eingegangene Neuerscheinungen:

Hoffmann, General Max, Der Krieg der versäumten Gelegenheiten. München, Verlag für Kulturpolitik.

Just, Leo, Clemens Brentano. Grdpr. M. 0.40. Köln, Paul Gehly.

Klein, Otto, Der kommende Tag. Gedichte. Berlin, Wir-Verlag.

Kranold, Albert, Die Persönlichkeit im Sozialismus. Beiträge zur philosophischen Begründung des Sozialismus. Jena, Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei.

Legenda trium sociorum. Uebersetzung und Nachwort von Siegfried Johannes Hamburger. Grdpr geh. M. 2 50; geb. M. 3.50. München, Theatiner-Verlag.

Lill, Georg, Max Heilmaier. Ein deutscher Bildhauer. Grdpr geb. M. 2.—. München, Parcus & Co.

Loga, Valerian von, Spanische Plastik vom 15. bis 18. Jahrhundert Mit 32 Abbildungen. Grdpr. geb. M. 6.—. München, Hyperion-Verlag.

Lübbe, Axel., Gottes Geheimnis über meiner Hütte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Mann, Thomas, Goethe und Tolstoi. Aachen, Verlag „Kuppel", Karl Spiertz.

Manzoni, Alessandro, Betrachtungen über die kathol. Moral. Ins Deutsche übertragen von Franz (Werke Bd. VI.) München, Theatiner-Verlag.

Marcuse, Ludwig, Die Welt der Tragödie, mit 12 Gz. 12.— Mk. Berlin-Leipzig, Franz Schneider

Mathar, Ludwig, Das Glück der Oelbers. Ein rheinischer Tuchmacher-Roman aus dem 18. Jahrhundert. 11.50 Mk. Köln, J. P. Bachem.

Otto, Rudolf, Das Heilige. Über das Irrationale Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum 11. Auflage.

—, Aufsätze das Numinose betreffend. Grdpr. je M. Gotha, F. A. Perthes.

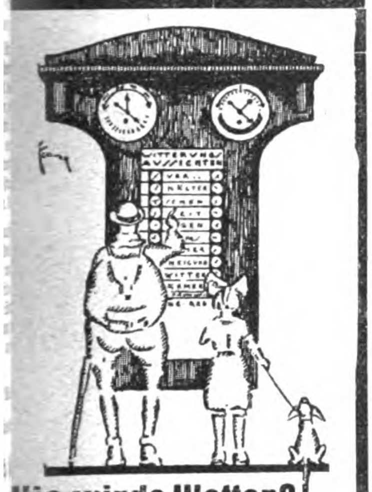

Der mäßige Verbrauch
eines guten Weinbrands ist niemals schädlich, sondern in unserem Klima für das Wohlbehagen geradezu unerläss-lich. Volle Anerkennung verdient wegen ihres feinen Geschmackes, ihrer Reinheit und Wohlbekömmlichkeit unsere Marke:
1846
Alte Reserve
Winkelhausen



NATUR UND JAGD



NATUR UND JAGD









Rauchers höchste Freude.

Unter all' den vielen Dingen,
Die uns wahre Freuden bringen
Schätz' ich — Raucher werden es begreifen —
Als die höchsten „Vauen"-Pfeifen.

„Ferner: Bei der Redaktion eingegangene Neuerscheinungen:

Politische Zeitfragen.

Heft 7—9. Lerchenfeld-Köfering, Hugo Graf. Amerika und der Weltkrieg. Grdpr. M. 0.80. München, Dr. Franz A. Pfeiffer & Co.

Reclams Universalbibliothek:

Nr. 3937—3940. Dichter-Biographien Bd. II.: Haarhaus, Jul. R., Goethe. Grdpr. geh. M. 1.20. geb. M. 1.80.

Nr. 6418. Das Drama der Gegenwart I. Heise, Wilh., Gerhart Hauptmann. Grdpr. geh. M. 0.80. Leipzig, Ph. Reclam.

Roselieb, Hans, Der Schalk in der Liebe. Novelle.
—, Die Mahd. Novelle. Grdpr. je broch. M. 0.60.; geb. M. 1.40. Freiburg, Herder.

Sammlung Göschen:
Nr. 129. Sieger, Rob. Die Alpen. Grdpr. M. 1.—. Berlin, W. de Gruyter.

Sammlung Kösel: Nr. 98 Widmann, Wilh.: [illegible]
Nr. 99 Bronsart, H. von: Die [illegible]
Kempten, Kösel & Pustet.

Schäfer, Georg, Der Gang in die Stadt und and[illegible] schichten. Grdpr. brosch. M. 0.60. geb. M. 1.[illegible] [illegible]burg, Herder.

Schmitt, Cornel: Zwiesprache mit der Natur. Grdpr. [illegible] geb. M. 2.80. Freising, Datterer & Cie.

Schmückle, Georg: Die Muschel des großen Bar. [illegible] Grdpr. M. 2.30 Stuttgart, Strecker & Schröder.

Schnitzer, Joseph, Savonarola. Ein Kulturbild [illegible] Zeit der Renaissance. 2 Bde. Grdpr. geh. M. 26.— [illegible] M. 30.—. München, E. Reinhardt.

Scholz, Künstlerische Volks-Bilderbücher:
Nr. 312. Münchhausen, Bilder von Franz Wacik.
Nr. 325. Schneeweißchen und Rosenrot. Die [illegible] Mit Bildern von Else Wehrle. Mainz, Jos. [illegible]

Beachtenswerte Mitteilungen.

...s Bardel, Prov. Hannover, auf verträumter ... einem Eldorado für Dichter und Denker, die Söhne des hl. Franziskus ein Missions-... gegründet zur Heranbildung von Priester-...rüdermissionaren für die Missionen in Nord-...n. Müssen heute auch manche Berufe we-...berfüllung, zu hohen Kosten oder unsicheren ...ten für einen großen Teil unserer Jugend ...iden, hier kann noch mancher lernbegierige ..., mancher in den Wissenschaften bereits vor-...tene junge Mann ein erstrebenswertes Le-...l, ein weites Feld zur Entfaltung seiner ...e und Fähigkeiten finden. Und ist nicht ein ...kaner und Missionar eine Ehre für katho-... Eltern und ein Trost bis über das Grab ...? Talentvolle Schüler von 13 Jahren an, ...ers solche, die schon mehrere Klassen des ...asiums oder der Oberrealschule erfolgreich be-...haben, junge Männer, die bereits ein aka-...es Studium begonnen haben, sowie Jung-... mit Liebe und Neigung zum Berufe eines ...spriesters und Franziskanermissionars finden ...undliche Aufnahme und Ausbildung in dem ...nskolleg St. Antonius, Bardel, Post Gilde-...0, Hannover. (Otto Grün, Bardel i. Hann.)

...and 4 des „Neuen Brockhaus", des ersten ...en Konversationslexikons nach Kriegsschluß, ...en erschienen. Dieses Werk antwortet auf ...frage und gibt erschöpfende Auskunft. Es ... nicht nur ein Verzeichnis mit kurzen Hin-..., sondern ein Werk, welches auf allen Ge-... das neueste enthält, und daher für jeden, ... Beamter, Kaufmann oder Handwerker, un-...rlich ist. Das Werk ersetzt vollkommen eine ... Bibliothek und kann sozusagen als tägliches ...ug benutzt werden. Wir machen bei dieser ...nheit auf das Inserat in der heutigen Num-...er Buchhandlung Karl Block, Berlin SW 68, ...raße 9 aufmerksam, welche die Anschaffung ... äußerst wichtigen Werkes durch Gewährung ...ner Teilzahlungen jedermann ermöglicht.

...astenspeise. Allseitiger Beachtung empfohlen ...r unserer heutigen Postauflage beiliegende ...ekt der Unterelbe-Handels-Gesell-...t m. b. H. (Uhag) in Altona an der ...relbe (Hauptsitz der deutschen Fischindustrie). ...altrenommierte Firma liefert als Spezialität ...inkostwaren in den verschiedensten Arten, und ...us sorgfältig ausgewählten und gereinigten ...aren hergestellten Erzeugnisse zeichnen sich ... ihre hervorragende Güte und durch ihre sau-... mannigfaltige und schmackhafte Zubereitung, ...n verschiedensten Geschmacksrichtungen ange-...st, sowie durch ihre Preiswürdigkeit vorteil-...us. Besonders sei noch darauf hingewiesen, ...e Fischfeinkost der Uhag durchweg tafelfertig, „Fertig zum Essen", ist und im Gegensatz zu frischen Fischen den nicht zu unterschätzenden Vorteil besitzt, daß sie meistens ohne Eingeweide, Kopf, Schwanz, Schale, vielfach sogar ohne Gräten, also ohne jeglichen Abfall, geliefert wird. Sie bietet daher auch besonders für die kommende Fastenzeit eine willkommene Abwechslung in der täglichen Kost und ist besonders geeignet, den Speisezettel zu bereichern. Zahlreiche Anerkennungen über die Güte und Preiswürdigkeit ihrer Lieferung gehen der Uhag fast täglich aus allen Kreisen ihrer Kundschaft unaufgefordert zu. Ausführliche Preislisten werden kostenlos an jedermann versandt.

Hausgeselligkeit. So, wie frühere Generationen sie in anmutiger Weise zu pflegen verstanden, scheint sie wieder in das Heim der Menschen von heut einziehen zu wollen. Man beginnt die gemütlichen Abendstunden voll stiller Ruhe wieder zu schätzen, man ist für einige liebe Freunde mindestens einmal in der Woche „zu Hause", um dem geschäftigen Tag durch Plaudern und Musik einen harmonischen Ausklang zu geben. An der Hausfrau liegt es, dem Zusammensein die rechte Weihe zu verleihen, wenn sie durch taktvolles Maßhalten in jeder Beziehung dem müden und abgespannten Gatten die rechte Erholung schaffen will. Unentbehrlich dabei ist der erfrischende Tee „Marke Teekanne", der in Schalen neuzeitlicher Töpferkunst dampft, und den die sparsame, haushälterische Frau bevorzugt, weil er so ungemein ausgiebig ist. Vielleicht auch, um sich durch seine wirkungsvollen Seidenmuster viele Möglichkeiten für Kleiderschmuck und Raumschmuck zu verschaffen. Wenn so der Ruhebedürftige vom zarten Rauschen freundlicher Gastlichkeit umhüllt, die Hausfrau, in deren nimmermüden Händen die zierliche Arbeit zu einem kleinen Kunstwerk wird, selbst Ruhe und Behagen ausstrahlt, wer sollte solche Stunden nicht als Feierstunden empfinden?

Für Liebhaber guter Bremer Zigarren. Wir nehmen Veranlassung, unsere Leser auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der bestbekannten Firma Heinrich Bommelmann, Bremen besonders hinzuweisen. Seit vielen Jahren genießt die Firma in weitesten Raucherkreisen als äußerst leistungsfähige und reelle Bezugsquelle den allerbesten Ruf und wird vielen unseren Lesern als solche auch bekannt sein. Wir können die Firma, die uns als eine der solidesten der Branche bekannt ist, aufs beste empfehlen und hoffen bestimmt, daß sich ihre Abnehmerzahl auch aus unserem Leserkreis heraus erweitern wird. Liebhaber einer guten Qualitätszigarre wird diese Offerte auch eine willkommene Gelegenheit bieten, ihre Aufträge der Firma zu überschreiben. Einen Versuch, der ohne Frage befriedigen wird, sollte wenigstens jeder Raucher machen.

DEUTSCHE VERLEGER

ERSTE ABTEILUNG MIT DER BETEILIGUNG DER FIRMEN

LIX MEINER, LEIPZIG / C.H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, MÜNCHEN / PAN VERLAG, CHARLOTTENBURG / ENGLERT & SCHLOSSER, FRANKFURT / ERNST OLDENBURG VERLAG, LEIPZIG / ALFRED KRÖNER VERLAG, LEIPZIG / FERDINAND HIRT, BRESLAU / F. A. BROCKHAUS, LEIPZIG / PAUL LIST VERLAG, LEIPZIG / DELPHIN-VERLAG, MÜNCHEN / ERNST ARNOLD VERLAG, DRESDEN / K. F. KOEHLER, LEIPZIG / DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART-BERLIN-LEIPZIG / J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHF., STUTTGART / UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT, STUTTGART / CONCORDIA DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, BERLIN / HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG / ADOLF BONZ & COMP., STUTTGART / DER KOMMENDE TAG A.G. VERLAG, STUTTGART / REIMAR HOBBING, BERLIN / J. P. BACHEM, KÖLN / G. HIRTH'S VERLAG, MÜNCHEN / ERNST ROWOHLT VERLAG, BERLIN / MAX KOCH, LEIPZIG

MÄRZ 1924

4

Ernst Oldenburg Verlag * Leipzig, Querstrasse 17

WALDEMAR DOMROESE

DER WILLE ZUR PERSÖNLICHKEIT

Eine wissenschaftlich begründete Methode zur Willenserziehung, Steigerung der geistigen Fähigkeiten, zur rednerischen Schulung und Entwicklung der Persönlichkeit

Groß-Oktav. 20 Bogen. Broschiert 8.— Mark, gebunden 10.— Mark

Dies Werk hat sich eine tiefliegende und weitgehende Aufgabe gestellt und gelöst: es will den Willen zur Entfaltung der Persönlichkeit auf allen Gebieten wachrufen und anspornen, damit die brachliegenden geistigen Kräfte zum eigenen Nutzen und damit auch zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft verwendet werden können.

*

DR. MED. HERMANN ROHLEDER

MONOGRAPHIEN ZUR SEXUALWISSENSCHAFT

Band 1: Sexualphysiologie / Band 2: Sexualpsychologie
Band 3: Sexualbiologie / Band 4: Sexualphilosophie und Ethik

Groß-Oktav. Jeder Band geheftet 3.— Mark, gebunden 4.— Mark

Jeder Band ist für sich abgeschlossen und doch bilden sie zusammen ein einheitliches Ganzes. Alle Probleme sind mit sittlichem Ernst, doch ohne jede Prüderie erörtert. Ein Laienwerk im besten Sinne des Wortes.

*

HANS FÜLSTER

MONOGRAPHIEN ZUR FRIEDENSFRAGE

Band 1: Weltkrieg und Weltfriede 1.20 Mark / Band 2: Einwendungen gegen die Friedenslehre. 1. Teil 2.50 Mark / Band 3: Einwendungen gegen die Friedenslehre 2. Teil 2.50 Mark / Band 4: Die treibenden Kräfte der überstaatlichen Organisation 1.50 Mark

Das gewaltige Material, das bisher über diese Fragen in aller Welt zerstreut war, hat Fülster zusammengetragen und das Für und Wider aller Meinungen gegeneinander abgewogen.

Die Bücher sind durch jede Buchhandlung, nötigenfalls direkt vom Verlag zu beziehen.

DEUTSCHE VERLEGER

JACOB BURCKHARDT

Kultur der Renaissance in Italien

13. Auflage, Neudruck der Urausgabe

Durchgesehen von Prof. Dr. W. Götz

In Halbleinen gebunden M 8.—
In Halbleder gebunden M 11.—

Jacob Burckhardts Kultur der Renaissance trägt den Rhythmus des Kunstwerks in sich. Sie kann darum nicht veralten. Das Zurückgreifen auf die Urausgabe war daher Ehrenpflicht aller Verehrer des großen Kulturhistorikers

Friedr. Nietzsches Werke

Die Klassiker-Ausgabe

In Halbleinen gebunden M 52.—
In Halbpergament
Ausgabe A . . . . M 80.—
Ausgabe B . . . . M 80.—
In Halbleder gebunden . M 90.—

Die Klassiker-Ausgabe enthält alles, was Friedrich Nietzsche zu Lebzeiten drucken ließ oder vollständig druckfertig an Manuskripten hinterlassen hat

EDUARD V. HARTMAN

Philosophie des Unbewußten

12., unveränderte Auflage

Drei Bände geheftet . . . M 30.—
In Halbleinen gebund. M 40.—
In Halbleder gebunden M 50.—

Immer stärker beginnt Hartm in die Breite zu wirken. Eine g Reihe moderner Denker bek ihre Verwandtschaft mit ihm u fühlen sich seinem Werk aufs tief verpflichtet. Die von Arthur Drews prophezeite Hartmann-Renaissance zieht herauf

ALFRED KRÖNER VERLAG IN LEIPZIG

Jedermanns Bücherei

Natur aller Länder / Religion und Kultur aller Völker / Wissen u. Technik aller Zeiten

Neue Bände:

DEUTSCHE LITERATUR vom Naturalismus bis zur Gegenwart. Von Dr. **WOLFGANG STAMMLER**, Professor an der Technischen Hochschule Hannover. Mit 32 Abbildungen auf Kunstdruckpapier. 144 Seiten.

SÜDAMERIKA. Von Dr. **B. BRANDT**, Privat-Dozent an der Universität Berlin. Mit 32 Karten, Profilen und 32 Bildern auf Kunstdruckpapier. 140 Seiten.

METAPHYSIK. Von Dr. **HANS DRIESCH**, ord. Professor an der Universität Leipzig. 96 Seiten.

Jeder Band auf holzfreiem Papier in Halbleinen geb. 2.50 Goldmark

*

Ausführliches Verzeichnis der bisher erschienenen Bände kostenfrei

Verlag Ferdinand Hirt / Breslau

Die größte Entdeckung seit Jahrhunderten

In Kürze erscheint

H. CARTER u. A. C. MACE

Tut-ench-Amun

Ein ägyptisches Königsgrab

Entdeckt von Earl of Carnarvon †
und Howard Carter

Mit über 100 Abbildungen auf Tafeln

*

Preis gebunden etwa M. 15.—

Ausführliche Prospekte mit Originalabbildungen auf Verlangen kostenlos

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

Wertvolle Bücher aus dem Verlage von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

für Geschenkzwecke und für jede Hausbibliothek

WALTER BLOEM
Der Weltbrand
Deutschlands Tragödie 1914/18
Mit Zeichnungen v. Ludw. Dettmann. 2 Bände mit 70 farbigen Tafeln und Einschaltbildern nebst Übersichtskarten der Kriegsschauplätze. 640 S. Groß-oktav in eleg. H'leinenbänd. M 40.—

Der große Krieg 1914–1918
Kurzgefaßte Darstellung auf Grund der amtlichen Quellen des Reichsarchivs von Major a. D. **Erich Otto Volkmann.** Mit einem Urkundenanhang und zwei großen mehrfarbigen Karten. 241 Seiten Oktav in elegantem Halbleinenband M 12.—

KUMBUKE
Erlebnisse eines Arztes in Deutschostafrika 1914–1917
Von August Hauer. Mit 8 farbigen Tafeln, vielen Tuschzeichnungen und einer Karte. In elegantem Halbleinenband M 14.—

Friedrich der Große
Ausgewählte Werke
Herausgegeben von G. B. Volz mit Bildern von A. v. Menzel
in 2 Bänden
mit 120 Zeichnungen und 14 Bildtafeln. 616 Seiten Groß-Oktav in eleganten Halbleinenbänden M 28.—
in 1 Band:
„Der große König"
mit 91 Zeichnungen, 4 Bildtafeln und 4 Faksimiles. 382 Seiten Groß-Oktav in elegantem Halbleinenband M 14.—
Gespräche
mit 75 Zeichnungen und 6 Bildtafeln nach A. von Menzel. Groß-Oktav in eleg. Halbleinenbd. M 14.—
Leben und Schaffen
Biographie von Max Hein. Mit vielen Zeichnungen A. von Menzels, Porträts, Schlachtskizzen und 1 Bildtafel. 336 Seiten Groß-Oktav in elegantem Halbleinenband M 14.—

BISMARCK
Ein Bild seines Lebens und Wirkens
von Dietrich Schäfer
mit Textzeichnungen v. Arthur Kam[illegible] und einem Bildnis. 336 Seiten Gr.[illegible] in elegantem Halbleinenbd. M 14.—

W. VON GIESEBRECHT
Geschichte der deutschen Kaiserzeit
In Auswahl herausgegeben von P. [illegible] Marbach. Mit einer Zeittafel und 3 ge-schichtlichen Karten. 440 Seit. Gr.[illegible] in elegantem Halbleinenbd. M 14.—

W. A. SUCHOMLINOW
Russischer Kriegsminister 1909–19[illegible]
Erinnerungen
Mit ein. Einführung v. Georg Me[illegible], mit einem Bildnis Suchomlinows [illegible] einem Brieffaksimile. 560 Seiten [illegible] H'leinenbd. M 14.-, G'leinenbd. M 1[illegible]

Ausführliche Prospekte stehen kostenfrei zur Verfügung und wolle man verlangen vom Verlag **Reimar Hobbing, Berlin SW 61,** Großbeerenstr. 1[illegible]

Hervorragende Prachtwerke

Christus. Des Heilands Leben, Leiden, Sterben und Verherrlichung in der bildenden Kunst aller Jahrhunderte. Von Dr. WALTER ROTHES. 7.—10. Aufl. Mit 196 Abbildungen im Text u. 5 Bildern in Vierfarbendruck. Vornehme Ausstattung auf ff. weißem, holzfreiem Papier. Gebunden Gm. 12.—

Die Madonna in ihrer Verherrlichung durch die bildende Kunst aller Jahrhunderte. Von Dr. WALTER ROTHES. 7.—9. Auflage. Mit 191 Abbildungen im Text und 8 Bildern in Vierfarbendruck. Gebunden Gm. 10 —

Illustr. Geschichte der Stadt Köln. Von Professor Dr. FRANZ BENDER. 4.-6., neubearbeitete Auflage. Mit einem Titelbild und 184 Abbildungen. Gebunden Gm. 12.—

Die Mosel. Von Dr. LUDWIG MATHAR. II. Bd. des Monumentalwerkes **Die Rheinlande.** Bilder von Land, Volk und Kunst. Prachtwerk mit zahlreichen Abbildg. Gebunden Gm. 20.—

Der Niederrhein. Von Dr. LUDWIG MATHAR. I. Band des Monumentalwerkes **Die Rheinlande.** Mit 32 feingetönten Lichtbildern. Gebunden Gm. 12.—

Der Spielmann Gottes. Erzählung aus der Zeit des Heiligen von Assisi. Von ANNA FREIIN VON KRANE. Mit einem Titelbild von Jakob Blaser. Vornehme Ausstattung in Schwarz- u. Rotdruck. Geb. Gm. 7.50.

100 Stück erschienen als **Vorzugsdrucke der Marzellus-Presse Nr. 6.** Auf Ankona-Büttenpapier in zwei Farben abgezogen, von der Verf. handschriftlich gezeichnet. Liebhaberband in Halbleder Gm. 40.—

J. P. BACHEM, Verlagsbuchhandlung
G.m.b.H. in KÖLN

Eine kunst- und kulturgeschichtliche Neuerscheinung von Rang:

Georg Hirth

KULTURGESCHICHTLICHES BILDERBUCH AUS VIER JAHRHUNDERTEN

Neubearbeitet und ergänzt von Max von Boehn

Erster Band

Großfolio, 72 Bogen. Preis ungebunden 40 Goldmark, in Halbleinen 50 Goldmark

Einband-Entwurf von Prof. Dr. Emil Preetorius

Um einen Neudruck dieses mit Recht bei allen Kunstfreunden so beliebten Bilderwerkes, das seit Jahren im Handel vergriffen war, bringen zu können, mußte der Verlag sich dazu entschließen, beträchtliche Kürzungen vorzunehmen. Dazu zwingen die Zeitverhältnisse, nicht etwa irgendwelche kritische Bedenken gegen die von dem verstorbenen Dr. Georg Hirth getroffene ursprüngliche Auswahl. Der Herausgeber dieser [illegible] verkürzten Ausgabe war sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl bewußt, und er hat auf mehr wie eine Darstellung [illegible] schweren Herzens verzichtet. Sollte das Buch aber überhaupt nochmals erscheinen können, so würde eine starke Beschränkung des Materials zu einer gebieterischen Notwendigkeit. Der Herausgeber ließ sich dabei von dem Grundsatz leiten: was [illegible] für uns Deutsche das Interessanteste und Wertvollste [illegible] seine Auswahl nach diesem Gesichtspunkte. Von dem [illegible] digen Werk mit seinen mehr als 1500 Abbildungen können wir vorläufig nur den ersten Band ausgeben, hoffen aber, den zweiten im Frühjahr 1924 folgen lassen zu können.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag

G. HIRTH'S VERLAG A.-G. MÜNCHEN

Ostern! Neue und wahre Lebensfreude bieten die Werke starker, aufbauender Persönlichkeiten

aus dem Verlag von

MAX KOCH IN LEIPZIG

Wer lebt gestaltet

Eine Seelenfeier

Paul Burg, Alles um Liebe. Ein Goetheroman in 4 Bänden mit über 100 Illustrationen im Stile der Zeit von Franz Staffen. Band I Freudvoll und Leidvoll, Band II/III Meine Christel, Bd. IV Der schöne alte Herr. Ausg. in 4 Pappbd. M. 18.-, in Leinenbd. M. 24.-

So, deutsches Volk, sahst du deinen Goethe noch nie. „Die klassische Schöpfung eines Persönlichkeitsromans", „Der erste Pförtner zum Garten Goethes". Alle führenden Tageszeitungen und Zeitschriften haben nur eine Stimme des Lobes.

Ein Buch von Weisheit, Kraft und Schönheit

Alexander von Gleichen-Rußwurm, Von Mannes Wert und Willen. Ein Buch vom deutschen Mannestum. 200 Seiten im Format 15×21 cm, schönes schneeweißes Papier; 12 ganzseitige Zeichnungen, 115 Initialen, Kopf- und Schlußstücke von Kunstmaler Kurt Opitz. Leinenband M. 5.50, Pappband M. 4.—

Das Buch des deutschen Mannes.

Edelsteine aus dem Schaffen Molos

Walter von Molo, Der Mensch und das Werk (Vom Herzschlag meines Volkes). Ein Früchtekranz aus Molos Werken. Mit acht charakteristischen Köpfen von dem bekannten Kunstmaler Karl Bauer. Ornamentschmuck von Kurt Opitz. 232 Seiten im Format 15×21 cm. Im Leinenband M. 8.—, Pappband M. 6.—

Aus dem Inhalt: Der ewige Sieg. Das Sehen der Größe. Der Ruhm. **Und setzt ihr nicht das Leben ein.** Deutschland. Ein einig Volk von Brüdern. **Es lebe die Freiheit.** Die Erhebung. Die große Einheit. Was ist der Tod? usw.

Das wundersamste Frauengeschenk

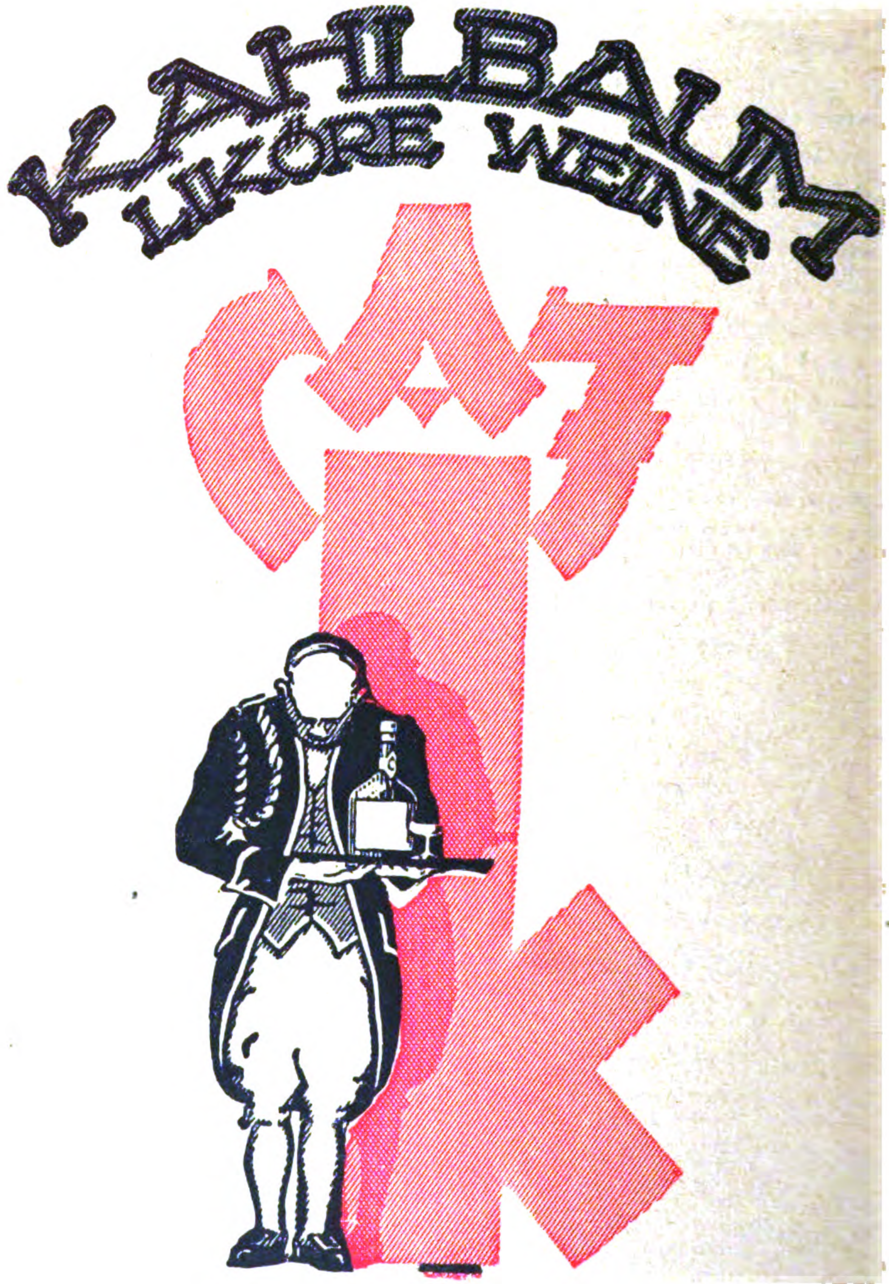
Friedrich Lienhard, Von Weibes Wonne und Wert. Ein Buch von der königlichen Macht reinen Frauentums. Herausgegeben von Dr. Paul Bülow. 40. Tausend, 200 Seiten im Format 15×21 cm, blütenweißes Papier, mit 125 Textbildern, Initialen, Kopf- und Schlußstücken von Kunstmaler Fritz Buchholz. Ausgabe in Leinen mit Goldpressung M. 5.50. Ausgabe im Pappband mit Goldpressung M. 4.—.

Ein wundersamer Frauenlob.

Ein Frauenbuch von Freiheit, Schönheit und Erfüllung

G. Brausewetter, Eva-Maria. Ein Führer zu wahrem Weibtum. 160 Seiten im Format 15×21 cm, blütenweißes Papier. Mit feinsinnigem Buchschmuck von Kurt Opitz. Leinenband mit Goldpressung M. 5.—, Pappband mit Goldpressung M. 3.80.

Ein freimütiges Buch einer warmherzigen, alles verstehenden Frau.


KAHLBAUM
LIKÖRE WEINE